Princeton University Library
32101 064300609
RECAP
0902
.6089
Digitized by Google

.6089 ANNEX LIB.

Library of

Dei Sub Numine Viget

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Funfzehnter Band,

Januar bis Juni

1839.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Preis des Jahrganges (Berlin, in der Expedition der Allgemeinen Preußiſchen Staats-Zeitung, ſo wie bei allen Königl. Poſt-Aemtern ohne Erhöhung) drei Thaler Preuß. Cour.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Spanien.

Januar: Die Spaniſchen Theater. Nach der Schilderung eines Franzoſen (11).

Februar: Die Meſta (18).

Juni: Reiſebilder aus dem ſüdlichen Spanien. Von Richard Bentley (76).

Frankreich.

Januar: Kultur und Literatur in ihrer Wechſelbeziehung. [Nach der Revue française] (1). Ein Sonntag in der Normandie. Von Miſtreß Hall (1). Die Sklaverei und der Sklavenhandel. Von de Gasparin (2). Lafayette in Verſailles. Vom General Mathieu Dumas (3). Das Innere eines Pariſer Zeitungs-Büreaus. Von Muret (5). Murat's Landung und Ende. Vom Marſchall Marmont (5). Graf Beugnot in den Revolutions-Gefängniſſen. 1793—1794. Aus den Memoiren des Grafen (7). Die Eiſenbahnen in Frankreich, verglichen mit denen in Belgien, England und Nord-Amerika. Nach der Revue des deux Mondes (8). Die Rückkehr von Varennes. Aus den Memoiren des Generals Mathieu Dumas (9). Bibliographiſche Mittheilungen.

Februar: Molière's Tod und Begräbniß (15). Das Theater während der Schreckenszeit (16). Bibliographie (17). Ein Franzöſiſcher Allerwelts-Schauſpieler (19). Die Kunſt, ein Schmarotzer zu ſeyn (20). Die Vegetation im Norden (23). Frankreich und der Nachdruck. Nach der Revue des deux Mondes (24). Die Pariſer Kaffeehäuſer. Nach der Schilderung eines Engländers (25). Bibliographiſche Mittheilungen.

März: Die Pariſer Kaffeehäuſer [Schluß] (26). Die Königliche Kapelle und Kammermuſik unter Ludwig XIV. (26). Erinnerungen aus Talma's Leben. Von Aubert de Vitry (27). St. Marc Girardin über das polytechniſche Inſtitut in Wien (28). Das Bagno zu Breſt (29). Ueber den bei den Franzoſen herrſchenden Geiſt der Oberflächlichkeit (30). Zur Statiſtik der Verbrechen in Frankreich (32). Ein Beſuch zu Port-Royal-des-Champs. Von Antoine Delatour (33). Nantes während der Schreckenszeit. Von E. Souveſtre (35). Die Kleinkinder-Bewahr-Anſtalten (37). Bibliographiſche Mittheilungen.

April: Nantes während der Schreckenszeit. Dritter Artikel (39). Konnte die Franzöſiſche Revolution aufgehalten oder geleitet werden? (40). Die phyſiſche Schwäche der heutigen Franzoſen. Nach der Revue britannique (40). Die Salpetrière (42). Die Franzöſiſche Literatur des 17ten und 18ten Jahrhunderts. Nach Villemain's „Tableau du XVIII. siecle" (43). Aeußerungsweiſen der Phantaſie. Vom Profeſſor Adolph Garnier (44). Der letzte Miniſterwechſel unter Karl X. Nach der Histoire de France, pendant la dernière année de la restauration (45). Ein Tag aus dem Leben eines Dichters. Ein Schreiben A. von Lamartine's (46). Eine Wahl im Jahre 1789. Aus den Memoiren des Grafen Beugnot (51). Bibliographiſche Mittheilungen.

Mai: Die dieſjährige Pariſer Kunſtausſtellung (53). Erinnerungen an Görz und Grätz. Aus dem Tagebuche einer vornehmen Dame (53). Die letzten Augenblicke des Fürſten von Talleyrand. Nach dem United Service Journal (54). Zur Geſchichte des Théâtre français (55). Rückblicke von Jules Janin. An Théodoſe Burette (56). Die ſieben Saiten der Lyra. Dramatiſches Gedicht von George Sand (57). Deſchapelles, der König der Schachſpieler (60). Mozart's erſte Reiſe nach Paris. Von Fetis (63). Der Pariſer Gewürzkrämer. Von Balzac (65). Bibliographiſche Mittheilungen.

Juni: Zwei Soireen im 17ten Jahrhundert [März 1644] (66). Die Geſchichte Ouvrard's, des großen Lieferanten (67). Thiers, nach Cormenin's Schilderung (69). Die Preſſe während der Revolutionszeit. Erſter Artikel (70). Ein General der Napoleoniſchen Armee (70). Die Preſſe während der Revolutionszeit. Zweiter Artikel (72). Geſchichtliche Gegenſätze unſerer Zeit. Von Lerminier (73). Geſchichte der großen Oper zu Paris. Von Fetis (75). Die Vendeer-Hochzeit. Von Jules Janin (77). Bibliographiſche Mittheilungen.

Italien.

Januar: Margherita Puſterla. Roman von Ceſare Cantu. (10). Römiſche Berichte eines Deutſchen. I. (11). Römiſche Berichte eines Deutſchen. II. (12). Römiſche Berichte eines Deutſchen. III. (13). Petrarka auf dem Mont-Ventoux. Nach Delecluze (13). Bibliographiſche Mittheilungen.

Februar: Petrarka auf dem Mont Ventoux. [Schluß] (14). Römiſche Berichte eines Deutſchen. IV. (18). Aeltere und neuere Kunſt in der Lombardei. Nach der Library of fine arts (19). Bibliographiſche Mittheilungen.

März: Die ſchöne Fornarina (38).

Mai: Literariſches und wiſſenſchaftliches Treiben in Rom. Aus dem Schreiben eines Deutſchen (57). Aus dem Leben des Komponiſten Ferrari (61). Wiſſenſchaftliches aus Rom (62). Handbücher für Reiſende in Italien (63).

Juni: Zwei neue hiſtoriſche Romane (74). Der Graf Giraud und Alberto Nota. Von Scribe (77).

Malta.

Juni: Von Frankreich nach Malta. Aus einem Briefe de Ségur-Dupeyron's an den Doktor Pariſet (72).

England.

Januar: Geſellſchaftliche Grundlagen des Britiſchen Staates. Nach dem Atlas (5). Die Papiere der Stuart's aus dem letzten Jahrhundert (6). Die Schottiſchen und Engliſchen Puritaner des 17ten Jahrhunderts. Nach der Edinburgh Review. (8). Bibliographie (11). Die Engliſche Literatur im Jahre 1838. Nach dem Atlas (12). Reſultate der Schädellehre (12). Bibliographiſche Mittheilungen.

Februar: Shakeſpeare's Katharina von Aragonien. Von Amedée Pichot (15). Lord Byron in Piſa (22). Bibliographiſche Mittheilungen.

März: Glasgow (26). Die neueſten Forſchungen über Stürme und Orkane (27). Gretna-Green und die Fleet-Heirathen (28). Lord Brougham's Dialoge über Inſtinkt und Vernunft (31). Lord Brougham's Dialoge über Inſtinkt und Vernunft Zweiter Artikel (33). Die gute Geſellſchaft. Aus Fraser's Magazine (34). Bibliographiſche Mittheilungen.

April: Die Handlungsdiener und die Ladenmädchen in London (40). Reiſe-Notizen der Gräfin von Bleſſington (46). Die Engliſche Literatur der Gegenwart. Von Philarethe Chasles (47). Bibliographiſche Mittheilungen.

Mai: Das Sprachgenie eines Wäliſchen Holzjägers (61). Bibliographiſche Mittheilungen.

Juni: Der Landſitz eines Engliſchen Edelmanns (66). Die bisherigen Bearbeitungen der Engliſchen Geſchichte. Nach der Foreign Monthly Review (68). Biſchof Goodman und ſeine Zeit (71). Schiffs-Rettungs-Apparate (73). Zur Geſchichte der Liebhaber-Theater. Nach dem New Monthly Magazine (74). Zur Witterungskunde (77). Bibliographiſche Mittheilungen.

Digitized by Google

Belgien.

März: Antwerpen. Nach der Quarterly Review (31).

Mai: Haupt-Ueberſicht der Verheirathungen, Geburten, Eheſcheidungen und Todesfälle in Belgien im Jahre 1837 (62).

Juni: Lüttich's Entſtehung (75).

Schweden.

April: Laing's Reiſe durch Schweden (39). Schwedens neuere Dichterſchule. Von X. Marmier. I. Franzén (41). II. Hammarſköld und die Phosphoriſten (42). III. Atterbom (43). IV. Stagnelius. V. Sjöberg (45).

Polen.

Januar: Die legislative Gewalt bei den Polen (1). Die erſten Biſchöfe in Polen (2). Eine Donnerſtags-Mahlzeit beim Könige Stanislaus Auguſt (10). Bibliographiſche Mittheilungen.

Februar: Karl XII. und die Kurpen (14). Tanka. Eine Sage der Goralen in Galizien (25). Bibliographiſche Mittheilungen.

März: Kojata. Eine Slawiſche Volksſage (36).

April: Bibliographiſch-hiſtoriſches Bild der Polniſchen Literatur (48).

Rußland.

Januar: Bibliographie (13).

Februar: Der Gefangene unter den Tſcherkeſſen. Nach einer wahren Begebenheit (21). Bibliographiſche Mittheilungen.

März: Ruſſiſche Volksberedſamkeit. Von J. G. Kohl (29). Die Meſſe in Niſchney-Nowgorod. Nach einem Engliſchen Reiſenden (34).

April: Die Ruſſiſchen Swätki. Aus einer Erzählung von W. Miroſcheffski (41). Bibliographiſche Mittheilungen.

Mai: Orianda (52). Geſänge und Geſangliebe der Ruſſen. Von J. G. Kohl (64).

Juni: Die Jüdiſche Sekte der Karaïten in Süd-Rußland. Von J. G. Kohl (67). Die Deutſchen in Rußland. Von J. G. Kohl (69).

Moldau und Wallachei.

Februar: Das Erdbeben in Bukareſt [1837] (17).

Griechenland.

Januar: Landſchaftliche Bilder aus Griechenland. I. Das Thal Tempe (4). II. Die Meteoren (6). Bruchſtücke aus dem Neugriechiſchen Drama: Nikiratos, von der Griechin Evanthia (9).

Februar: Bibliographie (15).

Türkei.

Januar: Das Serai und das Harem des Sultans (4).

Februar: Smyrna, ſonſt und jetzt. Von Pierre David (14). Eine Engländerin bei dem Paſcha von Widdin (18).

Mai: Oeffentliches und Privatleben in der Türkei. Von Dr. V. Marpurgo. I. Die große Feuersbrunſt in Pera (56). II. Häuslichkeit und Eheſtand (57). III. Das Verhältniß der Sklaven. IV. Mädchen und Frauen. V. Bäder und Kaffeehäuſer (58). VI. Religiöſe Gebräuche (59). VII. Ethnographiſche Verſchiedenheiten (60).

Tibet.

März: Schmidt's Tibetiſche Sprachlehre (35).

Oſtindien.

Januar: Franz Bopp: Nalas und Damajanti. Eine Indiſche Dichtung. Von Zeune (3).

Februar: Briefe aus Indien. Erſter Brief (21). Zweiter Brief (22). Dritter Brief (23).

März: Indiſche Eigenthümlichkeiten. Verſtorbene unter den Lebenden (32).

April: Die Peſt von Poli (50).

Mai: Die Indiſche Methode der Stahlhärtung (54).

Aſien.

März: Die Siahpu chen in Kiaferiſtan (36).

Aegypten.

Februar: Einige Bemerkungen zu dem Aufſatze des Herrn C. Lenormant, betitelt: Der Sarg des Mycerin's im Journal des Débats (17).

April: Aegypten und Mehmed Ali (50).

Mai: Fatme-Effendi, die Hospital-Doktorin zu Esbeckié (52).

Süd-Afrika.

April: Neueſte Expedition in das ſüdliche Afrika (48).

Mai: Zur Geſchichte der Holländiſchen Bauern in Süd-Afrika (55).

Nord-Amerika.

Februar: Eva Effingham. Roman von Fenimore Cooper (16). Die Revolution von Texas. Nach der Revue du XIX. Siècle (24).

März: Amerika's Ausſichten auf eine National-Literatur (38).

April: Eine Stimme aus Nord-Amerika über literariſches Eigenthum (49).

Mexiko.

Februar: San Juan de Ulloa und Vera-Cruz (20).

März: Zur Kenntniß von Californien (37).

Süd-Amerika.

Januar: Die Silbermine von Serro de Pasco (6).

Weſtindien.

Januar: Eine militairiſche Execution auf Barbados (7).

April: Pflanzer und Neger auf Jamaika. Nach Benjamin M'Mahon (47).

Sandwichs-Inſeln.

April: Der Krater des Berges Mauna-Loa (49).

Auſtralien.

Mai: Beſuch bei Pomarré, der Königin von Tahiti (59).

Mannigfaltiges.

Januar: Pauline Garcia. — Zunahme der Einkünfte Großbritaniens. — Deutſches in Frankreich. — J. van Lennep. — Zur Geſchichte der Kunſt. — Waterloo-Album. — Janin in Deutſchland. — Schauſpieler-Memoiren. — Urſachen des Theater-Verfalles in England. — Waverley-Manuſkripte. — Welcher Art die meiſten Rezenſionen ſind. — Journal-Literatur. — Die Sylphide. — Ruſſiſche Ueberſetzungen Deutſcher Dramen. — Adriano Balbi. — Courszettel des literariſchen Marktes. — Italiäniſche und Deutſche Geſpräche und Unterredungen. — Daguerre und Humphry Davy. — Engliſche Encyklopädie. — Chateaubriand's Brief an Fräulein von Fontanes.

Februar: Muſik in England. — Vorleſungen in Frankreich. — Deutſcher und Franzöſiſcher Kunſtgeſchmack. — Die Italiäner und die Schädellehre. — Ein Roman in Terzinen. — Zur Sitten-Statiſtik. — Artiſtiſches. — Poetiſches. — Lord Brougham über Inſtinkt und Vernunft. — Der Roman des Harems. — Deutſches aus Frankreich. — Sterne und die Empfindſamkeit. — Ein poſthumer Spaß. — Neuer Apparat zum Trocknen. — Italiäniſche Grabſchriften.

März: Talma in Dresden. — Deutſche Lieder in Paris. — Lorenzo da Ponte. — Lady Eſther Stanhope. — Bibliographiſches. — Gleichhens-Prediger. — Das Leben Napoleon's. — Pneumatiſcher Telegraph. — Handſchriften berühmter Männer. — Mäßigkeits-Geſellſchaften in Nord-Amerika. — Ein neues Drama von Bulwer. — Shakeſpeare's Jugend.

April: Die Kaiſerkrönung in Mailand. — Die Juli-Revolution. — Laing in Angermanland. — Italiäniſches Urtheil über die Erdkunde in Deutſchland. — Eine alte Stadt im Stillen

572244 (RECAP)
Digitized by Google

Meere. — Britiſches Kolonial-Reich. — Die Todesfälle in Ludwig's XIV. Familie. — Bibliothekonomie. — Zur geographiſchen Kenntniß der Türkei. — Deutſchland und Italien. — Dickens und ſeine Nachahmer. — Lady Bleſſington über A. von Lamartine. — Lord John Ruſſell in Genua. — Kaiſer Joſeph II. in Brüſſel. — Orientaliſche Werke. — Der Roman der Bulwerſchen Ehe. — Türkiſche Akademieen.

Mai: Ueber das Erröthen. — Ein Orangenwald in Sardinien. — Für und wider die Phrenologie. — Neue Nachrichten über Shakeſpeare. — Silvio Pellico über die Verzweifelungs-Literatur der Franzoſen. — Zeitung für Blinde. — Das Land Pendſchab in Oſtindien. — Neues Bauwerk in London. — Italiäniſche Unterrichts- und Examinations-Methode. — Lady Bulwer. — Londoner Kunſtausſtellung. — Ein Roman von Hauff ins Engliſche überſetzt. — Brougham und die Juniusbriefe. — Ausländiſche Literatur in England. — J. M. Lappenberg's Engliſche Geſchichte. — Lord und Lady Cheveley. — Das Schickſal. — Irländiſche Bulls.

Juni: Der Eſſex-Ring. — Agnes Bernauerin in England. — Puſchkin's letzte Stunden. — Italiäniſches Theater. — Göthe und Schiller. — Mittelalterliche Studien. — Taſſo, Göthe und Monti. — Janin's Schriften. — Philoſophiſches. — Irländiſche Zuſtände. — Equipagen-Rangordnung. — Indiſche Spitzbuben. — Homöopathen in Frankreich. — Matroſen des Vengeur. — Weibliche Unſchlüſſigkeit. — Shakeſpeare's Heinrich V. — Mehmed Ali unter den Schwarzen von Sennaar.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 1. Berlin, Mittwoch den 2. Januar 1839.

Frankreich.

Kultur und Literatur in ihrer Wechſelbeziehung.

(Nach der Revue Française.)

Die Literatur iſt der Prüfſtein der Kultur. Die eine iſt der Maßſtab der anderen; beide ſind mit dem Baume und der Frucht zu vergleichen. Wenn wir den Sagen des Alterthums glauben wollen, ſo waren die Führer der erſten Völker Helden, ihre Geſetzgeber aber gottbegeiſterte Menſchen und Dichter. Die Dichtkunſt löſte ihre Aufgabe; ihre Orakelſprüche, ihre begeiſterte Stimme wirkten auf den Geiſt und das Herz und brachten die wandernden Familien zum Stillſtande. Urſprünglich wurde daher auch der Dichter Seher und Prophet genannt, und es kann in der That keine göttlichere Eingebung geben, als diejenige, welche den Menſchen über ſeine Beſtimmung und ſein Ziel aufklärt. Das heilige Feuer, welches die Dichter anzündeten, erloſch niemals. Der Dichter ſtreute den Samen aus, der ſpäter ſeine Früchte trug. Die Menge ſehnt ſich nach dem Wunderbaren, nach überraſchenden und ſtarken Bewegungen, und der einfache Menſch iſt für jeden poetiſchen Eindruck empfänglich. Er überſetzt ſeine Gedanken in Gefühle, ſeine Worte in Bilder und weilt am liebſten in den Gegenden, wo der Hinblick auf das Irdiſche verloren geht und wo die Seele gleichſam zwiſchen Himmel und Erde ſchwebt. So bildeten ſich alſo die Völker durch die Dichtkunſt. Noch waren indeß die Bedürfniſſe beſchränkt, das ganze Leben einförmig. In einer Geſellſchaft, in welche das ſittliche Verderben noch nicht eingedrungen iſt, wo der Menſch noch mit dem Boden zuſammenhängt und wo der Gedanke nicht über den engen Kreis der Familie hinausſchweift, muß auch die Literatur, als Abbild der Sitten eines Volkes, einen naiven und kindlichen Charakter haben.

Die Geſellſchaft bleibt indeß nicht auf demſelben Punkte ſtehen. Die moraliſche Weltordnung iſt, wie die phyſiſche, in beſtändiger Umgeſtaltung und Erneuerung begriffen, obgleich nichts untergeht. Die Geſellſchaft hat das mit dem Individuum gemein, daß ſie ſich bewegt, meiſtens, um fortzuſchreiten. Zuweilen tritt freilich ſcheinbar ein Rückſchritt ein, aber dieſer iſt nur ein Mittel, deſto ſicherer und raſcher zum Ziele zu gelangen. Die Thatſachen häufen ſich, die Ideen reifen, die Geſichtspunkte werden verändert, das Geſchick erfüllt ſich, und es tritt ein Umſchwung der allgemeinen Verhältniſſe ein. Alles iſt freilich nicht Gewinn, und gerade in der Zeit der höchſten Blüthe entwickeln ſich die Keime des Verderbens. Auch die zerſetzenden und zerſtörenden Elemente durchſtrömen den Körper der Geſellſchaft; die Ehrſucht verdrängt das Pflichtgefühl, der Stolz das Wohlwollen; die Leidenſchaften wuchern üppig empor, und das Herz zieht ſich zuſammen. Jetzt reicht auch das natürliche Geſetz nicht mehr aus, ſondern es muß das bürgerliche Geſetz, dieſer kalte Zuſatz einer ſelbſtſüchtigen Bildung, hinzutreten. Aber die Krankheit führt auch das Heilmittel ſchon mit ſich, und wenn dieſes die Krankheit nicht gänzlich heilt, ſo lindert es ſie wenigſtens. Vergangenheit und Gegenwart ſind durch einen unendlichen Zwiſchenraum geſchieden; zwiſchen ihnen gähnt ein weiter Abgrund auf. In den erſten Zeiten der Geſellſchaft ruhte das Geſetz im Herzen, jetzt wird es in Erz gegraben. Das erſte Geſetz begeiſterte zu Opfern, welche nicht ſchwer fielen; das zweite, ein todter Buchſtabe, forderte ſie und wurde drückend. Das neue Geſetz bedarf der Unterſtützung der Gewalt, denn der Gehorſam wird nicht mehr freiwillig geleiſtet, und die Gebote ſind hart; in jedem Winkel lauern Mißtrauen und Furcht.

Aus der Umwandlung der Geſellſchaft geht auch eine neue Literatur hervor. Die kindliche Unbefangenheit, die Einfachheit ſind entſchwunden; die Kunſt tritt an die Stelle der Natur. Es treten jetzt neue Neigungen, neue Triebe hervor. Zuerſt erkrankt der Geiſt, dann das Herz. Das Geſetz iſt nur noch eine Schlinge, in die man ſich zu fallen hütet. Man macht ſeine Unterſcheidungen und kämpft gegen den Buchſtaben und den Geiſt des Geſetzes. In dieſem Widerſtreite entgegengeſetzter Intereſſen tritt der Redner auf. Der Redner iſt der Mann der gebildeten Geſellſchaft, die ſich im Guten und im Böſen vervollkommnet hat. Seine Stätte iſt der Gerichtsplatz; er hat nichts Prophetiſches und bewegt ſich nicht mehr auf dem Gebiete der Poeſie. Er muß eine großartige Geſinnung, eine hohe Geiſtesbildung beſitzen; er ſoll ein rechtlicher, redegewandter Mann ſeyn, der das ſittliche Gefühl immer lebendig in ſich erhalten muß. Die Literatur einer alternden und übermäßig verfeinerten Nation, unter welcher Laſter und Leidenſchaften aller Art einen freien Tummelplatz gefunden haben, und welche Alles mit dem Erfolge entſchuldigt, muß nothwendig das Abbild dieſes Zuſtandes ſeyn. In einer Zeit, in welcher Alles zuſammenzuſtürzen ſcheint, in einer Epoche der Gährung und des Uebergangs, wo man auf Entdeckungsreiſen auszieht, ohne zu wiſſen, wo man anlanden wird, muß auch der Künſtler vom Zweifel angeſteckt werden. Der aus dem Himmel ausgeſtoßene Künſtler wendet ſich der Erde zu. Das Reſultat von dem Allen iſt, daß es eben ſo eine jungfräuliche und kindliche Literatur wie eine jungfräuliche und kindliche Geſellſchaft giebt. Beide unterliegen demſelben Einfluſſe; ſie gleichen harmloſen Kindern, welche in derſelben Wiege ruhen. Wenn dann die Geſellſchaft erſtarkt und ſich mit glänzenden Farben ſchmückt, ſo folgt auch die Literatur ihrer Spur und verſchmäht ihre urſprüngliche Einfachheit.

Wenn nun gar die Geſellſchaft in ihren Grundfeſten erſchüttert iſt, wenn der menſchliche Geiſt in kühnem Aufſchwunge nach einem Ziele ſtrebt, das er nicht kennt, wie ſoll dann die Literatur in einer Zeit der großartigſten Anſtrengungen und der unerſättlichſten Bedürfniſſe, der Kraft und der Ohnmacht, des Enthuſiasmus und der kalten Berechnung, des Glaubens und des Zweifels ſich geſtalten? Dann erhält auch die Literatur einen leidenſchaftlichen, unruhigen, fieberhaften, ausſchweifenden Charakter. Sie hat alle Vorzüge, aber auch alle Fehler; ſie mißbraucht ihre Kraft und wird niedrig, wenn ſie naiv ſeyn will. Es iſt ein Streit aller Elemente, aber wenn dieſer beendigt iſt, erſcheint das Licht. Dieſes Ueberſpringen von einem Gegenſatze zum anderen, dieſe wilden Phantaſieen ſind das Zeichen einer heftigen Krankheit, die indeß keine Furcht einflößen darf, denn ſie führt zu einer Kriſe; es iſt eine Uebergangs-Epoche, welche zwiſchen einer ablaufenden Vergangenheit und einer noch ungewiſſen, geſtaltloſen Zukunft eintritt. Auf der Erde thun ſich dem Menſchen zwei Wege auf; der eine führt über die Erde hin, der andere ſchwingt ſich zum Himmel auf. Wenn der Menſch die ideale Welt verlaſſen hat und in die der Wirklichkeit eingetreten iſt, ſo iſt die Umkehr ſchwer und der Ariadnenfaden nicht immer zur Hand. Die kalte verſtändige Unterſuchung hat an Allem gerüttelt. Man fragt ſchon nicht mehr, wie einſt ein berühmter Mathematiker: „Was beweiſt das?“ ſondern: „Was bringt das ein?“ Die Induſtrie iſt die Gottheit unſerer Tage; hier iſt das Glück. Das Glück! hört es und beugt Euch! Wären denn alſo der Literatur alle Hoffnungen abgeſchnitten? Gewiß nicht! Die Menſchheit hat manche Irrpfade betreten, aber der Fortſchritt iſt immer das Ziel der Geſchichte geblieben. Es giebt eine Frucht, welche die Zeit und die Erfahrung reifen und deren Süße erſt in einer gebildeten Zeit empfunden werden kann. Dieſe Frucht iſt die Wiſſenſchaft, das Erbtheil eines reiferen Alters der Menſchheit, wie die Dichtkunſt das glückbringende Geſchenk der Kindheit des Menſchengeſchlechts war. Unſere Zeit iſt die Zeit der Wiſſenſchaft.

Ein Sonntag in der Normandie.

Von Miſtreß Hall.

Der Sonntag iſt, wie Jeder weiß, der Frankreich beſucht hat, der große Feſttag des Landes, den Jung und Alt, Reich und Arm feiert. Dies ſoll uns keinen Stoff geben, uns über die Weisheit des Gebots: „Erinnere dich, daß du den Sabbath heilig halten ſollſt“, zu ergehen; aber wiewohl ich weit entfernt bin, die Art zu loben, in der dieſer Tag nur zu allgemein verbracht wird, ſo kann ich doch nicht umhin, meine Ueberzeugung auszuſprechen, daß der Gott, der ſeine Sonne über Gerechte und Ungerechte ſcheinen läßt, es gewiß dem eingeſperrten Handwerker nicht zum Verbrechen anrechnen wird, wenn er am Sabbath ſein enges Zimmer verläßt und mit Weib und Kind hinaus wandert in grüne Baumhecken und blühende Felder. Daher kann ich's auch unſeren Nachbarn auf dem Feſtlande nicht verdenken, wenn ſie ſich an ihrem Sonntag freuen und guter Dinge ſind, aber wohl verdenke ich's den Geſetzen, daß ſie erlauben, an einem ſo

Digitized by Google

heiligen Feſttag ununterbrochen zu arbeiten. Da iſt keine Ruhe auf den Straßen, keine Raſt für Menſch und Vieh; die Läden ſind offen, die Pferde müſſen ziehen, die Maurer, die Mühlen, die Schieferdecker, die Kärrner hämmern und klappern wie gewöhnlich: ja, in Havre ſcheinen ſie am Sonntag faſt noch mehr Spektakel als an einem anderen Tage der Woche zu machen. Ich habe Wäſcherinnen in ihren Fäſſern an den öffentlichen Brunnen waſchen ſehen, während die Glocken der Notre-Dame-Kirche zum Gebet riefen. Mögen ſie lieber den Sabbath ganz abſchaffen, als ſolches Geſpött damit treiben, den Klang von Hammer und Amboß mit der heiligen Muſik der Kirchenglocke zu vermiſchen; die Sorgen und Geſchäfte des Lebens mit ſeinem Feilſchen und Markten bekommen ſo ſehr dadurch die Oberhand, daß mir dieſe Entweihung des Sabbaths in Frankreich mehr unangenehme Erinnerungen erregt, als irgend etwas Anderes, was ich ſonſt in fremden Ländern geſehen habe. Erſt gegen Abend werden die Straßen ruhiger, die Handwerker waſchen und putzen ſich, und nur Einer bleibt im Laden zurück. Männer und Weiber traben hinaus mit fröhlichen, heiteren Geſichtern. Dann kann man nicht umhin, ſich mit ihnen zu freuen und zu wünſchen, daß dieſes wankelmüthige Volk auch den Morgen des Tages jener Ruhe widmen möchte, die zum Denken einladet. Ich erinnerte mich an die ruhigen, ſtillen Sabbath-Morgen Englands und wünſchte, ſie möchten auch hier immer zu unſchuldigen, fröhlichen Abenden führen.

Unſere Freunde hatten eine Exkurſion nach einem Ort, Namens Gourlay, hinter der alten Stadt Harfleur verabredet, deren Kirche eine der ſchönſten iſt, die ich je geſehen, und zugleich für uns in jeder Rückſicht intereſſant wegen ihres Zuſammenhangs mit der Engliſchen Geſchichte. Die Stadt iſt hübſch gelegen; die Franzoſen, die gleich bei Allem in Extaſe gerathen, nennen ſie superbe! magnifique! und charmante! Doch verzeiht man mit Recht eher Leuten, die zu ſchnell, als ſolchen, die niemals zufrieden ſind; und wenn Jene ihr Entzücken leicht übertreiben, ſo muß man geſtehen, daß wir wieder dem anderen Extrem zu viel nachgeben und davon ſtatt Roſen nichts als Dornen in der Welt pflücken.

Die Stadt Harfleur alſo iſt, wie ich verbeſſert habe, nur hübſch gelegen: der Kirchthurm allein verdient eine halbe Tagereiſe über die ſchlechten Straßen der Franzoſen; unſere Alterthumsliebhaber würden ſich über ſeine edle und ehrwürdige Bauart ſehr freuen, obgleich das Aeußere viel ſchöner iſt als das Innere; indeß ſind auch zu viel Häuſer in der Umgebung — ein ſo vollendetes Gebäude muß Raum haben, daß man es von allen Punkten betrachten kann. Die Gemeine ging eben aus einander, als wir die Kirche betraten, und der reiche Duft des Weihrauchs war für uns, die wir aus ſo reiner Luft herkamen, faſt erſtickend; das letzte Glöckchen läutete, der Segen ward geſprochen, und die Menge zerſtreute ſich; da lagen Banner und Trophäen, alte Monumente und Altäre mit dem gewöhnlichen Aufſatz von Kerzen, Blumen, Bildern und Gaben aller Art, aber keine ſo rührend, als die in der Kapelle unſerer Gnadenmutter zu Honfleur.

Nachdem wir uns umgeſehen und umhergewandert, beſtiegen wir wieder unſere Wagen und fuhren von Harfleur ab nach dem Schloſſe Gourlay, in deſſen Umgegend wir den Tag zubringen ſollten. Ein Herr unſerer Geſellſchaft fühlte ſich von der Sonnenhitze ſo übermannt, daß er am Thor klingelte und die Dienerin um ein Glas Waſſer bat — die Bitte ward abgeſchlagen; ſie meinte, ihre Herrin könnte zürnen, wenn ſie einem Fremden Waſſer gäbe!

Gewiß, das war ſehr ungaſtfreundlich und bot den Engländern der Partie eine Gelegenheit, nach Herzensluſt auf Frankreich zu ſchmähen, — dadurch wurden ſie lebendig und aufgeräumt und bekamen einen vortrefflichen Appetit für das verſchwenderiſche Mahl, das in dem Obſtgarten einer hübſchen Meierei von einem guten und braven Franzoſen aufgetragen wurde, deſſen Paſteten, Konfekte, Früchte und Champagner den eingefleiſchteſten John-Bull-Mann der Geſellſchaft zu dem Geſtändniß zwangen, hier ſey er in der Phantaſie nach England verſetzt. In der That, ich glaube, es war das erſte Mal, daß ich erfuhr, der gute Mann beſitze das, was man Phantaſie nennt. — Nach Beendigung des Mahls eilten wir hinaus ins Freie und durchſchritten zuerſt ein Feld, wo die ſchweren goldenen Kornähren die Halme bis auf die Erde herabbogen. Wir paſſirten das, was man dort die Landſtraße zu nennen beliebt, und dann gingen wir längs eines krummen, eingeſchloſſenen Stegs hin, der uns auf einmal eine Ausſicht von ungewöhnlicher Schönheit erſchloß. Wir ſtanden auf dem Gipfel eines kleinen Hügels mit dichtbewaldeten Abhängen: die ſchlanken Buchenſtämme glänzten wie ſilberne Stäbe, und ihre Blätter zitterten leiſe im ſanften Abendhauch. Unter uns war ein kleines Thal, über welches das Auge zuerſt hinwegſah, ohne es zu bemerken, ſo köſtlich war die Ausſicht, welche die Anhöhe an der entgegengeſetzten Seite begränzte: die Aeſte der ſchlanken Bäume verſchlangen ſich zu den wunderlichſten Bogenformen und bildeten ſo eine Art unnachahmlicher Wald-Architektur; das Sonnenlicht, das zwiſchen den Bäumen hindurchſchimmerte, zeigte hier und da Gruppen von Reiſenden, die ſich mit Wein und Früchten erquickten, oder Haufen ſcherzender Bauern, deren fröhliches Lachen von den Echo's dieſer lieblichen Lichtungen wiederholt wurde. Wie wir in das kleine Thal hinabſtiegen, änderte ſich der Charakter der Scene; ſie war noch ſehr ſchön, aber nicht mehr ſo, wie zuerſt, als ſie uns wie das Zauberſchloß eines Feen-Mährchens blendete; das Gras im Thale war weich und grün wie Sammet und die Luft ganz heimlich, wie von den Hügeln und üppigen Bäumen eingeſchloſſen, doch konnten wir ſie in den höchſten Zweigen rauſchen hören, während das Zirpen des munteren Grashüpfers und das Sumſen von Myriaden Inſekten ein Zeichen war von dem tauſendfältigen Leben, das rings um uns herum webte. Wir hatten mehr als einmal ausgerufen „wie ſchön!" als eine helle Mannesſtimme die kleine Volks-Ballade „Ma Normandie!" anhob. Auf dieſem Fleck machte ſie einen beſonderen Eindruck, und im Chor von dem Bauernhaufen geſungen, würde ſie überall ihren Eindruck nicht verfehlt haben. Wir hätten an dieſem liebreizenden Orte lange verweilt, wenn wir uns nicht erinnert hätten, daß wir noch durch den Wald hindurch und einen Hügel hinabſteigen müßten, ehe wir unſere Wagen erreichten. Der Weg, den wir nahmen, wand ſich an hohem Boden hin, und links erblickten wir dann und wann im Vorbeigehen blühende Thäler und glänzende Kornfelder, die in der untergehenden Sonne wie Goldblättchen glänzten; die grünen Spechte liefen pickend an den Buchen hinauf, und hier und da hüpfte der helle, runde Kopf oder der buſchige Schwanz eines Eichhörnchens aus dem Sonnenſchein hervor und verſchwand ſogleich wieder im Laubwerk. Vögel ſchreckten wir nicht viel auf, — ſo wie in England, wo ihr Gefieder und ihr Geſang ſo viel zur Schönheit der Landſchaft beiträgt, waren die Baumhecken nicht von ihnen bevölkert; doch eine plötzliche Wendung des Weges brachte uns zu einer Gruppe, deren Studium mir viel intereſſanter war, als alle Ornithologie: auf einem kreisförmigen Raſenhügel unter dem Schatten einer großen Eiche ſaß ein Häuflein moissonneurs (Schnitter), Alle wohlgekleidet, und mit dem Sonntagsputz hatten ſie auch ihre Sonntagsgeſichter hervorgeſucht — die Männer und Frauen waren von Arbeit gebräunt, und wiewohl ſie an Alter ſehr verſchieden waren, ſo ſchienen ſie doch Alle von demſelben Geiſt der Freude und Geſelligkeit durchdrungen; ſie grüßten uns mit herzlicher Freundlichkeit, und wir wurden Alle wie bezaubert von der geſunden Schönheit eines Püppchens, das ſein lachendes Roſengeſicht an die Schulter ſeiner jungen Mutter klammerte, — den Großvater des Kleinen ſchien unſere Aufmerkſamkeit zu freuen, und die ſchlanke Großmutter, die noch nicht vierzig Sommer hinter ſich zu haben ſchien, war augenſcheinlich die Herrin und Leiterin der Geſellſchaft, von der ſie La Mère Françon titulirt wurde.

„Ein ſchöner Abend, Mesdames", ſagte ſie mit der eigenthümlichen Betonung der Normandie, „das iſt für uns ein Genuß, — die Sonne giebt uns die ganze Woche Arbeit, und Vergnügen an dieſem Feſttag; doch hab' ich gehört", fügte ſie fragend hinzu, „daß ſie in fremdem Lande nicht ſo glänzend ſcheint."

Ich antwortete natürlich mit einem wohl verdienten Kompliment für „die Franzöſiſche Sonne", der ich den Vorzug gab vor allen anderen Sonnen, die ich jemals kennen gelernt, und die gute Dame nahm das wie eine Königin hin, nicht anders als wenn dies ihrem Lande gebührte; etwas entfernt von den anderen Schnittern ſaß, an den Stamm einer jungen Eiche gelehnt, ein junges Paar, Burſche und Dirne, doch ſo außerordentlich ähnlich, daß man ſie auf den erſten Blick hätte für Zwillinge halten mögen; dieſelben großen, ſchwarzen Augen, daſſelbe Rabenhaar, ein gleich üppiges Roth auf ihren Wangen — ſo ſaßen ſie da, die Hände in einander geſchlungen, die großen Augen weit offen bei dem Anblick einer beſonders faſhionabeln Toilette, die ein Mitglied unſerer Geſellſchaft trug und über deren Form und Qualität mehrere leiſe Zeichen des Erſtaunens zwiſchen ihnen wechſelten. „Gewiß Bruder und Schweſter", meinte einer von den Unſrigen, indem er dabei lächelte, als hätte er wer weiß was für eine herrliche Entdeckung gemacht oder ein ſchweres Problem gelöſt. Ich konnte nicht umhin zu lachen, aber Männer ſind einmal in Liebesſachen ſehr zurück. Ich wünſchte, die Leſer hätten den freudigen Ausdruck auf dem Geſicht des Jungen ſehen können, als er mit allem Eifer der Wahrheit antwortete: „Non, Dieu merci!"

Die Mutter Françon betrachtete das junge Paar und lächelte, er hatte den Arm um das Mädchen geſchlungen, als wollte er ſie noch dichter an ſich ziehen, und ſie ſah erröthend nieder und verſuchte, ſich loszumachen. „Schau auf, Marie, Du Kleine", ſagte die Mutter Françon, „ſchau auf, Du darfſt Dich nicht ſchämen, — auch in England wiſſen ſie, was Liebe iſt, nicht wahr?" Ihre Augen nahmen einen eigenen Ausdruck des Unwillens an, als ſie unſeren ernſtblickenden Freund gewahrte, der mit ſo zärtlichen Gefühlen ganz unbekannt ſchien: — „Nicht wahr", fügte ſie hinzu, „man liebt auch in England zuweilen, aber nicht wie bei uns zu Lande?"

Ich verſicherte ſie, daß ich dies nicht wüßte, weil ich in Franzöſiſcher Liebesweiſe noch keine Erfahrung gemacht hätte; doch ſo viel ſey gewiß, daß man es auf eine oder die andere Weiſe in allen Ländern verſtehe. — Sie ſchien, meine Verſicherung zu bezweifeln, indem ſie meinte, die Franzoſen ſeyen das galanteſte Volk der Welt. Der Kredit ihres Landes lag ihr augenſcheinlich am Herzen, darum widerſprach ich ihr nicht, und die Mutter Françon glaubte, wie viele Andere, weil ich ſtill blieb, daß ich ihr Recht gäbe.

Ich ſchaute mich nach dem jungen Paar um, ſie waren aufgeſtanden; des Mädchens Hand ruhte auf dem Arm ihres Geliebten; ſie waren Beide reizend und hübſch, beſonders er; ſein Geſicht war von ſo dunkler Färbung, wie ein Spaniſcher Knabe von Murillo, und Marie war nur die mildere Kopie von ihm; „ſie ſind verlobt", ſagte die bonne Mère (wie ſie die Sprecherin nannten), „und nach der Aerndte werden ſie Hochzeit machen." Wir

Digitized by Google

wünſchten den jungen Leuten Glück und boten der Dirne Geld an, aber ſie ſchlug's aus mit der artigen Verſicherung, daß ſie es nicht brauche. Mir fielen die verhungernden Iriſchen Schnitter ein, und das Herz ſank mir zu Boden bei der Erinnerung an ihre Armuth; hier war eine Bauerſchaft ohne Armengeſetze, ſo gut gekleidet (nach Verhältniß ihres Klima), ſo gut genährt und viel zufriedener als unſere Engliſchen Landleute; freilich war ich in der Normandie, und dies iſt eine der reichſten Provinzen Frankreichs; doch die Erinnerung war ſchmerzlich, und um mich zu tröſten, wandte ich mich an die bonne Mère. Das Tageslicht ſank immer tiefer zum Vorſpiel eines herrlichen Sonnenuntergangs, und die Geſellſchaft ſchien geneigt, ihren Heimweg anzutreten. „Allez, mes enfans", ſagte die Mutter zu den Verlobten — „und Gott ſegne Euch! aber vergeßt mir nicht das Schickſal Pierre's und Joſephinens." — „Pierre und Joſephine!" wiederholte der Großvater, der ſein lachendes Enkelkind aus den Armen ſeiner Tochter genommen. „Eh, mon dieu! Mère Françon, warum denkſt Du gerade an dieſe, oder warum erinnerſt Du Marie daran? Joſephine war ihre Tante. Sieh! ſie hat Thränen in den Augen, — ei, ma bonne Mère, da haſt Du einmal Unrecht gethan." — „Das hab' ich nicht", erwiederte ſie ſtreng; „ſie thun ſchon ſo, als wenn ſie nur allein auf der Welt lebten, und das iſt nicht der rechte Weg, glücklich zu werden. Ei! ihr Männer habt's nie gern, wenn junge Mädchen von uns weiſen Frauen die Wahrheit hören, weil wir ſie warnen, Niemanden ihr Herz zu ſehr hinzugeben. Seht! hier bin ich, die Mère Françon, und ich weiß bis zu dieſer Stunde nicht, welchen von meinen beiden Gatten ich am meiſten liebte!" — „Du würdeſt wohl dem dritten am beſten ſeyn, wenn Du ihn hätteſt, nicht wahr?" fragte der Mann. — „Ja oder nein, wie Du willſt", antwortete ſie ſcherzend, „aber Kinder, ich ſag's Euch, liebt einander nicht zu ſehr, denn Ihr mögt ſagen, was Ihr wollt, viel Liebe erzeugt viel Kummer, — ein freies Herz iſt immer am glücklichſten." Die Liebenden ſahen einander ins Geſicht und ſchüttelten den Kopf. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Souvnirs de Mr. Berryer, doyen des avocats de Paris, de 1774 à 1838. — Zwei Bände.
Histoire de la condition des femmes chez les peuples de l'antiquité. — Von L. A. Martin.
Introduction historique et critique aux livres de l'ancien et du nouveau testament. — Von Glaire.
Rénovation philosophique, ou exposé des vrais principes de la philosophie, déduits de l'observation. — Von Girard de Cantemberg.
La belle au bois dormant. — Roman von Arſene Houſſaye.
L'inconstance. — Roman von Hippolyte Lucas.

P o l e n.

Die legislative Gewalt bei den Polen. *)

Seit den älteſten Zeiten beſtand bei den Slawen die, wie es ſcheint, durch den Gebrauch geheiligte Verordnung, daß Alles, was das Gemeinweſen betraf, dem Volke in öffentlichen Verſammlungen mitgetheilt werden mußte. Da wurden die Bedürfniſſe des Landes berathen und die wichtigeren Zwiſtigkeiten der Privatperſonen geſchlichtet. Dieſe Zuſammenkünfte wurden aber auch Mittelpunkte zur Verbindung der vereinzelten Bürger und der verſchiedenen Slawiſchen Völkerſchaften. Zu Verſammlungsorten dienten die Tempel der Götter, wie dies die Chroniken von Rugien ausdrücklich erwähnen.

Mit dem Untergange der Gemeindeherrſchaft mußte auch dieſe Art der Berathung fallen. Doch war ſie zu tief in der Slawiſchen Nationalität gewurzelt, als daß ſie ſich ganz hätte verlieren können; vielmehr wurden ſpäter bei manchen Gelegenheiten neben anderen alterthümlichen Einrichtungen auch dieſe gemeinſchaftlichen Berathungen ins Leben zurückgerufen.

In Polen kamen die aus den Zeiten der Gemeindeherrſchaft herſtammenden Berathungen unter den erſten Königen nicht ſowohl in Vergeſſenheit, als ſie vielmehr nur eingeſchränkt wurden. Doch gewannen ſie mit der Zeit wieder ſo ſehr an Bedeutung, daß ſie das Forum der höchſten Gerichtsbarkeit und der Legislatur wurden. Sie theilten ſich in gewöhnliche Berathungen (colloquia provincialia) und in allgemeine (walne, colloquia generalia). Auf den letzten wurden die Geſetze votirt. Denn Kromer irrt, wenn er behauptet, daß die Polen bis auf Kaſimir den Großen keine geſchriebene Geſetze gehabt hätten; in den Quellen der Geſchichte werden die früheren Könige auch als Geſetzgeber aufgeführt, und viele Bruchſtücke von Geſetzen ſind neben Privilegien, die einzelnen Perſonen oder ganzen Körperſchaften ertheilt worden ſind, in den Chroniken enthalten.

Derſelbe Geſchichtſchreiber behauptet irrthümlich, daß nur der Wille des Herrſchers in Polen Geſetz geweſen ſey, vielmehr fanden bis in den Anfang des 15ten Jahrhunderts bei den Polen die öffentlichen Berathungen nach alter Weiſe ſtatt. Die geſetzlichen Beſtimmungen vom Jahre 1419 beſchreiben uns den Hergang bei denſelben. Es verſammelten ſich die Gemeinden unter dem Vortritt ihrer Dignitare oder Aelteſten; durch einen der Verſammelten erfolgte der Geſetzesvorſchlag, welcher nun durch Stimmenmehrheit entweder angenommen oder verworfen wurde.

Verſchieden von dieſen Berathungen waren diejenigen, durch welche der Monarch in Verbindung mit den Prälaten und den Beamten das feſtſetzte, was für das ganze Land oder einzelne Landestheile bindend ſeyn ſollte. Zuweilen jedoch präſidirte der König ſelbſt auch bei den Gemeinde-Verſammlungen. Den durch letztere erlaſſenen Beſtimmungen durfte, damit ſie Geſetzeskraft beſäßen, die Sanction des Monarchen nicht fehlen. Die Beſtimmungen der Prälaten und Staatsbeamten erhielten dieſe Kraft ſchon dadurch, daß ſie zur Seite des Königs mit ſeinem Wiſſen und nach ſeinem ausdrücklichen Willen erfolgt waren. Ja, oft ſetzte der König gerade das Gegentheil von dem feſt, was der Gemeinderath erlaſſen hatte.

Dagegen kamen auch ſchon im Jahre 1431 und 1436 in den öffentlichen Zuſammenkünften der Prälaten und Beamten Beſchlüſſe zu Stande, die mit dem Willen des Monarchen nicht im Einklange waren. Dies geſchah dadurch, daß dieſe Verſammlung an der Ritterſchaft einen mächtigen Bundesgenoſſen fand. Als nämlich im Anfange des 15ten Jahrhunderts die Ritterſchaft von Polen und Maſowien, durch Neugier angetrieben, bei den öffentlichen Berathungen erſchien, begehrte Wladyſlaw Jagiello, damals in die Kämpfe mit den Kreuzrittern verwickelt, von der anweſenden Ritterſchaft unbedachtſamer Weiſe Rath in Betreff der Zölle und Abgaben (1404), und von da an begann auch der Adel an den öffentlichen Verſammlungen Theil zu nehmen. Nun gedachte er auch nicht, wieder zurückzutreten, ſondern erlangte immer größeres Anſehen, zumal da die Herren gerade mit Hülfe dieſes Adels die Macht des Monarchen einzuſchränken gedachten, was ihnen auch vollſtändig gelang. Später, insbeſondere von dem Reichstage zu Neu-Korczyn an, da die Deputirten- oder Landboten-Kammer entſtand (1468), begann die Ritterſchaft, die Bedeutung der Prälaten bei den öffentlichen Berathungen zu ſchmälern, und that ihnen an, was dieſe einſt dem Monarchen angethan hatten. Endlich, vorzüglich in den Jahren 1648 bis 1764, erſchütterte der Uebermuth des Adels auch den Thron und zog Alles in den Abgrund hinein.

Von dieſer Zeit an gewann die legislative Gewalt in Polen eine andere Geſtalt und wechſelte ſogar den Namen. Sie hieß nun generale parlamentum, conventio, dietae, Polniſch seym. Je nachdem es die Nothwendigkeit erheiſchte, wurden von nun an bald die Deputirten des ganzen Landes zu einem „Reichstage" (seym walny) zuſammenberufen, bald nur die Deputirten einzelner Landſchaften zu einem Provinzialtage, und zwar bald zu der vom Geſetze beſtimmten Zeit, bald zu einer anderen; daher unterſchied man gewöhnliche und außerordentliche Verſammlungen. Der Wichtigkeit der zur Berathung vorliegenden Gegenſtände gemäß, dauerten die Reichstage bald längere, bald kürzere Zeit, bis im Jahre 1768 die Beſtimmung erfolgte, daß die gewöhnlichen Reichstage ſechs Wochen, die außerordentlichen vierzehn Tage dauern ſollten. Der gewöhnliche Reichstag kam alle zwei Jahre zuſammen, dies verlangte die nach Sigismund Auguſt's Tode erlaſſene Beſtimmung, die auch 1775 erneuert wurde. Die Berufung und Auflöſung des Reichstags geſchah durch den Monarchen, und nur zweimal, unter Sigismund III. und Auguſt II. von Sachſen, konſtituirte ſich der Reichstag wider Wiſſen und Willen des Königs. Die Provinzialtage hielt der König mit jeder Provinz beſonders ab, in Groß-Polen gemeiniglich zu Kolo, in Klein-Polen zu Korczyn, mit den Landboten der Rus zu Wisnicz, von Lithauen zu Wylkowyſzek, ſpäter zu Slonim. Auch hatten Maſowien und Preußen ihre beſonderen Tage. Der Zweck dieſer Provinzial-Verſammlungen, die aber nach und nach eingingen, war, ſich über dasjenige zu verſtändigen, was auf den allgemeinen Reichstag gebracht werden ſollte, zugleich aber auch feſtzuſetzen, was das Wohl der Provinz erheiſchte. In der Bandtkeſchen Geſetzſammlung finden ſich einige Beſchlüſſe der Art. — Der Reichstag verſammelte ſich gewöhnlich in Piotrkowo (Petrikau); ſpäter, nach vollſtändiger Vereinigung Polens mit Lithauen, zu Warſchau. Zur Zeit des Königs Michael wurde beſtimmt, daß zwei Reichstage zu Warſchau, der dritte zu Grodno ſtattfinden ſollten.

Ein jeder Bürger, der einen Grundbeſitz hatte, konnte zum Landboten erwählt werden und hatte als ſolcher Zutritt zu dem Reichstage. Doch war das Anſehen der berathenden Bürger nicht gleich. In früherer Zeit genoſſen der Erzbiſchof von Gneſen und der Biſchof von Krakau ſowohl auf dem Reichstage als bei allen Berathungen das größte Anſehen; als aber deshalb unter den beiden Prälaten Zwiſtigkeiten entſtanden, ſo beſtimmte der König Kaſimir, aus dem Hauſe Jagiello, daß ſie nur abwechſelnd an den Verſammlungen theilnehmen ſollten, mit dem Vorbehalt, daß, während der Eine im Rathe ſich befand, der Andere in ſeiner Wohnung verbleiben ſollte, um in zweifelhaften Fällen die nöthigen Aufſchlüſſe ertheilen zu können. Die Landboten der Städte hatten auf den Reichstagen nur eine ſehr geringe Bedeutung; in der Folge büßten ſie auch dieſe ein und wurden von den Reichstags-Verſammlungen gänzlich ausgeſchloſſen.

Je mehr die Bedeutung der Städte auf den Reichstagen ſank, deſto mehr hob ſich das Anſehen des Adels. Schon zu Kaſimir's Zeiten verglich man die Macht des Polniſchen Adels mit der der Römiſchen Tribunen und Spartaniſchen Ephoren. König Alexander ging überdies für ſich und ſeine Nachkommen die Verpflichtung ein, auf den Reichstagen Nichts ohne Willen der Landboten (nuncii terrestres) vornehmen zu wollen. Doch auch nachher behielt man in den Reichstags-Beſchlüſſen den Ausdruck bei, daß der Monarch „auf Bitten" der berathenden Stände Dies oder Jenes feſtgeſetzt habe. König Sigismund I. verord-

*) Aus dem dritten Theile des Werkes: „Historya Prawodawstw Słowiańskich" (Slawiſche Rechtsgeſchichte) von dem Profeſſor und Tribunalsrichter W. A. Maciejowski. — Warſchau.

Digitized by Google

nete (1510), daß, wer eine Perſon, die ſich mit Vollmacht auf den Reichstag begiebt, verletze, ein Majeſtäts-Verbrechen begehe, und daß die Unverletzbarkeit der Landboten vier Wochen vor dem Beginn der Berathungen und eben ſo lange nach dem Schluſſe derſelben gelten ſollte. Auch waren den Senatoren und Landboten ſogenannte „Suspenſa“ zugeſtanden, d. h. ſie durften binnen ſechs Wochen vor und nach dem Reichstage nicht vor Gericht gefordert werden.

Zuerſt übte man im Jahre 1539, unter der Regierung Sigismund's I., in Maſſe das Recht aus, den Reichstag aufzuheben und die Berathungen zu zerreißen. Erſt 1652 wagte ein einzelner Landbote, indem er das Veto der Römiſchen Tribunen im Sinne hatte, daſſelbe durchzuſetzen.*) Man tadelte den Schritt, ahmte aber ſchon 1654 und dann noch oftmals dem Beiſpiele nach, obgleich 1672 in der Landboten-Kammer feierlichſt dagegen proteſtirt und wiederholt wurde, daß die Gewohnheit, den Reichstag aus einander zu reißen, auf keine geſetzliche Beſtimmung begründet ſey. Im Jahre 1764 wurde endlich der Gebrauch des Veto förmlich verboten, aber auch dieſe Verordnung behielt nur vier Jahre hindurch, der bekannten Urſachen wegen, ihre Geltung.

Einige Reichstage hatten beſondere Namen, den Angelegenheiten nach, die auf denſelben vorgenommen wurden. So gab es Kapturtage, durch welche während des Interregnums Ordnung im Lande erhalten werden ſollte; dann Convocations-, Elections- und Krönungstage, zu denen ſich das Volk behufs der Erwählung und Krönung der Könige in Krakau zuſammenfand. Noch gab es Inquiſitionstage, zu welchen der König citirt wurde, um ſich wegen ſeiner Handlungsweiſe zu verantworten, was in Polen einmal, unter Sigismund III., ſtattfand. — Zu den Wahltagen wurden nach Heinrich's von Valois Regierung keine Deputirten weiter erwählt, ſondern das Volk verſammelte ſich maſſenweiſe nach Art der Römer, und nur den Kriegsleuten war es verwehrt, hier zu erſcheinen. Dieſe Verſammlungen wurden auf offenem Felde an einem mit Wall und Graben umgebenen Orte abgehalten, der eine große Aehnlichkeit mit dem Lager der Quiriten hatte. Es führten zu demſelben nur drei Eingänge, der eine nach Oſten gelegen für Groß-Polen, der andere gen Süden für Klein-Polen, und der dritte gen Weſten für Lithauen.

Der Geſchäftsgang bei den gewöhnlichen Reichstagen war folgender. Den von den Kreiſen und Landſchaften gewählten Deputirten ſandte der König, in Gemäßheit eines Geſetzes vom Jahre 1521, ſogenannte Inſtructionen zu, damit ſie eine genaue Kenntniß von den Sachen erlangten, auf die es bei den Berathungen vorzüglich ankam. Der erſte Akt der verſammelten Landboten war die Erwählung eines Marſchalls oder Präſidenten. Nach einander wählte man einen Marſchall aus Groß-Polen, Klein-Polen und Lithauen; er empfing eine Gratification aus dem Schatze, außerdem aber wurde nur weniger bemittelten Deputirten freie Wohnung bei nichtadligen Bürgern überwieſen.

Sobald die Landboten unter Vortritt ihres Marſchalls in den Sitzungsſaal getreten waren und den Monarchen begrüßt hatten, begann der Reichstag mit Verleſung der Pacta conventa. Darauf wurden die Königlichen Geſetzes-Vorſchläge, welche die Landboten bereits aus den an ſie erlaſſenen Inſtructionen kannten, nochmals vorgeleſen. Dann ließ der König die auf dem vorhergegangenen Reichstage gefällten heimlichen Beſchlüſſe aus dem Archiv herbeiholen und veröffentlichen, beſonders dann, wenn kein Grund für die Verheimlichung mehr da war. Nun folgte eine Prüfung darüber, ob alle Aemter geſetzmäßig beſetzt worden wären, und dann erſt gab der Senat ſeine Stimme über des Königs Vorſchläge ab.

Dieſer Senat beſtand aus dem Erzbiſchof von Gneſen, der princeps Senatus war, aus den Biſchöfen, Wojewoden, Kaſtellanen und einigen anderen hohen Beamten des Reichs. Der König hatte allein das Recht, die Senatoren zu ernennen; die Würde wurde auf Lebenszeit ertheilt. Ein Ausſchuß, Anfangs von 16, ſpäter von 18 Senatoren, ſtand dem Könige außer den Miniſtern beſtändig zur Seite, und in keiner wichtigen Angelegenheit, die nicht gerade auf den Reichstag gehörte, durfte ohne Genehmigung dieſes Ausſchuſſes ein Beſchluß gefaßt werden. Dieſer Senat befand ſich auch in pleno auf allen Reichstagen.

Nachdem die Landes-Deputirten die Meinung des Senats vernommen hatten, begaben ſie ſich in ein beſonderes Zimmer, um ſich gleichfalls unter dem Vorſitze ihres Marſchalls über des Königs Forderungen zu berathen. Sie publizirten darauf im Sitzungsſaal ihren Beſchluß; ſtimmte derſelbe mit des Königs Vorſchlägen überein, ſo wurde er durch den König zum Geſetz erhoben, und dieſer ernannte eine beſondere Kommiſſion zur Abfaſſung des Geſetzes. Im entgegengeſetzten Falle aber wurde abgeſtimmt oder der Reichstag aufgelöſt.

Während dieſer Berathungen erfolgte eine Rechenſchaft aus den Berichten der bei den fremden Höfen ſich aufhaltenden Geſandten der Republik. Bei dieſer Gelegenheit mußte ſich, ſo oft eine wichtige Sache zur Sprache kam, das zuhörende Publikum entfernen und ſelbſt die Berathenden einen Eid ablegen, daß ſie die ihnen mitzutheilenden Geheimniſſe nicht verrathen würden. Beſondere Kommiſſionen prüften indeſſen die einzelnen Zweige der Landes-Adminiſtration; wenn Alles in dem geſetzmäßigen Zuſtande vorgefunden wurde, ſo wurde den Miniſtern Zufriedenheit bezeugt und über deren Wirkſamkeit quittirt. Alle Berathungen mußten bei Tage geſchehen.

Mit dem Jahre 1761 kam die Gewohnheit auf, daß die Reichstags-Beſchlüſſe durch den Druck bekannt gemacht wurden. Daraus entſtanden die Diarien der Reichstage, eine vorzügliche, doch bis jetzt wenig benutzte Quelle für die Polniſche Rechtsgeſchichte. Seit 1766 wurden auch die Geſetzes-Vorſchläge abgedruckt und zwei Tage vor der Abſtimmung den Landboten eingehändigt.

*) Dies geſchah durch Steinski, den Landboten des Lithauiſchen Städtchens Upita, der dafür noch im Tode verabſcheut worden iſt. Er ſoll nach der Rückkehr vom Reichstage vor ſeinem Hauſe vom Blitze getödtet worden ſeyn. Der Leichnam wurde noch lange Zeit als eine Art Mumie in dem Städtchen vorgezeigt. — Mickiewicz hat den berüchtigten Landboten zum Helden einer ſeiner vorzüglichſten Balladen gemacht.

Mannigfaltiges.

— **Pauline Garcia.** Wir haben dieſe liebenswürdige Sängerin verfloſſenen Sommer in Deutſchland gehört, wo ſie durch ihre ſo früh ſchon erreichte Virtuoſität, — ſie iſt erſt 17 Jahr, — die Bewunderung des größeren Publikums erregte und durch ihre außerordentlichen Anlagen noch mehr die Muſiker ſelbſt für ſich einnahm. Wer da glaubte, daß der Name hier viel thue, und daß man ſie minder beachtet hätte, wenn man nicht gewußt, daß ſie die Schweſter der Malibran ſey, den wird gewiß das Urtheil der Pariſer, denen die verſtorbene große Sängerin noch in friſchem Andenken iſt, von jener Meinung zurückbringen. Pauline Garcia hat in Paris, wo ſie erſt jetzt zum erſtenmale aufgetreten, eben ſolche Anerkennung gefunden, wie bei den Deutſchen, die ihre Schweſter nicht gekannt. Dort lag der Vergleich mit dieſer noch nahe, und dennoch wurde die jüngere Schweſter dadurch nicht verdunkelt. In einem der Berichte über ihr erſtes Auftreten heißt es: „Das Theatre de la Renaiſſance war am Sonnabend gedrängt voll; die ganze faſhionable Welt von Paris hatte ſich zu dem großen Konzert eingefunden, in welchem die Schweſter der unvergeßlichen Malibran debütiren ſollte. Mlle. Garcia wurde mit enthuſiaſtiſchem Applaus empfangen, der zu Anfange freilich noch allein dem Andenken derjenigen galt, deren Tod durch ganz Europa einen ſo traurigen Eindruck machte, wie vielleicht der Tod keines Künſtlers ſeit Raphael. Die Debütantin hat in ihren Zügen ſo wie in ihrem ganzen Weſen etwas von ihrer Schweſter; ihre Stimme erinnert uns noch mehr an unſeren Verluſt; ſie gehört zu den ungewöhnlichen Stimmen, die den Sopran und Kontra-Alt in ſich vereinigen; was indeß noch mehr werth iſt, die Künſtlerin beſitzt muſikaliſches Genie, Seele und Begeiſterung in einem ſeltenen Grade. Das Blut der Garcia's rinnt in ihren Adern: ſie iſt ein neuer Sproß dieſes berühmten und fruchtbaren Künſtlerſtammes. Ihre Stimme hat zwar noch nicht all den Glanz und die Geſchmeidigkeit, welche durch längere Uebung erlangt werden; aber wie wir hören, ſingt ſie auch noch nicht viel über ein Jahr; deſſenungeachtet rührt und elektriſirt ſie die Zuhörer ſchon. Gewiß, wenn auch der Zauber ihres Namens nicht wäre, ſie würde durch ihr erſtaunenswerthes Talent dennoch die größte Wirkung hervorbringen.“ Pauline Garcia hat von ihrer Schweſter auch andere Vorzüge des Geiſtes und des Herzens geerbt. Was die Fama uns von Letzterer berichtete, fanden wir in Erſterer ebenfalls: ein ungemeines Sprachtalent, eine geniale Führung des Crayons in Skizzen und Portraitirungen, das feinſte muſikaliſche Gehör, Gedächtniß und Gefühl, eigene ſchöpferiſche Kraft in dieſer Kunſt, endlich ein ſchönes, klares Gemüth, voll Naivetät, Anmuth und Beſcheidenheit. Erſt ſeit einem Jahre hat ſie ſich ganz dem Geſange gewidmet; früher war ſie von den Aeltern für das Piano beſtimmt, auf dem ſie auch bereits eine große Fertigkeit erreicht hatte. Ihr Vater, einſt ein berühmter Barnton, derſelbe, der dem Verfaſſer der Phantaſieſtücke in Callot's Manier bei ſeiner Schilderung des Don Juan vorſchwebte, ſtarb vor einigen Jahren; ihre Mutter, ebenfalls früher eine ausgezeichnete Sängerin, lebt noch und begleitet ihre zweite Tochter und den Gatten ihrer verſtorbenen Tochter, den Violin-Virtuoſen Charles de Beriot, auf deren gemeinſchaftlichen Kunſtreiſen. Beide Aeltern waren in Madrid geboren, Pauline Garcia aber iſt, der Geburt nach, eine Pariſerin; ſie kam als Kind mit ihren Aeltern nach New-York und dann nach Mexiko, wo der Vater zuerſt eine Italiäniſche Oper begründete. Ihre eigentliche Bildung erhielt ſie indeß ſpäterhin in Paris und Brüſſel. In letzterer Stadt hat die Familie jetzt ihren bleibenden Aufenthaltsort.

— **Zunahme der Einkünfte Großbritaniens.** Bei dem Regierungs-Antritte Jakob's I. im Jahre 1603 belief ſich die Staats-Einnahme von Großbritanien auf 600,000 Pfd. St.; zu Anfange der Regierung Karl's I., 1625, auf 896,819, beim Beginn der Republik, 1648, auf 1,517,247, zu Anfang der Regierung Karl's II., 1660, auf 1,800,000, Jakob's II., 1685, auf 2,000,000, Wilhelm's und Maria's, 1688, auf 2,001,855, Anna's, 1701, auf 3,895,305, Georg's I., 1714, auf 5,691,803, Georg's II., 1727, auf 6,762,643, Georg's III., 1760, auf 8,523,540, Georg's IV., 1820, auf 46,132,634, und Wilhelm's IV., 1830, auf 47,139,813 Pfund.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 2. Berlin, Freitag den 4. Januar 1839.

Frankreich.

Die Sklaverei und der Sklavenhandel. *)

Unter dieſem Titel hat Herr Agénor de Gasparin ein Werk ans Licht geſtellt, worin er alle Schwierigkeiten und Hinderniſſe, die der Emancipation der Neger entgegenſtehen, mit großer Gründlichkeit erörtert, nicht, um den Menſchenfreund von einem ſo rühmlichen Ziele ſeines Strebens abzulenken, ſondern, um der gerechten Sache durch alle Sophismen, mit denen Vorurtheil und ſchnöde Habſucht ſie bekämpfen, Bahn zu brechen.

Zwar ſind noch in dieſem Jahre von Seiten der zahlreichen Geſellſchaften, welche ſich als Ziel geſteckt, einen das Chriſtenthum ſchändenden Mißbrauch abzuſchaffen, beredte Mahnungen an die Menſchheit überhaupt und an die Britiſche Großmuth insbeſondere ergangen. Aber in dieſen leidenſchaftlichen Ergüſſen hat man nur ſelten der Schwierigkeiten und Gefahren gedacht, die mit einer ſolchen Reform verbunden ſind. Das Syſtem der Lehrzeit in den Britiſchen Kolonieen hat in dieſem Augenblick ſogar aufgehört; wir kennen aber ſeine Ergebniſſe nicht. Die Prügel, die Ketten, der Zwang, die Arbeit ohne Lohn ſind abgeſchafft; der Neger iſt aus dem Zuſtande der Sklaverei getreten; allein wir wiſſen nicht, ob er in den eines Freibauern übergegangen iſt. Es bleibt uns noch zu erfahren, ob die Feldarbeit fortbeſtehen werde; denn ohne ſie muß allgemeine Hungersnoth entſtehen — ob die Pflanzer den Negern Arbeitslohn bewilligen werden; denn ohne dieſen harrt des Negers nur Elend, Müßiggang and Verzweiflung — ob Frieden und Ruhe fortdauern werden; denn im Falle eines Aufruhrs muß es dahin kommen, daß die ehemaligen Herren der Neger ihre ehemaligen Sklaven richten, wo es dann nicht an erneuten Beiſpielen unbarmherziger Strenge und empörender Strafen fehlen kann. Mit nicht geringer Beſorgniß erwarten wir die Folgen eines großen Aktes uneigennütziger Menſchenliebe, die leider nicht mit einem gleichen Grade von Klugheit verbunden war; und dieſe Erwartung kann noch Jahre lang ſchwebend bleiben, da die Folgen eines abſoluten Syſtem-Wechſels bisweilen lange auf ſich warten laſſen, ehe ſie ſich bemerkbar machen.

Wir berühren nur flüchtig diejenigen Kapitel, in denen Herr Gasparin die Frage entwickelt und beleuchtet, ohne noch auf ihre Löſung einzugehen. Man hat von der geiſtigen Stumpfheit der Neger geſprochen, als ob ein Volk erſt zur Sklaverei verdammt werden müßte, um dieſes Reſultat zu liefern! Der Verfaſſer behauptet aber, daß die geiſtige und moraliſche Fähigkeit der Neger bis zur Evidenz feſtſtehe. Er zeigt uns, wie ſie auf Haiti, nach der gewaltigſten aller Umwälzungen, eines der ſchwierigſten Menſchenwerke vollenden, einer neuen bürgerlichen Geſellſchaft ihr Daſeyn geben. Er vergleicht die Schwarzen in allen Kolonieen Frankreichs mit der weißen Bevölkerung und zeigt, auf offizielle Berichte der Tribunale geſtützt, daß, trotz des verderblichen Einfluſſes der Sklaverei auf den moraliſchen Menſchen, die Zahl der Verbrecher unter den Negern verhältnißmäßig geringer iſt, als unter den Weißen.

Weiße.

Guyana	3,056	Freie,	3	Verurtheilungen	(1 von 1686)
Martinique ..	37,955	„	20	„	(1 von 1897)
Inſel Bourbon	35,623	„	22	„	(1 von 1619)
Guadeloupe ..	31,252	„	26	„	(1 von 1202)
	109,886	Freie,	71	Verurtheilungen	(1 von 1547)

Neger.

Guyana	16,898	Sklaven,	12	Verurtheilungen	(1 von 1408)
Martinique ..	78,076	„	44	„	(1 von 1774)
Inſel Bourbon	70,406	„	26	„	(1 von 2700)
Guadeloupe ..	96,322	„	19	„	(1 von 5070)
	261,702	Sklaven,	101	Verurtheilungen	(1 von 2591)

Man hat behauptet, die Sklaverei ſey durch die Sitten gemildert; ſie beſtehe in der That gar nicht mehr und ſey nur ein leeres Wort, gegen welches die Anhänger der Emancipation Krieg führten. Unſer Autor beweiſt, daß die Sklaverei immer empörende Folgen nach ſich zieht, daß ſie alle Familienbande zerſtört, alle Vorſchriften der Religion verletzt und den Unglücklichen, die ihr anheimgefallen, jede Ausſicht auf Lebensglück abſchneidet. Denjenigen, welche vorſchlagen, man ſolle einen günſtigeren Moment und das Ergebniß der Britiſchen Emancipation abwarten, bemerkt der Verfaſſer, jetzt eben ſey der günſtige Moment, indem ſpäter jenes Ergebniß ſelbſt die Ereigniſſe übereilen könnte und der unvermeidliche Erfolg des Sklaventhums ſchon ſeit hundert Jahren den Kaloniſten hätte einleuchten ſollen.

Viele werden nicht müde, zu wiederholen, die Kolonieen ſeyen für Frankreich eine ergiebige Quelle von Einkünften, einer der fruchtbarſten Zweige ſeines auswärtigen Handels und die nothwendige Baſis ſeiner Seemacht. Der Verf. antwortet hierauf, er wolle die Kolonieen retten und nicht ihnen ſchaden; übrigens gewährten ſie keinen dieſer Vortheile. Er bemerkt, es handle ſich ja am Ende nur von wenig ausgedehnten Beſitzungen, auf denen 371,000 Individuen, theils Freie, theils Sklaven, wohnten; und ihr vornehmſter Induſtriezweig, die Fabrication des **Zuckers**, müſſe in jedem Falle durch die Konkurrenz mit dem einheimiſchen Zucker zu Grunde gehen. In den glücklichſten Zeiten haben die Kolonieen, ſtatt eine Quelle von Einkünften zu ſeyn, alle ihre Grundbeſitzer ruinirt, und ihre Geſchichte iſt eine fortlaufende Reihe von Bankerotten. Vergleicht man den Gewinn, welchen der Kolonial-Handel abwirft, mit dem aus der Franzöſiſchen Induſtrie, der landwirthſchaftlichen wie der kaufmänniſchen, reſultirenden Gewinne, ſo iſt das Verhältniß kaum wie 1 zu 500; und wenn der Kolonial-Handel fünf- bis ſechstauſend Matroſen beſchäftigt, ſo ſchadet er eben durch das Monopol, welches er ihnen zuſichert, ihrer Ausbildung im Seedienſte. Endlich weiß man aus Erfahrung, daß die Kolonieen, weit entfernt, gute Militair-Stationen zu ſeyn, in jedem Kriege verloren gehen.

„Das Verbrechen“, ſagt Herr G., „liegt klar am Tage, und die Sühne ſollte zu früh kommen! Unſere Geſetzbücher ſind befleckt, und es wäre nicht an der Zeit, dieſe entehrenden Flecken zu tilgen! Die Menſchheit iſt beleidigt, die Würde des Menſchen verkannt, mit Füßen getreten; das Laſter wird offen ermuthigt, unſterbliche Seelen werden zu Grunde gerichtet, und der günſtige Zeitpunkt der Reform ſollte nicht gekommen ſeyn!“ Der Verfaſſer will zu dieſer Reform nur die erſte Bahn brechen; er will „durch ſehr einfache Mittel eine vollſtändige Emancipation vorbereiten, die in kurzer Zeit, ohne Umwälzung, ohne Unterbrechung der Arbeit und beinahe ohne Koſten bewerkſtelligt werden, auch die Pflanzer viel beſſer ſchadlos halten könne, als das Britiſche Syſtem.“

„Ich werde“, ſagt der Verf., „von einem Gemeinplatz ausgehen, und ich ſchäme mich deß nicht; denn meines Bedünkens ſind die alten, hell am Tage liegenden und unbeſtrittenen Wahrheiten nicht eben gering zu achten. Diejenige, die ich meinem ganzen Syſtem als Baſis unterlegen werde, läßt ſich in folgende einfache Worte faſſen: „Man ſchenke die Freiheit nur ſolchen Menſchen, die einen zweckmäßigen Gebrauch davon machen können.“

Herr Gasparin glaubt, dieſes Axiom bedürfe gar keines Beweiſes; wir müſſen geſtehen, daß wir etwas verſchiedener Meinung ſind. Hat man das Recht, Jemanden ſeine Freiheit zu rauben, weil er keinen zweckmäßigen Gebrauch davon macht? Darf man dem Nächſten die Freiheit eines denkenden, eines der Gottheit verantwortlichen Weſens darum entziehen, weil man glaubt oder vielleicht wähnt, daß er ſie mißbrauchen könnte? Kann ein Individuum jemals ein Recht des Beſitzes auf ein anderes Individuum haben? Wenn der Beſitz eines Sklaven einem Raube oder Diebſtahl gleich zu achten iſt und alſo ſeinen Herrn zum Verbrecher macht, kann da die etwanige geiſtige Inferiorität des Sklaven das Verbrechen rechtfertigen? Wir glauben dies nicht, und doch kommen wir auf daſſelbe Reſultat, wie Herr von Gasparin, indem wir mit ihm annehmen, daß die verbrecheriſche Verfahrungsweiſe der Pflanzer und der Geſetzgeber ihnen eine Verbindlichkeit gegen die Schwarzen auferlegt hat. Sie ſollen nicht allein das Böſe unterlaſſen, ſondern auch den von ihnen angerichteten Schaden wieder gut machen. Sie haben in ihren Sklaven die menſchliche Einſicht unterdrückt und ſind alſo gehalten, wieder Menſchen aus ihnen zu machen, ehe ſie ihnen zu-

*) Esclavage et Traite d'Esclaves, par A. de Gasparin, maître des requêtes. 1 Band. Paris, 1838.

Digitized by Google

muthen, ſich als Menſchen zu benehmen. Sie ſind für das Schickſal der neuen, von ihnen gebildeten Geſellſchaft verantwortlich und ſollen daher diejenigen, denen ſie ihre Rechte entzogen haben, vor der Rückſtellung dieſes Eigenthums in den Stand ſetzen, ſich derſelben mit Klugheit und Mäßigung zu bedienen.

Nun aber würde eine allgemeine, an einem beſtimmten Termin erfolgende, ganz unvorbereitete Freilaſſung wahrſcheinlich die Folge haben, daß die Neger, durch zu großen Mißbrauch ihrer Freiheit, ihre Lage noch ſchlimmer machten, als ſie bis dahin geweſen.

Herr von G. ſcheint beſonders einen unmittelbaren Kampf, einen Vertilgungskrieg zwiſchen den beiden Raçen als die Folge einer übereilten Emancipation zu beſorgen. Der Neger, ſo meint er, wird nie das Böſe vergeſſen können, das man ihm angethan, und dieſe Vorausſetzung wird den ſchuldbewußten Europäer gegen ſeinen ſchwarzen Mitbürger immer argwöhniſch machen. Mit dieſen Befürchtungen motivirt er auch die empörenden und leidenſchaftlichen Declamationen gegen die Emancipation, welche beſonders in den Verſammlungen der ſüdlichen Staaten der Amerikaniſchen Union gehalten werden. Allerdings könnte die Schmach und Unbill, welche unſere ſchwarzen Mitmenſchen in ſo ungeheurem Grade erleiden müſſen, den unverſöhnlichſten Haß gegen alle Weißen entſchuldigen; dennoch glauben wir, daß ein ſolcher Rachedurſt von Seiten des Negers nicht hiſtoriſch begründet werden kann. Wie manches ſchmählich unterdrückte Volk in Amerika und in Aſien hat nicht gern zum endlichen Frieden mit ſeinem Unterdrücker die Hand geboten und forthin diejenigen geehrt, die es vormals fürchtete? Wenn der Weiße gegen den Schwarzen als Chriſt, als Bruder ſich benimmt, ſo zweifeln wir nicht, daß Letzterer die Brüderſchaft mit Freude und ſelbſt mit Stolz annehmen werde.

Laſſen wir aber die möglichen Rachegedanken bei Seite, ſo bietet uns die Organiſation der neuen Geſellſchaft, auf unmittelbare Emancipation gegründet, noch manche ſchwer zu bekämpfende Hinderniſſe. Die neue Geſellſchaft ſoll gedeihen, ſoll mit Nahrung, Kleidung und Wohnung verſorgt werden; ſie muß alſo ein Einkommen haben, und wie kann ſie dies, wenn nicht jedes Individuum ſeine Arbeit und Beſchäftigung hat? Noch mehr, die vornehmſte Grundlage des Lebensunterhalts iſt die Beſtellung der Felder; Induſtrie und ſtädtiſche Gewerbe machen das Leben angenehmer, komfortabler, allein ſie ſchaffen keine Nahrung. Nun aber hat der erſte Vortheil, den die Freilaſſung eines Negers bis jetzt mit ſich führte, darin beſtanden, daß man ihm die Feldarbeiten erließ; die wahrſcheinliche Wirkung einer allgemeinen Freilaſſung wäre alſo das Aufhören aller Feldarbeit.

Man begreift leicht, daß der Neger, ſobald ſeine Feſſeln gebrochen ſind, heftig danach verlangen müſſe, dem Schauplatz ſeines Elends Lebewohl zu ſagen, die Hacke wegzuwerfen, die er niemals geführt, ohne die Peitſche des Aufſehers über ſeinem Haupte knallen zu hören, und einer Gegend den Rücken zu kehren, wo der bloße Anblick deſſen, der ihn mißhandelt hat, ſein Blut in Wallung bringt. Es darf uns alſo nicht Wunder nehmen, wenn ſchon am erſten Tage der Emancipation alle Aecker verlaſſen werden; und alsdann iſt eine Hungersnoth ſo bedrohlich im Anzuge, daß der glühendſte Abolitioniſt den Krebsgang gehen muß. Das Dekret vom 16. Pluvioſe des Jahres II. lautete: „Die Sklaverei iſt in allen Franzöſiſchen Kolonieen abgeſchafft.“ Als aber der Kommiſſar des Konventes ſah, daß alle Neger ihre Arbeit verließen, erklärte er ſofort jedes Individuum ohne Eigenthum und ohne regelmäßigen Brod-Erwerb für einen Vagabunden. Ein ferneres Dekret des Konvents (vom 6. Prairial des Jahres III.) beſagte, daß „alle Bürger und Bürgerinnen, deren Gewerbe die Feldarbeit ſey, zur nächſten Aerndte mitwirken ſollten.“ Jede Weigerung war mit der Strafe antirevolutionnairer Verbrechen bedroht. Endlich, am 5. Thermidor des Jahres III., dekretirte man, daß die Ackerbauer in allen Franzöſiſchen Kolonieen gehalten ſeyen, das Land zu bauen.“ Es war dies eine Wiederherſtellung der Sklaverei unter einem anderen Namen.

Geſetzt aber nun, der Neger hätte mehr Patriotismus und einen helleren Blick in die Zukunft, als man von ihm zu erwarten berechtigt iſt, was wird er thun, wenn er Ackerbauer bleiben will? Wird er auf eigene Rechnung die öden Strecken im Innern mehrerer Inſeln anbauen, welche den Maro-Negern als Zufluchtſtätte dienen? Vielleicht werden Einige den Verſuch machen; allein trotz des günſtigen Klimas und fruchtbaren Bodens der Antillen dürfte ihre Exiſtenz damit nicht geſichert ſeyn. Der Feldbau bedarf langer Vorarbeiten und der Garantie der Geſellſchaft, um den Bauer zu ernähren. Wie groß auch die Ergiebigkeit einer Platanen-Pflanzung ſey, ſo hat ſie doch manches Jahr nöthig, um Ertrag zu liefern; und es erfordert eine unabläſſige Arbeit von mehreren Monaten, um den Mais und Manick zu ziehen und den Hühnerhof der neuen Wirthſchaft zu verſorgen. Die Europäer haben ſich die fruchtbarſten Ländereien angeeignet; die Wüſten, welche dem Neger allein geblieben ſind, wollen lange urbar gemacht ſeyn, ehe ſie etwas hervorbringen; und wenn nun die lang erwartete, theuer erkaufte Frucht endlich zur Reife kommt: wird ſie der Beſitzer gegen die Menge ausgehungerter und vagabundirender Menſchen bewachen können, welche, Dank der allgemeinen Emancipation, über das Land ausgegoſſen ſind!

Die Abolitioniſten haben darauf gerechnet, daß die Neger zu den Pflanzern zurückkehren würden, um Arbeit von ihnen zu verlangen; werden ſie aber dieſe Arbeit finden? Schon die Entſchädigung, welche der Pflanzer in den Britiſchen Kolonieen erhält, macht ihm Arbeiter viel entbehrlicher. Bezahlt man den Pflanzern den vollen Werth ihrer Sklaven, ſo hat man in gewiſſem Betrachte ihre Pflanzung angekauft; der Feldbau iſt nicht mehr Gegenſtand ihres Eigennutzes, und ſie entſagen von Herzen gern einem Erwerbsmittel, das ihnen niemals am Herzen gelegen. Wirklich haben die meiſten Pflanzer in Jamaika ihre Rechnungen in Ordnung gebracht, um die Inſel im Jahre 1840, als dem Termin der aufhörenden Lehrzeit, verlaſſen zu können. Sie werden zwar ihrem Grundbeſitze nicht entſagen, wohl aber um geringen Preis ihn verkaufen. Den Käufern wird es an Geld fehlen, um ihre Güter nutzbar zu machen; und gewiß werden ſie nur ſolche Produkte ziehen, deren Anbau mit den geringſten Koſten verbunden iſt.

Um die Handlungen der Menſchen vorherzuſehen, muß man oft ihre Leidenſchaften mehr in Erwägung ziehen, als ihr Intereſſe. Nun aber iſt die Arbeit um Tagelohn, von der man die Exiſtenz aller ſchwarzen Individuen abhängig machen möchte, den Negern, die um ſolchen Lohn arbeiten ſollen, nicht minder verhaßt, als den Pflanzern, denen man zumuthet, ihre ehemaligen Sklaven als freie und beſoldete Arbeiter zu behalten.

Die weißen Beſitzer der Pflanzungen fürchten die Emancipation nicht allein; ſie haſſen auch die Wortführer derſelben und die Neger dazu. Sie wünſchen den Abolitioniſten jede Demüthigung und den freigelaſſenen Sklaven ſo viel Noth und Elend, daß ſie gern zu ihrer Sklaven-Arbeit zurückkehren möchten. Wie viele Pflanzer werden am Tage der beendeten Lehrzeit zu ihren Schwarzen geſagt haben: „Packet euch, wir wollen euch nicht ferner auf unſerem Gute beherbergen, räumet eure Hütten, laßt eure Kleider und Geräthſchaften zurück, die unſer Eigenthum ſind, und genießet dann nach Herzensluſt eure Freiheit.“ Mancher Koloniſt, der ſeine Landwirthſchaft fortſetzen will, hat ſchon jetzt geäußert, daß er keine Neger zu Feldarbeiten dingen werde; überall bewirbt man ſich um Tagelöhner aus Europa, von der Inſel Malta und aus Bengalen, um die Schwarzen entbehren zu können und bei Auszahlung des Tagelohns an keine Taxe gebunden zu ſeyn.

Der Plantagen-Beſitzer iſt aber dem Neger nicht bloß abgeneigt; er beſitzt oft nicht einmal Umſicht und Energie genug, um ihn als freien Lohnarbeiter mit Nutzen gebrauchen zu können. Despotismus und Schrecken ſind ſchlechte Mittel, um ſich Gehorſam zu verſchaffen, aber es ſind wenigſtens ſehr einfache Mittel, deren Anwendung kein Talent erfordert. Die Peitſche macht viele Maßregeln der Klugheit überflüſſig. Der weichlich lebende, durch ſein Klima entnervte Pflanzer flieht vor dem glühenden Sonnenſtrahl und iſt unfähig, die Arbeiten ſeiner Leute ſelbſt zu beaufſichtigen. Er überträgt dieſes Amt dem ſchwarzen Zuchtmeiſter, der hinwiederum durch Schrecken und Züchtigungen regiert wird. Von der oberſten Staffel bis zur unterſten waltet die Peitſche, wie auf einer Türkiſchen Galeere, wobei denn ſehr viel Kenntniß, Einſicht und Langmuth erſpart wird. Wenn nun die Emancipation jählings erfolgt, ſo iſt zur Bildung einer Mittelkaſſe keine Zeit mehr, und wo ſoll man da Leute finden, die über den Lohnarbeiter wachen und ſeine Beſchäftigungen leiten?

Wir fürchten alſo gewiß nicht ohne Grund, daß die Gutsbeſitzer weniger als die Hälfte der vorigen Arbeit von den Freigelaſſenen verlangen und nur zu ſehr geringem Lohne ſich verſtehen werden; daß ſie ihnen bei jeder Gelegenheit Haß und Abneigung zu erkennen geben und dabei ſelten fähig ſeyn werden, über ihre Beſchäftigungen auf den Plantagen zu wachen. Geben ſie dem Neger gleich in der Jahreszeit der großen Feldarbeiten Beſchäftigung, ſo werden ſie ihn gewiß in den ſogenannten todten Jahreszeiten ſeinem Schickſal überlaſſen und vielleicht eine hämiſche Freude darüber empfinden, wenn die Freiheit ihn brodlos und elend macht.

Aber auch den freigelaſſenen Neger muß der Gedanke empören, ſich ſeinem alten Herrn als Tagelöhner zu vermiethen. Die erſte Idee der Freiheit erſcheint ihm als das abſolute Aufhören einer Arbeit, die für ihn ein Gegenſtand des Grauſens geworden iſt. Nur die dringendſte Noth wird ihn bewegen können, den Ort wieder aufzuſuchen, an welchem er ſo viel gelitten hat; er arbeitet, um zu eſſen, zu trinken, oder ſich zu berauſchen; iſt aber das Bedürfniß des Augenblicks befriedigt, ſo läßt er die Arme wieder ſinken. Wo ſollte er auch gelernt haben, an die Zukunft zu denken? Der Quaſi-Kontrakt des Sklavenſtandes überhob ihn dieſer Mühe, denn er ſicherte ihm Nahrung und Wohnung, mochte man nun ſeiner Arbeit bedürfen oder nicht. Die Pflanzer haben mit erfinderiſcher Grauſamkeit alle Naturtriebe, die auf Sorge für die Zukunft hinzielen, in ihren Sklaven ertödtet; ſie beſitzen keine Art von Eigenthum und nicht einmal eine Familie; die Meiſten haben keine Frauen, und ihre Kinder gehören ihnen gar nicht an!

Was die Neger am tiefſten entwürdigt, iſt der Umſtand, daß ſie entweder unverheirathet oder doch von dem wahren häuslichen Glücke ausgeſchloſſen bleiben. Nur die Pflanzer und das Gouvernement haben dieſes Uebel verſchuldet; denn der Neger verheirathet ſich gern; er rühmt ſich ſeines ehelichen Standes, als wär' es eine Art von Adel, und, was beſonders merkwürdig, er wählt faſt immer eine Lebensgefährtin, die älter iſt, als er ſelber. Das Verhältniß der verheiratheten Neger zu der ganzen ſchwarzen Bevölkerung iſt aber außerordentlich gering. In vier Kolonieen kann man auf das Jahr nur 60 Neger-Heirathen rechnen; und wahrſcheinlich leben von 260,000 Seelen

Digitized by Google

nur ungefähr 1200 Neger im Stande der Ehe. Die meiſten Negerkinder bleiben ausſchließlich unter der Obhut ihrer Mütter, die ihnen zärtliche Anhänglichkeit beweiſen, obſchon man Alles gethan hat, um ſie moraliſch zu entwürdigen. Man ſchenkt ihnen eine Prämie für jedes Kind, das ſie zur Welt bringen, und doch will man das Muttergefühl in ihrem Buſen erſticken; denn bald werden ihre Kinder von ihnen losgeriſſen und in ferne Gegenden verkauft. Sollte aber die Mutter auch im Zuſtande der Freiheit ganz allein für ihre Kinder ſorgen? Sollte die neue Geſellſchaft ein Ebenbild der von Neu-Seeland werden, wo der Mann entweder ſchläft oder ſich berauſcht, während die Frau alle Arbeit thun muß? (Schluß folgt.)

Ein Sonntag in der Normandie.

(Schluß.)

Mutter Françon war von zu korpulenter Geſtalt, als daß ſie ſchnell zu Fuß ſeyn konnte, und ich trabte langſam hinter ihr her, begierig, das Schickſal Pierre's und Joſephinen's zu erfahren. Die Schnitter tanzten luſtig voran, nicht ganz unbekümmert um die Gegenwart ihrer Aeltern, aber ohne die geringſte Verlegenheit der Art, wie ſie Leute ihres Standes in England zeigen würden, — ſie plauderten und lachten von Herzen, und es gelang mir leicht, Mutter Françon zur Erfüllung meiner Bitte zu bewegen. Viel Sentimentalität ließ ſich von ihr nicht erwarten. Sie hatte den Gang und die Stimme eines Mannes und etwas Abſprechendes in der Bewegung von Kopf und Armen, als ſey ſie es gewohnt, beide im Nothfall geltend zu machen. Doch die grauäugige Mutter des Jungen, den ſein Großvater im Triumph davon getragen, ging neben ihr und ſchien entſchloſſen, die ſtrengen oder herben Bemerkungen ihrer Großtante gut zu machen. „Pierre und Joſephine", ſagte ſie, „hatten ſich beim Beginn der Aerndte in Harfleur verlobt, um, wie Jacques und Marie, nach dem Ende der Aerndte Hochzeit zu machen. Pierre war ein Schäfer und Joſephine, das hübſcheſte Mädchen im Bezirk, pflegte zuweilen im Felde, doch gewöhnlich für ihre Kunſt zu arbeiten. Sie hatte in der Nieder-Normandie Spitzen klöppeln gelernt und war immer im Stande, den beſten Preis für ihre Arbeit zu bekommen."

„Ehe Sie die Schloß-Allee betraten, Madame, haben Sie da nicht ein ödes, einſames Schäferhaus bemerkt, das unter den Bäumen ſteht — es war ein ſolches, das auf Rädern ſich bewegt und Raum genug im Innern hat für das Bett und Licht, das Schäfer brauchen, und neben ihm ſteht ein kleines Häuschen, nach demſelben Plan eingerichtet — dies war für den armen Fidelle." — „Sie ſind noch nicht bei Fidelle, Tante", fiel ihre Nichte ein. — „Gut, Pierre und Joſephine waren verlobt und der Tag ihrer Trauung beſtimmt. Pierre hatte zwei Schaafmütter und drei Lämmer für ſein Geld gekauft, und Joſephine's Großmutter trat ihnen in ihrem Hauſe ein Zimmer ab, das ſo hübſch, als man ſich's nur wünſchen kann, ausgeputzt ward. Drei Blumenſträuße unter Glasbedeckung am Kaminſims, ein Bett von der längſten und ſchönſten Wolle, ein Kruzifix, ſo natürlich wie aus dem Leben, und ſechs Strohſtühle. Ich weiß nicht mehr, was außerdem da war, aber ich erinnere mich, es war wie ein kleines Paradies. Noch denke ich, als wär's erſt geſtern geweſen, wie wir in eben dieſem Wäldchen ſpaziren gingen, ganz wie die armen Narren dort." — „Ach Tante", rief das junge Weib unwillig, „warum nennt Ihr ſie Narren? Jacques iſt ein braver Junge und Marie ein treffliches Mädchen." — „Alle junge Leute", erwiederte die Dame vornehm, „ſind Narren, mehr oder weniger, und Du, liebe Nichte, machſt keine Ausnahme davon." Die Nichte antwortete nicht, ſondern ſah mich an und lächelte.

„Sie ſpazirten in dieſen Wäldern", wiederholte die Frau, „mit den Vögeln ſingend, mit den Blättern tanzend und ſich geberdend, als wäre das Leben nur ein langer Sommertag ohne Sturm und Regen. Pierre ſprach von ſeinem nahen Glück ſo viel und ſo laut, daß ich ſelbſt, obgleich ich damals eben erſt mit meinem erſten Mann verheirathet war und in den Lebenswechſeln nicht viel Erfahrung hatte, nicht umhin konnte, ihm eine kleine Warnung zu geben und ihm bemerklich zu machen, daß es nicht immer ſo gut gehen möchte. Darüber wurde er böſe, und dann funkelten ſeine Augen auf eine Weiſe, die mir nicht ſehr gefiel. Ich ſprach mit Joſephinen dieſe Nacht ſehr viel, und ſie antwortete, wie Frauen immer vor ihrer Hochzeit zu ſprechen pflegen, das Auge, welches Anderen Zorn funkle, würde ſie nur mit Liebe anſehen. Ach, die Arme! ſie wußte nichts."

„Einige Leute um das Schloß herum hörten einen lauten Schrei und dann ein lang wiederholtes Geheul des armen Fidelle — es war höchſt kläglich; aber Jean, der Portier, fürchtete ſich, das Thor des Nachts zu öffnen, und wartete alſo bis an den Morgen. Als er das Thor aufmachte, ſah er die Schaaſe ringsumher in ſonderbarer Unordnung zerſtreut, und Pierre war nirgends zu ſehen. Der alte Portier wollte Joſephine fragen, ob ſie nichts von ihrem Geliebten wiſſe, und ging daher in die Hütte ihrer Mutter, die ſchon zur Hochzeit ausgeputzt war — Joſephine war nicht da. Ihre Mutter ſagte, ſie wäre ſehr früh ausgegangen, ehe noch die Dorfmädchen erwacht ſeyen, da ſie mit Pierre verabredet, mit ihm im Garten des Nachbars Johanot zuſammenzutreffen, der ihnen ſeine ſchönſten Blumen zu ihrem Feſte verſprochen hatte, und ſie wüßte ſich ihre längere Abweſenheit nicht zu erklären. Der Portier Jean, der ſelbſt Vater geweſen war, wollte nicht die gute Mutter beunruhigen, und ſo ging er in Johanot's Garten, um ſie hier zu ſuchen. Er fand den Gärtner Blumenſträuße ſammelnd und ſeine Lieblinge ängſtlich erwartend. Der Garten lag am Abhang eines der ſchönſten Hügel der Normandie und gewährte die Ausſicht über einen Theil des Weges, der von Joſephinen's Hütte zum benachbarten Weiler führte. Der Gärtner erzählte, er habe bald nach Tagesanbruch geſehen, wie die beiden Liebenden in dieſem Thal zuſammentrafen und eine kurze Strecke neben einander gingen, und wie dann Pierre mit der größten Eile über den nächſten Hügel lief, ſo daß er geglaubt habe, die Flucht ſey zum Scherz, als würde er von Joſephine und ſeinem Hund Fidelle verfolgt und erwarte ſie auf einem anderen Weg. Dies befriedigte Jean nicht, welcher feſt überzeugt war, daß der Angſtſchrei, den er des Nachts gehört, von Pierre herrühre. Der Alte erinnerte ſich auch, wie ihm mehr als einmal vorgekommen, daß der junge Schäfer mehr Kenntniſſe beſitze, als dazu gehört, ſolchen Leuten den Kopf verrückt zu machen. Er pflegte aus ſeiner kleinen Hütte ſtundenlang nach den Sternen zu ſehen und ſich wunderliche Figuren auf Schiefertafeln zu zeichnen: dann hatte er auch zwei bis drei ſeltſame Bücher, worüber er ſtundenlang brütete — dabei vernachläſſigte er etwa nicht ſeine Schaafe: vielmehr war er wachſam genug auf ſie und überhaupt freundlich gegen Thiere."

„Der Tag rückte vor, die Hochzeitsgäſte kamen zuſammen, und Alle, die das junge Paar kannten, liefen umher, es zu ſuchen. Das Gerücht war geſchäftig wie immer; Einer ſagte, er habe ſie da, der Andere dort geſehen, und die arme Mutter Joſephinen's ſtürzte ganz wahnſinnig von einem Ort zum anderen. Endlich kam ein kleiner Winzer, der ſeinen Weg dahin nahm, wo er ein Feſt erwartete, und berichtete dem alten Jean, er habe eine Frau geſehen, die ſich über einen von den Abhängen neigte, als er das Ufer verließ, er hätte aber ſolche Eil gehabt, das Dorf zu erreichen, daß er nicht zu ihr hinging." — „Tante", fiel die junge Frau ein, „Sie vergeſſen, wie die Leute ſagten, es könne nicht Joſephine ſeyn, da Pierre nicht bei ihr wäre." — „Richtig", ſagte Mutter Françon, „aber der alte Johanot und ich dachten anders, und ohne Jemanden etwas zu ſagen, gingen wir fort, um zu verſuchen, ob wir nicht in dieſer Richtung eine Spur von ihnen finden könnten; es war ein Tag ſo ſchön, wie er jemals vom Franzöſiſchen Himmel herabſchien, und wie wir ſo gingen, meinte noch der alte Gärtner, ein ſolcher Tag, wo die Natur über ihre Kinder ſo viel Segen ausſchütte, könne unmöglich diejenigen hart treffen, die wir ſuchten; ja, ja, Madame, ſo ſind ſolche einfache Menſchen, die nur unter Vögeln und Blumen leben. Ich habe die herrlichſten Tage die greulichſten Handlungen beleuchten ſehen, aber das wollte mir Johanot nimmermehr glauben. Wir gingen und gingen im heißen Sonnenſchein, bis wir den Abhang, den der Winzer bezeichnet, erreicht hatten, und da war auch richtig die Dirne, die wir ſuchten. Sie lag am Rande des Abgrunds, den Hals ausgeſtreckt, wie ein wilder Seevogel; ihre Stellung war ſo gefährlich, daß wir fürchteten, ihr nahe zu kommen — wir riefen und riefen, aber das Echo der Höhlen war unſere einzige Antwort. Da muß doch ein Grund ſeyn, meinte Johanot, daß ein lebendiges Weib mit einem Mal zur Marmorſtatue wird. Kriече du dicht an ſie heran und ziehe ſie an den Kleidern von dieſem gräßlichen Orte weg; ich will die Klippe hinunterſteigen und ſehen, was es giebt. Ich näherte mich vorſichtig dem Fleck: wie erſchrak ich beim Anblick ihres Geſichts: es war ſo weiß wie Marmor. Ich kam immer dichter heran, ohne daß ſie's bemerkte, bis ich endlich ihr Kleid ſachte mit einer Hand zupfte und mich mit der anderen feſthielt, um nach dem Strande unten zu ſehen. Da lag der Körper des unglücklichen Pierre auf den Steinklippen mit dem Geſicht nach dem Himmel zu, und die Seevögel umſchwärmten ſeinen verſtümmelten Leichnam. Auch der Hund war da, der arme Fidelle, und vermiſchte von Zeit zu Zeit ſein Geheul mit dem Geſchrei des wilden Waſſervogels. Als Johanot die verſtümmelten Reſte des armen Schäfers aufhob, würde ſich Joſephine herabgeſtürzt haben, wenn ich ſie nicht mit Leibeskräften feſtgehalten hätte."

„Aber der Grund — der Grund?" fragte ich. — „Wer kann den Grund der Tollheit angeben?" erwiederte ſie. „Einige meinten, Bücher —"

„Und Andere", fügte die Nichte hinzu, „gaben dem Mond die Schuld."

„Er war alſo wirklich todt?" — „Allerdings. Wahrſcheinlich hat ihn der Wahnſinn des Nachts befallen, und er wanderte dann an den Ort, den ſie verabredet, wo er die arme Joſephine traf, die, erſchreckt und geängſtigt, ihm nachging bis an den unglücklichen Fleck, wo er kopfüber hinunterſtürzte." — „Lebt ſie noch?" fragte ich. — „Nein, aber ſie lebte noch lange nach jenem Unglück", erwiederte die Erzählerin. „Die, welche die Braut hätten begleiten ſollen, folgten dem Bräutigam zu Grabe. Joſephinen's Verſtand war ſo zerrüttet, daß ihre Freunde ſie länger als ein Jahr beobachteten; ihre Mutter glich einem Geſpenſt, und als ſie ſtarb, blieb Joſephine ganz gleichgültig, wiewohl ſie ſie früher, bis ſie den Verſtand verloren, zärtlich geliebt hatte. Endlich wurden wir's müde, ſie zu beobachten, und der Einzige, der ihr bis zuletzt treu blieb, war der arme Fidelle. Als man ſie aber auf dem Hügel, von wo herab ſie ihres Geliebten Leiche geſehen, todt fand, da veranſtalteten wir ihr ein großes Begräbniß, und der alte Johanot ſchmückte ihr Grab einmal jährlich mit den ſchönſten Blumen, bis auch er heimging. Nun, hab' ich

Digitized by Google

nicht recht, junge Leute vor dem Schickſal dieſer Liebenden zu warnen? Ihre Liebe zu ihm machte ſie wahnſinnig. Hörſt Du, Nichte, dort ſingen ſie im Thale, wir wollen die Tanzenden einholen."

Und weg hüpfte die Dame ſo munter und fröhlich, als hätte ſie nie Leiden erlebt oder nicht eben das Schickſal Pierre's und Joſephinens erzählt.

P o l e n.

Die erſten Biſchöfe in Polen.

Wie unter der Regierung des unglücklichen Johann Kaſimir (1648—1669) der Koſaken-Krieg, die Einfälle der Schweden und anderer feindlicher Nachbarn die wiſſenſchaftliche Bildung in Polen, die unter den Sigismunden ſchon eine hohe Stufe erreicht hatte, wieder hemmten, ſo erſchütterten früherhin nach dem Tode Mieczyslaw's II. († 1034), als ſein Nachfolger Kaſimir ſich in einem abgelegenen Kloſter verbarg, Mord und Brandſtiftung unter dem kein Geſetz achtenden Landvolke die Grundlagen der eben erſt aufblühenden Chriſtuslehre. Zerſtörte Gotteshäuſer, hingewürgte Geiſtliche, das waren natürlich ſchlechte Stützen für den neuen Glauben; mit ihnen ging auch die kirchliche Ueberlieferung, mit ihnen gingen die genaueren Nachrichten über die Errichtung der erſten Biſthümer in Polen verloren, und man muß mühſam Alles aufſuchen, was einiges Licht darüber verbreiten kann.

Es iſt eine faſt allgemein angenommene Meinung, daß Mieczyslaw I. bei Einführung der chriſtlichen Religion in Polen neun Biſthümer in den bedeutendſten Städten ſeines Reichs gegründet habe, in Gneſen, Krakau, Poſen, Kruſchwitz und ſo weiter. Selbſt in der neueſten Zeit ſind Viele noch in dieſem Irrthum befangen geblieben. Wenn nun auch ſo entfernte Jahrhunderte in tiefes Dunkel gehüllt ſind und eine ganz ſichere Behauptung nicht geſtatten, ſo berechtigt doch eine nähere Nachforſchung in den hiſtoriſchen Quellen zu der Annahme, daß es kein Biſthum in Polen giebt, welches jenem Könige ſeinen Urſprung zu verdanken hätte. Mieczyslaw I. wurde, als er ſich mit der Böhmiſchen Prinzeſſin Dombrowka vermählte, durch Ueberredung dieſer Fürſtin, noch mehr aber durch die Bemühungen Jordan's, des Biſchofs von Poſen, welches Biſthum ſchon vor Mieczyslaw von Kaiſer Otto I. gegründet war, zum chriſtlichen Glauben bekehrt. Mit dem neuen Lichte mußten natürlich auch Geiſtliche in das Land kommen, die das Volk belehrten und die chriſtliche Religion weiter verbreiteten; es mußten Kirchen gebaut werden, wenngleich dieſe anfangs, wie früher in Deutſchland, ſo in dem ſpäter bekehrten Slavenreiche, nur den Namen Propſteien (praepositurae) führten, bis ſie nach und nach in den größeren Städten, mit den Fortſchritten des Chriſtenthums, in Biſthümer verwandelt wurden. So ſagen Ditmar und Andere nach ihm, die über jene Zeit geſchrieben, wo Otto I. die Magdeburger Metropole gründete und einige ſchon vorhandene Kirchen mit ihr vereinigte, daß der Kaiſer befohlen habe, Pröpſte zu Biſthümern auszuwählen, und es werden als ſolche genannt: pastor ecclesiae Merseburgensis, provisor ecclesiae Misnensis, custos Havelbergensis ecclesiae. Von ſolchen Propſteien finden ſich auch in Polen Spuren; der Gloſſator Kadlubek's, der unter Kaſimir dem Großen (1333—1370) lebte, ſagt in ſeinen Erläuterungen zu jenem Geſchichtsſchreiber, daß Mieczyslaw I. der Kirche in Krakau den Biſchof Jordan, damals noch nicht Poſener, ſondern ganz allgemein Polniſcher Biſchof genannt, vorgeſetzt habe, damit dieſer Oberhirt der erſt vor kurzem gegründeten chriſtlichen Heerde, da es noch an Geiſtlichen fehlte, einſtweilen unter dem Namen eines Propſtes ihre Leitung führen ſollte.*)

Aus dem Geſagten geht hervor, daß in Polen ſchon lange Zeit Kirchen beſtanden, ehe einige derſelben in Biſthümer verwandelt wurden, und daß Jordan, als Polniſcher Apoſtel, anfangs das Oberhaupt der Geiſtlichkeit in ganz Polen war und daher nicht nach der Stadt Poſen, wo er ſeinen Sitz hatte, benannt war, ſondern den allgemeinen Titel eines Biſchofs von Polen führte, gleichwie der Biſchof Chriſtian von Kulm den Namen eines Biſchofs von Preußen, ehe dieſes Land in vier Diöceſen, in die von Kulm, Ermeland, Pomerellen und Samland, getheilt wurde. Wann aber dieſe Propſteien in Polen zu Biſthümern erhoben wurden, iſt ebenfalls ſchwer zu ermitteln. Die Stiftung von Biſthümern war damals ein Beweis von der höchſten, ſouverainen Gewalt der Fürſten. Die Deutſchen Kaiſer nahmen dieſe Macht auch im Slavenreiche, auf welches ſie fortwährend Rechte geltend machten, für ſich in Anſpruch und vereinigten die neubekehrten Länder jenſeits der Oder mit dem Magdeburger Erzbisthum. Mieczyslaw I., den Ditmar von Merſeburg perſönlich kannte und von dem er ſagt, er ſey von ſolcher Ehrerbietung gegen Otto I. erfüllt geweſen, daß er ſich ſelbſt in Gegenwart der Kaiſerlichen Markgrafen nicht niederzuſetzen gewagt, würde ſich gewiß eine Befugniß nicht angemaßt haben, die für ein ausſchließliches Recht der Kaiſer galt. Und daß er dies nicht that, dafür ſpricht das Zeugniß unſerer eigenen Hiſtoriker. Kadlubek, der älteſte unter ihnen, nennt in der Leipziger Ausgabe Boleslaw Chrobry (den Tapferen) als den Stifter zweier Erzbisthümer, ohne dieſe namhaft zu machen und ohne zu ſagen, welche Diöceſen er denſelben unterordnete. In der Danziger Ausgabe bezeichnet er Gneſen als das eine und Krakau als das andere dieſer Erzbisthümer. Boguſal, Biſchof von Poſen, erwähnt gar keines Erzbisthums, ſondern äußert nur im Allgemeinen, Boleslaw habe ſechs Hauptkirchen gegründet, zuerſt die Poſener, dann die Gneſener, ferner die Maſoviſche und viertens die Krakauer.**) Wörtlich daſſelbe bemerkt der anonyme Gloſſator Kadlubek's. Ein ebenfalls anonymer Chronikenſchreiber des vierzehnten Jahrhunderts, im erſten Theile der Sommersbergſchen Sammlung, ſagt nur, Boleslaw habe viele Kirchen erbaut und Biſchöfe eingeſetzt, er habe die Gneſener Metropole gegründet und ihr viele Suffragane untergeordnet.

Wenn alſo auch die Meinungen unſerer Chronikenſchreiber etwas von einander abweichen, ſo ſtimmen ſie doch alle darin überein, daß Mieczyslaw I. kein Biſthum gegründet hat, was auch Gallus beſtätigt, der noch vor Kadlubek lebte. Dlugoſz**) iſt der Erſte, der eine von den Zeiten Mieczyslaw's I., das heißt von der Einführung des Chriſtenthums in Polen herſtammende kirchliche Hierarchie annimmt, dieſelbe in zwei Metropolen, die Gneſener und Krakauer, theilt und uns dies Mährchen ohne alle Beweiſe auftiſcht, ſo wie vor ihm Boguſal von den drei Brüdern Lech, Czech und Ruß fabelte. Einige unſerer Hiſtoriker haben in Dlugoſz unbedingtes Vertrauen geſetzt, wie Miechowit und Bielski, andere ſind mit größerer Vorſicht zu Werke gegangen, wie Kromer. Faſt dieſelben Hiſtoriker, welche Mieczyslaw I. nicht für den Begründer der Biſthümer halten, dehnen das Leben dieſes Königs, obwohl irriger Weiſe, bis zum Jahre 999 aus. Im darauf folgenden Jahre aber kam Kaiſer Otto III. nach Gneſen, um das Grab des heiligen Adalbert zu beſuchen, und wurde von dem Polniſchen (Poſener) Biſchof Unger empfangen, ein neuer Beweis, daß es außer dem Poſener noch keine andere Biſthümer in Polen gab. Dieſes Jahr Tauſend nun kann man dreiſt als dasjenige anſehen, in welchem die Polniſchen Biſthümer ihren Anfang nahmen. Boleslaw Chrobry war es, der dazu auserſehen ſchien, ſein Reich von allen Deutſchen Banden, ſelbſt in geiſtlicher Hinſicht, loszulöſen. Ob den Kaiſer ein mit Boleslaw abgeſchloſſener Vertrag oder auch eine geheime Abneigung gegen Gieſelherr, den Erzbiſchof von Magdeburg und zugleich Metropoliten aller Slawiſchen Kirchen, dazu bewog, deſſen Macht zu verkürzen, oder ob Otto, was am wahrſcheinlichſten iſt, ſich dadurch beſtimmen ließ, daß er die chriſtliche Religion in Polen ſchon weit verbreitet ſah, genug er erhob die Gneſener Kirche zur Metropolitane und erzbiſchöflichen Würde, ernannte den Gefährten des heiligen Adalbert, Radzyn oder Gaudentius, zum Erzbiſchof und ſtellte die vermuthlich auch damals neu gegründeten drei anderen Biſchöfe, den Kolberger, Kruſchwitzer und Krakauer, unter ſein Regiment. Wie es ſcheint, fühlte der Biſchof von Poſen ſich hierdurch beleidigt, denn erſt ſpäter unterwarf er ſich der Gneſener Metropole. (Przyiaciel ludu.)

M a n n i g f a l t i g e s.

— Deutſches aus Frankreich. Die fünfte Lieferung des in dieſen Blättern bereits mehrfach erwähnten Panorama de l'Allemagne enthält einen intereſſanten Artikel des Herrn St. Marc Girardin über den Zuſtand des öffentlichen Unterrichts in Oeſterreich. Herr St. Marc Girardin hat bekanntlich diejenigen Theile Deutſchlands, über deren Schulen nicht bereits Herr Couſin berichtet hatte, zum Gegenſtande ſeiner Unterſuchungen gemacht. So hat er früher bereits über die Schulen und Univerſitäten Bayerns berichtet und ſich dabei ſo verbindlich beſonders gegen Schelling gezeigt, daß dieſer jetzt ein im Journal des Débats abgedrucktes langes Sendſchreiben über den gegenwärtigen Standpunkt der Glasmalerei in München an den Franzöſiſchen Profeſſor und Zeitungs-Redacteur erlaſſen hat. In Oeſterreich ſind es beſonders die Bürger-, Gewerb- und polytechniſchen Schulen, deren praktiſche Einrichtungen und deren ſegenreichen Einfluß auf das bürgerliche Leben Herr St. Marc Girardin als muſterhaft und überall in den Kreiſen der allgemeinen Erwerb-Thätigkeit erkennbar darſtellt. Ueber die Univerſitäten hat ſich derſelbe in der Abhandlung, ſo weit ſie uns vorliegt, noch nicht ausgeſprochen, und ſind wir namentlich auf das begierig, was er über die älteſten Deutſchen Hochſchulen, Wien und Prag, ſagen wird. Dieſelbe Lieferung des Panorama enthält mit einem hübſchen Bilde von dem Main-Quai, der „ſchönen Ausſicht" und der Sachſenhäuſer-Brücke von Frankfurt a. M. eine Skizze dieſer freien Stadt aus der Feder des Dr. Beurmann, der jedoch hier, unſtreitig weil er für ein Franzöſiſches Publikum geſchrieben, mit viel größerer Zurückhaltung und Umſchreibung auftritt, als in ſeinen bekannten „Skizzen über die Hanſa-Städte." Eine Schilderung von Dürrenſtein in Oeſterreich, dem Donau-Felſenſchloſſe, auf welchem Richard Löwenherz ein halbes Jahr ſeiner in Gefängniſſen hingebrachten Zeit verlebt hat, macht, nebſt einer dazu gehörigen Abbildung, den Beſchluß dieſer Lieferung des Panorama de l'Allemagne.

---

*) Die Historia Polonica Kadlubek's, Biſchofs von Krakau, reicht bis 1206.

*) Boguſal iſt ſpäter als Kadlubek; ſein Chronicon Poloniae reicht bis 1252.

**) Dieſer Hiſtoriker, auch unter dem Lateiniſchen Namen Longinus bekannt, hat 13 Bücher Polniſcher Geſchichte geſchrieben, die bis [illegible] gehen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅓ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 3. Berlin, Montag den 7. Januar 1839.

Frankreich.

Lafayette in Verſailles.

Vom General Mathieu Dumas.*)

Unter allen Berichten, welche über die Begebenheiten des 5. und 6. Oktober 1789 von den Schriftſtellern beider Parteien veröffentlicht worden, iſt mir immer der des Abbé's von Montgaillard als der wahrhafteſte erſchienen; ich meinerſeits bringe hier als Augenzeuge eine Erklärung zu Papier, wie ich ſie auf Ehre und Gewiſſen vor Gericht abgelegt hätte, wenn ich dazu aufgefordert worden wäre. Dieſes Zeugniß iſt weiter nichts, als die getreue Erzählung alles deſſen, was ich ſelbſt mit eigenen Augen während der vierundzwanzig Stunden vom 5. zum 6. Oktober ſah, nichts weniger, nichts mehr.

Den 5ten gegen eilf Uhr Morgens begab ich mich mit dem Grafen von Gouvernet in die National-Verſammlung; die Sitzung war noch nicht eröffnet. Indem wir uns noch auf der um das Amphitheater laufenden Galerie mit einigen befreundeten Mitgliedern unterhielten, trat Mirabeau ein und ſagte im Vorübergehen zu uns: „In Paris herrſcht große Aufregung; ſie wollen Alle nach Verſailles ziehen.“ Andere Mitglieder der Verſammlung verbreiteten ebenfalls dieſelbe Nachricht. Man war darüber ſehr verſchiedener Meinung. Herr von Gouvernet und ich eilten zu ſeinem Vater, dem Kriegs-Miniſter, um ihn von den Vorgängen zu benachrichtigen; ich begab mich auch zu dem Grafen von St. Prieſt, der jedoch ſchon von dem Tumulte wußte. Von Stunde zu Stunde langten beunruhigendere Nachrichten an. Schon war ein Haufen Weiber, von einem gewiſſen Maillard angeführt, an den Schranken der Verſammlung erſchienen. Die Unverſchämtheit dieſes elenden Wahnwitzigen und das Geſchrei dieſes Vortrabs der großen Emeute ließen die unglückſeligſten Abſichten ahnen; der Haufen ſchwoll immer mehr auf der Straße von Paris an. Die National-Garde von Verſailles verſammelte ſich auf dem Waffenplatze vor dem Schloſſe; ſie ſtellte ſich in Schlachtordnung auf, der linke Flügel lehnte an das Gitter, der rechte breitete ſich auf der Straße nach Sceaux aus.

Gegen fünf Uhr hörte man, der König ſey von der Jagd in den Waldungen von Meudon nach dem Schloſſe zurückgekehrt, und die National-Verſammlung habe noch vor dem Schluß der Sitzung eine Deputation an Se. Majeſtät abgeſandt; das Gitter des Schloſſes war zu; Herr von Eſtaing, der die Verſailler National-Garde befehligte, ließ es öffnen, um die Deputation einzulaſſen; der König ließ auch einige von den Weibern vor, die Maillard in die Verſammlung begleitet hatten. Ich ging auf dem großen Hofe umher und ſah die Leibgarde ankommen, die ſich außerhalb des Gitters, der Straße nach Paris gegenüber, in Schlachtordnung aufſtellte; wenige Augenblicke darauf bildete das Regiment Flandern, der Verſailler National-Garde gegenüber, eine Linie, der rechte Flügel deſſelben lehnte an das Gitter, der linke breitete ſich in der Richtung nach St. Cloud hin aus. Um ſechs Uhr ließ ſich der Kriegs-Miniſter, nur von ſeinem Sohne und mir begleitet, das Gitter öffnen und ſtellte ſich an die Spitze des Regiments Flandern. Der ganze Platz war mit Menſchen bedeckt, doch konnte man noch frei auf demſelben umhergehen. Alle Blicke waren auf die große Landſtraße gerichtet, denn man hatte die baldige Ankunft des Herrn von Lafayette mit der Pariſer National-Garde gemeldet. Vor der Fronte des Regiments Flandern begegnete ich mehreren Mitgliedern der National-Verſammlung, unter Anderen auch Mirabeau, der jedoch nur einen Augenblick verweilte. Gegen Anbruch der Nacht gewahrten wir einige Unordnung auf dem linken Flügel der National-Garde, der an den rechten der Leibgarde anſtieß; mehrere Flintenſchüſſe fielen von dieſer Seite, und man meldete uns, ein Offizier der Leibgarde, Herr von Savonnière, ſey ſchwer verwundet. Gleich darauf galloppirte der Graf von Eſtaing von rechts nach links vor der Fronte der Leibgarde vorüber, verfolgt von einem Haufen Männer und Weiber, die ihn zu erreichen trachteten; dicht neben uns ritt er durch die Grenadier-Compagnie des Regiments Flandern und begab ſich durch das Gitter der Kapelle in das Schloß. Die Leibgarde wurde zuſammengezogen und ſtellte ſich im großen Hofe innerhalb des Gitters auf. Das Regiment Flandern erhielt Befehl, in ſeine Quartiere zurückzukehren, und ich verfügte mich mit Herrn de la Tour-du-Pin und ſeinem Sohne in den Pavillon des Kriegs-Miniſters.

Auf dem Waffenplatze ſtieg der Tumult von Minute zu Minute; Herr de la Tour-du-Pin begab ſich mit den übrigen Miniſtern zum Könige; ich blieb im Oeuil-de-Boeuf zurück, das mit Hofleuten, Militairs und Deputirten angefüllt war. Auf allen Geſichtern drückte ſich die lebhafteſte Beſorgniß aus, man unterhielt ſich nur flüſternd; endlich um eilf Uhr wurde gemeldet, daß die Spitze der Kolonne der Pariſer National-Garde ſchon auf dem Waffenplatz angelangt ſey. Der König befahl, Herrn von Lafayette vorzulaſſen, ich ging mit dem Grafen Gouvernet hinunter, ihm entgegen. Wir ſchritten durch den großen Miniſter-Hof, aus dem man die Leibgarde entfernt hatte, um ſie, wie man uns ſagte, auf den Terraſſen an der Gartenſeite aufzuſtellen. Als wir bei dem noch verſchloſſenen Gitterthore anlangten, ſahen wir Herrn von Lafayette von ſeinem Generalſtabe und einer großen Anzahl Grenadiere der National-Garde umgeben, die ſich alle ſeinem Eintritt in das Schloß widerſetzten, wofern es ihnen nicht geſtattet ſey, ihn zu begleiten. Dieſer Streit dauerte faſt eine halbe Stunde; der General beruhigte ſeine Freunde, er ſagte ihnen, es ſey eine Ehrenſache für die National-Garde, dem Könige hier ihre Ergebenheit und ihr Vertrauen zu beweiſen; er ginge, um in ihrem Namen Worte des Friedens und der Sicherheit zu überbringen; er habe nur eingewilligt, ſich in dieſem Falle an ihre Spitze zu ſtellen, in der feſten Ueberzeugung, daß ſie ihm vielmehr behülflich ſeyn würden, alle ſeine Pflichten als Bürger und treuer Unterthan zu erfüllen, ſtatt ihn irgend wie daran zu hindern. Andererſeits unterſtützten Herr von Gouvernet und beſonders ich, der ich den Meiſten unter ihnen ſehr wohl bekannt war, die Bemühungen des Generals durch die eifrigſten Verſicherungen; endlich, nachdem Herr von Lafayette ſeine Gefährten überzeugt und ihr Wort empfangen hatte, wurde das Thor geöffnet, und als es ſogleich hinter ihm ſich wieder ſchloß, reichten ihm Alle noch durch das Gitter die Hände und hielten die ſeinigen ſo feſt, daß wir ihn nur mit Mühe losreißen konnten. Er war von allen Anſtrengungen ſo erſchöpft, daß wir ihn faſt in die Königlichen Gemächer tragen mußten; zwei von der Pariſer Kommune zu Begleitern des Generals erwählte Kommiſſarien wurden ebenfalls eingelaſſen, und der König geſtattete ihnen den Zutritt bis in den Rathsſaal.

Als wir durch das Oeuil de Boeuf gingen, in dem ein düſteres Stillſchweigen herrſchte, und eben in das Lever-Zimmer eintreten wollten, ſagte ein hochſtämmiger Ludwigsritter mit erhobener Stimme: „Da kömmt Cromwell.“ Lafayette ſtand ſtill, ſah dem Manne feſt ins Auge und ſprach mit ruhiger Würde: „Der würde nicht allein hier erſcheinen.“ Wir begleiteten ihn bis an die Thür des Königlichen Kabinettes und warteten im Rathszimmer mit anderen zur näheren Umgebung des Königs gehörigen Perſonen das Ende dieſer denkwürdigen Audienz ab.

Man weiß, und dies iſt eine wichtige Thatſache, die kein gleichzeitiger Geſchichtſchreiber gehörig hervorgehoben hat, daß die Bewachung des Schloſſes dem General Lafayette nicht übertragen wurde, daß, weit entfernt, die Geſetze einer leeren Etikette dem Ernſt der Umſtände zu opfern und den Oberbefehl ſo wie die Beſtimmung aller zu ergreifenden Maßregeln demjenigen zu überlaſſen, der allein den Erfolg verbürgen konnte, man der National-Garde nur geſtattete, die äußeren Poſten nach der Stadt hin, welche früher die Franzöſiſchen Garden inne hatten, zu beſetzen. Der Graf von Luxemburg, dienſtthuender Garde-Hauptmann, behielt den Oberbefehl im Innern des Schloſſes und an der Hinterſeite nach den Gärten zu.

Als Lafayette den König verlaſſen, fragte er in meiner Gegenwart den Grafen von Luxemburg, welche Vorſichtsmaßregeln man an der Gartenſeite getroffen habe; dieſer antwortete, daß

*) Aus den Memoiren dieſes vor einem Jahre verſtorbenen Generals, die nächſtens zu Paris im Druck erſcheinen werden, und die zwar keine vollſtändige, genaue Erzählung aller ſeit einem halben Jahrhundert in Frankreich und Europa vorgefallenen Ereigniſſe liefern, aber ein, dem Anſchein nach, wahrhaftes und unparteiiſches Zeugniß des Verfaſſers, der ſechzig Jahre lang ununterbrochen eine Rolle bei vielen dieſer Begebenheiten geſpielt und wohl ein Urtheil darüber haben konnte. Mathieu Dumas war ſchon 1789 ein bekannter Name; während der Revolution hatte er den Muth, mit Mäßigung zu handeln; unter dem Kaiſerreich gehörte er zu den einſichtsvollſten und thätigſten Dienern des mächtigen Herrſchers; im Jahre 1830 findet man ihn wieder neben Lafayette an der Spitze der Nationalgarde, und noch im Jahre 1837 war er eines der geachtetſten Mitglieder des Staatsraths und der Pairs-Kammer.

Digitized by Google

die Leibgarde befehligt wäre, dort zu wachen. Der General wollte ſich davon ſelbſt überzeugen, ich führte ihn daher auf die Gallerie, von wo aus wir die ganze Maſſe der Leibgarde, die auf dem grünen Raſen ſich gelagert hatte, überſehen konnten. Beim Weggehen aus dem Schloſſe beſchäftigte ſich Lafayette gleich nebſt dem General Gouvion und den Offizieren ſeines Generalſtabes mit der Beſetzung der ihm anvertrauten Poſten und begab ſich dann in die National-Verſammlung, wie alle betreffenden Berichte es ausſagen.

Am 6. Oktober um drei Uhr Morgens begleitete ich den General zu dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Montmorin, und erwartete ihn dann in ſeiner Wohnung im Hotel Noailles; er konnte in der That ſein Quartier nicht näher am Schloſſe nehmen, denn von dieſem Hotel bis zum Gitter der Kapelle ſind kaum hundert Schritte. Zwiſchen vier und fünf kehrte Lafayette in ſein kleines Gemach im zweiten Stockwerke des Hotel Noailles zurück; Gouvion ſtattete ihm über die Inſpection der Poſten, die er vorgenommen, Bericht ab; er ſagte, daß alle Zugänge des Schloſſes beſetzt wären und Alles vollkommen ruhig ſey, daß die Horde von Weibern und Spitzbuben, die zum Theil vor und mit der Nationalgarde nach Verſailles gekommen war, gänzlich zerſtreut ſey und hier und da herumirre. Ich trat in das Zimmer des Generals; er war ganz erſchöpft, und man brachte ihm eine Sago-Suppe, während wir uns über die Vorgänge dieſes ſchrecklichen Tages und über die Maßregeln unterhielten, die er ergreifen wollte, um die Ordnung in der Stadt Verſailles zu erhalten. Herr von Lafayette dachte gar nicht daran, ſich niederzulegen, ſondern ließ ſich ſogleich ſein Haar von ſeinem Kammerdiener ordnen; bei Tagesanbruch verließ ich ihn, um einige Augenblicke der Ruhe zu pflegen. Beim Hinausgehen aus dem Zimmer fand ich den General Gouvion, der ſich quer vor die Thür niedergelegt hatte, um, wie er ſagte, gleich beim erſten Lärm bereit zu ſeyn. Ich wohnte im kleinen Kriegspalaſt in der Orangerieſtraße; es war ſchon ganz heller Tag, als ich über den Miniſter-Hof von einem Gitter zum anderen ging; ich bemerkte den Schweizer des Kriegs-Miniſteriums an der Thür des Pavillons, ging auf ihn zu und fragte ihn, ob er wiſſe, was aus den Weibern geworden ſey, die man den vorigen Abend in das Schloß gelaſſen und hinſichtlich derer ſich der General Lafayette mit einiger Beſorgniß geäußert hatte. „Ich will ſie Ihnen zeigen", antwortete der Schweizer und öffnete die Thür des an den Audienzſaal anſtoßenden Zimmers, wo dieſe elenden Geſchöpfe in gräulicher Unordnung umherlagen. Ich begab mich in meine Wohnung und hatte noch nicht die Kleider gewechſelt, als ich ſchon ein ſtarkes Schießen hörte; ſogleich zog ich mich wieder an, eilte nach dem Schloſſe und war Zeuge des Auftrittes im Marmor-Hofe. Bald ſah ich auch auf dem Balkon mitten unter der Königlichen Familie den General Lafayette, den ich erſt vor kaum einer Stunde verlaſſen hatte. Seine Gegenwart und die Königlichen Worte, die er laut wiederholte, ſtillten die Wuth des Volkes; er verkündete den Entſchluß des Königs, noch denſelben Tag nach Paris zurückzukehren und die Tuilerieen zu ſeiner Reſidenz zu wählen.

Nachdem ich gegen Mittag der Abfahrt der Königlichen Familie beigewohnt, welcher der ganze Strom der Tumultuanten folgte, verließ ich das ſchon ganz verödete Verſailles, ſchlug den Weg über St. Cloud ein und langte noch einige Augenblicke vor der Ankunft des Königs auf dem Stadthauſe an. Umgeben von hundert Mitgliedern der National-Verſammlung, die zum Geleit des Königs beordert waren, begab ſich Ludwig XVI. in den großen Saal, der von den lebhafteſten und aufrichtigſten Freudenbezeugungen wiederhallte. Als die Ruhe hergeſtellt war, ſagte er mit feſter Stimme zu Herrn Bailly: „Voll Vertrauen kehre ich in die Mitte meines Pariſer Volkes zurück"; und als der Maire dieſe Königlichen Worte laut wiederholte, erhob die Königin ihre Stimme und ſagte: „Wiederholen Sie, mit Vertrauen, Herr Bailly." Gleich darauf zog ſich die Königliche Familie in die Tuilerieen zurück. (Schluß folgt.)

Die Sklaverei und der Sklavenhandel.

(Schluß.)

Wie verabſcheuungswürdig das Syſtem der Sklaverei auch ſeyn möge, ſo legt es den Herren wenigſtens die Verpflichtung auf, ihre Sklaven zu ernähren und für ſie zu ſorgen; das plötzliche Aufhören dieſer Verpflichtung, wenn ſie durch nichts erſetzt wird, kann die Neger dem Hunger preisgeben oder zur Empörung reizen. Es ergeht alſo an den Weißen, der ſeinen ſchwarzen Mitbruder herabgedrückt hat, die ernſte Mahnung, ihn wieder moraliſch aufzurichten; nachdem das Geſetz die Sklaverei in Ländern privilegirt, die ſich für gebildet und chriſtlich hielten, liegt es den Geſetzgebern ob, zu zeigen, daß ſie endlich einmal Civiliſation und Chriſtenthum verſtehen, daß ſie wieder Menſchen machen aus denen, die ſie zu Thieren erniedrigt haben. Man ſpricht viel von Kirchen und Schulen zum Beſten der Neger; wir ſind weit entfernt, zu verkennen, daß es Pflicht ſey, ſie für eine beſſere Welt zu erziehen; es giebt aber Gegenſtände der Unterweiſung, die noch dringender nothwendig ſind: das Familien-Gefühl und die Idee der irdiſchen Zukunft.

Nachdem Herr G. die Gefahren der unmittelbaren Emancipation gezeigt und bewieſen hat, daß man den Neger fähig machen müſſe, in der Freiheit zu leben, ehe man ſie ihm ſchenkt, bemüht er ſich, darzuthun, daß jeder Menſch nur für ſich allein betrachtet die Bürgſchaft ſeiner Fähigkeit geben kann. „Nur die perſönlichen Garantieen", ſo ſagt er, „laſſen weder Ungewißheit noch Gefahr beſtehen; ſie allein ſind zuverläſſig. Eine Freilaſſung in Maſſe und an einem beſtimmten Tage iſt mit perſönlicher Garantie unverträglich und bleibt alſo ein tollkühnes Verfahren, wie löblich auch ihr Zweck ſey." Der Plan des Verfaſſers beſteht nun darin, die Maſſe der Sklaven aufzuklären und moraliſch zu erheben; hinſichtlich der Individuen aber will er die geſetzlich erlaubten Freiheits-Mittel dergeſtalt beſtimmen, daß nur Menſchen, die zur Freiheit reif und derſelben würdig ſind, ſie erreichen können.

Eine der glücklichſten Wirkungen, welche die Revolution vom Jahre 1830 auf die Kolonieen äußerte, war die vermehrte Zahl der Freigelaſſenen; ſie hat die ſchändliche Taxe von 1000 bis 2000 Franken, welche auf freiwilliger Emancipation ſtand, abgeſchafft, und innerhalb ſieben Jahren ſind 30,000 Schwarze, über ein Neuntheil der Bevölkerung, freigelaſſen worden. Viele von ihnen leben ſchon in einem gewiſſen Wohlſtande, viele zeigen große Geſchicklichkeit in ſtädtiſchen Gewerben, mehrere haben auch Ländereien erworben; aber keiner iſt Bauer geworden, keiner arbeitet für einen Pflanzer im Tagelohn. Jede gegen ſie ausgeübte Vormundſchaft, jede anbefohlene Arbeit würde das Prinzip ihrer Freiheit verletzen und ſie im Vereine mit den Sklaven gegen die Weißen bewaffnen, während im Gegentheil die Klaſſe wahrhaft freier Freigelaſſenen ein glückliches Mittelglied zwiſchen den von Anbeginn Freien und den Sklaven bildet. Durch Bande des Blutes mit den Letzteren, durch Gleichheit der Rechte mit den Erſteren verknüpft, muß der Freigelaſſene die Harmonie der neuen Geſellſchaft wirkſam fördern.

„Beſchäftigen wir uns zunächſt mit der Maſſe", ſagt Herr von G. „In der Reform, deren Gegenſtand ſie iſt, gebührt die erſte Stelle von Rechtswegen dem Religions-Unterrichte. Niemand leugnet dies. Ich ſetze hinzu, daß die Religion nicht bloß den erſten Platz einnehmen, ſondern überall durchgreifen ſollte. Wer ſie in Tempelmauern einſperren will, der iſt ihr Feind; ſie muß aus dem Heiligthum heraustreten und auf alle Handlungen des Lebens ihren Einfluß üben ...... Unſere Kolonieen bedürfen einer großen Anzahl tüchtiger Seelſorger, die jede Negerhütte täglich beſuchen ſollten .... Der Beſuch der Schulen muß dem Neger zu einer heiligen Pflicht gemacht werden; es giebt deren zwar genug; aber bloße Einladungen, wie man ſie an civiliſirte Europäer richtet, ſind unzulänglich, um den Neger aus ſeiner dumpfen Gleichgültigkeit zu wecken .... kurz, wir müſſen die Neger vor Allem aus dem Schlamme ziehen, in den ſie moraliſch verſunken ſind, und dann erſt ſie freilaſſen, nicht aber umgekehrt."

.... „Auch iſt es erforderlich, daß man den Sklaven jenes Gefühl von ſittlicher Würde und Verantwortlichkeit wiedergebe, das die barbariſche Geſetzgebung, unter der ſie bis jetzt leben, erſtickt hat. Dieſe Geſetzgebung kann und ſoll von heute an modifizirt werden. Man behalte dasjenige bei, was zur Ausübung der Herrenrechte nothwendig iſt, geſtehe aber dem Neger andere Rechte zu, die mit den erſteren verträglich ſeyen, und die ihn allein zu der Unabhängigkeit, welche ihm eines Tages zugedacht iſt, würdig vorbereiten können."

„Er kann Sklave bleiben und eine geſetzliche Perſönlichkeit erhalten; er kann Sklave bleiben und in bürgerliche Ehe treten, einen Familien-Namen erhalten, der auf ſeine Kinder forterbt, die Geburt ſeines Sohnes und den Tod ſeines Vaters regiſtriren laſſen; er kann endlich Sklave bleiben und doch ein geſetzliches Eigenthum haben, das nach ſeinem Tode nicht an ſeinen Herrn zurückfällt, ſondern auf ſeine Nachkommen forterbt. Nur durch ſolche Bewilligungen können die Ehen der Neger vermehrt und ihre Sitten veredelt werden. Behandelt ſie als Menſchen, wenn ihr wollt, daß ſie ſich als Menſchen benehmen ſollen. Vergeſſet nicht, daß die erſte Wirkung des Geſetzes, welches den farbigen Menſchen bürgerliche und politiſche Rechte gegeben, Vermehrung der geſetzlichen Heirathen geweſen iſt. Auf Antigua hat, als erſte Wirkung der Emancipation, eine ſolche Menge von Trauungen ſtattgefunden, daß der Juwelier der Inſel Dublonen einſchmelzen mußte, um eine hinreichende Zahl von Trauringen gießen zu können. Laſter und Dienſtbarkeit — vergeſſet es nie, meine civiliſirten Mitbürger — Laſter und Dienſtbarkeit reichen einander die Hände, und man muß denen, von welchen man Tugenden verlangt, auch Rechte bewilligen."

„Religiöſe Prinzipien, Unterweiſung, eine Familie, bürgerliche Perſönlichkeit — dieſe Vortheile ſind es, was den Sklaven im Ganzen Noth thut; das Individuum aber ſoll ſeine Qualification zur Freiheit unter allen Umſtänden geltend machen dürfen. Man kann ihm dieſe Befugniß durch zwei Mittel ſichern; das eine wäre die immer größere Erleichterung der freiwilligen Emancipationen, welche die Fähigkeit und gute Aufführung der Sklaven implicite beurkunden, das andere aber die Begründung des gezwungenen Loskaufs, der dieſelben Thatſachen explicite beweiſt...."

„Einer der Vortheile des gezwungenen Loskaufs beſteht darin, daß er den öffentlichen Schatz vieler den Eigenthümern zukommenden Entſchädigungen überhöbe .... noch ſegensreicher erſcheint mir aber die Eigenſchaft deſſelben, daß er freie Arbeit von Seiten des Sklaven erheiſcht und dieſe freie Arbeit vor der Freilaſſung nothwendig macht .... Gewiß darf man einen Menſchen, der lange Jahre hindurch freie Arbeit gethan, um ſeinen eigenen Wunſch zu realiſiren, ohne Beſorgniſſe frei

Digitized by Google

geben; wer in ſolcher Art ſeinen Zweck verfolgt, der iſt ſchon kein Sklave mehr. Er war der That nach frei, ehe man ihn von Rechtswegen für frei erklärte, und das ſcheint mir viel zweckmäßiger, als wenn man Leute, die der That nach Sklaven bleiben müſſen, dem Rechte nach für frei erklärt."

Der Ausgangspunkt des gezwungenen Loskaufs ſollte die unveränderliche Beſtimmung des Preiſes der Sklaven ſeyn; denn jede Unſicherheit in dieſem Punkte würde den Neger entmuthigen. Letzterer müßte an Sonnabenden jeder Sklavenarbeit überhoben ſeyn, der Eigenthümer aber die Verbindlichkeit haben, außerordentliche Arbeit ſeiner Sklaven um einen gewiſſen Preis anzunehmen, damit dieſe ihre Freiheit gleichſam Stück für Stück erkaufen können. Dieſe ganze Organiſation der allmäligen Auslöſung iſt den Spaniſchen Kolonieen in Cuba und Portorico entlehnt, wo ſie einen ſehr guten Erfolg gehabt hat.

Eine dem Herrn von Gasparin angehörende Idee, die uns als die wichtigſte und fruchtbarſte von allen erſcheint, iſt in den einfachen Worten enthalten, daß man dem Freigelaſſenen ſeine Hütte und ſeinen Garten als Eigenthum zugeſtehen ſolle. „Man hat", ſo ſagt er, „in den Britiſchen Kolonieen bemerkt, daß diejenigen Sklaven, denen der Pflanzer ihre Hütte und ihren Garten als Eigenthum überließ, an die Pflanzung ſich gewöhnten und die Abſicht äußerten, auch nach abgelaufener Lehrzeit auf derſelben zu bleiben. Viele verzichteten ſogar auf eine augenblickliche Freilaſſung, wenn ſie mit dem Verluſte ihrer Wohnſtätte verbunden ſeyn ſollte, und wer die Verſicherung empfing, ſeine Hütte für immer behalten zu dürfen, der ſetzte ſie mit großer Sorgfalt in Stand und beurkundete alſo zur Genüge, daß er nicht die Abſicht hatte, ſie jemals wieder zu verlaſſen."

Durch Bewilligung der Hütte und des Gartens iſt der erſte große Schritt geſchehen. Man feſſelt den Neger an das Feld; man beſtimmt ſeine Wahl zu Gunſten der landwirthſchaftlichen Betriebſamkeit; man entfernt die Veranlaſſungen zu einem vagabundirenden Leben, zu Aufruhr und Meuterei. Der Neger empfängt ein Grundeigenthum, ein Eigenthum, das er nicht im erſten Freiheitstaumel verpraſſen kann, das ihn zur Arbeit ruft und nur durch Arbeit für ihn Werth erhält. Sein Garten ſichert ihm ſeinen Unterhalt in Zeiten, wo er draußen keine Arbeit findet; er ſchützt ihn vor dem beklagenswerthen Looſe gewöhnlicher Tagelöhner, deren Exiſtenz immer von dem guten Willen Anderer abhängt.

Dies iſt noch nicht Alles — durch die Schöpfung ſolch' einer Klaſſe ſehr kleiner Grundbeſitzer wird ein endliches Aufhören der gezwungenen Lage der Kolonieen vorbereitet. Die Neger, welche jetzt eine ſo bedeutende Fähigkeit zu mechaniſchen Künſten zeigen, werden in der Landwirthſchaft kein geringeres Talent entwickeln, wenn ſie ihnen Gewinn verſpricht; ſie werden ſich den Weißen bald als Meier oder Pachter anbieten und an der Ausbeutung ihres Eigenthums Theil nehmen. Ihre eigene Landwirthſchaft erweitert ſich unmerklich durch Ankauf neuer Stückchen Landes. Das Land wird ihre beſte Sparkaſſe, und der Pflanzer von ſeiner Seite freut ſich, Ländereien, auf denen kein Zucker mehr gebaut wird, ſtückweiſe verkaufen zu können. Bald kehrt der Feldbau zu ſeiner wahren und urſprünglichen Beſtimmung zurück; die Erzeugniſſe des Bodens wandern nicht mehr in entfernte Zonen; ſie dienen zur unmittelbaren Conſumtion der Einwohner, für die Bedürfniſſe der Armen wird geſorgt, ehe man daran denkt, die Gelüſte der Reichen zu befriedigen; eine zahlreiche Bevölkerung, gleichviel, ob weiß oder ſchwarz, kommt durch ihren Fleiß und ihre Thätigkeit in blühenden Wohlſtand, ſie beſtreitet mit ihrem Ueberfluß einen großen Theil der öffentlichen Koſten; und die Kolonieen werden endlich in den Stand geſetzt, den Handel des Mutterlandes wahrhaft fördern zu können.

Geben wir nun den Inbegriff des Emancipations-Planes des Herrn Gasparin, wie er ſelbſt ihn darlegt:

1) Man ſtifte in jeder unſerer Kolonieen eine Sparkaſſe, die nur ausſchließlich für Sklaven beſtimmt ſey.

2) Man vermehre die Unterrichts-Anſtalten und verpflichte die Neger zum unausgeſetzten Beſuche derſelben.

3) Man ſetze feſt, daß einzelne Glieder einer legalen Sklaven-Familie nicht verkauft werden können. Iſt eines derſelben freiwillig losgekauft, ſo werde die Freilaſſung aller übrigen aus dem öffentlichen Schatze beſtritten.

4) Man gebe den Sklaven eine bürgerliche Stellung; man laſſe ſie ihre Heirathen bürgerlich feiern. Ihr Eigenthum werde rechtskräftig anerkannt und gehe auf ihre nächſten Erben über, wenn ſie eine legale Familie haben; im anderen Falle werde es unter die Sklaven derſelben Pflanzung vertheilt, und zwar nach Maßgabe ihrer Zuſchüſſe zur Sparkaſſe. Endlich gebe man den Sklaven, die ſich verheirathen, und den Freigelaſſenen bleibende Familien-Namen.

5) Der Eigenthümer des Sklaven erhalte eine Prämie, die dem vierten Theil des Werthes ſeines freigelaſſenen Sklaven gleich ſey, und bewillige ihm dafür ſeine Hütte und ſeinen Garten als Eigenthum.

6) Man regle den gezwungenen Loskauf in folgender Weiſe. Der Preis derjenigen Neger, die in dem Alter zwiſchen 18 und 40 Jahren ſtehen, iſt auf 1350 Franken feſtgeſetzt; für die anderen Sklaven zahlt man 1081 Franken. Mit der Freiheit erhält jeder Freigelaſſene den vollſtändigen Beſitz ſeiner Hütte und ſeines Gartens. Die außerordentliche Arbeit eines Negers, der mehr als 18 und weniger als 40 Jahre zählt, wird ihm von ſeinem Herrn mit 75 Centimes den Tag, die eines jüngeren oder älteren Negers mit 60 Centimes bezahlt. Die Unterhaltung der Sklaven fällt dem Herrn zur Laſt. Außerordentliche Arbeit kann man auch damit belohnen, daß man dem Sklaven ein Stückchen Land zum Nießbrauch überläßt. Am Sonntag iſt jede Arbeit unterſagt, und der Sonnabend bleibt den Sklaven überlaſſen. Gegen die Bezahlung des Fünftheils ihres Total-Preiſes wird ihnen auch der Freitag geſchenkt, und eben ſo die übrigen vier Wochentage, gegen die Rückerſtattung anderer Fünftheile. Nach Bezahlung des letzten Fünftheils erhält der Neger ſeine volle Freiheit. Stirbt er, bevor er ſich ganz losgekauft hat, ſo ſtellt der Herr ſeinen Erben das ganze erſte Fünftheil, die Hälfte des zweiten, ein Drittheil des dritten und ein Viertheil des vierten zurück.

Wir erlauben uns zu dieſem Reſumé nur Eine Bemerkung. Herr von Gasparin hält es für gerecht, daß der Beſitzer für den Preis ſeines Sklaven volle Entſchädigung bekomme, und er ſtellt dieſen Preis ſogar ſehr hoch. Wir laſſen die Entſchädigung zu, weil wir das Gelingen der Operation erleichtert glauben, wenn die Pflanzer ſelbſt Intereſſe daran nehmen und zwiſchen ihnen und den Negern ein gutes Vernehmen entſteht. Eben ſo einleuchtend ſind uns die Vortheile eines Kontraktes, der den Neger an freie Arbeit gewöhnt, ehe er die Freiheit erlangt, weil er auf dieſem Wege mitten in der Sklaverei zur Vorſicht, Sparſamkeit und Herrſchaft über ſich ſelbſt erzogen wird. Allein wir können dem Verf. darin nicht beiſtimmen, daß die Herren der Sklaven, wenn die Emancipation glücklich von Statten geht, nur irgend ein Recht auf Entſchädigung haben ſollten. Die Herren ſind durch den Quaſi-Kontrakt des Sklaventhums verpflichtet, ihre Sklaven zu ernähren, wogegen letztere fünf Wochentage für ſie arbeiten müſſen. Um denſelben Preis werden ſie unter der Herrſchaft der Freiheit an allen Wochentagen auf den Arm der Neger zählen können. Wie aber die moraliſche Kraft des Menſchen in jedem Geſchäfte des Lebens weiter reicht und Größeres leiſtet, als ſeine Muskelkraft, ſo iſt auch die Arbeit eines freien Tagelöhners, der mit friſchem Muthe ans Werk geht und nicht bloß an den Augenblick denkt, wenigſtens um das Doppelte mehr werth als die eines Leibeigenen.

Man verſtehe uns nicht ſo, als wollten wir jede Entſchädigung abgeſchafft wiſſen — wir möchten ſie nur dem wirklichen Werthe des Negers genau angepaßt haben. Auf Unkoſten eines armen Leibeigenen großmüthig oder verſchwenderiſch ſeyn, iſt nicht ehrenvoll, denn es bedarf jahrelanger ſauerer Arbeit von ſeiner Seite, um die geringe Summe herbeizuſchaffen, die wir ſo leicht für ihn hingegeben. Ich glaube, daß die Entſchädigung, welche England bezahlt, ganz billig iſt, obſchon ſie für jedes Individuum nur 600 Franken beträgt. Auch erſchreckt mich die Länge der Zeit, welche Herr Gasparin zur Auslöſung des Negers ſtatuirt hat: nach ſeiner Theorie wären 13½ Jahr erforderlich, vorausgeſetzt, daß der Sklave keinen einzigen Tag verlöre; er müßte ſieben Jahre arbeiten, um nur den Freitag zu erkaufen. Die Ausſicht auf Lohn und Hülfe muß dem Unglücklichen näher gelegt werden, wenn man ſeine ſchlafende Hoffnung wecken will. Ein Neger, der innerhalb zweier Jahre keinen ſeiner Tage verliert und ſeinen Arbeitslohn zu erſparen weiß, zeigt ſchon eine ſehr lobenswürdige Kraft des Willens. Sein ausdauernder Fleiß und ſeine mannhafte Entſagung würden ihm in dieſer Zeit nur 78 Franken einbringen. Wenn er dieſe Summe geſammelt hat, ſo wünſchte ich, daß der öffentliche Schatz ihm zu Hülfe käme und das erſte Fünftheil deckte oder den Freitag für ihn einlöſte. Hat es der Neger erſt ſo weit gebracht, ſo fühlt er, daß er ſich verbeſſert; die Hoffnung findet von Stund' an in ſeinem Herzen Eingang und iſt ihm ein hinreichender Antrieb zu fernerer Thätigkeit. Seine Ordnungsliebe und ſein wirthlicher Sinn werden ſich befeſtigen, und die übrige Probezeit wird immer noch lang genug ſeyn, indem ſelbſt der muſterhafteſte Neger, wenn wir auch von dem Tarife des Verf. ein paar Jahre ſtreichen — erſt nach fünf bis ſechs Jahren den vollen Beſitz ſeiner Freiheit erlangen kann.

Das letzte Kapitel des Werkes iſt Betrachtungen über den *Sklavenhandel* gewidmet, der trotz aller nachdrücklichen Verbote, trotz der Franzöſiſchen und Engliſchen Kreuzfahrer noch immer mit empörendem Eifer betrieben wird. Die Verordnung vom 4. April 1833 hinſichtlich des Ankaufs neuer Sklaven von Seiten der Koloniſten iſt ganz ungenügend. Herr von G. möchte folgende Beſtimmungen hinzugefügt wiſſen: „1) Die Eigenthümer ſollen gehalten ſeyn, in gewiſſen Terminen von den Geburten, Todesfällen und überhaupt allen Ereigniſſen, wodurch die Zahl ihrer Sklaven vermehrt oder vermindert worden iſt, Rechenſchaft abzulegen. — 2) Es ſoll wenigſtens Ein Mal jährlich ein Protokoll über die ganze Plantage aufgenommen werden. — 3) Wenn die zu dieſem Zwecke beſtellten Commiſſaire einen Sklaven ermitteln, der auf dem Spezial-Regiſter der Plantage nicht verzeichnet iſt, ſo ſoll dieſer Sklave ohne Entſchädigung ſeines Herrn für frei erklärt und der Herr nach der Strenge des Geſetzes beſtraft werden. — 4) Wenn die protokollirenden Commiſſaire einen Sklaven vermiſſen, der im Spezial-Regiſter ſteht, ſo ſoll die Entdeckung der Regierung angezeigt werden, auf daß, erforderlichen Falles, eine gerichtliche Unterſuchung ſtattfinden könne."

Herr von G. ſchließt ſein Werk mit folgenden Worten, die jeder Menſchenfreund und unbefangene Beurtheiler gern unterſchreiben wird: „Mit Vertrauen übergebe ich meine Gedanken dem Publikum, weil dieſe Gedanken ernſter Art ſind, und weil ich ſie aus dem Studium der Thatſachen geſchöpft habe. Mein Syſtem iſt ohne Zweifel vieler Verbeſſerangen fähig; allein es ruht auf einer ſicheren Grundlage." (J. F.)

Digitized by Google

Bibliographie.

Au pied des Pyrénées, nouvelles béarnaises. — Vom Verf. der Natalie. 2 Bde. 15 Fr.

Les Boréales. — Gedichte des Fürſten Elim Metſcherski und eines anderen Ruſſen. 7½ Fr.

Genevieve. — Von Alph. Karr. 2 Bde. 15 Fr.

La cloche du trépassé, ou les mystères du château de Beauvoir. — Vom Baron de Lamothe-Langon. 2 Bde. 15 Fr.

Elémens du droit public et administratif. — Von E. V. Foucart. 3 Bde. 21 Fr.

Essai sur l'organisation de la tribu dans l'antiquité. — Aus dem Ruſſiſchen des Katurga, von Chopin. 4 Fr.

Oſtindien.

Nalas und Damajanti, eine Indiſche Dichtung, aus dem Sanskrit überſetzt von Franz Bopp. Berlin, Nikolai, 1838. 8. XII und 275 Seiten.

Der Verfaſſer, der ſich nicht nur um die Sanskrit- und neuerdings auch um die Zendſprache, ſondern auch um die vergleichende Sprachlehre dieſes ganzen Sprachſtammes, von der Mündung der Ganga bis zu der Mündung der Schelde, ſo verdient gemacht, beſchenkt uns hier mit einer vollſtändigen Ueberſetzung der berühmten Epiſode aus dem großen Indiſchen Heldengedichte Maha-Bharata. Ein anderer großer Dichter unſeres Volks, Friedr. Rückert, hat daſſelbe früher in kurzen Reimzeilen überſetzt, eine Arbeit, die wegen ihres leichten, fließenden Vortrags vielen Beifall gewonnen. Die Boppſche Ueberſetzung hat den Vorzug der größeren Treue, ſowohl in Hinſicht der Wortfolge als des Versmaßes. Das letzte beſteht nämlich aus ſogenannten Sloken oder Diſtichen, deren jeder Halbvers (Hemiſtich) vier Hebungen in ziemlich freier Form hat, wobei nur das Geſetz obwaltet, daß die vier letzten Sylben jedes Halbverſes ein beſtimmtes Maß haben: die des erſten ein Jambe nebſt Trochäus oder Spondäus, die des zweiten zwei Jamben ſeyn müſſen. Wenn alſo Rückert's Gedicht mehr einem Deutſchen Volksliede gleicht, ſo haucht Bopp's Ueberſetzung einen wunderbaren, morgenländiſchen Duft aus.

Eine kleine Vergleichung aus beiden trefflichen Uebertragungen giebt den Belag. Als der König Nalas, ſeines Reiches und alles Eigenthums beraubt, im dichteſten Urwalde, wo Schlangen und Tiger hauſen, ſeine treue Gattin, die reizende Damajanti, verlaſſen hatte, ruft ſie einen Tiger, einen Berg und einen Baum an, um Nachricht über den entfernten Gemahl. Der Baum iſt der ſchönſte im Walde und heißt A-ſoka, d. h. ohne Leid, ohne Kummer (sans-souci). Rückert überſetzt ihn Kummerlos, Bopp Leidlos.

Bopp.

Ach dieſer Baum, wie glückſelig,
Mitten in dieſem Walde hier!
Mit Blumen reich bekränzt ſtrahlt er,
Wie ein glücklicher Bergesfürſt!
Mache leidlos auch mich ſchleunigſt,
O Leidlos, du, ſo ſchön zu ſchaun! — —
Sey werth des Namens, Baum Leidlos,
Leidlos, weil du das Leiden tilgſt.

Rückert.

Beglückter Baum in Waldesmitte,
Der du rageſt nach Königsſitte,
Von vielen Kronen behangen,
Von keinem Kummer umfangen!
Mir fiel ein ſchweres Kummerloos.
O Kummerlos, mache mich kummerlos! — —
So ſchade niemals dir ein Böſer,
O kummerloſer Kummerlöſer!

Die beiden letzten Zeilen von Rückert ſind etwas frei bearbeitet, indem in der Urſchrift keine Segnung vorkommt. Man könnte übrigens dieſe lieblichen Wortſpiele auf unſeren Deutſchen Baum Linde anwenden; z. B.:

Mache linde auch meinen Schmerz jetzt,
O Linde, du, ſo ſchön zu ſchaun!
Sey werth des Namens, Baum Linde,
Und lindre mir des Schmerzes Grau'n.

Der kurze Inhalt des Gedichts iſt: Nalas, König von Niſchadha, ſaß einſt im Walde bei ſeinem Schloſſe und haſchte eine Goldgans (der Ueberſetzer hat ſie in Silberſchwäne und der Zeichner des Titelblattes in Goldſchwäne verwandelt), welche um Freiheit bat und ihm dafür verſpricht, der ſchönen Damajanti, Königstochter von Widarbha, Liebesgruß zu bringen. Als die Gans den Gruß gemeldet, wird Damajanti vor Liebe krank. Ihr Vater Bhimas läßt nun eine Brautwerbung verkünden, zu der ſelbſt die Welthüter-Götter herabſteigen. Doch Nalas erhält den Preis. Das glückliche ſchöne Paar würde in ungetrübter Heiterkeit gelebt haben, wenn nicht Nalas, dem Würfelſpiele ſehr ergeben, vom böſen Dämon Kalis beſeſſen, der ihm wegen der gewonnenen Braut zürnt, gegen ſeinen Bruder Puſchkaras Reich und alle ſeine Habe verloren hätte, ſo daß er nun, das einzige Gewand mit der treuen Gattin theilend, in die Verbannung geht. Hier treibt ihn der inwohnende böſe Geiſt, ſeine reizende Gemahlin zu verlaſſen. Von einer Schlange angefallen, wird ſie von einem jungen Jäger gerettet, der, von Glut zum ſchönen Weibe entzündet, durch ihren Fluch getroffen hinſinkt, wie vom Blitz ein Baum. Sie kommt nach vielem Irren zu einem Büßerwald, wo ihr die frommen Männer Vereinigung mit Nalas verkünden. Irrendes Fußes ſchließt ſie ſich einer Karawane an, welche, in der Nacht am Tränkplatz lagernd, von einer wilden Elephanten-Heerde faſt ganz zertreten wird. Mit den dem Blutbade entronnenen Prieſtern gelangt ſie endlich in die große Stadt des Fürſten Tſchedi, wo des Fürſten Mutter ſie an ihren Hof nimmt. Nalas inzwiſchen, nachdem er im Walde einen Schlangenkönig aus dem Feuer befreit, wird nun durch die Schlange vom böſen Dämon erlöſt und gelangt zum Könige von Ajödhja, wo er ſich zu des Königs Wagenlenker verdingt, bis endlich, nachdem eine neue Gattenwahl nach Widarbha zu der wiedergefundenen Damajanti ausgeſchrieben war, beide Gatten wieder vereinigt werden und er ſein Reich wiederbekommt.

So wie einſt Göthe bei Erſcheinung der Sakontala über dieſe wunderbare dramatiſche Dichtung der Indier ein großes Wort ſprach, ſo hat auch A. W. v. Schlegel über dieſes epiſche Gedicht ein verherrlichendes Urtheil geäußert, welches in der Vorrede vom Ueberſetzer angeführt iſt: „Hier will ich nur ſo viel ſagen, daß nach meinem Gefühle das Gedicht an Pathos und Ethos, an hinreißender Gewalt der Leidenſchaften wie an Hoheit und Zartheit der Geſinnungen ſchwerlich übertroffen werden kann. Es iſt ganz dazu gemacht, Alt und Jung anzuſprechen, Vornehm und Gering, die Kenner der Kunſt und die, welche ſich bloß ihrem natürlichen Sinne überlaſſen. Auch iſt das Mährchen in Indien unendlich volksmäßig und verſchiedentlich in neueren Formen und Mundarten behandelt worden. Dort iſt die heldenmüthige Treue und Ergebenheit der Damajanti eben ſo berühmt, als die der Penelope unter uns; und in Europa, dem Sammelplatz der Erzeugniſſe aller Welttheile und Zeitalter, verdient ſie es ebenfalls zu werden.“

Der ſinnige Ueberſetzer hat als eine angenehme Zugabe hinten Anmerkungen beigefügt, theils ſacherklärend, theils ſprachvergleichend. Bei Agnis, dem Feuergotte, deutet er z. B. auf die Sprachverwandtſchaft mit dem Lateiniſchen ignis, dem Lithauiſchen ugnis und dem Slaviſchen ogni. Der Liebesgott Kamas heißt auch An-angas, d. h. der Unkörperliche, gleichſam der geiſtige Eros beim Platon im Phädros, der Sohn der Venus Urania, und es wäre wohl möglich, daß dieſes Anga im Sanskrit verwandt wäre mit dem Griechiſchen ἀγκα, was den Arm bedeutet und als Pars pro toto genommen ſeyn könnte. Das Sanskr. hansa iſt das Altd. gansa (Gans), Lat. ansa (anser) Griech. chän (χήν). Die Stadt Ajödhja, wo Nalas in Verbannung lebt, iſt das jetzige Aude.

Zuletzt muß noch mit größtem Lobe die treffliche Ausſtattung von Seiten des Verlegers erwähnt werden. Nicht nur ſind Druck und Papier muſterhaft, ſondern auch der farbige Umſchlag mit einer hübſchen Arabeske verziert; aber vor Allem ſchmückt eine reizende, man möchte ſagen, ätheriſche farbige Zeichnung von Asmus den Titel, wo der Goldſchwan bei Damajanti den Liebesboten von Nalas macht und vier Geſpielinnen nach den übrigen Goldſchwänen haſchen, oben aber ſitzen zwei reizende geflügelte Mädchen, eine mit Harfe, eine mit Laute, andeutend, daß ſich Himmliſches und Irdiſches in dieſem zarten Gedichte berühren.

Zeune.

Mannigfaltiges.

— J. van Lennep. Unter den lebenden Holländiſchen Schriftſtellern nimmt Herr van Lennep in der Achtung ſeiner Landsleute den ausgezeichnetſten Rang ein. In früherer Zeit beſchäftigte ſich Herr van Lennep mit der Sammlung vaterländiſcher Stoffe, Sagen und Traditionen, die er auf poetiſche Weiſe zu bearbeiten verſtand. Sein großes Gedicht „Adegild“ erinnert in vielfacher Hinſicht an Tegnér's „Frithiofſs-Saga.“ Die Bekehrung der heidniſchen Frieſen zum Chriſtenthum bildet den Gegenſtand der Holländiſchen Dichtung, welche, eben ſo wie van Lennep's „Flandriſcher Krieg“, voll romantiſcher Epiſoden iſt. Es ſind dieſe Poeſieen in ſechs Bänden geſammelt erſchienen, die den Titel führen „Nederlandsche Legenden in Rijm gebracht“. In neuerer Zeit hat ſich Herr van Lennep der eigentlichen Poeſie ab- und ausſchließlich dem hiſtoriſchen Roman zugewandt. Sein bekannteſtes Werk in dieſem Genre iſt der „Pflegeſohn“ (der, wenn wir nicht irren, von Louis Lax ins Deutſche überſetzt worden). Es ſpielt dieſer Roman in der Zeit des Abfalls der Niederlande von der Spaniſchen Herrſchaft, und es iſt darin ein wahrhaft Niederländiſches Talent in der Zeichnung der Charaktere und Sitten jener Zeit entwickelt. Nachahmung Walter Scott's wird dem Verfaſſer nicht mit Unrecht vorgeworfen, doch gehört Herr van Lennep jedenfalls zu den begabteren Schriftſtellern der Zeit.

— Zur Geſchichte der Kunſt. Unter dem ſtolz klingenden und viel verſprechenden Titel, „die Kunſt, als Kennzeichen des geſellſchaftlichen Zuſtandes betrachtet“ *), hat ein Herr Louis Duſſieux in Paris ein Büchelchen herausgegeben, in welchem er, nach einer kurzen Einleitung, eine Reihefolge von ſynoptiſchen Tabellen zur Vergleichung des jedesmaligen Standpunktes der Kunſt mit dem der Völker der Erde, von der früheſten Zeit bis auf die heutige, giebt. Sowohl Baukunſt als Bildhauerei, Muſik, Malerei, Holzſchneide- und Kupferſtecherkunſt haben in den Tabellen ihre beſondere Stelle, und wenn der Verfaſſer nicht einerſeits etwas zu oberflächlich und andererſeits in den Syſtemen der neueren Franzöſiſchen Humanitarier und Sozietäts-Philoſophen zu ſehr befangen wäre, ſo würde ſeine Idee gewiß zu einem verdienſtlichen Werke geführt haben.

*) L'art considéré comme le symbole de l'état social.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 4. Berlin, Mittwoch den 9. Januar 1839.

Griechenland.

Landſchaftliche Bilder aus Griechenland.*)

I.
Das Thal Tempe.

Ungefähr vier Stunden nordöſtlich von Lariſſa liegt das Thal Tempe, gebildet von den Bergen Olympos und Oſſa (heutzutage Kiſſawos), welche in ſtets gleicher Entfernung dem Fluſſe Peneus ſich nähern, der zwiſchen beiden, bald in einem breiteren, bald in einem engeren Bette hindurchfließt und das an ſich ſchöne Thal noch mehr verſchönert. Zur Rechten des Peneus liegt der Kiſſawos, zur Linken der Olympos; beide in ziemlich gleicher Höhe. Das Thal erſtreckt ſich von Südweſt nach Nordoſt, ungefähr eine und eine halbe Franzöſiſche Meile lang und in ſeiner größten Breite 236 Schritt, in ſeiner geringſten dagegen 94 Franzöſiſche Fuß breit.

Das Thal Tempe iſt theilweiſe voll maleriſcher Schönheiten; die Phantaſie verſchönert es im Uebrigen mit allen Reizen, die dieſer zu Gebote ſtehen. Seine natürlichen Schönheiten gewähren an und für ſich einen eben ſo großartigen als angenehmen Anblick und geben dem Thale einen Charakter der Ruhe und Anmuth, während die ewig fließenden Gebirgswäſſer den Anblick ſteter Friſche und regen Lebens gewähren. Die nahen Berge ſind von beiden Seiten mit Pflanzen und Gräſern bedeckt; auf den Felſen der Gebirge findet ſich Epheu, Bärenklau und andere wilde Gewächſe, und an einzelnen Abhängen derſelben ſind kleine Gärten mit Mandelbäumen und Granatbäumen ſorgfältig angelegt und unterhalten, während aus ihnen Quellen des reinſten Waſſers beſtändig hervorquillen und auf ihnen eine geſunde friſche Luft herrſcht.

Etwas unterhalb des Einganges in das Thal Tempe trifft der Blick zuerſt auf das Dorf Haſſan Baba, das, auf einer runden Fläche am Fuße des Kiſſawos gelegen, eine berühmte Moſchee beſitzt, welche ein gewiſſer Haſſan erbaut und wovon der Ort wahrſcheinlich den Namen ſelbſt erhalten hat. Dieſelbe liegt mitten unter Cypreſſen und pyramidenförmigen Ulmen, wie denn der ganze Ort ſelbſt, von Platanen und ſchönen Spaziergängen umgeben, eine ſehr günſtige Lage hat. Die Hauptſtraße auf dem rechten Ufer des Peneus führt durch Baba und wird fleißig von denen beſucht, die von Lariſſa nach Salonichi reiſen. Manche wollen meinen, daß es an der Stelle des alten Elatea liege.

Von Baba führt der Weg anfangs mitten durch einen maleriſchen Platanenwald. Noch haben ſich die Nachkommen der alten Platanen erhalten, deren Zweige mit wilden Weinreben umrankt ſind. Der trübe und von den Platanen beſtändig beſchattete Fluß durchfließt dieſes reizende Thal und gewährt ihm gleichſam die Ruhe eines Hafens. Das Waſſer deſſelben, das ruhig und geräuſchlos dahinfließt, ſcheint aus den Platanen hervorzuſtrömen, welche dieſes Ufer des Peneus beſchatten. An anderen Stellen iſt es mit Agnus castus, an anderen nur mit Gras bewachſen, und theilweiſe iſt es ganz kahl.

Die alten Theſſalier feierten hier jedes Jahr ein Feſt zur Erinnerung an das Erdbeben, als einſt die Gewäſſer das Thal Tempe bildeten und die ſchönen Gefilde von Lariſſa vor kurzem der Kultur zurückgegeben wurden. Zu der Zeit dieſes Feſtes kamen die Bewohner mehrerer nahen Städte in das Tempethal. Ueberall ward den Göttern Weihrauch geopfert. Der Peneus war mit Barken angefüllt, die ohne Unterlaß kamen und gingen. In den Wäldern und auf den Wieſen an den Ufern des Fluſſes waren Tafeln bereitet. Eine eigene Sitte war hierbei die, daß die Sklaven zugleich mit ihren Herren in der Geſellſchaft waren, und daß die Letzteren die Erſteren bedienten, dieſe aber ihre Rolle mit einer oft zügelloſen Freiheit ſpielten. Nach den Freuden der Tafel folgten Tänze und andere Spiele, die bis Mitternacht dauerten. Auch heutzutage noch feiern die Türken hier jährlich ein glänzendes Feſt; unter den Platanen wird an ſteinernen Tiſchen ein reiches Mahl bereitet, wozu ein Jeder, von welchem Glauben und Volke er auch ſeyn mag, freien Zutritt hat und mehrere Tage lang Speiſe und Trank empfängt; und faſt ſcheint es, als werde dieſes Feſt von den Türken zur Erinnerung an jenes alte Feſt der Griechen gefeiert, ohne daß jedoch die Türken eine Idee von dieſem hätten oder ſonſt die Sitten der damaligen Griechen kennten.

Weiterhin gelangt man an furchtbaren Felſen vorüber, die, wenngleich ſie einen erhabenen Anblick gewähren, dennoch das rechte Ufer des Peneus in düſterer Geſtaltung einengen und in das Thal herein ſo nahe zuſammenrücken, daß an manchen Stellen nur ein Zwiſchenraum von 2—300 Fuß iſt. Die mitten im Wege am rechten Ufer liegenden geradwinkligen Felſen bilden ein Amphitheater, in deſſen Mitte die Trümmer eines kleinen Kaſtells vom alten Omale liegen, das jetzt den Namen des „Schloſſes der Schönen" führt.

In der Mitte des Thales quillt aus dem Fuße eines Felſens eine kühle Quelle, Kryologos genannt, an welcher die Wanderer auszuruhen pflegen. Gegenüber auf der anderen Seite des Fluſſes ſteht auf einem Felſen ein verfallener Thurm von neuerer Bauart, und daſelbſt befinden ſich unter einem Felſen des Olympos die Ueberreſte eines Tempels der heiligen Paraſkevi, wo bisweilen für die Bewohner des nahen Dorfes Rapſani Gottesdienſt gehalten wird. Nach dem Olympos zu iſt das Ufer eng, und es giebt nur den einen ſchon erwähnten Weg durch Baba.

Da, wo dieſes Ufer früher ganz und gar mit Lorbeerbäumen bedeckt war, bietet ſich den Blicken jetzt nur noch ein einziger derſelben dar. In den alten Zeiten pflegten die Einwohner Delphi's (jetzt Kaſtri) aller neun Jahre Geſandte mit Muſik in das Thal Tempe zu ſchicken; ſie ſagten, daß Apollo mit Kränzen und Zweigen eines Lorbeerbaums aus dieſem Thale in ihre Stadt käme, und zum Andenken hieran veranſtalteten ſie jene jährlichen Geſandtſchaften. Sie beſtanden aus der ſchönſten Jugend Delphi's und brachten auf einem Altare an den Ufern des Peneus ein glänzendes Opfer dar; man hieb Zweige von dem nämlichen Lorbeerbaume, von welchem Apollo bekränzt wurde, und kehrte dann unter dem Geſange heiliger Hymnen nach Delphi zurück.

Statt dieſer feſtlichen Züge, die einſt unter Blumenſchmuck den Fluß daherkamen, ſieht man jetzt kaum hin und wieder einzelne Fahrzeuge, mit Bienenkörben beladen, auf dem Fluſſe hin und her gehen, damit dieſe fleißigen Thiere von den Abhängen des Olympos und Kiſſawos den wohlriechenden und ſüßen Honig eintragen.

Ungefähr eine halbe Stunde von der Quelle Kryologos fällt ein reißender Bergſtrom, Namens Burlam, vom Kiſſawos herab über Felſenmaſſen mit heftigem Gebraus in den Peneus. Einige Schritte weiter gelangt man in die größte Enge des Thales, von wo ein künſtlicher Weg den Wanderer in die Höhe führt. Man ſieht hier noch Spuren eines alten gepflaſterten Weges, der zum Theil durch die Felſen gehauen iſt, zum Theil in Windungen aufſteigt, zum Theil an den engen Felſenwänden und ihren Vertiefungen hinläuft.

Am Ausgange des Thales befinden ſich mehrere Türkiſche Ländereien, auf denen ſich Denkmale der alten Griechen von Marmor erhalten haben. Eine halbe Stunde weiter iſt eine Stelle, wo ſich viele Urnen finden und wo die alten Griechen Säulen und dergleichen brachen. Sonſt gab es auch in der Nähe des Thales eine Stadt, Namens Tempe, mit einem Biſchofsſitze; jetzt aber liegt dieſelbe in Trümmern, die den häßlichen Namen: Lykoſtomion (Wolfsmaul) führen, wonach auch noch heutzutage der Biſchof dieſes ganzen Diſtrikts ſich nennt.

Die anmuthigen Wanderungen der mit Roſen bekränzten Jungfrauen Theſſaliens, um jährlich Waſſer aus der heiligen Quelle zu ſchöpfen, beleben das Thal Tempe nicht mehr; deſſenungeachtet hat es ſeine Schönheiten bewahrt, und noch jetzt durchwandert es der Grieche mit erhabenen Gefühlen der Andacht. An den Abhängen der Berge, die nichts Anderes als die Wohnung der Götter waren, vorübergehend, glaubt er auch noch jetzt in einem heiligen Haine dieſer Götter ſich zu befinden und von den Unſterblichen umgeben zu ſeyn.

Der Paß durch das Tempethal iſt eben ſo wichtig für den Schutz Theſſaliens und des nördlichen Griechenlands überhaupt, als es die Thermopylen für das ſüdliche Griechenland waren und ſind. Eine noch ganz leſerliche Lateiniſche Inſchrift an einem Felſen des Thales nennt den Prokonſul Kaſſius Longinus als

*) Entlehnt aus der im Jahre 1836 in Peſth erſchienenen, Neugriechiſch geſchriebenen „Νεωτάτη τῆς Θεσσαλίας χωρογραφία" u. ſ. w., von Joannis Anaſtaſios Leonardos aus Ampelakia in Theſſalien.

Digitized by Google

einen ſolchen, der daſſelbe befeſtigt habe, und eine Menge noch ununterſuchter Alterthümer bezeugt die frühere große Wichtigkeit des Tempethales. Uebertroffen wird ſie jedoch von den zauberiſchen Reizen, womit es die Natur geſchmückt hat.

Frankreich.

Lafayette in Verſailles.

(Schluß.)

Das iſt Alles, was ich von den Vorgängen des 5ten und 6. Oktober geſehen und erfahren habe, die durch die Aufregung der Gemüther ſo viel Einfluß auf das Reſultat der Arbeiten der konſtituirenden Verſammlung ausübten. Von jenen Tagen an hielt die ariſtokratiſche Oppoſition der hohen Geiſtlichkeit und der Mehrzahl des Adels den König für gefangen, den Thron für umgeſtürzt und erledigt, die vollſtreckende Königliche Gewalt für aufgehoben und die Krone Frankreichs unter den Schutz der Waffen des Auslandes geſtellt. Andererſeits führte eine anfangs unſcheinbare und verachtete, aber bald den Freunden einer weiſen Freiheit immer furchtbarer werdende republikaniſche Partei — die Faction der Gleichmacher — die Gemüther des Volkes irre, indem ſie ihnen vorſpiegelte, daß ſie nur jene Oppoſition bekämpfe und die Rechte des Volkes mit der nöthigen Energie vertheidige.

Zwiſchen dieſen beiden Factionen ſtanden die wahren Patrioten und konnten die Frevel der einen Partei nicht unterdrücken, ohne der anderen zu viel Vortheil einzuräumen und ſelbſt waffenlos dazuſtehen. Dies ſchienen mir damals, und, ich wage es auszuſprechen, dies ſcheinen mir noch jetzt die Folgen des 5ten und 6. Oktobers.

Die unverſöhnlichen Feinde der Freiheit, und beſonders die des Herrn von Lafayette, haben auf dieſe unglückſeligen Vorgänge eine Menge von Komplotten begründet; und da ſie nur auf ſehr gewagte Folgerungen hin ihre Intriguen anſpinnen konnten, ſo haben ſie ihre Rache und ihren Groll dadurch geſättigt, daß ſie dem General eine Verantwortlichkeit aufbürdeten, die er nie auf ſich genommen und die man ſogar ihm zu übertragen verweigert hatte. Nachdem man ſeine Bürgſchaft verworfen, konnte man ihn nur verleumden, indem man ihn der Nachläſſigkeit beſchuldigte, und es iſt ihnen gelungen, eine durchaus falſche Thatſache glaubwürdig zu machen und bis auf die Nachwelt fortzupflanzen, denn noch vierzig Jahre nachher hörte man, der General habe ruhig geſchlafen, während das Leben der Königlichen Perſonen in der größten Gefahr ſchwebte. Ganz getreu habe ich Alles dargelegt und bin allen Beſchäftigungen und Handlungen des Generals Stunde für Stunde gefolgt, von ſeiner Ankunft in Verſailles am Abend des 5. Oktober bis zum Tagesanbruch des 6ten; ſeine Verleumder mögen nun beweiſen, wann und wo er ſich dem Schlafe überlaſſen habe.

Der feindliche Einfall in den einen Theil des Schloſſes, der Angriff auf die Leibgarde, das durch eine Horde von Nichtswürdigen in den Gemächern der Königin verübte abſcheuliche Attentat, alles dies ſchien nur erklärlich, wenn man eine vorher verabredete Verſchwörung annahm, welcher jedoch die eifrigſten Nachforſchungen, die genaueſten gerichtlichen Unterſuchungen nicht auf die Spur kommen konnten. Bei glücklichen oder unglücklichen denkwürdigen Vorfällen forſcht man immer nach tiefliegenden Beweggründen, nach wunderbaren Urſachen, und will nicht zugeben, daß oft nur zu gewöhnliche Fehler, einfache Vernachläſſigungen, endlich der Zufall ſelbſt, zur Entſtehung der größten Begebenheiten das Meiſte beitrugen; die Geſchichte liefert dafür Beweiſe, und wenn man nach der Wahrheit forſcht, muß man ſich davon überzeugen. Ich will hier nur noch eine Thatſache anführen, die mir in dieſer Hinſicht am meiſten Licht verſchafft hat.

Einer der Leibgardiſten, welche ſo heldenmüthig die Thür des Gemaches der Königin vertheidigten, wahrſcheinlich derſelbe, von dem der Marquis von Ferrières in ſeinen Memoiren ſpricht, Miomandre de St. Marie, Neffe des Abbé Hauy, des berühmten Profeſſors der Phyſik und der Naturgeſchichte, war ſo bedeutend am Kopfe verwundet worden, daß man einige Zeit an ſeinem Aufkommen verzweifelte. Der General Lafayette, den man von ſeiner baldigen Geneſung benachrichtigte, beſuchte ihn in meiner Begleitung. Er befragte ihn, ob er ſich noch alles deſſen erinnere, was dem Augenblick, wo er überfallen worden, vorausgegangen ſey, und wie es eigentlich möglich geweſen, daß die Mörder bis zum Gemache Ihrer Majeſtät vordringen konnten. Der Offizier erzählte uns, bis zum Tagesanbruch ſey Alles im Garten ruhig geweſen, er habe mit einigen ſeiner Kameraden an einem Fenſter geſtanden, das auf die Terraſſe, nach der Orangerie zu, hinausgegangen; ſie bemerkten einige ſchlecht gekleidete, mit Flinten bewaffnete Männer, welche die Fenſter des Schloſſes betrachteten und ſich dann nach dem Eingang an der Marmortreppe wendeten; dieſe Leute gaben anderen in der Ferne Nachkommenden ein Zeichen, ihnen zu folgen; vom Garten her eilte noch eine bedeutende Anzahl herbei, und Alle rannten ſo ſchnell die Marmortreppe hinauf, daß ſeine überraſchten Gefährten raſch zu den Waffen griffen, ſich in Vertheidigungsſtand ſetzten und ſich mit Allem, was ſie nur auftreiben konnten, verſchanzten; er ſelbſt habe kaum ſo viel Zeit gehabt, in das Gemach der Königin zu ſtürzen und zu rufen: „Rettet die Königin!" Die Thür ſey bald durch jene Elenden geſprengt, er ſelbſt angegriffen und durch einen Schlag auf den Kopf zu Boden geworfen worden. Dieſes Zeugniß beſtätigte uns das, was wir ſchon wußten. Durch den Abzug der Leibgarde-Schwadronen, welche einen Theil der Nacht hindurch in den Gärten zubrachten, waren die verſchiedenen Ausgänge nach der Meierei und der Menagerie auf dem Wege nach St. Cyr unbewacht und unvertheidigt gelaſſen worden, und gerade da war die größte Wachſamkeit am nothwendigſten und für eine Abtheilung Reiterei auch am leichteſten. Es war dem General Lafayette unterſagt worden, an jener Seite die geringſten Anordnungen zu treffen; die anderen Poſten um das Schloß herum waren alle von der National-Garde beſetzt, und die ganze Stadt wurde beſtändig von Patrouillen durchzogen. Jene Verbrecherhorde, dieſelbe, die ſich noch von den erſten Unruhen umhertrieb und in jeden Tumult ſich miſchte, konnte ſogleich zerſprengt und aufs Feld zurückgedrängt werden. Niemals hätte ſie in die Gärten eindringen und ſich dort vereinigen können, wenn die Leibgarde dageblieben wäre und militairiſche Vorſichtsmaßregeln getroffen hätte.

Die ſchlimmſte Folge der unſeligen Tage des 5. und 6. Oktober waren die Spaltungen und Meinungsverſchiedenheiten, die unter den Majoritäts-Mitgliedern der konſtituirenden Verſammlung ausbrachen; einige der ausgezeichnetſten Redner, die am eifrigſten zu den erſten Beſchlüſſen dieſer Verſammlung mitgewirkt hatten, zogen ſich zurück und ſchienen dadurch ihr eigenes Werk gewiſſermaßen zu brandmarken. Andere zeigten ſich zu empfänglich für die Vorwürfe der Oppoſition; ſie wollten zur unrechten Zeit gemäßigt erſcheinen und ließen einen gehäſſigen Verdacht auf jenen thatkräftigen und unbeſcholtenen Männern haften, mit welchen ſie unauflöslich hätten verbunden bleiben ſollen. Es iſt nur zu wahr, und man wird ſich ſowohl in der Politik wie im Kriege immer davon überzeugen, daß im Glücke Jeder den beſten Theil des Erfolges für ſich in Anſpruch nimmt, während man ſich beim Mißlingen immer nur an Einen hält.

Türkei.

Das Serai und das Harem des Sultans.

Das Wort Serai iſt Perſiſch; es bezeichnet einen Palaſt, ein anſehnliches Gebäude, und dann auch, wie das Franzöſiſche Hôtel, einen Gaſthof oder eine Nachtherberge für Karawanen.*) Es iſt den Türken und mehreren anderen Völkern des Orients bekanntlich eben ſo geläufig, wie den Perſern; aber nirgends verſteht man darunter bloß die Frauen-Wohnung, das Harem, wie mancher Schriftſteller des Abendlandes irrthümlich geglaubt. Dieſe bildet nur einen Theil des erſteren.

Kein Fürſtliches Serai hat jemals größere Berühmtheit erlangt, als das zu Konſtantinopel, einſt der vollſtändige Inbegriff aller Macht, aller Herrlichkeit und aller Gräuelthaten der Sultane aus dem Geſchlechte Osman's, jetzt aber von dem Beherrſcher der Gläubigen verlaſſen, dem die Stätte unheimlich geworden, wo er ſeine Jugend hinter Gitter-Fenſtern vertrauerte, wo ſein edler Vorgänger, Selim III., blutig geendet hat. Dieſes Serai iſt eine Stadt für ſich, von mehr als 6000 Perſonen bevölkert, die hier, wie in einem prächtig geſchmückten Gefängniß, aufgewachſen ſind und denen es nie nach der Außenwelt gelüſtet. Das Serai iſt der wahre Centralpunkt der morgenländiſchen Civiliſation: die Sprache, die Formen und ſogar die Moden haben hier ein ganz eigenthümliches Gepräge; und wäre das Wort Ariſtokratie nicht ganz widerſinnig, wo es ſich vom Oriente handelt, ſo müßte man davon Gebrauch machen, um jene mehr Perſiſchen als Türkiſchen Sitten zu charakteriſiren, welche einen Itſchoghlan, einen Pagen des Sultans, kenntlich machen. Die Itſchoghlane zeigen nicht bloß in ihren Gewohnheiten und in ihren Waffen große Prachtliebe, ſie bereichern auch ihre Sprache mit eleganten Perſiſchen Redensarten und Arabiſchen Hyperbeln, die nur Leute von höherer Bildung verſtehen. In dem Serai ſind alle Mißbräuche, aber auch alle großartige Eigenſchaften des Despotismus beiſammen zu finden.

Um dieſe aus Weibern und Sklaven zuſammengeſetzte Bevölkerung zu ſchützen, bedurfte es einer beſonderen Armee. Das Corps der Boſtandſchi's wurde die Polizeiwache für das Serai und ſeine Umgebungen; es bildete die wahre Leibwache des Sultans und ein tüchtiges Bollwerk gegen den Uebermuth der Janitſcharen. Ihr Befehlshaber, der Boſtandſchi-Baſchi, hat daneben die oberſte Gerichtsbarkeit über die Dörfer am Bosporus und verwaltet ſein Amt mit einer Strenge, die oft in Grauſamkeit ausartet. Auch begleitet er den Sultan, ſo oft es dieſem beliebt, eine Waſſerfahrt auf dem Bosporus zu machen. Eine Eliten-Compagnie aus dem Corps der Boſtandſchi's, die Haſſeki's, welche der Perſon des Sultans zunächſt ſtehen, eskortiren immer die Damen des Harems, wenn ſie in ihren vergitterten und mit Ochſen beſpannten Käfigen ausfahren.

Der Großherr hat gewöhnlich fünf bis ſieben Frauen; die Zahl ſeiner Sklavinnen iſt unbeſchränkt. Jeder Sultan muß bei ſeiner Thronbeſteigung ein neues Harem ſich anlegen. Seine Mutter und Schweſtern und die höchſten Würdenträger beeifern ſich dann, ihm ſchöne Sklavinnen zum Geſchenk zu machen; aber den Titel Sultanin erhält nur diejenige, deren Schwangerſchaft offiziell angezeigt worden iſt. Von dieſem Augenblick an bewilligt ihr der Sultan eine beſondere, prächtig geſchmückte Wohnung und zwanzig Hofdamen. Für ſolche Frauen des Harems, deren Blüthezeit vorüber iſt, giebt es Aemter und Beſchäftigungen genug, die ihnen bis ins höchſte Alter eine komfortable Exiſtenz ſichern: die Eine bewacht den Schatz; die Andere

*) Das l in den Franzöſiſchen und Italiäniſchen Formen sérail, serraglio, iſt ein ganz unbefugter Eindringling, mit dem wir uns, Gott weiß, wie lange, noch ſchleppen werden.

Digitized by Google

iſt Ober-Aufſeherin über die Bäder, das Weißzeug, oder die Schmuckſachen u. ſ. w.

Am Ufer des Meeres, über einem Strande, der von dräuenden Batterieen beſchützt wird, erheben ſich hohe Terraſſen und ſchwebende Gärten, die einen Theil der erſten Umkreiſung des Serai's einnehmen. Hier hat man alle Hülfsquellen der Kunſt und Induſtrie erſchöpft, um die mannigfachſten Gaben der Natur auf Einen Punkt zuſammenzudrängen. Hohe Cypreſſen, zierliche Jasmine, immer blühende Citronenbäume faſſen hier mit ihren mächtigen Wurzeln in den Maſſen der Gartenerde, die man mit großen Koſten zuſammengehäuft hat und deren Fruchtbarkeit unerſchöpflich iſt. Eine dem Sonnenſtrahl unzugängliche Belaubung bietet den luſtwandelnden Schönen Obdach gegen die drückendſte Tageshitze und am Abend gegen die feuchten Winde, die vom Bosporus herüberwehen; aber dieſe anmuthige Schranke verhüllt dem Beſchauer nicht das unermeßliche, rings umher aufgerollte Panorama. Ermüdet von dem Glanze der Minarets, die wie eben ſo viele herrliche Priemen über ſchneeweißen Terraſſen emporſteigen, ergeht ſich das Auge gern an der lachenden Küſte Aſiens, auf jenem ewig grünen, mit Paläſten emaillirten Teppich der Natur. Am Fuße dieſer Mauern brechen ſich die ſilbernen Fluthen des Bosporus, und die Tauſende bunter, auf dem Waſſerſpiegel ſich ſchaukelnder Kaik's, die majeſtätiſchen, am Eingange des Hafens ſich wiegenden Schiffe beleben die ſchönſte Landſchaft, die es auf Erden giebt.

Jene Gärten und Terraſſen, von denen wir eben geredet, ziehen ſich um das Sommer-Harem, wo die berühmten Tulpenfeſte gefeiert werden. Ein Tulpenfeſt wird gewöhnlich durch die Geburt eines Prinzen veranlaßt; es hat ſchon darum für die Frauen des Harems einen hohen Werth, weil ſie kein lebhafteres Bedürfniß kennen, als eine Unterbrechung der Einförmigkeit ihrer Genüſſe.

Man weiß, wie ſehr der Türke die Roſen und Tulpen liebt. Der Raum zwiſchen den Cypreſſen und den Orangen-Bäumen des Harems bildet ein ſehr geräumiges Blumenbeet, wo man die ſeltenſten Gattungen dieſer Blumen zieht. Nichts iſt mit feinerem Geſchmack angelegt, als die Rabatten; nichts origineller, als die Anordnung der ſchimmernden Farben, der bunten Schattirungen; das Auge verliert ſich in dieſem wunderbaren Capriccio der Gartenkunſt, wie auf einem phantaſtiſchen Teppich aus Perſien oder auf dem bizarrſten Kaſchmir-Shawl. Wir Europäer beſitzen nicht die Kunſt, ſo ſinnig Blumen an Blumen zu reihen und alle Grillen der Phantaſie in duftenden Charakteren an den Boden zu ſchreiben. Dieſe beneidenswerthe Kunſt hat innerhalb der mächtigen Ringmauern des Serai's ihre ganze Reinheit und Originalität bewahrt.

Am Abende des Tulpenfeſtes giebt es unendliche Zurüſtungen. Schon lange vorher ſind die Rabatten erneuert und ihre Säume mit mehr Sorgfalt und Koketterie als jemals zugeſtutzt worden. Die Reihen der Tulpen und Roſen kreuzen und ſchneiden ſich, ohne an irgend einer Stelle chaotiſch in einander zu fließen; aber der ſpielende Glanz der Farben verbleicht, wenn die Sonne niederſinkt. Kaum ruhen die Schatten der Nacht auf Stambul, ſo öffnen ſich die Pforten des Harems, und ſeine Bewohnerinnen eilen hinaus mit freudeglühendem Antlitz und zerſtreuen ſich in den dichten Laubgängen; bald finden ſie ſich wieder zuſammen und beſteigen gemeinſchaftlich die Terraſſe, welche das Blumenbeet beherrſcht, dem Schauſpiel entgegenharrend, das man ihnen verſprochen hat.

Wenn nun die ganze Natur in tiefem Schlafe ruht und kaum noch der dumpfe Pulsſchlag des Bosporus, das Rauſchen ſeiner am Strande ſich brechenden Wogen vernehmbar wird: da ertönt plötzlich ein lautes Freudengeſchrei und tauſend blutrothe Flammen tanzen labyrinthiſch durch einander. Ein Trupp Sklaven, mit Fackeln in den Händen, treibt ſich, alle erdenkliche Figuren beſchreibend, auf dem geräumigen Beete herum und läßt überall Feuerzeichen zurück. Bald kann jede Blume ihr Bild in einen vor ſie hingeſtellten Spiegel werfen und mit dem farbigen Glaſe, das ſie zu beleben ſcheint, an Glanz wetteifern. Nichts iſt impoſanter, nichts magiſcher, als dieſe urplötzliche Erleuchtung; vermiſcht mit den lebhaften Farben einer Blume oder mit dem ſanften Grün ihrer Blätter, ſteigen die Lichtſtröme zum Himmel empor. Man denke ſich zu dieſem Schauſpiele noch den Jubel der Zuſchauer und den Donner der Kanonen von der Rhede und aus den Forts, und man wird immer nur einen ſehr ſchwachen Begriff von einer ſolchen Scene erhalten. Das wogende Lichtmeer und der Lärm auf allen Seiten wirken auf die zarten Nerven vieler Zuſchauerinnen ſo mächtig, daß ſie wie Furien von der Terraſſe ſpringen und, auf dem flammenden Beete herumſchweifend, die Blumen ausreißen und in die Lüfte ſchleudern. Das Werk der Zerſtörung wird mit raſendem Jauchzen und Gelächter vollendet; und dieſer Augenblick äußerſter Aufregung muß in dem Herzen der Frauen lange und freudige Erinnerungen zurücklaſſen.

Das Loos des weiblichen Theiles der Kaiſerlichen Familie iſt dem der männlichen Individuen weit vorzuziehen. Während Letztere von einer argwöhniſchen und ſcheelſüchtigen Politik in der unwürdigſten Sklaverei gehalten werden, genießen die Frauen einer vergleichungsweiſe unumſchränkten Freiheit. Der Sultan ſcheint die ganze Zuneigung, die er ſeinem Bruder und ſelbſt ſeinen Söhnen vorenthalten muß, auf Mutter und Schweſtern zu übertragen. Er ſorgt dafür, daß ſeine Töchter und Schweſtern glänzende und ehrenvolle Partieen machen; aber eine Prinzeſſin von Kaiſerlichem Geblüte wird ſo heilig gehalten, daß der Eheſtand ihre Freiheit in keiner Weiſe ſchmälert. Gemeinhin erweiſt der Sultan einem reichen und mächtigen Paſcha die koſtſpielige Ehre, ihm eine Prinzeſſin zur Frau zu geben. Der neue Gemahl muß herkömmlicher Weiſe eine Art von jährlichem Tribut zum Unterhalt ſeiner Gemahlin entrichten; oft verläßt er nie ſeine Provinz und lebt fern von derjenigen, die man ihm zur Frau gegeben hat. In jedem Falle muß er aber, ſobald die Hochzeitsfeierlichkeit vorüber iſt, alle andere Frauen, die er etwa ſchon beſitzt, verabſchieden. Rufen ihn Dienſtgeſchäfte oder ein Großherrlicher Befehl nach Konſtantinopel, ſo iſt es ihm erlaubt, ſeine erlauchte Gemahlin zu beſuchen; er muß aber bei dieſem Beſuche die ſtrengſte Etikette beobachten.

Werfen wir nun einige verſtohlene Blicke in das Innere des Allerheiligſten, des Großherrlichen Harem's. Das berühmte Kupferwerk von Melling ſoll uns die Myſterien dieſes geweihten Ortes erſchließen. Die Oberhofmeiſterin (Uſta-Kadin), ausgezeichnet durch ihren Stab und ihr mit Pelz verbrämtes Gewand, ertheilt einem Offizier der ſchwarzen Eunuchen Befehle. Zu ihrer Linken hält eine Sultanin ihre Mahlzeit; mehrere Sklavinnen oder verſchnittene Sklaven ſind um ſie geſchäftig und nehmen die Gerichte in Empfang, die man hereinbringt. Im oberen Stock bemerken wir mehrere Frauen in betenden Stellungen; da aber die Frauen der Türken niemals gemeinſchaftlich beten, ſo kann der Künſtler wohl nur den Zweck gehabt haben, uns eine und dieſelbe Frau in verſchiedener Attitüde zu zeigen. Noch ein Stockwerk höher ſehen wir mehrere Sklavinnen ein Bett machen. Das Bett beſteht nur aus wenigen Matrazen, die man über eine Eſtrade legt*) und die bei Tage in Schränken verwahrt werden.

Schlagen wir nun dieſes Blatt um, ſo finden wir auf einer anderen Kupfertafel drei Frauen, die um ein rundes, von einem Teppich überdecktes Gefäß, den ſogenannten Tandur, kauern. Es iſt dies ein Kohlenbecken, in welchem beſtändig wohlriechendes Holz brennt. An dieſem traulichen Heerde verſammelt, vertreibt man ſich die Langeweile mit heiteren Geſprächen, mit dem Damenſpiel, oder mit Arabiſchen Wunder-Mährchen, deren Intereſſe immer neu bleibt.

Diejenige Kadin, der unſere Aufmerkſamkeit vorzugsweiſe gewidmet ſeyn ſoll — ſie ſtrahlt uns auf dem nächſten Bilde entgegen — iſt die erkorene Favoritin des Sultans. Der Adel ihrer Geſichtszüge, die Anmuth und Majeſtät ihrer Haltung, der Silberklang ihrer Stimme haben ſie dieſer Auszeichnung würdig gemacht. Sie trägt zwei Paar lange Beinkleider, von denen das eine, aus roſenrothem Seidenzeug, bis unter die Kniee, das andere, aus Muſſelin, bis an die große Zehe reicht, ein Mieder und einen Gürtel von grünem Kaſchmir — darüber ein zu beiden Seiten offenes Entari, und über dem Entari die Dſchubé, einen mit Hermelin gefütterten Oberrock oder Mantel, deſſen aufgeſtreifte Aermel aus Perſiſchem Stoffe ſind. Der Kopfputz iſt noch bewundernswürdiger, als die Kleidung. Das in ſechzig kleine Flechten abgetheilte Haar iſt um den Kopf gewunden und bildet eine Seitenlocke, die unter dem reich geſtickten Turban auf die Schulter hinabwallt; über dem Turban aber ſtrebt ein mit Smaragden, Topaſen und Rubinen beſetztes Diadem nebſt einem aus Diamanten gebildeten Halbmonde empor.

So herrlich geſchmückt ſchreitet die Favoritin an der Spitze ihrer Sklavinnen durch einen dichten und koſtbaren Vorhang in den großen Empfangsſaal und läßt ſich auf einem der Ehrenplätze des Sofa's nieder. Dieſer Saal hat eben ſo reiche, aber weniger flitterartige Verzierungen, als die übrigen Gemächer. Die Mauern ſind hier nicht mit fantaſtiſchen Arabesken bedeckt; die Grazie muß der Majeſtät weichen. Auf blauem Grunde erblickt man eine Reihe gemalter Palmbäume und viele künſtlich verſchlungene Inſchriften in goldenen Buchſtaben. Die Dielen des Fußbodens aber verſchwinden unter einem überaus prachtvollen Teppich, der uns die Japaniſche Roſe, den Syriſchen Jasmin und die lieblichſten Veilchen Perſiens in den mannigfachſten Gruppirungen zeigt.

Auf einem Divan aus rothem Brokate, mit goldgeſtickten Kiſſen, nachläſſig hingeſtreckt, empfängt die Sultanin die Huldigungen der anderen Frauen des Harem's, ſo wie auch ihrer männlichen und weiblichen Dienerſchaft. Iſt dieſe Ceremonie vorüber, ſo befiehlt ſie, daß man die Speiſen auftrage. Sogleich ſetzen ſich wohl funfzig dienſtbare Geiſter in Bewegung, ihren Willen zu vollſtrecken. Die Einen bringen den runden kaum zwei Fuß hohen Speiſetiſch, der mit artigem Schnitzwerk verſehen iſt; Andere legen ein Stück Leinwand darunter, um den Teppich zu ſchützen; und wieder Andere legen die elaſtiſchen Polſter zurecht, auf welche ihre Gebieterin während des Eſſens ſich lehnt. Dann reicht man ihr jede Speiſe einzeln. Die Gerichte ſind: verſchiedene Sorten Fleiſch mit Bananen, Gemüſe mit Honig, köſtliches Geflügel und vor Allem ſaftige Paſteten. Hat die Sultanin abgeſpeiſt und wieder auf ihrem Divan Platz genommen, ſo klopft ſie in die Hände, und man reicht ihr Kaffee in doppelten Taſſen, von welchen die eine aus feinem Porzellan und die andere aus gediegenem Golde und mit Diamanten beſetzt iſt.

Nach der Mahlzeit und vor der Stunde des Mittags-Schlummers werden die Almeh's hereingelaſſen. Zuerſt führen ſie einen allgemeinen Tanz auf; ſie ſchlingen ihre Arme in einander und zeigen ſich in tauſend verführeriſchen Stellungen; aber plötzlich erſcheint die Tſcherkeſſiſche Tänzerin, und die ganze Scene

*) Daher ſagt man im Türkiſchen: ein Bett werfen, düschek brakmak.

Digitized by Google

verändert ſich. Jene haben Terpſichoren's Kunſt ſchulmäßig erlernt, um davon zu leben; bei der Cirkaſſierin aber iſt ſie innerer Beruf und höchſter Lebenszweck; wer dieſes Weſen nicht geſehen, nicht in Verzückung gerathen iſt bei ihrem ſinnigen und ſeelenvollen Tanze, dem vermag keine Sprache einen Begriff davon zu geben. Welcher Meiſter in Proſa oder Poeſie könnte den über alles Irdiſche erhabenen Genuß ſchildern, welcher bei ihren ätheriſchen Stellungen, ſüß wie Veilchenduft und einfach rührend wie die Töne der Nachtigall, unſere ganze Seele füllt? Die Frauen des Orients kennen und würdigen dieſen Genuß; denn nach dem Tanze der Cirkaſſierin dulden ſie keine andere Beluſtigung mehr. Unſere Sultanin hält noch eine kurze Sieſta und begiebt ſich dann ins Bad.

Das Klima, die Sitten und ſelbſt die Religion des Morgenlandes heiligen manche Gewohnheit, die wir als grob materiell verdammen oder wenigſtens der Sorge für den Geiſt unterordnen. Der Orientale pflegt ſeinen Körper ſo ſorgfältig wie ſeinen Geiſt, eines Theils, weil beides von Gott geſchaffen iſt, und anderen Theils, weil es der fühlenden und denkenden Seele nicht geziemt, in einer ſchmutzigen oder häßlichen Behauſung zu wohnen. Und ſollte es wirklich ein ſo ſchlechter Gebrauch unſerer intellektuellen Kräfte ſeyn, wenn wir das materielle Glück, das die Natur uns bewilligt, zu erhöhen bedacht ſind? Müſſen wir nicht oft, in Ermangelung des letzteren, das erſtere mit großer Mühe ſuchen? Der Orientale hat die Wiſſenſchaft des Wohllebens im guten Sinne angebaut und faſt alle übrige Zweige des Wiſſens dem Abendländer überlaſſen. Mit Recht dürfen wir uns auf unſere Ueberlegenheit in den ſchönen Künſten etwas zu Gute thun; allein wir ſollten auch nicht vergeſſen, daß der Orient eben aus Hochachtung vor dem Werke Gottes, aus Ehrfurcht vor der Schönheit der Formen, keine Malerei beſitzt. Das Geſetz hat nicht gewollt, daß die Wohlgeſtalt des Menſchenleibes in den Händen ungeſchickter Nachahmer zur Karrikatur würde. *)

Welche Pracht, welche Bequemlichkeit herrſcht in den Bädern der Morgenländer und der Türken insbeſondere! Das Bad iſt aber auch der wichtigſte Theil des Tagewerks einer vornehmen Türkin; jede Ergötzung, die ihm vorangeht, iſt gleichſam nur eine Vorbereitung zu dem Genuſſe, der in den Marmorſälen des Hammam ihrer wartet. Seit mehr denn zwanzig Stunden brennt wohlriechendes Holz in dem großen Feuer-Becken; das duftende Waſſer murmelt ſchon ſanft, und ganze Wirbel feiner Dämpfe ſteigen zu der anmuthigen Kuppel empor, durch deren vielfarbige Fenſter ein magiſches Licht auf den Boden fällt.

Sind alle Vorkehrungen getroffen, ſo erſcheint die Sultanin, umgeben von ihren Tellak's oder Badejungfern, und ſetzt ſich auf eine Eſtrade aus polirtem Holz, die im erſten Saale für ſie bereit ſteht. Hier wird ſie entkleidet und begiebt ſich dann in die heißere Atmoſphäre der erſten Umkreiſung, um auf einem aus zwölf bis funfzehn ſehr dünnen Matratzen beſtehenden Sopha an die geſteigerte Temperatur ſich zu gewöhnen. Erſt in der zweiten Umkreiſung, wo die Hitze am glühendſten iſt, wird gebadet. Die Tellak's drängen ſich um ihre Gebieterin her und ſpenden ihr das edelſte Räucherwerk; von Zeit zu Zeit erfriſcht ein reines kaltes Waſſer ihre geöffneten Poren, und bald iſt ſie von Wohlſeyn wie berauſcht. Sie birgt ihre kleinen Füße in Sandalen aus einem leichten koſtbaren Holze und ſchreitet dann über die glühend heißen Platten, als wollte ſie die Geſchmeidigkeit ihrer Glieder prüfen; ſie iſt glücklich im Bewußtſeyn ihrer Schönheit und Anmuth. Endlich fühlt ſie ein ſanftes Bedürfniß nach Ruhe; ein friſches Polſter-Sopha empfängt ſie, und während die Tellak's ihre noch feuchten Glieder mit einem Teige aus Roſen und ſehr feiner Sarſche einreiben, kredenzen ihr andere Sklavinnen ſäuerlich-ſüße Erfriſchungen aus Citronen und Orangen-Blüthen. Nach dem Bade luſtwandelt die Sultanin noch eine Zeitlang in den Cypreſſen-Alleen, auf den Terraſſen des Serai, und begiebt ſich dann wieder in's Harem.

Wer in Konſtantinopel ankommt, der bemerkt auf den Höhen von Skutari und im Hintergrunde der Vorſtadt Galata prächtige Luſtſchlöſſer und unabſehbare, von dichtbelaubten Granaten-Bäumen überſchattete Gärten. Dieſe Schlöſſer ſind kleine ländliche Serai's, Miniatur-Bilder des großen Serai zu Konſtantinopel, zum ausſchließlichen Gebrauche der Sultaninnen beſtimmt, die von Zeit zu Zeit ein paar Sommertage auf denſelben zubringen. Doch geſtattet man dieſe Freiheit nur ſolchen Damen des Harems, die bereits im Spätſommer ihres Lebens ſich befinden und keiner großen Verſuchung mehr ausgeſetzt ſind. Auf ihre Ottomane gelehnt, vertreibt ſich die ehrwürdige Matrone ihre Zeit mit einer feinen Stickerei, oder mit dem Kugelfänger, einem artigen Gewandtheits-Spiele, das die Türkiſchen Damen leidenſchaftlich lieben. Iſt der Abend hereingebrochen, ſo luſtwandelt ſie, von zwei Sklavinnen geführt, in den Alleen und Irrgängen des Gartens herum und athmet die würzigen Düfte der Blumen und der Orangerieen; oder ſie ſchaut von dem platten Dache ihres Kiosk der ſcheidenden Sonne nach, deren Strahlen in den Fluthen des Bosporus ſich brechen. Zuweilen tönt ihr aus den Myrthen-Hecken und Citronen-Büſchen eine rührende Melodie in das entzückte Ohr; in ſanften Schlummer gewiegt, träumt ſie von des Paradieſes heiligen Hallen, und die Töne verklären ſich zu dem himmliſchen Geſange des Iſrafil.

Und nun fragen wir unſere Europäiſchen Schönen, ob das Loos einer Sultanin ſo unbedingtes Mitleid verdient. Kann man ſich in den Jahren verblühter Schönheit eine ſorgenfreiere und angenehmere Exiſtenz wünſchen, als die einer vornehmen Türkiſchen Matrone iſt? Sanft eingewiegt von lachenden Erinnerungen aus der Vergangenheit, von goldenen Träumen der Zukunft, erreicht ſie ohne Schmerz und Seelenpein das Ziel ihres irdiſchen Lebens und ſcheidet mit der ſüßen Hoffnung, den Freuden des Paradieſes entgegen zu wallen, von denen ſie auf dieſer Erde einen Vorſchmack gehabt.

*) Es bedarf kaum der Erinnerung, daß die Türken ſchon lange kein Bedenken mehr tragen, ſich gut oder übel konterfeien zu laſſen, wenn auch nur durch ungläubige Pinſel, wie denn überhaupt Mehreres, was dieſer Artikel enthält, in Gemäßheit der Reformen Mahmud's, keine ſtrenge Anwendung mehr findet. Da jedoch ein großer Theil dieſer Reformen eben nur Formen betrifft und die weſentlichen Veränderungen noch lange nicht durchgedrungen ſind, ſo kann von einem erheblichen Verſtoße kaum die Rede ſeyn.

Mannigfaltiges.

— Waterloo-Album. In dem Gaſthauſe La Belle Alliance, in deſſen Nähe die große Schlacht gleiches Namens, die bei den Engländern den geläufigeren Namen Waterloo führt, geſchlagen wurde, liegt ſeit mehreren Jahren ein ſogenanntes „Album“, ein Buch, aus, in welches die reiſenden Beſucher ihre Namen und, je nachdem ſie eben poetiſchen oder proſaiſchen Gemüthes ſind, auch allerlei gereimte oder ungereimte Bemerkungen eintragen. Ein Engländer hat ſich zwei Bände dieſes Albums aus den Jahren 1825 bis 1827 zu verſchaffen gewußt und iſt jetzt ſo boshaft, einen Theil dieſer Stammbuchs-Ergötzlichkeiten mit ihren vollen Namens-Unterſchriften im United Service-Journal abdrucken zu laſſen. Meiſtens ſind es Engländer, die das Schlachtfeld von Waterloo beſuchen, und die Thorheiten oder Witze ſeiner Landsleute liefern daher auch dem Journaliſten den meiſten Stoff zu ſeiner Perſifflage. Indeſſen ſind auch Franzoſen ſo artig geweſen, dem Löwen von Waterloo ihren Beſuch abzuſtatten und ſich in ſein Album zu verzeichnen. Kleine Neckereien zwiſchen einer Nation und der anderen konnten dabei nicht ausbleiben. So ſchrieb z. B. ein Franzoſe das bekannte „La Garde meurt, mais elle ne se rend pas“ nieder; ein Engländer ſetzte (natürlich in Engliſcher Sprache) darunter: „Zum Beweiſe warfen hier mehr als 1500 Mann von der Garde ihre Waffen fort und ergaben ſich als Gefangene.“ Die Deutſchen zeigen ſich auch in dem Waterloo-Album als Kosmopoliten; ein Herr Crayen aus Sachſen tritt als Vermittler zwiſchen Franzoſen und Engländern auf. „Ich habe in dieſem Buche“, ſchreibt er, „vielen Parteigeiſt gefunden; doch Ehre ſey dem Muthe! Dies iſt mein Wahlſpruch, möge es ſich nun von Franzoſen, Deutſchen oder Engländern handeln. Die tapfere Garde des Kaiſers hat eben ſo vielen Anſpruch auf Ruhm, als das 42ſte Schottiſche Regiment, welches einen Tag lang einer ganzen Armee widerſtand.“ Ein Spanier hat auf dem Schlachtfelde von Waterloo nichts als den Rachegeiſt ſeines Vaterlandes erblickt; voll alten Ingrimms ſchrieb er:

Napoleon pago en esta campaña
Su perfida invasion contra l'España;
Asi perezian todos algun dia
Los que atentaren á la patria mia!

M. Heros, Viscayno. *)

Ein Nord-Amerikaner, der ſich Junius Brutus Booth unterzeichnet, ſpricht dagegen ſein Bedauern aus, daß ein ſo proſaiſches Volk, wie die Engländer, den großen Kaiſer überwältigt habe, und äußert dabei (1826) die Hoffnung, daß der Herzog von Reichſtadt ſeinen Vater rächen werde. Ein Belgier, ein Lithograph aus Brüſſel, Namens Goubau, der mehrere Anſichten des Schlachtfeldes von Waterloo herausgegeben, war ſo unverſchämt, Folgendes (in ſchlechtem Franzöſiſch) einzuſchreiben: „Wie aus der Fäulniß Leben erwächſt, ſo aus dem Unglück das Glück; daſſelbe Waterloo, das ſo viele Tauſende todt hingeſtreckt, giebt den Lithographen zu leben. Was jenen ein Unglück war, iſt mir zum Glück geworden.“ Für dieſe Dummheit haben ſpätere Beſucher die Namens-Unterſchrift des Herrn Goubau mit folgenden Randgloſſen umgeben: „Unmenſch!“ „Eſel!“ „Gewiß ein Flamänder!“ Mehrere ſentimentale Engländerinnen haben ihren Schmerz darüber nicht unterdrücken können, daß hier ſo viel junges Blut vergoſſen worden; merkwürdig genug aber, intereſſiren ſie ſich Alle für die Franzoſen mehr, als für ihre eigenen Landsleute; ja, eine Miß Georgina nimmt keinen Anſtand, hier öffentlich zu verkünden, daß ſie in Frankreich ihr Herz verſchenkt habe. Der Engliſche Journaliſt, der beſonders die Expectorationen ſeiner Landsmänninnen nicht genug verſpotten kann, ſcheint dabei indeſſen überſehen zu haben, daß ſich in ſolchen „Albums“ der Muthwille und der wohlfeile Witz ſehr oft auf Koſten der Frauen einen Scherz erlauben, an den dieſe ſelbſt nicht im Entfernteſten gedacht haben. Und ſo kann es wohl kommen, daß der Kommentator, der ſich über ſo viele Andere luſtig macht, hinterdrein von dieſen ausgelacht wird.

*) Napoleon büßt' in dieſer Schlacht
Die Schmach, die er über mein Land gebracht.
So mögen einſt Alle zu Schanden werden,
Die Spaniens Ehr' und Ruh' gefährden.

M. Heros, aus Biskaya.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 5. Berlin, Freitag den 11. Januar 1839.

Frankreich.

Das Innere eines Pariſer Zeitungs-Büreau's.

Theurer Leſer, den wir hochachten und verehren, Du beſchützender Gott der Zeitung, vorzüglich wenn Du keine unbekannte Gottheit biſt, wir ſehen Dich an einem kalten und düſteren Novembertage, wo ein weicher Lehnſtuhl neben einem warmen Ofen ſo behagliche Empfindungen erweckt, in einem ſolchen Lehnſtuhle nachläſſig hingeſtreckt; Du reißeſt eben den Umſchlag von dem Blatte ab, das man Dir gebracht hat, Du entfalteſt das Blatt, welches Dir jeden Morgen berichtet, was in allen fünf Welttheilen Neues vorgegangen, Du ſiehſt Dich nach den Kriegs- und Friedens-Nachrichten um, nach belletriſtiſchen, literariſchen, wiſſenſchaftlichen und Kunſt-Nachrichten, nach Börſen- und Theater-Neuigkeiten, nach Feuersbrünſten und Diebſtählen, nach Todtſchlägen und Unglücksfällen, und die Zeitung, welche auf Deinen Befehl über alle dieſe Dinge Nachrichten eingezogen hat, bleibt Dir auf keine Deiner vielen Fragen die Antwort ſchuldig. So biſt Du alſo plötzlich, Dank der Zeitung, vom Stande der Politik, der Literatur, der Induſtrie unterrichtet und kannſt die Frage: „Was giebt es Neues?“ beantworten. Jetzt haſt Du Geſprächsſtoff auf den ganzen Tag, wenigſtens für die Menſchen, mit denen man ſich am liebſten nur über Gegenſtände von allgemeinem Intereſſe beſpricht.

Aber, vielgeliebter Leſer, wenn Du die Zeitung in aller Ruhe und Behaglichkeit, im Schlafrock und in Pantoffeln lieſeſt, möchteſt Du dann nicht zuweilen gern wiſſen, wie eine aus ſo verſchiedenen Elementen beſtehende und ſich täglich erneuernde Erſcheinung zu Stande kömmt und dreihundertundſechzig Mal im Jahre zu Dir gelangen kann? Möchteſt Du nicht gern wiſſen, wie die periodiſche Preſſe, welche eine Macht unſerer Zeit geworden, täglich ihre tauſend Arme ausſtreckt? Kannſt Du Dir wohl eine Vorſtellung von dem Zeitungs-Büreau machen, von der Werkſtatt, in welcher dieſe Macht, die von den anderen Mächten gefürchtet, beneidet, angegriffen wird und um deren Gunſt ſie alle buhlen, ihren Sitz aufgeſchlagen hat? Die Zeitung iſt die Verkünderin der Wahrheit oder eine Lügen-Trompete, ein Werkzeug des Guten wie des Böſen, je nachdem ſie geleitet wird; die Zeitung hat manches Beſtehende in Trümmer gelegt, aber vielleicht iſt ſie auch allein im Stande, aus dem Schutte wieder ein neues Gebäude aufzuführen.

Die Zeitungen ſind, wie ſo manches Andere, nicht gleich das geweſen, was ſie jetzt ſind, und ihr Anfang war ſehr beſcheiden. Wie beſcheiden traten die Zeitungen in der Revolutions-Zeit und auch noch ſpäter auf! Die politiſchen Blätter aus der Zeit des Kaiſerthums und ſelbſt im Anfange der Reſtaurations-Epoche erreichten nicht einmal die Größe der jetzigen ſogenannten kleinen Blätter. Die Aufgabe unſerer Vorgänger war ungleich leichter als die unſrige. Wir würden nicht die Hälfte, nicht das Drittheil unſerer Spalten mit dem Stoffe füllen, mit dem ſie ausreichten. Wer wollte nicht über den Aufwand von Kraft und Talent erſtaunen, der jetzt in den nichtunterzeichneten Artikeln einer Nummer, die nicht einmal durch einen berühmten Namen vor der Vergeſſenheit bewahrt werden, verſchwendet wird! Wie viel Meiſterwerke des Stils, der Beredſamkeit würde man finden, wenn man die alten Jahrgänge der Zeitungen durchſtöbern wollte, an denen Chateaubriand, Bonald, Michaud und ſo viele andere berühmte Schriftſteller gearbeitet haben.

Treten wir jetzt in das Heiligthum der Zeitung, in den Tempel, von dem die Orakel-Ausſprüche nach allen vier Weltgegenden ausgehen. Zuvor müſſen wir bemerken, daß die periodiſche Preſſe, ungeachtet ihres hohen Ranges und ihrer despotiſchen Gewalt, weder Schildwachen, noch betreßte Thürſteher hat. Ein oder zwei Laufburſchen ſtehen in einem Vorzimmer von ſehr beſcheidenem Ausſehen, denn gerade die angeſehenſten Zeitungen verſchmähen den äußeren Glanz. Wir treten jetzt in ein Zimmer, deſſen Hauptzierde ein langer Tiſch iſt, der mit grünem Tuche überzogen und mehr oder weniger mit Tinte beſpritzt iſt. An den Wänden hängen einige Landcharten. Auf dem Büchergeſtell ſteht eine Reihe dicker Bände, welche ſich bald als Wörterbücher, Zeitungs-Sammlungen oder andere Werke zum Nachſchlagen ausweiſen. Auf dem Kamin ſteht eine Waſſerflaſche mit zwei oder drei Gläſern. Auf dem großen Tiſche liegen neben einem Dutzend Tinte- und Sandfäſſer, welche letztere indeß nicht mit Gold- oder Silberſand, ſondern mit gewöhnlichem Streuſand gefüllt ſind, alle neue Blätter friedlich neben einander.

Es iſt jetzt vier Uhr. In dem Redactions-Zimmer, denn dieſes haben wir eben beſchrieben, ſitzen vier oder fünf fleißige Arbeiter neben einander und fangen an, die morgende Nummer zu machen. Derjenige, welcher ſich von Zeit zu Zeit zu den Landcharten wendet und die geſchriebenen oder lithographirten Korreſpondenzen vor ſich ausbreitet, iſt der Redacteur der auswärtigen Nachrichten. Jetzt folgt er den Bewegungen Cabrera's und Eſpartero's. Er iſt, obgleich in Paris anſäſſig, genöthigt, die Hälfte des Tages auf der Halbinſel zu leben, zu lagern und zuweilen auf dem Schlachtfelde zu übernachten. Er hätte wohl ſchon ein militairiſches Ehrenzeichen verdient. Es verſteht ſich wohl, obgleich wir es nicht ausdrücklich angemerkt haben, daß wir nur von einer Zeitung ſprechen, welche noch etwas auf die Wahrheit giebt und einige Achtung vor dem Publikum bewahrt. Wenn alſo der Redacteur der auswärtigen Nachrichten nicht leichtſinnig alle phantaſtiſche und lügenhafte Berichte, welche manche Zeitungen nicht verſchmähen, aufnimmt, ſo iſt es keinesweges eine leichte Aufgabe, unter ſo vielen unſicheren und ſich widerſprechenden Dokumenten die Wahrheit herauszufinden. Der Zeitungsſchreiber irrt in einem Labyrinthe umher, in welchem es nicht immer ſo leicht iſt, den leitenden Faden aufzufinden, das Wahre vom Falſchen zu unterſcheiden und ſich jede Beſchämung zu erſparen. Einem anderen Redacteur fällt die innere Politik zu. Ihm gehören die Gemeinde-Angelegenheiten, die Erneuerungen und Veränderungen des Miniſteriums, der Gang der Kammer-Sitzungen. Sein Kollege, der es mit den auswärtigen Nachrichten zu thun hat, weilt bei Maroto oder Narvaez, während er ſeinerſeits ſich in ſeinen Gedanken mit Molé, Thiers, Dupin oder Guizot identifiziren muß. Seine Sache iſt es, die Männer des Tages und ihre Armſeligkeiten zu verfolgen. Die conſtitutionnelle und repräſentative Atmoſphäre iſt das Element, in welchem er athmet, und dazu gehört wenigſtens eine gute Lunge.

Unter den Gegenſtänden, welche einen Raum auf dem grünen Tiſche einnehmen, darf eine große Scheere nicht vergeſſen werden. Sie iſt der Herrſcherſtab des Redacteurs der Pariſer Ereigniſſe, der mit derſelben aus den Zeitungen der Hauptſtadt und der Provinz die Mordanfälle, Diebſtähle, Unglücksfälle und alle andere derartigen Vorgänge ausſchneidet. Dieſes Amt könnte beim erſten Anblick ſehr leicht erſcheinen, aber das iſt es durchaus nicht. Es erfordert im Gegentheil viel Takt und Einſicht, und beſonders iſt es hier ſehr ſchwer, die empfehlenden Anzeigen, welche ſich unter tauſend Geſtalten einſchleichen, abzuhalten. Man kann ſich kaum vorſtellen, unter wie viel verſchiedenen Masken ſich dieſe einzuſchleichen verſuchen und ohne Inſertionsgebühren und unter dem Schein eines Faktums von allgemeinem Intereſſe ein Zutrauen zu erwerben, welches man ſchwerlich einer offen auftretenden und unverhüllten Annonce ſchenken würde. Bald iſt es ein Maurer, der von einem Gerüſt herabſtürzte und ſein Leben nur der Geſchicklichkeit des berühmten Doktors ſo und ſo, der ſich zufällig an Ort und Stelle befand, verdankte. Dies iſt nichts als eine Selbſtempfehlung des Doktors. Dann iſt es die romantiſche Geſchichte eines Wahnſinnigen aus Liebe, der in den Feldern umherſtreifte und von mitleidigen Bauern aufgegriffen und in die Heilanſtalt des berühmten Doktors Hans oder Kunz gebracht wurde, wo er durch deſſen ausgezeichnete und vielfach anerkannte Heilmethode unfehlbar wieder den Gebrauch ſeiner Vernunft erlangen wird. Vor einiger Zeit eröffnete ein Modewaaren-Händler eine Subſcription für die Verwundeten der Afrikaniſchen Armee; er wollte bloß Käufer anlocken und ſeine Waaren unentgeltlich bekannt machen. Im letzten Winter war die Seine in ihrer ganzen Breite bei Bercy zugefroren, und viele Leute gingen auf der Eisdecke neben der Brücke über den Fluß. Da erſcheint plötzlich in den Zeitungen die rührende Geſchichte von fünf Unglücklichen, welche neben der Brücke von Bercy eingebrochen und jämmerlich ertrunken waren. Schade, daß an dieſer Geſchichte kein wahres Wort war, und daß die Actionaire der Brücke, welche die Verminderung des Brückengeldes ſchmerzlich empfanden, dieſes Mährchen rein erfunden hatten, um dem Publikum einen Schreck einzujagen.

Jetzt erſcheint noch ein Redacteur; er kömmt gerades Weges vom Gerichtshof, wo ein intereſſanter Rechtsfall verhandelt worden iſt, und er bringt drei Spalten gerichtliche Chronik mit. Ein anderer kömmt aus der Deputirten-Kammer und entfaltet auf dem Tiſche eine Menge Blätter, welche mit ſtenographiſchem Gekritzel bedeckt ſind. Dem Unglücklichen iſt auf der Tribune der Zeitungsſchreiber faſt die Luſt ausgegangen; vier bis fünf Stunden war er genöthigt, zu ſchreiben, zu ſehen, zu hören und alle Ausrufungen, welche in den Tumult einer ſtürmiſchen Verhandlung hingeſchleudert wurden, aufzugreifen. Dabei muß er jeden der Unterbrechenden erkennen und darf Niemand um ein Bravo oder ein Zeichen des Beifalls verkürzen. In dem Kopfe des Stenographen durchkreuzen ſich die Geſetzesvorſchläge und Entwürfe und umkreiſen ihn in geſpenſtiſchem Tanze. Er muß die ſtenographiſche Schrift ſodann in gewöhnliche Schrift umſetzen und den Setzern, welche ſchon auf ihre Beute lauern, vier oder fünf Spalten liefern. Bei den meiſten Zeitungen iſt die Druckerei in demſelben Hauſe, wo das Büreau ſich befindet, ſo daß die Artikel den Druckern noch naß übergeben werden können. Der Stenograph, dieſer Märtyrer der Volks-Repräſentation, muß ſich darein ergeben, erſt dann zu Mittag zu ſpeiſen, wenn es dem Himmel und den Herren Deputirten beliebt. Die anderen Redacteure erwartet in der Feierſtunde noch etwas Anderes; um dieſe Zeit ſtrömen die Beſucher und die Bittſteller in das Zeitungs-Büreau. Da ſieht man Buchhändler und Schriftſteller mit ihren neueſten Erzeugniſſen, die, ohne weiter zu fragen, ob das Buch ſich auch zu einem Berichte in der Zeitung eignet, dringend eine empfehlende Anzeige nachſuchen. Hier muß der Redacteur ſich mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Freimüthigkeit und Unparteilichkeit waffnen und ſtets ſeiner Verpflichtungen gegen den Leſer eingedenk ſeyn, um ſolchen Anforderungen auszuweichen. Und dennoch iſt es kaum möglich, ſich nicht zuweilen durch beſondere Rückſichten, unabläſſige Beſtürmungen und Uebereinſtimmung der politiſchen Anſichten zu gewiſſen Gefälligkeiten verleiten zu laſſen. Dann kommen auch noch die Leute, welche unter dem Vorwande einer dringenden Angelegenheit den erſten Redacteur zu ſprechen wünſchen und gar in das Allerheiligſte, in ſein Zimmer, hineinſtürmen. Dieſe dringende Angelegenheit iſt dann gewöhnlich eine lange Geſchichte, welche Niemand intereſſirt und die der Redacteur zu ſeiner unausſprechlichen Qual mit anhören muß; und doch iſt es ſchon ſpät und noch Manches zu thun übrig. Zum Erſatz für dieſe läſtigen Beſuche empfangen die Zeitungs-Redacteure freilich auch zuweilen werthvolle Mittheilungen von ihren politiſchen Freunden oder von hochſtehenden Männern. Dieſe Beſuche werden ſehr gern geſehen.

Wer iſt aber der Mann, der jetzt mit zwei oder drei Begleitern von ziemlich zweideutigem Anſehen eintritt? Wir ſind in dem Büreau einer Zeitung, die ſich nicht zum Lobredner der gegenwärtigen Ordnung der Dinge aufgeworfen hat, und dürfen deshalb auch nicht ſtaunen. Dieſer Mann iſt der Polizei-Kommiſſarius, welcher die Zeitung mit Beſchlag belegt. Nachdem er ſeine Vollmacht vorgezeigt, läßt er ſich die Nummer überweiſen, auf welche der miniſterielle Bannſtrahl gefallen iſt; er ſetzt ſich; man beeilt ſich, ihm ein Schreibzeug anzubieten, damit er ſein Protokoll aufnehmen könne. Hierauf entfernt er ſich wieder, ohne daß dieſer Zwiſchenfall einen beſonderen Eindruck gemacht hätte, denn ſeit acht Jahren iſt die Preſſe ſchon an dieſe Annehmlichkeiten gewöhnt. Vorher iſt der Kommiſſarius ſchon auf die Poſt gegangen, um alle für die Provinz beſtimmten Exemplare mit Beſchlag zu belegen. Entſcheiden die Geſchwornen zu Gunſten der Zeitung, ſo werden die Exemplare freilich zurückgegeben, aber dann ſind ſie ſchon zwei oder drei Monate alt.

Um ſechs Uhr wird das Büreau allmälig leerer, weil die Redacteure dann zum Mittagseſſen gehen, und es tritt eine Pauſe bis um neun Uhr Abends ein. Dann beginnt eine andere Arbeit; es kommen nun die Nachrichten, welche die Abendblätter gebracht haben, und die Neuigkeiten des Nachmittags an die Reihe, und es wird die Ordnung der Zeitung gemacht. Derjenige, welcher die Ordnung macht, erklärt, daß er ſchon zu viel politiſche Ereigniſſe, Feuilleton, Pariſer Begebenheiten, Annoncen u. ſ. w. hat, oder daß ihm noch funfzig, hundert, zweihundert Zeilen fehlen. Hiernach muß man ſich richten. Gegen Mitternacht ſind alle fertig mit Ausnahme des Faktors, welcher mit der Feder in der Hand über die Korrekturbogen hingeſtreckt ſitzt und Jagd auf die Druckfehler, dieſe Zeitungshydra, macht. Zu vertilgen ſind dieſelben nicht. Während der Nacht arbeiten die Preſſen, und am Morgen erſcheinen die Falzerinnen, welche jede Nummer mit einem Umſchlage verſehen, ſo daß ſie von den Boten ausgetragen werden kann. In einem Zeitungs-Büreau giebt es für jede Stunde des Tages und der Nacht etwas zu thun. Sodann wird dem Königlichen Prokurator ein vom verantwortlichen Redacteur unterzeichnetes Exemplar zugeſchickt, damit die Gedanken-Inquiſitoren ihre Prüfung vornehmen und jede übelklingende Stelle mit rother Tinte anſtreichen können. Wenn die Morgenzeitungen im Büreau ankommen, ſo geht es an die Ausgabe für die Provinzen. Ein eigener Redacteur ſtreicht aus dem für die Hauptſtadt beſtimmten Exemplare die Theater-Anzeigen und Alles, was ſonſt nur für die Hauptſtadt von Intereſſe iſt, und zieht dafür aus den Morgenblättern einige intereſſante Fakta aus. Hierauf kömmt die Ausgabe für die Provinz unter die Preſſe und wird der Poſt übergeben, wenn anders keine Hinderniſſe eintreten. So gelangen die Zeitungen endlich an ihren Beſtimmungsort, wenn die Poſtverwaltung, wie dies leider häufig der Fall iſt, ſich keine Unachtſamkeit zu Schulden kommen läßt.

Auf dieſe Weiſe kommen die Zeitungen zu Stande, ſo geht es das ganze Jahr hindurch, mit Ausnahme der großen Feſttage, in den Büreaus zu. Bringt man nun noch außer dem zahlreichen Generalſtabe von Redacteuren, Beamten u. ſ. w. die ungeheuren Stempelgebühren in Anſchlag, ſo muß man geſtehen, daß eine Zeitung ein großartiges Unternehmen iſt. Die unabhängigen Blätter haben dabei noch unaufhörliche Schikane, Beſchlagnahme, Prozeſſe, Geldſtrafen und Gefängniß zu fürchten. Es iſt nicht zu leugnen, wer ſich unter der Herrſchaft der Charte, die eine Wahrheit iſt, einer ſo ſchwierigen Aufgabe unterzieht, der muß viel Muth haben und ſeiner politiſchen Anſicht in hohem Grade ergeben ſeyn.

Th. Muret.

Murat's Landung und Ende.

Vom Marſchall Marmont.*)

In der Nacht des 28. Septembers 1815 ging die kleine Expedition von Ajaccio ab. Der Himmel war heiter, das Meer ruhig, das Gefolge des Königs kühn und muthig, der König ſelbſt glücklich und hoffnungsvoll. Trügeriſche Vorſpiegelungen des Glückes! — Der Neapolitaniſche Hof war von allen Bewegungen Murat's unterrichtet, denn ſobald er ihn in Korſika wußte, ſah er ſich nach Jemand um, der Joachim's Schritte ausſpionirte; ein gewiſſer Carabelli, ein geborener Korſe, der ehemals unter Joachim's Regierung von dieſem gebraucht wurde, ein geſchickter und liſtiger, zu Allem fähiger Menſch, dem jede Dankbarkeit fremd war, meldete ſich zu dieſer unwürdigen Sendung bei den Behörden, oder wurde denſelben durch ſeinen Ruf in dieſer Hinſicht empfohlen. Dieſer Elende langte in Korſika an und wußte ſich leicht bei Murat einzuführen, der nicht das geringſte Mißtrauen gegen ihn hegte. Obgleich ein Feind und von Feinden abgeſandt, waren doch die Rathſchläge ganz gut, die er dem Könige ertheilte. Unter dem Anſchein einer großen Ergebenheit für ſeine Sache, bemühte er ſich, denſelben von ſeinem Vorhaben abzubringen, und befolgte darin getreulich die Inſtructionen der Regierung beider Sicilien, die ſich über die Gefahren nicht täuſchte, die eine Landung Murat's für ſie herbeiführen könne. Carabelli unterrichtete den Neapolitaniſchen Hof von allen Plänen, Hoffnungen, Vorbereitungen und Schritten Murat's; doch traf der Hof keine Vertheidigungs-Maßregeln, weil er nicht wußte, wo der Ex-König landen würde, und weil er befürchtete, durch ſolche Beſtätigung ſeiner Beſorgniſſe die Abſichten Murat's im Königreiche zu verrathen, wo ſeine Anhänger zahlreich und thatenluſtig, die der Bourbonen hingegen ſchüchtern und gering waren.

Sechs Tage ſegelte die kleine Flotte Murat's glücklich vorwärts, dann wurde ſie durch einen drei Tage anhaltenden Sturm zerſtreut. Zwei Schiffe, deren eines den Ex-König trug, irrten aufs Gerathewohl im Meerbuſen von St. Eufemia umher, zwei andere im Angeſicht von Policaſtro, ein fünftes an den Küſten von Sicilien, und das ſechſte, ganz dem Zufall preisgegeben, war weit von den übrigen verſchlagen. Die Vorſehung verhinderte ſo die bei Salerno beabſichtigte Ausſchiffung, und das war gewiß eine große Wohlthat des Himmels, denn die auf dieſem Punkt zuſammengezogenen Truppen, auf deren Anhänglichkeit Joachim gerechnet hatte, waren viel zu unbedeutend, um einen entſchiedenen Erfolg zu ſichern, und dennoch zu ſtark, um auf den erſten Schlag überwältigt zu werden; ſo würde alſo das Königreich der ganzen Wuth der Zwietracht und des Bürgerkrieges anheimgefallen ſeyn, die blutigſten Auftritte wären daraus entſtanden und unendliche Thränen gefloſſen. Eine Zeit lang war Joachim unentſchieden; dann, von der Verzweiflung angeſpornt, faßte er den kühnen Entſchluß, bei Pizzo zu landen und mit achthundert Soldaten die Eroberung des Königreiches zu unternehmen.

Am 8. Oktober, einem Feſttage, als gerade die Stadt-Milizen dieſes Platzes zu Kriegs-Uebungen vereinigt waren, langten Murat und ſein Heer mit fliegenden Fahnen an; ſobald ſie der Einwohner anſichtig wurden, riefen ſie: „Es lebe König Murat!“ Die Bevölkerung blieb jedoch bei dieſem Ausrufe ganz ſtumm, weil ſie das unglückſelige Ende der tollkühnen Unternehmung ſchon vorausſah. Die Kälte dieſes Empfanges beſtimmte Murat, ſeinen Marſch nach Monteleone, der Hauptſtadt der Provinz, zu beſchleunigen, die er ſich befreundet zu finden hoffte, weil er ſie nicht undankbar glaubte. In Pizzo aber hielt ſich ein Hauptmann Trentacapilli und ein Agent des Herzogs von Infantado auf, die Beide dem Hauſe Bourbon ſehr ergeben waren, der Eine aus Geſinnung, der Andere durch lange Dienſte; ſchnell ſammelten ſie ihre Anhänger, verfolgten Joachim, erreichten ihn und ſchoſſen auf ihn und ſein kleines Heer. Murat hielt an, und ſtatt ihnen auf eben ſolche Weiſe zu antworten, begrüßte er ſie, um ſie für ſich zu gewinnen. Doch dieſe großmüthige Duldung flößt ſelbſt den Feigſten Muth ein; eine neue Ladung tödtet den Hauptmann Motedo und verwundet den Lieutenant Pernice, die Anderen rüſten ſich zum Kampf, aber ihr König verbietet es und wendet mit eigener Hand ihre auf den Feind gerichteten Waffen ab.

Die Menge nahm immer mehr zu, Bewaffnete bedeckten die Ebene und verſperrten den Weg. Nur nach dem Meere

*) Aus dem ſo eben bei Ladvocat in Paris erſchienenen fünften Bande der Reiſen des Herzogs von Raguſa.

Digitized by Google

zu war ein Rückzug möglich, und um dahin zu gelangen, mußten noch Bergrücken überſtiegen werden. Murat wirft ſich jedoch auf dieſe Seite und erreicht das Ufer; da ſieht er das Fahrzeug, das ihn getragen, in See ſtechen. Aus allen Kräften ruft er den Namen des Capitains: „Barbara! Barbara!“ Dieſer hört es ſehr wohl, entfernt ſich aber um ſo ſchneller, um im Beſitz der beträchtlichen Summen Geldes und der anderen Reichthümer zu bleiben, die das Schiff enthielt, und beging ſo zu gleicher Zeit einen Diebſtahl und eine Undankbarkeit; denn als Joachim noch in Neapel herrſchte, hatte er dieſen Elenden aus ſeinem ſchmachvollen Seeräuber-Handwerk herausgeriſſen, ihn, obgleich er ein Malteſer war, in ſeine Marine aufgenommen, in kurzer Zeit zum Range eines Fregatten-Capitains erhoben und ihm nach und nach die Titel eines Ritters und Barons verliehen. Dieſes Rettungsmittels beraubt und von Barbara im Stich gelaſſen, verſucht er es, in einer kleinen am Ufer vergeſſenen Barke ins Meer zu ſtoßen, aber die Kräfte verſagen ihm und ſeinen Gefährten, und während ſie ſich in vergeblichen Anſtrengungen erſchöpfen, langt Trentacapilli mit ſeinen Bewaffneten an; Murat wird umringt und gefangen genommen, man entreißt ihm die Kleinodien, die er am Hut und auf der Bruſt trägt, verwundet ihn im Geſicht und überhäuft ihn mit Schmähungen und unwürdigen Thätlichkeiten. Das war der ſchrecklichſte Augenblick ſeines Lebens und der härteſte Schickſalsſchlag; denn die Beſchimpfungen eines niedrigen Pöbels ſind ſchlimmer als der Tod. In dieſem Zuſtande führten ſie ihn ab und ſperrten ihn in das kleine Schloß von Pizzo ein, mit ſeinen auf dieſelbe Weiſe gefangenen und mißhandelten Gefährten.

Die Behörden der Provinz wurden erſt durch das Gerücht, dann durch Briefe aus Pizzo von dieſem Ereigniß in Kenntniß geſetzt. Der Kommandant von Calabrien, der General Nunziante, ſchickte ſogleich den Hauptmann Stratti nebſt einigen Soldaten nach Pizzo; Stratti begab ſich augenblicklich auf das Schloß, um eine Liſte der Gefangenen aufzunehmen, weil er noch nicht glaubte, daß Joachim ſich wirklich dabei befinde. Nachdem er zwei Namen aufgezeichnet, wendete er ſich zum dritten Gefangenen und fragte nach dem ſeinigen. „Joachim Murat, König von Neapel“, antwortete dieſer. Erſtaunen und Ehrfurcht bemächtigten ſich bei dieſen Worten des Hauptmanns Stratti; er ſenkte die Augen, erſuchte Murat, ihm in ein angemeſſeneres Gemach zu folgen, bezeigte ihm viel wohlwollende Aufmerkſamkeit und nannte ihn Majeſtät: letzte Gunſt oder vielmehr letzte Ironie des Schickſals. Nunziante, der dem Capitain ſogleich gefolgt war, langte inzwiſchen an, grüßte Joachim ehrfurchtsvoll und ſorgte für alle ſeine Bedürfniſſe. Der General verſtand die ſchwere Kunſt, während der kurzen Gefangenſchaft Joachim's die Pflichten der Treue gegen den Bourboniſchen Herrſcher mit der Achtung zu verbinden, welche dem Unglück des Königs Murat gebührte.

Der Regierung wurden die Nachrichten aus Pizzo durch den Telegraphen und durch einen Courier gemeldet. Der König und die Miniſter erbebten bei dem Gedanken an die Gefahren, welche ſie bedroht hatten, und waren froh, denſelben entgangen zu ſeyn; doch blieb ihnen noch immer hinreichender Grund zu Verdacht und Beſorgniß. Truppen-Abtheilungen mußten nach den Provinzen aufbrechen, der Prinz von Canoſa ging mit unbeſchränkter Vollmacht nach Calabrien ab, die Wachen des Palaſtes wurden verdoppelt und alle mögliche Vorſichtsmaßregeln getroffen. Man wußte ſehr wohl, daß Murat's Tod allen dieſen Beſorgniſſen ein Ende machen würde, und faßte daher den Entſchluß, ihn zu verurtheilen. Der Befehl dazu wurde auf telegraphiſchem Wege und durch einen Courier nach Pizzo geſandt; ein Kriegsgericht ſollte ihn als einen Feind der öffentlichen Ruhe zum Tode verdammen. Während die Befehle mit Blitzesſchnelle von einem Orte zum anderen flogen, erfreute ſich Murat im Schloſſe zu Pizzo einer vollkommenen Heiterkeit; er lebte ſo zufrieden und ſchlief ſo ruhig wie die Glücklichen der Erde, verwendete, wie gewöhnlich, große Sorgfalt auf ſeine Perſon, unterhielt ſich mit Nunziante wie ein König mit einem fremden General und ſagte noch am Tage vor ſeinem Tode, daß eine Ausgleichung zwiſchen ihm und Ferdinand durchaus keine Schwierigkeiten habe; Ferdinand brauche ihm nur das Königreich Neapel zu überlaſſen, und er wolle ihm dagegen ſeine Rechte auf Sicilien abtreten. Die Denkweiſe und der Charakter Murat's zeigten ſich klar in dieſen eben ſo verwegenen als unzeitigen Worten.

Der Todesbefehl kam an; in der Nacht des 12. Oktobers war der Entſchluß dazu gefaßt worden. Man ernannte ſieben Richter; drei derſelben, ſo wie den Königlichen Prokurator, hatte Murat während ſeiner Regierung aus dem Staube hervorgezogen und mit Gnaden und Ehrenbezeugungen überhäuft. Dies Gericht hielt ſeine Sitzung in einem Saale des Schloſſes, während Joachim in einem anderen den letzten Schlaf ſeines Lebens ſchlief. Es war ſchon heller Tag, als Nunziante zu ihm eintrat; aus Mitleid wollte er ihn nicht aufwecken und wartete an ſeinem Bett. Endlich ſchlug Murat die Augen auf, und der General kündigte ihm mit betrübter Miene an, daß die Regierung den Befehl erlaſſen habe, ihn vor ein Kriegsgericht zu ſtellen. „So bin ich denn verloren“, entgegnete Murat; „dieſer Befehl, mich zu richten, iſt ein Todesurtheil.“ Eine Thräne ſchwamm in ſeinen Augen, doch ſich ſeiner Schwachheit ſchämend, unterdrückte er ſie und fragte, ob man ihm erlaube, an ſeine Frau zu ſchreiben. Nunziante, der zu bewegt und keines Wortes mächtig war, antwortete nur durch ein bejahendes Zeichen.

Murat ſchrieb darauf mit feſter Hand folgenden Brief in Franzöſiſcher Sprache:

„Meine theure Karoline, meine letzte Stunde hat geſchlagen. In wenig Augenblicken werde ich aufgehört haben, zu leben; in wenig Augenblicken wirſt Du Deines Gatten beraubt ſeyn. Vergiß mich niemals. Ich ſterbe unſchuldig; mein Leben wurde von keiner Ungerechtigkeit befleckt. Lebe wohl, mein Achilles; lebe wohl, meine Lätitia; lebe wohl, mein Lucian; lebe wohl, meine Louiſe; zeiget Euch immer der Welt als meiner würdig. Ich laſſe Euch ohne Königreich, ohne Güter, mitten unter zahlreichen Feinden .... Seyd immer einig unter einander; zeiget Euch erhaben über jedes Mißgeſchick; denket ſtets daran, was Ihr ſeyd, was Ihr waret, und Gott wird Euch ſegnen. Fluchet nicht meinem Andenken. Mein größter Schmerz in den letzten Augenblicken meines Lebens iſt der, fern von meinen Kindern zu ſterben. Empfanget den väterlichen Segen; empfanget meine Umarmungen, meine Thränen. Behaltet Euren unglücklichen Vater immer im Gedächtniß. — Pizzo, den 13. Oktober 1815.“ — Nachdem der König dieſen Brief beendet hatte, ſchnitt er einige Locken von ſeinem Haupte, legte ſie in das Papier und übergab und empfahl es dem General Nunziante.

Dem unglücklichen Gefangenen ſtellte ſich nun der zu ſeinem Defenſor ernannte Hauptmann Starace vor, um ihn mit der ſchmerzlichen Pflicht bekannt zu machen, die er den Richtern deſſelben gegenüber auszuüben habe. „Meine Richter!“ rief Murat aus, „ſie ſind nicht meine Richter, ſie ſind meine Unterthanen. Könige können nicht von bloßen Privatleuten gerichtet werden. Die anderen Könige haben eben ſo wenig das Recht, ſie zu richten, denn alle Könige ſtehen einander gleich. Die Könige haben keine andere Richter, als die Völker und Gott. Will man mich wie einen Franzöſiſchen Marſchall betrachten, ſo muß ein Gericht von Marſchällen über mich Recht ſprechen; als General, eine Verſammlung von Generalen. Ehe ich mich ſo erniedrigen könnte, diejenigen für meine Richter anzuerkennen, die man dazu erwählt hat, müßte erſt manches Blatt aus der Geſchichte Europa's geriſſen werden. Das Gericht iſt inkompetent, ich ſchäme mich ſeiner.“ Als Starace auf ſeiner Vertheidigung beſtand, erwiederte Joachim mit ganz beſtimmtem Tone: „Sie können mein Leben nicht erhalten, ſo tragen Sie wenigſtens das Ihrige dazu bei, meine Königsehre zu retten. Es handelt ſich hier nicht darum, über mich Recht zu ſprechen, ſondern mich zu verurtheilen. Diejenigen, welche man meine Richter nennt, ſind nichts als meine Henker. Sie werden nicht zu meiner Vertheidigung auftreten, ich will es nicht.“

Der Vertheidiger entfernte ſich traurig und ließ den mit der Inſtruction des Prozeſſes beauftragten Richter eintreten. Dieſer fragte, wie es Gebrauch iſt, nach dem Namen des Gefangenen und wollte noch etwas hinzufügen, als ihm Joachim ungeſtüm ins Wort fiel und ausrief: „Ich bin Joachim Murat, König beider Sicilien und der Eurige. Gehet, befreiet mich von Eurer Gegenwart.“ Als er wieder allein war, ſaß er lange mit geſenktem Haupte und verſchlungenen Armen und betrachtete unverwandt die Portraits ſeiner Familie, von denen er ſeine Augen nicht abzuwenden vermochte; an ſeinen ſchweren Seufzern und ſeiner tiefen Traurigkeit erkannte man, daß ein ſchrecklicher Gedanke auf ſeinem Herzen laſte. Sein wohlwollender Hüter, der Hauptmann Stratti, fand ihn in dieſer Stellung und wagte nicht, ihn anzureden; da ſprach Murat zu ihm: „In Pizzo freut man ſich über mein Unglück; was habe ich denn den Neapolitanern zugefügt, daß ſie meine Feinde geworden ſind? Ihrem Intereſſe habe ich alle Früchte meiner Arbeiten und meines langen Kriegslebens geopfert, ich laſſe meine Familie arm zurück. Alles Freiſinnige in ihren Geſetzen ſtammt von mir her. Wenn es eine von der Welt gekannte Neapolitaniſche Armee giebt, wenn die Nation einen Rang unter den mächtigſten Völkern Europa's einnimmt, ſo iſt das mein Werk. Für die Neapolitaner habe ich jeder anderen Neigung entſagt, bin ich undankbar gegen Frankreich geweſen, das mich auf den Thron erhoben, von dem ich heute ohne Furcht und ohne Gewiſſensbiſſe herabſteige. Ich habe keinen Theil an der Enghien'ſchen Tragödie genommen, die der König Ferdinand heute durch eine andere rächt; ich habe keinen Theil daran, ich ſchwöre es bei Gott, vor den ich bald treten werde.“ Auf dieſe Worte folgte ein minutenlanges Stillſchweigen. „Hauptmann Stratti“, hub er dann von neuem an, „es iſt mir Bedürfniß, allein zu ſeyn. Ich danke Ihnen für die Theilnahme, welche Sie mir in meinem Unglück bewieſen haben; ich bin nicht im Stande, Ihnen meine Dankbarkeit dafür auf andere Art zu beweiſen. Seyen Sie glücklich.“ Joachim ſchwieg, und der Hauptmann Stratti entfernte ſich mit thränenfeuchten Augen, um ihn allein zu laſſen.

Murat kannte ſein Urtheil noch nicht, als kurz darauf der Prieſter Masdea in ſein Zimmer trat. „Sire“, redete ihn dieſer Geiſtliche an, „ich ſpreche zum zweiten Male mit Ew. Majeſtät. Als Sie zuerſt vor fünf Jahren nach Pizzo kamen, bat ich um Ihren Beiſtand zur Vollendung unſerer Kirche, und Ew. Majeſtät gab mehr als ich zu hoffen wagte. Meine Worte ſind alſo bei Ihnen nicht ohne Erfolg, und ich habe die feſte Zuverſicht, daß Sie heute auf meine Gebete achten werden, deren einziger Zweck die ewige Ruhe Ihrer Seele iſt.“ Joachim erfüllte mit philoſophiſcher Ergebung alle Pflichten eines ſterbenden Chriſten, und auf das Verlangen des Masdea ſchrieb er in Franzöſiſcher Sprache nieder: „Ich ſterbe als guter Chriſt. — J. M.“ —

Während dieſe rührenden Auftritte in einem Gemache des Schloſſes vor ſich gingen, erfüllte das Kriegsgericht in einem

Digitized by Google

anderen Saale ſeinen ſchrecklichen Auftrag, indem es erklärte: „daß Joachim Murat, der durch das Loos der Waffen wieder in den Stand eines einfachen Privatmannes, aus dem er hervorgegangen, zurückverſetzt worden, dennoch mit 28 Mitſchuldigen ein tollkühnes Unternehmen gewagt habe, welches mehr einen Aufſtand als einen Krieg zum Zweck gehabt; daß er das Volk zur Empörung aufgereizt, den rechtmäßigen Herrſcher angegriffen und danach getrachtet, das Königreich und Italien umzuſtürzen; dieſer Urſachen wegen, und als öffentlicher Feind, werde er zum Tode verurtheilt, laut eines während der zehnjährigen Occupation gegebenen und bis jetzt in Kraft erhaltenen Geſetzes." Es ſchien, als wollte das Schickſal dadurch ſeine blutige Ironie krönen; denn Murat ſelbſt hatte vor ſieben Jahren dieſes gegen ihn angewendete und als Werkzeug ſeines Todes benutzte Geſetz gegeben, ſeine Anwendung aber in mehreren Fällen aus Gnade aufgehoben.

Kalt und verächtlich hörte der Gefangene die Vorleſung ſeines Todesurtheils mit an. Sogleich wurde er in den kleinen Hof des Schloſſes geführt, wo man eine Compagnie Soldaten in doppelter Linie aufgeſtellt hatte. Man wollte ihm die Augen verbinden; er lehnte es ab, betrachtete heiteren Blickes alle Todeszurüſtungen, nahm die erforderliche Stellung an, bot ſeine Bruſt den Kugeln dar und ſagte zu den Soldaten: „Verſchonet das Geſicht, zielet auf das Herz." Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, ſo ertönten Schüſſe, und todt ſank derjenige nieder, der einſt König beider Sicilien war, feſt in ſeinen Händen die Portraits ſeiner Familie haltend; man beerdigte ſie mit ihm, ohne ſie dem Tempel zu entreißen, den ſeine Liebe ihnen errichtet hatte. Diejenigen, welche an Joachim Murat's Tod glaubten, beweinten ihn mit bitteren Thränen; aber die Mehrzahl der Neapolitaner ſuchten ihren Schmerz durch eitle Vorſpiegelungen zu betäuben und wollten ſich überreden, die Vorfälle in Pizzo ſeyen nur eine Erfindung des Hofes.

So endete Joachim Murat, im 48ſten Jahre ſeines Alters und im 7ten ſeiner Regierung.

England.

Geſellſchaftliche Grundlagen des Britiſchen Staats.

(Nach dem Atlas.)

Nichts erfüllt den Fremden, der den Engliſchen Angelegenheiten ſeine Aufmerkſamkeit widmet, mit ſolchem Erſtaunen, wie die Unverſehrtheit, in welcher die Britiſche Verfaſſung aus ſo vielen Kriſen glücklich entkömmt, und das wunderbare Gleichgewicht der Intereſſen, durch welches die politiſche Maſchine in ihren Fugen erhalten wird, wenn ſie auch gewaltſamen Stößen ausgeſetzt iſt, die ihrem Triebwerk mit gänzlicher Zertrümmerung zu drohen ſcheinen. Ihm kömmt es vor, als müßte Großbritanien unfehlbar zu einer Revolution hingedrängt werden durch das Elend der Armen, welches eine ſo große Laſt örtlicher Auflagen nöthig macht, durch die Wirkung der Korngeſetze, durch die Theuerung in allen Dingen, an der die Einfuhrzölle ſchuld ſind, und durch den mißlichen Zuſtand der fabrizirenden Klaſſen, deren Läden ſich bei den mindeſten äußeren Unruhen ſchließen, und deren Unterhaltsmittel durch die Verbeſſerungen im Maſchinenweſen und durch die angeſtrengte Konkurrenz der Arbeiter des Auslandes täglich bedroht werden. Er begreift nicht, wie der Verband der drei Königreiche die in Irland ſyſtematiſch fortdauernde Aufregung überleben kann, da in dieſem Lande die wilde Gewalt eine völlige Disziplin begründet hat, die geachteter iſt als das Geſetz, und da dort die Noth in faſt jeglicher Geſtalt den Menſchen zum Aeußerſten zu zwingen ſcheint.

Die feſte Gliederung des geſellſchaftlichen Syſtems und die gegenſeitige Abhängigkeit ſeiner verſchiedenen Theile von einander, dies iſt der Grund, warum England frei bleibt von den Erſchütterungen, welche denjenigen, die ſich nur an die Außenſeite der Dinge halten, unvermeidlich ſcheinen müſſen.

Die Britiſche Ariſtokratie hat eine einſaugende Kraft in ſich, die Alles, was auf der Oberfläche der Geſellſchaft zum Vorſchein kömmt, an ſich zieht; ſie öffnet ihre Reihen einem Jeden, der zu Reichthum gelangt, und ſie verleiht ihm den Glanz, den die öffentliche Meinung den Wohlhabenden einräumt. So verhindert ſie ihn, indem ſie ihn in ihre Zahl aufnimmt, ſich eine von ihrem Einfluß unabhängige und ihr feindliche Partei zu bilden. In der erſten Generation ragen die homines novi gewöhnlich durch Auszeichnung im Handel oder im Gewerbfleiß hervor; in der nächſten werden ſie Parlamentsmitglieder oder Beamte an den Gerichtshöfen, und am Schluß einer ehrenvollen Laufbahn harrt ihrer die Pairswürde. Man braucht nur einen flüchtigen Blick auf die Pairie zu werfen, um ſich zu überzeugen, daß dieſer durch ſeinen esprit du corps ſo mächtige Stand ſich auf dieſe Weiſe rekrutirt. Die Beiſpiele der Lords Brougham, Lyndhurſt, Cottenham und Langdale, um nur bei den Rechtsgelehrten der drei letzten Miniſterien ſtehen zu bleiben, zeigen hinlänglich, wie die Intereſſen der alten Familien, die den Wirkungen der Zeit und der Revolutionen entgangen ſind, durch die Hinzugeſellung von Individuen, welche Tag für Tag darin Aufnahme finden, neu gekräftigt werden. In anderen Ländern ſind die Advokatur und der Handel im Beſitz des Bürgerſtandes und gelten für ein Gegengewicht gegen den Einfluß der Ariſtokratie; in England liefern ſie vielmehr Theilnehmer an den Privilegien des erblichen Ranges und des großen Reichthums, ſtatt eine Oppoſition dagegen zu bilden. Der Advokat von Weſtminſter-Hall, der Schiffbauer von Liverpool und der Fabrikant von Sheffield und Mancheſter haben ſich kaum ein Vermögen erworben, ſo nehmen ihre Gedanken auch ſchon das Gepräge jener ariſtokratiſchen Form an, die dem Geiſt der Britiſchen Sitten einen unverwüſtlichen Stempel aufgedrückt zu haben ſcheint. Ob Einer in politiſcher Hinſicht ein Reformer oder in religiöſer ein Diſſenter iſt, das thut nichts zur Sache; der Eine kauft ein mit Kirchen-Patronat verbundenes Gut, um es auf ſeinen älteſten Sohn zu vererben; der Andere macht ſeinen Einfluß bei den Grafſchaftswahlen geltend und erwirbt ſich dadurch einen Anſpruch auf die Baronetswürde; und Beide, obgleich noch im erſten Aufblühen ihres von geſtern herſtammenden Reichthums, eilen ohne Zögern in ein Wappenamt, um ſich ein Schild für ihre Familie geben zu laſſen, — eine der natürlichſten und unverbeſſerlichſten Eitelkeiten.

Das Familienweſen, wenn man ſo ſagen darf, iſt in England die Stütze des Staatsweſens, und die Inſtitutionen des Landes entſpringen aus ſeinen Sitten. Das tiefſte Elend, welches dicht neben dem Glanz des Reichthums in grellem Kontraſt daſteht, iſt kein Hinderniß für das Gemeinwohl, obgleich im eigenen Schoße dieſer künſtlichen Geſellſchaft der älteſte Sohn mit einem Einkommen von Tauſenden auf Koſten des gezwungenen Cölibats ſeiner Schweſtern und der abhängigen Arbeitſamkeit ſeiner jüngeren Brüder lebt. Um den Naturtrieb zu hemmen, der einem ſolchen Syſtem gefährlich werden könnte, und um die Folgen von ſo viel einzelner Noth zu mildern, hat man Armen-Geſetze eingeführt und iſt dadurch den Bedürfniſſen der Armuth entgegengekommen; aber die ungeheure Menge der Verbrechen würde Stoff genug liefern, um einen ganzen neuen Kontinent zu bevölkern. Für die jüngeren Zweige reicher Familien wird in den Kolonieen geſorgt, oder in Indien, oder vermittelſt der Pfründen einer Kirche, welche reicher iſt, als der vereinigte Klerus der ganzen übrigen Chriſtenheit, oder durch die verſchiedenen Grade einer Marine, die an Umfang alle Marinen Europa's übertrifft. Dieſe koloſſalen Reichthümer ſind für die Engliſche Ariſtokratie das, was die Eroberung für die Römiſchen Patrizier war, das nothwendige Ergebniß ihrer Stellung, die unumgängliche Bedingung ihres Beſtehens.

Mannigfaltiges.

— Janin in Deutſchland. Seine Rückreiſe von Mailand durch die Rheingegenden über Holland nach Paris hat Jules Janin in einem Artikel beſchrieben, der jetzt, als verſpäteter Nachzügler zu den früher von uns erwähnten Berichten über ſeine Italiäniſche Reiſe, in der Revue du XIXe siècle abgedruckt iſt. Das Journal des Débats, das die früheren Artikel gebracht, ſcheint Anſtand genommen zu haben, auch den letzten aufzunehmen, und mit Recht; denn etwas Flacheres und Abſprechenderes läßt ſich wohl kaum über drei Völker zugleich ſagen, als hier Herr Janin auf wenigen gedruckten Seiten über Italiäner, Deutſche und Holländer zuſammengeſchrieben hat. Am Rhein findet er auf jedem Schritte nichts als — Frankreich; „und warum iſt hier nicht Frankreich?" fügt er in elegiſcher Stimmung hinzu. Gleichwohl ſagt er in demſelben Athemzuge von den Menſchen, die dieſes Frankreich bewohnen: „Niemals habe ich phlegmatiſchere Leute geſehen; ſie ſind glücklich, ohne ſich Unruhe wegen des geſtrigen oder Sorgen wegen des morgenden Tages zu machen; ſie überlaſſen ſich der Woge, von der ſie eben geſchaukelt werden. Sie eſſen und trinken den ganzen Tag, und wenn ſie weder eſſen noch trinken, ſo rauchen ſie Taback und werfen dabei einen wehmüthigen Blick auf die ſchöne herrliche Landſchaft, zu der ſie ſelbſt die Staffage bilden. Welcher Unterſchied zwiſchen dieſen Menſchen und jenen Italiäniſchen Vulkanen, die über weniger als Nichts in Feuer und Flamme gerathen, und jenen anderen Vulkanen, den Franzoſen, die ſelbſt auf dem Dampfboote von Paris nach St. Cloud Gelegenheit finden, mit ihren Frauen zu zanken, ihre Kinder auszuſchelten und über ihre Geſchäfte zu disputiren!" — In Mainz angekommen, fällt ihm natürlich zuerſt die Statue Guttenberg's, des Erfinders der Buchdruckerkunſt, in die Augen. Aber, was glaubt man wohl, ſagt Janin von dieſem Werke des unſterblichen Thorwaldſen, von dem Abbilde des Mannes, der hier mit der erſten gedruckten Bibel, die er an das Herz drückt, in der einen Hand, und mit den eben erfundenen Typen in der anderen, voll Majeſtät und Würde im alten Deutſchen Gewande ſteht? „Die Wahrheit zu ſagen", ſagt der wahrheitliebende Janin, „iſt dieſe Statue Guttenberg's ganz miſerabel. Es iſt unmöglich, einen Mann von ſolchem Genie weniger zu begreifen und in einer groteskeren Weiſe darzuſtellen. Man hat aus Guttenberg eine Art von ungeſchlachtem Deutſchen gemacht, der ſo ausſieht, als wollte er ſich von den vorübergehenden Studenten eine Pfeife Taback ausbitten. Gleichwohl iſt dies ein Werk jenes berühmten Thorwaldſen, bei deſſen Durchreiſe ganze Städte in Bewegung kommen, eines Mannes, der eine Art von übertriebenem und emphatiſchem Canova iſt und der für uns einige ganz abſcheuliche Schüler gebildet hat." — Welcher Künſtler in der Welt kann ſich wohl fortan noch von dem Lobe Janin's, nachdem er ſolchen Tadel über Thorwaldſen ausgeſprochen, geehrt fühlen?

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 6. Berlin, Montag den 14. Januar 1839.

England.

Die Papiere der Stuart's aus dem letzten Jahrhundert.

Wir entlehnen Lord Mahon's Geſchichte Englands vom Utrechter bis zum Aachener Frieden, die eben mit dem dritten Bande vollendet erſchienen iſt, einige Auszüge, die ſich auf den Kampf von 1745 beziehen und auf die Perſonen, die in demſelben eine Hauptrolle ſpielten; man wird dieſelben mit um ſo größerem Intereſſe leſen, als der Verfaſſer für dieſen Theil ſeiner Geſchichte aus der Sammlung von Dokumenten, die unter dem Namen der Stuart-Papiere erwähnt werden, ganz neue Aufklärungen geſchöpft hat. Wir beginnen mit einer Skizze des Prinzen Karl Eduard, der, damals vierundzwanzig Jahr alt, von der Natur mit vielen und von der Phantaſie ſeiner Anhänger mit allen großen Eigenſchaften ausgeſtattet war.

„Karl Eduard Stuart iſt ein Charakter, der nicht nach einer einzigen Auffaſſung darzuſtellen iſt, ſondern ſich ſo ſehr verändert hat, daß er für verſchiedene Perioden aufs neue geſchildert werden muß. In ſeinen ſpäteren Jahren hat die Unmäßigkeit Spuren an ihm zurückgelaſſen, die eben ſo tief, aber nicht ſo ehrwürdig wie die der Zeit ſind; wir ſehen in ſeinem vorgerückten Alter nur den ſinnloſen Trunkenbold, den grämlichen Gatten, den tyranniſchen Herrn, mit geſchwächtem Verſtand und launiſchem Temperament. So war aber der Karl Stuart von 1745 nicht! So war nicht der ritterliche Prinz voll Jugend, Hoffnung und Muth, der, in den Wildniſſen von Moidart mit ſieben Mann landend, ein Königreich um ſeine Fahne ſammeln und ſeine Feinde bei Preſton und Falkirk vor ſich her treiben konnte. So war der heitere und artige Gaſt von Holyrood nicht! So war der nicht, deſſen Kampfgier und Ausdauer in Strapazen ſelbſt von Hochländiſchen Häuptlingen bewundert wurden, während noch günſtigere Beurtheiler die höchſte Liebenswürdigkeit im Geſpräch, die höchſte Anmuth im Tanz an ihm rühmten. Daher hat er ſich auch in ſo wenigen Monaten bei einer ſo hochherzigen Nation, wie die Schotten, eine ſo große Popularität erworben und mit ſeiner Erſcheinung einen ſo tiefen Eindruck bei ihnen zurückgelaſſen, daß noch dreißig oder vierzig Jahre, nachdem er ſie verlaſſen, ſein Name von Allen, die ihn gekannt hatten, mit den feurigſten Lobſprüchen genannt wurde, daß man bei der Erinnerung an ihn die raubeſten Herzen gerührt und die gefurchten Wangen der Veteranen von Thränen benetzt ſah. Ohne alſo die Fehler ſeines Charakters zu leugnen oder die Erniedrigung ſeines Alters beſchönigen zu wollen, müſſen wir dem Glanz ſeiner Mannesjahre Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Karl's äußere Geſtalt (um der weiblichen Leſer willen beginnen wir mit dieſer) war ſchlank und wohlgebildet, ſeine Glieder kräftig und unverdroſſen. Er zeichnete ſich aus in allen männlichen Uebungen und war gewöhnt an jede Art Strapaze, beſonders lange Fußreiſen. Sein Geſicht war beſonders ſchön und von vollkommen ovaler Form, ſeine Augen hellblau, ſeine Züge ſtolz und edel. Der Sitte der Zeit zuwider, welche den Gebrauch von Perrücken vorſchrieb, ließ er gewöhnlich ſein eigenes ſchönes Haar in langen Locken herabwallen. Mit dieſer einnehmenden Geſtalt verband er noch ein feines Benehmen, und indem er ſich häufig bis zur vertraulichſten Leutſeligkeit herabließ, die aber immer von einer gewiſſen Königlichen Würde geſchützt war, hatte er eine beſondere Gabe, zu gefallen und zu überreden, und verſtand es, jedesmal ſeine Unterhaltung nach dem Geſchmack und Stand der Perſonen, die er anredete, einzurichten. Doch er verdankte nichts ſeiner Erziehung: dieſe war dem Sir Thomas Sheridan, einem Iriſchen Katholiken, anvertraut worden, welcher nicht dem Verdacht entgangen iſt, daß er im Solde der Britiſchen Regierung ſtehe und ſeine Pflicht als Lehrer verrathe. Ich muß ſagen, daß ich keinen Beweisgrund für dieſe gehäſſige Anklage gefunden. Ich glaube, Sheridan iſt als ehrlicher Mann geſtorben; aber die Geſchichte kann ihn nur von gemeiner Schurkerei freiſprechen, indem ſie ihm grobe Vernachläſſigung Schuld giebt. Er hat ſeinen Zögling in den allergewöhnlichſten Elementen des Wiſſens ununterrichtet gelaſſen. Die Handſchrift in den Briefen Karl's, die ich unter den Stuart-Papieren geſehen, iſt groß, unbeholfen und ſchulknabenmäßig. In der Orthographie und ſie noch mangelhafter. Das Wort humour z. B. wird bei ihm umer, und ſelbſt ſeines eigenen Vaters Name, James, erſcheint unter der Geſtalt Gems. Dieſe Fehler beſchränken ſich nicht auf Eine Sprache: wer, um eine Probe von ſeinem Franzöſiſchen zu geben, würde in dem Worte coote de chas (couteau de chasse) ein Jagdmeſſer erkennen? Ich glaube es daher gern, wenn Dr. King uns verſichert, er habe nur wenig von der Geſchichte oder Verfaſſung Englands gewußt. Wenn aber die Briefe Karl's ſeinen Mangel an Erziehung darthun, ſo ſind ſie auch nicht weniger klare Zeugniſſe von ſeinen natürlichen Fähigkeiten, der Energie ſeines Charakters und der Wärme ſeines Herzens. In einem vertraulichen Schreiben kurz vor ſeiner Fahrt nach Schottland ſagt er: „Als ich am Pfingſtfeſt meine Andacht verrichtete, empfahl ich mich ganz beſonders dem Schutz und der Leitung des Allmächtigen und flehte, daß er mir immer die Geſinnung erhalten möchte, lieber etwas zu leiden, als irgend eine meiner Pflichten zu verletzen." Er gedenkt ſeines jüngeren Bruders, Heinrich's von York, mit der größten Zärtlichkeit, und obwohl er bei der Rückkehr von Schottland merkte, daß er Urſache habe, ſich über Heinrich's Kälte und Zurückhaltung zu beklagen, ſo wird dieſer Fehler nur obenhin berührt, und Karl bemerkt, ſo groß auch ſeines Bruders Mangel an Liebe ſey, dies werde ſeine eigene nie vermindern. Der Ton, in welchem er zu ſeinem Vater ſpricht, iſt höchſt zärtlich und ehrerbietig, und als er, ſich zu ſeiner großen Unternehmung im Jahre 1745 anſchickend, den Papſt um ſeinen Segen bittet, ſo kann es ihm gewiß der ſtrengſte Katholik nicht übel nehmen, wenn er hinzufügt, er würde einen Segen von ſeinem Vater für viel koſtbarer und heiliger halten. Was ſeine Freunde und Anhänger betrifft, ſo hat man Karl den Vorwurf gemacht, daß er nicht genug von ihren Leiden gerührt oder für ihre Dienſte dankbar ſey. Auferzogen unter Mönchen und Frömmlern, die weniger zu fürchten ſchienen, daß er nicht zur Regierung komme, als daß er dieſelbe, wenn er in ihrem Beſitz ſey, auf eine liberale Weiſe führen möchte, hatte er von Jugend auf die übertriebenſten Vorſtellungen von Prärogative und Erbrecht eingeſogen. Daher mochte er glauben, daß die, welche in Schottland für ihn kämpften, nicht mehr thäten als ihre Pflicht und daher auf keine beſondere Art von Lob oder Bewunderung Anſpruch hätten. Andererſeits müſſen wir bedenken, wie geneigt alle Verbannten ſind, ihr eigenes Verdienſt zu übertreiben und ſich über Vernachläſſigung zu beklagen, ſelbſt da, wo keine vorhanden iſt; und doch könnte man aus Karl's vertrauteſter Korreſpondenz eine Menge Stellen anführen, um zu zeigen, wie liebreich und beſorgt er für ſeine Anhänger war. Noch ſehr jung, war er entſchloſſen, lieber perſönliche Entbehrung zu ertragen, als ſeine Freunde durch Schuldenmachen in Verlegenheit zu ſetzen. Als er von Schottland zurückkehrte, ſagte er dem Franzöſiſchen Miniſter d'Argenſon, für ſich verlange er nichts; er ſey aber bereit, einen Fußfall zu thun, um für ſeine Mitverbannten etwas zu erlangen. Einmal, als er einige Fehler und Spaltungen unter ſeinen Dienern beklagt, erklärt er, ein ehrlicher Mann ſey nichtsdeſtoweniger ſo viel werth, daß „wenn Ew. Majeſtät es nicht befiehlt, ich mich von ihnen mit trübem Herzen trennen würde." Ja ich glaube, dieſe Wärme Karl's für ſeine unglücklichen Freunde blieb faſt allein übrig, als in ſeinen ſpäteren Jahren jede andere edle Eigenſchaft ſeines Herzens verwiſcht und untergegangen war.

Er hatte einige Erfahrung im Krieg, da er in ſeiner Jugend in der Spaniſchen Armee bei der Belagerung von Gaeta gedient und ſich ausgezeichnet, und er liebte den Krieg als das Geburtsrecht der Sobieski's, wie der Stuart's. Unverwerfliche Zeugniſſe rühmen ſeinen lebhaften Verſtand, ſeine Schnelligkeit im Entſchließen und ſeine Verachtung der Gefahr. Sein Anführer-Talent iſt wahrſcheinlich nie über das Gewöhnliche hinausgegangen, doch ſieht man bei einigen Fällen in Schottland, wo er und ſeine geübteren, erfahreneren Offiziere verſchiedener Meinung waren, daß ſie Unrecht und er Recht hatten. Kein Ritter der alten Zeit hatte gewiß einen erhabeneren Begriff von Ehre; ja er trieb denſelben zu ſolchen Extremen, daß er dadurch oft in Irrthum und Unglück gerieth. So verlor er die Schlacht von Culloden beſonders darum, weil er es verſchmähte, von dem Boden Vortheil zu ziehen, und es für ritterlicher hielt, dem Feinde unter gleichen Verhältniſſen zu begegnen. So war auch der Grund ſeines eigenſinnigen, wunderlichen Benehmens beim Aachener Frieden ein falſches point d'honneur, das er darin zu erkennen

Digitized by Google

glaubte. Zu anderen Zeiten wieder verdient dieſe Großmuth ungemiſchtes Lob: nie konnte man ihn dazu überreden oder reizen, harte Wiedervergeltungs-Maßregeln zu ergreifen; die große Milde, womit er ſeine Gefangenen behandelte, ſelbſt ſolche, die ſeinem Leben nachgeſtellt, ſcheint unter ſeinen Truppen allgemeine Unzufriedenheit erregt zu haben, und ſelbſt als man zu ſeiner Ermordung öffentlich ermuthigte und einen Preis auf ſeinen Kopf ſetzte, fuhr er mit dem größten Ernſt fort, darauf zu dringen, daß in keinem Fall der „Kurfürſt“, wie er ſeinen Nebenbuhler nannte, eine perſönliche Unbill oder Beleidigung erfahren ſolle.

„Eine andere Eigenſchaft Karl's war große Feſtigkeit des Entſchluſſes, die durch Stolz und Kummer ſpäter in finſtere Hartnäckgkeit ausartete. Auch war er zu allen Zeiten geneigt zu Ausfällen des Zorns, wo dann ſeine Sprache durch ein trotziges Bewußtſeyn ſeines Mißgeſchicks noch einmal ſo kurz und abweiſend wurde. Ich fand unter ſeinen Papieren eine Note ohne nähere Beſtimmung, wahrſcheinlich für einen ſäumigen Offizier; ſie enthielt nur die Worte: „Ich gebiete Ihnen, meine Befehle zu vollziehen oder nie mehr zurückzukehren.“ Solche Härte mochte manchen wankelmüthigen Anhänger beſtimmen, das Letztere zu wählen. So waren auch die erbitterten Aeußerungen, die er zu verſchiedenen Malen öffentlich gegen den Franzöſiſchen Hof fallen ließ, gewiß mehr gerecht, als politiſch. Sein Herz ſcheint immer von dem ſtolzen Bewußtſeyn erfüllt geweſen zu ſeyn, daß kein Menſch es wagen dürfe, ihn ſeines Mißgeſchicks halber irgendwie ſchlechter zu behandeln, und daß er eher Alles opfern würde, als ſeine Würde.“

So war Karl in dem Beginn ſeiner ſeltſamen Laufbahn, und jetzt wollen wir einige Züge von dem Ende derſelben entlehnen.

„In ſeiner Jugend hatte Karl beſchloſſen, nur eine proteſtantiſche Prinzeſſin zu heirathen; doch blieb er den größeren Theil ſeiner Laufbahn hindurch unvermählt, und erſt 1772, als er 52 Jahr alt war, heirathete er ein katholiſches Mädchen von 20 Jahren, die Prinzeſſin Louiſe von Stolberg. Dieſe Verbindung war eben ſo unpaſſend, als unglücklich. Karl behandelte ſeine junge Frau ſehr unfreundlich. Er ſcheint überhaupt von ihrem Geſchlecht im Allgemeinen eine ſehr ungünſtige Meinung gehabt zu haben, und ich fand unter den Papieren, die er um dieſe Zeit geſchrieben: „Was die Männer betrifft, ſo habe ich ſie durch und durch beobachtet, und wenn ich achtzig alt würde, könnte ich ſie ſchwerlich beſſer kennen als jetzt; doch was die Frauen betrifft, ſo hielt ich dies ganz für unnütz, da dieſe noch einmal ſo böſe und unergründlich ſind.“ Als er dieſe unedlen und undankbaren Worte ſchrieb, hätte ihm nur das Bild der Flora Macdonald vorſchweben ſollen; dies hätte gewiß ſeine Feder ſtutzig gemacht. Der Graf und die Gräfin von Albany (dieſen Titel hatten ſie angenommen) lebten in Florenz mehrere Jahre zuſammen, er ein böſer Hausherr und ſie ein intrigantes Weib, bis ſie endlich, des Joches müde, mit ihrem Liebhaber Alfieri entfloh. So in ſeinem Alter einſam daſtehend, nahm er ſeine mit Miß Walkinſhaw erzeugte Tochter zu ſich und erhob ſie zur Herzogin von Albany, durch einen letzten Akt ſeiner Königlichen Prärogative. Sie war um 1753 geboren und überlebte ihren Vater nur ein Jahr. Ein anderer Troſt ſeines kindiſchen Alters war ein öfterer Hinblick auf die Prophezeiungen des Noſtradamus, deren ich mehrere unter ſeinen Papieren gefunden. Karl kehrte ſpäter mit ſeiner Tochter nach Rom zurück. Seine Geſundheit war ſchon lange im Verfall, und an ſeinem Leben hatte man mehr als einmal verzweifelt; doch im Januar 1788 ward er von einem Schlagfluß befallen, der ihn an der einen Hälfte des Körpers vollſtändig lähmte, bis er am 30ſten deſſelben Monats den Geiſt aufgab.*) Sein Leichenbegängniß wurde von ſeinem Bruder, dem Kardinal, in Frascati vollzogen. In dem Todtengewölbe dieſer Kirche modern die Reſte eines einſt ſo tapferen und ritterlichen Herzen, und unter dem Peters-Dom iſt ſeitdem aus Canova's Meißel ein prächtiges Monument erſtanden zum Gedächtniß Jakob's III., Karl's III. und Heinrich's IX., Könige von England — Namen, die ein Engländer kaum ohne ein Lächeln oder einen Seufzer leſen kann.“

Wir übergehen, als hinlänglich von vielen Seiten beſchrieben und beſprochen, die Ereigniſſe, die zwiſchen den zwei berührten Epochen in der Mitte liegen, den großen Kampf in Schottland nämlich, deſſen Intereſſe, wie Lord Mahon bemerkt, „um ein Bedeutendes geſteigert ſcheint, wenn wir in den geheimen, jetzt ans Tageslicht geförderten Papieren die Entdeckung machen, daß er nicht bloß gegen die Britiſche Regierung, ſondern ohne Hülfe und ſogar wider den Willen der Franzöſiſchen geführt ward.“

Da dieſe Papiere noch ſo wenig bekannt ſind, wollen wir hier noch zwei Stücke der Stuartſchen Korreſpondenz herſetzen, die in einem Anhang des Werks abgedruckt ſteht.

Der Prätendent an Prinz Karl.

Albano, den 6. Juli 1745.

Gott weiß, wo oder wann Dich dies finden wird, mein theuerſter Carluccio; nichtsdeſtoweniger treibt mich der Kummer und die Angſt, in der ich um Deinetwillen bin durch das, was die Zeitungen von Schottland berichten, Dir zu ſchreiben. Ich zweifle nicht, daß dieſe Berichte übertrieben ſind in Betracht der Quelle, aus der ſie kommen. So viel aber iſt nur zu klar, daß Deine Angelegenheiten nicht ſo ſtehen, wie ich wünſchen möchte. Doch hoffe ich noch immer, daß Du im Stande ſeyn wirſt, Dich in Schottland zu halten, bis Du aus Frankreich Hülfe haſt: kannſt Du Dich aber wirklich nicht in Schottland behaupten, ſo treibe um Gotteswillen die Dinge nicht zu weit, ſondern denke an Deine eigene Sicherheit, von der ſo viel abhängt. Sollte auch Deine Unternehmung unglücklich ausfallen, die Ehre, die Du dadurch erworben, bleibt Dir immer; ſie wird Dir im Auslande Achtung und Anſehen verſchaffen, und, ich glaube dafür bürgen zu können, die Franzoſen werden dadurch immer veranlaßt werden, Dir Schutz und Beiſtand zu verleihen und ein anderes Projekt für Dich zu rechter Zeit aufzunehmen; ſo daß Du in der That keinen Grund haſt, zu kühnen oder verzweifelten Maßregeln Deine Zuflucht zu nehmen; denn ſobald Du dies thäteſt, würdeſt Du Alle ins Verderben ſtürzen, und ſogar die Ehre, die Du ſchon gewonnen, könnte darunter leiden. Schließlich, mein liebes Kind, trenne nie Klugheit und Muth. Die Vorſehung hat Dir bisher wunderbar geholfen und wird Dich auch für die kommende Zeit nicht verlaſſen. Dies iſt meine feſte Hoffnung, und ich will nicht aufhören, Gott zu bitten, daß er Dich ſegne und beſchütze. Leb' wohl, mein theuerſtes Kind, ich umarme Dich zärtlich und bin ganz der Deinige.

James R.

(Schluß folgt.)

*) Oeffentlich wurde der 31. Januar angegeben; doch ich habe erfahren, daß er in der That am 30ſten ſtarb, und daß ſeine Umgebungen, aus Scheu vor dem Omen, das in dieſem Tage lag, als dem Jahrestag der Hinrichtung König Karl's I., trotz der Verſchiedenheit des alten und neuen Styls, ſeinen Tod die Nacht über verbargen und hernach verſicherten, er wäre um neun Uhr des Morgens geſtorben. Dies erzählte mir Kardinal Caccia Piatti in Rom, der es von einigen Leuten aus des Prinzen Hauſe gehört.

Griechenland.

Landſchaftliche Bilder aus Griechenland.

II. Die Meteoren (τὰ μετέωρα).

Eine der größten Merkwürdigkeiten Griechenlands ſind die Meteoren in Theſſalien, in der Nähe der Stadt Trikala. Es ſind dies hohe Felſenmaſſen, die größtentheils gerade ſtehen wie Mauern, ſo daß man ſie für Menſchenwerk hält, übrigens bald die Geſtalt von Pyramiden, bald von Obelisken haben, bald ſtumpfen Kegeln, bald koloſſalen Säulen gleichen, deren Ganzes aber das Bild einer Menge über einander gethürmter Felſen gewährt, etwa wie man ſich die Werke der himmelſtürmenden Giganten vorſtellt. Staunend ſteht der Wanderer vor ihnen und zweifelt, ob es Wirklichkeit ſey oder Einbildung, was er ſieht. Auf dieſen Felſen erbauten einſt während der Türkiſchen Herrſchaft fromme Eremiten und Mönche die Meteoren als Zufluchtsörter der Chriſten, gleich einem leuchtenden Pharus für die nächtlichen Schiffer. Auf dieſen von Alters her mit dem Namen „die Meteoren“ benannten Felſen glänzte von den Zeiten des Andronikos an das Kreuz ununterbrochen. Schon Homer gedenkt übrigens der Meteoren, wenn er von dem ſteilen Ithome in der Nähe von Trikka ſpricht. Desgleichen Strabo, wenn er der feſten Lage Ithome's und der es umgebenden ſpitzen Felſen gedenkt. Damals war dort Alles wüſt und verlaſſen. Die dort befindlichen Mönche verſetzen die Erbauung von Klöſtern auf dieſen Felſen in die Zeiten von Andronikos und erzählen, daß früher dort vierundzwanzig Klöſter geweſen; jetzt ſind deren nur noch zehn, und davon ſind nur ſieben bewohnt. Das ausgezeichnetſte davon iſt dasjenige, welches vorzugsweiſe „die Meteora“ heißt und 1371 von Joannis Palaeologos gegründet wurde. Im Jahre 1406 baute Maria Palaeologos ein Nonnenkloſter zu Ehren der Dreieinigkeit.

Dieſe und die anderen Klöſter hängen gleichſam auf den unzugänglichen Spitzen der Felſen wie in der Luft, abgeſchieden von der übrigen Welt. Alte dickbelaubte Bäume beſchatten die Felſen und laſſen von weitem die Klöſter oft kaum erkennen. Ihre Lage hält man für ſicher vor den Ueberfällen der Klephten; indeß mußten die Mönche zu den Zeiten des grauſamen Ali Paſcha von Jannina nicht ſelten ſeine Gefangenen bewachen. Die Klöſter ſind ſehr reich und zahlen dem Patriarchen und der Regierung eine jährliche Abgabe. Die Mönche ſelbſt ſind überaus gaſtfrei und nehmen jeden Fremden freundlich auf, der, wenn er will, entweder mittelſt einer auf den vorſpringenden Felſen ruhenden Leiter hinaufſteigt oder mit Hülfe eines an einem Seile befeſtigten Korbes heraufgezogen wird.

Nachdem wir (ſo erzählt uns ein Reiſender, der auf dieſe Weiſe die Meteoren beſucht hat) länger als eine halbe Stunde durch einen Engpaß gegangen waren, der ſich entlang eines ſteilen Berges hinzieht, kamen wir in ein tiefes Thal oder vielmehr in eine Felsſchlucht, in welcher der Weg durch einen den Raum zwiſchen beiden Felsreihen ausfüllenden Wald hindurchführte. Das Ganze erſcheint wie eine einzige in die verſchiedenartigſten Geſtaltungen von Kegeln, Säulen und dergleichen zerriſſene Felſenmaſſe, — eine Erſcheinung, die man im Allgemeinen der Wirkſamkeit eines Erdbebens zuſchreiben mag, ſo wie der langſam, aber unaufhörlich fortſchreitenden Auflöſung der Felſen. Die Höhe dieſer Felſen iſt verſchieden; die meiſten erheben ſich bis über hundert Fuß über den Spiegel des nahen Fluſſes (Kachios), andere bis zu zweihundert, einige auch bis zu dreihundert Fuß.

Die Griechiſchen Klöſter liegen theils auf den Spitzen dieſer Felſen, theils in den Vertiefungen, welche die Natur oder die Kunſt gebildet hat. Das größte und am höchſten gelegene Kloſter iſt dasjenige, welches den Namen „Meteora“ ſelbſt führt. In der Nähe liegt ein anderes, auf einem hundertundzwanzig Fuß

Digitized by Google

hohen Felſen, das nicht minder merkwürdig iſt; denn die Spitze deſſelben iſt ſo ſchmal, daß die Mauern des Gebäudes eine einzige natürliche Reihe von geraden Felſenmauern zu ſeyn ſcheinen. Wir beſuchten von den noch übrigen ſieben Klöſtern dasjenige, welches nach dem heiligen Stephanos genannt iſt. Die Felſenſpitze, worauf es liegt, erhebt ſich bis zu einer Höhe von 180 Fuß. Anfangs ſtiegen wir einen felſigen Weg hinan, der von alten Bäumen beſchattet wird, deren Wurzeln in die Felſenſpalten verwachſen ſind. Angelangt an dem Abhange der Felſenwand, erblickten wir die Kloſtergebäude, die über unſeren Köpfen zu hängen ſchienen. Oben befand ſich eine Winde mit einem Seile, das bis zu uns herabhing. Unſer Tatar ſchlug uns vor, uns von einem der Männer oben hinaufwinden zu laſſen; da jedoch die Mönche in der Kirche waren, ſo dauerte es faſt zehn Minuten, ehe wir Antwort erhielten. Endlich ſahen wir, daß ein anderes ſtärkeres Seil herunterkam, an deſſen unterſtem Ende eine Art Netz hing. Wir legten in daſſelbe einen Mantel und ich und mein Freund ſetzten uns darauf hinein. Während wir nun hinaufgewunden wurden, dehnte ſich in Folge der Schwere unſerer Körper das Netz ſo aus, daß wir Beide über einander lagen und weder Hände noch Füße rühren konnten. Die Winde über uns ragte ſo weit über dem Felſen hervor, daß wir nicht zu beſorgen hatten, wir möchten uns an dieſen ſelbſt ſtoßen; gleichwohl war mit dieſer Art des Heraufwindens eine größere Furcht verbunden, als in einem Bergſtollen. In drei Minuten höchſtens waren wir oben, obgleich wir einen Raum von 150 Fuß bis zu den Mönchen zu durchſchiffen hatten, die uns ſogleich heraushalfen. Unſer Diener war auf einem anderen, weniger ſicheren Wege heraufgekommen, indem er auf einer hölzernen Leiter, die an dem Felſen herabging, nach einem in den Felſen gehauenen Weg gelangte, der ſodann weiter zum Kloſter ſelbſt führte. Die Mönche empfingen uns ſehr freundlich, und wir blieben mehrere Stunden bei ihnen. Die einzelnen Kloſtergebäude liegen zerſtreut auf der Felſenſpitze. Wir fanden in ihnen nur fünf Regular-Geiſtliche und einige Laienbrüder.

Süd-Amerika.

Die Silbermine von Serro de Pasco.*)

Jenes ganz durch Schutt verſperrte Dorf, jener weite Erdbau mit den zweitauſend Schlünden, die jährlich 25 Millionen Franken ausſpeien, iſt Serro de Pasco, die bedeutendſte Mine von Peru, die ſich dem unruhigen, kühnen Bergmanns-Volke erſchloß, als Potoſi nach allen Richtungen hin durchlöchert, als es aller ſeiner Millionen beraubt war, als von ſeinem 17,000 Fuß hohen Berge nur noch eine wankende, ausgehöhlte Rinde übrig blieb, die jeden Augenblick über den ungeſchickten Nachzüglern einzuſtürzen drohte.

Die Mine von Serro de Pasco hat im Durchſchnitt ungefähr eine Ausdehnung von anderthalb Stunden, und wo man auch nachgraben mag, überall findet man Silbererz, faſt auf der Oberfläche der Erde. Hügel, die durch gefrorene Seen von einander getrennt werden, und kleine, hier und da mit gelblichem Raſen bedeckte Ebenen ſind der einzige Schmuck einer Landſchaft, die man ſich nicht öder und trauriger denken kann. Auf dem ausgedehnteſten dieſer Hügel, beinahe 13,000 Fuß über der Meeresfläche, ragt eine Maſſe von hölzernen und ſteinernen Häuſern hervor, welche unregelmäßig um die Minen herum gebaut ſind, deren Haupteingang oft mitten in einer Straße ſich öffnet. Um dieſe Schachte vor dem Nachſtürzen der Erde zu bewahren, verſieht man ſie ringsum mit Brettern und Bohlen; das Erz wird aus der Mine in das nächſte Haus getragen, mitten durch die Vorübergehenden, die ihre Geſchäfte beſorgen, mitten durch die Züge von Mauleſeln und Lama's, die alle Bedürfniſſe nach Serro bringen, von der Kohle und dem Holze an, welche hier das ganze Jahr hindurch gebrannt werden, bis auf das Brod und das Stroh zur Viehfütterung. Durch dieſe Nothwendigkeit, Alles von der Küſte oder aus dem Innern des Landes herbeizuführen, erhalten die Straßen von Serro de Pasco das belebteſte und ungewöhnlichſte Anſehen. Jedes Haus iſt ein Laden, wo man alles Mögliche aufgehäuft ſieht, Engliſche und Franzöſiſche Tuche, Spaniſche und Schwediſche Eiſenwaaren, Seidenſtoffe aus Indien, China und Lyon, Madeira- und Bordeaux-Weine, Rum und Branntwein, Engliſches und Chineſiſches Fayence, Porzellan von Limoges, Nord-Amerikaniſche Galanteriewaaren, Akkordion's, Spieldoſen, kurz Alles, was gebildete Leute bedürfen, um in dieſer Eis-Zone zu leben, und Alles, was die Launen reicher Emporkömmlinge und Kaufleute nur begehren können. In dieſem Ort des Glücksſpiels wird Jeder einmal reich; denn der arme Meſtize, welcher ſechs Monate des Jahres hindurch auf Kredit bei einem Winkel-Gaſtwirthe lebt, verdient vielleicht während der anderen ſechs 50 bis 200 Franken; die Gruben-Arbeiter erhalten nämlich keinen beſtimmten Lohn, es iſt ihnen nur erlaubt, einen Capacho, ungefähr dreißig Pfund, von dem Erze, das vor dem Eingang der Mine aufgehäuft liegt, als Bezahlung für die zwölfſtündige Arbeit mitzunehmen. Wenn das Bergwerk ſich in ſeinem gewöhnlichen Zuſtande befindet, das heißt, wenn es auf 50 Centner Erz acht bis zehn Mark Silber giebt, ſo kann der Arbeiter auf ſeinen Antheil drei bis fünf Realen, zwei bis drei Franken, rechnen; liefern aber die zu bearbeitenden Minen eine reichere Ausbeute, ſo bringt ihm derſelbe Capacho einen Gewinn von zehn bis vierzig Piaſtern. Dieſe Art von Bezahlung iſt aus einer Gewohnheit nach und nach zum Geſetz geworden; der Bergwerks-Beſitzer dürfte es nicht wagen, den Lohn eines Arbeiters, und wäre es auch auf 50 Franken täglich, feſtzuſtellen; dieſe müſſen nun einmal ihren Capacho voll Erz mitnehmen, mag er Kalkſteine oder reines Silber enthalten.

Durch dieſe Zahlungs-Methode iſt hier eine ganz eigene Art von Austauſch, die man ſonſt nirgends findet, eingeführt worden; jeder Klein-Krämer iſt auch zugleich Fabrikant von Silberbarren. Nach zwölfſtündiger Arbeit trägt der Indianer oder der Meſtize eine ganze Schürze voll Steine zum Gaſtwirth; dort trinkt er Branntwein, Chica (Meth aus Mais), kaut Coca (Kockelskörner), raucht ſeine Cigarre und bezahlt mit Erzſtücken. Eben ſo macht er es mit allen ſeinen Bedürfniſſen, mit den Kleidungsſtücken, den Heizmitteln u. ſ. w. Jeder Krämer und jede Krämerin müſſen ſich alſo nothgedrungen auf die Schätzung des Silbererzes verſtehen; dazu gehört lange Erfahrung und ein geübtes Auge, denn beim erſten Anblick kann man oft die mehr oder weniger ſilberhaltigen Steine nicht von einander unterſcheiden. Ganz gewöhnlich iſt es, daß eine Fiſchhändlerin vor der Thür ihres Ladens ſitzt, den Verkauf ihrer Waare beſorgt, dabei Erz zerbröckelt, es pulveriſirt, mit Queckſilber durchknetet, es wäſcht, ſchmilzt und daraus Silberbarren anfertigt.

Die Bevölkerung von Serro de Pasco beträgt 10 bis 15 tauſend Seelen, je nach der Vermehrung oder Verminderung des Boia, ein Ausdruck, deſſen man ſich bedient, um anzudeuten, daß die Adern reich an Silber ſind. Sobald es im Lande bekannt wird, daß die Minen von Serro in Boia ſind, ſteigt die Bevölkerung des Ortes um ein Drittheil. Meſtizen, Kreolen, entlaufene Matroſen, Bankerottirer, Spitzbuben und Mörder eilen herbei, um ihren Antheil am Silberfluſſe zu haben, die Einen, um zu arbeiten, die Anderen, um die Arbeiter auszubeuten. Alles greift zum ſchweren Hammer und zum Meißel des Bergknappen; am Eingange der Stollen hört aller Kaſten-Unterſchied auf; der Weiße, der den Meſtizen verachtet, der Meſtize, der den Indianer beraubt und mißhandelt, der Indianer ſelbſt, dieſes arme Lama der weißen Race, alle ſind unter einander gleich geworden, alle ſind Kameraden. Zwölf Stunden lang kauern ſie auf dem Grunde der drei bis vier Fuß hohen Schachte; die Beine ſtecken in dem Schlamme, der durch das Sickern der feuchten Steinwände entſteht. Wenn ſie mit großer Mühe ein ſechs Zoll tiefes Loch gehauen haben, füllen ſie es mit Pulver und zünden dieſes an. Der dicke und ſchwefelichte Rauch findet keinen anderen Ausweg als durch die enge, einige hundert Schritt entfernte Oeffnung des Stollens; manchmal bleibt er auch Stunden lang zuſammengedrängt und faſt unbeweglich ſtehen, bevor er ſich ſchwerfällig bis dahin fortwälzt. Träger, mit dem Capacho auf dem Rücken, ſchleppen den Schutt heraus und müſſen oft auf Händen und Füßen kriechen. Alle zwölf Stunden verlaſſen die Arbeiter das Bergwerk und werden von neuen abgelöſt, die eben ſo lange dort verweilen. Da giebt es keinen Unterſchied zwiſchen Tag und Nacht; wenn das Oel der Lampe, die an der Mütze jedes Bergknappen befeſtigt iſt, zu ſchwinden anfängt, ſo ſchließt er daraus, daß ſeine Feierſtunde gekommen ſey; ihm iſt ſehr wenig daran gelegen, ob die Leute, welche ſich einige hundert Fuß über ſeinem Kopfe herumtummeln, dieſe Stunde Tag oder Nacht benennen.

Dieſelben Menſchen, welche die ganze Woche über neben einander gearbeitet haben, ohne ſich zu begegnen, dieſe beiden Abtheilungen ſich abwechſelnder Arbeiter vereinigen ſich Sonntags in den Kirchen und in den Schenken. Nicht Einer wird bei der Meſſe fehlen, aber ſobald dieſer aus Gewohnheit oder Furcht erfüllten Pflicht Genüge gethan iſt, zerſtreuen ſie ſich in die zahlreichen Kaffeehäuſer und Schenken der Stadt und geben ſich dem Spiel and jeder Ausſchweifung mit der ganzen Wuth leidenſchaftlicher, roher und reicher Leute hin. Sie ſind alle reich, denn würde man wohl dem Manne Wein und Karten vorenthalten, der heute zwar arm iſt, aber die beſtimmteſte Ausſicht auf Säcke voll Piaſter hat, ſobald die Mine in Boia ſeyn wird; jeden Augenblick kann es dazu kommen, und die Schulden werden dann gewiſſenhaft bezahlt. Dieſe Orgien ſind meiſtentheils von Meſſerſtichen begleitet; man trifft in ſolchem Falle niemals halb, aus Furcht vor der Wiedervergeltung; der Erſtochene wird in eine der Oeffnungen des Bergwerks geworfen, die immer bereit ſind, ſowohl Todte wie Lebende in ſich aufzunehmen.

Die ausgebeuteten Stollen allein werden offen gelaſſen, die noch ergiebigen Minen ſchließt man Sonntag Morgens zu. Die Abweſenheit der Bergleute, die alt oder jung die ganze Sonntagsnacht bei Trunk und Spiel verpraſſen, wird von den Huayllaripas benutzt, die ſich in die Minen hineinſchleichen. Dieſe Metalldiebe ſind ebenfalls eine beſondere Eigenthümlichkeit von Peru. Die Meſtizen und Kreolen legen ſich vorzüglich auf dieſen Erwerbszweig, der beſonders vortheilhaft wird, wenn die Mine in Boia iſt. Da ſie ſelbſt Arbeiter ſind, ſo kennen ſie die reichſten Adern. Sonnabends, während der letzten Arbeitsſtunden, ſuchen ſie ſich die Erzblöcke aus, welche ſie die folgende Nacht wegſchaffen wollen, und fangen ſchon an, ſie durch Meißelſchläge abzulöſen, ohne ſie jedoch ganz herabfallen zu laſſen. Oft verbirgt ſich einer von ihnen unter einem Schutthaufen und öffnet ſeinen Kameraden ſpäter die Eingänge. Die Thätigkeit dieſer Huayllaripas iſt

*) Nach der Schilderung des Grafen von Sartiges, der im Jahre 1834 Süd-Amerika bereiſte und nächſtens in Paris eine Beſchreibung ſeiner Reiſe herausgeben wird.

Digitized by Google

ſo groß, daß ſie oft in einer einzigen Nacht jeder eine Laſt von 50 Centner ſtehlen.

Die Indianer ſind ſelten ſehr gefährliche Huayllaripas, denn zu dieſem Handwerk bedarf es einer Entſchloſſenheit, die hier nur die weißen Männer und die Meſtizen beſitzen. Sind die Diebe im Bergwerk eingeſchloſſen, und kommen die davon benachrichtigten Eigenthümer mit ihren Leuten dazu, ſo werden jene von Stollen zu Stollen verfolgt; iſt ihnen dann jedes Mittel zur Flucht abgeſchnitten, ſo kehren ſie um, und nun beginnt ein Kampf, der um ſo fürchterlicher wird, weil die Stollen ſo niedrig und eng ſind, daß nur immer Mann vor Mann auf den Knieen liegend mit einander kämpfen kann. Da giebt es keine Gnade, denn es wird um Silber mit bewaffneter Hand geſtritten. Der geſchickteſte oder der glücklichſte ſtößt ſein Meſſer in die Bruſt ſeines Gegners; iſt der Zweikampf mit dem einen beendigt, ſo beginnt er von neuem mit dem folgenden.

Montags früh zieht man oft zehn bis funfzehn Leichname aus den Stollen und den die Stadt umgebenden kleinen Seen heraus, und Niemand tritt auf, um gegen die Mörder zu zeugen, weil die Mehrzahl der Bergleute ſchon ſelbſt Mörder waren oder es noch werden können, denn das hängt bloß von den Umſtänden ab. Wird auch ſelbſt ein Mörder auf der That ertappt und zum Tode verurtheilt, und er rettet ſich in die Bergwerke, ſo entgeht er dadurch dem Arm der Gerechtigkeit, die ihm hier nichts anhaben darf. Dieſes Zufluchtsrecht iſt eins der zahlreichen Fueros, die den Bergknappen bewilligt wurden, um ſie für die Arbeit in jener Zeit zu gewinnen, wo der König von Spanien noch ein Fünftel des reinen Ertrages aller Gold- und Silberminen bezog.

Natürlicherweiſe kann von einem geſellſchaftlichen Verkehr unter Perſonen der Art, die aus allen Nationen zuſammengewürfelt ſind, gar nicht die Rede ſeyn. Ihr Geiſt iſt zu ausſchließlich auf eine und dieſelbe Sache gerichtet, als daß ſie auch nur auf einen Augenblick an etwas Anderes denken könnten. Die Aufregung, in die ſie durch Wein oder Spiel verſetzt werden, iſt allein im Stande, die krankhafte Sucht nach Silber zu unterdrücken, die ſie Tag und Nacht quält. Und dieſe Atmoſphäre iſt ſo anſteckend, daß ſelbſt die Engliſchen und Franzöſiſchen Kaufleute, welche anderswo für die liebenswürdigſten und friedlichſten Perſonen gelten, hier von dieſer Silber-Tarantala dergeſtalt angeſteckt werden, daß ſie kein anderes Gefühl haben, kein Wort ſprechen, kein Lächeln ihnen entſchlüpft, das nicht auf Silber und immer wieder auf Silber ſich bezöge.

Die verſchiedenen Gruben, deren Anzahl ſich auf 958 beläuft und die theilweiſe ſchon ausgebeutet ſind oder es noch werden, gehören Geſellſchaften, die aus drei, fünf oder zehn Perſonen beſtehen, welche ihr Vermögen und ihren Kunſtfleiß auf die Ausbeutung irgend eines Punktes des Berges von Pasco verwenden. Meiſtentheils ſind dies Spaniſche Amerikaner aus Peru, Chili oder Buenos-Ayres; die wenigen Franzoſen, Engländer und Nord-Amerikaner, die bei den Minen beſchäftigt ſind, treten gewöhnlich in dieſe Geſellſchaften nur als Mechaniker, Zimmerleute oder als Grund-Verpächter ein; ſelten nehmen ſie ſelbſt an der Leitung des Unternehmens Theil. Da die Intereſſenten immer an Ort und Stelle gegenwärtig ſind, die Arbeiten leiten, das Queckſilber und die Eiſen-Werkzeuge für ihre Arbeiter einkaufen, für Stützen ſorgen, wenn ein Erdfall vorkömmt, und Kanäle graben laſſen, wenn aus dem Boden ihrer Grube eine Quelle hervorſprudelt, genug, da ſie alle nöthige Verrichtungen mit angeſtrengter Wachſamkeit und großer Habgier beaufſichtigen, ſo wirft ihnen die Ausbeute zehn bis funfzig Prozent ab; ſie belächeln den Mißkredit, in dem die Peruaniſchen Minen in Europa ſtehen, eben ſo wie ſie vor zehn Jahren die übertriebenen Hoffnungen belächelten, welche die Europäer auf eben dieſelben Bergwerke ſetzten.

Als im Jahre 1824 der freie Handelsverkehr geſtattet und dadurch viele Fremde ins Land gezogen wurden, hegten die Europäiſchen Spekulanten und vorzüglich die Engländer die übertriebenſten Erwartungen; ſie hatten geſehen, daß die Spanier nach ihrer alten Methode jährlich fünf bis ſechs Millionen Piaſter aus den Minen Peru's zogen, ſie ſchloſſen alſo daraus, daß mit Benutzung aller Fortſchritte der Chemie und Mechanik der Ertrag derſelben Minen unter ihrer Bearbeitung wenigſtens um ein Drittheil oder Viertheil ſteigen müſſe. Es bildeten ſich zahlreiche Geſellſchaften; die vorzüglichſten davon waren: die Pasco-Peruaniſche; die Peruaniſche Geſellſchaft für Handel und Kunſtfleiß; die von Potoſi, Lapaz und Peru, von Tarma-Huancavelica und Gualgayot; die Chiliſch-Peruaniſche und andere, welche Cours an der Londoner Börſe hatten.

An die Spitze dieſer Ausbeutungen ſtellte man Bergwerks-Ingenieure aus Europa; dieſe wußten, daß zur Austrockenung einer überſchwemmten Mine eine Pumpe von ſo und ſo viel Pferdekraft nöthig ſey; daß man hohe Oefen brauche, um das Erz zu ſchmelzen, und Dampfmühlen, um es gehörig zu zerſtampfen; ſie befrachteten alſo mehrere Schiffe mit ſchweren Maſchinen, die ſich freilich auf den Landſtraßen von Mancheſter und Birmingham recht gut fortſchaffen ließen. Als aber die Schiffe mit dieſer Ladung in Valparaiſo, Coquimbo, Islay und Callao anlangten, blieben die Maſchinen auf den Hafendämmen liegen, weil es ganz unmöglich war, ſie auf dem Rücken der Mauleſel in das Innere des Landes zu transportiren. Die Geſellſchaften hatten für hohen Preis unergiebige oder ſchon erſchöpfte Minen angekauft, welche ſie nun durchaus auf Europäiſche Weiſe bearbeiten wollten; die Ingenieure wurden der Sache überdrüſſig, die Geſellſchaften wollten kein Geld mehr ſchicken, weil ſie keinen Gewinn daraus zogen, Alles ſchrie über Betrug, und von dieſem Zeitpunkte an geriethen die Peruaniſchen Bergwerke in Europa gänzlich in Mißkredit. Dieſes Vorurtheil iſt aber durchaus ungerecht; eine gewöhnliche, gut bearbeitete Grube bringt 50, eine ſehr ergiebige aber 200 bis 300 Prozent Gewinn. Von Serro de Pasco werden jährlich ungefähr drei Millionen Piaſter nach Lima zum Ausmünzen abgeſandt, wozu noch das in Barren verkaufte und als Contrebande ausgeführte Silber zu rechnen iſt, das man auch auf eine Million Piaſter anſchlagen kann. Das Betriebs-Kapital beläuft ſich auf zwei Millionen Piaſter wirklicher Valuten und eine Million Piaſter Kredit; ein Kapital von drei Millionen bringt alſo hier jährlich einen reinen Ertrag von vier Millionen.

Mannigfaltiges.

— Schauſpieler-Memoiren. Der außerordentliche Beifall, mit dem die Memoiren des Schauſpielers Fleury in Frankreich aufgenommen worden, hat den Beweis geliefert, daß des Mimen Kunſt doch nicht ganz ſo ſpurlos vorüberzugehen brauche, wie der Dichter es darſtellt und wie es allerdings nur zu häufig ſich wiederholt. Der längſt verſtorbene Fleury wirkt noch jetzt durch ſeine Kunſt, indem die Erinnerungen, die er mit Geiſt und Geſchick von ſeinen beſten Darſtellungen feſtzuhalten und zu Papier zu bringen wußte, die Züge, die er aus dem eigenen, wie aus ſeiner Kollegen Künſtlerleben erzählt, nicht wenig dazu beitragen können, einerſeits die Eindrücke zu erneuern, die er auf ſeine Zeitgenoſſen gemacht, und andererſeits jüngeren Kunſtgenoſſen nützliche Winke und Lehren zu ertheilen. Es iſt zu bedauern, daß wir nicht auch in Deutſchland ähnliche Memoiren aus der Zeit beſitzen, wo ſich die Schauſpielkunſt noch auf der Höhe befand, die ſie ſeitdem, wie es ſcheint, auf lange Zeit verlaſſen hat. Wie ſchön würde es nicht ſeyn, wenn wir aus der Feder Iffland's, der die klaſſiſche Epoche unſerer dramatiſchen Literatur entſtehen ſah, förderte und ſelbſt auch noch zu Grabe geleitete, oder Schröder's, von dem wir nur einige intereſſante Lebensmomente in den aufgezeichneten Erinnerungen des Hamburger Theater-Direktors Schmidt beſitzen, oder endlich des genialen Devrient, Memoiren, Beobachtungen und Tagebücher erhalten hätten. Solche Denkwürdigkeiten ſind jetzt auch wieder in England, wo man dergleichen bereits von Garrick, Miſtreß Siddons und Kemble beſitzt, von dem berühmten Monodramatiſten Charles Mathews erſchienen.*) Dieſer große Komiker unterhielt bekanntlich viele Jahre lang das Engliſche Publikum durch ſein Theater, auf welchem er Alles in Allem, d. h. die einzige mitſpielende Perſon war. Seine „At Home's", wie ſeine Dramen genannt wurden, geißelten die moraliſchen Gebrechen der Hauptſtadt mit einer ſolchen Schärfe, er kopirte in einem einzigen Stücke die verſchiedenſten Charaktere mit einer ſo feinen Nüancirung, daß ihm die Luſtſpieldichter ſowohl als die berühmteſten Schauſpieler ſeiner Zeit ein unerreichbares Talent zuerkannten. Er ſelbſt hat ſeine Lebensbeſchreibung abgefaßt, die jetzt von ſeiner Witwe mit vielen Anekdoten als Zugabe publizirt worden. Die Art und Weiſe, wie Mathews zuweilen ſelbſt ſeine Frau und ſeine Kollegen durch die willkürliche Veränderung ſeiner Geſichtszüge und ſeiner Geſtalt zu myſtifiziren wußte, übertrifft ſelbſt Alles, was man in dieſer Beziehung von Garrick gehört hat.

— Urſachen des Theater-Verfalles in England. Das neueſte Heft (Jan. 1839) der Quarterly Review ſagt in dieſer Beziehung: „Augenſcheinlich hat die Bühne in unſeren Tagen einen ſehr großen Theil von dem Intereſſe verloren, welches ihr früher, als einer Quelle des Vergnügens und als einer Sache des guten Geſchmackes, gewidmet war. Die Verſpätung der Mittags- und Geſellſchafts-Stunden in den Familien faſt aller Volksklaſſen, die Vermehrung der leichten, beim Kaminfeuer Unterhaltung gewährenden Lektüre, der mehr verbreitete Unterricht, welcher die letztere Art des Amüſements in den Bereich einer viel größeren und täglich noch zunehmenden Anzahl von Leuten gebracht hat, endlich der Hang zur Politik, der in neuerer Zeit überhand genommen und der das Volk mehr zu öffentlichen Verſammlungen, als ins Theater hinzieht — alles dies iſt wahrſcheinlich die Haupt-Urſache des Verfalles geweſen. Die Abgeſperrtheit der Privatlogen hat indeſſen auch wohl viel dazu beigetragen, die übrigen Plätze des Hauſes zu veröden, wo das größere Publikum ſich auch nicht mehr dazu hergeben will, geſehen zu werden, ſeitdem Lords und Ladies das Theater nur incognito, d. h. in abgeſperrten Logen, beſuchen. Ein ſo ariſtokratiſches Volk iſt unſer John Bull!"

*) Memoirs of Charles Mathews, Comedian. By Mrs. Mathews. 2 vols London, 1838.

Hierbei Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß des vorigen Halbjahres.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 7. Berlin, Mittwoch den 16. Januar 1839.

Frankreich.

Graf Beugnot in den Revolutions-Gefängniſſen. 1793—94.

Aus den Memoiren des Grafen.

.... In dieſer traurigen Stimmung fand mich Lamourette, der conſtitutionnelle Biſchof von Lyon, der mit mir ein Zimmer erhielt. Lamourette war ein guter Redner und zur Zeit des Ausbruchs der Revolution einer der ausgezeichnetſten Prieſter des Oratoriums. Wie faſt alle Mitglieder dieſer gelehrten Congregation, hatte auch er ſich von den neuen Ideen verführen laſſen und war ſo Biſchof von Lyon geworden. Während der Belagerung bewies er den Eifer und Muth, der den Franzöſiſchen Prieſtern im Augenblick der Gefahr nie fehlt. Mitten unter Kugeln und Kartätſchen brachte er ſeinen Pfarrkindern geiſtlichen Troſt. Unſer guter Abbé Roſier, der Verfaſſer des Dictionnaire d'agriculture, ſo wie ſein Großvikar, waren in der Belagerung getödtet worden; der Biſchof ward nur verwundet, machte ſich aber darauf gefaßt, daß des Henkers Eiſen nachholen würde, was Dubois de Grancé's Söldner verſäumt hatten. Vor dem Revolutions-Tribunal geſtand er ein, weſſen man ihn angeklagt, indem er ſein Glaubensbekenntniß ablegte und das Zeichen des Kreuzes machte, worauf er ſein Urtheil erwartete. Den Eid, den er auf die neue Verfaſſung des Klerus geſchworen, widerrief er, und dieſe Widerrufung habe ich ihm verſprochen, zu veröffentlichen.

Als mich Lamourette ſo betrübt ſah, glaubte er, ich hätte morgen vor dem Tribunal zu erſcheinen, und begann eine ernſte Ermahnung, die ſich darauf bezog. Ich zeigte ihm ſeinen Irrthum und erklärte ihm die Gründe meiner Niedergeſchlagenheit. Er tadelte mich ſcharf und behauptete, ich müſſe in der Ankunft meiner Frau einen mächtigen Troſtgrund finden, was auch dann weiter erfolge. Auf meine Einwendungen antwortete er bloß: „Suchen Sie einmal von Herzen Chriſt zu ſeyn, und dieſe unruhigen Phantaſieen werden Ihnen nichts anhaben.“ In der Nacht, die dieſem Tage folgte, wurden wir Beide grauſam geprüft; durch die Entfernung der Girondiſten waren fünf Plätze in unſerem Zimmer leer geworden, die jetzt von Lamourette, einem ehemaligen Prior von Molesme, Namens Sauménil, dem Portrait-Maler Boos, einem Pariſer Schneider und dem geweſenen Finanz-Miniſter Clavières eingenommen wurden. Dieſes Zimmer zeichnete ſich vor den übrigen aus durch die Ordnung und Ruhe, die darin herrſchten, und daher nannte man es auch das Zimmer der ſieben Weiſen. Clavières hatte materialiſtiſche Anſichten, der Biſchof und der Prior waren ſehr fromm, der Schneider war Proteſtant und der Maler gar nichts.

Dies Alles vertrug ſich köſtlich neben einander, und als Clavières ſich einmal einige Spöttereien erlauben wollte, ſagten die Prieſter gemeinſchaftlich ihr Brevier her, und ich gewöhnte ihm dies bald ab. An dem Tage meiner erſten Zuſammenkunft mit meiner Frau empfängt Clavières ſeine Anklage-Akte und die Nachricht, daß er am anderen Morgen ſein Urtheil hören werde. Er lieſt die Akte bis zur Hälfte und zertritt ſie dann unwillig mit den Füßen. „Leſen Sie“, ſagte er zu mir, „wenn Sie den Muth haben, und ſagen Sie, was ein braver Mann zu thun hat.“ Ich leſe in der That ein langes Regiſter, in welchem von Clavières alle mögliche Beſchuldigungen aufgezählt ſind, nur nicht die wahren. Ich gab ihm den Rath, ſeinen Advokaten zu rufen. „Wozu dies?“ antwortete er, „ich will lieber meinen Schwiegerſohn Monteſſin holen laſſen und mit dieſem das Schickſal meiner Tochter beſprechen.“ — „Das Eine“, meinte ich, „ſchließt das Andere nicht aus.“ Er läßt ſie Beide rufen; ich lade ihn ein, mit Lamourette und mir zuſammen en trois zu ſpeiſen, weil es ihm hier beſſer gefallen würde, als an der lärmenden Tafel, wo er gewöhnlich aß und die von acht Perſonen beſetzt war. Er giebt mir eine abſchlägliche Antwort, erſcheint an ſeinem Mittagstiſch wie gewöhnlich, ißt nicht mehr noch weniger und behält ſeinen Gleichmuth; nur ein großes Meſſer ſpielt er geſchickt auf die Seite und bringt es in unſer Zimmer mit. Nach Tiſch beſucht ihn ſein Schwiegerſohn und ſein Advokat, und er ſpricht mit uns von ſeinem Prozeß nicht mehr. Nur von dem Advokaten, Namens Lafeutrie, ſagte er mir, daß dies ein Spaßvogel oder ein Dummkopf ſey, weil er ihm einzureden verſuchte, daß er ſchon Angeklagte, die in größerer Gefahr, als er, geſchwebt hätten, wieder gerettet habe. „Hierauf“, fuhr er fort, „antwortete ich: Bürger-Vertheidiger, Sie haben mir nicht genau den Puls befühlt. Uebrigens befrage ich Sie nicht über meinen Prozeß ſelbſt, ſondern ich will nur wiſſen, ob ich eine Aufſchubs-Friſt verlangen darf zur Herbeiſchaffung einer Menge Papiere, durch welche ich zwanzig Anklagepunkte widerlegen kann. Iſt dieſer Aufſchub unmöglich, dann bleibt mir nichts weiter übrig, als Ihnen zu danken.“

Als die Abendſtunde kam, wurde Clavières mit uns zuſammen eingeſchloſſen. Der Gegenſtand unſeres Geſprächs war, wie gewöhnlich, das Elend unſerer Lage, und Lamourette miſchte geſchickt Betrachtungen ein über die Kürze des Lebens, die durch die Wuth unſerer Verfolger nur um Weniges vermehrt werde. Dann legte ſich Jeder nieder und ſchlief ein; denn auch hier ſchläft man. Die erſten Nächte, die man in einem Gefängniß zubringt, ſind ſchlaflos, wenn man nicht eine große Stärke des Charakters beſitzt; bald aber macht die Natur ihre gewohnten Rechte geltend, und was mich betrifft, ſo habe ich die Bemerkung gemacht, daß von dem Tage an, wo ich ins Gefängniß kam, lauter Scenen aus dem Zuſtand der Freiheit meine Träume ausfüllten, während ich wahrſcheinlich nach meiner Befreiung, wenn dieſe mir anders zu Theil wird, von nichts als Kerker und Gefängniß träumen werde. Eine Stunde, nachdem wir uns gelegt hatten, wache ich auf, indem Lamourette ruft: „Clavières! Sie Unglücklicher, was haben Sie gethan?“ Und ich hörte nun deutlich zwei Töne von gleich ſchrecklicher Art, das Röcheln eines ſterbenden Menſchen und das Geräuſch des Blutes, das vom Bett auf den Boden fließt. Ich ſtürze aus meinem Bett, und die übrigen Vier thun daſſelbe. Wir hatten kein Mittel, uns Licht zu ſchaffen; nur eine Laterne an einem der Eingänge des Palais de Justice, dem Fenſterkreuz unſeres Zimmers gegenüber, warf einige ſchwache Strahlen auf dieſe Schreckensſcene, aber nicht genug, um ſie zu beleuchten. Die beiden Prieſter werfen ſich nieder und fordern uns auf, daſſelbe zu thun, um Gottes Gnade für den unglücklichen Sterbenden zu erflehen. Nach einer halben Stunde war das Röcheln zu Ende, und man hörte nur noch das Blut fließen. Wir warfen uns wieder auf unſer Lager, und da unſere Füße das Blut, womit der Boden bedeckt war, berührt hatten, ſo beſchmutzten wir die Betten, ſo daß das unglückliche Zimmer, als es am anderen Morgen geöffnet wurde, einem Schlachthaus glich. Als wieder eine Art Ruhe eingetreten war, dachten wir an mehrere Umſtände, die uns Clavières' Entſchluß im Voraus andeuten konnten. Er hatte mehr als einmal erklärt, er werde ſeine Würde als Menſch durch das Erſcheinen vor dem ſchändlichen Tribunal nicht herabſetzen. Er hatte ferner den Maler Boos gefragt, welche Stellung Perſonen, die ſich erdolchten, in Kunſtwerken bekämen, und ſich die Stelle gemerkt, wo man an der linken Seite hineinſtoßen muß, um das Herzohr zu erreichen. Endlich zeigten ſeine Reden am Tage vorher, daß er dem Tribunal ausweichen wolle, und dazu mußte er noch in derſelben Nacht ſterben. Die Todesart, die er gewählt, ſetzt einen unglaublichen Muth voraus; man begreift kaum, daß er, auf einem Gurtbett liegend und mit der linken Hand den Dolch ſtützend, mit der Rechten ihn zu wiederholten Malen hineinſtoßen konnte, ohne ein Geſchrei von ſich zu geben, ohne die geringſte Bewegung zu machen, die uns aufgeweckt hätte. Und doch war er nach der Ausſage der Kunſtverſtändigen nur auf dieſe Weiſe im Stande, ſich den Tod zu geben. So ſtarb Clavières, der erſte Finanz-Miniſter, den die Republik gehabt hat. Er gehörte zu dem berüchtigten Triumvirat Roland, Clavières und Servan, die, von Ludwig XVI. zu ſeinem Schutz berufen, den Jakobinern in die Hände arbeiteten und die Scenen herbeiführten, die, tagtäglich an Schrecklichkeit zunehmend, mit der Hinrichtung des Königs endeten. Roland hatte ſich auf der Straße nach Rouen vierzehn Tage vor Clavières erdolcht. Servan hatte ſich eine Zuflucht in der Armee geſchafft, aber auch hier erreichte ihn das Geſchick. Clavières war ein Genfer und zwar einer von den Ausgezeichneten, d. h. er war ein Mann von Geiſt, ein geſchickter Rechner und ein guter Schriftſteller. Er hatte Panchau's Unterricht genoſſen und galt für einen ſeiner beſten Schüler. Clavières war ſchon in der Verwaltung angeſtellt, als Necker Miniſter wurde. Er war ein Gegner ſeines

Digitized by Google

berühmten Landsmannes während der Dauer der konſtituirenden Verſammlung. Beſonders ſuchte er Waffen gegen ihn bei den Jakobinern, und als dieſe die Oberhand bekamen, war natürlich Clavières ihr Mann; er wurde Miniſter der Republik und hielt ſich nun für berufen, ſeine großen ökonomiſchen und finanziellen Pläne zu verwirklichen und, was er Necker's großſprecheriſche Unwiſſenheit nannte, aufzudecken. Die Jakobiner, die von dem Allen nichts verſtanden, nannten ihn einen Spitzbuben und Intriganten, ſobald er ſich ihrem Plünderungs-Syſtem widerſetzte, verhafteten ihn als ſolchen und waren im Begriff, ihm den Hals abzuſchneiden, als er ſo unverſchämt war, ihnen zuvorzukommen.

Inzwiſchen ging das Tribunal ſeinen gewohnten Weg fort, indem es rechts und links ohne Unterſchied tödtete, was ihm in die Hände kam. Ich fing an zu zweifeln, ob es meiner Frau gelingen würde, mich dem Geſchick, das meine Kameraden, einen nach dem andern traf, zu entziehen. Als ich auf's Neue ans Pförtchen gerufen wurde, ging ich nicht mehr mit Angſt hinab, ſondern voller Haſt, meinen Schutzengel zu ſehen. Ich ſuche mit den Augen meine Gattin, ſehe aber nur mehrere Arbeiterfrauen, die am Eingang des Gefängniſſes als Wirthſchafterinnen fungirten. Dieſe Frauen beſorgten den Gefangenen mit Genehmigung des Kerkermeiſters die kleinen häuslichen Dienſte, ſie brachten ihnen zu eſſen und beſtellten ihre Aufträge. Junge Damen, die ſich ſehnten, die Gefangenen zu ſehen, und keine Erlaubniß dazu erhielten, kamen auf den Einfall, die Kleider dieſer Frauen anzulegen, ihre Körbe zu tragen und ſich unter dieſer Maske in das Gefängniß einzuſchleichen. Die Frau, welche die Verkleidung hergab, bekam eine Aſſignate von zehn Franken, und eben ſo viel der Thürwächter, der es geſchehen ließ. Auch meine Frau ſteckte unter dieſem Schmuggelkoſtüm, ſo daß ich ſie auf den erſten Blick nicht erkannte. Ich wunderte mich nur, daß eine Magd es wagte, mich ſo vertraulich anzureden. „Diesmal", ſagte ſie, „wirſt du dich über meine Eleganz nicht beklagen; was meinſt du?" Bei dem Ton der Stimme erkenne ich meinen Irrthum, ich betrachte ſie genau, und wir fangen Beide an zu lachen. „Ich vertrete hier die Stelle der Wirthſchafterin eines gewiſſen Herrn Ducourneau", ſagte meine Frau; ich muß ihm weiße Wäſche geben und die ſchmutzige mitnehmen; ich bringe ihm Briefe, Taback und Bücher. Ich kenne ihn durchaus nicht, aber das Weib hat mir geſagt, wenn ich ihn rufen ließe, würde er ſogleich kommen." — „Ganz richtig; ich werde ihn rufen laſſen." — Ducourneau kommt; es war ein Bordeleſe und ein Girondiſt, ein junger Menſch voll Geiſt, der ſich beſonders auf Verſemachen verſtand. Die Wirthſchafterin wendet ſich an ihn mit höchſt verlegener Miene. „Hier, mein Herr", ſagt ſie, „iſt die Frau, die gewöhnlich Ihre Bedürfniſſe beſorgt...." — „Genug des Spiels, Bürgerin", fiel Ducourneau lebhaft ein, „der Herr hat mir Alles geſagt: er hat mir erzählt, Sie wären eine hübſche, muthige, etwas ariſtokratiſche Frau; von der Sorte lieb' ich ſie, und ich bin Ihr gehorſamer Diener. Laſſen wir jetzt die Wirthſchafts-Details, und plaudern wir von etwas Beſſerem. Ich gratulire dem Bürger Beugnot, daß er ſo glücklich iſt, Sie zu kennen." — „Das iſt etwas ſehr Natürliches", erwiederte ich, „da die heutige Wirthſchafterin meine Frau iſt." Es begann nun ein höchſt beluſtigendes Geſpräch unter uns über dieſe Maskerade, ſo daß vielleicht nirgends in Paris zu derſelben Stunde ſo herzlich gelacht wurde, als hier. Als Ducourneau in ſein Zimmer zurückgekehrt war, machte er für meine Frau ein ſehr hübſches Gedicht unter dem Titel la Messagère révolutionnaire. Auch dieſem liebenswürdigen Kind der Garonne vergönnte man nicht, die erſten Stufen unſeres Helikon zu erklimmen; acht Tage nach jener Scene war er lachend geſtorben.

Da ich nach der Ankunft meiner Frau in Paris noch drei Monate in der Conciergerie blieb, machte ich daſelbſt unaufhörlich neue Bekanntſchaften, und wenn ich ſie auch einige Tage darauf wieder verlor, ſo geſchah dies zuweilen unter Umſtänden, die der Aufzeichnung werth ſind. So hatte man einen Konvents-Deputirten des Departements du Calvados, Namens de Cuſſi, unter dem Vorgeben, daß er außer dem Geſetz ſtehe, in die Conciergerie gebracht. Es iſt bekannt, daß damals ein außer dem Geſetz erklärtes Individuum ohne Weiteres dem Henker verfallen und ſeine Verhaftung und Hinrichtung unmittelbar eins war. Der Bürger Cuſſi war ein angeſehener Mann in ſeinem Departement; er hatte mit Ehren an der konſtituirenden Verſammlung Theil genommen, und ſeine perſönlichen Eigenſchaften erregten Intereſſe. Er glaubte aus guten Gründen, daß das Proſcriptions-Dekret, das ſeine Verhaftung bewirkt, nicht auf ihn anwendbar ſey, und wandte ſich deshalb in einer Bittſchrift an den Konvent, deſſen Antwort für ihn Leben oder Tod war. Von dem Tage an, wo er ſeine Bittſchrift an den Konvent abgeſchickt, ſtanden zwei von uns am Pförtchen Schildwache, um ſich des Abendblattes, ſobald es kam, zu bemächtigen und es den Neugierigen nur dann zu geben, wenn darin nicht von Cuſſi die Rede war, oder wenn der Konvent zu ſeinen Gunſten entſchieden hatte. Einige Tage wurde dieſe Vorſichtsmaßregel ſtreng beobachtet; nur einmal verſäumten wir ſie, und gerade dieſen Tag fiel das Journal unſerem Mann in die Hände. Er bringt es der Sitte gemäß in das Zimmer, wo die Gefangenen zuſammenkamen, um es vorleſen zu hören. Man kann ſich denken, in welcher Angſt wir ſchwebten. Cuſſi las laut und mit Ruhe. Er kommt an die Stelle der Konvents-Sitzung, wo der Wohlfahrts-Ausſchuß über ſeine Bittſchrift berichtet und den Antrag ſtellt, zur Tagesordnung überzugehen, d. h. nicht darauf zu achten. Er lieſt das Dekret, welches dieſen Antrag genehmigt und ihn um den Kopf bringt. Indeß fährt er fort, in demſelben Ton zu leſen, ohne die geringſte Unruhe zu empfinden oder blicken zu laſſen. Nach geendigter Vorleſung ſagte er mit gelaſſenem Ton: „Gut! Morgen alſo komme ich dran; bis dahin habe ich Zeit, meine Angelegenheiten zu ordnen." Nach dieſen wenigen Worten umarmte er einen von den Umſtehenden, der ihm am nächſten war und den er ſeit lange her kannte; von Mitgefühl hingeriſſen umarmten wir ihn Alle, einer nach dem anderen; er dankte gerührt und fügte hinzu: „Theuerſte Kameraden, Ihr erleichtert meine letzten Augenblicke; ſo ſtarb auch Sokrates; aber uns iſt es nicht vergönnt, philoſophiſch mit einander zu plaudern, bis der Schierlingsbecher kommt." Er hatte kaum vollendet, als der Schließer ihn beim Kragen ergriff, um ihn in die Kammer der Verurtheilten abzuführen.

.... Gegen das Ende des Jahres 1793 und in den erſten drei Monaten von 1794 beſchäftigte man ſich beſonders mit zwei Klaſſen von Angeklagten, den Armee-Generalen, die man ohne Unterſchied, ob ſie Sieger oder Beſiegte waren, mit der ſtehenden Beſchuldigung des Verraths belaſtete, und den Anhängern der Gironde-Partei, die als Föderaliſten in den Augen von Leuten, die nicht einmal die Bedeutung dieſes Wortes kannten, für die ärgſten Verbrecher galten. Meine Frau hatte darauf gedrungen, daß ich mich mit dem Advokaten Lafeutrie beriethe. Ich war erſt dagegen, indem ich behauptete, ein Advokat ſey ganz überflüſſig für mich, da ſelbſt ein Demoſthenes mich nicht retten würde, ſobald ich einmal vor dem Tribunal ſtände. Doch es war nicht gerade um meine Vertheidigung zu thun, ſondern es kam darauf an, zu erfahren, was man mir denn eigentlich vorwerfen könne, damit man falſchen Maßregeln von Seiten derjenigen, die an meinem Schickſal Antheil nahmen, vorbeugen könne. Lafeutrie will vor Allem wiſſem, ob ich Föderaliſt bin; ich verneinte dieſe Frage, indem ich ihn erinnerte, daß ich in dem Verhaftsbefehl als „Mitſchuldiger Capet's, ſeiner Frau und Lafayette's" dargeſtellt werde. Es iſt möglich, füge ich hinzu, daß man irgendwo einen Brief von mir an Lafayette aus dem Mai 1792 entdeckt hat, worin ich dem General ſeinen Plan, nach Paris zu kommen, widerrieth und unter anderen Gründen dagegen anführte, daß man in den Tuilerien dieſe Reiſe nicht gern ſehen würde. Lafeutrie ſchien über dieſen Brief, deſſen Entdeckung wir auch nur vermuthen konnten, nicht im Geringſten beunruhigt. Er ſchloß nur daraus, daß ich Royaliſt ſey und als ſolcher nichts zu fürchten hätte, da die Verfolgung der Royaliſten jetzt nicht an der Tagesordnung ſey. Die Föderaliſten nehmen jetzt alle Aufmerkſamkeit in Anſpruch; mit dieſen hat das Tribunal noch auf drei Monate zu thun, „und von jetzt in drei Monaten", fügte der Bürger-Vertheidiger elegant hinzu, „iſt der König, Sie oder der Eſel todt." — „Und Sie?" — „Ach, meiner Treu", erwiederte er, „Sie lachen; auch mich kann es treffen." Dieſer Beſuch wirkte ſehr wohlthätig auf mich; ich blickte umher und fing an, mich zu beruhigen. Ich ſah, daß das Tribunal in der That den Föderaliſten den Vorzug gab und nur zu Gunſten der Generale von dieſer einſeitigen Richtung abwich. Von dieſen Letzteren opferte man zwei oder drei jeder Dekade, um den Wetteifer in der Armee zu nähren. Dieſe tapferen, energiſchen Männer, die ſich durch Wunderthaten vor dem Feinde ihre Würden erobert, ließen ſich von Leuten, die ſich Repräſentanten des Volks nannten, mir nichts dir nichts aus der Mitte ihrer Bataillone herausnehmen und mit gebundenen Händen in die Conciergerie ſchleppen, wie Hammel auf die Schlachtbank. Die Entſchloſſenſten unter ihnen, wie Lafayette und Dumouriez, wußten weiter nichts zu thun, als zu fliehen. Das kam daher, weil Allen der Bürgermuth fehlte. Die alten Inſtitutionen der Monarchie waren nicht geeignet, dieſen aufkommen zu laſſen; neue zu verſuchen, hat es uns an Zeit gefehlt, und in einem Tage läßt ſich dieſer Muth, der die erſte Tugend eines freien Volks iſt, nicht erlernen.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Alger et le Général du Var. — Von E. Bouſſe.
L'alliance anglaise. — Von A. Walewski. 1½ Fr.
Anatomie pathologique. — Von Dr. E. Thibert 3 Fr.
Coup d'oeil sur la Valachie et la Moldavie. — Von R. Perrin.
De l'instruction intermédiaire et de son état dans le midi de l'Allemagne. — Von St. Marc-Girardin. Zweite Abtheilung. Oeſterreich, Baden und Württemberg. 3½ Fr.
De la petite vérole considérée comme agent thérapeutique des affections scrophuleuses et tuberculeuses, et sur les résultats funestes de la vaccine. — Von H. Verdé de Lisle. 2½ Fr.
De l'abus des boissons spiritueuses, considéré sous le point de vue de la police médicale et de la médecine légale. — Von Ch. Roſch. 3½ Fr.
Histoire de l'Europe et des colonies européennes depuis la guerre de sept ans jusqu'à la révolution de juillet 1830. — Von E. C. Senglet. Erſter Band. 6 Fr.
Histoire naturelle des insectes. — Orthoptères. — Von Audinet Serville. 5½ Fr.
Nouveaux problèmes de physique. — Von E. Bary. 6 Fr.

England.

Die Papiere der Stuart's aus dem letzten Jahrhundert.

(Schluß.)

Das Folgende bezieht ſich auf einen Akt, der der Sache der Stuarts ſehr nachtheilig war, auf die Ernennung Heinrich Stuart's zum Kardinal, die, bis zum letzten Augenblick ſorgfältig vor dem Bruder verborgen, zwiſchen Karl und ſeiner Familie eine faſt vollſtändige Entfremdung herbeiführte.

Digitized by Google

Der Prätendent an Prinz Karl.

Albano, den 13. Juni 1747.

Ich weiß nicht, ob es Dich wundern wird, lieber Carluccio, wenn ich Dir ſchreibe, daß Dein Bruder am erſten Tage des nächſten Monats Kardinal werden wird. Eigentlich hätte man bei einem Entſchluß der Art Dich zu Rathe ziehen ſollen, ehe er in Ausführung geſetzt wird. Doch da der Herzog und ich unſeren unabänderlichen Beſchluß hierüber gefaßt haben und wir voraus ſahen, Du würdeſt ihn wahrſcheinlich nicht billigen, ſo meinten wir, daß es von mehr Rückſicht gegen Dich zeugte und Dir ſogar noch angenehmer ſeyn müßte, wenn die Sache vor ſich geht vor dem Eintreffen Deiner Antwort hierſelbſt, und Du dann ſagen kannſt, es ſey ohne Dein Wiſſen und Gutheißen geſchehen. Es iſt wahr, ich erwartete nicht, den Herzog hier ſo bald zu ſehen, und ſeine Zärtlichkeit und Liebe zu mir trieb ihn zur Unternehmung dieſer Reiſe; doch nachdem ich ihn geſehen, erfuhr ich bald, daß der Hauptzweck derſelben der ſey, ſich mit mir ausführlich und freimüthig über den Beruf zu beſprechen, den er ſchon längſt in ſich gefühlt, in den geiſtlichen Stand zu treten, und den er mir ſo lange verborgen und bei ſich behalten, ohne Zweifel aus dem Grunde, daß er es in ſeiner Macht habe, Dir in den Konjunkturen der letzten Zeit von Nutzen zu ſeyn. Aber jetzt iſt die Sache anders, und da ich von der Aufrichtigkeit und Wahrheit ſeines Berufs vollkommen überzeugt bin, ſo würde ich dem Willen Gottes zu widerſtehen und gegen mein Gewiſſen zu handeln glauben, wenn ich es wagte, ihn in einer Sache, die ihn ſo nahe angeht, zu beſchränken. Die Grundſätze, in denen ich Dich auferzogen und die ich immer beobachtet, Anderen in Sachen der Religion Freiheit zu laſſen, haben auch bei dieſer Gelegenheit meine Handlungsweiſe beſtimmt, zumal da ein König, der ein Vater ſeines Volkes ſeyn will, unmöglich ein Tyrann ſeiner Kinder ſeyn kann. Ueberdies will ich Dir nicht verbergen, mein lieber Carluccio, daß Gründe des Gewiſſens und der Billigkeit nicht allein mich in dieſem Fall beſtimmt haben, und daß, wenn ich ernſtlich Alles bedenke, was in Betreff des Herzogs ſeit einigen Jahren vorgegangen, hätte er nicht den Beruf gehabt, den er hat, ich meine beſten Bemühungen und alle mögliche Gründe aufgeboten hätte, ihn zu bewegen, daß er in dieſen Stand trete. Wenn die Vorſehung Dich zum älteren Bruder gemacht, ſo iſt er doch eben ſo ſehr mein Sohn als Du, und ich bin meine väterliche Sorgfalt und Liebe Dir und ihm in gleichem Maße ſchuldig, ſo daß ich geglaubt hätte, in Beidem meine Pflicht gegen ihn zu verletzen, wenn ich mich nicht auf alle mögliche Weiſe bemüht, ihm, ſo viel in meinen Kräften, jene Ruhe und Glückſeligkeit zu ſichern, die er, wie ich ſah, in keinem anderen Stand erreichen konnte. Du wirſt meine Gedanken errathen, ohne daß ich mich über dieſen unangenehmen Gegenſtand weiter verbreite, und Du kannſt Dich nicht beklagen, daß ich jeden Dienſt, den Dir der Herzog hätte leiſten können, unmöglich mache, da Du einſehen mußt, daß, Alles genau erwogen, er für Dich in der Welt ohne Nutzen geweſen wäre. Doch blicken wir lieber vorwärts, ſtatt rückwärts. Der Entſchluß iſt gefaßt und wird ausgeführt ſeyn, ehe Deine Antwort hier eintreffen kann. Wenn Du es für gut hältſt, zu ſagen, Du wüßteſt nichts davon und hätteſt ihn nicht gebilligt, ſo nehme ich Dir das nicht übel; aber um Gotteswillen laß nicht einen Schritt, der für den Reſt unſeres Lebens Friede und Eintracht unter uns ſichern ſollte, zu einer Quelle von Skandal werden, der mehr auf Dich als auf uns in unſerer gegenwärtigen Lage fallen würde, und den ein kindliches und brüderliches Verhalten von Deiner Seite leicht verhindern kann. Dein Stillſchweigen gegen Deinen Bruder und was Du mir über ihn ſchriebſt, ſeitdem er Paris verlaſſen, würde Dir wenig Ehre machen, wenn es bekannt wäre; es ſind dies Kränkungen, die Dein Bruder nicht verdiente, die aber ſeine Geſinnungen gegen Dich nicht ändern können. Er ſchreibt Dir jetzt ſelbſt ein paar Zeilen; doch ich verbiete ihm, ſich in Details einzulaſſen, da dies nach Allem, was ich hier von ihm geſagt, ihm und Dir unnütze Verdrießlichkeiten machen würde. Du weißt, daß ich bei vielen Gelegenheiten Urſache hatte, über Dich Klage zu führen, und daß ich darum lange Zeit gegen Dich mehr wie ein Sohn als wie ein Vater gehandelt. Doch ich kann verſichern, mein Kind, daß ich von allem dem nichts nachtrage, und ich vergebe Dir um ſo aufrichtiger und herzlicher all' den Kummer, den Du mir gemacht, da ich überzeugt bin, daß es nicht Deine Abſicht war, mir weh zu thun, und daß ich Urſache haben werde, für die Zukunft mit Dir zufrieden zu ſeyn. Diejenigen, die ihre eigenen Abſichten gehabt haben mögen, indem ſie uns von Deinen Angelegenheiten zu entfernen ſuchten, ſind nicht mehr. Wir ſind verſöhnt, und Du bleibſt Herr, ſo daß ich kein Korn von Zwietracht mehr übrig ſehe, und überhaupt nichts, was unter uns Frieden und Einigkeit für die Zukunft hemmen kann. Gott ſegne meinen theuerſten Carluccio, den ich zärtlich umarme. Ich bin ganz der Deinige,

James R.

Bibliographie.

On affliction and desertion. — Von dem Prediger J. East.
Ancient scottish melodies. — Von W. Dauney. 4.
East india Register fur 1830.
Essays on important diseases of women. Puerperal fever. Part. 1.
Essays and selections. — Von Basil Montagu.
Grammar of law. By a barrister.
Hexametrical experiments, or a version of Four of Virgil. 4.
The land of promise, a history of South-America.
Lectures on the Romans. — Von Dr Chalmers. 2 Bde.
Our Neighbourhood. — Von Mrs. Cameron.

Weſtindien.

Eine militairiſche Execution auf Barbados.

Vor wenigen Wochen hatte ich zum erſten Male Gelegenheit, dem ergreifenden Schauſpiel der Hinrichtung eines Soldaten beizuwohnen. Die damit verknüpften Umſtände waren von der Art, daß eine genauere Beſchreibung derſelben nicht ohne Intereſſe ſeyn dürfte.

Capitain Nugent, vom 36ſten Regimente, ſtand mit ſeiner Compagnie zu Moncrief, einem Vorpoſten auf Barbados. Am Abend des 29. September 1838 ritt dieſer Offizier von einem Diner nach Hauſe, und zwar auf dem Pferde eines anderen ihm befreundeten Offiziers, — ein anſcheinend ſehr geringfügiger Umſtand, dem er aber, wie ſich bald ergeben wird, die Rettung ſeines Lebens verdankte. Noch eine halbe Engliſche Meile von dem Cantonnement entfernt, hörte er plötzlich einen Flintenſchuß. Erſt kürzlich waren in dir kleinen Garniſon zwei Selbſtmorde vorgefallen, und Capitain Nugent beſorgte deshalb mit Grund, dieſer Schuß verkünde ein drittes Verbrechen dieſer Art. Er ſpornte das Pferd zum Galopp und fragte, als er Moncrief erreicht hatte, den Sergeant-Major, ob Etwas vorgefallen ſey. Die Antwort lautete verneinend; der Schuß war in der Richtung einer benachbarten Plantage gehört worden.

Um ein Viertel vor zehn Uhr ging der Capitain mit dem Sergeanten aus, um nach den Schildwachen zu ſehen. Sie fanden den Poſten Nr. 3 unbeſetzt, kehrten ſogleich zurück und zogen deshalb Erkundigung ein. Der wachthabende Korporal erklärte, er habe den Soldaten Michael Kinnelly um 8 Uhr an den Poſten Nr. 3 geſtellt. Jetzt ſchickte Capitain Nugent kleine Abtheilungen Soldaten nach verſchiedenen Richtungen aus, den Kinnelly zu ſuchen; allein ſie kehrten ſämmtlich nach Mitternacht zurück, ohne eine Spur von ihm entdeckt zu haben. Mit Tages-Anbruch wurden neue Patrouillen herumgeſchickt, und der Capitain ſelbſt beſtieg ſein Pferd und ritt aus. Als er etwa zwei Engl. Meilen von dem Cantonnement bei einer Hütte, in der man Grog ſchenkt, vorüberkam, erblickte er hier einen Soldaten, den er ſogleich für Kinnelly erkannte. Mit dem Rücken gegen die Thür gelehnt, hielt der Deſerteur ſeine Flinte zwiſchen den Beinen. Nugent ſchwenkte ſein Pferd, um einem Korporal und zwei Soldaten, die ihm gefolgt waren, zu winken. In demſelben Augenblick bemerkte ihn Kinnelly, trat ſchnell auf die Seite, um freie Hand zu haben, und legte ſein Gewehr auf den Capitain an, der nur zehn Schritte von der Thür entfernt war. Der Capitain ſprang mit bewundernswürdiger Geiſtesgegenwart vom Pferde und ſtürzte auf Kinnelly los; indem er dies that, bemerkte er, daß Letzterer mit dem Feuerrohr nach ſeiner (des Capitains) Bruſt zielte; die Flinte ſchwankte ein paar Augenblicke, dann lag ſie wieder feſt; Kinnelly's Hand ſpielte mit dem Schloſſe; der Abzug bewegte ſich — ein entſchloſſener Fingerdruck, und es war um den Capitain geſchehen. Aber der Böſewicht verlor die rechte Zeit — Capitain Nugent kam ihm zu Leibe, packte ihn mit der rechten Hand bei der Gurgel und bemeiſterte ſich mit der Linken des Gewehrs. In demſelben Moment waren der Korporal und die beiden Gemeinen angelangt; Kinnelly wurde entwaffnet und nach dem Cantonnement abgeführt. Capitain Nugent fand das Gewehr geladen und die Pfanne mit friſchem Zündpulver beſtreut.

Es iſt ein altes Sprüchwort, daß der Erzfeind ſeine Opfer im Stiche läßt, ſobald die Schlinge, die er ihnen ſelbſt gelegt hat, ihren Fuß umſtrickt. Eben ſo ſchien es Kinnelly zu ergehen; denn als man bei einer Zucker-Pflanzung vorbeikam, deutete er nach der Stelle, wo er in vergangener Nacht ſich verſteckt gehalten und einen Schuß gethan hatte, um den Capitain heranzuziehen und dann mit einem zweiten Schuſſe ihn niederzuſtrecken. „Es war ſein Glück", ſagte der Elende, „daß er ein **fremdes Pferd** ritt; ich hörte den Galopp — ich merkte gleich, daß es ein anderes Pferd ſeyn mußte — ſo glaubte ich, der Reiter ſey ein anderer Offizier, oder ein Bedienter — und dieſer Umſtand rettete ſein Leben; denn ich hatte mir **vorgenommen**, ihn zu erſchießen."

Iſt es nicht eine merkwürdige Thatſache, daß oft die abſcheulichſten Böſewichter, im Anfang ihrer Verhaftnehmung, ihre beabſichtigten Verbrechen offen eingeſtehen, gegen ſich ſelbſt Zeugniß ablegen und anſcheinend nichts Anderes beklagen, als das Mißlingen ihrer blutigen Pläne? Dies iſt eine wunderbare, unerklärbare Anomalie der Seele; denn dieſelben Menſchen leugnen ſpäter — vermuthlich bei kühler Ueberlegung — mit großer Entſchloſſenheit das Nämliche, was ſie ein paar Stunden vorher ſelbſtgefällig bekannt haben.

Kinnelly wurde vor das Kriegsgericht geſtellt: die Ausſagen des Klägers, Capitain Nugent's, waren klar, beſtimmt und männlich. Er berührte das Attentat auf ſein Leben ſo kurz, als er nur konnte, und gab dem Gefangenen, ſo oft dieſer eine Frage an ihn richtete, aus Großmuth lauter Antworten, die ihm möglichſt vortheilhaft waren.

„Hatte ich", ſo entgegnete Kinnelly, „nicht Zeit genug, Sie zu erſchießen, von dem Augenblick an, als Sie herbeigeritten kamen, bis zu dem Augenblick, als Sie mich ergriffen?"

„„Die hatteſt Du wohl"", verſetzte der Kläger: „„allein Du warſt unſchlüſſig, und ich ſtürzte auf Dich los.""

„Als Sie mich ergriffen", fuhr der Beklagte fort, „hätte ich da nicht mein Bajonett ziehen und Sie niederſtoßen können, im Fall ich nach Ihrem Leben geſtrebt hätte?"

„„Nein"", verſetzte der Capitain; „„als ich Dich bei der

Digitized by Google

Kehle gepackt hatte, warſt Du außer Stande, etwas gegen mich zu unternehmen.‟‟

Man verhörte noch mehrere Augenzeugen, und ſowohl die Ausſagen dieſer Leute, als die vorgezeigte Ladung des Gewehrs ließen über Kinnelly's beabſichtigtes Verbrechen keinen Zweifel mehr.

Die Vertheidigung Kinnelly's war, wie man erwarten konnte, ſehr kümmerlich und unſicher; er wußte Nichts vorzubringen, was ſeiner Sache nur irgend günſtig geweſen wäre, und ſein letzter Hoffnungs-Anker war — die Trunkenheit. Ein Neger hatte ihm — wie er erzählte — einen weißen Krug mit neuem Rum gebracht. Mit dieſem Kruge that er ſich gütlich, verließ ſeinen Poſten, ſchlenderte auf den Feldern herum und ſank endlich unter freiem Himmel in Schlaf. Als er am nächſten Morgen den Capitain erblickte, verſpürte er noch die Wirkungen des ſogenannten Rumfiebers, einer Art von Wahnſinn, und in dieſem Zuſtande kam er, nach ſeiner Verſicherung, auf einen vorübergehenden Mordgedanken. Sonſt wollte er nie etwas Böſes gegen den Capitain im Sinne gehabt haben. Zu ſeinem Unglück ergab aber eine ganze Reihe ſtrafbarer Handlungen, die er ſchon früher begangen, daß Kinnelly ein Menſch von unverbeſſerlich böſem Charakter war, und das Kriegsgericht verurtheilte ihn zum Tode.

Wie wunderbar hatte das Auge der Vorſehung während des ganzen Attentates über Capitain Nugent gewacht! Wär' er nach der Gegend hingeritten, wo Kinnelly feuerte, um ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen, ſo würde ihn Kinnelly erſchoſſen haben; hätte er ſein eigenes Pferd geritten, ſtatt eines fremden Pferdes, ſo wär' es um ihn geſchehen geweſen. Wär' er nicht am folgenden Morgen mit ſo mannhafter Entſchloſſenheit auf den Mörder losgeſtürzt, hätte er gezagt oder zu entfliehen verſucht — ſo würde Kinnelly's ſinkender Muth einen kräftigen Sporn erhalten haben, und wir müßten den vorzeitigen Tod eines braven jungen Offiziers beklagen.

Kinnelly war ein Irländer und katholiſchen Glaubens; kein Prieſter ſeiner Konfeſſion befand ſich auf Barbados — aber der kommandirende General-Lieutenant wollte ihn nicht ohne geiſtlichen Troſt aus der Welt ſchicken; er ließ auf eigene Koſten von St. Lucia einen Seelſorger kommen, um den Gefangenen zu ſeinem Ende vorzubereiten.

Der Prieſter kam — er war ſelbſt von Geburt ein Irländer und hatte auf ſeinen vielen Reiſen das menſchliche Elend in jeder Form kennen gelernt. Dieſer würdige Geiſtliche wachte und betete mit dem Unglücklichen in ſeiner finſteren Zelle, ermahnte ihn zur Reue, zur freudigen Hoffnung auf die Gnade des Erlöſers und verwandelte endlich den bis dahin verſtockten Sünder in einen zerknirſchten Chriſten.

Der 20. Oktober war der zur Vollſtreckung des Todesurtheils anberaumte Tag. Schon am Frühmorgen, als noch graues Zwielicht über der Erde hing, hörte man die Hörner und Trommeln der verſchiedenen Regimenter. Endlich wurde die Morgen-Kanone gelöſt; ſie tönte uns wie eine Stimme aus dem Todtenreich, und wir dachten, welches wohl die Gefühle des Verbrechers ſeyn müßten, der in einer kurzen Stunde ſeine Zelle verlaſſen ſollte, um ein enges und ihn entehrendes Grab zu beziehen. Jene Kanone, die ihn oft aus ſeinem fieberhaften Schlummer geweckt hatte, — jene Hörner und Trommeln, die ihn ſonſt täglich an ſeine Pflicht mahnten, — er hörte ſie nun zum letzten Male.

Der zur Execution beſtimmte Platz war ein niedriges und flaches, dem Soldaten-Kirchhofe gegenüber liegendes Stück Land, auf welchem Unkraut und ſchmutziges Dſchongle üppig wucherten. Die Truppen ſtellten ſich ſo auf, daß ſie drei Seiten eines hohlen Vierecks beſchrieben; ein ſchwarzer Fleck erſchien im Mittelpunkt der vierten Seite — es war ein friſch aufgeſchüttetes Grab. Die zum Feuern beſtimmte Mannſchaft — ein Lieutenant, ein Sergeant und zwanzig Gemeine — nahm in der Mitte des Vierecks Poſto. Auf ein Zeichen des Brigade-Majors verkündete der erſte Schlag auf die verhüllte Trommel den Anfang des Trauerzugs. Voran ſchritten die Spielleute des Regimentes; ihnen folgten vier militairiſche Arbeiter, die einen Sarg trugen; dann kam der Verurtheilte, von ſeinem Prieſter begleitet, und zuletzt eine militairiſche Eskorte mit umgekehrtem Gewehr. Auf den Hügeln und Felſen in der Nachbarſchaft des Wachthauſes und des Richtplatzes ſchaarte ſich die ſchwarze Bevölkerung der Umgegend; alle Negerfrauen erſchienen weiß gekleidet, zum Zeichen der Trauer. Es herrſchte eine feierliche Stille, die nur der ergreifende Todtenmarſch aus dem Oratorium „Saul" unterbrach. Der Zug bewegte ſich in langſamen gemeſſenen Schritten vorwärts, und mit jedem Schritte wurden die Grabestöne der verhüllten Trommel vernehmlicher.

Endlich trat der Zug am rechten Ende des Vierecks in den eingeſchloſſenen Raum und umging die drei Seiten deſſelben. Die Blicke aller Anweſenden waren auf den Verurtheilten gerichtet; allein er ſelbſt ſah Niemanden. Kinnelly trug die weiße Verbrecher-Kleidung, und ſeine Arme waren auf dem Rücken gefeſſelt; er ſchritt eben ſo ſicher und taktfeſt einher, als ging' es zur Parade. Auf ſeinem blaſſen Angeſicht las man ruhige Faſſung; die tiefen Furchen der Stirn, und der ſcheue Verbrecher-Blick, den er vor Gericht gehabt, waren verſchwunden. Seine ganze Aufmerkſamkeit ſchien auf das Anhören der Troſtgründe gerichtet, die ihm der ehrwürdige Beichtvater einflößte.

Als der Brigade-Major die Verhandlungen und den Spruch des Kriegsgerichtes vorlas, machte Kinnelly ihm und dem Oberſten ſeines Regiments eine tiefe Verbeugung. Dann trat er ein Paar Schritte voran und ſprach, mit Ruhe ſein Haupt erhebend:

„Kameraden, ich ſterbe gern. Ich liebte meine Offiziere; aber hütet euch vor dem Rum — hütet euch vor der Trunkenheit — ſie iſt mein Verderben geweſen und hat mich zu dieſem Ende gebracht."

Er ſchloß ſeine Lippen, ſeine letzte Handlung war vollzogen. Noch einmal hielt die Trauer-Prozeſſion ihren Umzug, und als man wieder zum Grabe gekommen war, trat Kinnelly in ſeinen Sarg. Der Geiſtliche zog ihm eine weiße Kappe über das Geſicht, und ſie beteten noch ein paar Minuten gemeinſchaftlich. Unterdeß rückte die Abtheilung, welche feuern ſollte, bis in eine Entfernung von zwölf Schritten heran; der Prieſter entfernte ſich ruhig von dem Verurtheilten und winkte mit ſeinem Schnupftuche. Man hörte nichts, als den ſchweren Athem der Truppen und das Klirren der Flintenſchlöſſer — plötzlich erfolgte eine Salve aus zwanzig Gewehren, und die weiße Figur, welche ſo gerade und feſt, wie eine Statue, dageſtanden hatte, war verſchwunden — der entſeelte Körper Kinnelly's lag ausgeſtreckt über ſeinem Sarge. Die Truppen zogen in geſchloſſener Reihe an den zerſchmetterten Ueberreſten ihres Kameraden vorüber. (U. S. J.)

Mannigfaltiges.

— **Waverley-Manuſkripte.** Der Buchhändler Cadell in Edinburg beſitzt eine lange Reihe in Juchten eingebundener Quartbände, welche die ſämmtlichen eigenhändigen Manuſkripte von Walter Scott's Romanen umfaſſen. Sir Walter ſchrieb eine nicht ſehr elegante, aber regelmäßige und ungezwungene Hand; ſeine Romane ſind ſämmtlich auf Poſtpapier in großem Quartformat geſchrieben, und zwar nur auf der einen Seite — wie dies häufig zur Bequemlichkeit der Setzer geſchieht — doch folge eine Pagina unmittelbar auf die andere, ohne daß irgendwo etwas eingeheftet oder durchſtrichen iſt, ſo ſicher war der geniale Autor ſeines eleganten Stils und der Einheit ſeiner Arbeiten. Für die Ausgabe letzter Hand, die der Verfaſſer wenige Jahre vor ſeinem Ableben veranſtaltete, hatte er ſich ein gedrucktes Exemplar ſämmtlicher Romane mit Papier durchſchießen laſſen, und darin änderte er Manches in der Wortſtellung und in den Ausdrücken ab. Namentlich war er bemüht, die kleinen Scotticismen zu vertilgen, die ihm manche Engliſche Kritiker zum Vorwurfe gemacht, und die kein Schottiſcher Schriftſteller ſich ganz abgewöhnen kann. So pflegte er z. B. immer das Zeitwort „inquire" mit „at" zu konſtruiren (to inquire at some person) während es, der Regel zufolge, nur mit „of" konſtruirt werden darf. In der Ausgabe letzter Hand ſind dieſe „at" überall in „of" verändert. Auch die ſo revidirten und verbeſſerten Exemplare befinden ſich im Beſitze des Herrn Cadell, der die ganze Sammlung in einem Gothiſchen, mit Eichenholz ausgelegten Kabinett aufgeſtellt hat, das mit der Zeit, beſonders für Engländer, einen immer unſchätzbareren Werth erhalten dürfte.

— **Welcher Art die meiſten Rezenſionen ſind.** Zur Zeit, als Florian in Frankreich Mode wurde und ſein Numa Pompilius noch neu war, erzählte man ſich von einer Hofdame, die allerdings ſehr wenig von den Anfängen der Römiſchen Geſchichte wußte, aber, um mit dem allgemein beſprochenen Werke nicht unbekannt zu erſcheinen, immerzu von dem kleinen Buche ſprach, ohne es geleſen zu haben, und die, als Jemand ſie über das Ende des Buchs befragte, ganz ruhig geantwortet haben ſoll: „Mein Gott, das endet, wie alle Romane: die Numa heirathet den Pompilius." — Bei den Rezenſenten kommt es zuweilen vor, daß ſie, ſtatt ein Buch von vorn bis hinten durchzuleſen, um es zu beurtheilen, ſich lieber der inſtinktmäßigen Methode jener Dame bedienen, auf die Gefahr hin, aus Numa und Pompilius ein Paar zu machen. Und doch iſt nichts unverzeihlicher, als ein ſolcher Schnitzer: man braucht ja nur damit anzufangen, daß man die letzte Seite zuerſt lieſt und auf dieſen Anfang ſein Urtheil begründet. In der Mitte zwiſchen dieſen flüchtigen Kritikern und denen, die, im extremſten Gegenſatz zu ihnen, ſich's zur Pflicht machen, ein Buch von vorn bis hinten durchzuleſen, ehe ſie ſich ein Urtheil erlauben, giebt es andere oft in der öffentlichen Meinung ſehr hochgeſtellte Berichterſtatter der Literatur, welche die Anzeige eines fremden Buchs benutzen, um ihr eigenes Talent glänzen zu laſſen, welche, ohne ſich eine vollſtändige Lektüre zur Aufgabe zu machen, eben ſo wenig ein abſprechendes Urtheil über den Geſammt-Inhalt einer Schrift wagen, die ſie nur theilweiſe kennen, ſondern bei einem größeren Werk einzelne Stellen auswählen, an die ſie eine Reihe ſelbſtſtändiger, geiſtreicher Betrachtungen anknüpfen können. Wir ſind weit entfernt, dieſe Methode zu tadeln, die den Gedanken des Schriftſtellers eine Fruchtbarkeit giebt, wie ſie da weniger zu erwarten iſt, wo man den Ideen eines Anderen Schritt vor Schritt nachgeht, um ſie gewiſſenhaft zuſammenzufaſſen. Doch wiewohl ſie an herrlichen Geiſtesblitzen mit Zinſen erſetzt, was ſie an gründlicher Berichterſtattung vermiſſen läßt, ſo hat ſie jedenfalls doch den Mangel, daß ſie dem Leſer keine ſo erſchöpfende Vorſtellung von dem ganzen Buch giebt, wie dies eine beſcheidene Analyſe thut.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 8. Berlin, Freitag den 18. Januar 1839.

Frankreich.

Die Eiſenbahnen in Frankreich, verglichen mit denen in Belgien, England und Nord-Amerika.

(Nach der Revue des deux Mondes.)

Es wäre wohl jetzt an der Zeit, daß der poetiſche Dunſt, mit dem die Eiſenbahnen ſo lange umhüllt waren, endlich zerſtöſſe, und daß man zu einer ernſten und poſitiven Betrachtung derſelben überginge. Man hat wahrhaftig ſchon übergenug von den Wunderdingen gefabelt, welche bei anderen Nationen, vermöge einer raſchen Beförderung der Perſonen und Waaren, zu Stande gekommen ſind; man hat in Bezug auf Frankreich noch größere Wunder vorher verkündet, wenn man ſich nur hier erſt ans Werk machen wolle. Wie indeß die Sache anzugreifen ſey, und unter welchen beſonderen Umſtänden dieſelbe ins Leben treten müſſe, davon hat man wohlweislich weniger geſprochen. Wo man übrigens auf dieſe Geſichtspunkte eingegangen iſt, da hat man wenig Haltbares zu Tage gebracht, und bis auf dieſe Stunde ſucht man noch in Frankreich, in Bezug auf die anzulegenden Eiſenbahnen, nicht einmal nach dem abſolut beſten Verfahren, ſondern auch noch nach demjenigen, welches die wenigen Erfahrungen auf dieſem weiten Gebiete, die große Zerſplitterung des Privat-Vermögens und die Gewohnheit, der Regierung Alles anheimzuſtellen, wie ſehr man auch im Uebrigen dieſelbe ſchmähe, als das zweckmäßigſte erſcheinen laſſen.

In der vorjährigen Seſſion der Kammern bekämpften ſich das Miniſterium und die Deputirten-Kammer auf dem unſicheren Boden der Eiſenbahn, beide feſt entſchloſſen, keine ihrer Ideen aufzugeben. Das Miniſterium nahm alle Bahnen oder wenigſtens alle Hauptlinien für eine bevorrechtete Körperſchaft, für das Departement der Brücken und Heerſtraßen, in Anſpruch; die Kammer wollte ſie ausſchließlich den Compagnieen überweiſen, um dadurch die Entwickelung des Aſſociationsgeiſtes, von dem man Wunder erwartete, zu begünſtigen. Wenn beide Staatsgewalten ihre Anſichten über dieſen Punkt einander ſo ſchroff gegenüberſtellten, ſo muß man dies wohl theilweiſe auf Rechnung des Widerſpruchsgeiſtes ſetzen; theilweiſe ließen ſie ſich auch durch ihre gegenſeitige Stellung dabei beſtimmen. Das Miniſterium glaubte ſich natürlich, wie jedes andere Miniſterium, zur Vertheidigung der Rechte der Verwaltungs-Behörden berufen, und die Deputirten-Kammer warf ſich, wie dies in der Lage der Sachen gegeben iſt, zum Verfechter der Privat-Induſtrie gegen die Anſprüche des Staates auf. Wir ſind weit entfernt, das erſte Votum, welches die Kammer in dieſer Angelegenheit abgab, einer ſyſtematiſchen Feindſeligkeit, deren man ſchon damals die Coalition beſchuldigte, zuzuſchreiben; dieſelbe konnte ganz andere Fragen aufgreifen und hat ſie auch aufgegriffen, um ihre Kräfte zu erproben. Gewiß waren unter der Majorität, welche ſich gegen die Anſichten des Miniſteriums ausſprach, viele Deputirte, welche die Gelegenheit, ihm zu ſchaden, begierig ergriffen, aber dieſelben gehorchten doch mehr einer inneren Ueberzeugung, welche ihnen ſagte, daß man das Staats-Vermögen nicht mit einer ungeheuren Ausgabe belaſten dürfe, bevor man nicht verſucht habe, was die Privat-Aſſociationen leiſten könnten. Uebrigens ſtanden beide Parteien bei der Erörterung dieſer wichtigen Frage nicht bloß unter dem Einfluſſe eines blinden Oppoſitionsgeiſtes und wurden nicht bloß von dem Wunſche beſeelt, ihren Schützlingen zu nützen. Beide konnten zur Unterſtützung ihrer Anſichten glänzende Erfahrungen aus anderen Ländern anführen. Die Verfechter der Compagnieen konnten ſich auf das Beiſpiel Englands und Amerika's ſtützen, und ſie ermangelten nicht, es zu thun. Die Schutzredner der Privilegien des Departements der Brücken und Heerſtraßen citirten das, was in einem benachbarten Lande, in Belgien, auf eine ſo raſche und erfolgreiche Weiſe ins Werk geſetzt worden war.

Ein Umſtand, und vielleicht der wichtigſte, wurde dabei überſehen. In beiden Heerlagern wappnete man ſich mit fremden Erfahrungen und verſäumte darüber, im eigenen Lande Beobachtungen anzuſtellen. Hätte man dies gethan, ſo wäre man vielleicht auf die Idee eines gemiſchten Syſtems geführt worden, und die Kräfte der Regierung und die Hülfsquellen der Speculation hätten zu einem gemeinſamen Zwecke vereinigt werden können. Vor ungefähr einem Jahre kam man freilich auf den Gedanken eines gemiſchten Syſtems, und zwar ſo, daß der Staat und die Compagnie ſich zu gleichen Theilen in die Hauptlinien theilen ſollten. Unglücklicherweiſe aber war dies nicht das geeignete Mittel, die Staats-Aſſociation und die Privat-Aſſociation zum Streben nach einem Ziele zu vereinigen. Auf dieſe Weiſe mußte zwiſchen beiden Geſellſchaften, welche ſich hätten die Hand reichen ſollen, nicht ein erſprießlicher Wetteifer, ſondern eine ſtörende Eiferſucht erweckt werden; die Mängel einer jeden mußten ſo ohne Gegengewicht bleiben. In der That würde bei einer ſo anarchiſchen Vereinigung, wenn man auf einer ſolchen Grundlage weiter gebaut hätte, eine jede Linie nur ihre eigenen Uebelſtände zu tragen gehabt haben, ohne in den Vortheilen des anderen Syſtems einen Erſatz zu finden. Oft würden ſogar beide an der Unmöglichkeit geſcheitert ſeyn. Eben ſo gut hätte man die ſich ſelbſt widerſprechenden und ſich aufhebenden Behauptungen aufſtellen können: Frankreich befinde ſich in derſelben Lage wie die Vereinigten Staaten und England, wo die Anlegung der Eiſenbahnen der Privat-Induſtrie zufällt, oder Frankreich ſey in demſelben Falle von Belgien, wo der Staat als der geeignetſte und ſicherſte Unternehmer der Eiſenbahnen erachtet wurde. Man that nichts Anderes, indem man Frankreich in zwei gleiche Theile zerſchnitt und den einen den Experimenten der Privat-Induſtrie, den anderen dem Departement der Brücken und Heerſtraßen zuwies und beiden die ausgedehnteſten Vollmachten gab, in ihren beiderſeitigen Bezirken ausſchließlich ihre Theorieen in Anwendung zu bringen.

Es fragt ſich, welchen Werth haben die aus der Fremde herbeigeholten Beiſpiele, und in wie weit können England, Amerika oder Belgien für Frankreich als Muſter hingeſtellt werden, da man doch einmal die Eiſenbahnen in Frankreich nach dem doppelten Vorbilde, welches dieſe drei Völker hingeſtellt haben, zuſchneiden will, ohne irgend eine durch Frankreichs Eigenthümlichkeit bedingte Veränderung zuzulaſſen. Hierauf könnte geantwortet werden, daß, wenn eines dieſer Völker eine ſolche Aehnlichkeit mit Frankreich hätte, daß man ſein Beiſpiel knechtiſch nachahmen müßte, hierdurch ſchon von ſelbſt die vollſtändige Annahme dieſer verſchiedenen Muſter wegfiele. Und dennoch ſcheint man dies bezweckt zu haben, als man beide entgegengeſetzte Methoden zur Ausführung bringen wollte. Erwägt man indeß die Eigenthümlichkeit dieſer drei Völker, ſo kann man die weſentlichen Unterſchiede, welche zwiſchen ihnen und den Franzoſen beſtehen, nicht in Abrede ſtellen. Dieſe finden in allen den Beziehungen ſtatt, welche hier vorzüglich in Anſchlag gebracht werden müſſen, in dem Nationalreichthume, in der Ausdehnung der Länder, in der Dichtigkeit der Bevölkerungen, in den Veranlaſſungen zum Reiſen, in der Lebhaftigkeit des Handels, überhaupt in allen Bedingungen, welche eine raſche Beförderung nothwendig machen.

Um mit England den Anfang zu machen, ſo fällt zunächſt auf, daß dieſes Land durch das Zuſammentreten von Privatperſonen ein großes Eiſenbahnnetz ins Leben rufen konnte, während dieſes hier ſo wirkſame Mittel ſich in anderen Ländern, beſonders in Frankreich, erfolglos zeigte. Das eigentliche England hat eine Bodenfläche von 9921 Franzöſiſchen Quadratmeilen; Frankreich dagegen hat ein Areal von 34,312 Quadratmeilen. Hieraus ſieht man ſchon, wie viel leichter es den Engländern werden mußte, ihr Land mit Eiſenbahnen zu durchziehen. Die Bahn von London nach Liverpool, welche jetzt ganz vollendet iſt, hat ungefähr dieſelbe Ausdehnung, wie die projektirte Franzöſiſche Hochebnenbahn mit ihren bedeutendſten Abzweigungen. Aber durch eine Verbindung Londons und Liverpools werden auch die beiden Meere verbunden, welche das mächtige Inſelland im Oſten und Weſten beſpülen. Jede Bahn, welche künftig von dieſer großen Pulsader auslaufen wird, z. B. die von Brighton, wird ohne eine eben ſehr koſtſpielige Verlängerung an dem Vortheil der Verbindung der Nordſee und des Kanals mit der Iriſchen See und dem St. Georgs-Kanal Theil nehmen können. Um Englands begünſtigte Lage ganz zu begreifen, muß man daran denken, daß die Meere, welche es von allen Seiten umfließen, ſeine Haupt-Communication, ſeine große Handelsſtraße bilden, und daß die Eiſenbahnen im Innern des Landes nur als Abzweigungen derſelben anzuſehen ſind. Hier braucht das Werk, welches die Natur nach einem ſo großen Maßſtabe angelegt hat,

Digitized by Google

nur weitergeführt zu werden. Jn Frankreich dagegen muß die Kunſt Alles ſchaffen, und ſie hat eine ungeheure Aufgabe zu vollbringen; die Hochebnenbahn, welche wir mit der Bahn von London nach Liverpool verglichen haben, iſt nur der erſte und kürzeſte Abſchnitt einer Eiſenbahn, welche beide Meere zu verbinden hätte; dieſelbe müßte von Paris nach Marſeille fortgeführt werden. Ein wie ſchwieriges und koſtſpieliges Unternehmen für eine Geſellſchaft, welche auf ſich ſelbſt beſchränkt wäre!

Sodann iſt auch noch zu bedenken, daß England verhältnißmäßig weit bevölkerter iſt als Frankreich, daß den Engländern aller Klaſſen der Trieb der Ortsveränderung inwohnt, und daß ſie ein wahrhaftes Bedürfniß haben, das Jnnere des Landes nach allen Richtungen zu durchſtreifen. Hierdurch wird die Bevölkerung, vermöge der raſchen Beförderung, verdoppelt oder verdreifacht, und die Eiſenbahnen erhalten ſo einen ungemeinen Vortheil, der den Franzöſiſchen Spekulanten ganz entgeht. Wo wollte man in Frankreich unter den günſtigſten Vorausſetzungen eine Eiſenbahnlinie auffinden, welche, wie die von London nach Birmingham, einen reinen Ertrag von 9 pCt. gewährte, wenn die Anlagekoſten ſich auf 2,500,000 Francs oder gar 3,000,000 Francs für die Franzöſiche Meile beliefen?

Die günſtigen Reſultate, welche dies kühne und koſtſpielige Werk ſchon jetzt ergiebt, ſind natürlich nur geeignet, die Engliſchen Kapitaliſten zu ähnlichen Unternehmungen zu ermuntern, während in Frankreich nur faſt eben ſo große Opfer ohne Ausſicht auf einen gleichen Gewinn zu fürchten ſind. Damit iſt indeß noch nicht Alles erſchöpft; in dem Nachbarlande iſt ein größerer Ueberfluß an Kapitalien, und dieſelben erhalten beſtändig neuen Zufluß aus tauſend anderswo unbekannten Hülfsquellen. Dadurch erhalten die Speculationen eine ſolche Kühnheit und Großartigkeit, und man macht täglich die gewagteſten Verſuche, die in Frankreich, in Betracht des geringeren Nationalvermögens und der weniger ausgedehnten Handelsbeziehungen, abenteuerlich und verwegen erſcheinen müßten. Dabei haben wir die Subſidien, welche das Parlament den Eiſenbahn-Geſellſchaften auf ihr Anſuchen zuweilen bewilligt, noch gar nicht in Anſchlag gebracht. Dieſe Hülfsbewilligungen ſind übrigens von ganz eigener Beſchaffenheit und ganz anders aufzufaſſen, als es in Frankreich in den meiſten Fällen geſchehen würde: das Parlament bewilligt Subſidien, für welche es ſich Zinſen bezahlen läßt, die durch ein beſonderes Geſetz beſtimmt werden. Beruht die Speculation alſo auf keiner ſicheren Grundlage, ſo darf ſie auch auf dieſe bezahlte und verzinſte Unterſtützung keine große Hoffnungen ſetzen. Eine beim Staate aufgenommene Anleihe iſt nur eine Laſt mehr, iſt ein Beweis, daß die Koſtenanſchläge überſchritten ſind, und es kann daraus nur ein ungünſtiges Vorurtheil gegen das Unternehmen erwachſen. Man darf alſo wohl behaupten, daß in England die Kapitalien durch eine beſondere und eigenthümliche Kraft nach dieſem Induſtriezweige hingeleitet werden. Die Eiſenbahnen würden hier gern des unvollkommenen und eigennützigen Schutzes, zu dem ſie zuweilen ihre Zuflucht nehmen, entrathen.

Jn den Vereinigten Staaten ſind die Kapitaliſten gewiß nicht weniger unternehmend als in England, aber das Umlaufs-Kapital iſt hier nicht ſo beträchtlich. Das bewegliche Vermögen, welches in der alten Welt aus den öffentlichen Fonds beſtändig den induſtriellen Unternehmungen zuſtrömt, und aus dieſen wieder in die öffentlichen Fonds zurückfließt, hat in Nord-Amerika noch nicht dieſe Flüſſigkeit erhalten, oder vielmehr die Leichtigkeit und Ausdehnung des Geldumſatzes iſt nur eine ſcheinbare geweſen und gründete ſich nur auf ein unhaltbares Kredit-Syſtem. Jn den Vereinigten Staaten würden die flüſſigen Kapitalien nicht für die Anlegung von Eiſenbahnen ausreichen, wenn dieſelben hier eben ſo große Summen wie in England verſchlängen. Außerdem iſt die Bevölkerung in dieſem Lande ungleich weniger dicht, als in Großbritanien, und die Bodenfläche, welche von den Eiſenbahnen durchzogen werden ſoll, iſt, beſonders wenn man das unbebaute Land hinzurechnet, von einer ſo ungeheuren Ausdehnung, daß die ſchon ſpärliche Bevölkerung dadurch noch dünner wird. Da trotzdem die Ausführung von Eiſenbahnen hier möglich geworden iſt, ohne daß die Regierung ſich ſehr lebhaft oder auf direkte Weiſe dafür intereſſirt hätte, ſo läßt es ſich wohl kaum bezweifeln, daß die Speculation hier durch die Oertlichkeit und andere Umſtände in einer Weiſe begünſtigt worden iſt, wie ſie es in Europa niemals werden könnte.

Jn der That hätten die ſo weit auseinanderliegenden Bundesſtaaaten ohne die Eiſenbahnen nicht ihre gegenſeitigen Naturerzeugniſſe und ihre geiſtigen Schätze austauſchen können. Vergeblich würde das jungfräuliche Land ſeinen Bebauern einen ſo reichen Ertrag gewähren, wenn der Ueberfluß deſſelben keinen Abfluß fände. Ohne die Ausſicht auf einen Abſatz ſeiner Erzeugniſſe in der Ferne würden die Koloniſten nicht in die Einöden und Urwälder des Weſtens vorgedrungen ſeyn. Die Niederlaſſungen wären in dieſem Falle auf die Staaten beſchränkt geblieben, in denen ſich ſchon eine dichtere Bevölkerung geſammelt hatte. So wäre der Kultur ein ungeheures Gebiet entzogen worden, oder ſie hätte ſich erſt nach Jahrhunderten eine Aufgabe ſtellen können, die jetzt ſchon zum großen Theile gelöſt iſt. Zuerſt mußten Wege eröffnet werden, denn es waren keine im Lande vorhanden, und da wählte man gleich die vollkommenſte Art derſelben. Jndeß verfuhr man dabei auf eine ökonomiſche Weiſe; die Schienen waren plump, und man ließ Senkungen und Krümmungen zu, ſo oft die Beſchaffenheit des Bodens oder ein wohlverſtandenes Jntereſſe dieſe Unvollkommenheiten anzurathen ſchienen. Selbſt in Europa, wo die Kunſt ihre höchſten Triumphe feiert, nimmt man die Sache nicht ſo genau, wenn die Bahn für die Benutzung eines Schmelzofens, eines Hammerwerks oder einer Steinkohlengrube beſtimmt iſt. Dieſe Beſtimmung haben weſentlich die Nord-Amerikaniſchen Eiſenbahnen, und es kommt hauptſächlich nur darauf an, daß ſie die nöthige Länge haben. So begreift man leicht, daß hier die Eiſenbahnen durch die Beiſteuer der beſcheidenſten Erſparniſſe zu Stande kommen konnten; ſelbſt wenn ſie den Theilnehmern keine große Vortheile geſichert hätten, ſo waren ſie doch im höchſten Grade nützlich und ein wahrhaftes Bedürfniß. Hiernach iſt es denn auch klar, daß diejenigen Staaten, welche eine Uferbegränzung haben, oder in denen die Eiſenbahnen auslaufen, die mächtigſten Beweggründe hatten, dieſe Unternehmungen, welche durchaus nicht aus dem Geſichtspunkte einer gewöhnlichen Speculation zu betrachten ſind, zu unterſtützen. Das nächſte und wichtigſte Jntereſſe iſt, die Produkte zu verwerthen, was ohne freie Circulation nicht möglich iſt. Die Eiſenbahnen ſind die Nebenſachen; die Nutzbarmachung des Bodens, die Manufakturen und der Handel die Hauptſache. Die Actionaire ſelbſt denken weniger an den direkten Gewinn, den ihnen die Eiſenbahnen gewähren, als an die Beförderung des allgemeinen Wohlſtandes, deſſen Hebel dieſelben ſind.

Jn Frankreich tritt eigentlich keiner von den Umſtänden, welche die Anlegung von Eiſenbahnen ſo nothwendig machen, ein; es ſind weder dieſelben Antriebe, noch dieſelben Bedürfniſſe oder Ausſichten wie in England und Nord-Amerika vorhanden. Es muß hier ein Hebel gefunden werden, welcher die Stelle derjenigen vertreten kann, die in England und Amerika ſo mächtig wirken, denn bis jetzt ſind die Französiſchen Spekulanten noch nicht in Bewegung zu ſetzen geweſen. Vorher wäre indeß noch zu prüfen, ob nicht Frankreich vielleicht das von Belgien aufgeſtellte Beiſpiel zum Muſter nehmen ſollen. Hier müſſen wir bevorworten, daß wir allerdings zu der Anſicht hinneigen, welche dem Staate die Errichtung der Eiſenbahnen übertragen will. An Gründen zur Unterſtützung dieſer Anſicht dürfte es wohl nicht fehlen, indeß iſt Belgien noch das einzige Land, welches dieſelbe bis jetzt praktiſch durchgeführt hat, und wir wollen daher das hier befolgte Verfahren etwas näher betrachten. Freilich iſt die Reihe der Erfahrungen noch keineswegs geſchloſſen, indeß ergiebt ſich auch aus dem, was bis jetzt bekannt iſt, für den Beobachter ſchon ein einigermaßen genügendes Reſultat. Es braucht wohl kaum noch an die unglaubliche Dichtigkeit der Bevölkerung des kleinen Königreichs erinnert zu werden; daſſelbe zählt vier Millionen Einwohner, alſo den achten Theil der Bevölkerung Frankreichs, auf einer ſechzehnmal kleineren Bodenfläche. Eine ſolche Begünſtigung bleibt lange das Eigenthum des Volkes, dem ſie einmal zu Theil geworden iſt, und dieſer Unterſchied kann nur im Laufe von Jahrhunderten ausgeglichen werden. Belgien erfreut ſich übrigens noch anderer Vorzüge. Außer den Gebietstheilen, welche es von Limburg und Luxemburg in Anſpruch nimmt, begreift es nur noch neun Departements des ehemaligen Franzöſiſchen Kaiſerthums, und dieſe geringe Ausdehnung geſtattete es, die Leitung aller Eiſenbahn-Angelegenheiten Einem Manne zu übertragen. Der Beamte, dem dieſes Geſchäft übertragen wurde, hatte keine andere Obliegenheiten, welche ſeine Zeit und ſeine Kräfte in Anſpruch genommen hätten, und konnte daher die Sache mit einer ſo außerordentlichen Schnelligkeit und einem ſolchen Nachdrucke betreiben. Da fragt es ſich denn, wird man in Frankreich denſelben Weg einſchlagen? Wenigſtens wäre es hier nothwendiger als irgendwo, wenn die Regierung die Ausführung der Eiſenbahnen übernehmen wollte.

Das Eiſenbahnnetz, welches Frankreich durchziehen ſollte, müßte natürlich weit ausgedehnter und verwickelter ſeyn, als dasjenige, welches für Belgien genügt. Dem Departement der Brücken und Heerſtraßen liegen indeß mehr Arbeiten vor, als es ausführen kann, ſelbſt wenn es den Kreis ſeiner gewöhnlichen Beſchäftigungen nicht überſchreiten und ſich nur mit der Verbeſſerung der Kanäle, der Flußſchifffahrt, der Brücken, Heerſtraßen u. ſ. w. befaſſen wollte. Die Zahl der Jngenieure müßte alſo vermehrt werden, und durch dieſe Vergrößerung des Perſonals würde eine neue Abtheilung, welche ſich ausſchließlich mit den Eiſenbahn-Angelegenheiten zu beſchäftigen hätte, entſtehen. Mag aber dies und vieles Andere geſchehen, ſo iſt immer noch nichts gethan, wenn man nicht die Oberleitung einem Miniſter und einem ſo zuverläſſigen Manne, wie Herrn Nothomb, überträgt. Aber unſere Miniſter ſind allen politiſchen Schwankungen unterworfen und nicht ſicher, ein halbes Jahr lang ihren Platz zu behaupten. Welche parlamentariſche Notabilität würde ſich wohl dazu verſtehen, allen Partei-Umtrieben zu entſagen und Jahre lang beſcheiden und in der Stille Gutes zu wirken? Jn der Erwartung beſſerer Zeiten würde man alſo wohl genöthigt ſeyn, zu den Geſellſchaften zurückzukehren; aber auch hier würde das zu befolgende Syſtem ein anderes und weniger einfaches als das in England und Amerika durchgeführte ſeyn. Die Trennung und Vereinzelung der Geſellſchaften hat nur traurige Früchte getragen, und ihre zu große Freiheit iſt ihnen verderblich geworden; ſie haben ſich nicht bewegen können, weil ihnen das Leben fehlte. Wenigſtens findet das Geſagte auf die größeren Geſellſchaften ſeine Anwendung.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Graf Beugnot in den Revolutions-Gefängniſſen. 1793 — 94.

(Schluß.)

Unter den Generalen, die für das Revolutions-Tribunal reif waren, befand ſich ein Diviſions-General, Namens Lamarlière, der in Lille kommandirte, als die Oeſterreicher unter dem Herzog von Sachſen-Teſchen dieſe Stadt angriffen. Dieſer Mann war dem ancien régime nicht ganz fremd geweſen; er bekleidete nämlich vor der Revolution das etwas lächerliche Amt eines Windſpiel-Kommandanten Monſieur's. Als dieſer Prinz auswanderte, ließ er die Windſpiele und den Kommandanten in Frankreich zurück. Lamarlière, der ehrgeizig war, wechſelte ſchnell die Farbe; aus einem Anhänger der Conſtitution von 1791 wurde er 1793 Republikaner, war aber übrigens ein Mann von Geiſt und liebenswürdigem Charakter, obgleich etwas zur Intrigue geneigt. Trotz dem Allen klagte man ihn an, daß er als Commandeur von Lille die Republik verrathen, und dieſer Verrath muß von ganz beſonderer Art geweſen ſeyn, da der Herzog von Sachſen-Teſchen die Blokade aufgehoben und ſich nicht ohne Verluſt an Menſchen und Geſchütz zurückgezogen hatte. Die Sache dieſes armen Generals war nur eine gute, und er vertheidigte ſich auch mit eben ſo viel Gewandheit als Muth. Bei ſeinem freundlichen, zuvorkommenden Benehmen gelang es ihm im Gefängniß ſelbſt, die Richter, die Geſchworenen, die Gendarmen, ja, ſelbſt die Thürwächter für ſich einzunehmen. Niemand zweifelte, daß man ihn freiſprechen würde, und alle Welt war von ihm entzückt. Er war auch die Veranlaſſung einer Beſchwörungsſcene in der Conciergerie, von der ich bald mehr ſagen werde und wo ein Adjutant des Grafen d'Eſtaing die Rolle der Pythoniſſe ſpielte. Die raſche Erfüllung der Prophezeiung erfüllte uns Alle mit abergläubiſchen Ideen, und die Schrecken der Gegenwart ſteigerten ſich durch die der Zukunft: ein Wunder war es, wenn der ſtärkſte Geiſt hier ſeine Faſſung behielt. Und als ſollte Alles in Lamarlière's Ende ungewöhnlicher Art ſeyn, gab ihm das Geſchick zum Begleiter aufs Schaffot meinen alten Schloßkameraden Pariſot, der, nachdem er während der Revolution die verſchiedenſten Beſchäftigungen ergriffen, ohne ſein Glück zu finden, zuletzt ariſtokratiſcher Journaliſt wurde und als ſolcher den Tod fand. Er hatte gleichzeitig mit Lamarlière das Schaffot beſtiegen, wo der Letztere ſich einfallen ließ, das honorable Publikum zu haranguiren, zu erklären, daß er immer Republikaner geweſen und es bis auf den letzten Blutstropfen bleiben werde, und dem guten Volk ſeine Familie und ſein Andenken zu empfehlen. Da er nicht enden wollte, wurde Pariſot ungeduldig und rief mit lauter Stimme, indem er die Achſeln zuckte: „Bürger, glaubt ihm doch nicht: er iſt mehr Ariſtokrat als ich."

Doch ich kehre zu der Beſchwörungs-Scene zurück, deren ich oben gedacht. Der Adjutant des Grafen d'Eſtaing hatte den Amerikaniſchen Feldzug mitgemacht; er war ein gebildeter Mann, von feinen und behutſamen Manieren. Wir kamen alle Abend mit ihm und Lamarlière zuſammen, in dem Zimmer eines gewiſſen Bunel, der zum Konvent gehörte, aber ein durchaus wohlmeinender Mann war und während eines langen Aufenthalts im Engliſchen Indien mit Eifer die erſten Spuren menſchlicher Civiliſation verfolgt hatte. Wir ſpielten gewöhnlich eine Partie Whiſt, und wenn noch Zeit übrig war, ehe man Jeden in ſeinen Kerker wies, unterhielten wir uns über einen Gegenſtand der Philoſophie. Um dieſe Zeit pflegte auch Bailly in unſer Zimmer zu kommen, und er ſchmeichelte ſich, hier eben ſo pünktlich zu ſeyn, wie früher in der Akademie. Der Adjutant ſtellte die Behauptung auf, daß das, was wir das Mögliche zu nennen pflegten, nur eine Beſtimmung unſerer Unwiſſenheit ſey, die in der Zukunft ſich als unwahr erweiſen müſſe. Er hatte Beiſpiele genug, um zu beweiſen, wie ſehr ſich die Schranken des Möglichen ſeit Pythagoras und Ariſtoteles erweitert hätten. Das Chriſtenthum, meinte er, habe den Schwung der Geiſter gehemmt, und darum freue er ſich über den Sturz, der ihm drohe. Sein Religions-Syſtem war der Pantheismus: er glaubte, es gebe eine unzählige Menge belebter Weſen, die ſich unſerem Sinne entzögen, und der Menſch nehme noch lange nicht den Platz ein, der ihm in dem großen Ganzen gebühre. Bunel, dem es darum zu thun war, nicht umſonſt Indiſch gelernt und Pagoden beſucht zu haben, unterſtützte den Adjutanten mit Autoritäten, deren Echtheit zu prüfen wir nicht vorbereitet waren. Der General hielt feſt an der Philoſophie ſeines alten Voltaire; er gab zu, daß die Naturwiſſenſchaften einige Fortſchritte gemacht hätten, im Uebrigen ſchien ihm nichts ſo wechſelnd und unſicher, als das, was von jedem Jahrhundert die Wahrheit genannt würde; er glaubte, die menſchlichen Ideen bekämen von jeder Epoche andere Formen, bewegten ſich aber immer in einem beſtimmten Kreiſe, den ſie nie überſchreiten könnten. Unter Anderem bemerkte er auch Folgendes: „Sie loben gewiß, meine Herren, den Biſchof von Paris, der ſo eben im Konvent öffentlich ſeine Religion abgeſchworen. Gut! wir ſtehen nicht fern vom Ende des 18ten Jahrhunderts, und es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Einer von uns das 19te erlebt: aber ich prophezeie, es wird noch eine Zeit kommen, wo man Kapuziner-Prozeſſionen in den Straßen von Paris ſehen wird, und Konvents-Mitglieder, die mit dem Roſenkranz in der Hand daran Theil nehmen, wenn es ihnen geſtattet wird." Bailly war für die erſte Anſicht und für die unendliche Perfektibilität des Menſchengeſchlechts: „Der Orkan, der in dieſem Augenblick tobt", ſagte er, „beweiſt freilich nichts und wird gar viele Blätter des Waldes verwehen, ja er wird einige Bäume entwurzeln; aber er wird auch alten Schmutz wegſchaffen, und der gereinigte Boden kann dann ganz neue, bisher unbekannte Früchte liefern." — Gegen das Ende einer ſolchen Unterhaltung fragte der General den Adjutanten: „Sie glauben alſo an Mesmer, Caglioſtro und tutti quanti?" — „Allerdings", antwortete der Adjutant kalt. — „Ich möchte ſehr gern vor meinem Tode noch einer Scene aus dem Gebiet des Somnambulismus beiwohnen." — „Das iſt hier nicht leicht, doch ich will thun, was ich kann."

Dieſer Adjutant, der, ich wiederhole es, eben ſo ſehr gebildet als verſtändig war, ſucht ſich nun mit vielem Ernſt die verſchiedenen Inſtrumente, deren er zu einer ſolchen Scene bedarf, zuſammenzuſchaffen und unter dem Mittags-Couvert eines Jeden von uns in die Conciergerie einzuſchmuggeln. Eine Seherin hineinzubringen, war nicht möglich; man mußte ſich alſo mit einem jungen Knaben behelfen, der die nöthigen Bedingungen erfüllte: d. h. er durfte nicht älter, als 12 bis 14 Jahre, mußte unter dem Zeichen des Schützen, der Zwillinge oder der Jungfrau geboren und vor Allem von makelloſer Reinheit ſeyn. Als es endlich gelungen war, einen ſolchen zu finden, traf der Beſchwörer in dem Lokal, wo wir gewöhnlich die Whiſtpartie ſpielten, alle Anſtalten, die ſeine Operation erforderte, und wir kommen an dem beſtimmten Tage zuſammen. Nachdem das Kind vor der Glaskugel eine knieende Stellung eingenommen, fragte der Beſchwörer den General, welches Faktum der Vergangenheit oder Zukunft er zu wiſſen wünſche. — „Das Urtheil, das mich erwartet." — „General, wählen Sie einen anderen Gegenſtand, ich wäre außer mir, wenn die Antwort ſchlecht ausfiele." — „Ich bleibe dabei und verſichere Ihnen, daß die Antwort, welcher Art ſie auch ſeyn möge, mich nicht erſchrecken wird." — „Dann bin ich gezwungen, die Beſchwörung aufzugeben, und wir kehren zum Spiel zurück." — „Wie? ſo ſchnell verlieren Sie den Muth, noch ehe Sie angefangen haben! Ich ahnte es gleich, daß hier nur Kinderei dahinterſtecke." — „Sie wollen es durchaus, General? Gut, dann fange ich an."

Nachdem ſich der Beſchwörer und der Knabe eine halbe Stunde lang heftig angeſtrengt, ſchwitzten ſie Beide große Tropfen, und auch die drei Zeugen waren durch die Erwartung und die Zuckungen, die ſie vor ſich ſahen, höchſt unangenehm aufgeregt. Endlich trübt ſich das Waſſer, und das Kind ſchreit, es ſehe. — „Was?" — „Zwei Männer, die ſich ſchlagen." — „Wer ſind ſie?" — „Ich weiß nicht." — „Wer ſind ſie?" Und jede Frage wird mit Beſchwörungen, Drohungen und Geſchrei ſo lange wiederholt, bis endlich das Kind antwortet: „Mein Gott! ein Nationalgardiſt und ein Offizier." — „Wer iſt der Stärkere?" — „Ach, mein Gott, der Nationalgardiſt ſtreckt den Offizier nieder und haut ihm den Kopf ab!" — Und nach dieſen Worten fällt das Kind rücklings zu Boden.

Der arme General, der noch eben erſt ſo gefaßt ſchien, zitterte jetzt an allen Gliedern. Wir ſuchten ihn damit zu tröſten, daß das Urtheil, wonach er gefragt, und der Kampf zwiſchen einem Nationalgardiſten und einem Offizier nichts gemein habe. Dieſe Scene hatte den 20. Dezember ſtattgefunden; am Abend des 21ſten empfing der General ſeine Anklageakte, den 23ſten wurde er verurtheilt und an demſelben Tage von dem Henker hingerichtet, der zu jener Zeit als Grenadier der Nationalgarde gekleidet war. — Von den Zeugen, die der Scene beiwohnten, bin ich der Einzige, der noch lebt; doch zur Noth könnte ich auch an Herrn Bailleul appelliren, einen Konvents-Deputirten, der in der Conciergerie denſelben Flügel bewohnte, wie wir. Zwar war er ſelbſt bei der Beſchwörung nicht zugegen, er muß ſich aber erinnern, welches Aufſehen ſie damals im Gefängniß machte. Daß dies eine Taſchenſpieler-Scene geweſen, zweifle ich; der Adjutant war viel zu ernſt und wahrheitsliebend, um ſich einen ſo ſtrafbaren Scherz zu erlauben. Auch hatte er weder Zeit, noch Mittel gehabt, das Kind abzurichten, welches man von fünf anderen ausgewählt. Endlich waren wir ſchon im Begriff geweſen, die Operation aufzugeben, aus Furcht, Robespierre möchte davon erfahren und eine Verſchwörung in ihr wittern.

Wenn mir Jemand dieſe Beſchwörungs-Scene erzählte, würde ich ungläubig dazu lächeln: es ſteht alſo auch meinen Leſern frei, ſie nicht zu glauben. Man kann ſich denken, daß ſie von Leuten, die nichts Beſſeres zu thun hatten, oft und viel beſprochen wurde; aber eine befriedigende Löſung erreichten wir nie. War an dieſem Apparat Alles Täuſchung, dann hatte man Lamarlière damit kränken wollen; dieſe Kränkung konnte nur von einem Feinde ausgehen, und der General war nur von Freunden umgeben, die das gemeinſchaftliche Unglück raſch verband; auch iſt es nicht denkbar, daß man zu einem ſolchen Streich einen ſo furchtbaren Gegenſtand, einen ſo ſchrecklichen Ort ausgeſucht hätte. Was den jungen Menſchen betrifft, ſo war dieſer der Sohn eines Thürwächters, Namens Langlois, welcher ſelbſt zugegen war, um den Sohn fortzunehmen, ſobald man ihm etwas Unziemliches zumuthen ſollte. In der Halsbandgeſchichte kommt eine ähnliche Scene vor; hier ſpielt die Latour die Rolle der jungen Unſchuldigen. Sie ſieht den Engel Gabriel in die Waſſerkugel ſteigen, und durch dieſen ſchaut ſie Alles, was man dem allzu leichtgläubigen Kardinal einreden mußte, um ihn kirre zu machen. Daß Caglioſtro und Konſorten dieſe Gaukelei nach ihrem Belieben anordnen konnten, iſt ſehr denkbar; mit dieſem armen Kardinal, der Alles glaubte, nur nicht an den Gott, der ihn reich machte, mußte eine Bande Spitzbuben, die ſich vortrefflich unter einander verſtanden, leichtes Spiel haben. Aber um 1793, in Paris, in einem Gefängniſſe, und noch dazu in der

Digitized by Google

Conciergerie, kann man an dergleichen vernünftigerweiſe nicht denken. Trotzdem glaube ich weder an Zauberei, noch an Beſchwörungen, weder an Wahrſager, noch ſelbſt an die Roſenkreuzer. Die Scene, die ich beſchrieben, iſt aus ganz natürlichen, vielleicht höchſt einfachen Urſachen zu erklären, und ich wundere mich nur, daß ich nicht im Stande war, dieſelben zu entdecken.

England.

Die Schottiſchen und Engliſchen Puritaner des ſiebzehnten Jahrhunderts.

(Nach der Edinburgh Review.)

Die Puritaner ſind vielleicht die merkwürdigſte Genoſſenſchaft, welche die Welt jemals geſehen. Was ſie Haſſenswerthes und Lächerliches an ſich hatten, fiel ſogleich in die Augen, und es hat ihnen nicht an geſchickten und böswilligen Feinden gefehlt, welche dies ins grellſte Licht zu ſetzen verſtanden. Nach der Reſtauration waren die Puritaner viele Jahre hindurch ein Gegenſtand der gröbſten Feindſeligkeiten und der ungemeſſenſten Spottſucht. Das Theater und die Preſſe, beide zu jener Zeit eine Beute der vollſtändigſten Zügelloſigkeit, verfolgten ſie mit den gemeinſten Beſchimpfungen. Die Puritaner waren keine Gelehrten, als religiöſe Sekte waren ſie unpopulär, ſie konnten ſich nicht ſelbſt vertheidigen, und das Publikum nahm ſie nicht in Schutz; ſie waren alſo ohne Barmherzigkeit allen Angriffen der Satiriker und der dramatiſchen Schriftſteller preisgegeben. Die etwas zu geſuchte Einfachheit ihrer Kleidung, ihr ſtrenges und finſteres Ausſehen, ihre näſelnde Sprache, ihr ſchwerfälliger Gang, ihre langen Gebete vor jeder Mahlzeit, ihre altteſtamentariſchen Taufnamen, die Bibelſtellen, welche ſie bei jeder Gelegenheit oft ganz unpaſſend anführten, ihre Verachtung aller menſchlichen Gelehrſamkeit, ihr Widerwille gegen die Vergnügungen der gebildeten Klaſſen, lieferten den Spöttern hinreichenden Stoff. Aber nicht von den Spöttern ſoll man Philoſophie der Geſchichte lernen, und derjenige, welcher die Puritaner genau ſtudiren will, muß ſich ſorgfältig vor der Macht des Lächerlichen, welche ſchon ſo viele bedeutende Schriftſteller irre führte, zu bewahren ſuchen.

Männer, die den Widerſtand des Volkes herausforderten, die Anſichten und Unternehmungen während einer langen Kette von Ungemach leiteten, die beſte Armee, welche man bis dahin in Europa geſehen, aus wenig verſprechenden Elementen organiſirten, Königthum, Kirche und Adel ſtürzten und mitten unter inneren Empörungen und Aufſtänden den Schrecken des Engliſchen Namens über den ganzen Erdball verbreiteten, dieſe Männer waren keine gemeine Schwärmer. Manche ihrer Ungereimtheiten beſtanden nur in der Form, wie die Zeichen der Freimaurer oder die Kleidung der Mönche. Man mag es bedauern, daß dieſe Sektirer, welche der Menſchheit ſchätzenswerthe Dienſte geleiſtet haben, nicht die eleganten Manieren der Hofleute Karl's I. oder Karl's II. beſaßen, doch wenn wir wählen ſollten, ſo würden wir, wie Baſſanio, die ſchönen Käſtchen, die nur Todten- oder Narrenköpfe enthielten, ſtehen laſſen und nach dem unſcheinbaren greifen, welches den Schatz in ſich ſchloß.

Durch die beſtändige Betrachtung erhabener Dinge und himmliſcher Intereſſen hatte der Geiſt der Puritaner eine ganz beſondere Richtung genommen. Es genügte ihnen nicht, mit unbeſtimmten Ausdrücken eine über Alles ſich erſtreckende Vorſehung anzuerkennen, ſondern ſie ſchrieben jedes Ereigniß dem Willen des höchſten Weſens zu, für welches nichts weder zu groß noch zu klein ſey. Es erkennen, ihm dienen, ſeine Gegenwart und ſeine Gemeinſchaft genießen, war für ſie das höchſte Ziel des Daſeyns. Mit Verachtung verwarfen ſie den rein ceremoniellen Gottesdienſt, den andere Sekten an die Stelle der Anbetung im Geiſt und in der Wahrheit eingeführt hatten. Anſtatt einen ſchwachen Abglanz der Gottheit im Sinnlichen zu erfaſſen, trachteten ſie danach, dieſelbe in ihrer ganzen Herrlichkeit zu enthüllen und ſie von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen. Daher ihre Verachtung gegen allen weltlichen Rang-Unterſchied. Der Abſtand zwiſchen dem hochgeſtellteſten und dem niedrigſten der Menſchen verſchwindet in ihren Augen vor der unendlichen Kluft, welche die Sterblichen von Dem trennt, auf Den ihre Blicke beſtändig gerichtet waren. Nur wen Gott ſeiner Gnade gewürdigt, der galt ihnen als erhaben über ſeine Mitmenſchen, und da ſie im Beſitz dieſer Gnade zu ſeyn vermeinten, ſo waren ſie gleichgültig gegen alle Würden und Vorzüge dieſer Welt.

Die Schriften der Dichter und Philoſophen kannten ſie nur oberflächlich, aber deſto inniger waren ſie mit den Offenbarungen Gottes vertraut. Ihre Namen ſtanden nicht in den Regiſtern der Waffen-Herolde, doch waren ſie ſtolz darauf, dieſelben ins Buch des Lebens eingetragen zu haben. Kein glänzendes Gefolge von Dienern umgab ſie, doch wachten Engelſchaaren nach ihrer Meinung über ihnen. Ihre Paläſte waren Häuſer, nicht mit Menſchenhänden gemacht, und ihre Diademe unvergängliche Kronen des Ruhmes. Edelleute und Prieſter, Reiche und Redner, dieſe alle hatten vor ihnen wenig Werth; denn ſie ſelbſt waren durch eine höhere Geburt geadelt, Prieſter durch die Weihe einer mächtigeren Hand, reich durch einen köſtlicheren Schatz und beredt in einer erhabeneren Sprache.

Im Puritaner waren zwei verſchiedene Menſchen vereinigt; der eine war ganz Verleugnung, Buße, Erniedrigung und Werkzeug der Gnade Gottes; der andere ſtolz, ruhig, ſcharfſichtig und unbeugſam. Er demüthigte ſich im Staube vor ſeinem Schöpfer, aber er ſetzte den Fuß auf das Haupt der Könige. In ſeinen geheimen Andachtsübungen betete er mit Seufzern, Thränen, Aechzen und Verzückung; er war ganz außer ſich, himmliſche oder grauenhafte Geſichte dämmerten vor ſeiner Seele auf; er wähnte den Geſang der Engel oder die Drohungen des Verſuchers zu hören; er ſchaute in ſeiner Einbildung die Freuden der ewigen Seligkeit oder die Flammen der Hölle. Wie Vane, glaubte er das Scepter des tauſendjährigen Reichs in Händen zu halten; wie Fleetwood, ſchrie er voll Angſt, Gott habe ſein Angeſicht vor ihm verborgen. Doch wenn er ſeinen Platz in den politiſchen Verſammlungen einnahm oder ſich mit dem Schwerte gürtete, um in den Kampf zu ziehen, entdeckte man an ihm keine Spur von dieſen fieberhaften Wallungen. Die, welche nichts als das rauhe und abſtoßende Aeußere der Puritaner ſahen, nur ihre Seufzer und ihren näſelnden Geſang vernahmen, hatten wohl Urſach, ſie zu verſpotten; aber gewiß lachte man nicht über ſie, wenn man ihnen auf der Rednerbühne oder auf dem Schlachtfelde begegnete. Bei allen bürgerlichen oder kriegeriſchen Geſchäften legten dieſe Schwärmer eine kalte und feſte Urtheilskraft, einen kühnen Muth, eine Beſtändigkeit und Entſchloſſenheit an den Tag, die mehrere Schriftſteller für unverträglich mit ihrem religiöſen Eifer hielten, die aber eigentlich nur eine nothwendige Folge deſſelben waren. Die Macht und Stärke ihrer Ueberzeugung in einer Hinſicht verlieh ihnen Zuverſicht in allen anderen.

Ein herrſchendes Gefühl unterjochte in ihnen alle andere Empfindungen, das Mitleid, den Haß, den Ehrgeiz, die Furcht. Sie lächelten und weinten, ſie freuten und grämten ſich, aber nicht um Dinge dieſer Welt. Ihre Schwärmerei hatte ſie zu Stoikern gemacht, indem ſie ihren Geiſt von allen Vorurtheilen und gemeinen Leidenſchaften befreite; dieſe Schwärmerei konnte ſie wohl zuweilen verleiten, ſchlechte Abſichten zu verfolgen, aber ſie hinderte ſie doch immer an der Wahl ſchlechter Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke. Sie durchzogen die Welt, ſtürzten und zerſchmetterten die Bedrücker, ſie miſchten ſich unter die Menſchen, ohne ihre Gebrechen zu theilen, ſie waren unempfindlich gegen Vergnügen, gegen Mühen und Sorgen, keine Waffe konnte ſie verwunden, keine Schranke ſie hemmen.

So war, nach unſerer Anſicht, der Charakter der Puritaner. Man muß eingeſtehen, daß ſie abgeſchmackte Gebräuche befolgten; man muß die düſtere Strenge ihrer häuslichen Sitten mißbilligen; ihre Verſtandeskräfte waren oft getrübt und verwirrt, weil ſie Dinge ergründen wollten, die für unſere ſchwachen Begriffe zu erhaben ſind. Aus Haß gegen das Papſtthum ſind ſie oft in die ſchlimmſten Fehler deſſelben, in Unduldſamkeit und übertriebene Kaſteiungen verfallen; ſie hatten ihre Kreuzbrüder, ihre Anachoreten, ihre Montforts, ihre Dominikus, ihre Escobards. Doch nachdem wir dies Alles eingeräumt, ſtehen wir nicht an, zu erklären, daß die Puritaner, im Ganzen betrachtet, tapfere, weiſe, redliche und nützliche Menſchen waren.

Bibliographie.

Pathology on the human mind. — Von H. Mayo.
Selma, a tale of the sixth crusade.
Text-book of human anatomy. — Von Dr. R. Hunter.
Youth's encyclopedia of health and play-ground amusements. — Von W. Montagu.
Widow Barnaby. — Von Mrs. Trollope. 3 Bde.

Mannigfaltiges.

— Journal-Literatur. Unter dem Titel: „Der vierte Stand, oder moraliſcher Einfluß der Preſſe“ *), iſt in London ein ähnliches Buch über die Engliſchen Zeitſchriften erſchienen, wie es die „Studien und Kritiken der Deutſchen Journaliſtik“ (Hanau, 1838) hinſichtlich unſerer eigenen Zeitungs-Literatur ſind. Der Engländer hatte auf ſeinem reichen Gebiete allerdings mehr Spielraum und mehr unterhaltenden Stoff als der Deutſche auf dem zwar quantitativ ſehr fruchtbaren, aber qualitativ um ſo weniger eintragenden Felde der Zeitungen und Journale; gleichwohl hat der Engländer den Deutſchen nur an Irrthümern und unrichtigen Darſtellungen zu übertreffen gewußt, ſo daß ſein Buch, nach dem Urtheil aller Engländer, eben ſo wenig, als das Deutſche, einen genügenden Ueberblick von dem Weſen und Treiben der Journaliſtik gewährt. Freilich verlangt dieſe Welt im Kleinen nicht bloß einen ſcharfſinnigen Beobachter, ſondern auch eine Maſſe von ſtatiſtiſchem, literariſchem und biographiſchem Material, wie ſie ein Einzelner, beſonders in Deutſchland, wo es an einem allgemeinen Centralpunkte fehlt, nicht leicht herbeiſchaffen kann; in dieſem Falle aber ſollte auch der Einzelne ſich auf das beſchränken, was ihm ſpeziell bekannt iſt, und nicht, wie es in den obenerwähnten „Studien“ geſchieht, mitunter ganz falſche Data über die Geſchichte und die Wirkſamkeit vielverbreiteter Blätter geben.

*) The fourth estate, or the moral influence of the press. By a student at law.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 9. Berlin, Montag den 21. Januar 1839.

Frankreich.

Die Rückkehr von Varennes.

Aus den Memoiren des Generals Mathieu Dumas.

Ich befand mich auf meinem Landhauſe zu Solſy-ſous-Etioles, wo ich einige Tage zubringen wollte, als ich durch einen Courier, den meine Freunde an mich ſandten, die ſehr unerwartete Nachricht von der Abreiſe des Königs erhielt; ſogleich eilte ich nach Paris. Bald erfuhr man hier, der König ſey in Varennes angehalten und werde nach der Hauptſtadt zurückgeführt. Ich wurde in einen Ausſchuß der ausgezeichnetſten Mitglieder der National-Verſammlung gerufen, wo ich auch den Marſchall von Rochambeau antraf; man berathſchlagte über die unter dieſen Umſtänden zu ergreifenden Maßregeln. Einſtimmig erklärte man ſich diesmal für die Aufrechthaltung des monarchiſchen Prinzips und der Ehrfurcht, die der Königlichen Familie gebührte, und die Verſammlung beſchloß daher, daß drei Kommiſſarien aus ihrer Mitte dem Könige entgegengehen ſollten, um über ſeine Sicherheit zu wachen; ein Offizier von Rang ſollte ſie begleiten und bis zum Einzuge des Königs in Paris den Oberbefehl über die Truppen führen, welche man auf ſeiner Reiſeroute aufzuſtellen für nöthig erachtete. Mir wurde dieſer Oberbefehl übertragen; die drei ernannten Kommiſſarien waren die Herren Barnave, Petion und Latour-Maubourg.

Der Moniteur vom Freitag den 24. Juni 1791 berichtete darüber in folgender Weiſe: „Die National-Verſammlung, nachdem ſie die Verleſung der Briefe und Aktenſtücke angehört, welche ihr durch die Munizipalitäten von Varennes und St. Menehould, die Bezirks-Verwaltung von Clermont und die Behörden des Marne-Departements zugeſandt worden, beſchließt die kräftigſten und wirkſamſten Maßregeln zur Beſchützung der Sicherheit des Königs, des muthmaßlichen Thronerben und der anderen Perſonen der Königlichen Familie, welche den König begleiten, zu ergreifen und ihre Rückkehr nach Paris zu bewachen; ſie befiehlt, daß zur Ausführung ihrer Anordnungen die Herren Latour-Maubourg, Petion und Barnave ſich nach Varennes und denjenigen anderen Oertern begeben, wo ihre Gegenwart erforderlich ſeyn ſollte, und bekleidet dieſelben mit der Vollmacht und dem Titel von Kommiſſarien der National-Verſammlung; ſie verleiht ihnen die Macht, die National-Garden und Linien-Truppen in Bewegung zu ſetzen, den Verwaltungs- und Stadt-Behörden, ſo wie allen Civil- und Militair-Beamten, Befehle zu ertheilen und Alles anzuordnen, was ſie zur Erfüllung ihrer Sendung für nöthig erachten; ſie empfiehlt ganz beſonders den Kommiſſarien an, darüber zu wachen, daß die der Königlichen Würde gebührende Ehrfurcht ſtreng beobachtet werde. Sie beſtimmt noch ferner, daß die beſagten Kommiſſarien von dem General-Adjutanten der Armee, Herrn Dumas, begleitet werden, der beauftragt iſt, die Ausführung ihrer Befehle zu unterſtützen."

Obgleich ich ſehr wohl einſah, daß es die Pflicht eines guten Bürgers und eines getreuen Unterthans erheiſche, den mir ertheilten Auftrag zu übernehmen, ſo koſtete es mir doch anfänglich viel Ueberwindung, zum Beſten meines Vaterlandes und für die Sicherheit der Königlichen Perſonen den Widerwillen zu bekämpfen, welchen mir dieſe peinliche Sendung einflößte: ich entſchloß mich nur auf das Zureden der ausgezeichnetſten Mitglieder, ſowohl der Majorität als der Minorität der National-Verſammlung; vorzüglich beſtimmte mich dazu der Rath des Chevaliers von Coigny, eines der ergebenſten und treuſten Diener des Königs, und der des Erzbiſchofs von Bourges, Bruders meines hochgeſchätzten Freundes, des Grafen von Puyſegur.

Den 23. Juni um 2 Uhr Morgens reiſte ich mit den drei Kommiſſarien nach Chalons-ſur-Marne ab; ſo ſchnell als möglich eilten wir vorwärts und hielten nicht eher an, als bis wir zwiſchen Chateau-Thierry und Chalons, zwei Meilen hinter Dormans, die Wagen Ihrer Majeſtäten antrafen, welche von National-Gardiſten zu Fuß und zu Roß geleitet wurden; denn dieſe hatten zu Chalons die Pferde der dort garniſonirenden Leibgarde in Beſchlag genommen. Der erſte Wagen war eine große Berline, in welcher ſich der König, die Königin, der Dauphin, die Prinzeſſin, Madame Eliſabeth und Frau von Tourzel, die Erzieherin der Kinder Frankreichs, befanden; in dem zweiten Wagen ſaßen zwei Damen der Königin. Drei als Couriere gekleidete Leib-Gardiſten in gelben Uniformen befanden ſich auf dem Bocke der Berline.

Als wir ausſtiegen, hielten die Wagen gerade am Fuße eines kleinen Hügels, wo der Weg ſich dem linken Marne-Ufer nähert; die beiden Thüren der Berline ſtanden offen, eine wilde lärmende Menge umringte den Wagen; man kündigte die Kommiſſarien der Verſammlung an, und es wurde uns Platz gemacht. Als wir uns der Berline näherten, befand ich mich neben Barnave, der dem Könige das Dekret der National-Verſammlung überreichte. Seine Majeſtät las es mit lauter Stimme und ſagte: „Meine Herren, es freut mich, Sie zu ſehen; ich war keinesweges Willens, mich aus dem Königreich zu entfernen; ich begab mich nach Montmedy; meine Abſicht war, dort zu bleiben, bis ich die neue Conſtitution frei geprüft und angenommen hätte." Barnave flüſterte mir zu: „Wenn der König bei dieſer Ausſage bleibt, ſo können wir ihn noch retten." — Ich ſtand gerade der Madame Eliſabeth zunächſt, die auf dem Rückſitz des Wagens dem König gegenüber ſaß; die Prinzeſſin legte daher die Hand auf meinen Arm und ſagte zu mir: „Es freut uns, Herr Dumas, daß Ihnen dieſer Auftrag zu Theil wurde. Wir empfehlen Ihnen unſere drei Begleiter; nehmen Sie ſich ihrer an, und geben Sie nicht zu, daß man dieſelben von uns trenne."

Barnave war unterdeſſen auf den Bock des Wagens geſtiegen, und es entſtand tiefe Stille; er las das Dekret der National-Verſammlung vor und wiederholte zweimal, daß ich mit dem Oberbefehl über die Eskorte beauftragt ſey, und daß man mir unbedingt zu gehorchen habe. Auf die wiederholten Einladungen Ihrer Majeſtäten ſetzten ſich Barnave und Petion noch in die Berline, welche nun acht Perſonen in ſich faßte. Die drei Leib-Gardiſten oder Couriere nahmen wieder ihren Platz auf dem Bock ein, und Latour-Maubourg, der durch ſeine Stärke die Unbequemlichkeit der erhabenen Reiſenden nur vermehrt hätte, ſtieg in den zweiten Wagen.*) Mir brachte man ein Pferd. Ich verſuchte, in die Maſſe der National-Gardiſten und der bewaffneten und unbewaffneten Perſonen, deren Anzahl ich zuſammen auf ungefähr zweitauſend Mann ſchätzte, einige Ordnung zu bringen, und wir ſetzten uns dann im Schritt in Bewegung, weil wir wegen der Infanterie, welche vor uns her marſchirte, nicht ſchneller vorwärts konnten.

Die Nacht brach herein; die Menge drängte ſich dergeſtalt um den Wagen des Königs, daß die Poſtillone nur mit Mühe weiter fahren konnten; ich bemerkte große Verwirrung und hörte ſehr lebhaftes Reden. Ich ſtieg ab und ging zu Fuß vor dem Wagen her, damit man Platz machen ſollte. Da trat ein Mann in der Uniform der National-Garde, den ich nicht ſogleich erkannte, zu mir heran und flüſterte mir leiſe ins Ohr: „Ich bin Evrard, ehemaliger Kammerdiener bei Herrn von Segur in Amerika; die aus Rheims herbeigekommenen Leute mißtrauen Ihnen; ſie werden Ihnen Unannehmlichkeiten bereiten, denn ſie verbreiten das Gerücht, Bouillé nähere ſich von der anderen Seite der Marne, um den König zu entführen." Latour-Maubourg verließ faſt in demſelben Augenblicke ſeinen Wagen und kam zu mir, denn er hatte allerhand beunruhigende Reden vernommen. Wir gingen ſo mit einander bis ungefähr eine Meile vor Dormans, wohin ich ſchon geſchickt hatte, um dem Maire aufzutragen, er ſolle eine Wohnung für die Königliche Familie im Poſtgebäude einrichten laſſen. In einem Grunde, wo ein kleiner Fluß den Weg durchſchnitt, ließ ich Halt machen, gebot Ruhe und erklärte, daß auf die Nachrichten, die ich erhalten hätte, und um jeden Ueberfall in der Nacht zu verhüten, die Königliche Familie in Dormans anhalten würde, wo mehrere Bataillone der National-Garde aus der Umgegend zuſammengezogen ſeyen; um den Aufenthaltsort des Königs zu decken, würden wir hinter dem Fluſſe Poſto faſſen; nur ein Theil der Eskorte ſolle den Wagen nach Dormans geleiten, die Uebrigen hingegen ſollten Wachtfeuer anzünden und bivouaquiren, ſo gut als dies hier möglich ſey. Dieſe Anordnungen beruhigten die Gemüther; ehemalige Militairs, die ſich mir angeſchloſſen hatten, waren mir bei der Ausführung derſelben behülflich; um halb zehn Uhr Abends langten

*) Nach Lafayette's Angabe, in ſeinen Memoiren, hätte die Königin mit Latour-Maubourg im zweiten Wagen Platz genommen; da indeß General Dumas den ganzen Zug nach Paris zurück ſelbſt geleitet hat, ſo iſt ſeiner Ausſage wohl mehr zu glauben. Man vergleiche Nr. 43 des Magazins vom vorigen Jahres.

Digitized by Google

wir glücklich in Dormans an. Dieſe kleine Stadt war erleuchtet, die Stadt-Behörden hatten ihre Schuldigkeit gethan; die Wohnung war in Bereitſchaft, und die Königliche Familie zog ſich in dieſelbe zurück. Für die drei Kommiſſarien und mich hatte man ein Zimmer in der Nähe Ihrer Majeſtäten eingerichtet. Die Berline wurde in den Hof des Gaſthauſes gezogen, die Thüren derſelben feſt verſchloſſen und die Schlüſſel der Königin eingehändigt. Um den Wagen herum ſtellte ich vier Schildwachen aus der Dormanſer National-Garde auf, für welche ich, nach Rückſprache mit dem Maire, die Ehrenpoſten aufbewahrt hatte. Während der ganzen Nacht wurden dieſe Schildwachen nicht abgelöſt, und ich gab ihnen den Befehl, Niemanden als meinen Adjutanten und Schwager Delarue in die Nähe des Wagens kommen zu laſſen; gleich darauf ſandte ich dieſen ab, um die Befehle der Königin entgegenzunehmen und um ihr ſelbſt Alles zu bringen, was ſie wünſchen könne. Dieſe Vorſicht war nöthig, um der Neugierde vorzubeugen. Die Königin übergab die Schlüſſel an Delarue und forderte ein Käſtchen und mehrere andere Gegenſtände. Mein Schwager entledigte ſich ſeines Auftrags vor Aller Augen, eine jede andere Mittelsperſon hätte Verdacht erregen können; die vor dem Gaſthauſe in ehrerbietigem Stillſchweigen verſammelte Menge betrachtete unverwandt den Wagen. Während unſers Abendeſſens im kleinen Zimmer hatte der König die Gnade, uns eine Flaſche von ſeinem Tokayer zu überſenden. Ich brachte die ganze Nacht damit zu, die Stadt zu durchſpähen, den Patrouillen in der Umgegend Befehle zu ertheilen und die National-Garden, die ſchon vor Tagesanbruch von allen Seiten herbeiſtrömten, zu rekognosziren und vertheilen zu laſſen. Ich benachrichtigte die Arriere-Garde, welche ich eine Meile vor Dormans zurückgelaſſen hatte, daß Alles vollkommen ruhig ſey, und daß der König, von zahlreichen Detaſchements der National-Garden begleitet, früh abreiſen werde. Nachdem wir deshalb die Befehle Seiner Majeſtät eingeholt hatten, ſetzten wir uns auch wirklich den 24. Juni um ſieben Uhr Morgens wieder in Bewegung.

Ich habe ſchon erwähnt, daß ſich in der Stadt Dormans nach und nach wenigſtens an zehntauſend National-Gardiſten verſammelt hatten; ich ſtellte ſie an den beiden Seiten der Straße nach Paris in Linie auf. Die Wagen fuhren langſam zwiſchen dieſen Reihen hindurch, die Truppen präſentirten das Gewehr, und die Fahnen ſenkten ſich grüßend vor dem Könige, der von verſchiedenen Stadt-Behörden, welche ihre Bataillone begleitet hatten, bekomplimentirt wurde. Sehr zufrieden mit dieſer Stimmung der Gemüther, ſchmeichelte ich mir mit der Hoffnung, ſchnell und ohne Hinderniſſe die Reiſe zurücklegen zu können; aber alle dieſe National-Garden beſtanden darauf, dem Wagen zu folgen und ihn, wie ſie ſagten, bis nach Paris zu eskortiren. Vergeblich bemühte ich mich, dieſes Heer, das mit jedem Schritte anwuchs, los zu werden. So gelangten wir bis nach Chateau-Thierry, wo mir ein ehemaliger Kavallerie-Offizier, Herr Garnier, den ich aus Flandern her kannte, mit einer ſehr ſchönen Schwadron der National-Garden von Soiſſons entgegenkam. Schnell ſetzte ich ihn von meiner unangenehmen Lage und von dem Dienſte in Kenntniß, welchen er mir dadurch leiſten könne, daß er am Fuße des Berges von Chateau-Thierry die ganze Maſſe Fußvolk zurückhielte, während wir die Pferde wechſelten. Das Gedränge von National-Garden und Volksmaſſen auf dem rechten Marne-Ufer hinter der Brücke, begünſtigte mein Vorhaben. Garnier's Schwadron, welche ſich einen Durchgang öffnete, führte uns bis zum Relais am Fuße des Berges; ſogleich ließ ich umſpannen, während die Reiterei den Weg verſperrte. Garnier hielt Stand, verhinderte die Infanterie, dem Wagen zuvorzukommen, und verſchaffte uns ſo Zeit, la Ferté-ſous-Jouarre im ſchnellen Trab, ohne Hinderniſſe, zu erreichen. Dem Maire dieſer Stadt, Herrn Regnard, an den ich einen Courier abgefertigt hatte, wurde die Ehre zu Theil, die Königliche Familie zu empfangen und derſelben einige Ruheſtunden in ſeinem niedlichen Hauſe zu bereiten. Ganz einfach gekleidet und mit einem großen Schlüſſelbunde am Gürtel, empfing und bediente Madame Regnard mit der eifrigſten, beſcheidenſten und zarteſten Sorgfalt die Königliche Familie. Ich war ſehr ermüdet und daher außerordentlich zufrieden, daß ich nicht genöthigt war, mich um die Vorgänge in der Stadt zu bekümmern, denn es herrſchte in derſelben die größte Ordnung, obgleich ſich auch hier eine unermeßliche Menſchenmenge zuſammengedrängt hatte. Mit lebhafter Theilnahme betrachtete ich bei einem Spaziergange durch den Garten der angenehmen Wohnung des Herrn Regnard die Kinder Frankreichs, den Dauphin und die Prinzeſſin, welche ganz munter darin umhergingen.

Gegen Abend ſetzten wir unſeren Weg fort, ohne von einem zu zahlreichen Geleit beläſtigt zu werden, und kamen in Meaux an, wo der biſchöfliche Palaſt zur Wohnung für Ihre Majeſtäten eingerichtet war. Hier war der Zuſammenfluß von Menſchen größer, denn irgendwo. Die Poſten inner- und außerhalb des biſchöflichen Palaſtes waren von den Grenadieren der National-Garde beſetzt. Vor den Gemächern, die man für die Königliche Familie eingerichtet hatte, befand ſich ein großes Vorzimmer, das ſich bald mit National-Gardiſten und anderen Perſonen aus der Stadt und der Umgegend füllte. In dem daranſtoßenden Speiſeſaal hielten ſich die drei Leibgardiſten auf; ich hatte befohlen, ſonſt Niemand hier hereinzulaſſen. Die Hitze war drückend, und der König ließ alle Thüren öffnen; er ſelbſt ſaß in Hemdsärmeln an einem Tiſche und entzog ſich den Blicken der Menge nicht, die, ohne ſich an den Schildwachen vorüberzudrängen, vom erſten Zimmer aus Se. Majeſtät zu ſehen ſtrebte. Eine Stunde nach unſerer Ankunft ließ mich der König zu ſich beſcheiden und fragte mich: „Dumas, hat man auch Schildwachen an der Gartenſeite aufgeſtellt?“ Ich antwortete, daß ſie in meiner Gegenwart ihre Poſten bezogen und daß ich ihnen Befehle ertheilt hätte. „Hier an dieſe Gaderobe“, fügte der König hinzu, „ſtößt eine Treppe, welche nach dem Garten zu führen ſcheint; ſehen Sie doch zu, wo ſie eigentlich hingeht.“ Ich ſtieg dieſelbe hinunter und berichtete Sr. Majeſtät, daß eine Schildwache an derſelben aufgeſtellt ſey. Als ich mich zurückzog und an dem Zimmer der Königin vorüberging, näherte ſich dieſelbe der Thür und winkte mir, näher zu treten; ich blieb auf der Schwelle ſtehen. „Was für Nachrichten hat man aus Paris?“ — „Es iſt große Gährung dort geweſen, die öffentliche Ruhe aber doch aufrecht erhalten worden; mit Ungeduld erwartet man die Rückkehr Ihrer Majeſtäten.“ Ich grüßte und entfernte mich, um mich mit den Kommiſſarien über die Reiſe des folgenden Tages und über die von den Herren Bailly und Lafayette hinſichtlich des Einzuges in Paris gemachten Mittheilungen zu beſprechen.

Bis zu dieſem Augenblicke hatten Ihre Majeſtäten und die Königliche Familie nur die bei ſolchen Umſtänden unvermeidlichen Unannehmlichkeiten und das Läſtige eines unermeßlichen Zuſammenfluſſes von Bewaffneten und Volk ertragen, welche aus verſchiedenen Gefühlen, aber vorzüglich aus Neugier, auf ihrem Wege ſich verſammelten. Seit der Ankunft der Kommiſſarien der National-Verſammlung hatte kein aufrühreriſches Geſchrei, keine Schmähung, keine Beleidigung ihre unglückliche Lage noch härter gemacht; ungeachtet der Verwirrung, der man nicht immer vorzubeugen vermochte, hatte ſich doch Niemand den Königlichen Perſonen ohne die ihnen gebührende Ehrfurcht genähert. Daſſelbe war aber freilich nicht der Fall mit den drei Leibgardiſten, welche vom Volke ganz ungerechterweiſe als die Hauptbeförderer der Flucht des Königs beſchuldigt wurden. Ihre Verkleidung erhöhte noch die Erbitterung gegen ſie, und ich hatte Grund zu befürchten, daß ihre Gegenwart bei der Annäherung an die Hauptſtadt als Vorwand zu unglückſeligen Gewaltthätigkeiten dienen möchte.

Als ſich die Königliche Familie nach dem Abendeſſen in ihre Gemächer zurückgezogen und ich die Patrouillen angeordnet und meine Runde gemacht, begab ich mich zu den Kommiſſarien in das Zimmer, welches man für mich, dem des Königs gegenüber, eingerichtet hatte; ich traf hier den Grafen Franz von Jaucourt, einen meiner älteſten Freunde, der als Grundbeſitzer im Departement der Seine und Marne in großem Anſehen ſtand; er war zu uns gekommen, um der Deputation ſeine Dienſte anzubieten. Er gab uns ſehr nützliche Rathſchläge, beruhigte uns über die Stimmung der Bevölkerung der Umgegend und vorzüglich über die der National-Garde von Meaux. Ich theilte ihm meine Beſorgniß über die drei Leibgardiſten mit, ſo wie die Nothwendigkeit, in der ich mich befand, die Befehle Ihrer Majeſtäten zu vollziehen, die dieſe Leute durchaus auf dem Bock ihrer Berline behalten wollten. Mir kam der Einfall, ihren Courier-Anzug mit der Uniform von National-Gardiſten zu vertauſchen; Jaucourt ließ im Geheimen alles Nöthige zu dieſer Verkleidung auf mein Zimmer ſchaffen; aber die Schwierigkeiten waren noch nicht beſiegt, die Genehmigung des Königs mußte dazu eingeholt werden; leider gelang es mir nicht, dieſelbe zu erhalten.

(Schluß folgt.)

Die Eiſenbahnen in Frankreich, verglichen mit denen in Belgien, England und Nord-Amerika.

(Schluß.)

Der Gedanke eines feſten Bundes zwiſchen dem Staate und den größeren Geſellſchaften gewinnt täglich mehr Raum, und man tadelt ſchon unumwunden den unglückſeligen Einfall, nach welchem ſich beide brüderlich in die Hauptlinien theilen ſollten. Die Thatſachen beweiſen hinlänglich, daß die Bemühungen der Geſellſchaften unfruchtbar geblieben ſeyn würden, und es war zu fürchten, daß die des Staates bei der gegenwärtigen Organiſation der öffentlichen Arbeiten verderblich geworden wären. Die wahrhafte Verbindung des öffentlichen Kredites mit dem Privatkredite könnte nur darin beſtehen, daß der Staat die Garantie der Zinſen übernähme. Dieſe Anſicht, die oft verſpottet und abgewieſen worden iſt, verdient dennoch zum wenigſten eine ernſtere Erwägung. Zum Beweiſe übrigens, daß das gemiſchte Syſtem, welches uns in Frankreich das einzige ausführbare zu ſeyn ſcheint, immer mehr Eingang und Billigung findet, möge der Umſtand dienen, daß das „Journal des Débats“ ſich zum Verfechter deſſelben aufgeworfen hat. In einem Artikel vom 16ten Dezember 1838 behauptet daſſelbe, daß das Miniſterium die beiden großen Geſellſchaften, die der Bahnen nach Havre und Orleans, veranlaſſen könne, ihre Arbeiten zu beginnen, und nimmt ſodann keinen Anſtand, die Garantirung der Zinſen als das einzige Mittel zu bezeichnen, welches den Geſellſchaften wieder aufhelfen könnte. Das iſt um ſo wichtiger, als das „Journal des Débats“ in einem Artikel vom 7. November den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge für ſehr zufriedenſtellend erklärt hatte. „Wir“, hatte es geſagt, „ſind vollkommen überzeugt, daß der Aſſociationsgeiſt dem Lande große materielle Vortheile verſchaffen wird, und wir erwarten von demſelben ſogar eine heilſame politiſche Einwirkung. Uns ſetzt daher auch das Uebel weder ſehr in Schrecken, noch tragen wir eine große Sehnſucht

Digitized by Google

nach dem Heilmittel. Wir fürchten nicht, für Gegner der Geſellſchaften gehalten zu werden, wenn wir ſagen, daß das Uebel ein anderes iſt als das, was man ſo oft dafür ausgegeben hat; daß es nicht ſo gefährlich iſt, als man behauptet, und daß wir in der gegenwärtigen Sachlage noch keinen Grund finden, welcher die Einmiſchung der Regierung und der Kammern nothwendig machte. An der Börſe iſt eine Kriſis eingetreten; dieſe Kriſe ſchien einen Augenblick die Zukunft aller Geſellſchaften zu bedrohen; aber iſt dieſe Zukunft wirklich je ernſtlich in Frage geſtellt worden? Das können wir unmöglich zugeben. Es iſt dadurch die Erbauung keiner einzigen wichtigen und für die Wohlfahrt des Landes nothwendigen Eiſenbahn verhindert worden, denn das ganze Geſellſchafts-Kapital, der Geſammtbetrag der Actien wird eingeſchoſſen werden."

Glücklicherweiſe, kann man ſagen, iſt dies prophetiſche Vertrauen nicht allgemein verbreitet, und es ſind jetzt angeſehene Finanzmänner damit beſchäftigt, die Mittel aufzuſuchen, durch welche die Garantirung der Zinſen am beſten mit dem Vortheil des Staats und der wirklichen Actionaire in Einklang gebracht werden könnte. Für jetzt iſt dieſe Theorie noch im Fortſchreiten und in der Ausbildung begriffen, und wir können deshalb auch einige Einwendungen und Bedenklichkeiten, welche ſich auf die Ausführungsweiſe beziehen, anführen. Hier iſt beſonders ein Umſtand zu beachten; eine Eiſenbahn-Actie, welcher der Staat 4 pCt. Zinſen garantirt, von denen 1 pCt. für die Amortiſirung beſtimmt iſt, wird von den Käufern bald einer konſolidirten Rente gleichgeſtellt werden. Zwar ſind die Zinſen geringer, aber dieſelben können auch ſehr hoch ſteigen. Betrachtet man die neuen Fonds aus dieſem Geſichtspunkte, ſo daß ſie den ſich darum bewerbenden Geſellſchaften, wie die fünfprocentige, vierprocentige oder dreiprocentige Anleihe gegen verſiegelte Gebote zugeſchlagen würden, ſo iſt nur noch Ein Schritt zu thun, und dieſer hat keine Schwierigkeit. So würde die Anlegung einer Eiſenbahn wie eine Anleihe zugeſchlagen werden, nur mit dem Unterſchiede, daß die Konzeſſion der Geſellſchaft bewilligt werden würde, welche ſich mit der Garantirung eines kleineren Ausführungs-Kapitals begnügen wollte. Dies wäre ein Zuſchlag zum Minimum, wogegen eine Anleihe nur dem zugeſchlagen wird, der das größte Kapital dafür bietet.

Wahrſcheinlich würde der Koſtenanſchlag, den das Departement der Brücken und Heerſtraßen entworfen hätte, bei der Verſteigerung als Ausgangspunkt dienen. Wenn man dies annimmt, iſt es dann wohl wahrſcheinlich, daß eine Geſellſchaft, welche die Konzeſſion dadurch erhalten hätte, daß ſie am weiteſten unter dem offiziellen, allgemein bekannten Koſtenanſchlag geblieben iſt, viel Zutrauen im Publikum finden dürfte? Der offizielle Koſtenanſchlag dürfte ja, wie es ſo viele Erfahrungen erwieſen haben, noch weit überſchritten werden. In der Blüthezeit des Actienſchwindels würde vielleicht der Zuſchlag an den Mindeſtfordernden, wodurch die Garantie des Staates von 4 pCt. auf 2 pCt. geſunken wäre, Käufer in Menge herbeigelockt haben, aber dieſe Zeit der Bethörung iſt unwiederbringlich entſchwunden. Gehen wir jetzt zu einer anderen Annahme über, daß nämlich das Privilegium einer Eiſenbahnlinie faſt zu demſelben Preiſe, wie der urſprüngliche Koſtenanſchlag, ertheilt würde. Daraus würden ſich zweierlei Folgerungen ziehen laſſen, entweder, daß keine ernſtliche Konkurrenz ſtattgefunden habe, oder daß die Bewerber im Einverſtändniſſe geweſen und nur der Schein einer Mitbewerbung hätte hervorgebracht werden ſollen. In beiden Fällen wäre es beſſer, wenn die Regierung unmittelbar und geradezu die Konzeſſion bewilligte und dabei die Veranſchlagungen ihrer Ingenieure zur Richtſchnur nähme. Indeß ſcheint uns keines von beiden Verfahren, weder der Zuſchlag für einen zu niedrigen Preis, noch die direkte Ertheilung der Konzeſſion an einige angeſehene Spekulanten, die paſſendſte Auskunft, wenn der Staat die Garantie der Zinſen für eine dem urſprünglichen Koſtenanſchlage gleichkommende oder ſich demſelben annähernde Summe übernehmen will. Dieſe Hypothecirung auf den Nationalſchatz ſoll nicht den Börſenwucher befördern, ſondern die Actionaire entſchädigen, wenn ſie in ihren Hoffnungen getäuſcht werden ſollten. Scheint das Unternehmen den Actionairen günſtig, ſo ſteigen die Actien ſchon vor der Ausgabe, und der Staatsſchatz muß ſich der Möglichkeit eines Verluſtes ausſetzen, um einer kleinen Zahl geſchickter Menſchen eine Prämie zu ſichern.

Weit vorzüglicher erſcheint uns eine direkte Konzeſſion, wenn ſie mit einer Subſcription verbunden wird, an der ein Jeder Theil nehmen kann. So würde das Steigen der Actien nicht bloß die erſten Beſitzer, ſondern die zahlreichen Unterzeichner bereichern. Freilich können auch bei einer derartigen Subſcription mancherlei Fehlgriffe und Schwierigkeiten eintreten. Die erſte Schwierigkeit, der gordiſche Knoten, wäre die Vertheilung des Geſellſchafts-Kapitals, ſo daß die einzelnen Unterſchriften zwar beachtet, ihnen aber nicht ſklaviſch gewillfahrt würde. Der Börſenwucher kann ſich auch hier einſchleichen und dadurch, daß er Leute ſtellt, die bloß ihren Namen hergeben, eine hinlängliche Menge von Actien zuſammenbringen, um das Börſenſpiel zu beginnen. Früher haben wir ſchon einmal in einem anderen Artikel ein Mittel gegen eine ſolche Verſchwörung der Börſen-Spekulanten anzugeben verſucht und wollen deshalb nicht darauf zurückkommen. Ein anderer Einwand iſt, daß die Unterzeichner von kleinen Summen, wenn man ihnen das Vorrecht der Banquiers bewilligt und ſie die Actien aus erſter Hand erhalten, auch wie Banquiers verfahren werden. Sie werden, ſagt man, ihre kaum ausgegebenen Actien in Maſſe nach der Börſe bringen, wenn ſich ihnen nur die Ausſicht auf einen kleinen Gewinn darbietet. Dagegen ließe ſich nichts einwenden, wenn dieſe Actien von derſelben Beſchaffenheit wie die anderen jetzt umlaufenden Papiere wären. Die Garantie des Staates ändert indeß die Sache, und auch die Unterzeichner von kleinen Summen werden ihre Actien eben ſo wenig wie die Renten aus den Händen geben.

Ferner wendet man ein, indem man bei dem Vergleiche der von dem Staate garantirten Actien mit den Staatsſchuldſcheinen ſtehen bleibt, daß, ſo oft der Staat verſucht hat, eine Anleihe durch direkte Subſcription der kleinſten Summen und zum Paripreiſe aufzunehmen, die Sache nie hat rechten Fortgang gewinnen wollen. Aber dieſer Vergleich hinkt durchaus. Die National-Anleihe ſetzt die Unterzeichner der Gefahr des Fallens aus und giebt ihnen wenig Ausſicht auf Gewinn, denn die Anleihe wird ja zum Paripreiſe in einer Zeit eröffnet, wo der Kredit ſchwankt. Bei den Eiſenbahn-Actien träte aber gerade das Gegentheil ein, denn 4 pCt. ſind durch die Garantie geſichert, und außerdem kann ſich ein Jeder den kühnſten Hoffnungen überlaſſen.

Welchen von dieſen verſchiedenen Wegen man indeß auch bei der Garantirung der Zinſen einſchlagen möge, ſo ſind immer drei verſchiedene Arten von Eiſenbahnen zu unterſcheiden: 1) die noch zu bewilligenden; 2) diejenigen, welche ſchon die Konzeſſion erhalten haben, aber noch nicht in der Ausführung begriffen ſind; 3) diejenigen, an denen die Arbeiten ſchon mehr oder weniger vorgeſchritten ſind, oder deren Bau gar ſchon in den letzten Jahren beendet wurde.

Auf die Bahnen der erſten Klaſſe fände das auseinandergeſetzte Syſtem ſeine volle Anwendung, und hier könnte keine Verlegenheit entſtehen. Mit den Bahnen der zweiten Klaſſe müßte dagegen über die Bedingungen unterhandelt werden, unter welchen man ihnen die Begünſtigung der Garantirung der Zinſen zu Theil werden laſſen wollte. Ungerecht wäre es, wenn die Hauptbegründer der Bahn allein Nutzen aus dieſer günſtigen Veränderung zögen. Dies würde aber unfehlbar eintreten, wenn ihre künftigen Verhältniſſe und ihre Verflichtungen gegen die ſpäteren Abnehmer nicht genau zum Voraus beſtimmt würden. Im gegenwärtigen Augenblicke ſind z. B. die Begründer und Konzeſſions-Inhaber der Bahn nach Havre und der Hochebnenbahn im Beſitz des größten Theils der Actien, entweder weil ſie dieſelben nicht unterbringen konnten, oder weil ſie dieſelben zu einem niedrigen Preiſe wieder an ſich kauften. Wenden wir uns nun zu den Bahnen der dritten Klaſſe, ſo wird die Entſcheidung noch ſchwieriger, und dennoch iſt die Frage nicht zu umgehen. Die meiſten der ſchon vollendeten Bahnen rechnen natürlich auf einen glücklichen Erfolg und werden auch jede Unterſtützung verſchmähen. Eine giebt es indeß, die nicht ſo ſpröde thun wird, und das iſt die Bahn nach Verſailles auf dem linken Seineufer. Den Ruin derſelben kann das Miniſterium nicht wollen, da es zwei Bahnen nach Verſailles genehmigt hat. Die Bahn auf dem linken Ufer iſt ſchon weit im Bau vorgeſchritten, und ſie muß alſo zu Stande kommen. Aber wie? Man hat jetzt zu einer Anleihe ſeine Zuflucht genommen, und es kömmt daher nur darauf an, dieſelbe zu befördern. Wenn die Regierung die Bahn nach Verſailles auf dieſe Weiſe unterſtützte, würde ſie zugleich ein für die übrigen Geſellſchaften ſehr entmuthigendes Beiſpiel wegſchaffen.

Griechenland.

Bruchſtücke aus dem Neu-Griechiſchen Drama: Nikiratos, von der Griechin Evanthia.

Vor einiger Zeit erwähnten öffentliche Blätter, daß in Athen, und am Hofe ſelbſt, das Neugriechiſche Drama: Nikiratos, aufgeführt worden ſey. Dies veranlaßt uns, dasjenige hier mitzutheilen, was Alexander Sutſos in ſeiner „Histoire de la révolution greeque" (Paris, 1829), S. 407 f. über dieſes Gedicht ſelbſt, ſo wie über deſſen Verfaſſerin ſagt, und die von ihm a. a. O. entlehnten Bruchſtücke daraus ebenfalls wiederzugeben.

Im Jahre 1826 — alſo beginnt Sutſos ſeine Mittheilung — befand ſich auf der Inſel Syra der Profeſſor Theophilos Kaïris, ein eben ſo durch ſeine ſeltenen Tugenden, als durch ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe ausgezeichneter Greis. Ich beſuchte ihn eines Tages; unter dem nämlichen Dache mit ihm lebte, als Stütze ſeines Alters, die berühmte Evanthia, ſeine Schweſter, Verfaſſerin eines Drama's, welches, unter dem Namen Nikiratos, die Kataſtrophe von Miſſolonghi mit lebhaften Farben ſchildert. Ich konnte mich eines Gefühls von Verehrung und einer innigen Rührung beim Eintritte in dieſes Aſyl nicht erwehren; ich ſah damals zum erſten Male Evanthia, die, jung und beſcheiden, die Reize der Schönheit mit den Vorzügen geiſtiger Bildung vereinigte. Ich beglückwünſchte ſie über den Beifall, den ihr vor kurzem erſchienenes Gedicht gefunden hatte. „Ihr erinnert Euch", ſprach ſie darauf, „welchen lebhaften Eindruck die Nachricht des Falles von Miſſolonghi auf unſere Gemüther machte, welche tiefe Wunden ſie unſerem Herzen ſchlug. Es war mir unmöglich, die verhängnißvolle Nacht des 10ten (22.) Aprils zu vergeſſen: dieſe ausgehungerten Helden, ſeit mehreren Tagen mit dem Tode kämpfend und nur wie durch ein Wunder aufs neue ſich belebend, um bei nächtlicher Weile die feindlichen Heerſchaaren zu ſchrecken; der Abſchied der Freunde und Verwandten; die Klagen der Mütter; das Schluchzen der Kinder; dagegen jene Tapferen, entſchloſſen, mit den Greiſen und Ver-

Digitized by Google

wundeten zu ſterben — dieſes Gemälde wiederholte ſich lebhaft in meiner Einbildungskraft. Ich würde mein Herz von der Laſt, die es bedrückte, nicht haben befreien können, wenn ich es nicht unternommen hätte, das, was ich zu hören und zu ſehen glaubte, niederzuſchreiben."

Voll Enthuſiasmus für ihr Talent, wagte ich den Wunſch gegen Evanthia, einige Bruchſtücke ihres Gedichtes von ihr ſelbſt zu hören; ihre Beſcheidenheit ſchien in Verlegenheit zu gerathen; ihr Blick wandte ſich nach ihrem Bruder, gleichſam um ihn um Rath zu fragen; endlich nahm ſie das Gedicht mit den Worten: „Nun, ſo will ich Euch die Stelle leſen, wo Chriſtos Kapſalis (den ich unter dem Namen Nikiratos darſtelle), entſchloſſen, in Miſſolonghi den Tod zu ſuchen, ſeine Tochter Kleonice und ſeinen Sohn Charigenes ſeinem Freunde Lyſimachos anvertraut, der im Begriff iſt, an der Spitze der Beſatzung die Frauen und Kinder durch das feindliche Lager zu geleiten."

* * *

(Die Uhr ſchlägt die Stunde des Ausmarſches; die Frauen, bereit, der Beſatzung von Miſſolonghi zu folgen, halten vor einer Kirche an und rufen:)

Sey uns gegrüßt, du Boden, der uns geboren! Du theure Stadt, wo wir frei gelebt haben, ſey uns gegrüßt! Verlaſſene Wohnungen, die ihr von den ſüßen Geſängen der Freiheit nicht mehr wiedertönen werdet! Gräber unſerer Väter, die wir nicht mehr mit unſeren Thränen benetzen können! Tempel des Allmächtigen, in denen wir ſo oft die Hymnen des Dankes haben erſchallen laſſen, theure Gegenſtände unſerer Herzen, ſeyd uns gegrüßt! Wir verlaſſen euch jetzt, ohne zu wiſſen, wohin wir unſere Schritte richten. Gott des Erbarmens, würdige uns, uns Führer zu ſeyn in dieſer furchtbaren Nacht! Schütze uns vor den Händen unſerer unverſöhnlichen Feinde! Habe Mitleid mit dieſen unſchuldigen Kindern! Bedarf es noch der Opfer für des Vaterlandes Wohl, ſo laß uns wenigſtens die Letzten ſeyn! O, daß wir doch mit unſerem Tode die Wuth der Tyrannen befriedigen könnten! — Auf! Geliebte, man ruft uns .... Kommt, uns gegenſeitig zu umarmen, uns der göttlichen Vorſehung anzuvertrauen! .... (Sie umarmen ſich und gehen weiter. Da wendet ſich Nikiratos zu Lyſimachos und ſpricht:)

Hier, Lyſimachos, ſind meine Kinder, die theuren Gegenſtände meiner Zärtlichkeit! Ich vertraue ſie Deinem Muthe, Deiner Freundſchaft .... In Deine Hände lege ich ihre Zukunft .... Mögen ſie frei leben, oder mögen ſie .... Freund, Du verſtehſt mich .... (Zu ſeinem Sohne:) Komm, mein Sohn, mein geliebter Charigenes, daß ich Dich zum letzten Male umarme! .... Erinnere Dich immer dieſes ſchrecklichen Augenblicks .... Wenn Du einſt älter geworden ſeyn wirſt, gedenke, daß die Ueberreſte Deiner Mutter in Miſſolonghi ruhen; daß das Blut Deiner Brüder zur Vertheidigung dieſer Mauern vergoſſen ward, daß Dein Vater bis zu den letzten Augenblicken ſeines Lebens in der Mitte dieſer verlaſſenen Thürme verweilte! (Zu ſeiner Tochter:) Und Du theure Kleonice! .... meine Tochter! .... ſonſt meine Freude, jetzt mein Schmerz! .... Komm, nimm Abſchied von Deinem unglücklichen Vater! .... Wer weiß, ob wir uns je wiederſehen! .... (Für ſich, indem er das Geſicht von ſeinen Kindern abwendet:) Liebe zum Vaterlande! Nichts auf der Welt, als deine Macht, iſt im Stande, mich von meinen Kindern zu trennen; halte du mich aufrecht, in dieſen ſchrecklichen Augenblicken! .... Ach! mein Sohn, wie beklage ich Deine Unſchuld! .... Mit welchem Blicke Du mich anſiehſt! Du ahneſt Dein Unglück kaum; Du lächelſt Deinem unnatürlichen Vater, der ſich Deiner entäußert für das Vaterland! .... Und Du, meine Kleonice! Du bleibſt unbeweglich, Du biſt ſtumm und lautlos; was denkſt Du von mir? Warum ſprichſt Du nicht zu mir, meine Tochter?

Kleonice.

Und was ſoll ich Dir ſagen, da Du mich nicht mehr liebeſt, da Du mich haſſeſt?

Nikiratos.

Ich Dich haſſen? .... Welches Wort ſprichſt Du aus? .... Ach! wenn Du die Bewegungen dieſes Herzens kenneteſt!

Kleonice.

Warum beneideſt Du mir das Loos, mit Dir zu ſterben? Wenn ich Dir noch theuer bin, ſo nimm mir das Leben; nimm Dein Gut zurück; durchbohre dieſes Herz, das ſich von Dir nicht zu trennen vermag; oder, wenn es Dein Arm nicht kann, laß die eigene Hand gegen dieſe Bruſt ſich kehren! (Sie zieht einen verborgenen Dolch aus ihrem Gewande, um ſich damit zu durchbohren. Charigines wirft ſich in ihre Arme und ſucht ihr den Dolch zu entreißen.)

Nikiratos.

O, meine Kinder! .... O, meine Tochter! .... Du, mit mir ſterben! in einem ſo zarten Alter! Zerreiße nicht mein Inneres, meine Kleonice! habe Mitleid mit Deinem unglücklichen Vater! Sieh' meine Thränen! .... Nöthige mich nicht .... Dringe nicht in mich ....

Kleonice.

Mein Entſchluß iſt gefaßt; entweder verlaſſen wir Beide dieſen Ort des Schreckens, oder Mißolonghi wird unſer gemeinſchaftliches Grab werden!

Nikiratos.

Und Charigenes? Und Dein Bruder, der keine andere Stütze hat, als Dich, was ſoll aus dieſem werden? Habe wenigſtens mit dieſem unſchuldigen Weſen Mitleid! (Mit zerriſſenem Herzen:) Meine Tochter! .... meine Tochter! ....

Kleonice.

Uebergieb ihn den Händen unſeres Freundes. Mag Lyſimachos ihn mit ſich führen; mag er ſuchen, ihn zu retten ....

Charigines.

(Umarmt ſeine Schweſter und ruft mit Thränen in den Augen:)

Nein, Kleonice, verlaß mich nicht! trenne mich nicht gewaltſam von Dir! ....

Kleonice.

(Drückt ihn an ihre Bruſt und ſagt mit zitternder Stimme:)

Geh', geliebter Charigenes; folge den Schritten des Lyſimachos; bald werde ich wieder bei Dir ſeyn.

Charigenes. (Sie umarmend.)

Nein, nein, Du wirſt nicht kommen; ich verſtehe Dich, Kleonice.

Kleonice. (Bei Seite.)

So iſt es denn nöthig, auch dieſes Kind unſere Gefahren mit uns theilen zu laſſen! .... Aber wenn der Feind .... Und ich die Urſache ſeines Todes! .... Soll denn von unſerer ganzen Familie Niemand übrig bleiben, einſt das Blut unſerer Aeltern zu rächen? .... Doch wie könnte ich mich entſchließen, einen ſo zärtlichen Vater zu verlaſſen? .... O, Gott! nimm die Tage meines Vaters und meines Bruders in Deinen Schutz! — Und für mich? .... O, heiliger Boden des Vaterlandes, ſey du mein Grab! .... Nimm du meine Gebeine in deinen Schooß, daß ſie mit der Aſche meiner Mutter vereinigt werden! ....

Lyſimachos. (Bei Seite.)

Unglücklicher Nikiratos, was muß Dein Herz leiden! ....

Nikiratos.

Ich hoffte, Lyſimachos, meine Kinder zur Flucht zu überreden; ich hoffte, unbekümmert um ihr Schickſal, die Barbaren zu vernichten .... Und jetzt? Welche Heere, welche Feinde werden es wagen, ſich mir zu nähern? .... Aber — ſie ſollen kommen! .... ſie mögen es wagen! .... Sie ſollen dafür beſtraft werden; mit meinen eigenen Händen will ich ſie vernichten!

Mannigfaltiges.

— Die Sylphide. Eine Ruſſiſche Novelle, ein allerliebſtes kleines Genrebild, liefert uns unter dieſem Titel das neueſte Heft des „Freihafens". Nicht Marie Taglioni, die ſeit einem Jahre von Ruſſiſchen Blättern immer nur die Sylphide genannt wird, ſondern ein noch ätheriſcheres Gebilde, ein wirkliches Kind der Luft- und Waſſerwelt, iſt die Heldin dieſer Mährchen-Novelle, die auf eine anmuthige Weiſe das Leben der allerproſaiſchſten Ruſſiſchen Land-Edelleute mit den poetiſchen Träumen und Idealen einer feſſelloſen Phantaſie in Verbindung bringt. Der Verfaſſer, Fürſt Wladimir Odojeffskij, bewährt ſich darin als ein ausgezeichneter Sinnen- und Seelen-Maler. Es iſt, als hätte er nicht bloß auf Juſtinus Kerner und andere Geiſterſeher der Art, ſondern auch und hauptſächlich auf deren philiſtröſe Gegner eine Satire ſchreiben wollen. Wir ſehen die Verirrungen eines poetiſchen Gemüthes vor uns entſtehen, ſeine Geiſterwelt öffnet ſich uns auf die natürlichſte Weiſe, aber ſo krank er uns auch erſcheint — wir müſſen ihn doch in dieſer Krankheit für glücklicher halten, als in dem geſunden proſaiſchen Zuſtande, den ihm ſein wohlmeinender Freund mit Hülfe eines höchſt beſonnenen Arztes wieder zu verſchaffen weiß. Wir vermögen nicht zu beurtheilen, ob die Ruſſiſche Novelle nicht durch die Deutſche Uebertragung an Eleganz und Zierlichkeit gewonnen hat — dem Verfaſſer iſt nämlich die Auszeichnung zu Theil geworden, durch Varnhagen von Enſe in die Deutſche Leſewelt eingeführt zu werden; — gleicht jedoch auch die äußere Form des Originals der Deutſchen Kopie, ſo darf man den Fürſten Odojeffskij zu den beſten Novelliſten ſeiner Zeit zählen.

— Ruſſiſche Ueberſetzungen Deutſcher Dramen. Zu den beſten Ueberſetzern aus dem Deutſchen wird in Rußland Herr P. Obodoffskij gezählt. Manche ſeiner Bearbeitungen, wie z. B. die des allerdings ſehr mittelmäßigen Dramas „Johann, Herzog von Finnland" (von Frau v. Weißenthurn), wird ſogar für viel effektreicher und poetiſcher als das Original gehalten. Eben ſo ſoll durch einige Veränderungen im erſten Akte ſeiner Bearbeitung von Halm's „Griſeldis" (welcher kürzlich auch die Ehre widerfuhr, auf dem Hoftheater in Stockholm Schwediſch aufgeführt zu werden) das Stück ungemein gewonnen haben. Nächſt dieſem Drama Halm's hat Herr Obodoffskij auch deſſen „Camoens" und „Adept" übertragen. Vorzugsweiſe ſcheint ſich der Ueberſetzer jedoch an unſere ſchwächeren Autoren zu halten; namentlich hat er auch noch Dramen von Auffenberg (das böſe Haus) und von Schenk (die Krone von Cypern) mit Glück bearbeitet.

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 10. Berlin, Mittwoch den 23. Januar 1839.

Polen.

Eine Donnerſtags-Mahlzeit beim Könige Staniſlaw Auguſt. *)

Die Donnerſtags-Mahlzeiten, welche eine Zeitlang an dem Hofe des Königs Staniſlaw Auguſt ſtattfanden, waren den Franzöſiſchen Salons damaliger Zeit nachgeahmt. Es wurden zu denſelben nur Polniſche Gelehrte, Künſtler oder deren Mäcene und Protektoren, ausnahmsweiſe auch fremde Kavaliere und Gelehrte, die Empfehlungen an den König mitbrachten, zugezogen. Naruſzewicz, Kraſizki, Trembezki waren die gewöhnlichen Gäſte. Die Auswahl derſelben beſtimmte der König immer ſelbſt — und die Einladung galt für eine Anerkennung literariſcher Verdienſte. Der ungebildete Theil des Adels ſah daher mit nicht geringem Widerwillen auf dieſen Vorzug einiger weniger Auserwählten. — Künſte und Wiſſenſchaften waren der Hauptgegenſtand der Geſpräche, der Politik hingegen wurde nur leichthin gedacht. Der König ſchien ſich hier ſo recht in ſeinem Elemente zu befinden und bemühte ſich, einen ungehemmten lebhaften Gedankenaustauſch zu befördern. Freilich unterließen die protegirten Gelehrten nicht, ihrem Mäcen Weihrauch zu ſtreuen.

Folgender Brief eines Polniſchen Prälaten giebt eine anſchauliche Darſtellung eines ſolchen Donnerſtags-Mahles. Auch hier fehlt die Andeutung jenes Vorwurfs nicht, daß der ſchwache Monarch durch Nebenſachen ſeines Volkes Bildung zu befördern ſuchte, während er die edelſten Beſtrebungen ſeines Landes paralyſirte und die Hauptaufgabe ſeiner Stellung, des Volkes Führer und Vertheidiger zu ſeyn, ganz aus den Augen verlor.

* * *

„Kaum war ich von meiner Italiäniſchen Reiſe nach Warſchau zurück, noch deſſelben Tages, erfuhr der König meine Ankunft und ſandte ſeinen bekannten Hofbedienten Turkul, der zugleich zu einer Art Hofnarr ſich gebrauchen ließ, zu mir, um mich, da es gerade Mittwoch war, zu der morgenden Donnerſtags-Mahlzeit einladen zu laſſen. Turkul erſchien bei mir in muthwilliger Laune wie immer. „Was hört man hier in Warſchau?“ fragte ich ihn. — „Hört? Hier giebt's wenig zu hören, außer wenn die Glocken geläutet werden. Aber zu ſehen giebt's viel. Wir malen!“ — „Wie? Du auch?“ — „Nein, ich nicht, doch der König mit dem Herrn Smuglewicz. 'Heilige und Helden, auch unſere Warſchauer Stutzer, 's wird Alles abgemalt! Ich habe mich dagegen während Dero Abweſenheit zum Poeten herausgemuſtert, und es bekommt mir recht gut. Se. Majeſtät liebt die Poeten, und bald werden wir eine ganze Ladung ſtromabwärts nach Danzig abſchicken können. Nur ein Umſtand iſt mir dabei im Wege. Mein ſeliger Piariſt pflegte zu lehren: Aurora musis amica, ich aber ſchwärme immer bis ſpät in die Nacht hinein und ſchlafe dann länger, als Se. Majeſtät ſelbſt. Indeſſen, wenn, ceteris paribus, der Biſchof von Ermeland (Kraſizki) zum Fürſten der Poeten ſich erhoben hat, ſo werde ich's doch mit der Zeit wenigſtens zum Edelmann unter dieſen bringen. Nun denn, kommen Sie morgen zu dem Gaſtmahle der Weiſen. Es wird geben:

Köſtlich gerathen,
Braten,
Mit Knoblauch geſottenen Schlei,
Aus Reis und Butter 'nen Brei,
Von einem viel, von anderm nichts,
Von Allem ein buntes Gemiſch,
Reis, Mais und Stockfiſch.

Jetzt glauben Sie mir doch, daß mit der Zeit auch einmal ein Donnerſtags-Dichter aus mir werden wird, denn dieſe poetiſche Manie pflegt mich beſonders nur bei wohlbeſetzter Tafel zu befallen.“

Am anderen Tage fuhr ich zur beſtimmten Stunde nach Lazienki. Dort war für dieſen Tag das Mahl angeſetzt. Wie weit war hier Alles in den drei Jahren, die ich fern von Warſchau zugebracht hatte, vorgeſchritten! Lazienki bietet ein ſchönes Bild, das mich, da der Frühling eben ſeine Reize entfaltet hatte, um ſo mehr überraſchte.

Beim Eintritte empfing mich der Marſchall des Königs und führte mich in den Garten, wo ich bereits die Eingeladenen vorfand, die zwiſchen den Spalieren auf- und abgingen. Meine Ankunft unterbrach das Geſpräch. Albertrandi begrüßte mich mit Herzlichkeit, der Biſchof Naruſzewicz mit der gewohnten Würde. Ich übergab an Albertrandi die Briefe, welche man mir in Rom für den König mitgegeben hatte, und der Biſchof begann, mich nach ſeinen Bekannten in Rom auszufragen.

Plötzlich rief Turkul: „Himmel, was ſehe ich! Wahrhaftig, Dreizehn Perſonen! Der König ſetzt ſich mit Ihnen nicht zu Tiſche, meine Herren! Ich muß fort, und treibe ich keinen Maler mehr auf, ſo bringe ich einen Lakirer aus Dangiel's Wagen-Fabrik.“ — Durch Karpinſki's Eintritt, von deſſen Einladung Turkul nichts wußte, war des Letzteren Verlegenheit gehoben, und er kehrte zurück. Alsbald zeigte ſich auch der König in den Spalieren.

Wir gingen ihm entgegen. Er erkannte mich auf den erſten Blick und rief mir zu: „Willkommen! Willkommen aus Rom! Was hört man dort? Was bringen Sie uns?“ — „Den Segen der Kirche und des Papſtes, für Ew. Majeſtät und die ganze Republik“, war meine Antwort. — „Amen!“ rief Turkul im Tone eines bei der Meſſe dienenden Knaben. Der König ſah ſich finſteren Blickes um und war plötzlich in ſeinen Gedanken geſtört. Dies bemerkte der Marſchall: er trat vor und ſagte: „Majeſtät! Tremon (der Koch) wartet Ihres Befehls.“ — „So bitte ich!“ ſagte der König und ging voran.

Da trat die ganze herrliche Front des Schloſſes von Lazienki hinter den Bäumen hervor und der König fragte mich, indem er mit Wohlgefallen hinblickte: „Erinnert Sie das nicht an Etwas, das Sie in der Fremde geſehen haben?“ — „Sehr angenehm iſt mir dieſe Erinnerung“, erwiederte ich, „und ich freue mich, daß ein ſo herrliches Werk jetzt auch uns angehört, und daß Polen Ew. Majeſtät für daſſelbe dankbar verpflichtet iſt.“ — „Sie glauben nicht“, ſagte der König, „wie ſchwer dergleichen hier zu Stande zu bringen iſt. Die Fremden ſind nicht zufriedenzuſtellen, und unſere Künſtler ſind noch ſehr zurück. Doch Sie kennen ſie ja! Wie iſt ihre Führung in Rom? Genügt ihnen das, was ich ihnen gebe? Wer von ihnen applizirt ſich am meiſten?“ — „Bei der gnädigen Fürſorge Ew. Majeſtät fehlt es ihnen an nichts“, ſagte ich. „Vor Allen zeichnet ſich der junge Przeſlawſki durch Kenntniſſe und Talente aus, er iſt aber leider ſchwächlich, und wer weiß, ob er Ausdauer haben wird. Auf den letzten Ausſtellungen in Rom lobte man ſeine Gemälde allgemein. Ende dieſes Jahres, glaube ich, wird er zurückkehren.“ — „Nun, dann freuen Sie ſich, Smuglewicz, da bekommen Sie einen neuen Schüler und vielleicht einen Rival“, ſagte der König. — „Gott geb' es“, erwiederte der Maler. „Die Kunſt iſt ein weites Feld. Auch ich habe mir immer viel von dieſem Jüngling verſprochen. Er hat mir einen äußerſt koſtbaren Gegenſtand zugeſchickt, den ich nach der Mahlzeit das Glück haben werde, Ew. Majeſtät vorzulegen.“ — „Bravo!“ rief der König, „Auch ich habe heute etwas Neues für Sie.“

Unter dieſen Geſprächen traten wir in den Speiſeſaal ein, deſſen Doppelthüren geöffnet blieben. Der Tiſch war in Form eines Hufeiſens aufgeſtellt. In der Mitte ſtanden die Tafel entlang auf kleinen Poſtamenten neun koſtbare Muſen aus Alabaſter, welche der König neuerdings aus Italien erworben und heute zum erſten Male vor ſeinen Gäſten hatte aufſtellen laſſen. Zwiſchen den Muſen ſtanden Marmor-Vaſen, mit Blumen gefüllt. Die Couverts waren ſämmtlich auf der einen Seite der Tafel angebracht.

„Was ſagen Sie hierzu, Herr Biſchof?“ fragte der König, mit Lächeln nach der Tafel hinweiſend, den Geſchichtſchreiber Naruſzewicz. — „Ich wünſche Polen Glück zu einem Könige, der in ſeinem Reiche mit den Muſen zu Tiſch ſitzt“, war die Antwort. — „Und ich gratulire dem Volke, das endlich in Ihrer Perſon einen Geſchichtſchreiber erhalten hat“, ſagte der König. — „Auch wird die Nemeſis der Polniſchen Geſchichte des heutigen Tages nicht vergeſſen, wenn Gott Leben und Geſundheit ſchenkt und vergönnt, auch die Thaten unſeres gnädigen Regenten zu zeichnen“, antwortete Naruſzewicz mit Salbung. — „So ſetzen Sie ſich zu den Muſen, die Ihnen bisher immer hold geweſen ſind“, ſagte der König, indem er dem Biſchof die Hand drückte und dieſem zur Rechten, mir zur Linken einen Platz neben ſich anwies.

*) Nach dem Przyjaciel ludu.

Digitized by Google

Smuglewicz begann, die ſchönen Figuren zu bekritteln, insbeſondere ſchien ihm die Muſe des Tanzes nicht leicht genug zu ſeyn.

„Das iſt erſonnen", redete der König dagegen, „das giebt Ihnen der Neid ein." — „Bin ich doch ein Maler, gnädigſter Herr." — „Sie haben ſonſt wohl Ihre Gründe, aber heute haben Sie Unrecht. Nicht war, Herr Karpinſki?" fragte der König. — „Praesente clerico ...." antwortete dieſer etwas unpaſſend, erröthete aber, als ihn Albertrandi anſtieß. — „So bin ich aus dem Felde geſchlagen", ſagte der König, „Tremon ſoll mich tröſten."

Das Mahl begann, und lange Zeit wurde nichts geſprochen. Das ſchien den König zu beunruhigen, er ſah ſich um und bemerkte am Fenſter ſeinen Turkul, der an dieſem Tage den Pagendienſt hatte. „Wo blickſt Du denn da hinaus? Freund Onufry?" rief ihm der König zu. „Was fehlt Dir?" — „Ich bin verliebt, gnädigſter Herr!" antwortete dieſer. — „Wie? Verliebt? In wen?" — „Ha, wie die Dichter, in die Vergangenheit." — „Das mußt Du uns als Dichter in Verſen ſagen!" — „Um Vergebung, gnädigſter Herr, ich bin einer von den Dichtern, die keine Verſe machen." — „Keine Ausflüchte! Kannſt's uns ſprechen oder ſingen", rief der König, und Turkul begann ohne langes Beſinnen:

„Ach! ich wünſch' mir jene Zeiten,
Da der Menſch in unſern weiten
Wäldern arm und einſam lebte;
Nackt, wie dieſer Muſen Nenne,
Und doch Frohſinn ihn umſchwebte,
Als ſchwämm' er in ſüßem Weine."

„Bravo!" riefen Alle zugleich. „Bravo!"

„Herr Marſchall!" ſagte der König, „man muß um Arznei für Turkul beſorgt ſeyn, daß er uns nicht vor Liebe ſtirbt, denn dadurch würden unſere geſelligen Mahle nicht wenig verlieren. Schade iſt's, daß ſich nicht Jemand damit befaßt, aufzuſchreiben, was dieſer Turkul ſagt, zuweilen lohnte es ſich."

„Es iſt wirklich ſehr ſchade", rief Turkul, „denn wie leicht wäre es mir dann, ein berühmter Mann zu werden. So aber muß ich noch immer mit jenem Römer ausrufen: „Dreißig Jahre alt und noch nichts für die Unſterblichkeit gethan!" Ich ſeh' nur nicht ein", ſetzte er, zu Karpinſki gewandt, hinzu, „ob diejenigen beſſer dabei fahren, die ihre Verſe aufſchreiben." — Der König hat nämlich bei ſeiner ſonſtigen Freigebigkeit bis jetzt ſich Karpinſki's in deſſen Bedrängniſſen nicht angenommen. Karpinſki wurde verlegen, Albertrandi verſtand den Vorwurf, der für den König in dieſen Worten lag und ſagte: „Das wahre Verdienſt findet immer, früher oder ſpäter, ſeinen Lohn."

Ich hatte indeſſen mit Bewunderung einen großen Pokal betrachtet, der vor dem Biſchof Naruſzewicz ſtand. Erſt nachher erhielt ich Aufſchluß über denſelben. Auf der letzten Donnerſtags-Mahlzeit war nämlich von den Alt-Polniſchen Trinkgelagen die Rede geweſen, und Naruſzewicz ſo wie Albertrandi hatten, vom Biſchof Gamrat beginnend, alle die Perſonen der Reihe nach vorgeführt, die ſich einſt in Polen als tüchtige Eſſer und Trinker großen Ruf erworben hatten. Naruſzewicz hatte behauptet, daß es auch heute an ſolchen Alt-Polniſchen Trinkern nicht fehlte, und daß er ſelbſt einen Mann herbeizuſchaffen wüßte, der den großen Pokal, welcher aus den Zeiten des Königs Johann Sobieſki in der Schatzkammer aufbewahrt wurde, auf des Königs Wohl zu leeren verſtände. Dieſer Pokal ragte nun heute über dem Haupte des Biſchofs hervor. Ich bemerkte auch bald an der Thür einen Bernhardinermönch, dem der Biſchof zuwinkte, indem er zugleich auf den die Tafel zierenden Pokal hinwies. „Nein!" raunte der Mönch dem Biſchof zu und verſchwand ſogleich wieder. Naruſzewicz ſchien verdrießlich, und der Pokal wurde durch die Dienerſchaft, ohne daß es der König bemerkte, von der Tafel entfernt.

Nach einer Weile wurden die Gläſer gefüllt, die nur ad hilaritatem eingerichtet waren. Der König leerte ſein kleines Glas: „Auf das Wohl des Volkes!" Dann erhob er es noch einmal und ſagte: „Wie auch die Nachwelt über Staniſlaw urtheilen mag, das Verdienſt bleibt ihm, daß er die Sächſiſche Völlerei aus Polen verbannt hat." Nach dem Könige ſtand der Biſchof auf und trank auf des Königs Wohl. Da ſchritt jener Bernhardiner dem Tiſche zu, hinter ihm trug ein Diener auf einem ſilbernen Präſentirteller den Pokal Sobieſki's.

Nachdem nun der Mönch eine für uns Alle ſehr ergötzliche aus Latein und Polniſch zuſammengeſetzte Lobrede auf den König gehalten hatte, „der als ein lumen der Republik geſchenkt ſey, ſo wie terram Deus hominibus dedit, den Vögeln die Luft, den Fiſchen und allen Meerbewohnern das Waſſer", wurde von mehreren Dienern zugleich der Pokal bis zum Rande gefüllt, und mit großer Spannung ſahen wir Alle zu, wie ſich der Mönch in ſeiner ſchwierigen Lage benehmen würde. Er erfaßte dreiſt den Pokal, ſchrie mit lauter Stimme: „Auf das Wohl Sr. Majeſtät des Königs!" ſetzte an, und in einem Zuge war der Pokal bis auf den Grund geleert.

„Consumatum est!" rief Turkul und klopfte dem Mönch auf die Schulter. „O, Du frommer Knecht! Gott wolle Dich ſtärken.

Früh ſchon in der Hore,
Dann im Refektore,
Abends in der Zelle,
An des Lagers Schwelle,
Führ' zu jeder Stunde
Solchen Kelch zum Munde."

Alles lachte. „Ich geſtehe Ew. Majeſtät", fing Naruſzewicz an, „daß ich mich anfangs in Verlegenheit wegen meines Verſprechens befunden habe, denn der ehrenwerthe Geiſtliche hier äußerte Bedenklichkeiten, als er vorhin des Pokals anſichtig wurde. Doch, ſehe ich, hat er ſeine Furcht bald überwunden."

„O vitrum gloriosum!" rief Smuglewicz, „wie ſchade, daß der Biſchof von Ermeland nicht hier iſt." *)

„Memento mori!" ſeufzte Turkul. **)

„Sagt uns doch, ehrwürdiger Vater!" fragte der König, „weshalb habt Ihr Euch vorhin vor dem Pokal gefürchtet?"

„Gnädigſter Herr!" erwiederte, ſich räuſpernd, der Mönch. „Nicht allein von Gottes Wort, sed et cibo nährt ſich der Menſch. Mag das Ew. Majeſtät nicht moleſtiren; doch erſtens bin ich zumal noch hungrig geweſen, und zweitens traute ich mir nicht und machte erſt hinter dem Pförtchen Bekanntſchaft mit dieſem Gefäß, bevor ich mich auf den Hochaltar hinauswagte."

„Wie?" fragte der König, „das war alſo der zweite?"

„Erſt der zweite, gnädigſter Herr!" ſagte der Mönch.

„Gott ſey Dank, daß Ungarn nicht weit iſt", rief Turkul, und unter Gelächter und allgemeiner Heiterkeit ſtand der König auf, wir Alle mit ihm.

Wir traten in die anſtoßenden Gemächer, die aufs geſchmackvollſte eingerichtet waren. Auf dem Tiſche lag eine lange blecherne Büchſe, dergleichen man zur Aufbewahrung von Privilegien zu gebrauchen pflegt. — „Was iſt das?" fragte der König. — „Eine neue Acquiſition", erwiederte Smuglewicz, durch welche die koſtbare Sammlung Ew. Majeſtät bereichert wird. Ein Original-Karton von Raphael; Przeſlawſki hat ihn mir aus Rom zugeſandt!"

„Ein Karton?" Haſtig öffnete der König die Büchſe und rollte den Karton auf. „Bei Gott!" rief er, „Arabesken aus dem Vatikan. Welche Zeichnung! Welche Konturen! Wie ſoll ich mich Ihnen und Przeſlawſki dankbar beweiſen? Welche Konturen! Wann werden wir etwas Aehnliches leiſten?"

Alle umſtanden bewundernd den Karton, und Turkul ſagte: „Solche Maler ſind ſchwer zu haben. Etwas Anderes können wir leichter aus Rom uns verſchaffen." — „Was denn?" fragte Naruſzewicz. — „Das Miserere ***)", war die Antwort. Der König that, als hörte er das Wort nicht; der Biſchof jedoch warf Turkul einen finſteren Blick zu.

Das Geſpräch wandte ſich von Raphael auf Rom und dann auf die Polniſche Geſchichte. Da ſtellte Turkul einige in rothen Sammet gebundene Bücher auf den Tiſch. „Hier, Herr Biſchof", ſagte der König; „Beilagen zu Ihrer Polniſchen Geſchichte." — Er öffnete die Bücher, und nun bemerkten wir erſt, daß es eine Sammlung von Medaillen war, die in ſammetnen Deckeln der Reihe nach lagen und auf welchen von der einen Seite Bildniſſe Polniſcher Könige, von der anderen kurze Lateiniſche Notizen über eines Jeden Thaten ausgeprägt waren. †)

„Ew. Majeſtät", ſagte Naruſzewicz, „läßt Dero Vorfahren in Gold prägen; die Nachkommen werden Ihre Thaten mit goldenen Buchſtaben aufzeichnen laſſen."

Der König antwortete auf dieſe Schmeichelei nicht, ſondern ſtand in Gedanken da, während die Medaillen von Hand zu Hand gingen.

Endlich traten zwei Königliche Bediente ins Zimmer; der eine brachte auf einem Theebrette einen verſiegelten Brief, der andere auf einem Tellerchen drei Pflaumen, die er dem Könige präſentirte. Dies galt als ein Zeichen, daß es Zeit ſey, den König zu verlaſſen. Der Königliche Gärtner weiß das ganze Jahr hindurch friſche Pflaumen zu erhalten, und täglich werden dem Könige nach dem Diner einige nebſt einem Briefe mit der Aufſchrift Au Roi gebracht, in welchem ſich nur ein weißes Blättchen befindet und der unerbrochen liegen bleibt.

Der König wandte ſich mit den Worten: „Hic dies mihi vere festus!" an uns, entließ uns und trat aus dem Zimmer. Unſere Wagen fuhren vor, und wir kehrten in die Hauptſtadt zurück."

Bibliographie.

Seweryn Goszczynski. Pisma. 3 Thle. 12. Lemberg. 4 Thlr.
Maly Komenius. (Der kleine Comenius in drei Sprachen.) 12. Lemberg.
Nowe Wypisy Polskie. 2ter Theil. (Enthält eine Polniſche Literaturgeſchichte nebſt Proben aus den Schriftſtellern.) Liſſa. 1⅓ Thlr.
Pierwiosnek. (Taſchenbuch für 1839, herausgegeben von Pauline K.) Warſchau.

Frankreich.

Die Rückkehr von Varennes.

(Schluß.)

Ganz früh Morgens, während man Alles zur Abreiſe einrichtete, ließ die Königin mich rufen; ſie ſchien ſehr erregt und fragte mich, ob ich vielleicht wiſſe, was für Anordnungen Herr von

---

*) Kraſizki, der in ſeinem beißenden Gedichte „Monomachia" die Mißbräuche des Kloſterlebens geſchildert hat.

**) Ermeland war nämlich bereits an Preußen abgetreten. — Der Leſer wird in Turkul's Reden manche Hindeutung auf Polens damaligen Zuſtand entdecken.

***) Wird bekanntlich am Charfreitage in Rom geſungen.

†) Dieſe koſtbare Sammlung iſt nach des Königs Tode an den berühmten Polniſchen Literaten Thaddäus Czazki übergegangen, der ſie der von ihm gegründeten höheren Lehranſtalt zu Krzemieniec ſchenkte. [illegible] befand ſie ſich bereits in Wilna in den Sammlungen der dortigen Univerſität.

Digitized by Google

Lafayette rückſichtlich auf den Einzug des Königs in Paris getroffen hätte, und welchen Weg man nach den Tuilerieen einſchlagen werde. Ich antwortete, daß, nach den mir zugekommenen Nachrichten, der Wagen des Königs an den äußeren Boulevards entlang durch die Barrière-de-l'Etoile und die Elyſäiſchen Felder in den Garten hineinfahren ſolle. „Aber weshalb dieſen Umweg machen?“ fragte ſie kurz; „wenn in Paris Alles ruhig iſt, warum kann der König nicht auf geradem Wege nach ſeinem Palaſt gelangen?“ — „Ich ſehe keine andere Beweggründe dafür ein, Madame“, entgegnete ich, „als die Gewißheit, auf dieſe Weiſe durch eine ſchnellere Ankunft auf einem faſt häuſerfreien Wege das Vorhaben der Uebelwollenden zu vereiteln.“ — „Ich verſtehe Sie“, erwiederte die Königin. Dieſen erſten Eindruck benutzend, ſetzte ich Ihrer Majeſtät im Beiſeyn der Madame Eliſabeth das Unpaſſende und Unnütze aus einander, daß auf dem Bock des Königlichen Wagens drei Couriere ſitzen ſollten, die Aller Blicke auf ſich zögen. „Was auch daraus entſtehen möge“, entgegnete lebhaft Madame Eliſabeth, „ſie ſollen nicht von uns getrennt werden; es iſt unſere Pflicht, ihr Schickſal zu theilen, da ſie getreu das unſere theilen wollten.“ Dann ſchlug ich vor, ſie ihre Kleider wechſeln zu laſſen und die fremden Farben mit der Uniform der National-Garde zu vertauſchen. Schon während der Reiſe hatten ſich Nationonal-Gardiſten, von dem edlen Pflichteifer getrieben, auf dieſe Weiſe um ſo näher über die Sicherheit der Königlichen Familie zu wachen, auf den Wagen geſtellt oder auf den Tritt zu den Füßen der Leibgardiſten geſetzt. Ich hatte von der guten Wirkung dieſes Verfahrens mich überzeugt; es ſchien daher ganz natürlich, dies beizubehalten, und ich war des guten Erfolges dieſer unſchuldigen Kriegsliſt im Voraus gewiß. Mein Vorſchlag wurde verworfen. „Nein“, ſagte die Königin, „der König muß in Paris mit ſeiner Familie und ſeinen Leuten einziehen, wie er es verlaſſen hat.“ Es blieb mir weiter nichts übrig, um die Zufälle, welche ich befürchtete, abzuwenden, als den Wagen zu überladen, indem ich noch drei National-Gardiſten, die mir beſonders empfohlen wurden, auf denſelben ſteigen ließ; ſie nahmen an der Seite der Leibgardiſten Platz und ſchwuren, dieſelben nicht zu verlaſſen.

Den 25. Juni gegen ſieben Uhr Morgens machten wir uns auf den Weg; man führte mir ein gutes Pferd aus dem Königlichen Marſtall vor, welches Herr von Briges, einer der Stallmeiſter des Königs, einige Tage zuvor nach Meaux zum Relais hatte führen laſſen. Ich nahm meinen Poſten an der Wagenthür, wo der König ſaß, wieder ein. Dieſer Tag war der anſtrengendſte; es war eine drückende Hitze, kaum konnte man vor Staub Luft ſchöpfen; wir mußten beſtändig im Schritt fahren, weil die unermeßliche Menſchenmenge, die den Weg bedeckte, und der Eifer jener Tauſende von National-Gardiſten, welche den König durchaus bis Paris geleiten wollten, vor uns einen undurchdringlichen Wall bildeten. Da ich vorausſah, daß dieſe Hinderniſſe immer mehr zunehmen würden, hatte ich deswegen an Herrn von Lafayette geſchrieben; der General ſandte mir Curmer, einen ſeiner Adjutanten, um mich zu benachrichtigen, daß er mir eine Abtheilung der Pariſer National-Garde unter dem Befehle meines Bruders, des Major Dumas de St. Marcel, und hundert Mann der berittenen Garde, angeführt von Herrn Cottin, entgegenſchicke.

Die Reiterei-Abtheilung langte vor der Infanterie an und ſtieß zwiſchen Livry und Bondy zu mir. Faſt in demſelben Augenblicke ſtürzte ein Aufrührer-Haufe aus dem Walde an der linken Seite des Weges hervor, drängte ſich zwiſchen die National-Gardiſten, welche den Wagen umringten, umzingelte ihn ſchnell, und heftige Schmähungen ausſtoßend, drohte er, denſelben zu zertrümmern. Vergebens ſtieß man dieſe Leute zurück; ſie krochen unter den Pferden und zwiſchen den Rädern durch. Barnave ſtürzte ſich aus dem Wagen und rief mir zu: „Denken Sie daran, Oberſt, daß Sie mit Ihrem Kopfe für die Sicherheit der Königlichen Familie haften!“ Durch ſeine Entſchloſſenheit und meine Anſtrengungen wurden die Elenden zurückgeſchreckt; es gelang mir, den Wagen zu befreien. Die ſchlecht angeführte und auseinandergeſprengte Reiterei war mir dabei faſt von keiner Hülfe; aber Delarue und Curmer, welchen ich die Bewachung der beiden Wagenthüren anvertraut hatte, hielten dort mit dem größten Muthe Stand. Zwiſchen Bondy und Paris hatte ich einen neuen Angriff auszuhalten; eine Menge Weiber, wahre Megären, ſtürzten ſich unter die Eskorte und ſtießen ein gräßliches Geſchrei aus. Da gewahrte ich die Infanterie-Abtheilung, welche mir entgegenkam; an der Spitze derſelben befand ſich die Grenadier-Compagnie des Hauptmanns Lefebvre, der ſpäter Marſchall und Herzog von Danzig wurde. Meinen Bruder St. Marcel, der ſich dabei befinden ſollte, hatte Lafayette bei dem Poſten der Tuilerieen an der Gartenſeite zurückbehalten. Die Menſchenmaſſe war ſo angewachſen, die Unordnung nahm ſo zu, daß es mir nicht mehr möglich war, mich dem Wagen Ihrer Majeſtäten zu nähern; auch vernehmbar konnte ich mich nicht mehr machen, ſo war meine Stimme erſchöpft. Es war mir ganz unmöglich, meine beiden Adjutanten von dem Befehl zu benachrichtigen, welchen ich dem Hauptmann Lefebvre ertheilte; dieſer ſollte im Sturmſchritt auf den Wagen los marſchiren, ihn gänzlich befreien und ihn ſo eng als möglich umringen, bis Ihre Majeſtäten an Ort und Stelle angelangt wären. Die Gefahr, welcher die Königliche Familie, trotz meiner Anſtrengungen, ausgeſetzt war, rechtfertigte dieſe Vorſicht. Mein Befehl wurde ſo kräftig ausgeführt, daß mein Adjutant Curmer, der die Wagenthür hartnäckig beſchützte, im Schenkel einen Bajonnetſtich erhielt; mein Schwager Delarue wurde zu Boden geworfen und ſein Pferd verwundet.

Bis zu unſerer Ankunft in den Tuilerieen fand weiter keine Unordnung ſtatt. Bei der Rotunde der Barriere von Pantin hielten wir einen Augenblick ſtill; hier befand ſich Herr von Lafayette mit ſeinem Generalſtabe; ich glaubte meine Sendung nun beendigt und beeilte mich, ihm den Oberbefehl zu übergeben. „Sie irren ſich“, antwortete er, „Ihre Aufgabe iſt noch nicht gelöſt; nach den Worten des Dekretes ſteht die Rückkehr der Königlichen Familie bis zu ihrer Ankunft in den Tuilerieen unter Ihrer perſönlichen Verantwortlichkeit.“

Der General wies mir den Weg über die neuen Boulevards durch die Elyſäiſchen Felder an. Stillſchweigend ſtand die National-Garde zu beiden Seiten aufgepflanzt; Lefebvre's Grenadier-Compagnie geleitete noch immer den Wagen. Ueber den Platz Ludwig's XV. und durch den Garten der Tuilerieen gelangten wir zum Portal des mittelſten Pavillons, wo die Königliche Familie ausſtieg; eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Mitgliedern der National-Verſammlung befand ſich am Fuß der Treppe. Einer von ihnen, der Baron von Menou, nahm den Dauphin in ſeine Arme. Ich war vom Pferde geſtiegen und blieb bei dem Wagen ſtehen, um ſelbſt den drei Leibgardiſten vom Bocke zu helfen und ihren Eintritt in das Schloß zu beſchützen. Geſchrei von ſchlimmer Vorbedeutung hörte man gegen ſie ausſtoßen. Es fand ein kurzer, aber heftiger Kampf zwiſchen den National-Gardiſten und einer Hand voll Schurken ſtatt, die ſich in ihre Reihen gedrängt hatten. Die Wüthenden packten einen der Leibgardiſten und mißhandelten ihn; die, welche zu ſeiner Hülfe herbei eilten, wurden ebenfalls angegriffen; mir wurde, wie ihnen, Hut, Degengehenk und Scheide abgeriſſen und meine Kleider zerſetzt. In dieſem Aufzuge ging ich zum Könige. Madame Eliſabeth kam ſelbſt in den Saal der Garden, um dem mißhandelten Leibgardiſten beizuſtehen und ihn verbinden zu laſſen. Man führte mich in das Kabinet des Königs, wo ich ſchon die drei Kommiſſarien vorfand. Ich entſchuldigte mich, in ſolcher unordentlichen Verfaſſung vor Seiner Majeſtät zu erſcheinen, und bat dringend, den Gefühlen der Hochachtung und Treue, mit welchen ich meine Pflicht und den ehrenvollen Auftrag, über die Sicherheit der Königlichen Familie zu wachen, erfüllt hätte, Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Der König, die Königin und Madame Eliſabeth beehrten mich mit Beweiſen ihrer Güte und äußerten ſich ſehr zufrieden mit meinem Betragen. Selbſt die ſchwärzeſten Verleumdungen, welche ihre falſchen Freunde über mich verbreiteten, haben die dankbare Erinnerung an jenen Augenblick nicht aus meiner Seele getilgt. In verſchiedenen Schmähſchriften, Denkwürdigkeiten und lügneriſchen Dokumenten ſteht geſchrieben, daß ich die drei Leibgardiſten hätte feſſeln laſſen; aus dem einfachen vorſtehenden Berichte kann man erſehen, ob ich es an Vorſicht, Sorgfalt und Rückſicht habe fehlen laſſen, um die Abſichten Ihrer Majeſtäten und der Madame Eliſabeth gegen dieſe edelmüthigen Diener zu erfüllen.

Während wir uns im Kabinet des Königs befanden, wurde der General Lafayette, deſſen Leben die Abreiſe des Königs nicht wenig gefährdet hatte, gemeldet und vorgelaſſen; er wollte die Befehle des Königs über die Ausführung des Dekretes einholen, welches auf den von Thouret im Namen des Verfaſſungs-Ausſchuſſes erſtatteten Bericht in Betreff der Bewachung und Sicherheit des Königs und der Königlichen Perſonen, für die der General zu haften hatte, von der National-Verſammlung erlaſſen worden war. Lafayette entledigte ſich ſeines Auftrages mit vieler Würde und ertrug mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe den kalten und verächtlichen Empfang der Königin. Ich begleitete die drei Kommiſſarien in die National-Verſammlung, in der damals Herr von Beauharnais präſidirte, und nachdem ich die Rechenſchaft, welche ſie über ihre Sendung ablegten, mit angehört hatte, zog ich mich zurück.

Durch die Ermüdung, die Angſt und die Qual, welche ich während dreier ruhe- und ſchlafloſen Tage und Nächte erduldet hatte, waren meine Kräfte ganz aufgerieben. Mir ſelbſt wiedergegeben, verfiel ich in einen beunruhigenden Zuſtand von Abſpannung und Aufgeregtheit; man brachte mich aufs Land, wo die zarten Sorgen meiner Schwiegermutter und meiner Frau und die Liebkoſungen meiner beiden liebenswürdigen Töchter den Folgen einer bösartigen Entzündung vorbeugten und meiner Seele die Ruhe wiedergaben. Welche Kataſtrophe, welcher Anblick, Frankreichs Königliche Familie ſo vor den Augen des Volks alles Glanzes der Größe und der Macht beraubt zu ſehen! Im moraliſchen wie im phyſiſchen Leben der Geſellſchaft treten zuweilen Ereigniſſe ein, welche die ganze Ordnung umkehren, das Gleichgewicht ſtören und deren Folgen keine Weisheit und keine Vernunft abwehren kann, eben ſo wenig wie die Hand des Menſchen im Stande iſt, die Spuren der Erderſchütterungen zu tilgen und die zerſprengten Maſſen wieder an ihren alten Platz zu ſtellen.

Bibliographie.

De la phrénologie, du magnétisme et de la folie. — Von Azaïs. 2 Bände. 15 Fr.

Le code de l'officier, contenant les lois et ordonnances constitutives des armées de terre et de mer etc. — Von Durat Laſalle. 15 Fr.

Lettres inédites de Marie Stuart, accompagnées de diverses dépêches et instructions. 1558 — 1587. — Herausgegeben vom Fürſten A. Labanoff. 7½ Fr.

Les sept sièges de Lille. — Die Geſchichte dieſer Belagerungen nebſt Planen, Karten ꝛc. aus der Zeit von 1667, 1708 und 1792. Von Brun-Lavainne und Elie Brun. 8 Fr.

Digitized by Google

J t a l i e n.

Margherita Puſterla, Roman von Ceſare Cantù.

Ceſare Cantù, deſſen Neigung anfänglich nur der Poeſie zugewandt ſchien, widmete ſich im reiferen Alter mit ganzer Seele den hiſtoriſchen Studien. Seine Geſchichte der Landſchaft Como, des Kantons Teſſin und des Veltelin (Valtelino), ſo wie ſeine pragmatiſchen Beobachtungen über den Zuſtand der Lombardei im 6ten Jahrhundert, waren nur leichte Vorſpiele zu einem Rieſenwerke, der Hiſtoriſchen Encyklopädie, an welcher er jetzt vorzugsweiſe thätig iſt. Als eine Frucht ſeiner Erholungsſtunden darf man den Roman „Margherita Puſterla“ betrachten, durch welchen Herr Cantù beweiſt, daß ſeine ſtreng wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen ihn dem Gebiete der Phantaſie noch nicht entfremdet haben.

Im erſten Kapitel machen wir mit den vornehmſten Helden des Romans Bekanntſchaft. Mailändiſche Ritter kehren von einem Turniere, das bei Mantua ſtattgefunden, ſiegreich in ihre Heimat zurück. Einige Worte, die Fürſt Luchino und Einer von ſeinem Hofgeſinde, Namens Ramengo, in Betreff der ſchönen und tugendhaften Margherita mit einander wechſeln, enthüllen uns gleich den Grund, auf welchem das Gemälde ins Leben treten ſoll. Margherita's Gatte wird ungehalten darüber, daß der Fürſt das Geſpräch ſo oft auf ſeine Frau lenkt; als ihm aber Luchino eine politiſche Sendung an Maſtino della Scala, den Gebieter von Verona, anvertraut, trägt doch der Ehrgeiz über dir Eiferſucht den Sieg davon. Einige haben dieſen Uebergang zu ſchroff gefunden; aber Franceſco Puſterla beurkundet ſich im ganzen Verlaufe der Erzählung als einen Mann von ſo überwiegendem Ehrgeize, daß man nicht ſagen kann, dieſe Leidenſchaft ſey hier unnatürlich gemalt.

In Franceſco's Abweſenheit bietet Luchino alle Künſte der Verführung auf, um die keuſche Margherita in ſein Netz zu locken. Ein gewiſſer Alpinolo, der im Hauſe Puſterla erzogen worden und ſeine ganze, jedes Opfers fähige Anhänglichkeit nur dieſer Familie gewidmet, begiebt ſich nach Verona und ſetzt ſeinen Herrn von dem ruchloſen Vorhaben des Fürſten in Kenntniß. Franceſco verläßt ſogleich Verona, um die ſeinem Hauſe drohende Beſchimpfung nicht bloß abwenden, ſondern, wo möglich, auch rächen zu können.

Unterdeß findet die bedrängte Margherita Troſt und Erſtarkung in ihrem kleinen blondlockigen Venturino, dem ſie heilſame mütterliche Lehren giebt. „Eine Mutter, die ihr Kind beten lehrt, iſt das erhabenſte und liebreizendſte Bild, das man ſich denken kann. In ſolch' einem Augenblicke iſt das Weib allem Irdiſchen entrückt und gleicht den Engeln, die uns als ſchützende Begleiter durchs Leben führen. Dem Kinde aber prägt ſich mit der Vorſtellung von ſeiner Mutter auch das Gebet ein, das ſie ihm beigebracht, die Anrufung des Vaters, der im Himmel iſt. Wenn die Lockungen der Welt den noch zarten Jüngling vom Rechten und Guten ablenken wollen, findet er Muth, ihnen zu widerſtehen, indem er den Vater anruft, der im Himmel iſt. Er kommt unter die Menſchen — er findet die Tugend verkannt, großmüthiges Vertrauen getäuſcht, Betrug unter der Larve der Ehrlichkeit, glühende Feinde und laue Freunde — er ſchaudert und könnte der Menſchheit fluchen; allein er erinnert ſich des Vaters, der im Himmel iſt. Wenn die Welt ihn jemals umgarnt, wenn das Gemeine, das Unedle jemals bei ihm ſich regen will, ſo lebt noch im Grunde ſeines Herzens eine ernſt mahnende Stimme, die Stimme der Mutter, welche ihn das Gebet zum ewigen Vater gelehrt. So wandelt er durchs Leben, und noch im letzten Kampfe, wenn Alles ihn verläßt und nur ſeine Werke ihn begleiten, richtet er ſeine Gedanken auf die Tage der Jugend — er denkt an ſeine Mutter und ſtirbt mit freudigem Vertrauen auf den Vater, der im Himmel iſt.“

Von einem unnennbar lieblichen Bilde, von dem Gefühl einer troſtreichen Wahrheit, die unſere Seele ſtärkt und erhebt, werden wir in eine wildbewegte Scene verſetzt, wo man furchtbare Pläne gegen den Gebieter von Mailand ſchmiedet, die recht charakteriſtiſch darthun, daß, wenn ein gemeinſchaftliches Ziel erreicht werden ſoll, die meiſten Betheiligten nur dem Antriebe ihres Egoismus folgen und nur an Befriedigung ihres beſonderen Intereſſes denken.

Eine glühende jugendliche Seele, die noch keine bittere Täuſchungen erlebt hat, glaubt ſo leicht, in dem Herzen Anderer vollen Anklang zu finden! Alpinolo, der den Puſterla's recht viele Gönner gewinnen möchte, verdirbt ihre Sache damit, daß er einem Ramengo ſein Vertrauen ſchenkt. Dieſer gehört zu denjenigen Menſchen, die ohne Haß und Mißgunſt nicht leben können; er verabſcheut die Puſterla's, weil ſie ihm Gutes erwieſen haben, und heuchelt ihnen ſklaviſche Ergebenheit, weil er hofft, daß ſie ihm künftig noch ſehr nützlich werden können. Vor Allem möchte dieſer heimtückiſche Menſch an Franceſco Rache nehmen, von dem er ohne zureichenden Grund argwöhnt, daß er ſeine Frau verführt habe, deren rührende Geſchichte, beiläufig bemerkt, eine ſehr anziehende Epiſode bildet. Er bemüht ſich vergebens, die edle und gemüthvolle Margherita zum Falle zu bringen; und als ihm dies nicht gelingen will, offenbart er dem Fürſten Luchino aus Rache die Verſchwörung, die man gegen ihn angezettelt hat.

Sogleich werden Verhaftbefehle erlaſſen; Franceſco Puſterla gelingt es, mit ſeinem kleinen Sohne der Rache Luchino's zu entfliehen, und die arme Margherita wird in ein Gefängniß geworfen, wo „jedes Geräuſch eine eiſig kalte Hand iſt, die ihr das Herz zuſammenpreßt — jeder Zug an der Glocke ein Meſſerſtich.“

„Nur die Hoffnung, die im Buſen des Unglücklichen ein Naturtrieb, kein berechnendes Gefühl iſt, gab Margareten dann und wann einen vorübergehenden Troſt. In den erſten Tagen glaubte ſie, das Verfahren Luchino's ſey eine bloße Demonſtration, ein grauſamer Scherz, um ſie zu ſchrecken und ihren Eigenſinn zu bändigen. Morgen — ſo ſpricht ſie zu ſich ſelbſt — morgen wird man kommen und mich frei laſſen; womit habe ich's denn verſchuldet, daß ich hier einſam ſchmachten ſoll? Aber nur zu bald kommen ihr Luchino's andere Ruchloſigkeiten ins Gedächtniß. Dann tröſtet ſie ſich wieder mit den Betrachtungen: Iſt Luchino nicht bei allen Bürgern verhaßt? Hat er dieſem Volke nicht alle ſeine Freiheiten geraubt? Sieht es nicht knirſchend, wie Er allein die Früchte ſeines Schweißes und Blutes genießt? Mein Franceſco dagegen, iſt er nicht von Jedem geliebt und geehrt? Wie vielen Armen hat unſere Familie aus der Noth geholfen! wie vielen Bedrückten die Hand gereicht! Mit welcher Entrüſtung wird man in der ganzen Stadt vernehmen, was Luchino uns angethan? Gewiß hat dieſe neue Frevelthat das Maß der Geduld voll gemacht: man greift zu den Waffen — man kämpft — ſeine nichtswürdigen Anhänger verſtecken ſich aus gerechter Scham, aus Furcht vor der ſchrecklichen Rache des Volkes: nur feile Söldner vertheidigen ihn mit gemietheten Lanzen — die gerechte Sache bleibt Siegerin: Luchino muß fliehen; die Stadt iſt wieder frei — man entriegelt die Gefängniſſe unter dem Beifallsjauchzen des Volkes — Franceſco ſtürzt in meine Arme! O ſeliges Wiederſehen nach ſo vielen Gefahren, nach ſo herben Prüfungen — o beneidenswerthes Glück, die Befreiung des Vaterlandes veranlaßt zu haben!“

(Schluß folgt.)

M a n n i g f a l t i g e s.

— Adriano Balbi. Gegen dieſen Italiäniſchen Geographen, deſſen vielverbreitetes Handbuch der Geographie auch in Deutſchland manchen wohlbegründeten Tadel gefunden, befindet ſich im neueſten Hefte der Revue des deux Mondes ein geharniſchter Artikel von Louis Reybaud. Nachdem der „Erdkunde“ unſeres Ritter, von welcher der Anfang einer Franzöſiſchen Bearbeitung durch die Herren Buret und Deſor bei Paulin in Paris erſchienen iſt, die verdiente Würdigung widerfahren, werden die ungeheuren Prätenſionen, mit denen Herr Balbi in der Einleitung ſeines großen Werkes hervortritt, in ſehr beſcheidene Schranken zurückgewieſen. Herr Reybaud behauptet und ſucht zu beweiſen, daß das Gute an dem Balbiſchen Werke nichts weiter als Compilation ſey, während alles Eigene, Neuhinzugekommene der ſtichhaltigen Kritik ganz entbehre. Namentlich ſollen die meiſten ſtatiſtiſchen Angaben entweder geradezu falſch, wie dies durch mehrere Beiſpiele aus dem Frankreich betreffenden Theile erläutert wird, oder auf willkürliche Annahme, auf ein Juste-milieu zwiſchen zwei divergirenden älteren Angaben, begründet ſeyn, wie dies namentlich in Aſien, ſo wie überhaupt in entfernten minder bekannten Weltgegenden, von Hrn. Balbi häufig angewandt wird. Sprachkenntniſſe werden dem Verfaſſer, außer dem Italiäniſchen, das ihm freilich gerade in der geographiſchen Wiſſenſchaft unſerer Zeit vom allergeringſten Nutzen ſeyn kann, ganz und gar abgeſprochen, und doch hat Herr Balbi ſeinen „Abrégé de Geographie“ nicht bloß Franzöſiſch, ſondern ſogar mit dem augenſcheinlichen Beſtreben abgefaßt, ſeinen eigenen Styl, wie Monteſquieu und Büffon, zu ſchreiben. Kaum daß dem fleißigen Notizen-Sammler Vollſtändigkeit oder ſyſtematiſche Ordnung zugeſtanden wird! Wir ſind weit entfernt, das Werk des Herrn Balbi für eine geographiſche Bibel zu halten, wie er es ſelbſt irgendwo bezeichnet, aber wir möchten doch andererſeits in dem großen buchhändleriſchen Erfolg, den das Buch in Frankreich gehabt, ein Motiv mehr erblicken, weshalb die über ſolche Erfolge der Ausländer immer etwas verdrießlichen Franzöſiſchen Gelehrten den Italiäner mit um ſo ſtrengerer Kritik verfolgen.

— Courszettel des literariſchen Markts. Ein kleines Franzöſiſches Journal giebt über den gegenwärtigen Stand des Ruhmes der bekannteſten Franzöſiſchen Schriftſteller folgenden Bericht: „Eben ſo wie man an der Börſe die Waarenpreiſe und die Actien notirt, haben wir die literariſchen Stocks folgendermaßen im Publikum bezeichnet gefunden: Der Soulié erhält ſich gefragt; der Sand iſt im Weichen; der Balzac ſteht auf Pari; der Karr iſt etwas flau; der Brot angeboten; der Charles de Bernard begehrt; für Scribe iſt per Caſſa Geld, auf Zeit jedoch viel Brief; Theophil Gautier iſt nicht preishaltend; Alex. Dumas fängt an, nachzulaſſen, und im Nodier iſt das Geſchäft jetzt ſehr ſtill.“

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 11. Berlin, Freitag den 25. Januar 1839.

Spanien.

Die Spaniſchen Theater.

Nach der Schilderung eines Franzoſen.

Es giebt kein Land in Europa, deſſen Bewohner für Eindrücke ſo empfänglich, nach Aufregung ſo begierig und ſo ſchauluſtig wären, wie die Spanier. Das Schauſpiel iſt für den Spanier ein Bedürfniß; es gehört zu den Bedingungen ſeines Lebens wie die Olla podrida und die Zigarette; für die Regierung iſt es ein Mittel, das Volk im Zaum zu halten, eine Bürgſchaft und Gewähr für ihre Dauer. Bei dem jetzigen Zuſtande von Spanien iſt es Sache einer weiſen Politik, in den großen Städten für Schauſpiele zu ſorgen. Der einzige Augenblick des Tages, wo der Spanier nicht konſpirirt oder von Politik träumt, iſt die Zeit des Schauſpiels. Von ſechs Uhr Abends bis eilf ſchließt er Waffenſtillſtand mit den Parteien, mit den Regierungsfragen und mit den Verfaſſungsſtreitigkeiten.

Selten kömmt es vor, daß in Spanien eine Emeute am Abend angezettelt wird oder ausbricht. Der Tag iſt in dieſem Lande weder der Arbeit, noch den Geſchäften, noch dem Handel geweiht, ſondern wird mit politiſchen Geſprächen, mit Beurtheilung aller Handlungen der Regierung und mit Anſtiftung von Verſchwörungen hingebracht. Verſammlungen, welche aus den aufgeklärten Leuten des Ortes beſtehen, werden täglich auf dem Hauptplatze oder Spaziergange jeder Stadt abgehalten. Iſt das Wetter kalt oder regnicht, ſo laſſen ſich die politiſchen Kannengießer dadurch keinesweges auseinandertreiben; ſie begeben ſich dann in eine Schenke, und dort wird über die wichtigſten Fragen debattirt, dort macht man unter Tabacksqualm republikaniſche, Karliſtiſche und Juſte-Milieu-Politik. Man ſchmiedet Komplotte und trinkt Eis-Orangeade.

In Saragoſſa, der patriotiſchſten und verſchwörungsſüchtigſten Stadt, ſieht man täglich in der ſchönen Allee des Corſo die Einwohner, gruppenweis vereinigt, lebhaft über Verfaſſung, Finanzen und Kriegskunſt verhandeln. Die Puerta del Sol in Madrid gleicht einem Ameiſenhaufen. Man ziſchelt, murmelt, flucht und zettelt Verſchwörungen an. Das „Neue Kaffeehaus“ der Hauptſtadt iſt der Sammelplatz von Politikern, welche Miniſterien bilden und auflöſen, über das Verfahren der Regierung, die Operationen des Oberbefehlshabers, Cabrera's Gegenmärſche, Mendizabal's Finanz-Syſtem und die Winkelzüge des Herrn von Fezenſac raiſonniren. Mit einem Worte, die Verſchwörungsſucht iſt allgemein vorherrſchend. Sobald aber der Abend anbricht, verſchwindet wie durch Zauberei dieſe ganze aufrühreriſche Menge von den Spaziergängen und aus den Kaffeehäuſern, um ſich in die Theater zu begeben. Eines ſchönen Tages wäre beinahe durch eine Verſchwörung der Descamiſados über Madrid und ganz Spanien eine furchtbare Kataſtrophe hereingebrochen, wenn die Verſchwörer nicht die Ausführung ihrer Pläne auf den folgenden Tag verſchoben hätten, um einer Aufführung der „Verſchwörung zu Venedig“ von Martinez de la Roſa oder des „Maſaniello“ beizuwohnen; ſo ließen ſie der Polizei Zeit, dem Komplott auf die Spur zu kommen und die Verſchwörer bei Tagesanbruch in ihren Betten zu verhaften.

Das beliebteſte Schauſpiel in Spanien iſt, wie man weiß, das Stiergefecht, die Corrida de Toros. Der kleinſte Spaniſche Flecken hat ſeinen Cirkus für die Stiergefechte, der den Namen Plaza de Toros führt. In den großen Städten finden dieſe Schauſpiele zweimal wöchentlich ſtatt, in den kleinen Oertern hingegen nur monatlich zweimal. In Madrid ſieht man heutigen Tages die ſchönſten Stiergefechte. Bei Lebzeiten König Ferdinand's waren in der Arena von Aranjuez, einige Meilen von Madrid, die berühmteſten Corrida's, jetzt aber befinden ſich die geſchickteſten Toreador's in der Hauptſtadt, und die muthigſten Andaluſiſchen Stiere werden für die Gefechte aufbewahrt, welche die Königin-Regentin von Spanien mit ihrer Gegenwart beehrt. In Spanien ſpricht man über die Stierkämpfer wie in anderen Ländern über die Schauſpieler. Das Handwerk dieſer Stiertödter glänzt da in einer Berühmtheit, wie ſie in den Augen des Volkes nicht den größten Männern zu Theil wird, welche ſich in der Politik oder in den ſchönen Künſten auszeichnen. Kein Name iſt bekannter und gefeierter, als der der beiden erſten Kämpfer der Hauptſtadt, des Torreador Montes und des Pikador Sevilla. Ihre Namen leben in Aller Mund, ihre lithographirten Abbildungen hängen in allen Läden, Sälen und Dachkammern.

Gewöhnlich geht das Stiergefecht Nachmittags vor ſich; dann iſt Feſttag in Madrid. Mittags verläßt der Handwerker ſeine Werkſtatt, der Schreiber ſein Büreau, der Student ſeine Bücher und die Griſette ihre Dachkammer. Die ganze Bevölkerung wallt nach dem ſchönen Alcala-Thore, neben welchem ſich der Stierplatz befindet. Unerhört iſt der Zudrang des Pöbels zu dieſem Schauſpiel; es giebt keinen noch ſo elenden Lumpenſammler, keine noch ſo arme Arbeiterin, die nicht das Eintrittsgeld zu erſchwingen ſuchten; der Handwerker verſetzt deshalb ſein letztes Werkzeug, die Griſette ihr letztes Hemd, und Viele legen ſich mit leerem Magen zu Bett, weil ſie ihren letzten Heller dafür hingegeben.

Die Grandezza, die Edelleute des Hofes und die Königin ſelbſt beehren faſt immer die Stierkämpfe mit ihrer Gegenwart. Es würde etwas an der Feierlichkeit des Schauſpiels fehlen, wenn der Herrſcher nicht dort wäre, um durch ſeine Beifallsbezeigungen die geſchickten Toreador's anzufeuern. Die Königin Chriſtine liebt aber auch dieſe Kämpfe über alle Beſchreibung und ſchaut mit wahrem Vergnügen in Geſellſchaft ihrer Königlichen Tochter Iſabella den glänzenden Corrida's der Hauptſtadt zu.

Madrid beſitzt vier Schauſpielhäuſer: das Theater del Prinzipe (Königliches Theater), das Theater de la Cruz, das Theater de la Calle de la Sarten und das Theater del Oriente; letzteres iſt das größte von allen und eben erſt beendigt. Das Königliche Theater und das del Oriente feſſeln allein die Aufmerkſamkeit, die beiden anderen, obſchon ſie in den belebteſten Vierteln Madrids ſtehen, ſehen mehr wie bürgerliche Wohnhäuſer als wie Theater aus. Die Vornehmen beſuchen nur die beiden erſteren Theater, in den anderen verſammelt ſich, von den niedrigen Eintrittspreiſen angezogen, die gewöhnliche Volksklaſſe. Das Theater del Oriente, das, dem Königlichen Palaſte gegenüber, am äußerſten Ende von Madrid liegt, iſt eine ungeheure mit kleinen Fenſtern beſäete Maſſe und hat beinahe das Anſehen eines Speichers. Der Baumeiſter, dem man die Aufführung des Gebäudes anvertraute, ſoll, wie man verſichert, nach Pariſer Vorbildern ſich gerichtet haben; der Unglückſelige hat aber ganz vergeſſen, daß bei einem Gebäude dieſer Art der Geſchmack, wenn nicht die Kunſt, verlangt, daß die Façade mit einem von hohen Säulen getragenen Periſtyle geſchmückt und daß der Haupteingang wenigſtens ſo hoch und ſo breit wie ein Thorweg ſey. Nichts iſt in der That lächerlicher als der Anblick einer ſo ungeheuren Maſſe, deren Façade nur mit einigen Fenſtern, einer kleinen Thür, die den Eintretenden zu erdrücken droht, und vier elenden an die Mauer gequetſchten Säulen verziert iſt, die ſich ordentlich zu ſchämen ſcheinen, daß ſie hier wie aus Barmherzigkeit angeklebt worden. Das Theater iſt auf dem großen Schloßplatze an der Stelle aufgeführt, wo noch die Trümmer der von Joſeph unternommenen Bauten umherlagen, die zum Zweck hatten, Madrid mit einem Königlichen Palaſte auf Pariſer Art auszuſtatten. Dieſer von herrlichen Gebäuden umgebene Platz, an deſſen einem Ende das impoſante viereckige Schloß ſteht, welches man zur Ehre der an ſchönen Denkmälern eben nicht reichen Hauptſtadt beſonders hätte achten ſollen, wurde unbarmherzig hingeopfert, indem man mitten auf ihm einen fünfeckigen Bau von übertriebener Ausdehnung aufführte, dadurch die ſchöne Façade des Palaſtes verdeckte und die Harmonie zerſtörte, die hier durch die Vereinigung der prächtigſten Gebäude Madrids hervorgebracht wurde.

Das Theater del Prinzipe empfiehlt ſich am meiſten durch ſein künſtleriſches Verdienſt; da werden die beſten Stücke durch die vorzüglichſten Künſtler aufgeführt. Man giebt darin abwechſelnd komiſche und heroiſche Opern, Dramen, Vaudevilles und Ballets. In der Oper wird immer Italiäniſch geſungen; man giebt Norma, Anna Boleyn, die Puritaner, den Barbier von Sevilla, die Montecchi und Capuletti, Don Juan und andere Opern mehr. Die Sänger ſind ziemlich gut für ein Land, in welchem das Verdienſt ſo wenig geachtet und ſo ſchlecht bezahlt wird, und wo man, was auch die Romanſchreiber darüber ſagen, nichts weniger als muſikaliſch iſt. Man hört in den Straßen von Madrid nichts von jenen durch die Dichter erſchaffenen

Digitized by Google

Minneſängern, die im Mondenſchein oder im Schnee umherwandeln, unter den Balkonen ihrer Kaſtilianiſchen Gebieterinnen Serenaden bringen und die Luft mit ihren ſüßen von der Mandoline begleiteten Geſängen erfüllen. Dieſe harmoniſche Mandoline iſt nichts als eine Guitarre ohne Boden, mit zwei quitſchenden Darmſeiten beſpannt; die nächtlichen Minneſänger ſind Gallego's, eine Art Auvergnaten, welche mit einem Stücke Holz auf den Darmſaiten der Guitarre umherkratzen und Almoſen, wenn nicht gar die Börſe, verlangen. Nun ſage man noch, daß der Spanier ein geborener Muſiker ſey.

Die Schweſter der unvergleichlichen Griſi gab vor einiger Zeit die Hauptrolle in Anna Boleyn; ſie war die Perle des Theaters und gefiel außerordentlich; andere nicht ſo ausgezeichnete Sängerinnen wie ſie, doch mit recht hübſchen Stimmen ausgeſtattet, traten mit Beifall in den Hauptrollen der vorhin angeführten Opern auf. Was die Sänger anbetrifft, ſo verdient nur ein einziger genannt zu werden, ein Franzoſe, der ſeinen Namen italiäniſirt und durch dieſe Liſt, ſo wie durch ſeine glückliche Italiäniſche Ausſprache und ſein Talent, es dahin gebracht hat, als Kind Italiens mit Beifall überſchüttet zu werden; wahrſcheinlich iſt er auch jeden Augenblick darauf gefaßt, Zeugniſſe vorzulegen, die ſeine Siege auf den großen Theatern Mailands und Neapels beſtätigen, die er doch wohl nie mit einem Fuß betreten hat.

Die Italiäniſche Oper wird wenig beſucht; bei einer Vorſtellung der Norma und der Stummen von Portici zählte ich nur ungefähr 30 Perſonen im Theater del Prinzipe. Entſteht dieſe Gleichgültigkeit gegen die Italiäniſche Muſik daher, weil dieſe Art nicht in Spanien gefällt, oder weil ſie ſchlecht ausgeführt wird? Keinesweges, der Spanier liebt weder Italiäniſche, noch Franzöſiſche Muſik, er iſt eben ſo gleichgültig gegen Norma wie gegen die weiße Dame, gegen Bellini und Roſſini, wie gegen Auber und Boyeldieu. Der Spanier liebt eine Bolero- oder Fandango-Melodie, eine patriotiſche Hymne mit Caſtagnetten- und Tambourin-Begleitung, auf einer Lyer in einem Kaffeehauſe ausgeführt; ſpielet ihm ſonſt etwas vor, und er wird gähnen, er wird die ſchönſte Muſik, wie er ſich ausdrückt, al carajo wünſchen. Die Spaniſche Oper, die man in Madrid nicht kennt, ſoll in Sevilla, Cadix und Malaga mit großem Beifall aufgeführt werden. Die beliebteſten Franzöſiſchen Opern werden, ins Kaſtillaniſche übertragen, ebenfalls nur in dieſen drei Städten Spaniens gegeben. (Schluß folgt.)

Italien.

Römiſche Berichte eines Deutſchen.

I.

1. Dezember 1838.

Politiſche Offenbarungen irgend einer Art, wie ſehr auch in den gegenwärtigen Verhältniſſen Anlaß zu ſolchen zu liegen ſcheint, dürfen doch von hier aus am wenigſten erwartet werden, ſchon aus billiger Erwägung eben dieſer Verhältniſſe. Es iſt aber auch einzugeſtehen, daß wir hier in Bezug auf Fragen, die für uns mehr oder minder ſogenannte Lebensfragen ſind, ſpäter vermuthlich, als Ihre Leſer, Furcht oder Hoffnung ſchöpfen, denn unſer Bronn ſpringt nirgend als in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Wer vollends über hieſige Stimmung und allgemeine Meinung, über wichtige öffentliche Angelegenheiten Aufſchluß verlangte, der ginge aufs Fiſchen im Sande aus und verlöre ſich in ein Feld, darauf nicht der Kaiſer nur, nach dem Sprüchwort, ſondern ſelbſt auch die Kirche kein Recht mehr zu haben wüßte. Dieſe Römiſchen Mittheilungen, deren ſich hiermit eine kleine Folge ankündigt, thun deshalb ein wenig verſchämt und wollen ſich nicht ins Freie wagen, ohne zuvor wegen einiger Zugeſtändniſſe kapitulirt zu haben. Es möge ihnen zu Gute gehalten werden, wenn ſie allerlei Trivialitäten des Tages mit einſchwärzen. Vielleicht wird wegen deſſen Entſchuldigung nicht einmal begehrt. Denn es gilt ja nicht eine umfaſſende Charakteriſtik, welche ſich allerdings von der Phyſiognomie einer Stadt nicht geben läßt, ohne ihre feſten Formen, ihre Natur- und Exiſtenzverhältniſſe zu ſchildern. Es iſt vielmehr um Skizzen deſſen zu thun, das man ihr Temperament nennen könnte, und dies giebt ſich in ihrem Mienen- und Geberdenſpiel zu erkennen, in den leichten und flüchtigen Erſcheinungen auf der Oberfläche ihres Geſammtlebens. Es möge jedoch auch erlaubt ſeyn, des alten Roms und ſeiner Trümmer-Herrlichkeit wenigſtens nicht zu ſchweigen, wiewohl ſich Neues darüber, wenn nicht etwa durch Zufall das Reſultat einer neueſten Ausgrabung, ſchwerlich wird beibringen laſſen.

Neues überhaupt, wer wollte es in Rom ſuchen, wer von dort dergleichen erwarten? Alte, ausgefahrene Geleiſe ſind es, in denen der Wagen des bürgerlichen und religiöſen Lebens kreiſt, darin dem Sonnenwagen ähnlich, daß er Tag für Tag durch undenkliche Zeiten die feſte, gemeſſene und immer, ſelbſt in Umwölkung noch, leuchtende Bahn mißt, auch darin, daß er im Jahreslauf den regelmäßig wiederkehrenden Cyklus von Zeiten und Feſten durchläuft, und darin, daß er fürwahr in Lüften geht; denn wer möchte es für eine Fahrt auf dem Boden dieſer unſerer heutigen Wirklichkeit erkennen? Dabei kann ſich, wer will, noch einfallen laſſen, daß die Sonne, die in Wahrheit ſtillſteht, nur zu gehen ſcheine. Es grüßt uns das alte, aus unzähligen Portraiten längſt bekannte Geſicht, wenn wir Rom zum erſtenmal ſehen; aber es verlohnt ſich, trotz Nicolai, doch des Sehens. Und wenn auch Vieles ganz unbeſtreitbar eben ſo iſt, wie bei uns zu Lande, z. B. daß die Sonne nicht Morgens unter- und Abends aufgeht, und daß die Bäume nicht in der Luft wachſen und die Häuſer nicht auf dem Dache ſtehen, ſo hat man doch, trotz Nicolai, einige Annehmlichkeiten voraus, wie etwa, daß man am 1. Dezember unter den Roſengebüſchen und blühenden Orangen der Villa Mattei (Godoy) im Frack ſpazieren gehen und Veilchen ſuchen oder die Sonne hinter den Thermen Antonin's untergehen ſehen und dabei ſich auch die Zähne ſtochern kann vom Mahle, welches im Falcone (piazza d. Eustachio No. 56), trotz Nicolai, gut und gar nicht theuer iſt. Ja, ſey auch Alles hier das Alte und dies Alte längſt und unzählige Male geſchildert und beſchrieben, zum Glücke für den neuen Beſchreiber iſt hier das Alte immer neu und friſch, eine kräftige Wurzel, aus der ein luſtig grüner Aufſchlag in unermüdlichem Keimen hervorbricht; das Alte iſt hier wirklich noch lebendig, und die alte Roma iſt auch in dieſer Weiſe immer noch die Ewige. Die Elemente, Kräfte und Triebe, aus welchen und innerhalb deren dies in ſich ſelbſt gegründete und beſchloſſene Leben verläuft, ſind ſo harmoniſch gemiſcht und vertheilt, ſo richtig gegen einander abgewogen und ſo fein gegliedert, daß kein Feindliches, kaum irgend ein Hemmendes ſich einzukörpern und, wo es irgendwo beſtände, ſich geltend zu machen vermag.

Und wie in der äußeren Geſtalt der Stadt mit den bewohnten Straßen die Ruinen, mit den vom Verkehr des Tages erfüllten Vierteln die Einſamkeiten der Weinberge, und mit dieſen wiederum die Ruinen, und mit dem Allen überall verſtreut unzählige Kirchen ſich verweben und zu einem in der Welt gewiß einzigen Geſammtbilde verſchmelzen, ſo fließt das eigenthümliche Leben der Stadt aus geſunder und üppiger Natürlichkeit, aus Reſten antiker Sitte, vom Chriſtenthum gewandelt, aus einer in jedem Sinne abgeſchiedenen Gelehrſamkeit, aus halbvergorenen modernen Stoffen und aus dem alles dies durchdringenden Aether der frommen Devotion wunderbar zuſammen, indeſſen gar viel Fremdenwirthſchaft ſtets oben auf, doch immer fremd gehalten und eben nur oben auf ſchwimmt. Die inneren Gegenſätze, ſo ſchroff ſie ihrer Natur nach, und dieſe mit dem Maßſtab unſerer nordiſchen Natur gemeſſen, ſcheinen mögen, ſie kommen in ſo ſanften Uebergängen zu einander, daß auch wir Barbaren nicht einmal uns zum Erſtaunen berufen finden, vielmehr ganz gemächlich mit dem Strome treiben. Es macht ſich ſehr von ſelbſt, daß gerade auch dieſe erſten Berichte gleich unter der Influenz ſolcher behende in einander rinnenden Doppelſterne ſtehen. Die Theater-Saiſon iſt nämlich zu Ende gegangen, indem wir unvermerkt in die Adventszeit eingetreten ſind. Die Pifferari, welche noch Jahr für Jahr die alte Freude der Hirten bei der Krippe des Chriſtkindes hier erneuern, haben ſchon längſt von vorläufigen Locktönen und von den originellſten Dudelſack- und Klarinett-Paſſagen die Straßen erſchallen laſſen, während die letzte Oper des Jahres und der letzte diesjährige, vielleicht, wie man fürchtet, überhaupt der Schwanengeſang der beliebten Griſi die muſikaliſchen Enthuſiaſten im Theater della Valle ſchaart. Die Geſpräche und die Gezwitſcher der Converſazioni und der Trattorien drehen ſich noch immer um die Griſi und die Capuletti und den Beliſar und die Donna vom See und die Montecchi und die Griſi, während die endloſen Thurmgeläute, die Meſſen der Sixtiniſchen Kapelle, die Veſpern, Prozeſſionen und gehäuften Kirchenfeſte das Eintreten der heiligen Zeit auf alle Weiſe merklich bezeichnen. Opern und Pifferari, Veſpern und Sixtiniſche Kapelle! Sie ſehen, daß zunächſt von nichts Anderem als Muſik zu handeln ſeyn wird.

Margherita Puſterla, Roman von Ceſare Cantù.

(Schluß.)

„Aber der ſchmeichelnde Traum iſt bald vorüber, und die Unglückliche weint noch heißere Thränen, bis die Hoffnung ihr wieder mit einer Engelſtimme ins Ohr flüſtert: „Sie leben — Du wirſt ſie wiederſehen.“ — Aber wann? Wie jeder Leidende zum Aberglauben ſehr geneigt iſt, ſo zieht auch Margarethe aus den natürlichſten Phänomenen tauſend Vorbedeutungen: ein Traum iſt ihr eine Weiſſagung — wenn jene Spinne ihr Gewebe vollendet hat, wird die Stunde der Befreiung ſchlagen — jeder neue Monat, jede neue Woche, der Wechſel der Jahreszeiten, die trüben und die heiteren Tage gaben ihrer kranken Einbildungskraft Stoff zu Träumereien, zu frohen Erwartungen oder bangen Beſorgniſſen. Beſonders wenn ein Feiertag herannaht, ſchmeichelt ſie ſich mit der Hoffnung, dieſer werde ihr Erlöſung bringen; ſie zählt die Stunden, bis er anbricht. Da erinnert ſie das fröhliche Geläute der Glocken und das Getümmel der Kirchengänger an die Zeit, wo ſie mit unausſprechlichem Seelenfrieden dieſen Feſten beiwohnte: ein Prieſter öffnete die Schätze des Wortes, erklärte die Vorſchriften der Liebe, der Sanftmuth und Geduld: ein majeſtätiſcher, von den vollen Chören angeſtimmter Hymnus, die feierliche Harmonie der Orgeln goß himmliſche Heiterkeit in ihre Seele, wie ſie keinen irdiſchen Genuß begleitet. Aber dieſe ſchönen Tage ſind jetzt für Margareten umwölkt und düſter. Sie ſtützt ihr Haupt und ihre Hände an das Gitterfenſter des öden Kerkers und ſenkt den thränenſchweren Blick auf jene feſtlich gekleideten Menſchen, die ſich in frohem Gewühle nach der Kirche begeben, als wollte ſie errathen, wer dieſe Leute ſeyen, und von wem ſie wohl ſprechen mögen.

Digitized by Google

— „Jene Anderen kehren, nachdem ſie Gott gedient, in ihre Häuſer zurück. — Das Haus, die Stätte des traulichen Zuſammenlebens! o, wie viele freundliche Bilder beſchwört dieſes Wort herauf! wie viele Qualen für den Einſamen, den Verlaſſenen! Sieh' dort jene Mutter mit ihrem Knäblein; vielleicht lehrt ſie es, zu Gott beten; vielleicht giebt ſie ihm einen weiſen Rath, oder einen zärtlichen Verweis. Auch ich hatte vordem ein liebes Kind, das mich Mutter nannte, und es war ſo ſchön, ſo lieblich, ſo unſchuldsvoll! Ach, es wäre herangewachſen, ein ſüßer Troſt unſerer alten Tage!.... Entſetzlich, vielleicht ſoll ich es nimmer wiederſehen! Heilige Jungfrau, befreie mich von dieſer Qual; gieb mich meinem Gatten, meinem Sohne wieder!“

Hätte man die Unglückliche doch wenigſtens der Einſamkeit ihres Kerkers, ihren Gedanken, ihren Erinnerungen überlaſſen! Der mächtige Böſewicht kam, um Margaretens Tugend noch ein letztes Mal zu erproben; allein er ſchadete ſich ſelbſt, indem er ihr offenbarte, daß ihr Gemahl mit dem Kleinen entflohen ſey; denn dadurch wurde die ſtarke Seele des Weibes ganz unbeſiegbar und der Schmerz, der auf ihr laſtete, etwas erträglicher.

Die Leſer dieſes Romans werden bei all' der lebhaften Theilnahme, die Margaretens Schickſal erregt, die arme Roſalia, Ramengo's verſtoßene Gattin, nicht vergeſſen haben. Unſere Sehnſucht, jeden leiſen Verdacht, der auf Roſaliens Unſchuld ruht, gehoben zu wiſſen, befriedigt der Verfaſſer ſehr glücklich. In der Hoffnung, den flüchtig gewordenen Puſterla verderben zu können, eilt Ramengo ſeinen Spuren nach und wird auf der Reiſe durch einen Orkan genöthigt, in eine Müllerhütte einzukehren. Von den biederen Bewohnern dieſer Hütte erfährt er, daß Alpinolo erſt kürzlich hier geweſen ſey, und daß ſie ihn ſchon als Kind mit ſeiner Mutter, die im hülfloſeſten Zuſtande bei ihnen ankam, aufgenommen hätten. Die Mutter war bald nach der Ankunft ihren Leiden erlegen; aber ein Diamantring und eine kleine Börſe mit zwei Briefen darin überzeugen Ramengo, daß jene Unglückliche ſeine ſchuldloſe Roſalia geweſen, und zugleich erfährt er, daß Alpinolo ſein Sohn iſt. Statt nun ſich ſelbſt anzuklagen, ſich ſelber zu fluchen, kehrt er, als ein verſtockter Böſewicht, ſeine ganze Erbitterung gegen Puſterla.

Der landflüchtige Puſterla kommt nach Avignon, wohin Papſt Clemens V. (im Jahre 1305) ſeine Reſidenz verlegt hatte. Er erfährt hier, daß Luchino und der Papſt wieder verſöhnt ſind, und muß an dem Schutze Seiner Heiligkeit verzweifeln. Es ergreift ihn eine unwiderſtehliche Sehnſucht, heimzukehren, oder wenigſtens wieder in der Nähe des heimatlichen Bodens ſich zu wiſſen; und er ſollte wirklich ſeine Vaterſtadt wieder betreten, aber in welcher unglückſeligen Lage! — verrathen von Ramengo, der ſich in Avignon ſein unbedingtes Vertrauen erſchlichen hatte, um ihn rettungslos zu verderben!

„Das Schiff, welches Puſterla von Frankreich zurückbrachte, hatte mancherlei Schickſale zu beſtehen: Regengüſſe, Windsbräute und furchtbare Stürme ſchienen die Unglücklichen von der erſehnten und unheildrohenden Küſte zurückhalten zu wollen. Der kleine Venturino fragt ſeinen Vater ängſtlich: „O Vater, warum haben wir jenes Land verlaſſen? dort ſtanden wir auf feſtem Boden, und das Schiff hier wankt ſo erſchrecklich!“ — Puſterla antwortet: „„Das Land, welches wir verlaſſen haben, iſt nicht unſer Vaterland.““ — „Wo fahren wir aber jetzt hin?“ — „„Wie, das weißt Du nicht mehr? Wir gehen ja nach Italien.““ — „Nach Italien? alſo nach unſerem lieben Vaterlande, nicht wahr? Dort finden wir ja Leute, die eben ſo ſprechen, wie wir? Dort wird Jedermann uns kennen. Und die Mutter, werden wir auch mit ihr gleich zuſammen ſeyn?“ — „„Die arme Mutter““, verſetzt Franceſco ſeufzend und mit dem blonden Lockenhaar des Kleinen ſpielend, — „„ja, wir werden ſie ſehen, wenn Gott will. Jetzt bete für ſie....““

„Endlich, an einem heiteren Frühmorgen, erſchien Italiens Küſte im werdenden Sonnenſtrahl. Franceſco betrachtete ſie mit einer Art von Andacht, und ſeine Einbildungskraft, der ſchwarzen und traurigen Vorſtellungen müde, malte ihm nur die freundlichſte Vergangenheit, die ſchmeichelndſte Zukunft. Venturino ſtellte ihm unterdeß in ſeiner kindiſchen Neugier unzählige Fragen: — „Was iſt das für ein Berg, der dort ins Meer vorſpringt? und jener andere, der ſo hoch und ſpitz iſt? Und jener Gipfel, der wie bezuckert ausſieht. Liegt etwa Piſa in jenem Meerbuſen? Ei, dort kommt ja ein Schiff auf uns zu; ſein Segel iſt mit einer großen Schlange bemahlt, wie die Fahnen in Mailand!“

„So verhielt ſich's wirklich: was aber dem Kleinen Freude machte, das erweckte in Franceſco finſtere Ahnungen. Alle Paſſagiere eilten auf's Verdeck, um das herannahende Fahrzeug zu ſehen; und bald erkannte man das Wappen von Piſa neben dem der Visconti. Als die Schiffe einander ſo nahe waren, daß man ſich gegenſeitig verſtehen konnte, erfuhr die Mannſchaft des Caspio, Piſa habe ſich mit den Visconti's von Mailand verbündet, und aus dem Hafen dieſer Stadt gingen täglich Schiffe nach Sardinien ab, wo Luchino den Diſtrikt Gallura durch Erbſchaft erhalten habe.“

Franceſco Puſterla wurde von Ramengo mit teufliſcher Freude den Gerichtsboten des Visconte überantwortet, die ihn nach Mailand führten und in den Kerker Porta Romana einſperrten, wo Margarete ſeit vielen Monaten ſchmachtete.

Unter den Vielen, die ſich jenen Opfern in der Zeit ihres Glückes dienſtbar gezeigt, unter den Vielen, die alle von ihnen empfangene Wohlthaten vergeſſen hatten, dachten nur Zwei an ſie. Der befreundete Mönch Buonvicino betete, und Alpinolo ſchwankte zwiſchen dieſem und jenem Plane, um das Uebel, das ſein unkluges Benehmen angerichtet, wieder gut zu machen. Den Luchino verrätheriſch zu tödten, litt ſein Gewiſſen nicht; dagegen wußte er es dahin zu bringen, daß der Fürſt ihn, als einen verdächtigen Menſchen, in den Kerker der Puſterla ſtecken ließ. Dort beſtach er mit Gold Macaruſſo, den Schließer, und machte, unterſtützt von Buonvicino, einen Verſuch, die Eingekerkerten in Freiheit zu ſetzen. Margherita umarmte ihren Franceſco und drückte den kleinen Venturino ans Herz.

„Schon iſt der erſte Korridor zurückgelegt, und die Fliehenden gelangen durch einen engen und finſteren Gang in die Küche des Kerkermeiſters, der die Pforte hinter ſich zuſchlägt und dann einen tiefen Athemzug thut, als wäre der ſchwierigſte Theil des Unternehmens ſchon vollbracht. Eine andere Pforte führt nach einem inneren Hofe: man öffnet ſie; nur fünf Schritte gegenüber befindet ſich die äußerſte Thür: iſt dieſe auch durchſchritten und der kleine Graben draußen überſprungen, ſo iſt man in Sicherheit. Die Flüchtlinge lauſchen an der Schwelle... rings umher vernehmen ſie keinen Laut. Auf einer kleinen Seitenmauer liegt eine Schildwache ihrer Länge nach auf dem Bauche und ſchläft, den Kopf mit den Armen ſtützend. Sie ſchlüpfen leiſe hinaus und ſteigen drei Stufen hinab; Margarete kommt zuletzt mit Venturino. Jetzt bricht der Mond durch den Wolkenflor, und Einer erkennt des Anderen Züge in ſeinem hellen Scheine. Franceſco und Alpinolo werfen einen Blick voll Liebe, Mitleid und inniger Verehrung auf die arme Margarete, die bleich und abgezehrt vor ihnen ſteht. Ihr verworrenes Haar fällt auf die halb entblößten Schultern; aber noch immer iſt ſie ſchön und Ehrfurcht gebietend.“

Auch der kleine Venturino ſtreift ſeine blonden Locken zurück, um ſeine liebevolle Trägerin zu ſehen — er erkennt ſie, ſchreit voll Entzücken: O Mutter, Mutter! — und ſchlingt ihr ſeine Aermchen um den Hals. Das durchdringende Geſchrei des Kleinen zerſtört die letzte Hoffnung der Unglücklichen. Sie werden entdeckt, ergriffen und zum Tode verurtheilt.

Wir können nicht umhin, folgende Betrachtungen mitzutheilen, die Herr Cantù bei dieſer Gelegenheit ſeinem Romane einwebt:

„Wer nach langer und ſchmerzhafter Krankheit aus den Worten oder Handlungen der Perſonen, die zu ſeiner Umgebung gehören, abnehmen kann, daß er bald die Reiſe antreten müſſe, von welcher keine Rückkehr ſtattfindet, der fühlt in dieſem Augenblick eine glühendere Liebe zum Daſeyn. Wie ein Schriftſteller, wenn er zum Ziele ſeines Werkes gelangt iſt, daſſelbe Blatt für Blatt und Zeile für Zeile wieder durchlieſt und durchdenkt, ſo überdenkt und muſtert der Menſch am Ziele ſeines Daſeyns den vollbrachten Lebenslauf; er ruft ſich alle die theuren Perſonen, alle die freundlichen Orte vor die Seele, von denen er in kurzem ſich losreißen ſoll. Er kann entſagen, kann ſeinen Geiſt in die Hände des ewigen Vaters befehlen; aber die Natur verlangt ihre Rechte, und o wie ſchmeichelt der ermatteten Lebenskraft der ſchwächſte Hoffnungsſtrahl! Eine augenblickliche Stärkung nach eingenommener Arznei; ein paar Minuten erquickenden Schlafes; ein nachlaſſender Krampf, ein tröſtliches Wort des Arztes, ein ſchmeichelhafter Glückwunſch beſuchender Freunde reichen ſchon hin, um in ſeinem Buſen den feſten Glauben an ſeine Geneſung zu wecken. Schon malt er ſich wieder frohen Sinnes eine irdiſche Zukunft aus.... Bedauernswürdiger! im nächſten Augenblick verſchlimmert ſich ſein Uebel: die Entkräftung, das Keuchen und Röcheln des letzten Kampfes machen ihn wieder fühllos gegen alles Irdiſche, und ſein ganzes übriges Sehnen iſt dem ſtillen Grabe zugewandt.“

„Wenn aber der Menſch im Vollgenuſſe körperlicher und geiſtiger Kraft, die ihm langes Leben und ein ſchönes Alter zu verbürgen ſcheinen, plötzlich hören muß, daß Andere ihn zum Tode verdammt haben, wenn er an einem beſtimmten Tage, zu einer beſtimmten Stunde unwiderruflich aus dem Daſeyn ſcheiden ſoll.... ſo iſt das eine Qual, die von der ſchwärzeſten Einbildungskraft nicht überboten werden kann. So iſt es nicht auf dem blutigen Schlachtfelde, wo das wogende Gewühl, das verworrene Getümmel der Kämpfenden, ein von Zorn und edlem Wetteifer genährter Muth alle Sinne und Lebensgeiſter in ſolchem Grade berauſchen, daß man die Gefahr verachtet — wo der Tod ſelbſt ungewiß, der Widerſtand möglich; wo die Unerſchrockenheit Ruhm, die Feigheit und Verzagtheit Schande ärndtet — wo der Todesſtreich urplötzlich fällt, wenn er ja fallen ſoll.*) Viel weniger ſchrecklich kann auch der Zuſtand des Seefahrers heißen, der in ſeinem leck gewordenen Schiffe auf den ſturmbewegten Wogen herumtreibt. Eben die Unermeßlichkeit des Meeres und des Himmels hält ſeine Hoffnung flott; die Geſchäftigkeit der Mannſchaft, welche hier Ballaſt auswirft, dort ein Leck ſtopft oder die Pumpen in Bewegung ſetzt, hat etwas Stärkendes — der Gedanke, von vielen Leidensgefährten umgeben zu ſeyn, iſt wohlthätig zerſtreuend. Und ſchwindet jede andere Hoffnung, ſo ſehen wir noch die mächtige Hand deſſen, der über die tobenden Elemente gebietet und jedes Ding zum Beſten ſeiner Geſchöpfe lenkt.“

„Aber in der ſtummen Oede eines Gefängniſſes mit dem Bewußtſeyn leben, daß jeder Athemzug dem Tode näher bringt, jeden Fußtritt des heranſchreitenden Todesengels vernehmen, ohne ihm wehren oder ſeine Ankunft vertagen zu können — das Bewußtſeyn in ſich tragen, daß die Stunde unwiderruflich beſtimmt

---

*) Sollte dem bekanntlich mit der Deutſchen Literatur ſehr vertrauten Verfaſſer hier nicht Egmont's letzter Monolog vorgeſchwebt haben?

Digitized by Google

iſt, in welcher ein dir unbekannter Menſch deinen Nacken entblößen und dich in der Zeit eines Augenblicks in eine entſtellte Leiche verwandeln wird .... dae iſt entſetzlich, geauenvoll! In unſerem aufgeklärten und menſchlicher gewordenen Zeitalter hat die Menſchheit darüber nachgedacht, den phyſiſchen Schmerz des Verbrechers beim Akte der Hinrichtung zu lindern und abzukürzen; man hat darüber geſtritten und experimentirt, welche Todesart wohl mit der gelindeſten Qual verbunden ſeyn dürfte — das Erdroſſeln, das Erſchießen oder die Enthauptung; mit zarter Beſorgniß prüfte man die Stärke und Geſchmeidigkeit des Strickes, die Nervenſtärke der Krieger, welche nach der unbeſchützten Bruſt ihres Kameraden zielen, die Schärfe des Beiles, das, durch einen menſchlichen Nacken fahrend, in einen Klotz eindringen ſoll. O grauſame Ironie! ſcheinheilige Empfindſamkeit! Wenn der Henker nicht Erfahrung und Gewandheit genug beſitzt, wenn ee dae Opfer ein paar Augenblicke länger martert, ſo hört man das verſammelte Volk murren; es giebt ſeine Entrüſtung und ſein Mitleid auf alle Weiſe zu erkennen; aber kein Menſch denkt an die viel qualvollere Zeit von einem Tage oder dreien, welche zwiſchen dem Urtheilsſpruche und der Vollſtreckung des Urtheils liegt, an jene Zeit, deren einzelne Augenblicke ſo furchtbar langſam ſind, während ſie vorübergehen, und doch wieder ſo furchtbar ſchnell, wenn man ſie zählt, nachdem ſi: vorübergegangen."

„Man wendet ein, dieſer Schmerz ſey unvermeidlich, und die Geſellſchaft habe das Recht, ihre angeſteckten Gliedee abzuſchneiden; aber ſchon vom Standpunkte der Vernunft beurtheilt, ſprechen gewiß eben ſo viele Gründe gegen die Todesſtrafe, als für dieſelbe. Wie abee, wenn Menſchlichkeit und Religion noch hinzukommen, die Sache des Unglücklichen zu führen? wenn man die Hoffnung nähren darf, daß derjenige, deſſen Haupt unter dem Mordbeil bluten ſoll, ein wackerer Bürger und Familienvater werden könnte, nachdem er gebeſſert worden durch die harte Lection des Unglücks und die liebevolle der Verzeihung? Und wendet ihr mir ein, daß die Todesſtrafe ſo nothwendig ſey, wie der Krieg und manches andere Uebel — nun, dann verzeiht mir, wenn ich die Fortſchritte einer Geſellſchaft, der ſolche Heilmittel Bedürfniß bleiben, nicht eben bewundern kann. So lange wir noch einen Menſchen beſolden, damit er einen anderen todtſchlage, ſo lange die Hinrichtung eines Mitbürgere zu den Gegenſtänden der öffentlichen Schau gehört, ſcheint mir unſere geprieſene Civiliſation noch ſehr im Rückſtande." ....

Von Pater Buonvicino mit geiſtlichem Troſte unterſtützt, hatten Puſterla und ſein zarter Sohn dem Geſetz ſchon Genüge gethan. Als der Schlag des Hammers auf die Glocke Margareten ihre letzte Stunde verkündete, wollte ſie aus Buonvicino's Händen noch einmal Abſolution empfangen. Niederknieend und die Arme auf der Bruſt kreuzend, hörte ſie mit zerknirſchter Reſignation die hehren und troſtreichen Worte, welche der ehrwürdige Geiſtliche, ſeine Hände über ihrem gebückten Haupte ausbreitend, feierlich ausſprach. Seine emporgerichtete Stirn war bleich; aber man las auf ihr die verklärte Heiterkeit deſſen, der mit nie wankendem Vertrauen einer höheren Welt jenſeit dee Grabes lebt. Die Laterne auf dem Bänkchen, ihrem Erlöſchen nahe, umgoß das Haupt der ſchönen Betenden von Zeit zu Zeit mit einem Heiligenſcheine zitternder Strahlen.

Unterdeß eilt das Volk, und mit ihm vornehme Herren und Damen, zu dem blutigen Schauſpiel, als wär' ee ein Freudenfeſt. Dicht gedrängt um die Richtſtätte und voll peinlicher Ungeduld, verkürzt man ſich die Zeit mit großem Geplauder, bis die Ankunft der ſchönen Verurtheilten eine allgemeine hehre Stille erzeugt. Nue ein Augenblick, und dee Henker bietet das abgeſchlagene, noch krampfhaft zuckende Haupt dee unglücklichen Weibes zur Schau. Buonvicino, der Margareten die letzten Troſtesworte zugeflüſtert hatte, blieb, als Allee vorüber war, unbeweglich auf den Knieen liegen. Man rüttelte ihn — ſeine Seele war entflohen. So kehrt der Schutzengel des Menſchen, wenn dieſer zu leben aufgehört, in die ſeligen Wohnungen zurück, weil ſeine göttliche Sendung erfüllt iſt.

Es blieb noch ein letztee Opfer, Alpinolo, der ſeine Hände, nachdem man ſie von den ſchweren Feſſeln befreit, an die Lippen drückte und mit der Miene eines Menſchen, der ſich von ſeinem theuerſten Gute trennt, einen am Finger ſteckenden Ring küßte. Ramengo, der in der Verkappung einee barmherzigen Bruders mit teufliſcher Luſt die Hinrichtung Margareten's angeſehen, erkennt an dem Ringe ſeinen Sohn Alpinolo. Sogleich eilt er in heftiger Bewegung auf dae Blutgerüſte und widerſetzt ſich lebhaft der Hinrichtung, indem er prahleriſch ausruft, er beſitze ein Begnadigungs-Breve für dieſen Verurtheilten. Aber Alpinolo fühlte keinen Beruf mehr zum Leben; er raffte, ſobald er ſeinen Vatee erkannt hatte, ſeine letzten Kräfte zuſammen und legte ſein Haupt mit wüthender Ungeduld unter dae Beil.

Ceſare Cantù iſt keiner von denjenigen Schriftſtellern, die ſich damit begnügen, über den erſten beſten Gegenſtand, der ihnen tauglich ſcheint, ein Buch in die Welt zu ſchicken: er fühlt, daß die Liteeatur dem Geſetze der fortſchreitenden Entwickelung Genüge leiſten, daß derjenige, dee ſie anbaut, eine Norm, und die Kunſt einen Glauben haben müſſe. Darum ſtehen ſeine mannigfachen Leiſtungen in einem verwandtſchaftlichen Verhältniſſe zu einander, ſie finden einen harmoniſchen Anklang in ſeiner Intelligenz. In der „Hiſtoriſchen Encyklopädie" konzentrirt dee Verfaſſee die bis dahin zerſtreuten Elemente ſeiner literariſchen Thätigkeit; ſie iſt, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, das Vorgefühl der Schickſale der Literatur, welche jetzt, nachdem der Sinn füe epiſche Poeſie untergegangen, in das Gewand des hiſtoriſchen Roman'e und des hiſtoriſchen Drama's ſich kleidet. Allein dieſe beiden Gattungen der Literatur ſind wegen ihree Ueberladung mit einee Menge unnützer, theils ecin hiſtoriſcher, theile entſtellter oder nur aus der Phantaſie hervorgegangenee Nebenumſtände nur unvollkommen geeignet, ihrem erhabenen Zwecke zu entſprechen, und ſcheinen in dee wahren Geſchichte wieder untergehen zu müſſen.

„Ohne gemeinſamen Beruf", — ſo ſagt Herr Cantù in ſeinee Vorrede — „ohne gemeinſamen Zweck und ohne Einheit der Prinzipien iſt keine Literatur möglich." Finden wir dieſe Einheit in ſeiner Erzählung wieder? Welchee iſt das vorwaltende Prinzip in derſelben — welchee Ziel hat er ſich geſteckt? Sollte er nichts Anderes beabſichtigt haben, ale, denen zu Hülfe zu kommen, die ernſte hiſtoriſche Studien ſcheuen, damit ſie durch Bekanntſchaft mit einigen der vornehmſten und vielen minder erheblichen Thatſachen die wahre Phyſiognomie eines ſehr kurzen Zeitraums kennen lernen? Oder hätte er gar nur den Zweck gehabt, ſeinen Leſern Thränen über das Schickſal einee einzelnen Individuums zu entlocken? Sollen wir nicht vielmehr aus der individuellen Sphäre zur ſozialen Idee uns erheben — von der einzelnen Thatſache zur allgemeinen Formel, zu dem moraliſchen Gedanken, den der Schriftſteller ausdrücken wollte, hingeleitet werden? Bediente ſich unſer Verfaſſer der Individualität als Mittel, oder als Zweck? Sollen wir, von der Erzählung ausgehend, dae arme Opfer nur unter dem Namen Margarete une denken? Wir glauben dies nicht. Dae Thema ſcheint dem Schriftſteller von der Humanität ſelbſt und zur höchſten Veredlung der Humanität eingeflößt. Unſchuld und Tugend, durch rohe Gewalt auf die fürchterlichſten Proben geſtellt — dies iſt der Grundton des Ganzen, dae fruchtbare Thema, von welchem Herr Cantù eine ſo reichhaltige und heilſam wirkende Anwendung gegeben. (Rivista Europea.)

England.

Bibliographie.

History of Denmark, Sweden and Norway. — Von C. A. Dunham. Erſter Band.
Holyday house. — Eine Reihe von Erzählungen von Miß C. Sinclair. 5½ Sh.
On the diseases of horses, horned cattle and sheep. — 10½ Sh.
Tales of shipwrecks. — Von Bingley. 4 Sh.
Elements of the practice of medecine. — Von Dr. W. Reid. 15 Sh.
Gleanings from Germany, from the German of J. D. Haas. — 9 Sh.
Germany, Hungary and Bohemia visited in 1837. — Von dem Prediger G. R. Gleig. 3 Bde. 31½ Sh.
Peter Pilgrim. — Von Dr. Bird. 2 Bde. 12 Sh.

Mannigfaltiges.

— Italiäniſche und Deutſche Geſpräche und Unterredungen *). Unter dieſem Titel liegt une ein Buch vor, das zu den wenigen Erſcheinungen auf dieſem Gebiete gehört, die bei weitem mehr halten, ale ſie verſprechen. Wer kennt nicht eines von den vielen Sprach-Lehrbüchern, die als „Trichter", odee als „Kunſt, in wenigen Stunden Franzöſiſch, Italiäniſch und alle andere Sprachen zu erlernen", eine treffliche Speculation für die Buchhändler, eine um ſo ſchlechtere aber füe die Käufer zu ſeyn pflegen? Doch nicht bloß von ſolchen Mauſefallen, deren ausgehängtes Stückchen Speck nur die Uneefahrenen noch anzieht, ſondern auch von anderen Büchern, die unter ganz ähnlichen Formen, wie das vorliegende, ſich ankündigen, unterſcheidet ſich das letztere zu ſeinem Vortheil, wie dies wohl auch ſchon der Name des Verfaſſers verbürgt, der nicht bloß zu den geachtetſten Kennern der Italiäniſchen Sprache und Literatur in Deutſchland gehört, ſondern auch ſeine Studien ſtets mit Rückſicht auf den allgemeinen Standpunkt der Sprachwiſſenſchaft betreibt. Herr Prof. Valentini hat in ſeinen „Dialoghi e Colloquj", denen eine durchgehende populaire und zugleich gewählte Deutſche Ueberſetzung gegenübergeſtellt iſt, einen wahren Haueſchatz von wiſſenswürdigen Dingen geliefert. Mit Gott und der Schöpfung beginnend, gehen die Unterredungen zu dem Menſchen und ſeiner Thätigkeit über, wonächſt dann eine Beſchreibung der drei Naturreiche überhaupt gegeben wird. Nur der Abſchnitt: „Der Menſch in Geſellſchaft" umfaßt die Geſpräche, deren Inhalt auch in anderen gewöhnlichen Lehrbüchern dieſer Art ſich findet; die übrigen Abſchnitte dagegen, namentlich der „über den Menſchen im geſelligen Leben", ſo wie die Unterredungen über Poeſie und Muſik, über Wiſſenſchaften, Künſte und Gewerbe, ſind wohl nirgends in ähnlichen Werken ſchon behandelt und dabei auf ſo belehrende und faſt erſchöpfende Weiſe redigirt worden. Allerdings wird man an ein ſolches Buch nicht den Anſpruch machen, eine Encyklopädie aller Künſte und Wiſſenſchaften zu ſeyn; aber für denjenigen, der ſich in der Italiäniſchen Sprachweiſe unterrichten will, iſt es gewiß keine unintereſſante Zugabe, bei dieſer Gelegenheit über Vieles belehrt zu weeden, was er ſich ſonſt in hundert anderen Werken erſt zuſammenſuchen müßte.

*) Vom Profeſſor, Dr. Valentini. Berlin, Amelang, 1839.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 12. Berlin, Montag den 28. Januar 1839.

England.

Die Engliſche Literatur im Jahre 1838.

(Nach dem Atlas.)

Die Zahl der im Jahre 1838 in England erſchienenen Bücher war mindeſtens eben ſo groß als in irgend einem früheren Jahre. Der Eifer der Schriftſteller hat nicht nachgelaſſen, wenn ſich auch die Leſeluſt des Publikums neben ſo vielen anderen Gegenſtänden, die ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen, etwas abkühlte. Die Empörung in Kanada, die innere politiſche Aufregung, welche das neue Armen-Geſetz verurſachte, die Irländiſchen Angelegenheiten und die lebhafte Bewegung unter den arbeitenden Klaſſen, die ſchnellen Fortſchritte der Eiſenbahn-Speculationen, der Actien-Compagnieen, der mechaniſchen Erfindungen in allen Zweigen der Gewerbe und Künſte, endlich die Ausdehnung der Dampfſchifffahrt über die Gewäſſer des Atlantiſchen Oceans ſammt den mannigfachen Plänen zu ähnlichen Unternehmungen in der Südſee und auf den Indiſchen Meeren, welche im vorigen Jahre auf das Tapet gebracht worden und jetzt ſchnell zur Reife gedeihen, dies Alles mußte natürlich von der Literatur abziehen und die Muße zur gelehrten und unterhaltenden Lektüre vermindern. Doch ungeachtet dieſer anſcheinenden Hinderniſſe floß der Strom der neuen literariſchen Erſcheinungen ſo voll und rauſchend wie jemals, wenn er nicht gar ſeine frühere Höhe noch überſtieg.

Die periodiſche Literatur hat ohne Frage zugenommen. Mehrere neue Magazine wurden im Lauf des Jahres begründet und herausgegeben. Wie ſie alle beſtehen können, iſt ſchwer zu begreifen, zumal da die Mehrzahl von ſehr zweideutigem Werthe iſt. Nicht minder muß es auffallen, daß bei ſo zahlreichen Geburten doch ſo wenig Todesfälle ſtattgefunden haben. Das Sündenregiſter war ſtark genug, aber nur ſehr wenige der Schuldigen haben für ihre Vergehen mit dem Tode gebüßt.

Das unerhörte Glück, welches die Romane des Herrn Dickens (Boz) machten, war für andere Schriftſteller eine Aufmunterung, ſich in demſelben Geleiſe derber Skizzirung und humoriſtiſcher Darſtellung zu verſuchen. So haben wir drei bis vier Dickens ſtatt eines Einzigen erhalten, und ſie arbeiten friſch darauf los, ſo gut es geht. Findet ſich doch immer eine Menge von Bearbeitern, um die Stücken Erz herauszufördern, wenn irgendwo eine neue Metall-Ader entdeckt iſt, und das gierige Publikum nimmt ſie alle in Kauf. Freilich können die Nachzügler keine ſo glückliche Ausbeute mehr machen, wie die erſten Finder. Manchem Abenteurer geht es auch wie Ali Baba: er wird in der Höhle begraben, die er zu betreten wagte, denn es fehlt ihm der Talisman, der Genius, um ihn ſammt den Schätzen wieder herauszugeleiten.

Im Ganzen aber iſt das Feld des Romans nicht ſo emſig bebaut worden, wie es vor fünf oder ſechs Jahren zu geſchehen pflegte, als Miſtreß Gore im Zenith ihrer Productionskraft ſtand und Morier, Bulwer, d'Israeli, Banim und andere beliebte Schriftſteller raſch ein Werk nach dem anderen lieferten. Die Begierde nach Erzählungen aus der feinen Welt und nach hiſtoriſchen Romanen ſcheint faſt erſtorben zu ſeyn, und ſelbſt Sir Lytton Bulwer, der geiſtreichſte und talentvollſte Novelliſt unſerer Zeit, hat lange Zwiſchenräume zwiſchen ſeinen Roman-Dichtungen verfließen laſſen und ſeinen Genius einem anderen Dienſte gewidmet, der periodiſchen Literatur und der Bühne. Der Buchhändler Bentley, der als Verleger vermöge ſeiner Erfahrung in dieſer beſonderen Klaſſe von Werken ein guter Gewährsmann für die Beurtheilung des Werthes iſt, in welchem ſie ſtehen, hat kürzlich den Preis neuer Romane um 20 pCt. herabgeſetzt, woraus man erſehen kann, daß dieſer Artikel, um einen Handelsausdruck zu gebrauchen, in ſeinem Cours ſehr geſunken iſt. Indeß der frühere Ladenpreis der Romane war auch ſo übertrieben, daß man ſich eher wundern muß, wie er ſich ſo lange erhalten konnte. Das theuerſte Buch, das je aus der Preſſe hervorging, war ohne Vergleich ein neuer Roman. In jedem anderen Fache der Literatur konnte man eben ſo viel Druck und Papier zu der Hälfte des Geldes haben, und während die wichtigſten Werke der Forſchung, der praktiſchen Belehrung und der fleißigen Sammlung täglich zu dem wohlfeilſten Preiſe erſchienen, bei dem, wenn der Verkauf ſehr ſtark war, höchſtens die Deckung der Koſten und ein ganz geringer Ueberſchuß für den Autor gewonnen werden konnte, war der Roman ſo theuer, daß ſelbſt ein unbedeutender Abſatz reichen Gewinn bringen mußte. Man vergleiche nur einmal die Koſten und den Ladenpreis eines Bandes der „Penny-Cyclopädia“ oder von „Lardner's Cyclopädia“ mit denen eines Mode-Romans. Den einen bekömmt man, eng gedruckt und voll nützlicher Belehrung, für wenige Schillinge; der andere, mit ſeinen weiten Spazien, großen Typen und gewaltigen Rändern, koſtet etwa fünfmal ſo viel.

An Gedichten war das Jahr ſo fruchtbar wie irgend eines; ſie ſind ſo allgemein wie die Luft und werden auch in jeder Beziehung mit derſelben Gleichgültigkeit genoſſen. Die Zahl der Gedichte, die im Laufe eines Jahres gedruckt werden, iſt der klarſte Beweis von dem unkaufmänniſchem Geiſte der Dichter, denn es wäre ein enthuſiaſtiſcher Irrthum, wenn man wähnte, daß eines unter hunderten ſeine Koſten gedeckt hätte. Aber auf dergleichen achtet kein Dichter. Für Ziffern hat er keinen Sinn. Er iſt ein Licht wie andere Lichter, die ſich ſelbſt verzehren, während ſie die Welt erleuchten. Unter der Maſſe von Verskünſtlern, die uns im vorigen Jahre mit ihren Schöpfungen beglückt haben, befinden ſich nur zwei, die auf literariſchen Ruhm wohl Anſpruch machen könnten: Martin Farquhar Tupper und Monckton Milnes. Doch auch dieſe glänzenden Talente ſind nicht ohne Makel davongekommen: der Erſtere iſt von „Blackwood's Magazine“ gegeißelt worden, weil er ſich unterfangen, Coleridge's „Chriſtabel“ zu vollenden, und der Letztere wird der „Eclectic Review“ für die beſondere Aufmerkſamkeit, die ſie ihm geſchenkt hat, nicht ſehr zu danken haben. Nicht zu übergehen iſt bei dieſer flüchtigen Ueberſicht die treffliche Ueberſetzung des „Mabinogion“ von Charlotte Gueſt *), als ein wohlgelungener Verſuch, die alte Wälſche Poeſie der Vergeſſenheit zu entreißen. Eben ſo wenig können wir die Dichter vorüberlaſſen, ohne ein Wort zum Andenken L. E. L.'s **) zu ſagen. Ihr Tod hat in den literariſchen Kreiſen allgemeines Bedauern erregt, und die Umſtände, unter denen er erfolgte, kann man nicht ohne Schmerz betrachten. Daß ſie als Dichterin überſchätzt worden, und daß der falſche Geſchmack und die lächerlichen Schmeicheleien ihrer Kritiker ihr Talent irregeleitet haben, läßt ſich nicht leugnen, aber ſie beſaß viele Eigenſchaften, die ſie über die gewöhnliche Linie ihrer Zeitgenoſſen erhoben: außerordentliche Leichtigkeit, eine reiche Phantaſie und lebhafte Empfindung. Der größere Theil ihrer Gedichte iſt nur leider durch kränkliche Lebensanſichten getrübt, noch mehr aber durch eine thörichte, eben ſo ausſchweifende als unwahre Leidenſchaftlichkeit. Doch hatte ſie eben erſt die Jahre erreicht, wo etwas Beſſeres von ihr zu hoffen war, und wo man erwarten konnte, daß ihr Geiſt, der bei gehöriger Leitung und Ausbildung das Edelſte zu leiſten vermochte, einen dauernden Ruhm erringen werde. Wenige Schriftſteller ihrer Zeit ſind mit ſolchem Beifall aufgenommen worden und haben ſo ſchöne Hoffnungen erregt.

Zu den literariſchen Erſcheinungen des verfloſſenen Jahres gehören auch eine Menge neuer Ausgaben älterer Werke. Die intereſſanteſte darunter möchte eine Sammlung ausgewählter Stücke aus den Schriften des berühmten Jeremy Collier ſeyn, jenes wilden, verwegenen Satirikers aus der Zeit Karl's II. Auch von Milton und Locke ſind einige ihrer unbekannteſten Schriften von neuem aufgeweckt worden, und die vergeſſenen Gedichte Ben Johnſon's, ſeine Masken, Unterhaltungen und andere Stücke, haben in eine neue Ausgabe ſeiner Werke wieder Aufnahme gefunden. Von allen dieſen Abdrücken verdient jedoch keine ſo allgemeine Aufmerkſamkeit und zeugt ſo ſehr von dem Wiederaufleben des Geſchmacks unter dem Engliſchen Publikum, wie die neuen Ausſtattungen, in denen Shakeſpeare erſchienen

---

*) S. Nr. 146 des Magazins vom vorigen Jahre.

**) Unter dieſer Chiffre ſchrieb die ehemalige Miß Landon, nachherige Miſtreß Maclean, die vor kurzem zu Cape-Coaſt-Caſtle an der Afrikaniſchen Küſte, wohin ſie ihren Gatten begleitet hatte, nach einer Ehe von wenigen Monaten an einer Vergiftung ihr Leben endete. Noch ſchwebt ein geheimnißvolles Dunkel über ihrem Tode. Man ſpricht von getäuſchten Hoffnungen, Eiferſucht, körperlichen Leiden, von vorſätzlich genommenem, von beigebrachtem Gift. Die Aerzte haben nachgewieſen, daß ſie ihr keine bei unvorſichtigem Gebrauch lebensgefährliche Arznei verordnet. An leiſen Ahnungen und Vorboten des Todes hat es nicht gefehlt, wenn auch andererſeits wieder Zeugniſſe ſcheinbarer Gemüthsruhe und Unbefangenheit vorliegen. Zu den erſteren gehört beſonders eine Elegie von hoher Schönheit, „der Polarſtern“, welche die unglückliche Dichterin kurz vor ihrem Ende an ihre Freunde in England richtete, und die von den öffentlichen Blättern jetzt mitgetheilt wird.

Digitized by Google

iſt. Es ſind in dieſem Augenblick nicht weniger als drei bis vier verſchiedene Ausgaben von Shakeſpeare's Dramen unter der Preſſe; obenan ſteht der „Shakeſpeare mit Kupfern" (pictorial Shakespeare), nicht nur wegen ſeiner Schönheit und Koſtbarkeit, ſondern auch wegen der talentvollen Kritik, durch die ſich die darin vorgenommenen Verbeſſerungen auszeichnen. Der Herausgeber hat entdeckt, oder vielmehr, er hat die Leſer darauf aufmerkſam gemacht, daß Shakeſpeare ſeinen Namen Shakeſpere ſchrieb, ohne a, und er hält ſich an dieſe Orthographie, die nun auch anderweitig ſchon angenommen worden. Indeß dürfte doch wohl, trotz dem Brittiſchen Muſeum, die vollere Schreibart von den Meiſten beibehalten werden. Zu der erneuerten Popularität des Shakeſpeare kann England ſich nur Glück wünſchen. Vor einiger Zeit erſchien ein Buch zur Erklärung der geheimnißvollen Bezüge in den Sonnetten, und ſeitdem hat ſich die Forſchung auch auf manche andere Punkte in dem Leben, Charakter und Genius dieſes Dichters gewendet, die bisher entweder unbeachtet vorübergegangen oder nicht hinreichend ergründet worden.*) Unter dieſen Verſuchen iſt einer der ſcharfſinnigſten eine Reihe von Aufſätzen, die kürzlich in einer Zeitſchrift eröffnet wurde, und worin die „unentwickelten Charaktere" aus Shakeſpeare's Stücken hervorgehoben und betrachtet werden, — die Perſonen, welche nicht auf der Bühne erſcheinen, nicht mit agiren, ſondern von denen nur im Verlauf des Stücks nebenbei geſprochen wird, und die alſo gleichſam in den Falten von Shakeſpeare's Dichtermantel verborgen liegen. Dieſes Unternehmen iſt vielleicht die ſchwierigſte und anziehendſte von allen Shakeſpeare-Kritiken.

Das Fach der R e i ſ e n aber übertrifft alle andere Klaſſen der Literatur an Fülle und Ergiebigkeit. Sehr natürlich, denn mit dem Dampf und den Eiſenbahnen ſtrecken wir unſere Arme über die Welt aus und finden überall neue Gegenſtände zu unterſuchen und zu beſchreiben. Der Orient wird uns bald bekannt ſeyn wie Boulogne; Afghaniſtan iſt jetzt an die Reihe gekommen, nach allen Winkeln hin durchſtöbert zu werden. Perſien und Aegypten ſind uns nicht fremder als der Rhein und die Schweiz; und die Freiſtaaten am Stillen Ocean, die auch nächſtens von Dampfböten berührt und von Straßen durchſchnitten werden ſollen, dürften nicht dahinter zurückbleiben. Wohin irgend die Winde eine Feder wehen können, da führen ſie auch Reiſende hin, und wohin Reiſende kommen, bringen ſie Papier und Dinte mit, und wo es Papier und Dinte giebt, werden Bücher geſchmiedet, daß die Repoſitorien knarren und die Bibliotheken anſchwillen. Mit dem neuen Jahre hat die Schriftſtellerei nicht nachgelaſſen; im Gegentheil, mit jeder neuen Sonne tauchen neue Bücher empor, wenn nicht eben ſo glänzend, ſo doch eben ſo unausbleiblich. Nur die Geſchichtsſchreiber, wenn es deren in England überhaupt noch giebt, ſind träge und regungslos, während Dichter, Novelliſten, Reiſende, Sammler und Bücherfabrikanten aller Art mit einer Emſigkeit ſchaffen, wie die Bienen in ihrem Korbe. Möchten ſie uns nur auch eben ſo reinen und ſüßen Honig bringen.

Reſultate der Schädellehre.

Zu dem Beſten und Geiſtvollſten, was in neuerer Zeit gegen die Anhänger der Schädellehre geſchrieben worden, gehören zwei eben in England erſchienene kritiſche Würdigungen dieſer Doktrin, die eine von dem Engländer Dr. Roget, die andere von dem Amerikaner Dr. Sewall, die von der Art ſind, daß man Jedem, der nach ihrer Durchleſung noch ferner auf die Theorieen jener phantaſtiſchen Wiſſenſchaft ſchwört, in ſeinen eigenen Jargon eingehend, das ſogenannte Kauſalitäts-Organ ganz abſprechen und dafür ein anderes in deſto höherem Grade zuſchreiben muß, das aber zu unſerem Erſtaunen unter den geiſtigen Fachwerken der Phrenologen nicht figurirt, nämlich das Organ der Leichtgläubigkeit. Dr. Roget äußert ſich unter Anderem ſo: „Wir wollen nicht die Waffen des Spottes gegen ein Syſtem zu Hülfe nehmen, das demſelben ſo viel Blößen giebt, daß Swift darin neuen Stoff für ſeine Geſchichte der Philoſophen von Lagada gefunden hätte. Die einfache Beſchreibung des ſandigen Bodens, der den Bau des Syſtems trägt, der ſchwachen Materialien, aus denen es beſteht, und der unhaltbaren Weiſe, in der dieſelben zuſammengeſetzt ſind, wird den Leſer in Stand ſetzen, von ſelbſt auf die Brauchbarkeit und Solidität des Ganzen zu ſchließen. Zuvörderſt iſt kein direkter Beweis dafür gegeben, daß irgend ein beſonderer Theil des Gehirns bei den Operationen des Geiſtes unentbehrlich iſt. Vielmehr giebt es keinen Theil im Enkephalon, den man nicht geſchwächt, zerſtört oder ganz abweſend gefunden, ohne daß zugleich in dem Empfindungs-, dem Denkvermögen und dem Charakter eine merkbare Veränderung ſtattgefunden hätte. Hall hat uns eine reiche Sammlung von Beobachtungen gegeben, die ſich hierauf beziehen und deren Ergebniß uns genügend ſcheint, den Fundamentalſatz der Phrenologen umzuſtoßen. Spurzheim ſucht vergebens dies Reſultat zu umgehen, indem er gegen die Beobachter jener Fälle die allgemeine, grundloſe Beſchuldigung der Ungenauigkeit erhebt oder indem er zu dem Prinzip der Doppel-Exiſtenz jedes Gehirn-Organs die Zuflucht nimmt, einem Prinzip, das bei einem ſo unſicheren Gegenſtand, wie die Phyſiologie des Gehirns, von ſehr zweifelhafter Anwendung iſt. „Jeder fühlt, daß er vermittelſt ſeines Gehirns denkt": damit ſoll uns bewieſen werden, daß das Gehirn das Organ des Denkens iſt; aber wir zweifeln ſehr, ob irgend Einer von Natur dies Gefühl hat. Die beſten Gründe, die man für den Satz anführt, daß die verſchiedenen Fähigkeiten des Geiſtes durch verſchiedene Theile des Gehirns repräſentirt werden, ſind der Analogie entlehnt. Nun iſt die Analogie nur ein unzuverläſſiger Wegweiſer zur Erkenntniß unbekannter Kräfte und Operationen der Natur, am wenigſten aber iſt ſie allein geeignet zur Begründung eines umfaſſenden Syſtems. Aus den Thatſachen, die wir mit Sicherheit in dem einen Gebiet der Natur kennen, läßt ſich vermittelſt Analogie höchſtens vermuthen, wie es in dem anderen Gebiet möglicher Weiſe ausſehen mag; aber annehmen, daß eine ſolche Analogie gleichen Werth habe mit dem poſitiven Beweis, der ſich nur aus direkter Beobachtung ergiebt, iſt eine grobe Verletzung der Logik, obgleich ſolche Annahmen es ſind, worauf die Herren Hall und Spurzheim ihre Fundamentalſätze zu gründen wagten."

Die Phrenologie hat das Eigenthümliche, daß der, welcher zum erſten Mal an ſie herantritt, ſich nicht über ihre Schwierigkeiten, ſondern über die Leichtigkeit wundert, womit ſie jede Erſcheinung erklärt. Wie geſchmeidig ihre Doktrinen ſind, beweiſt beſonders der Einfluß, den wir der Gewohnheit oder Erziehung auf die natürlichen Anlagen zuſchreiben dürfen. Die verſchiedene Größe der Organe läßt nicht die erworbenen, ſondern die natürlichen Fähigkeiten und Neigungen erkennen, während der Menſch das, was er im Leben wirklich iſt, erſt wird durch die ſittliche und intellektuelle Ausbildung, die den letzteren geworden. Wann können wir aber die Geſchichte der geiſtigen Entwickelung eines Individuums ſo ins Einzelne verfolgen, daß wir zu beſtimmen vermögen, in wie weit Leben und Erziehung auf die Kraft und Aeußerung jedes Organs eingewirkt hat, oder nach welchen phyſiſchen Kriterien können wir die lebendig wirkende von der bloß möglichen und verborgenen Fähigkeit eines Organs unterſcheiden? Sobald wir dieſe Unterſchiede nicht mit Genauigkeit angeben können, iſt es klar, daß der Boden aller kranioſkopiſchen Beobachtung unter unſeren Füßen ſchwindet. Man könnte zwar anführen, daß in jeder Lebensperiode und ſelbſt dann, nachdem die Knochen des Schädels ſich konſolidirt haben, die Organe an Umfang zu- oder abnehmen, je nach der Uebung oder Vernachläſſigung der damit verbundenen Fähigkeiten, und in der That, wenn dies der Fall wäre, würde unſere Erfahrung auf viel feſterer Grundlage ruhen, als wenn die Form der Organe nur das urſprüngliche von der Natur ihnen mitgegebene Gepräge beibehielte. Aber die Annahme, daß die Gehirnorgane durch die Uebung ihrer natürlichen Fähigkeit neue Stärke erwerben, wurde von Dr. Spurzheim ausdrücklich als unhaltbar verworfen, wie auch alle Phrenologen dagegen ſind.

Es iſt nicht ſchwer, die Fortſchritte zu erklären, welche die Phrenologie unter der zahlreichen Klaſſe von Perſonen gemacht hat, die darin eine Quelle angenehmer Beſchäftigung finden; denn erſtens übt ſie ihren Witz in der Auffindung treffender Aehnlichkeiten, und zweitens ſchmeichelt ſie ihrer Eigenliebe durch die Einbildung, daß ſie tief in die Geheimniſſe der Pſychologie eindringen. In den letzten zwanzig oder dreißig Jahren haben verſchiedene populäre Schriftſteller und zahlloſe Vorleſer die Doktrinen der neuen Philoſophie vor ſtaunenden und bewundernden Verſammlungen entwickelt, der vielen Schriften zu geſchweigen, wo ſie ihre Beredſamkeit über denſelben Gegenſtand glänzen ließen, und der Fälle, wo ſie Gelegenheit hatten, ihr Geſchick in der Charakteriſtik verſchiedener Schädel zu üben. Bei dem Allen iſt es ein Wunder, nicht daß die Phrenologie den Beifall gefunden hat, von dem ſo viel Rühmens gemacht wird, ſondern vielmehr, daß ſie nicht raſch eine allgemeine Anerkennung gewonnen; denn wäre ſie eine reelle Wiſſenſchaft, wie die Chemie und andere Zweige der Naturwiſſenſchaften, ſo hätte es ihr nicht fehlen können, daß man ſie allgemein für wahr anerkannt. Unſere Zeit zeichnet ſich gerade nicht durch Mangel an Leichtgläubigkeit aus, noch iſt ſie eine ſolche, wo eine Doktrin wegen ihrer Neuheit oder Extravaganz verfolgt wird, und daher können wir nur lächeln, wenn wir hören, wie ſich die Anhänger des Galliſchen Syſtems über Verfolgung beklagen und unſere Zeit in dieſer Hinſicht mit dem Jahrhundert vergleichen, wo Galileo durch ſeine großartigen Speculationen in die Hände der Inquiſition gerieth, oder gar, wenn ſie es verſuchen, die Dogmen der Phrenologie den Entdeckungen über den Blutlauf und die Analyſe des Lichts an die Seite zu ſetzen, wodurch die Namen Harvey's und Newton's unſterblich geworden."

Von dieſen gewichtigen und eindringlichen Bemerkungen wenden wir uns jetzt zu den nicht weniger ſcharfen anatomiſchen Forſchungen des Dr. Sewall. Dieſer giebt uns die phrenologiſche Karte des Schädels mit ſeinen vierunddreißig Organen, nämlich neun Neigungen, ſiebzehn Anſchauungsorganen und acht Verſtandesäußerungen, wobei das Sprachorgan im Auge, ſtatt im Munde, Schlagfertigkeit hinter dem Ohr, ſtatt in der Fauſt, zu finden iſt, u. ſ. w. Sodann giebt er die Geſchichte der Phrenologie und die phrenologiſchen Definitionen jener vierunddreißig Organe, deren es früher zwei und dreißig gab und zu denen man noch neue vorgeſchlagen hat als Erweiterung dieſer vollkommenen und umfaſſenden Wiſſenſchaft.

*) Gewiß darf ſich Deutſchland einen nicht geringen Antheil an dieſer Rückkehr der Engländer zu ihrem lange Zeit vernachläſſigten Shakeſpeare beimeſſen. Man möchte am Ende doch darüber erröthen, die Bewunderung und geiſtige Durchdringung des größten unter den eigenen Nationaldichtern nur einem verwandten Volksſtamme zu überlaſſen, der noch immer fortfährt, dieſe unverſiegbare Quelle der Poeſie für ſich auszubeuten, theils, wie Regis, Kaufmann und Andere, in neuer Uebertragung und Erklärung, theils, wie König, in dichteriſcher Darſtellung.

„Ich muß Ihre Aufmerkſamkeit“, heißt es am Schluß der erſten Vorleſung, „nur vorübergehend auf eine andere Doktrin der Phrenologie lenken, die man kennen muß, wenn man die praktiſche Anwendung der Wiſſenſchaft gehörig beurtheilen will. Ich meine das, was ſie die natürliche Sprache der Organe nennen. Sie behaupten nämlich, daß die phrenologiſchen Organe die Wirkung haben, die Stellungen und Bewegungen des Körpers zu beherrſchen und zu modifiziren, und daß dieſe Bewegungen in der Längenrichtung der Organe ſtattfinden. So z. B. wenn die Aeußerung der Verliebtheit in ſtärkerem Grade hervorgerufen wird und das Organ dafür groß iſt, dann wird ſich der Kopf rückwärts werfen, weil dieſes Organ ſeine Grundlage in dem niederen und hinteren Theil des Gehirns hat; daher kommt es auch, daß Liebende geneigt ſind, den hinteren Theil ihrer Köpfe in Berührung zu bringen, ſobald ſie ſich einander nähern.“ (?!)

„Folgende Beiſpiele mögen zeigen, wie leicht es den Phrenologen wird, Alles, was in der Wirklichkeit ihren Theorieen widerſpricht, mit denſelben in Einklang zu bringen. Ein Individuum, das einen großen Kopf und zugleich einen ungewöhnlich großen Geiſt hat, dient ihnen zum Beweis für die Wahrheit der Phrenologie; iſt aber der Kopf groß und der Geiſt ſchwach, dann heißt es, daß der große Umfang des Gehirns von Krankheit herrührt, oder daß die innere Organiſation des Gehirns mangelhaft iſt, oder daß andere Umſtände ſeine urſprüngliche Kraft geſchwächt haben. Iſt dagegen ein kleiner Kopf mit einem mächtigen Verſtand verbunden, ſo beweiſt dies bloß, daß das Gehirn zwar klein, aber gut organiſirt iſt und mit ungewöhnlicher Energie wirkt. Hat ein Individuum eine vorherrſchende Neigung und kein entſprechendes Organ dafür im Gehirn, dann heißt es, daß das Organ ſich nicht ausgeprägt hat durch die Befriedigung jener Neigung; iſt dagegen für ein beſonders entwickeltes Organ keine entſprechende Richtung im Charakter des Individuums vorhanden, dann wird behauptet, daß der Keim zu dieſer Neigung da iſt, aber daß er entweder durch die Erziehung unterdrückt iſt, oder daß ein entgegengeſetztes Organ ſich ausgebildet, wodurch die Thätigkeit des erſteren neutraliſirt iſt. Wenn z. B. ein Menſch das Organ der Habſucht ſtark ausgeprägt hat und ſich nicht durch ungewöhnliche Liebe zum Gewinn auszeichnet, daneben aber das Organ des Wohlwollens ebenfalls ſehr groß iſt, dann heißt es, daß die Wirkung des einen die des anderen neutraliſirt hat. Auch das Temperament, wird angenommen, übt auf die Aeußerung der verſchiedenen Organe einen großen Einfluß, und wenn man mit allen dieſen Hülfsmitteln keine genügende Erklärung zu Stande bringt, dann nimmt man zu einer anderen, noch ergötzlicheren Methode die Zuflucht, um die Phrenologie aus der Verlegenheit zu ziehen. In Schottland lebt ein berühmter Geiſtlicher, von liebenswürdigem Charakter und mächtigem Geiſt, der zugleich einen weitverbreiteten moraliſchen Einfluß auf die chriſtliche Welt ausübt. Dieſes Individuum, heißt es, hat das Organ der Zerſtörung beſonders ſtark entwickelt, aber kein Organ von entgegengeſetzter Natur daneben, und um nun dieſen Widerſpruch zwiſchen ſeinem Schädel und ſeinem wirklichen Charakter auszugleichen, behaupten die Phrenologen, denen die Thatſache bekannt iſt, die Neigung zum Mord und Blutvergießen ſey urſprünglich vorhanden, und er manifeſtire dieſelbe dadurch, daß er überall, wo er kann, das Laſter zerſtört und irrige Anſichten und Syſteme umſtößt. Man hat neulich den Schädel des Antichriſten Voltaire unterſucht und gefunden, daß das Organ der Verehrung bei ihm in außerordentlichem Grade ausgebildet war. Bei ihm heißt es, ſeine Verehrung für die Gottheit ſey ſo groß und ſein Sinn für Frömmigkeit ſo ſtark geweſen, daß ihm ſelbſt die frömmſten Chriſten noch nicht gottesfürchtig genug ſchienen, und daß er aus reiner Verehrung gegen die Gottheit die chriſtliche Religion von der Erde zu vertilgen ſuchte. Solcher der Wahrheit und dem geſunden Menſchenverſtand widerſprechender Erklärungen werden noch viele zur Ehrenrettung des Syſtems gebraucht.“

„Wenn die Phrenologen behaupten, daß die geiſtigen Fähigkeiten eines Menſchen und der Umfang ſeines Gehirns in einem beſtimmten Verhältniß zu einander ſtehen, ſo kann man fragen, ob der abſolute oder der relative Umfang des Gehirns gemeint iſt, d. h. ob die Größe des Gehirns an ſich, ohne Vergleich mit anderen Theilen des Leibes, den Umfang der geiſtigen Kräfte bedingt, oder ob es darauf ankommt, wie ſich die übrigen Theile des Körpers ihrer Größe nach zu der des Gehirns verhalten. Im erſteren Fall würden Menſchen mit kleinem Kopf ein für alle Mal weniger Verſtand haben als die mit großem Kopf, und doch haben der Wallfiſch, der Elephant und andere Thiere niederer Stufe ein viel größeres Gehirn als der Menſch, während ihr Verſtand kleiner iſt. Kommt es aber auf das Verhältniß des Gehirns zu anderen körperlichen Dimenſionen an, dann fragt es ſich wieder, ob bloß der Umfang eines beſtimmten Theils in Betracht kommt, etwa des Geſichts, oder des Halſes, oder des Rückenmarks, oder der Gehirnnerven, oder die Maßverhältniſſe des ganzen Körpers, und hierüber geben die Phrenologen keine Aufklärung.“

„Es iſt wahr, daß die natürlichen Anlagen der Menſchen urſprünglich verſchieden ſind, aber dieſe Verſchiedenheit, dieſes Urſprüngliche wird durch das Leben ſelbſt durch und durch modifizirt. Klima, Beſchäftigung, Literatur, Wiſſenſchaft und Künſte, Handel und Krieg, bürgerliche und religiöſe Inſtitute, die geſellſchaftlichen Zuſtände und die Lebensweiſen können auf den Geiſt den mächtigſten Einfluß ausüben; vor Allem aber wichtig iſt die Zucht und Gewöhnung des Geiſtes ſelbſt. Durch Uebung erſtarken die geiſtigen Kräfte eben ſo wohl als die phyſiſchen, und ohne anhaltendes Studium, tiefes, ſyſtematiſches Denken und gründliches Forſchen kann keiner etwas Ausgezeichnetes erreichen. Durch ſolche Anſtrengungen bekommt der Geiſt oft eine Kraft, welche die Natur nie mitgiebt. Doch geſetzt, es fände wirklich ein beſtimmtes Verhältniß ſtatt zwiſchen den intellektuellen Fähigkeiten und dem Umfang des Gehirns, ſo würde dies dem Phrenologen für das Leben gar nichts helfen, da die Maſſe des Gehirns in dem lebenden Individuum ihm verborgen bleibt.“

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Love's exchange. — Roman von C. J. Boyle. 3 Bde. 31½ Sh.
Historical records of the British army. — Hiſtoriſche Erinnerungen des Erſten oder Königl. Regiments zu Fuß. 12 Sh.
The history of Egypt under the Ptolemies. — Von Samuel Sharpe. 4. 8½ Sh.
The Life of Thomas Reynolds, by his son. — 2 Bde. 30 Sh.
Incidents of travel in Greece, Turkey, Russia and Poland. — Von J. G. Stephens. 7½ Sh.
The art of deer-stalking. — Von W. Scrope. 42 Sh.
Wild scenes in the forest and prairie. — Von C. F. Hoffmann. 2 Bde. 16 Sh.
The Bubbles of Canada. — Vom Verf. des „Clockmaker“. 12 Sh.
Treatise on the construction of artificial foundations. — 12 Sh.
The history of the Dissenters from 1808 to 1838. — Von dem Prediger Dr. Bennett.
The Antediluvians. — Gedicht von J. M'Henry. 8 Sh.

Spanien.

Die Spaniſchen Theater.

(Schluß.)

Es iſt oben geſagt worden, das Schauſpiel ſey eine Lebensbedingung bei den Spaniern. Man weiß, mit welcher Leidenſchaft ſie an den Stiergefechten theilnehmen; jetzt wollen wir ſie bei den theatraliſchen Vorſtellungen beobachten, wo Scenen aufgeführt werden, die ſie mit dem größten Beifall aufnehmen, weil darin ihre eigenen Neigungen, ihre Leidenſchaften, ihre Sitten, ihre Laſter und Eigenſchaften vorgeſtellt werden. Gehet in das Theater del Prinzipe oder de la Cruz, wenn man Lucrezia Borgia, den Thurm von Nesle, Maria Tudor oder Antony giebt. Der Saal iſt dunkel und wird durch den grauen Anſtrich der Balkone und Logen noch mehr verfinſtert. Die Zuſchauer ſind gebräunte, in Mäntel gehüllte, ernſte, leidenſchaftliche Geſtalten, die weniger ausſehen, als ſuchten ſie hier Vergnügen, denn als erfüllten ſie eine religiöſe Pflicht. Das Parterre iſt mit Leuten vom düſterſten Ausſehen angefüllt, und es gehört wahrlich eine große Anſtrengung der Phantaſie dazu, um dieſe Räume für einen Schauſpielſaal zu halten. Die Zuſchauer, die man vor wenigen Stunden auf der Puerta del Sol hat plaudern und rauchen ſehen, ſind hier ganz ſtumm; das Drama auf der Straße iſt zu Ende, und ſie ſuchen nun im Theater Erſchütterungen und Vorbilder. Wenn dem Drama ein politiſcher Stoff zum Grunde liegt, wenn Verſchwörung, Aufruhr und Mord die Entwickelung deſſelben ſind, ſo ſchöpfen ſie daraus Pläne und Hoffnungen für den nächſten Tag. Die Zuſchauer von heute werden morgen zu Schauſpielern, der Marktplatz wird zum Theater, und die Miniſter oder Generale ſind die Opfer. Iſt es ein bürgerliches Drama, ſo entnehmen die Zuſchauer daraus, wie man ein Weib zärtlich liebt und es erdolcht, wie man ſich durch Gift von ſeinem gehaßten Nebenbuhler befreit, mit einem Wort, wie man ſeine Rache ſtillt. O! dieſe Zuſchauer laſſen ſich auch nicht den leiſeſten Gedanken des Dichters entgehen, und noch denſelben Abend wird vielleicht irgend eine blutige Scene, unter dem Schein einer Straßen-Laterne und unter den Augen eines Muttergottesbildes, den Beweis führen, welch' ein gelehriges Publikum die romantiſche Schule in Madrid habe.

Die gebräunten Geſtalten fangen jedoch an, ſich zu erheitern; die Scene hat ſich verändert; das ernſte Genre hat volksthümlicheren Vorſtellungen Platz gemacht, deren einziges Verdienſt ihre Rohheit iſt. Während der ganzen Dauer des Drama's ertönten im Saale weder Beifallsbezeugungen noch Murmeln; ein Jeder hörte zu, ſah, beobachtete und ſuchte Vortheil daraus zu ziehen; jetzt aber wird der verſteinerte Zuſchauer wieder zum Menſchen, ſeine Paſſivität hört mit dem Drama auf. Die Kaſtilianiſchen Verſe entlocken ihm Lächeln und Beifallklatſchen; die derben Worte, die ſchlüpfrigen Scenen ſchmeicheln ſeinem Geſchmack und ſeinen Gelüſten; durch Geberden und Ausrufungen giebt er ſeinen Beifall zu erkennen und fordert die roheſten Lazzi's da Capo. Dann folgt der Tanz, der National-Bolero und Fandango, welche die Vorſtellung beſchließen. Mit Entzücken ſieht man den Beinſchwenkungen und üppigen Stellungen der Tänzer und Tänzerinnen zu, die in knapper Andaluſiſcher Tracht, mit Flittern bedeckt, erſcheinen; man ſchreit, brüllt, applaudirt mit Händen und Füßen, und wenn der Vorhang fällt, ruft man nicht den Darſteller des Antony, wohl aber den Harlekin oder das Paar, welches den Bolero tanzte. Nicht zu vergeſſen, daß das Publikum nur dann völlig befriedigt das Theater verläßt, wenn das Orcheſter die Hymne Riego's, eine Art Spaniſcher Marſeillaiſe, und die eben ſo beliebte Tragala geſpielt hat.

Der Schauſpieler Latorre, der vor einigen Monaten von Paris nach Spanien gekommen, iſt jetzt zu Madrid der beſte Schauſpieler im Drama: ihm ſteht eine junge niedliche Franzöſin würdig zur Seite, die Gattin eines ehemaligen Direktors und Verwalters der Madrider Theater und wegen ihrer reinen Ausſprache des Kaſtilianiſchen allgemein bewundert.

In Madrid und den übrigen Spaniſchen Städten führt man

Digitized by Google

nur Stücke auf, die aus dem Franzöſiſchen überſetzt ſind; denn Spanien iſt eben ſo arm an Schriftſtellern, als Frankreich deren zu viel hat. Während acht Jahren wurden nur ungefähr zwei oder drei Spaniſche Original-Werke von einiger Bedeutung aufgeführt. Martinez de la Roſa, der ausgezeichnetſte unter Spaniens jetzigen Schriftſtellern, hat die Quelle ſeiner dramatiſchen Productionskraft bei ſeinen politiſchen Beſchäftigungen eintrocknen laſſen. Seine „Verſchwörung zu Venedig", die auf dem Theater de la Cruz mit Beifall gegeben wird, läßt bedauern, daß er nicht lieber auf die Triumphe der Rednerbühne, mit denen er doch nicht viel ausrichtet, ganz Verzicht geleiſtet und ſich mit den Triumphen der Bretterwelt begnügt hat. Ein junger Mann, der ſich lange in Paris aufgehalten, der mit den dortigen dramatiſchen und literariſchen Celebritäten umging und von ihnen ſehr geſchätzt wurde, ein junger Mann voll Beſcheidenheit und Talent, der ſich in Paris nach den beſten Muſtern bildete, der junge Joſe Lara, der vor zwei Jahren in Madrid als Opfer einer edlen, aber unglücklichen Leidenſchaft ſtarb, hat der Bühne eine Menge eben ſo treuer als geſchmackvoller Ueberſetzungen hinterlaſſen. Dieſem anmuthigen Schriftſteller verdankt man die Uebertragung von „Bertrand und Raton", „Lucrezia Borgia" und dem „Thurm von Nesle", ſo wie einer großen Anzahl komiſcher Opern und Vaudevilles von Scribe.

In dieſem Augenblick iſt Madrid ſtolz auf Herrn Martin los Herreros, den Verfaſſer des Drama's „Troubadour", welches vor kurzem mit außerordentlichem Erfolg auf dem Theater del Prinzipe aufgeführt wurde, und einer Ueberſetzung der „Kinder Eduard's." Sonſt aber fehlt es in Madrid jetzt ſehr an ausgezeichneten Literaten, und es wäre eine moraliſch und politiſch intereſſante Aufgabe, den Grund dieſes Mangels nachzuweiſen.

Italien.

Römiſche Berichte eines Deutſchen.

II.

Wer wollte hier nicht gern von Muſik ſchreiben! Iſt doch des Singens und Klingens kein Ende von früh bis ſpät. Die Pifferari finden ſich ſchon bei guter Zeit ein. Wer ein Madonnenbild unter ſeinem Fenſter oder doch in der Nähe hat, und allzu weit iſt's nirgend hier zu einem ſolchen, der wird, lange ehe der Tag graut, durch das Morgenſtändchen aufgeweckt, welches ſie der Mater amata et virgo intemerata bringen. Eine Stunde ſpäter kommen andere Pifferari, und aber-andere etwa wieder nach Verlauf einer Stunde. Sie haben nicht Alle dieſelbe Art und Melodie. Ein gemeinſamer Typus aber geht hindurch. Sie kommen zu Zweien oder Dreien. Einer ſpielt die Sackpfeiſe in tiefen Schnarr- und Orgeltönen, die in größerer Höhe ſonderbar ſpitz klingen. Der Andere oder die beiden Anderen blaſen auf kurzen Klarinetten, die dem timbre nach unſeren Hoboen näher ſtehen. Sie ſind Leute aus dem Gebirge, weit genug her aus den Abbruzen, arme Leute, die ſich hier ihre Chriſtbeſcherung zuſammenblaſen. Sie kommen eigentlich in kurzen braunen oder blauen, ſehr verfärbten und zerfetzten Mänteln, die Beine mit kreuzweiſe überſchnürten Tüchern umwickelt; ſie kommen in braunen ſpitzen Hüten mit brandbraunen ſchwermüthigen Geſichtern, wie ſolche Jedermann bekannt ſind vom Robertſchen Schäfer aus der Campagna her. Zu Anfang ſchauen ſie aber ein wenig bunter aufgeputzt. Sie ſtehen da den Malern zu Akte, denn die Kunſt geht nach Brod, beiderſeits. Später durchwandern ſie die Straßen und Gaſſen und blaſen kurze Klauſeln in wunderlichen und ſeltſam abgebrochenen Läufen. Damit melden ſie ſich den Beſitzern der Marien an, um zu täglicher Devotion vor den wohlüberzelteten, zierlich geſchmückten und mit immer brennenden Laternen venerirten Bildern der Straßen beſtellt zu werden. Neun Tage muſiziren ſie der Nostra Donna und andere neun Tage dem Bambino (denn „das Kind" kurzweg wird hier das Chriſt-Kindlein, ſo wie die Mutter kurzweg „die Frau", oder „meine" oder „unſere Frau" genannt). Sie ſind noch unverfälſcht dieſelbigen Leute, die an das Kripplein in der Wundernacht vor etlichen und achtzehnhundert Jahren traten, wie ſolche von Raphael getreulich abgeſchildert zu ſchauen ſind auf jener Tapete, die der Hirten Anbetung darſtellt, ja gewißlich treu, denn ſie iſt ſehr göttlich. Man kann, was ſie da auf der Tapete muſiziren und was ſie an guten Fugen oder doch Kontrapunkten etwa einmiſchen, leider nicht vernehmen und leider alſo derſelben Autorität zum Beweiſe der auch unverfälſchten Melodei ſich nicht bedienen. Im Uebrigen aber möchte ich auf eigene Verantwortung behaupten, daß hinter dieſer Melodei eine uralte Tradition ſtecke, denn es iſt etwas darin, was das Herz gar eigen bewegt und wirklich wie von einem heiligen Geheimniß ſingt, kurz etwas, das nicht gerade in jeder Sackpfeiſe von ſelber ſteckt, und woran zwölf Dutzend unſerer Komponiſten alle ihre Gänſefedern zerkauen könnten, ohne es herauszukauen. Hierzu kommt noch ein beſonderer Umſtand. Der eine von den Muſikanten ſingt nämlich ſein Marien- oder Chriſtliedchen, zu deſſen ſchlichter rührender Melodie die rauhe unpolirte Feldſtimme ſich gar gut ſchickt; der Andere begleitet ihn auf der Sackpfeiſe, indem er die Oberſtimme zum Theil in der Melodie mit gehen läßt, jedenfalls aber während der ganzen Strophe die Quinte der Tonart aushält. Dieſe Quinte und die Diſſonanzen, die ihre Hartnäckigkeit herbeiführt, nebſt dem eigenthümlichen Klang des Inſtrumentes, bringen das ganz Ungewöhnliche der Pifferari-Muſik hervor. Sobald die Liedſtrophe ausgeſungen iſt, greift der Sänger zu ſeiner Klarinette und beginnt, zu der Weiſe, welche die Sackpfeife fortführt, anmuthig und fröhlich zu kontrapunktiren. Er bringt in dieſem Refrain, welcher jeder Liedſtrophe gleichmäßig folgt, ſo kühne Wendungen und Rhythmen an, die doch nichts weniger als wüſt und willkürlich ſind, und fügt inſonderheit nach der letzten Strophe als Coda einen ſo gefühlvollen Adagio-Satz und einen ſo brillanten Schluß hinzu, daß ein hieſiger muſikkundiger Freund ſich gewiß nicht mit Unrecht wiederholt an Beethovenſche Motive gemahnt fand. Es wäre als Reſultat ſolcher Erfahrung nur etwa dies zu ziehen, daß manche überraſchende Erfindung Beethoven's, die dem in Gewohnheit eingewurzelten Urtheil geſucht, vielleicht bizarr bedünken kann, in Wahrheit doch der Natur und dem urſprünglichſten Gefühl viel näher liegt, als Theorieen zugeſtehen mögen. Zur Puriſizirung indeß der ehrlichen Pifferari und nebenher unſeren muſikliebenden und übenden jungen Damen zur Warnung vor der gefährlichen und übrigens, trotz Nicolai, ewigen Roma, ſey hier bemerkt, daß, ungeachtet es des Ortes Muſik-Handlungen giebt, ſogar (man denke!) eine, die eine Art von Leih-Inſtitut macht, dennoch in ganz Rom, ſo viel wenigſtens Schreiber dieſes vermocht hat, ſich keine einzige Beethovenſche Symphonie in irgend einem Arrangement auftreiben läßt. Dafür ſind aber die Pifferari auch nicht zufrieden, ſich früh Morgens hören zu laſſen. Man kann die Straßen zu keiner Tageszeit betreten, ohne ihre durchdringende Muſik zu vernehmen; und auf die Länge wird's auch dem geſteigertſten Intereſſe für ihre Eigenthümlichkeit doch des Geſanges und Getönes allzu viel. Nervenſchwachen Damen wäre dieſerhalb und wegen des Glockenläutens der Aufenthalt hier in der Adventszeit zu widerrathen. Für die Engländerinnen, die Rom in dieſer Zeit überſchwemmen und es in dieſem Jahr beſonders zu unerhört hohem Waſſerſtande gebracht haben, iſt nichts zu fürchten, da ſie ſelbſt die Aegyptiſchen Hieroglyphen à la Champollion heißhungrig und ohne alle Nachtheile genießen, und für die alleinreiſenden Damen anderer Nationen ohnehin nichts. Die Pifferari aber müſſen in lächerlicher Menge hier ſeyn und ſind auch ihrerſeits aufs Ueberſchwemmen aus. Es iſt, wie wenn die Vögel im Frühling erſt einmal angefangen haben, dann ſchlägt's und lärmt's von jedem Baum, von jeder Hecke. So hier vor jedem Bild, an jeder Ecke, in jeder Wein-Bottaga, und hat kaum mit dem Ave Maria ſein Ende erreicht.

Bibliographie.

Compendio della Storia di Napoleone già Imperatore di Francesi. — Von G. L. — Mailand. (Dem Verfaſſer wird nachgerühmt, daß er mit großer Unpartheilichkeit zu Werke gegangen und ſich eben ſo vor den nationalen Vorurtheilen eines Walter Scott, wie vor den antinationalen Vergötterungen heutiger Kosmopoliten, gehütet habe.)

Opere edite e inedite. — Geſammelte Werke des Philoſophen Antonio Rosmini-Serbati. Mailand.

Enciclopedia italiana e dizionario della conversazione, opera originale italiana. — Erſter Band. Venedig.

Influenza degli Imperatori di casa d'Austria nelle vicende d'Italia, dall' elezione di Rodolfo d'Absburgo sino ai nostri giorni. — Hiſtoriſcher Bericht von Ignacio Cantu. 4. Mailand.

Mannigfaltiges.

— Daguerre und Humphry Davy. Daguerre's, des Pariſer Dioramen-Malers intereſſante Erfindung, die Bilder der Camera obſcura auf chemiſchem Wege, mittelſt der Einwirkung des Lichtes ſelbſt, feſtzuhalten, giebt Engliſchen Blättern Anlaß, daran zu erinnern, daß ſchon vor 15 Jahren der verſtorbene Sir Humphry Davy ähnliche Verſuche gemacht, indem er eine Platte von Silber-Nitrat, auf welche Licht und Schatten gewiſſe Wirkungen hervorbrachten, zu ſolchem Zwecke mit den vom Sonnenlichte reflektirten Gegenſtänden in Verbindung gebracht. Inzwiſchen hatten dieſe Verſuche kein Reſultat, denn die auf der Metall-Platte hervorgebrachte Farben-Veränderung war zu flüchtiger Natur, um das Bild ſelbſt feſthalten zu können. Herr Daguerre aber hat das Mittel gefunden, jenen Eindruck minder flüchtig zu machen, und dies iſt das Wichtigſte ſeiner Erfindung, von der jetzt die Engländer den erſten, aber minder praktiſchen Theil für ſich in Anſpruch nehmen.

— Engliſche Encyklopädie. Die Buchhändler Longman und Comp. in London kündigen ſo eben ein „Wörterbuch für Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt" an*), deſſen Mitarbeiter ein Werk von großem Werthe erwarten laſſen. Folgendes ſind die Namen dieſer Mitarbeiter: Profeſſor Brande für Naturwiſſenſchaften und namentlich für Alles, was ſich auf Chemie bezieht; Herr T. Galloway für Mathematik, Mechanik ꝛc.; Herr Joſeph Gwilt für Baukunſt, Muſik und ſchöne Künſte überhaupt; Dr. Lindley für Botanik; Herr J. C. London für Gartenkunſt und Landbau; Herr J. R. Mackulloch für Statiſtik und allgemeine Gegenſtände der Literatur; Herr H. Merrivale für Jurisprudenz, und Herr Richard Owen für vergleichende Anatomie und Zoologie.

*) Dictionary of Science, Literature and Art.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 13. Berlin, Mittwoch den 30. Januar 1839.

Italien.

Petrarka auf dem Mont-Ventoux.

Nach Delecluze.

So berühmt auch Petrarka durch ſeine Italiäniſchen Sonette geworden, ſo verdient er doch nicht minder die Lobpreiſungen und die Dankbarkeit der Nachwelt wegen der Bemühungen, die er während ſeines ganzen Lebens darauf verwandte, geſunde moraliſche und politiſche Grundſätze unter den Nationen Europa's zu verbreiten. Aus ſeiner „Kunſt, gut zu regieren“, die an J. Carrara gerichtet iſt, erſieht man, wie unendlich weit Petrarka der praktiſchen Politik ſeiner Zeit voraus war, und wer ſich überzeugen will, wie dieſer gelehrte und geiſtreiche Schriftſteller ſich mit der Löſung von Fragen beſchäftigte, die der Natur ſeines Geiſtes durchaus fremd ſcheinen, darf nur eines ſeiner gleichfalls in Lateiniſcher Sprache geſchriebenen Bücher leſen, welches den Titel führt: „Von den Pflichten und Talenten eines Feldherrn“ (de officio et virtutibus imperatoris) und das dem Luchino del Verme, mit dem Beinamen „der Fabricius von Verona“, gewidmet iſt.

Der Gegenſtand aber, über welchen Petrarka am meiſten und beſten geſchrieben hat, iſt die Moral-Philoſophie. Aus Furcht, zu weit uns zu verbreiten, wollen wir hier nur desjenigen ſeiner in Lateiniſcher Proſa verfaßten Werke gedenken, in welchem er ſich über dieſes Thema mit großer Tiefe und vielem Geiſt verbreitet. Wer Petrarka's Herz und Weſen ganz kennen zu lernen wünſcht, dem rathen wir, ſein Buch: „de Contemptu vitae“ zu leſen. Hier findet man in Form dreier Geſpräche zwiſchen dem heiligen Auguſtin und dem Anbeter der Laura die edelſten und aufrichtigſten Bekenntniſſe, welche ein Mann nur immer über ſeine Geiſtes- und Herzensſchwächen abzulegen vermag. Hier ſieht man, wie Petrarka alle Täuſchungen, denen er während ſeines Lebens in Bezug auf ſeinen Ehrgeiz und auf die Reinheit ſeines Gefühls für Laura erlegen, aufdecke, prüfe und verdamme, und am Ende eingeſteht, daß ſeine ganze herrliche Tugend-Glorie eigentlich nichts weiter ſey, als verſteckte Eitelkeit und ſündhafte Leidenſchaft. Nach der Leſung dieſes Buches gewahrt man deutlich, wie die Sonette, in welcher Petrarka von ſeiner Laura ſpricht, meiſt leidenſchaftlicher ſind, als ſie es ſcheinen, und daß, unter der Hülle des ſtets ſo reinen Schleiers ſeiner Platoniſchen Sprache, der Sänger oft wie ein glühend Liebender ſchwärmt. Man hat viele Kommentare zu den Italiäniſchen Geſängen unſeres Dichters geſchrieben; meiner Anſicht nach, würde eine vollſtändige Ueberſetzung ſeiner „Lebensverachtung“, die er auch „ſein Geheimniß“ nannte, die beſte Erklärung ſeyn, welche man ihnen beifügen könnte. Wer von dem Glauben nicht laſſen will, daß der Dichter der Sonette an Laura beſchränkten Geiſtes und kalten Herzens war, der möge nur dieſe ſchöne und merkwürdige Schrift leſen, die zu lang iſt, um hier vollſtändig Platz zu finden, und deren Theile wieder zu eng mit einander verbunden ſind, um einen davon trennen zu können.

Doch haben wir uns vorgenommen, unſeren Leſern Petrarka von einer dritten Seite vorzuführen, ganz verſchieden von dem, wie er ſich in ſeinen Sonetten und Canzonen zeigt, und auch durchaus anders, als wenn er Carrara die Kunſt lehrt, einen Staat gut zu regieren. Hier tritt er vor uns als beſchreibender Dichter, als phantaſiereicher Denker, ſeine erhabenen und glänzenden Betrachtungen umfaſſen die Körper- und Geiſterwelt, er weidet ſich an eingebildetem Kummer und Schmerz, mit Wonne ſchlürft er das Vergnügen ein, durch eine unbewohnte, wilde Gegend zu wandern; bald irrt er aufs Gerathewohl umher, bald ſtrebt er nach einem Ziele, immer aber führt ihn ſeine Einbildungskraft auf ſich ſelbſt zurück, er prüft und befragt ſein Herz, um die menſchliche Natur kennen zu lernen und um zu erforſchen, welches der Zweck und das Ende des Lebens ſey. Von J. J. Rouſſeau bis auf unſere Zeiten hat es nicht an gewandten Schriftſtellern gefehlt, welche ſich bemühten, die Verſtimmungen der Seele, die Schwankungen der Leidenſchaften und die quälenden Einflüſterungen der Zweifelſucht auszumalen. Man hat ſich ſogar eingebildet, dieſe Gemüthsrichtung ſey ſowohl bei den Perſonen, die daran leiden, als bei denen, die ſie ſchildern, ein neues Reſultat der ſocialen und politiſchen Bewegung der Welt ſeit achtzig Jahren. Aber der Menſch iſt ewig derſelbe, immer von Hoffnung und Muthloſigkeit auf dem Ocean des Lebens umhergeworfen. Ueberhaupt kann dieſer krankhafte Seelenzuſtand erſt dann beobachtet und richtig geſchildert werden, wenn die Völker die Gränzen einer gewiſſen Bildung überſchritten haben. Vor dieſem Zeitpunkte iſt es nur ſeltenen Geiſtern verliehen, die Abſtufungen dieſer moraliſchen Verſtimmung zu ergründen, welche der große Haufe, der ausſchließlich mit den ihn quälenden groben Körperſchmerzen beſchäftigt iſt, nicht zu faſſen vermag. Dieſe Erkenntniß war im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts nur einem Petrarka erſchloſſen, deſſen zarte, edle und empfängliche Seele keinen Ruhepunkt in jenem damals noch ſo rohen und wilden Europa fand. Wir werden ihn ſelbſt hören und bei der Leſung ſeiner Beſteigung des Mont-Ventoux gewiß alle Merkmale erkennen, welche die Schule J. J. Rouſſeau's, Bernardin de St. Pierre's, Chateaubriand's und Lamartine's charakteriſiren. Laſſen wir Petrarka ſprechen:

„Ich erſtieg heute einen hohen Berg dieſer Provinz, (der ehemaligen Provence, jetzigen Vaucluſe-Departements), der nicht mit Unrecht der Mont-Ventoux*) genannt wird und merkwürdig iſt durch ſeine Geſtalt und Höhe. Eine Neugierde, die ſich noch aus meiner Kindheit herſchreibt, wo ich zuerſt dieſe Gegend ſah, trieb mich an, ihn genau zu durchforſchen; in der That feſſelt der Mont-Ventoux, von welcher Seite man ihn auch betrachte, Blicke und Aufmerkſamkeit, und durch mein heutiges Erſteigen deſſelben erfüllte ich nur einen lang genährten Wunſch. Mir kam eines Abends der Entſchluß, ihn zu erklimmen, bei Leſung einer Stelle des Titus Livius, in welcher dieſer Geſchichtſchreiber berichtet, daß Philipp, König von Macedonien, in einem Kriege gegen die Römer, den Berg Hämus in Theſſalien erſtieg, von wo aus man die beiden Meere, das Adriatiſche und das Schwarze (Pontus Euxinus), ſolle erblicken können. So weit entfernt von dieſem Lande, wie ich es bin, iſt es mir unmöglich, zu beurtheilen, ob dieſe Thatſache wahr oder falſch ſey; Pomponius Mela bejaht, Titus Livius leugnet es.**) Sicherlich würde ich für meine Perſon nicht lange darüber in Zweifel bleiben, wenn mir der Berg Hämus ſo nahe wie der Mont-Ventoux läge. Wie dem aber auch ſey, wir wollen zum letzteren zurückkehren.

Im Augenblick der Abreiſe, als es darauf ankam, mir einen Reiſegefährten zu erwählen, konnte ich ſeltſamerweiſe unter meinen Freunden keinen herausfinden. Wenn man eine Reiſe oder einen Spaziergang in Geſellſchaft unternimmt, ſo iſt wirklich nichts ſeltener, als eine Uebereinſtimmung des Willens, des Geſchmacks und der Charaktere. Der Eine ſchien mir zu lebhaft, der Andere zu langſam; zu große Luſtigkeit und zu große Schwermuth war mir beides nicht wünſchenswerth; Dieſer war zu geiſtreich, Jener zu beſchränkt. Ich wünſchte bei meinem Reiſegefährten weder zu anhaltende Schweigſamkeit, noch zu ermüdende Geſchwätzigkeit; die Korpulenz eines Dritten verhinderte ihn am raſchen Gehen, ein Vierter war ſo mager, daß ich befürchtete, mit ihm nicht Schritt halten zu können. Kurz, aus Furcht vor allen dieſen kleinen Mängeln, an denen die Freundſchaft ſo wenig Anſtoß nimmt, wenn man ganz ruhig im Zimmer bei einander iſt, fiel meine Wahl endlich auf meinen jüngeren Bruder, der den Vorſchlag um ſo freudiger annahm, weil er ſich dadurch meinen Freunden vorgezogen ſah, was dem Herzen eines Bruders immer ſehr ſüß iſt.

Am feſtgeſetzten Tage machten wir uns auf den Weg und langten gegen Abend in Malauſane an, einem Dorfe an der Nordſeite des Mont-Ventoux, wo wir einen Tag verweilten. Heute endlich erſtiegen wir, mein Bruder und ich, in Begleitung einiger Diener, nicht ohne Schwierigkeiten den Berg, der gerade an dieſer Seite ſehr ſteil und felſicht iſt. Doch, ſagt nicht der Dichter: „Labore omnia vincit improbus“? Die Länge des Tages, die Reinheit der Luft, die Kraft und Geſchmeidigkeit unſerer Glieder, Alles begünſtigte unſer Unternehmen, und es ſtieß uns kein anderes Hinderniß auf, als die natürliche Rauhheit des Ortes.

*) Mons ventosus, der ſtürmiſche Berg, wie eine der Rieſenkuppen des Schleſiſchen Gebirges die Sturmhaube heißt.

**) Livius XL. 21 und 22. Nicht nur jene beiden Meere, ſondern auch noch die Alpen und die Donau ſollte man, wie Livius berichtet, der Sage nach, vom höchſten Gipfel des Hämus ſehen können.

Digitized by Google

Ein alter Schäfer jedoch, der ſein Leben in einer der Höhlen des Berges verbrachte, bemühte ſich, uns durch ſeine Vorſtellungen von unſerem Vorhaben abzubringen. Er erzählte uns, vor funfzig Jahren, in ſeiner Jugend habe er auch einmal das Gelüſt gehabt, bis zum Gipfel des Berges empor zu klettern, er hätte aber, außer dem Verdruß dort geweſen zu ſeyn, nur noch eine große Müdigkeit und zerriſſene Kleider davongetragen. Vor mir, ſetzte er hinzu, war noch Keiner hinauf geſtiegen, und es hat auch ſeitdem Niemand mein Beiſpiel nachgeahmt. Wenn man jung iſt, giebt man wenig auf guten Rath; der des Greiſes erregte nur noch mehr unſere Neugierde. Als der Schäfer merkte, wie vergeblich alle ſeine Vorſtellungen ſeyen, ging er mit uns nach den Felſen hin, zeigte uns einen ſehr ſteilen Fußpfad, fügte noch einige Anweiſungen über die zu verfolgenden Krümmungen hinzu, und als wir ihn verlaſſen hatten, hörten wir ihn noch von weitem die Tollkühnheit unſeres Unternehmens beſeufzen.

Nachdem wir unſere Gewänder aufgeſchürzt und zuſammengeknüpft hatten, um uns das Schreiten zu erleichtern, fingen wir an zu ſteigen; aber unſere erſten zu lebhaften Anſtrengungen ermüdeten uns dergeſtalt, daß wir uns ausruhen mußten und unſeren Weg dann viel langſamer fortſetzten. Ich wählte mir einen minder ſteilen Pfad aus und ſchritt ganz gemächlich weiter, wogegen mein Bruder es verſuchte, den Gipfel auf einem geraderen, aber unendlich beſchwerlicheren Wege zu erreichen. Mehrmals rief er mir zu, um mich auf den rechten Pfad zu lenken, aber ich antwortete ihm ſtets, daß es mir auf einige Schritte mehr nicht ankäme, und daß ich lieber ein wenig ſpäter oben anlangen, als mir zu viel Beſchwerde verurſachen wolle. Auf ſolche Weiſe ſuchte ich meine Trägheit zu beſchönigen, und als mein Gefährte ſchon dem Gipfel nahe war, irrte ich noch auf den unteren Theilen des Berges umher. Endlich bemerkte ich aber doch, daß ich mir große Umwege und viel unnütze Mühe mache, denn ich kam meinem Ziele durchaus nicht näher. Da ſah ich meinen Irrthum ein, verſuchte es, den Berg gerade hinauf zu klimmen, und von Müdigkeit ganz zerſchlagen, erreichte ich meinen Bruder, der ſich niedergeſetzt und in ſeine Kleider eingehüllt hatte, um ſich vor der Kälte zu ſchützen. Als wir uns etwas ausgeruht, machten wir uns wieder auf den Weg und gingen auf dem Plateau umher, auf welchem der Gipfel des Mont-Ventour ruht. Unverbeſſerlich, wie ich war, und in demſelben Irrthum befangen, gerieth ich, als wir unſeren hohen Ruhepunkt verlaſſen hatten, wieder in die unteren Thäler; von neuem trachtete ich danach, mir das Hinaufſteigen zu erleichtern, und verlängerte dadurch nur meine Anſtrengungen. In Wahrheit, ich ſcheute aus angeborener Trägheit die Mühe und Langeweile des Erklimmens; doch die Natur der Dinge iſt unveränderlich, und was man auch thue oder wolle, nie wird man herabſteigend hinaufklimmen; dreimal, ich muß es nur eingeſtehen, wiederholte ich dieſes Manöver und mußte manche Spötterei von meinem Bruder dafür aushalten, denn ich verbrachte faſt zwei Stunden mit ſolchem Umherirren.

Während dieſer unſteten Irrfahrten, als ich gar nicht mehr wußte, welchen Pfad ich eigentlich wählen oder verfolgen ſollte, ſetzte ich mich in einem Thale nieder. Da ſchwang ich mich auf den Flügeln des Gedankens von der Wirklichkeit zu den überſinnlichen Dingen auf und ſagte zu mir ſelbſt: Vergiß nicht, wie oft Du Dich heute ſchon beim Erſteigen dieſes Berges geirrt haſt, und bedenke wohl, daß es Dir eben ſo gehen kann, wenn es darauf ankömmt, Dich zur ewigen Seligkeit aufzuſchwingen! Dieſes Beiſpiel diene Dir als Lehre und als Führer, um dieſe wichtige Wahrheit wohl zu faſſen, denn Alles, was körperlich und ſichtbar iſt, begreift ſich leicht, aber das Unſterbliche vermögen alle Anſtrengungen unſerer Einbildungskraft nicht zu durchdringen. Vergiß nicht, daß das ewige Leben hoch erhaben iſt, daß man es nur ſehr ſchwer erringen, nur ſtufenweiſe, indem man von Tugend zu Tugend ſich erhebt, dahin gelangen kann, ſo wie man dieſen Berggipfel nur erreicht, wenn man von Fels zu Fels klimmt. Das Hohe iſt das Ziel von Allem; es iſt der Zweck unſerer Reiſe wie unſeres ganzen Lebens; Jeder ſtrengt ſich an, dahin zu gelangen, aber nur Wenige erreichen es. Aber Du betrügſt Dich ſelbſt, ſprach ich weiter zu mir. Du willſt nicht bloß, Du wünſcheſt auch ſehnlich; was verhindert Dich denn alſo am Hinaufſteigen? Es iſt der verführeriſche Reiz eines minder ſchwierigen Weges, auf welchem Du mehr Vergnügen zu finden hoffſt und der Dir kürzer ſcheint. Das iſt die Täuſchung, die Du Dir ſelbſt bereiteſt. Aber wenn Du recht lange umhergeirrt ſeyn, wenn Du Dich unnütz ermüdet haben wirſt, in der Hoffnung, dadurch einer unvermeidlichen Anſtrengung zu entgehen, dann mußt Du Dich zuletzt doch entſchließen, zum Gipfel des ewigen Lebens hinaufzuklimmen oder in der Tiefe des Thales der Sünder umherzuirren und endlich darin zu ſterben. Dieſe Betrachtungen rüttelten all' meine Kräfte aus ihrem Schlummer auf. Der Himmel gebe, wenn ich die große Reiſe antrete, nach der ich mich ſehne, daß ich in den Stunden der Ermattung fähig ſeyn möge, eben ſo den Eifer meiner Seele zu beleben, wie es mir heute mit dem meines Körpers gelang.

Auf dem Gipfel des Mont-Ventour befindet ſich eine Erhöhung, die alle übrigen beherrſcht, und welcher die Landleute den Namen des „Hügels der Kinder“ gaben, wahrſcheinlich weil ihre Stellung ihr das Anſehen der Mutter aller ſie umringenden giebt; auf ihr iſt eine kleine Fläche, die wir zur Ruheſtätte benutzten.

Da es Dir gefallen hat, o Colonna, mir bis jetzt zuzuhören, ſo ſchenke mir noch einige Augenblicke Deine Aufmerkſamkeit, damit ich Dir das Ende unſeres Unternehmens berichten kann.

(Schluß folgt.)

Römiſche Berichte eines Deutſchen.

III.

Wer wollte hier nicht gern von Muſik ſchreiben! Nicht die Vögel, die um's Futter ſingen, ſind es allein, die hier den Lenzwald machen. Durch Hof, Haus und Garten flöten den ganzen Tag die hellen Weiberſtimmen und haben eine Art dabei, daß Einem, der was auf Muſik hält und im lieben Deutſchlande ſonſt des Dinges nicht ſo gewohnt geweſen, recht das Herz lacht. Mit durchaus nichts Anderem als Vogelſang wüßt' ich dies Singen zu vergleichen und zu bezeichnen, ſo anſtrengungslos, ſo keck und ſchnell ſchlägt's auf, ſo leicht und ſchmetternd ſchallt's, ſo flüchtige Paſſagen wirft's wie ſpielende Raketen aus, ſo plötzlich und launiſch bricht's ab. Ein Geträller, ein Geſchwätz, ein Gelächter, huſch! ein Lauf die Tonleiter hinauf, hinab, und ein langer lauter Triller und wieder ein Gelächter und Geſchwätz. Oder eine halbe Melodie und ein Schelten dazwiſchen, und dann die andere melodiſche Hälfte und das Scheltfinale hinterdrein. Dabei ein Stimmanſatz und ein Portamento, ein Aufthun des Mundes und ein Perlen der Töne, daß man ſchwören ſollte, es müßte die beſte Schule dahinter ſeyn. Sie iſt auch dahinter, die beſte, die einzig wahre Schule, dieſelbe eben, die im Lenzwald aus dem Ei gekommen. Und das ſteckt ſo im Volke, wie die ſatte Farbe in der Luft hier. Man begreift die Italiäniſche Oper erſt, wenn man dieſen Vogelſtimmen gehorcht hat. Und man begreift mehr, wenn man dem Sangleben der Italiäniſchen Welt weiter nachgeht. Sang und Leben gehören in ihr zu einander. Und der erſtere ſpukt nicht durch das letztere nur hindurch, wie Göthe's rother Faden durch unſere heutige Literatur, ſondern beide ſcheinen ſo untrennbar mit einander verwachſen und verſchlungen, wie das Rebgewinde mit der Ulmenkrone oder dem Laub der Pappel, um welche der Weinſtock rankt. Man trifft ins Herz dieſer Erſcheinung, wenn man dem kirchlichen Ritual als dem eigentlichen Angelſtern der ganzen Sphäre ſogleich die Betrachtung zuwendet. Bei der Meſſe allerdings ſpielt das Volk eine ſtumme Rolle, bei anderen liturgiſchen Handlungen iſt ihm ein ähnlicher Antheil gegönnt, wie unſeren evangeliſchen Gemeinden im Choralgeſang.

Man darf nur jetzt gegen Abend in eine der Parochialkirchen treten und die Novena ſingen hören. Nicht das geheimnißvolle Dunkel der Kirchenſchiffe, mit welchem die blendende Lichterfülle des Hauptaltars kontraſtirt, nicht das feierliche Knieen einer zahlreichen Menge in dem weiten dämmernden Raume, oder wenigſtens nicht dies für ſich allein vermöchte ſo heilige Schauer auszugießen; aber des Geſanges ebenmäßiger leiſer Wellenſchlag, der den Raum nach allen Seiten durchflutet, trägt die Seele unwiderſtehlich auf Flügeln der Andacht hin. Wenn man ſich umſchaut und das Volk ſieht, das hier kniet und ſingt, ſo erſtaunt man, daß dieſe gemeinen Leute eine ſolche Herrſchaft über ihr Organ beſitzen können, um jedes rohe Hervorſchreien, jede widrige Rauhheit zu verbannen und gemeinſam ihren Geſang zu einem einzigen Körper zuſammenzuſchmelzen, ohne doch die Töne im Munde zu zermalmen und die Worte zu vermurmeln.

Will man dem Gewächs bis auf die Wurzel nachgehen, ſo muß man einer Kinderlehre Sonntag Nachmittags in der Kirche beiwohnen. Beſuche man etwa S. Maria sopra Minerva. Auch hier liegt das kleine Geſindel auf den Knieen, von den Kleinſten bis zu den Erwachſeneren, zahlreich genug, die Jungen und die Mädchen durch Stellung der Bänke in zwei große Vierecke von einander geſondert, und ſingt ſein Pater noster her, und die Atti di fede, di speranza, di carità, aus Leibeskräften, aus tiefſter vollſter Bruſt, mit einer Lebendigkeit und Friſche des Anfaſſens, mit einer ſolchen Kinderluſt, daß man daran ſeine eigene Luſt hört, obſchon das Trommelfell ein wenig in Gefahr geräth. Hat man ſich zugleich an der Schärfe des Vokaliſirens und an der Deutlichkeit des Ausſprechens gefreut, ſo wird dieſe Freude nicht verringert, wenn nun Alles aufſpringt und Platz nimmt, weil die eigentliche Dottrina beginnt. Das deutliche, beſtimmte Sprechen des Italiäners wird ihm durch die Natur ſeiner Sprache ſelbſt auferlegt, und wiederum in dieſer ſelbſt liegt die größte Neigung zum Geſange hin. In den liturgiſchen Stücken ſteht das Geſprochene auf der Gränze des Geſanges, Geſungenes ſcheint nur eine geſteigerte Recitation zu ſeyn, während eigentliches Sprechen und eigentlicher Geſang ganz ungeſucht und wie von ſelbſt in einander überſpringen und mit einander abwechſeln. Dies gilt nicht bloß für Prieſter und Chor, auch für das Volk. Vor dem Marien-Bilde unter meinem Fenſter finden ſich jeden Abend zwei Weiber aus dem Hauſe ein, die, als eine beſondere Devotion, die Litanei, ein Paternoſter und Ave für die Benefattori, welche die Lampe mit Oel unterhalten, und ein Viva Maria wechſelsweiſe abſingen und zum Theil herſagen. Es ſind dieſelben leichtfertigen Vogelſtimmen, es iſt derſelbe dreiſte Anſatz, nur iſt der Typus des Geſanges ganz ein anderer, der kirchlich hergebrachte. Das Eigenthümliche liegt in der Einſchränkung der Melodie auf wenige Töne, in wunderlichen Kadenzen auf der Sekunde der Tonart und, was den Vortrag angeht, in einem beſonderen Kehlton und einem gewiſſen Tremuliren der Endnoten. Die ganze Kinderſchaft der Umgegend ſammelt ſich um die Sängerinnen und reſpondirt in vollem Jubel mit. So

Digitized by Google

durchflicht ſich hier von früh bis ſpät und von der Wiege bis ans Grab das Leben mit Geſang und Klang. Selbſt das ſtete Läuten der Glocken in aller ſeiner Eintönigkeit, iſt nur der Pulsſchlag dieſes Lebens. Und zuletzt hört man es ſo wenig wie der Müller ſeine Mühle. Und die Pifferari und die Litaneien dazu hört man, als hörte man ſie nicht, und möchte dem Pythagoras ſein Sphärenlied einräumen, das man nicht vernehme, weil darin lebend. Nur wenn man Abends eine unreine Flöte von der Nachbarsſtube hören muß und kaum, daß dieſe verſtummt, eine klägliche Guitarre und eine pinſelhafte Stimme, welche dazu ſingt, daran gewöhnt man ſich nimmer und weiß ſogleich, daß dies Unkraut im Heſperiſchen Garten nur aus einer fremden Wurzel, auf einem Deutſchen Maler wachſen konnte.

England.

Reſultate der Schädellehre.

(Schluß.)

„Was die Phrenologen beſonders zu Gunſten ihrer Wiſſenſchaft anführen, iſt der Erfolg, womit man die Prinzipien derſelben auf die Charakteriſirung von Individuen angewendet hat. Dr. Gall ſelbſt, heißt es, hat ſeine Theorie der ſtrengſten Prüfung unterworfen, und bei mehreren Gelegenheiten war er im Stande, an den äußeren Formen des Kopfes ganz genau das Verbrechen zu beſtimmen, um deſſenwillen eine Menge Individuen eingezogen worden. Dagegen iſt bloß die Thatſache anzuführen, daß Menſchen mit denſelben natürlichen Neigungen, je nach den verſchiedenen Umſtänden, worin ſie ſich befinden, auch ganz verſchiedene Verbrechen begehen, und daß Individuen von verſchiedener, ja entgegengeſetzter Neigung ein und daſſelbe Verbrechen begehen, ſobald die Umſtände ſie in eine ähnliche Lage verſetzen, ja, daß Menſchen oft Verbrechen begehen, wozu ſie von Natur gar keine Neigung, vor denen ſie vielmehr den tiefſten Abſcheu haben, ſobald die Macht der Verhältniſſe ſie fortreißt. Der Eine mordet aus reiner Grauſamkeit, der Andere, um einen Poſten zu bekommen oder um ſich Vermögen zu ſchaffen, und ein Dritter, um den Mitwiſſer eines anderen Verbrechens, das er früher begangen, los zu werden. Ein Menſch ſtiehlt lediglich, um ſich etwas Fremdes anzueignen, ein Anderer, um ſeine ſinnlichen Begierden befriedigen oder ſeinem Stolz oder Ehrgeiz fröhnen zu können, während ſo Viele durch die äußerſte Noth dazu getrieben werden. Die Geſchichte des Menſchen in jedem Lande und Zeitalter zeigt, daß neun Zehntel aller Verbrechen eher die Folge verdorbener Erziehung, ſchlechten Beiſpiels, böſer Geſellſchaft und anderer Umſtände ſind, in die der Verbrecher hineingerathen, als einer von Natur dem Menſchen inhärirenden Neigung. Wie verkehrt iſt es alſo, in den Formen des Kopfes einen Maßſtab für die Tugenden und Laſter eines Menſchen zu ſuchen oder aus ſeinen bekannten Neigungen und Anlagen ſeine ganze Lebensgeſchichte deduziren zu wollen. Wer, der je über die mannigfaltigen Verhältniſſe des Lebens, die Zufälle, die des Menſchen Schickſal oft beſtimmen, die Verſuchungen, denen er in verſchiedenen Lagen ausgeſetzt iſt, nachgedacht hat, wird glauben können, daß von den 470 Sträflingen, die Gall in Spandau unterſucht, Jeder gerade des Verbrechens ſchuldig war, wozu er von Natur die ſtärkſte Neigung hatte? Mit demſelben Rechte könnten wir glauben, daß jeder Menſch immer nur an der Krankheit ſtirbt, zu der er von Natur am meiſten disponirt iſt, und daß Einer, der Anlage zur Apoplexie hat, weder am Fieber ſterben, noch im Meer ertrinken oder durch den Blitz umkommen kann."

„Die Natur hat ihre Geheimniſſe, die ſie nicht durch äußere Formen enthüllt, die ſie vielmehr abſichtlich zu verbergen ſucht. Nur ein Narr oder Betrüger kann behaupten, an einem ſo oberflächlichen Zeichen, wie die äußeren Formen des Kopfes ſind, die Tiefen des menſchlichen Charakters erkennen zu wollen. Wenn wir unſere Mitmenſchen kennen wollen, müſſen wir ſie ſehen, mit ihnen verkehren, ſie der Prüfung unterwerfen; wir müſſen ſie lange ſtudiren, wenn wir uns nicht täuſchen wollen, wir müſſen ſie nach ihren Handlungen beurtheilen. Darum hüte ſich doch Jeder vor dieſer trügeriſchen Wiſſenſchaft, die in den Formen, welche ein guter und allweiſer Schöpfer den Menſchen mitgegeben, beinahe eine Apologie für ihre Laſter und Narrheiten findet. Beſonders aber iſt der Jüngling vor der Anwendung derſelben auf ſich, wie auf Andere, zu warnen, daß er ſich nicht verleiten laſſe, ſich ein angeborenes Talent zuzuſchreiben, das ihn zu der Stellung, die er im Leben erſtrebt, befähige. Welchen Rang Jeder in geiſtiger Hinſicht in der Welt einnimmt, hängt ganz von ſeinen eigenen Anſtrengungen ab. Der Geiſt nicht weniger wie der Körper kann durch die Pflege, die er bekommt, eine nicht zu ermeſſende Vervollkommnung erreichen. Durch Beſchäftigung mit Gegenſtänden, die des Studiums würdig ſind, durch eine Konſequenz, die unwandelbar ihr Ziel im Auge behält, und einen eiſernen, ſtandhaften Fleiß iſt Jeder im Stande, die höchſten Auszeichnungen und Belohnungen zu erſtreben, wie zu verdienen: dies und nicht die Hervorragungen des Kraniums ſind es, wonach die auffallendſten Verſchiedenheiten unter den Menſchen zu erklären ſind."

Die Witwe Barnaby, Roman von Miſtreß Trollope.

In der Engliſchen Roman-Literatur ſpielen die Witwen eine eben ſo ausgezeichnete Rolle, wie im Italiäniſchen Drama der Arlechino und ſeine mimiſchen Genoſſen. Und zwar ſind es meiſtens muntere, verſchlagene Frauen, die auf jeden heirathsfähigen und beſcheidenen Mann Jagd machen: ſie ſind kühn und erfahren im Plänemachen, entſchloſſen, wenn es die Erreichung eines Ziels gilt; ſie wiſſen ihre Abſichten zu verbergen, wenn ſie ſich von Entdeckung bedroht ſehen, und machen ihre Trauerkleidung zu einem Blumenbeet, unter welchem die Schlange der Liſt und Intrigue lauert; ſie benutzen das Andenken eines todten Gatten zum Köder für einen lebenden und ſind höchſt geſchwätzig, luchsäugig und glattzüngig. Dieſen Charakter hat die Witwe als humoriſtiſches Genrebild im Allgemeinen, und dieſen hat auch insbeſondere die Witwe Barnaby, die Heldin der neueſten Novelle der Miſtreß Trollope.

Zu den intereſſanteſten Schickſalen dieſer Witwe gehören vorzüglich ihre Heirathsſpeculationen, und eine der kühnſten davon wollen wir hier als Probe des Ganzen den Leſern mittheilen. Miſtreß Barnaby trifft auf einer Badereiſe in Cheltenham mit einem Lord zuſammen, der ihr eine gute Beute ſcheint; ſie ruinirt ſich halb durch den Aufwand, den ſie bei dieſer Gelegenheit machen muß, und ſchreibt ihm bogenlange Briefe, worüber er ſich mit ſeinen Freunden bei ſeinen Champagner-Diners luſtig macht. Endlich bekommt das Luſtſchloß der Witwe einen gewaltigen Stoß durch Lord Muckleburv's plötzliche Abreiſe nach London. Er geht und giebt kein Zeichen, ſie aber will ſich nicht für beſiegt erklären und folgt ihm nach. Doch wie ſie in London ankommt, erfährt ſie durch ihren Sachwalter, daß ſie keine Hoffnung habe, ihr Eingebüßtes wiederzubekommen. Laſſen wir jetzt die Erzählerin ſelbſt ſprechen.

„Miſtreß Barnaby beſchloß, einen Privatbeſuch in Mivart's Hotel zu machen, in der Hoffnung, daß ſie dort Lord Muckleburv ſehen werde. Nachdem ſie ſich alſo mit dem ſchönſten Koſtüm, das ſie beſchaffen konnte, geſchmückt, aber etwas weniger Roth, als gewöhnlich, aufgetragen, damit der Verräther die Wirkungen des Kummers ſehe, machte ſie ſich ſofort auf den Weg. Als ſie Piccadilly erreicht, rief ſie einen Wagen und wurde in wenigen Minuten vor Mivart's Thür abgeſetzt. „Iſt Lord Muckleburv hier?" fragte ſie in befehlendem Ton den erſten Bedienten, der ihr entgegen kam. — „Ja wohl, Madame", war die Antwort; „Seine Herrlichkeit frühſtücken." — „Ich muß ihn ſogleich ſprechen, wenn Sie ſo gut ſeyn wollen." — „Iſt es eine Verabredung?" fragte der diskrete Aufwärter, indem er ſie ſcharf anſah .... „Seine Herrlichkeit iſt eben im Begriff, abzureiſen, und zu ſehr beſchäftigt, um Jemanden ſehen zu können." — „Für mich wird er ſchon Zeit haben — Ich muß ihn auf der Stelle ſprechen!" — „Haben Sie eine Verabredung mit ihm?" wiederholte der Mann in einem nicht ſehr ehrerbietigen Ton. — „Ja wohl, es iſt eine Verabredung", erwiederte die dreiſte Witwe. — „Am beſten, Sie laſſen ſeinen eigenen Diener rufen." — „Joe", ſagte ein anderer Serviettenmann, den die Erſcheinung der Dame herbeigezogen. — „Sie thun beſſer, wenn Sie dieſen Sovereign nehmen", ſagte Mrs. Barnaby flüſternd.

Dieſen Rath ſchien der Mann für den beſten zu halten; denn er wußte das Geldſtück ſo geſchickt in ſeine Hand zu praktiziren, daß es kaum zu ſehen war, gab der Dame einen bedeutungsvollen Blick, der ſo viel ſagen ſollte, als: „Folge mir!" .... und ſchlich über Gänge und Treppen voran, bis er ſie an den Eingang von Lord Muckleburv's Gemächern gebracht. Wahrſcheinlich war er in Zweifel, ob der Dienſt, den er geleiſtet, von dem Herrn eben ſo dankbar belohnt würde, wie von der Dame; darum öffnete er nicht erſt die Thür, ſondern verſchwand mit den Worten: „Hier iſt ſein Zimmer" und überließ es Miſtreß Barnaby, ſich ſelbſt zu melden.

Sie zitterte ein wenig, war aber doch noch entſchloſſen, und nachdem ſie einen Moment gewartet, um Athem zu ſchöpfen, öffnete ſie die Thür und trat ein. Der Aufwärter hatte ganz treu berichtet; denn Seine Herrlichkeit hatte wirklich das Frühſtück vor ſich und war mitten im Packen. Im Morgenrock, mit einer Taſſe Kaffee in der einen und einem Schlüſſelbund in der anderen Hand, ſtand er neben ſeinem Kammerdiener, der vor einem Mantelſack knieend denſelben zu ſchließen bemüht war. Der Lord hatte das Geſicht der Thür zugewandt und erhob die Augen, als ſie ſich öffnete. Der Anblick, den er bekam, war gewiß unerwartet, gleichwohl behielt er eine Faſſung, die ſeiner Lebensphiloſophie Ehre machte.

„Mrs. Barnaby!" rief er aus mit einem Lächeln, das ſein Kammerdiener zu theilen ſchien, da er den Kopf abwandte, um die Wirkung, die es auf ihn machte, nicht ſehen zu laſſen .... „Mrs. Barnaby! .... Ei, wie ſchön das iſt .... Doch es thut mir leid, daß ich ſo viel Güte in einem Augenblick erfahren muß, wo ich ſo wenig Muße habe, meinen Dank auszudrücken .... Meine theure Lady, ich bin eben im Begriff, nach dem Kontinent aufzubrechen." — „Ich weiß es, mein Herr .... ich weiß es nur zu gut", erwiederte die Witwe, durch ſeinen ruhigen Ton ganz verwirrt .... „Doch erlauben Sie mir, Sie einen Augenblick zu ſprechen, ehe Sie abreiſen." — „Allerdings! .... Setzen Sie ſich nur auf dies Sopha, Mrs. Barnaby .... Mit welcher Sehnſucht denke ich an jene köſtlichen Stunden .... Zum Henker, Rawlins, Du wirſt die Angeln in Stücke brechen, wenn Du ſo damit umgehſt .... Meine theure Lady! .... Ich bin außer mir; .... aber bei meiner Seele, ich habe nicht einen Augenblick Zeit!" — „Ich

Digitized by Google

wünſche, Sie unter vier Augen zu ſprechen, Mylord." — „Meine theuerſte Mrs. Barnaby, Sie brauchen ſich um Rawlins ſo wenig wie um den Kaffeekrug zu kümmern.... Sie haben keine Idee, was für ein Kapitalkerl er iſt: ſo treu wie Stahl, ſo ſtill wie das Grab!.... Das iſt er, Rawlins!.... Ich werde meinen Fuß darauf ſetzen, während Du den Schlüſſel umdreheſt." — „Lord Muckleburn", begann die Wittwe, „Sie werden einſehen." — „Einſehen.... Guter Gott, ja, ich ſehe ein; aber liebſte Mrs. Barnaby, was kann ich thun?.... Sagen Sie, wie geht es der lieben Miß Morriſon?.... Jetzt die Toilette, Rawlins!.... vergiß die Seife nicht — ich bin fertig damit!.... Thun Sie mir den Gefallen, und ſagen Sie ja nicht meiner trefflichen Freundin, Miß Morriſon, wie unordentlich Sie Alles um mich herum gefunden.... Sie wiſſen ja, ſie iſt ſo artig!.... Rawlins, vergiß die Stopfer nicht — lege auf jeden ein Stück Baumwolle!" — „Iſt das die Art, Mylord, wie Sie eine empfangen, die...." — „Ich weiß, was Sie ſagen wollen, beſte Freundin", fiel der Lord ein, indem er ihr einen Teller mit Butterbrod präſentirte.... „Was? Sie wollen nicht mit mir eſſen?.... Dann müſſen Sie mich entſchuldigen, liebe Freundin, ich habe einen langen Ritt vor mir."

Und mit dieſen Worten ſetzte ſich Lord Muckleburn an den Tiſch, goß ſich eine Taſſe Kaffee voll, ſchlug ein Ei auf und machte ſich alles Ernſtes daran, ein köſtliches Frühſtück einzunehmen. Die Wittwe wußte nicht, was ſie zunächſt thun oder ſagen ſollte. Wäre er heftig, oder ſtill und verdrießlich, oder in irgend einer anderen Stimmung, als in dieſem unerſchütterlichen Humor geweſen, dann hätte ſie beſſeres Spiel gehabt. Auf einmal aber kam ſie zu der traurigen Ueberzeugung, daß Lord Muckleburn's gegenwärtiges Benehmen und alles Frühere nur die Folge einer feinen Erziehung und vornehmen Bildung ſey, und daß Lords und Ladies nie anders als ſo mit einander umgingen. In dieſem Fall wollte ſie lieber viele Wochen lang ohne Liebhaber leben, als durch ihr Erſtaunen über dieſen Ton eine ſo plebejiſche Unwiſſenheit verrathen, und jetzt erſt kam ſie zu dem ſchrecklichen Gedanken, daß ſie ſich durch ihr zu viel hoffen um die Freundſchaft eines Pairs gebracht, der ihr zu Hauſe wie in der Ferne ſehr nützlich geweſen wäre.

Zum Glück war Lord Muckleburn wirklich hungrig und aß ein paar Minuten ſo eifrig, daß die beſtürzte Dame Zeit hatte, ſich zu erholen und den neuen Ton anzunehmen, den ihre Ambition ihr eingab, was ſie mit einer Sicherheit that, die Lord Muckleburn ſelbſt bewunderte. — „Gut!.... Ich ſahe, wie die Sachen ſtehen, Mylord", ſagte ſie; „ich komme, Sie zu bitten, daß Sie mir einen kleinen Auftrag in Rom beſorgen, wohin Sie Ihren Weg nehmen, wie die Blätter erzählen; doch ich ſehe, Sie ſind zu beſchäftigt und zu hungrig, um einer alten Bekanntſchaft eine Minute zu gönnen." — „Nein, bei meiner Seele!" ſagte Lord Muckleburn, indem er ſich bemühte, ſeinen Augen das Feuer einer alten Zärtlichkeit mitzutheilen; „Sie können mir keinen Auftrag in der Welt geben von New-York bis Jeruſalem, den ich nicht mit der Treue eines weſtlichen oder öſtlichen Sklaven ausrichten werde. Was befehlen Sie, bezaubernde Miß Barnaby?" — „Weiter nichts, Mylord, als daß Sie mir einen Muſchelnſchmuck kaufen, dem der Lady Stephenſon ſo ähnlich als möglich, und ich glaube", fügte ſie hinzu, indem ſie ſehr artig ihre Börſe zog, um jedem Irrthum in dieſer Hinſicht zuvorzukommen, — „ich glaube, da Eure Herrlichkeit ſchon ſo viel gereiſt iſt, ſo werden Sie wohl im Stande ſeyn, ziemlich genau den Preis anzugeben.... Ich denke, ungefähr zehn Pfund." Und ſofort fielen zehn goldene Sovereigns aus der Börſe auf den Tiſch. Lord Muckleburn, der von dieſem glänzenden Beweis der Geſchmeidigkeit ihres Geiſtes ganz entzückt war, nahm ihr lächelnd die Börſe aus der Hand, legte das Geld wieder hinein und ſagte: „So beſorge ich nicht die Aufträge meiner ſchönen Freundinnen, Mrs. Barnaby.... ich werde Ihre Befehle in meiner Brieftaſche notiren, ſo:.... „ein Schmuck der ſchönſten Muſcheln in Rom für die reizende Miſtreß Barnaby" ſehen Sie!.... ſo kann ich es ſchwerlich vergeſſen, und wenn ich das Vergnügen habe, ſie zu überreichen, dann wollen wir über den Preis ſprechen."

Er legte ihr die Börſe in die Hand zurück und küßte dieſelbe mit der feinſten Cheltenhamer Galanterie, worauf ſie klüglicher Weiſe aufſtand und, vollkommen ſo thuend, als ſey ſie mit ihrem Empfang ganz zufrieden, mit den Worten Abſchied nahm: „Leben Sie wohl, Mylord! verzeihen Sie mir meine Zudringlichkeit, und laſſen Sie mich bei Ihrer Rückkehr das Vergnügen haben, Sie wiederzuſehen." Sie ging fort in der Ueberzeugung, daß ſie mit ihrer neuen Vermuthung Recht hatte, und daß man ſich gegen Lords ganz anders benehmen müſſe, als gegen die übrigen Menſchen.

Rußland.

Bibliographie.

- Verträge und Allianzen Rußlands von 1462 bis 1826. Von S. Dobroklowsky.
- Wie jeder Menſch zu ungewöhnlicher Stärke gelangen kann. Nach einer bisher unbekannten Handſchrift des 17ten Jahrhunderts, vom Profeſſor Denis Pavinoff.
- Slawiſche Alterthümer, nach Schafarick.
- Der Student und die Fürſtin, oder Napoleon's Rückkehr von der Inſel Elba. Eine Erzählung von N. Soloff.
- Schule des Geſanges. Von T. Jeſſejeff.
- Geſänge des Ruſſiſchen Volkes.
- Ruſſiſche Sagen. Von M. Makaroff.
- Das Geheimniß. Roman von A. Stepanoff.
- Verſuch einer ſtatiſtiſchen Ueberſicht des Gouvernements Kaluga. Von S. Tſchapkin.
- Reiſe nach Woroneſch. Von Iwan Rajewitſch.
- Beſchreibung der Stadt Ribinſk.
- Unterhaltungen mit Kindern über Aſtronomie und Himmelskunde. Von E. Selenoff.
- Ueber die bekannteſten Regeln und das Syſtem der Strategie. Vom Baron N. Medem.

Mannigfaltiges.

— **Chateaubriand's Brief an Fräulein von Fontanes.** Die kürzlich im Druck erſchienenen geſammelten Schriften des verſtorbenen Marquis von Fontanes, jenes eleganten Redners, der, als Präſident des geſetzgebenden Körpers, der erſte Apologet des damals noch jungen Napoleoniſchen Ruhmes war, enthalten unter Anderem ein Schreiben Chateaubriand's an die Tochter des Verfaſſers, Chriſtine von Fontanes. Chateaubriand war während der revolutionnairen Schreckensherrſchaft der Exilsgenoſſe und perſönliche Freund des Verſtorbenen, mit welchem er in London gemeinſchaftlich im Intereſſe ihres Vaterlandes zu wirken ſuchte. Aber während der Erſtere nach Amerika gegangen war, hatte der Letztere, nach Frankreich zurückgekehrt, die Auszeichnungen und die Ehren des von ihm gefeierten Kaiſers in reichem Maße empfangen. Dies veranlaßt nun den Verfaſſer der „Atala", in ſeiner Epiſtel an die Tochter den Vater, deſſen literariſche Verdienſte er ungemein hochſtellt, auch wegen jener politiſchen Schmeicheleien zu rechtfertigen. Die Anſichten über Frankreich, die er bei dieſer Gelegenheit ausſpricht, zeugen wiederum von dem vagen, unbeſtimmten Charakter, von den ſich widerſprechenden excentriſchen, wiewohl auch chevaleresken und edlen Gefühlen, die den ausgezeichneten Styliſten zum Gegenſtand eben ſo der Bewunderung als des ironiſchen Lächelns gemacht haben. „Was die politiſche Seite der Sache betrifft", ſo ſchreibt er an die Comteſſe von Fontanes, „ſo haben Sie für den Erfolg Ihres mit kindlicher Liebe ausgeführten Unternehmens nichts zu beſorgen. Ihr Vater hat Bonaparte gedient: nun, iſt es heutzutage nicht alle Welt, die Bonaparte'n verehrt? Macht ihn nicht Jedermann zum Muſter ſeiner politiſchen Anſichten? Der Royaliſt ſagt: „„Seht, er verſtand das, was man regieren nennt!"" Der Republikaner ruft: „„Er war der Ausfluß aller Freiheiten!"" Der Soldat hört nicht auf, zu wiederholen: „„Er hat uns zu Herren Europa's gemacht!"" Nachdem drei Revolutionen vor ſich gegangen, kann wohl kaum das erregbarſte Gemüth in den Einzelnheiten eines Menſchenlebens Stoff zum Unwillen oder zum Zorne über dieſe oder jene Anſicht finden. Die Fragen, welche die Gegenwart beſchäftigen, ſind ja alle kindiſcher Natur, denn ſie haben keine Zukunft: perſönliche Intereſſen, die man zu allgemeinen Prinzipien erhebt, dienen dazu, jene Intervalle einer Scheinruhe auszufüllen, welche die großen Begebenheiten der Vergangenheit mit den großen Begebenheiten der Zukunft verbinden. Alles hat ſich verändert, und Alles ändert ſich fortwährend: mit großem Ungeſtüm ſehen wir die neue geſellſchaftliche Ordnung auf uns eindringen, wie man eine Kanonenkugel auf dem Schlachtfelde ankommen ſieht. Nichts von dem, was beſteht, wird fortbeſtehen; das alte Europa iſt mit der alten Franzöſiſchen Monarchie gefallen, und nur die Religion hat ſich aufrecht erhalten. Jene Krönungen, deren Schauſpiel man uns dargeboten, ſind die letzten Vorſtellungen oder die letzten Paraden einer Welt, welche untergeht; Kopieen ſind es, Abbilder, nicht aber Originale, Wirklichkeiten. Die Maſſe macht ſich ſtatt des Herrſchers geltend; ihr wendet ſich der neuerſtehende Geiſt zu, und zweimalhunderttauſend Menſchen in Birmingham überwältigen alle Kniebeugungen von Weſtminſter. Der Schlag iſt einmal geführt; ſeine Wirkung kann nicht unmittelbar ſich zeigen, aber ſie iſt unfehlbar." — Wer erkennt nicht in dieſen wenigen Worten alle poetiſche Ueberſchwänglichkeit wieder, mit der Herr von Chateaubriand ſeine eigene Unzufriedenheit oder gar ſeine perſönlichen Geſchicke zu der Achſe zu machen liebt, um welche ſich das Schickſal der ganzen Welt dreht? Warum nennt er eine Zeit, in der die Wiſſenſchaft, in der die Künſte und alle Erfindungen des menſchlichen Geiſtes einer entweder noch nicht dageweſenen oder doch kaum jemals übertroffenen Vollkommenheit zugeführt worden, eine Gegenwart ohne Zukunft? Was hat die neue Ausgabe von Fontanes Schriften mit dem prophezeiten Untergange der heutigen Welt zu thun? Die Franzoſen unſerer Zeit ſind dem Herrn von Chateaubriand die allerkindiſchſten, gedankenloſeſten Menſchen, und doch fügt er in demſelben Briefe am Schluſſe hinzu: „Und Du, Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts, lerne jenes alte Frankreich, das Deiner würdig iſt, ſchätzen. Du wirſt auch Deinerſeits alt werden, und man wird Dich beſchuldigen, wie man uns beſchuldigt, an veralteten Vorſtellungen zu hangen. Verleugne Deine Väter nicht: Du biſt aus ihrem Blut hervorgegangen; wenn ſie nicht hochherzig ihren alten Sitten treu geblieben wären, ſo hätteſt Du auch nicht in dieſer angeborenen Treue die Energie ſchöpfen können, die Dir in der neuen ſittlichen Welt ſo vielen Ruhm verſchafft hat. Zwiſchen dem einen Frankreich und dem anderen hat nur ein Uebergang von Tugenden ſtattgefunden."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 14. Berlin, Freitag den 1. Februar 1839.

Polen.

Karl XII. und die Kurpen.*)

Ein bis jetzt wenig beachtetes und bekanntes Völkchen in Polen ſind die Kurpen (Kurpie), welche noch heute die nördlichen Theile von dem ehemaligen Maſowien, insbeſondere die Gegenden um Oſtrolenka und Lomza inne haben. Ihren Namen haben ſie von ihrer eigenthümlichen Fußbekleidung, die in Binſen- oder Baſtſchuhen beſteht, erhalten. Sie zeichnen ſich noch jetzt durch Muth und Gewandheit, beſonders im Büchſenſchießen aus. Woycizki, der ſich durch einige gute Sammlungen Polniſcher Volksſagen und Volkslieder (unter denen auch mehrere der Kurpen vorkommen) bereits einen Namen erworben hat, ſchildert in der Erzählung, aus der wir hier einige Hauptmomente mittheilen, die heldenmüthige Vertheidigung dieſer Kurpen gegen Karl XII., ſo wie deren ganze Lebensweiſe und Denkungsart. Zur Grundlage ſeiner Darſtellung hat der Verf. außer den bekannten hiſtoriſchen Daten mündliche Ueberlieferungen benutzt, die er an Ort und Stelle geſammelt zu haben verſichert.

. . .

Der Schall von Trommeln und Trompeten verbreitete ſich weithin durch die Wälder von Maſowien und verkündete den ſiegreichen Einzug des Königs Karl von Schweden. — Der Förſter jener Waldungen blieb ſtehen und horchte mit Anſtrengung auf die ungewohnten Töne, welche das Echo bis zu ihm herübertrug.

„Da gucken die rothen Teufel bis in unſere Wälder herein, aber es ſoll ihnen ſchon manchen Tropfen Bluts koſten, ehe ſie unſere Hütten in Brand ſtecken! Das muß ich der Herrſchaft melden und den Unſrigen!“ So ſprach der Förſter und entſchwand in dem Dickicht.

Nicht lange, ſo trat er aus dem Walde hervor und eilte über das Feld dem herrſchaftlichen Gebäude zu, welches die Wittwe des Woſewoden von Rawa, Dzialyuſka, bewohnte. Das Wohnhaus war nach der Landesſitte von Holz erbaut und äußerlich unſcheinbar, überraſchte aber im Innern durch Pracht und Reichthum. Es lag in einem weiten Garten, den ſorgfältig beſchnittene Spaliere und dunkle Laubgänge umſchloſſen. Das weite Gebäude faßte viele Gemächer in ſich, deren Wände mit geſchmackvollen Tapeten und Türkiſchen und Perſiſchen Teppichen ausgeſchlagen waren. In dem großen Speiſeſaal, deſſen Hauptzierde der Chor war, von dem aus während der Gaſtmähler die Muſik ertönte, hingen Bildniſſe der Familienglieder und Polniſcher Könige umher. In den Niſchen zwiſchen den Fenſtern waren glänzende Waffen befeſtigt, und in einer Ecke ſtand auf dunklem hölzernen Geſtell ein ſilbernes Tönnchen, aus dem ſich die Gäſte ſelbſt den Ungarwein zu zapfen pflegten.

Die Wojewodin ſaß geſenkten Hauptes in ihrem Gemache, an der großen Doppelthür ſtand in ehrfurchtsvoller Stille Telembſki, einer ihrer Hofleute. Da traten mit Geräuſch mehrere der angeſehenſten Adligen ins Zimmer und unter ihnen der Förſter.

„Sie ſind da! ſie ſind da! gnädige Frau“, rief dieſer, „von dem Koboldshügel aus habe ich ſelbſt die rothen Teufel geſehen.“

Wie ein Blitz durchzückte die Gräfin dieſer Ruf, ihre ſchwarzen Augen leuchteten auf. „Zu den Waffen! aufs Pferd!“ rief ſie mit Begeiſterung. „Reicht mir das Schwert! Ein Jeder kennt ſeine Stelle. Ihr, Förſter, hin zu den erſten Verhacken, ſchließt ſie ein, wehrt Euch bis auf den letzten Mann. — Iſt mein Bote zurück?“

„Nein, Ew. Gnaden.“

„So hat die Stunde geſchlagen! Mit Vertrauen auf Gott, und unſer iſt der Sieg!“ —

. . .

Karl XII. trat von Thorn her an der Spitze eines Heeres von 7000 Mann in die Wälder von Maſowien ein. Kaum hatte er eine Strecke zurückgelegt, da ſtellte ſich ein gemeiner Kurpe vor ihn hin.

„Was will der?“ fragte der König den ihn umringenden Polniſchen Adel.

Der Kurpe zog ſeinen mit einem rothen Bändchen gezierten Hut. „Ich bin von den Unſrigen geſandt, Dir zu ſagen, daß wir Dich durch unſere Wälder durchlaſſen werden, wenn Du unſere Bedingungen erfüllſt; ſonſt aber laſſen wir Dich nicht durch, wenn es auch zum Schlagen kommen ſollte.“

Karl lachte laut auf, als ihm dieſe Worte verdolmetſcht wurden. „Was haben dieſe Kerle ohne Stiefeln mir vorzuſchreiben? Fort, mir aus den Augen! Sage Deinen Kameraden, daß wir uns beim Brande ihrer Hütten wärmen werden, denn es iſt jetzt kalt.“

Der Kurpe blickte dem Könige ſcharf ins Angeſicht und war ſogleich in dem undurchdringlichen Walde verſchwunden.

Ein Regiment Schwediſchen Fußvolks, das aus Reih und Glied getreten iſt und voranmarſchirt, wird plötzlich von allen Seiten durch ein dichtes Gewehrfeuer aufgehalten. Karl, ungeduldig, kommandirt: „Vorwärts!“ Die Schweden werfen ſich mit Hurrahruf dem verſteckten Feinde entgegen, aber wegen der Enge des Weges kann kein vollkommener Angriff formirt werden, und faſt alle Vordringenden ſinken getroffen nieder. — Die tauſendjährigen Eichen erzittern von dem Donner der Geſchoſſe und von dem Kriegsgetümmel; der Bär, in ſeiner Lagerſtätte aufgeſchreckt, entweicht mit dumpfem Gebrumme; der Auerochs ſchüttelt ſeine Mähne, mit feurigem Auge blickt er umher, Schaum rinnt ihm vor Wuth und Grimm den Bart hinab, und das Gehölz kracht unter ſeinem gewaltigen Körper, indem er, daſſelbe durchbrechend, davonſtürzt.

Karl ſteigt bei dem unerwarteten Widerſtande ſelbſt vom Pferde, eilt auf den Kampfplatz, wirft ſich zuerſt hinab in den Graben und erobert die Verſchanzung, hinter welcher die Kurpen verborgen ihre Schüſſe entſenden, eine Art Verhack, der aus zuſammengetragenen Bäumen und aufgeworfener Erde beſtand.

Nach dem Verluſte dieſer Veſte ſtoben die Kurpen nach allen Seiten aus einander und eilten der zweiten Verſchanzung zu, die in einiger Entfernung ſich befand. Die Schweden benutzten ſogleich den errungenen Vortheil, denn das etwas freiere Feld geſtattete, Kanonen aufzufahren und die Reiterei zu entfalten. Hier wurde daher auch der Kampf heftiger und blutiger. Karl beſtieg ſein Pferd wieder und ſprengte an die Spitze ſeiner Reiterei. Aber auch die Kurpen widerſtanden nun mit um ſo größerer Tapferkeit. Die Kanonen donnerten, die Bäume brachen zuſammen, aber die Schweden konnten auch nicht einen Schritt vorwärts dringen.

Die Wojewodin, Alle durch ihr Beiſpiel zu muthiger Gegenwehr entflammend, hatte ſich während des ganzen Gefechts immer da befunden, wo die größte Gefahr geweſen war. „Noch einen Augenblick!“ rief ſie, „und nicht ein Bein von Allen entgeht uns!“ — Plötzlich erſchallte in der Tiefe des ungeheuren Waldes neues Kriegsgeſchrei. Die Schweden erkennen, daß ſie umzingelt ſeyen. Telembſki zeigt ſich in ihrem Rücken an der Spitze einer Reiterſchaar, er greift ſogleich die Artilleriſten an und hat nach kurzer Gegenwehr die Kanonen in ſeiner Gewalt. Die Schwediſche Reiterei dringt zur Hülfe heran, ſie wird auseinandergeſprengt und zurückgeworfen. Ringsum eingeſchloſſen, wehren ſich die Schweden nur noch wie Verzweifelte, in ganzen Maſſen ſinken ſie nieder, und Haufen von Leichen thürmen ſich in der dichten Waldung auf.

Karl ſprengt nochmals mit Tollkühnheit in das dichteſte Getümmel, doch durchbohrt ſinkt ſein Pferd zuſammen, und mit ihm ſtürzt Karl von Schweden, der Schrecken ſo vieler Völker. Nun iſt die Niederlage vollkommen, und das Siegsgeſchrei der Kurpen erſchallt bis in die fernſten Theile des Waldes. Dichte Rauchwolken lagern ſich auf dem eroberten Kampfplatze.

Da wurde der Woſewodin gemeldet, daß gegen tauſend Schweden Oſtrolenka beſetzt hätten und ſich auf dem Kirchhofe in immer wachſenden Maſſen verſchanzten. Sie ließ Telembſki mit einigen Reitern zurück und eilte mit ihren Kurpen der Stadt zu. Auf bereitgehaltenen Kähnen wurde der Trupp über den Narew geſchafft und nahte ſich alsbald dem Städtchen.

(Fortſetzung folgt.)

*) Kurpie, powieść historyczna. — Von Kaz. Wlad. Woycizki. 2 Thle. Lemberg.

Digitized by Google

Italien.

Petrarka auf dem Mont-Ventour.

(Schluß.)

„Auf jenem hohen Punkte angelangt, war ich anfangs von der Schärfe der Luft und der Unendlichkeit des Raumes, den man hier überſchaut, ganz betäubt. Ich ſenkte meine Blicke und gewahrte die Wolken zu meinen Füßen; da erſchien mir Alles, was ich über den Olymp und den Athos geleſen, weniger unglaublich. Bald ſchweiften meine Augen nach jenen Regionen hinüber, wo Italien liegt, das Land, nach welchem mein Herz mich immer hinüberzieht. Troß ihrer weiten Entfernung wähnte ich, jene ſchneebedeckten Alpen mir nahe zu ſehen, durch die der unermüdliche Römerfeind ſich, wie man ſagt, einen Weg bahnte, indem er die Felſen mit Weineſſig zerbeizte.*) Da ſeufzte ich nach dem Italiſchen Himmel, den ich mehr im Geiſt, als mit den Augen ſah, und ich fühlte ein unendliches Sehnen, meine Freunde und mein Vaterland aufzuſuchen. Während ich mich bemühte, dieſe wohl verzeihliche Schwäche zu überwinden, nahmen meine Betrachtungen eine andere Wendung, und wie ſie durch weit entfernte Landſchaften angeregt waren, ſo richteten ſie ſich auch auf ferne Zeiten. Es ſind heute gerade zehn Jahre, ſeit ich meine Studien vollendete und Bologna verließ. Großer Gott! O ewige Weisheit! Wie haben ſich während dieſer Zeit meine Gewohnheiten, meine Neigungen verändert! Doch verweile nicht zu lange bei dieſen Veränderungen, du biſt noch nicht ſo ſicher im Hafen eingelaufen, daß du mit Ruhe der überſtandenen Stürme gedenken könnteſt. Vielleicht kömmt eine Zeit, in der du dir beim Rückblick auf dein verfloſſenes Leben, wie dein theurer heiliger Auguſtin, ſagen kannſt: „Ich will all' meiner Schwachheiten, aller fleiſchlichen Sünden meiner Seele gedenken, nicht aus Liebe zu ihnen, ſondern, o Herr, aus Liebe zu dir!" Ja, ich fühle es, in meiner Seele herrſchen Zweifel und Abſpannung, weil ich das nicht mehr liebe, was mir ſonſt ſüße Gewohnheit zu lieben war. Aber ich irre mich, ich liebe es noch, nur auf eine ehrbarere, ernſtere Weiſe. Doch ich muß nur die reine Wahrheit geſtehen: ja, ich liebe, was ich nicht lieben, was ich gern haſſen möchte. Ich liebe alſo gegen meinen Willen, faſt gezwungener Weiſe. Ich bin darüber betrübt, ich beweine es, und nichts paßt beſſer auf meinen Zuſtand, als jener Vers: „Adero si potero, si non invitus amabo."

Kaum ſind drei Jahre verfloſſen, ſeit ich jene ſtrafbare Leidenſchaft, die allmächtig mein Herz beherrſchte, durch Ueberlegung und Reue beſiegte; ſeit jenem Augenblick bin ich mit mir ſelbſt im beſtändigen inneren Kampfe. O Colonna, mein Vater, bald freute ich mich auf dieſem Berge meiner Beſſerung, bald beweinte ich meine Schwächen und betrübte mich über die Unbeſtändigkeit der menſchlichen Gedanken und Handlungen, wovon ich mir ſelbſt ein Beiſpiel war, denn ich vergaß ganz, die Orte zu betrachten, um derenwillen ich hierher gekommen war, und gegen deren Erhabenheit mich die Erinnerung an meine Pein unempfindlich gemacht hatte.

Die Sonne ſenkte ſich, und es war Zeit, an die Rückkehr zu denken; durch die Verlängerung der Schatten erſchreckt und gemahnt, wendete ich mich nach Weſten hin. Nach dieſer Seite zu liegen die natürlichen Gränzen Frankreichs und Spaniens, die Pyrenäen, welche man aber vom Mont-Ventour aus, der großen Entfernung wegen, nicht ſehen kann. Rechts ſind die Berge des Lyoneſiſchen; links die Ufer von Marſeille und Aigues-Mortes, und dicht unter meinen Augen fließt der Rhone. Während ich ſo dieſes Schauſpiel betrachtete und mein Körper, auf ſolcher Höhe ſtehend, die Erregung meiner Seele begünſtigte, erinnerte ich mich, daß ich die Bekenntniſſe des heiligen Auguſtinus bei mir trüge, ein theures Geſchenk, das ich von Dir empfing, Colonna, und das ich aus Liebe zu dem Geber und zu dem Verfaſſer aufbewahre; es iſt ein Buch, das ich immer in Händen habe; ſeine Kleinheit macht es mir doppelt lieb, weil ich es deswegen beſtändig bei mir tragen kann. Ich öffnete es, um zu leſen, was mir der Zufall vor die Augen bringen würde, denn man findet nur Gutes und Frommes darin; ich ſchlug das zehnte Buch auf; mein Bruder, der mit Ungeduld darauf wartete, daß ich eine Stelle leſen möchte, blieb ſtehen, um zuzuhören. Ich nehme Gott und meinen Bruder zum Zeugen, daß meine Blicke gerade auf die folgenden Zeilen fielen: „Die Menſchen eilen danach, die Bergeshöhen, die Unermeßlichkeit des Meeres, den Lauf der Flüſſe, die Ufer des Oceans zu bewundern oder die Bewegung der Geſtirne zu erſpähen, und ſie vergeſſen ſich ſelbſt!" Ich geſtehe es, ich war darüber verwirrt und ſchloß das Buch voll Zorn über mich, daß ich die irdiſchen Dinge bewunderte, da ich doch ſelbſt aus den heidniſchen Philoſophen ſchon hätte lernen ſollen, daß die überſinnlichen Dinge in Wahrheit die einzig großen und bewundernswürdigen ſind.

Von dieſem Augenblick an hatte ich genug an dem, was ich von dem Berge geſehen, ich richtete die Augen meines Geiſtes auf mein Inneres und ſprach kein Wort, bis wir am Fuße des Mont-Ventour anlangten. Die Stelle der Bekenntniſſe erzeugte in mir tauſend und aber tauſend Gedanken, weil ich weder glauben konnte, daß ſie durch bloßen Zufall ſich meinen Blicken dargeboten hätte, noch auch, daß ſie gerade an mich gerichtet ſey. Kurz, dieſe Warnung ſchien mir von derſelben Natur, wie diejenigen, welche an Auguſtin und an Antonius ergingen, und wie dieſe beiden Männer nach der Warnung ſtill ſtanden, ſo ſchwieg auch ich und dachte nach über die unmäßige Vorliebe der Menſchen für die ſichtbaren Dinge und über ihre gewöhnliche Gleichgültigkeit gegen das rein Geiſtige und gegen Gott. Während des Hinunterſteigens wendete ich mich mehrmals um und betrachtete den Gipfel des Berges, deſſen wirkliche Kleinheit ich durch die allmälige Entfernung von demſelben erſt recht erkennen lernte; wie oft ſagte ich da zu mir: Iſt es denn nicht ein bloßer Haufen Moder! Und bei jedem Schritte ſprach ich zu mir: Wenn man ſich ſo viel Mühe geben und ſo viel Schweiß vergießen muß, um ſich durch Erſteigen jener Höhe dem Himmel ein wenig zu nähern, welche Anſtrengungen, welche Schmerzen, welche Qualen wird man nicht dann zu erdulden haben, wenn man, um ſich Gott zu nähern, all' die Schroffheiten des menſchlichen Uebermuthes beſiegen und alles Sterbliche hinter ſich laſſen muß; wenn man, um den wahren Pfad zu verfolgen, ſchreckliche Hinderniſſe und verführeriſche Gegenſtände zu gleicher Zeit zu überwinden hat. Unter ſolchen Gedanken ſtieg ich den Berg hinunter, der Beſchwerden des Weges nicht achtend, und ſo befanden wir uns bald wieder vor der Hütte des Schäfers, von der wir vor Tagesanbruch ausgegangen waren. Es war Nacht, der Mond ſchien hell, und während unſere Diener ein Mahl bereiteten, zog ich mich in einen Winkel der Hütte zurück, um auf der Stelle die Empfindungen und Gedanken niederzuſchreiben, zu denen mich unſere Wanderung angeregt hatte.

Du ſiehſt hieraus, Colonna, o mein Vater, daß ich Dir nichts verbergen will. Du, der Du mein ganzes Leben kennſt, Dir ſollen meine geheimſten Gedanken offenbar ſeyn. Ich beſchwöre Dich, bete zu Gott, daß ſie ſich alle mir zum Heil wenden. Lebe wohl!" —

Dergleichen ſchreibt wohl Keiner, der nichts im Kopf hätte, als Tiraden über die Liebe, wie man es Petrarka oft vorgeworfen hat, eben ſo wenig wie ſeinen Brief „über die Kunſt, einen Staat gut zu regieren". Wie maleriſch und philoſophiſch ſchildert er hier ſeine Beſteigung des Mont-Ventour!*) Dieſe Schrift enthält ſo wahre und kräftige Gedanken, ſo neue und erhabene Gleichniſſe, daß man ſieht, mit welch' glücklicher Kühnheit der Verfaſſer die Schilderung weltlicher Leidenſchaften mit der Schilderung tief religiöſer Gefühle zu vereinigen wußte. Der heilige Auguſtinus war ihm zwar auf dieſem Wege vorangegangen, der ſich der Dichtkunſt ſeit Einführung des Chriſtenthums darbot; doch iſt an Petrarka die Natürlichkeit und Originalität zu bewundern, womit er ſich dieſes Genre aneignete und darin den Verfaſſern der „Neuen Heloiſe", „Paul und Virginiens", „René's" und der „Betrachtungen" (Méditations), um vier Jahrhunderte zuvorkam; denn vergleicht man die Schilderung der Beſteigung des Mont-Ventour mit den eben genannten vier Büchern, ſo wird man erkennen, wie der Grundgedanke, welcher allen dieſen Schriften Leben und Kraft einhauchte, überall derſelbe iſt: daß die menſchliche Seele, von der Liebe zum Weltlichen und vom Drange, ſich rein zu erhalten, hin und her geworfen, beſtändig zwiſchen Hoffnung und Verzweiflung ſchwankt.

Die Schriften des heiligen Auguſtinus haben ein zu frommes Gepräge und gehören deshalb nicht zum Kreiſe der weltlichen Literatur; wir können alſo Petrarka den Ruhm zuſchreiben, ein neues Genre in die neuere Literatur eingeführt zu haben, von dem er auch mehrere Muſterſchriften hinterlaſſen, wie ſeine Beſteigung des Mont-Ventour und ſein Geheimniß, die ausgezeichnetſten derſelben. Dieſes Genre, in welchem ſich ſüße und ſchwermüthige Phantaſieen mit den philoſophiſchſten und religiöſeſten Gedanken miſchen, verdankt eigentlich der Bibel und den Werken der erſten Kirchenväter ſeinen Urſprung. Wir wiederholen es noch einmal, der Geiſt, welcher dieſe Schriften eingab, thront höher als auf den Gipfeln des Pindus, und erſt von Petrarka an wurde dieſe zugleich leidenſchaftliche und fromme Begeiſterung als ein poetiſches Mittel betrachtet, deſſen man ſich bediente, um ein neues Genre, eine gewiſſermaßen neue Kunſt daraus zu bilden.

Bis zum Ende des ſechzehnten Jahrhunderts pflegte man dieſe Kunſt in Italien; das letzte Ausgezeichnete, was darin geleiſtet worden, rührt von einer Frau her, der Gemahlin des Marquis von Pescara, Vittoria Colonna. Um die älteſten Spuren davon in Frankreich aufzufinden, muß man bis zu jenen Briefen hinaufſteigen, die Heloiſe an Abälard ſchrieb, obgleich dieſelben auch mehr religiös als literariſch ſind. Seitdem bietet ſich uns lange kein berühmtes Beiſpiel dar, denn wir müſſen mehrere Jahrhunderte überſpringen, um auf Fenelon zu kommen, der nach unſerer Anſicht die von Petrarka gepflegte Kunſt wieder erneuerte. Derjenige Franzoſe des 17ten Jahrhunderts aber, welcher in ſeinen Werken vielleicht am beſten dieſes von Petrarka begründete moderne Genre aufgefaßt und behandelt hat, iſt der große Maler Nikolas Pouſſin. Seine Gemälde „Arkadien", die „Ehebrecherin" und vorzüglich ſeine bewundernswürdigen Landſchaften, über die er ſo viel Zauber zu verbreiten, in denen er ſo kunſtvoll alle Freuden und Schmerzen des Lebens zu vereinigen und die menſchlichen Leidenſchaften mit dem Mantel religiöſer Andacht, der ihnen ein ſo edles Anſehen verleiht, zu bedecken wußte, alle dieſe Gemälde haben das Gepräge der Verwandtſchaft mit jenen oben erwähnten Schriften Petrarka's, wie mit den Werken Fenelon's, J. J. Rouſſeau's, Bernardin de St.

*) Livius XXI. 37.

*) Auch unſere Literatur hat eine ähnliche Schilderung aufzuweiſen, die Beſteigung des Aetna oder die menſchliche Glückſeligkeit von J. J. Engel, zugleich ein Muſterſtück Deutſcher Proſa.

Digitized by Google

Pierre's, Chateaubriand's und Lamartine's. Alle dieſe Reflexions-Dichter und Freunde der Naturſchönheiten, denen wir jenen großen Maler beigeſellen, haben ihren Werken einen doppelten Stempel aufgedrückt, der einerſeits die Schule, von der ſie abſtammen, charakteriſirt, und vermöge deſſen ſie andererſeits eine Klaſſe für ſich bilden; dem Weſen nach iſt es die Darſtellung der unaufhörlich von der religiöſen Moral bekämpften Leidenſchaften, und der Form nach die beſtändige Entlehnung von Bildern aus der ländlichen und wilden Natur.

Ohne alſo Jemanden die Eintheilung aufdringen zu wollen, die wir uns gemacht, um eine Klaſſe von Schriftſtellern und Künſtlern, als deren Stamm wir Petrarka betrachten, näher zu bezeichnen, glauben wir die Urheber der „Ehebrecherin", des „Telemach", der „Neuen Heloiſe", „Paul und Virginiens", „René's" und der „Betrachtungen" unter der Benennung Landſchafts-Dichter zuſammenfaſſen zu können.

Türkei.

Smyrna ſonſt und jetzt.

Woher zuerſt der Name? Smyrna, Prinzeſſin von Epheſus, wurde, wie Dido, genöthigt, ihr Vaterland zu verlaſſen, und gründete in Aeolis am Fuße des Sipylus eine Kolonie. Die Dankbarkeit des Volks legte der Stadt den Namen der Erbauerin bei und errichtete ihr überdies eine Statue. Man ſieht noch ein Bruchſtück derſelben in dem befeſtigten Schloſſe, welches das von Alexander gegründete Smyrna beherrſcht. Die Stadt wurde zuerſt an den Ufern des Meles erbaut, der, nachdem er die Gewäſſer des Aſiatiſchen Achelous in ſich aufgenommen, zwiſchen Marmor- und Granitblöcken und Lorbeerroſen vom Berge Sipylus herabfließt und ſich in den Hermeiſchen Meerbuſen ergießt. In dieſem Smyrna wurde Homer geboren, wenn man anders auf ſeinen Beinamen Meleſigenes etwas geben will. An der Stelle der früheren Stadt findet man noch jetzt ein großes Dorf, wo alle in Smyrna anſäſſige Europäer ihre ländlichen Wohnſitze aufgeſchlagen haben. Dieſer Ort, Burun-abat (Windnaſe) oder auch in der gewöhnlichen Sprache Burnabat genannt, iſt ganz mit umgeſtürzten Säulen und anderen Ueberreſten des Alterthums bedeckt. Der Meles durchfloß, nachdem er die Mauern von Smyrna benetzt hatte, eine kleine Ebene längs der Gebirgskette, wo noch das Grabmal des Tantalus gezeigt wird, und ſtürzte ſich dann in das Meer. Smyrna ſelbſt hat mannigfache Schickſale und Umwälzungen erlitten; ſeine Mauern wurden umgeſtürzt, aber der Name erhielt ſich. Zuerſt zerſtörten die Lydier, welche die Blüthe der Joniſchen Kolonie mit eiferſüchtigen Augen betrachteten, die Stadt und zerſtreuten die Einwohner in der Umgegend; zugleich ließen ſie das Verbot ergehen, die Wälle je wieder aufzurichten. Dieſe Unterwerfung währte vier Jahrhunderte.

Nach dem Verlaufe einer ſo langen Zeit wollte Alexander von Macedonien, der begeiſterte Bewunderer Homer's, die Mauern der Stadt wieder aufrichten, aber in dem Zwiſchenraume war in den Sitten und Bedürfniſſen der Menſchen eine große Aenderung eingetreten. Die Schifffahrt war die erſte Bedingung für die Wohlfahrt der Völker geworden. Dies erkannte der große König ſehr wohl, und um einer neuen Idee deſto eher Eingang zu verſchaffen, gab er vor, er ſey am Fuße des Berges Pagus eingeſchlafen, und dort habe ihm die Göttin, deren Tempel ſich in der Nähe befindet, geheißen, Smyrna an der Stelle, wo er ſchlafe, wieder aufzubauen; er ſchlief aber am Ufer des Meeres. Das Orakel von Klaros gab ſeine Einwilligung dazu, und Smyrna wurde eine der reichſten und blühendſten Städte. Der Zögling des Ariſtoteles hat wirklich bei allen Städte-Gründungen den Beweis eines außerordentlichen Scharfblicks gegeben, und das Aegyptiſche Alexandrien, ein zweites Smyrna, ſpricht nicht minder zu ſeinen Gunſten. In ihm vereinigten ſich die Wiſſenſchaft und der Genius, und brachten in ihm die plötzlichen Erleuchtungen hervor, welche man ſonſt den Göttern zuſchrieb. Als Peter der Große die Hauptſtadt der Zaaren verließ, um ſich in den Sümpfen von Petersburg anzuſiedeln, ſcheint ſich ihm ebenfalls ein ſolcher Blick in die Zukunft, eine Fernſicht des Glücks und des Wohlſtandes eröffnet zu haben. Smyrna hat abwechſelnd unter Griechiſcher, Genueſiſcher und Türkiſcher Hoheit die Hoffnungen ſeines Gründers aufs glänzendſte gerechtfertigt. Durch ſeine Lage und ſeine Reichthümer hat es ſich zur Herrſcherin Klein-Aſiens erhoben. In ſeine Mauern ziehen die Karawanen Aſiens ein, und ſein Hafen nimmt die Schiffe Europa's auf; hier werden die verſchiedenſten Produkte ausgetauſcht, deren Umſatz einſt Marſeille und das ganze ſüdliche Frankreich bereicherte. Denn einſt gab es eine Zeit, wo die Franzöſiſche Flagge allein in den Häfen des Osmaniſchen Reiches zugelaſſen wurde und die fremden Fahrzeuge nur unter dem Schutze derſelben einlaufen durften. Dieſer Vorzug und die daraus entſpringenden Vortheile ſind jetzt verloren gegangen und die Häfen der Türkei den Schiffen aller Seemächte eröffnet. Seit der Reſtauration haben ſich beſonders die Engländer bemüht, in Smyrna, Konſtantinopel und Alexandrien an die Stelle der Franzoſen zu treten. In Folge des langen Seekrieges, den die Franzoſen zu führen hatten, verſchwanden ihre Schiffe aus den Gewäſſern der Levante, und als die Provenzaliſchen Fahrzeuge wieder nach Smyrna kamen, hatten die Engländer hier bereits feſten Fuß gefaßt. Die Pforte ſtand jetzt unter anderen Einflüſſen, und auch die Bewohner des Orients hatten ſich an andere Erzeugniſſe der Induſtrie gewöhnt und andere Abſatzwege für ihre Waaren gefunden. Smyrna ſelbſt verliert freilich nicht viel bei dieſer Veränderung; ſeine Bevölkerung erhält ſich immer ſo ziemlich auf gleicher Höhe und wird jetzt auf 150,000 Seelen angeſchlagen.

Dieſe Bevölkerung iſt aus allen Weltgegenden zuſammengeweht; die Griechen und Türken ſind indeß am zahlreichſten. Unter den Muhammedanern findet man Afrikaner, Araber, Perſer und Kandioten. Außerdem giebt es noch viele Armenier und Juden, welche ſich mit dem Handel abgeben. Alle Orientalen wohnen in der alten Stadt, welche in amphitheatraliſcher Geſtalt auf dem Abhange des Pagus erbaut iſt. Am Fuße dieſes Berges breitet ſich bis zum Meere hin das Fränkiſche Stadtviertel aus. Hier wohnen alle Europäer. Alle handeltreibende Nationen haben hier ihre Konſuln, ihre Kaufleute, ihre Handwerker, ihre Kirchen oder Kapellen und ihre Hospitäler. Dies iſt eine ganz beſondere Bevölkerung, unter der alle Europäiſche Sprachen, beſonders die Italiäniſche, geſprochen werden und die ſich von der Türkiſchen eben ſo ſehr durch die Sitten wie durch die Kleidung unterſcheidet. In den Augen der Türken bilden ſie nur Einen Stamm, den der Franken oder, noch beſſer, den der Giauren. Die Türken erkennen die techniſche und induſtrielle Ueberlegenheit der Franken an, aber ſie ſchlagen dieſelbe ſehr niedrig an und ſagen, wie jener Römer: „Möge der Grieche in den Künſten glänzen; unſere Kunſt iſt, die Welt zu beherrſchen." Dem Türken ſcheint das Gefühl des Stolzes angeboren zu ſeyn, und man kann ihm viel perſönliche Würde nicht abſprechen. Nie ſieht man ihn ſpringen, laufen, laut auflachen, noch weniger tanzen, ſingen oder lebhaft ſprechen. Die Türken zu Smyrna gleichen ſonſt allen anderen Türken aufs Haar; es iſt immer dieſelbe Erſcheinung, und das Volk iſt in Aſien wie in Europa.

Smyrna blühte lange unter der milden Herrſchaft der Familie Kara-Osman-Oglu. Dieſelbe ſchonte die Stadt und beſchützte ſie als eine der Hauptquellen ihrer Einkünfte; ſie ſelbſt waren zu ſehr beim Wohlſtande der Stadt betheiligt, als daß ſie denſelben durch übermäßige Abgaben hätten zu Grunde richten ſollen. Dieſe wohlthätige Regierung wurde durch die jährlich ernannten Paſcha's verdrängt, und dieſe hatten nichts Angelegentlicheres zu thun, als ſich ſo raſch wie möglich zu bereichern und koſtbare Geſchenke nach Konſtantinopel zu ſenden. Wie es heißt, wird ſich das jetzt ändern; die Paſcha's ſollen regelmäßige Beſoldungen erhalten und an die Stelle willkürlicher Erpreſſungen regelmäßige Abgabe treten. Wenn Mahmud ernſtlich die Civiliſation ſeines Reiches wollte, ſo hätte er mit dieſer Maßregel anfangen müſſen. Vor den Neuerungen, die dieſer Fürſt einführte, hatte auch Smyrna ſeine Janitſcharen; dieſelben waren eine Art Nationalgarden, welche, wie dieſe, ihre bürgerlichen Beſchäftigungen hatten und ſich nur dann verſammelten, wenn der Anführer die Fahne der Orta aufpflanzte. Außer dieſer öffentlichen Streitmacht gab es noch eine beſoldete Polizeimannſchaft, welche unter den Befehlen des Sardars ſtand. Dieſe letztere bezog allein die Wachen und ſorgte für die öffentliche Sicherheit. Die Janitſcharen wurden nur in Kriegszeiten oder bei außerordentlichen Gelegenheiten zuſammenberufen. Unter dieſen wählten die fremden Konſuln ihre Schutzwächter. Dieſe für den Sultan ſo furchtbaren Truppen waren es nicht weniger für das Volk, und die geringſte Beſchimpfung, welche einem von ihnen widerfahren war, entflammte alle zur ausſchweifendſten Wuth. Ein ſchreckliches Beiſpiel mag hier ſtatt vieler dienen. Ein Janitſchar, welcher an einem Orte Wache hielt, wo Seiltänzer ihre Künſte zeigen wollten, wurde von dem andringenden Volke getödtet. Das Corps der Janitſcharen ſchrie nach Rache und forderte eine Entſchädigung von den Europäern. Drei Tage hatte man dieſen Bedenkzeit gegeben und zugleich die Drohung an ſie ergehen laſſen, daß, wenn nach Ablauf dieſer Friſt das Verlangte nicht bewilligt würde, das ganze Fränkiſche Viertel angezündet werden ſolle. Unglücklicher Weiſe kamen die Europäer auf den Gedanken, ſich zur Wehr zu ſetzen; die Obrigkeit war zu ſchwach, ſie zu ſchützen, und das ganze Stadtviertel mit allen dort angehäuften Reichthümern wurde wirklich ein Raub der Flammen. Die Franzöſiſche Kirche wurde allein verſchont, was die Franziskaner, denen dieſelbe übergeben war, dem Schutze des heiligen Polykarpus zuſchrieben; zum wenigſten meinten ſie ihn vom Himmel herabſteigen und die Flammen mit ſeinen Händen abwehren geſehen zu haben.

Smyrna iſt der Sitz dreier Erzbiſchöfe, eines Griechiſchen, eines Lateiniſchen und eines Armeniſchen. Die Lutheraner, Kalviniſten u. ſ. w. haben nur einige Prediger. Die Katholiken ſind im Beſitz zweier Kirchen nnd zweier Klöſter; außerdem haben ſie hier mehrere Weltprieſter und eine Congregation, welche ſich dem Unterrichte unterzieht; an die Stelle der Jeſuiten ſind hier die Lazariſten getreten. Die Türken geſtatten die öffentliche Ausübung einer jeden Religionsform und ſelbſt Prozeſſionen in der äußeren Umgebung der Kirchen. Die Geſinnung, welche die Grundlage dieſer Duldung iſt, und die Achtung vor jeder Art der Gottesverehrung ſind gewiß ſehr achtenswerth. Einen Ungläubigen, der feſt von der Wahrheit ſeiner Religion überzeugt iſt, ſtellen ſie weit höher als einen Atheiſten und hoffen immer, daß ein Chriſt endlich an den dritten Propheten glauben würde. Von den Juden erwarten ſie dies weniger, weil dieſelben dem erſten Propheten treu geblieben ſind, wogegen ſich die Chriſten, nach ihrer Meinung, ſchon mehr der Wahrheit genähert haben, indem ſie Moſes und Iſſa (Jeſus) anerkennen. Die wahren Gläubigen finden die Erfüllung des göttlichen Geſetzes allein im Koran. Dies ſind die religiöſen Zuſtände der Stadt, welche die echten Muſelmänner die Ungläubige nennen. Der Unglaube oder viel-

Digitized by Google

mehr die Duldſamkeit der Stadt iſt indeß die Hauptquelle ihrer Reichthümer, denn alle handeltreibende Nationen ſind in ihren Mauern und auf ihrer Rhede repräſentirt. Die Rhede, kein Hafen, iſt eine der ſchönſten und ſicherſten, die es giebt; alle Flaggen erſcheinen auf derſelben, alle Nationalfeſte, alle politiſche Ereigniſſe werden hier mit Kanonenſalven begrüßt; man trinkt, man tanzt, man jubelt hier zu Ehren aller Prinzen, aller geſchichtlichen Zeiten und Siege. Außer den zahlloſen Kauffahrern erſcheinen auf der Rhede auch oft Kriegsgeſchwader. Smyrna iſt in der Levante das gelobte Land der Seefahrer; denn die Konſuln öffnen denſelben ihre Häuſer, geben ihnen Feſte und entſchädigen ſie für die Langeweile und die Gefahren ihrer weiten Reiſen. Die Kaufleute thun das Ihrige in dem ſchönen Kaſino; hier werden Bälle veranſtaltet, wo die natürliche Schönheit der Frauen noch durch den Orientaliſchen Luxus gehoben wird. Das Kaſino iſt einer der glänzendſten und intereſſanteſten geſellſchaftlichen Kreiſe, denn in demſelben findet man Mitglieder von allen Nationen der Erde.

Smyrna hat zuerſt von allen Städten des Türkiſchen Reichs eine Zeitung erhalten. Dieſelbe wurde geſtiftet, um die Aufklärung zu befördern und die Intereſſen des Handels zu vertreten. Sie erſchien in Franzöſiſcher Sprache und hieß der „Spectateur oriental". Lange bewahrte ſie indeß ihren literariſchen Charakter nicht und verwandelte ſich ſpäter in eine politiſche Zeitung. Dieſen Wechſel verdankt ſie der Griechiſchen Revolution. Als dieſe ausbrach, waren die hier anſäſſigen Griechen weit entfernt, derſelben beizutreten. Griechiſch war nur ihr Name und ihre Religion; im Uebrigen waren ſie echte Aſiaten, wahrhafte Jonier, welche wenig nach der Freiheit fragten und ſich nur nach einem reichen und üppigen Leben ſehnten. Als im April 1821 die erſte Nachricht von den in der Moldau und Wallachei ausgebrochenen Unruhen hierher gelangte, ſchifften ſich die reichſten Griechen mit ihren Frauen und Reichthümern ein und zerſtreuten ſich in allen Häfen Europa's, mit denen ſie in Verbindung geſtanden hatten. Einen Monat lang ſahen die Türken dies ruhig an, als aber der Aufſtand auch im Archipel zum Ausbruch kam, fingen ſie doch an, beſorgt zu werden, und die Auswanderungen wurden unter Todesſtrafe verboten. Als nun gar ihre Waffen im Nachtheile waren, wurden ſie grauſam, und ihr Mißtrauen traf in gleicher Weiſe die friedfertigſte Bevölkerung und die Inſurgenten. In ihrer Furcht glaubten ſie ſich in dieſer ruhigen Stadt bedroht, und ſie gedachten die ganze Griechiſche Bevölkerung auszurotten, um nicht ſelbſt überfallen zu werden. Glücklicherweiſe trat aber auch hier die dieſem Volke eigene Langſamkeit und Bedächtigkeit ein. Die Behörden der Stadt verſammelten ſich unter dem Vorſitze des Mollah und zogen auch die Europäiſchen Konſuln zu ihren Berathungen. Hier wurde nun ganz kaltblütig die Frage erörtert, ob man die Griechiſche Bevölkerung von Smyrna, d. h. 60,000 Menſchen, vertilgen ſolle. Als es zur Abſtimmung kam, erklärten ſich die meiſten Muſelmänner für die Ermordung der Griechen, und diejenigen, welche einer anderen Meinung waren, wagten ſie nicht zu äußern. Endlich kam man auch zu den Konſuln und befragte ſie um ihre Meinung. Der Franzöſiſche Konſul ergriff im Namen ſeiner Kollegen das Wort. Derſelbe wußte aus vielfältigen Erfahrungen, daß man mit den Türken von ihrem gegenwärtigen Intereſſe ſprechen muß, und daß man mit der Appellation an ihr Menſchengefühl bei ihnen nichts ausrichtet. Daher ſagte er zu ihnen: „Wenn Ihr heute die Griechen tödtet, wer wird morgen Euer Brod backen? Sie ſind ja die einzigen Bäcker. Wer wird morgen Eure Heerden hüten? Sie ſind ja die einzigen Hirten. Wer wird Eure Barken rudern? Sie ſind ja die einzigen Ruderer. Wollt Ihr Euch plötzlich alles deſſen berauben, was Euer Leben und Eure Reichthümer erhält?" .... Er ging in dieſen Folgerungen noch weiter, und die Greiſe ſtrichen ihre langen Bärte und murmelten: Pek eüi! Dies Wort der Beiſtimmung ermuthigte den Redner, als ſich plötzlich ein jüngerer Türke erhob und ihn fragte, ob er zur Griechiſchen Partei gehöre? „Ich gehöre zu keiner Partei", erwiederte der Redner, „oder vielmehr, ich vertheidige Eure Intereſſen. Was gehen mich die Franzoſen, die Griechen und ihre Inſurrection an. Was ich jetzt für ſie thue, habe ich früher für Türken gethan, welche in Gefahr waren. Sehet dieſen Säbel! Wißt Ihr, von wem ich ihn habe? Von einem Weſir, welchen Ihr ſehr wohl kennt. Wißt Ihr, warum er ihn mir gegeben hat? Weil ich gegen ihn mehrere Bosniſche Beys, welche ungerechter Weiſe der Verrätherei angeklagt waren, in Schutz genommen habe. Ich rettete ihnen das Leben und erſparte ihm eine Ungerechtigkeit; deshalb bezeigte er mir ſeine Dankbarkeit." Dieſe Antwort erhielt den Beifall des Diwans und gab den Beweisgründen des Konſuls eine größere Kraft. Man beſchloß, die Griechen nicht zu tödten.

Einen Monat ſpäter, am 16. Juni 1823, gerieth das Volk in Wuth, drang in die Häuſer und begann ein Blutbad der Griechen. Dieſe Metzelei iſt bekannt genug und in allen Geſchichtsbüchern erwähnt. Die Franzöſiſche Flagge, welche auf dem Konſulatsgebäude, dem Sitz des Erzbiſchofs und dem Kapuzinerkloſter aufgezogen war, und drei Kriegsſchiffe, welche auf der Rhede vor Anker lagen, retteten die Griechen noch einmal vom Untergange. Der Kommandant Kergriſt hatte nur eine ſchwache Korvette und zwei Gabarren zu ſeiner Verfügung, aber mit dieſer beherrſchte er die Rhede und beſchützte die Griechen gegen die Wuth der Türken; in einigen Stunden waren ſie alle an Bord der Handelsfahrzeuge und der Kriegsſchiffe gebracht. Die Rhede war ganz mit Fahrzeugen bedeckt, und ein unſchuldiges und waffenloſes Volk ſtand im Begriff, ſeine Heimat zu verlaſſen. Das Heil deſſelben hing von einer Unterhandlung zwiſchen dem Franzöſiſchen und Ruſſiſchen Konſul ab. Dieſer ſollte die Durchſuchung eines Schiffes bewilligen, welches die Türken mit Waffen für die Griechen befrachtet glaubten. Wenn dieſe Erlaubniß nicht ertheilt wurde, ſo war zu beſorgen, daß das Fränkiſche Viertel noch einmal angezündet werde, und die Griechen konnten nicht ans Land ſteigen, ohne geradezu dem Tode entgegenzugehen. Dieſer Zuſtand währte drei Tage. Auf den Schiffen waren ſchon die Vorräthe von Zwieback und Waſſer erſchöpft, und die unglücklichen Flüchtlinge ſtarben vor Hitze, Durſt und Hunger. Endlich gelang es, die Türken zu beruhigen, und die angezündeten Fackeln wurden wieder ausgelöſcht. Die Europäer kehrten in ihre Häuſer zurück, die Griechen ſchlichen in die ihrigen, und Smyrna wurde vom gänzlichen Untergange gerettet.

Revolutionen ſind glücklicherweiſe in dieſem Lande ſehr ſelten, aber Erdbeben und Peſt kehren weit häufiger ein. Gegen das Erdbeben giebt es kein Schutzmittel; denn daſſelbe erſcheint, wenn man es am wenigſten erwartet, und die ſteinernen Häuſer ſtürzen plötzlich zuſammen und verſchütten die Menſchen. Die meiſten Häuſer in Smyrna ſind deswegen auch, wie in Konſtantinopel, aus Holz erbaut. Im ſiebzehnten Jahrhunderte zerſtörte ein Erdbeben faſt die ganze Stadt. Der Franzöſiſche Konſul wurde damals unter ſeinem Hauſe verſchüttet, und ſein Körper konnte nie wieder aufgefunden werden. Die Peſt iſt weniger furchtbar, und man kann ſich wenigſtens auf ihren Empfang vorbereiten und ſich vor ihr bewahren, indem man jede Berührung mit verdächtigen Perſonen oder Gegenſtänden vermeidet.

Für alle dieſe Uebelſtände werden die Bewohner von Smyrna durch das glücklichſte Klima entſchädigt. Der Boden trägt alle Gemüſe und Früchte des ſüdlichen Frankreichs. Die Nahrung iſt vortrefflich und mannigfaltig, und mit dem Schnee, welchen ſie im Winter auf den Berggipfeln ſammeln, kühlen ſie ihre Getränke. Orangen und Citronen wachſen hier unter freiem Himmel, Granaten- nnd Lorbeerbäume geben reichen Schatten, und die Myrthenbäume werden zur Einzäunung der Felder gebraucht.

Der Anblick der Stadt und ihrer Umgebung iſt höchſt maleriſch und mußte es im Alterthum noch mehr ſeyn wegen der wohlgewählten Lage der Baudenkmäler. Steht man auf dem Pagus im Umkreiſe des Stadiums, denkt ſich den Tempel des Aeſkulap wiederaufgerichtet und blickt durch die weißen Marmorſäulen hindurch auf das im Glanze der Sonne ſtrahlende oder von der Abendröthe purpurgefärbte Meer, ſo hat man ein landſchaftliches Gemälde vor ſich, wie es die Kunſt nicht wiederzugeben vermag. Man ſieht noch die Ruinen dieſer Bauwerke, an deren Stelle kein anderes anſehnliches Gebäude aufgeführt worden iſt. In Smyrna findet man dagegen nicht einmal eine ſchöne Moſchee. Die Gedanken der Männer ſind allein auf den Handel, die der Frauen auf das Vergnügen gerichtet. Die Ausfuhr beſteht meiſt in rohen Produkten, die Einfuhr in Fabrikaten. Der Türke überläßt dem Franken die Erzeugniſſe ſeines Bodens, welche dieſer bearbeitet und nach Aſien zurückbringt. Der Türke hegt eine tiefe Verachtung gegen allen Handel und jede Gewerbthätigkeit. Er glaubt, daß die Europäer in ihren Ländern aller der Reichthümer entbehren, mit denen ihn die Natur ſo freigebig beſchenkt hat. Den Ackerbau liebt er, aber er entſchließt ſich nur ungern, ein Gewerbe zu treiben. Die Griechen, Armenier waren ſeine Vaſallen und ſind es noch. Der Herr trägt Waffen im Gürtel, aber die Sklaven ein Schreibzeug in den Städten und ein Werkzeug auf dem Lande. Er genießt, und ſie arbeiten.

Smyrna iſt das Neapel des Orients, aber ohne Theater, Muſeen und Veſuv. Das eine iſt das Grabmal Virgil's, das andere die Wiege Homer's, aber beide fragen ſehr wenig nach dieſer Auszeichnung.

Pierre David.

Mannigfaltiges.

— Muſik in England. Unter dem Titel „Muſikaliſche Klaſſiker" (Musical Classics) iſt in London eine Bibliothek für Muſik, eine Sammlung älterer Compoſitionen eröffnet worden, die nicht, wie viele Speculationen ähnlicher Art, bloßer Nachdruck ohne Kritik, ſondern eine ſchätzbare Wiedererweckung älterer und namentlich auch Engliſcher Tondichtungen iſt. Bisher ſind vier Abtheilungen erſchienen, von denen die erſte einen Cyklus von zwanzig muſikaliſchen Madrigalen aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert enthält. Es befinden ſich darunter Compoſitionen von Ward (Die not fond man), Converſi (When all alone), Wilbye (Flora gave me fairest flowers), Orlando Gibbons (The silver swan) und Bennett (Flow, oh my tears), deren einige von überraſchender Schönheit ſind. Die beiden folgenden Abtheilungen enthalten 44 Scherz- und Trinklieder, eine Auswahl aus den Compoſitionen faſt ſämmtlicher Tondichter, die ſich in England ſeit der Zeit der letzten Madrigaliſten bis auf die neuere Epoche ausgezeichnet haben. Die vierte Abtheilung endlich geht auf dieſe neuere Epoche ſelbſt über, muß aber ſogleich mit einem Ausländer, mit unſerem Joſeph Haydn beginnen, da in England ſelbſt eine Unfruchtbarkeit eintrat, die ſich ſeitdem noch immer nicht verloren hat.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 15. Berlin, Montag den 4. Februar 1839.

England.

Shakeſpeare's Katharina von Aragonien.

Von Amedée Pichot.*)

Katholiſch oder proteſtantiſch, Shakeſpeare war der Einzige in ſeinem Jahrhundert, der die Unparteilichkeit beſaß, welche ein Hiſtoriker oder Dichter nöthig hatte, der die fünf Akte dialogiſirter Geſchichte, die er König Heinrich VIII. betitelte, für die Nachwelt zu ſchreiben unternahm.

Vermuthlich war es urſprünglich bei dieſem befohlenen Stück nur auf Entwerfung des Gemäldes im fünften Akte, auf die Taufe Eliſabeth's abgeſehen. Um aber zu dieſer ſeltſamen Kataſtrophe einer Tragödie zu gelangen, zu Anna Boleyn's glücklicher Niederkunft, welche der König ſeinem Hofe und Volke kund thut, mußte die Tochter Heinrich's und Anna's, die ſtolze Eliſabeth, die ſo eiferſüchtig war auf die Rechte ihrer Geburt und alſo auch auf die Rechte ihrer Mutter, es ſich vier Akte hindurch gefallen laſſen, mitten unter dem Pomp eines Spektakelſtücks, wie man es heutzutage nennen würde, die geheimen Beweggründe der empörenden Eheſcheidung, durch die das Bett der rechtmäßigen Königin an ein gewöhnliches Ehrenfräulein gekommen war, vor ihren Augen und Ohren enthüllt zu ſehen. Doch in der That, das Gehäſſige der Rolle Anna Boleyn's iſt auf eine wunderbare Weiſe ganz umgangen; Anna bezeigt das innigſte Mitgefühl für Katharina's Schmach; ſie lobt ihre Tugenden, ſie nimmt das goldene Geſchick, welches eine Königliche Laune ihr bereiten will, mit einer gewiſſen Demuth hin; ſie ſcheint nicht danach geſtrebt zu haben; ſie iſt von einer geheimen Furcht erfüllt, die uns wie eine Ahnung von dem traurigen Ausgange dieſes unerwarteten Glückes berührt; und dann iſt ſie ſo ſchön oder vielmehr ſo allerliebſt! Ja gewiß, ſchön, allerliebſt, aber weiter auch nichts. Wie meiſterhaft verſteht es Shakeſpeare, indem er Anna Boleyn mit keinem anderen Vorzug, als mit den Reizen ihrer Geſtalt, ausſtattet, dieſe Körperſchönheit der ſittlichen Schönheit Katharina's nur als Folie dienen zu laſſen! Wie wahrhaft Königlich zeigt dieſe ſich ſtets, ſie mag klagen oder ſich in ihr Schickſal ergeben, ſie mag als Fürſtin ſprechen, die des Königs Gemahlin, nicht ſeine Unterthanin iſt, oder als verſchmähte, ſchutzloſe Königin; wie erhaben erſcheint ſie, jenem jungen Mädchen gegenüber, die der Dichter auf dem Theater nur vorüberſpazieren läßt, zwar in herrlichem Glanze und bei der Feierlichkeit ihrer Krönung, aber ohne daß ſie etwas Königliches ſagt oder thut.

Wenn man dieſe Charaktere betrachtet, die uns mit Bewunderung für Shakeſpeare's Tieſe erfüllen, ſo muß man ſich geſtehen, daß es mit dem Dichter gerade wie mit dem Maler iſt: bei dem Einen wie bei dem Anderen iſt das ſchönſte Gemälde nur ſchön vermöge ſeiner Aehnlichkeit; Shakeſpeare iſt nur deshalb der größte Dichter der neueren Zeit, wie Raphael der größte Maler, weil ſie Beide ihre Vorbilder faſt knechtiſch kopirten.**) Man leſe die Denkwürdigkeiten Cavendiſh's, Kammerherrn des Kardinals Wolſey; da wird man ganze Scenen finden, die Shakeſpeare, wie es ſcheint, nur in Verſe zu bringen brauchte. Der treu ergebene Diener des in Ungnade gefallenen Miniſters faßt das Benehmen Katharina's in wenige Worte zuſammen, indem er daran erinnert, daß ſie ſelbſt ſich mit Griſeldis verglich, dieſer Heldin des Boccaz, die der alte Chaucer in der Engliſchen Literatur eingebürgert hatte. Die unglückliche Königin konnte ſich in ihrer Schmach wohl mit jenem Muſter ehelicher Hingebung vergleichen; aber Griſeldis war keine Königstochter, und Katharina kann, all ihrer Geduld ungeachtet, doch ihr Königliches Blut nicht ganz vergeſſen, dieſes Blut der ſtolzen Spaniſchen Prinzeſſin, die den Himmel zum Zeugen gegen die Ungerechtigkeit anruft, indem ſie ſich ihr unterwirft, wogegen die rein duldende Griſeldis ſich faſt bis zu ſklaviſcher Demüthigung erniedrigen läßt. Katharina von Aragonien war, wie Shakeſpeare ſie darſtellt, ein Muſter von Würde und Sanftmuth zugleich, eben ſo ſchlicht als edel und tief empfindend, mit einem Wort, als Weib noch anziehender denn als Königin, ohne allen romantiſchen Anflug, aber auch ohne die erkünſtelten Tugenden unſerer Roman-Heroinen.

Ueberall während der Verhandlungen dieſes langen Prozeſſes oder vielmehr in dieſer Reihe von abgekarteten Beſchimpfungen und hinterliſtigen Rathſchlägen, gerichtlichen Verhören und kanoniſchen Theſen, womit man die junge Königin umſtrickt, findet man den Kampf der Wahrheit und Lüge buchſtäblich ſo wiedergegeben, wie Katharina's wirkliches Leben ihn ihrem Jahrhundert darbot, und doch überall ſo dramatiſch in ſeiner Naivetät, daß ich nicht weiß, ob in den Stücken, wo Shakeſpeare am originellſten und erfindungsreichſten erſcheint, eine rührendere Situation, eine hinreißendere Beredſamkeit und ein bewunderns- und mitleidswürdigerer Charakter vorkömmt.

Zwei Scenen beſonders habe ich nie ohne Thränen leſen können: die, wo der Dichter uns mit den beiden Kardinälen in das Zimmer der Königin führt, und die, welche ihrem Tode vorangeht. In der erſteren finden wir Katharina, wie eine Fürſtin des Alterthums, in der Mitte ihrer Frauen mit Nadelarbeit beſchäftigt; von Traurigkeit überwältigt, bittet ſie eine von ihnen, zur Laute zu greifen und ihr zwei Strophen über die Macht der Muſik vorzuſingen. Es iſt eine klaſſiſche Ode, Griechiſcher Dichter würdig, und wunderbar bereitet ſie uns vor auf die poetiſchen, aber ſtets natürlichen Worte, die aus dem Munde der Königin tönen, als die beiden Kardinäle ihre Niedergeſchlagenheit mißbrauchen wollen, um von ihr eine feige Einwilligung in die Scheidung zu erlangen. „O hätt' ich Englands Boden nie betreten", ruft ſie, „die Schmeicheleien nie gehört, die hier auf jedem Schritt der Kön'ge keimen! Ja, Engelsmienen habt ihr, doch der Himmel kennt euer Herz. Was wird nun aus mir Aermſten werden? Ein unglückſeligeres Weib hat nie gelebt! (Zu ihren Frauen.) Ach, arme Kinder, welch' Geſchick harrt eurer nun, ſchiffbrüchig in dem Reiche, wo für mich kein Mitleid, keine Hoffnung, kein Freund und kein Verwandter, um mit mir zu weinen; wo man vielleicht mir kaum ein Grab noch gäbe! Der Lilie gleich, die eben noch die Königin der Flur, ſenk' ich mein Haupt und ſterbe!" Iſt dies nicht Homeriſche, nicht Virgiliſche Poeſie? Keuſch und rein wie die Poeſie des wahren Schmerzes.

In der Scene des letzten Lebewohls führt uns Shakeſpeare ein echt katholiſches Traumgeſicht vor: ſechs Engel kommen und ſetzen einen Kranz auf das Haupt der eingeſchlafenen Königin; dann ſchweben ſie wieder zum Himmel empor, wohin ſie ihnen mit dem Auge folgt, ihre zitternden Arme nach ihnen ausbreitend. Dieſe Viſion iſt von großer Wirkung, wenn die Königin ſie ihren Frauen erzählt, die an ihr, während ſie von ihrer Himmelshoffnung ſpricht, plötzlich eine Veränderung der Züge bemerken und ſich einander zuflüſtern, wie ihre Farben erbleichen, ihr Auge erliſcht und alle die Vorboten eines nahen Todes ſich zeigen, die für uns auf dem Antlitz einer geliebten Perſon ſo ſchmerzerregend ſind. In dieſem Augenblick bringt ein Bote des Königs der Sterbenden Worte des Beileids und des Troſtes. Katharina lächelt ob dieſes ſpäten Gedenkens und verzeiht als Chriſtin dem Gatten, der ſie ſo ſchwer gekränkt; ſie empfiehlt dem Könige ihre Tochter Maria und bittet ihn, ihre drei treuen Dienerinnen zu vermählen. Auch hier hat Shakeſpeare jenen hiſtoriſchen Brief, der, wie man ſagt, dem grauſamen Heinrich

*) In ähnlicher Weiſe, wie jetzt in Deutſchland Shakeſpeare's Frauenbilder mit den Kommentaren eines berühmten Schriftſtellers erſcheinen, werden dieſelben Stahlſtiche auch in Frankreich mit Erklärungen ausgegeben, die allerdings dort wie hier Manches enthalten, woran der unſterbliche Dichter niemals gedacht hat. In Frankreich hat man gar das unſinnige Verfahren beobachtet, jedes Shakeſpeareſche Stück einem anderen Autor zur Kommentirung zu übertragen. Man kann ſich leicht denken, welcher Miſchmaſch von Kritik und leeren Phraſen dabei zuſammengekommen iſt. Das nachfolgende von Amedée Pichot, einem alten Kenner der Engliſchen Literatur, gezeichnete Charakterbild iſt noch das Beſte in der ganzen Sammlung.

**) Das Knechtiſche in Shakeſpeare's und Raphael's Gemälden möchte wohl nur in der Einbildung des Herrn Pichot liegen. Den echten Dichter und Maler bezeichnet im Gegentheil die freie Auswahl derjenigen Züge der Natur, die ihrem Urbild angehören, nicht der von den Mängeln und Flecken der ſchlechten Wirklichkeit getrübten Erſcheinung. Uebrdies iſt gerade dem Engliſchen Dichter-Heros kürzlich von einem Kritikaſter in Colborne's Monthly Magazine mit breiter Selbſtgefälligkeit wirklich nachgewieſen worden, daß ſeine hiſtoriſchen Stücke keinesweges das darbieten, was man insgemeinhin unter hiſtoriſcher Treue zu verſtehen pflegt und worauf neulich von einem Deutſchen dramatiſchen Schriftſteller ſo großer Werth gelegt worden, daß er die Dichter, die in ihren hiſtoriſchen Schauſpielen von dem Buchſtaben der geſchichtlichen Dokumente abwichen und die Charaktere ihrer Dramen nicht ſtreng nach ihrer gewiſſenhaften, durch genaue Forſchung begründeten Ueberzeugung ſchilderten, ſondern ſie nach ihrer poetiſchen Auffaſſung und mit Hinſicht auf den Ausdruck einer poetiſchen Idee geſtalteten, ſo ziemlich den Lügnern gleich achtet.

Digitized by Google

Thränen entlockte, mit geringen Zuſätzen faſt abgeſchrieben. Nachdem Katharina ſo als gute Mutter, als gute Herrin und als wahrhaft ergebene Chriſtin geſprochen, ruft ſie zuletzt noch einmal als wahre Königin, als Spaniſche Fürſtin, den Himmel zum Zeugen an gegen ihre Scheidung und fordert ein Begräbniß, ihres Ranges würdig: „Bin ich todt, ſo laßt mit Ehren mich beſtatten; man ſtreue jungfräuliche Blumen über meinen Sarg, auf daß die Welt es wiſſe, daß ich ein keuſches Weib geweſen bis ins Grab; und balſamirt mich ein, bevor ihr mich begrabt; denn ob entthronte Kön'gin gleich, will ich als Kön'gin doch und Tochter eines Königes beerdigt ſeyn."

Unglückliche Fürſtin! So ſchmählich verlaſſen, wirſt du vom Himmel Beſſeres empfahen, als all' die eitlen Ceremonien; als Chriſtin empfängſt du unter den Seligen die Krone deines letzten Traumgeſichts; als gekränkte Königin iſt dein Andenken hienieden von Shakeſpeare's Muſe vor dem eigenen Angeſicht der Tochter deiner Nebenbuhlerin zu Ehren gebracht worden.

Bibliographie.

Tales and Legends of the Isle of Wight. — Von A. Elder. 6 Sh.
History of the London and Birmingham Railway. — 5 Sh.
Arcanum of Geometry. — Von Bennet. 16 Sh.
Janet, or Glances at human nature. — 3 Bde. 31½ Sh.
Gazella, or Rilear the wanderer. — 7 Sh.
My first concealment. — Von W. A. Currie. 2 Sh.
Sketches and skeletons of sermons. — 4 Bde.
Horace Vernon, or Life in the West. — 3 Bde. 31½ Sh.
Scenes at home and abroad. — Von H. B. Hall. 10½ Sh.

P o l e n.

Karl XII. und die Kurpen.

(Fortſetzung.)

Hier kommandirte die Schweden der Oberſt Rehbinder, ein erfahrener und unerſchrockener Soldat. Er hatte ſich hinter der Kirchhofsmauer und in der Kirche zu kräftiger Vertheidigung gerüſtet, den Eingang verrammelt und in die Fenſter der Kirche die beſten Finnländiſchen Schützen poſtirt. So ſtand hier den Kurpen ein neuer hitziger Kampf auf offenem Felde bevor, denn es galt, die ſchützenden Mauern zu überſteigen und dann noch beſonders in die Kirche zu dringen. Doch es blieb keine Zeit zum Beſinnen. Muthig ſtürzten ſich die Kurpen den Mauern entgegen und befanden ſich nach einem raſchen Andrange unter denſelben. Nun war es aber nicht möglich, die ſteile Mauer hinanzuklimmen. Kaum bemerkte die Wojewodin die vergeblichen Anſtrengungen der Ihrigen, als ſie in glücklichem Einfalle eine Abhülfe gefunden hatte und neue Befehle ertheilte. Alsbald eilten die Kurpen aus den nahegelegenen Scheunen mit Maſſen von Stroh- und Getraidebunden herbei, die, an der Mauer aufgeſchichtet, eine Art Leiter bildeten. Die wohlgerichteten Schüſſe der Schweden ſtreckten manchen der Kurpen nieder, doch gelang es endlich dem Förſter, vor allen Anderen ſich über die Mauer in den Kirchhof hinab zu ſchwingen. Er ſtürzte der Kirchthür zu, mehrere der Seinen hinter ihm her. Bald war die Thür mit Aexten eingeſchlagen, und nun drangen die Kurpen mit unaufhaltſamer Gewalt in die Kirche. Ein Theil der Schweden fiel unter ihren Händen, die Uebrigen ergaben ſich.

Dem Oberſten Rehbinder glückte es, durch ein Hinterpförtchen ins Freie zu gelangen. Schon hatte er ſich, ohne bemerkt zu werden, bis an die Mauer geſchlichen, als ihm der Förſter nachſetzte, ihn mit Rieſenkraft zu Boden warf, entwaffnete und darauf zur Wojewodin führte.

„Gnädige Frau", rief er, „hier bringe ich einen Schweden, der ſich hat aus dem Staube machen wollen. Er ſcheint einer der Hauptleute zu ſeyn."

Dzialynſka empfing den Oberſten mit wohlwollender Freundlichkeit, was den Förſter nicht wenig in Erſtaunen ſetzte, da er ſo eben erſt ſeine Fauſt an dem Gefangenen nicht geſchont hatte. — „Herr Oberſt", ſagte die Gräfin, „ich bedaure Ihre Lage, doch das Loos des Krieges iſt veränderlich, das hat heute Morgen Ihr König eben ſo gut erfahren, wie Sie in dieſem Augenblicke." — „Wie?" fragte Rehbinder verwundert, „mein unbeſiegter König?...." — „Iſt beſiegt worden", fiel Dzialynſka ein. „Hier", indem ſie auf fünf erbeutete Schwediſche Standarten zeigte, „eine Trophäe unſeres Sieges." — Rehbinder erkannte die Fahnen, legte die Hand an dieſelben und konnte in plötzlich aufwallender Wehmuth nur die Worte: „O mein König!" über die Lippen bringen.

Die Wojewodin unterbrach nach einer kleinen Weile das Stillſchweigen. „Herr Oberſt!" ſprach ſie, „ich werde Sie unter ſicherer Obhut geleiten laſſen, wohin Sie verlangen."

„Meines Königs Loos will ich theilen! Wo finde ich meinen König?"

„Dort!" erwiederte die Wojewodin, indem ſie gen Himmel wies.

Von ſo unerwarteter Nachricht erſchreckt, ſtand Rehbinder einige Minuten regungslos da, dann aber bedeckte er mit beiden Händen das Geſicht, um vor der edlen Frau ſeine Thränen zu verbergen. —

* * *

Eine düſtere Nacht folgte dem blutigen Scharmützel. Karl XII. irrte in dem Dickicht umher, nur von ſeinem getreuen Trabanten, einem Ungar, begleitet. „Einen gräulichen Weg!" brummte der Ungar und fluchte nach der Weiſe ſeines Volkes.

Karl gelangte auf einen kleinen offenen Platz, blieb einen Augenblick ſtehen, nahm den Hut vom Kopfe, ſtrich ſich das Haar, zog ſeinen Gürtel von Büffelshaut feſter an und betrachtete ſeine Piſtolen. Dann wies er zur Rechten hin, wo ein fernes Licht ſchimmerte. „Da is noch Lücht bei der Bauer.... Wolle Ew. Majeſtät?...." — Karl gab ein Zeichen mit dem Kopfe, daß er ſelbſt nicht zur Hütte wollte, doch etwas zu eſſen wünſchte er. Der Trabant breitete ſchnell ſeinen zeugenen Mantel unter einer Fichte aus. Karl, ermüdet, warf ſich ſofort nieder, und der Trabant eilte der Hütte zu. — „Ein verfluchter Streich!" rief Karl nach einer Weile. „Aber er ſoll Euch theuer zu ſtehen kommen! Wer hätte geglaubt, daß die Kerle ohne Stiefeln ſich ſo ſchlagen würden und ſo gut zu zielen verſtänden?"

Der Trabant näherte ſich mit immer langſameren Schritten der Hütte. Er lauſchte einige Augenblicke furchtſam an der Thür und ſchlug dann mit dem Griffe ſeines Säbels an. „Um Jeſu willen!" rief im Innern eine aufgeſchreckte weibliche Stimme, „wer iſt da draußen?" — „Bin jich's. Machet auf der Thürn!" — „Jasko! Jasko!" erſcholl es wieder in der Hütte. „Da ſteht Einer von den Deutſchen vor der Thür." — Jasko ſah zum Fenſter hinaus und rief dem Trabanten zu: „Wie viele ſind Euer?" — „Bün nur jich alleun, beſte Herr." — Jasko öffnete, und furchtſam trat der Trabant in die Stube. Hier brannte auf dem Kamin ein großes Feuer. Ein langer Tiſch war mit weißen Linnen bedeckt, auf demſelben ſtanden drei leere Schüſſeln, und hinten unter dem Fenſter eine Bank. In einer Ecke der Stube hing das braune Bild der Mutter Gottes von Czenſtochau, mit welken Blumen geſchmückt, daneben einige andere Heiligenbilder, an der Wand gegenüber eine Büchſe, ein Ränzel von Dachsfell und ein Hirſchfänger. „Gelobt ſeun der Herr!" grüßte, ſich neigend, der Trabant. „Wo kommt Ihr her?" fragte Jasko. — „Jich dün bei der Swed. Haben uns heut gehau'. Jich ſeun gefloh'n. Wollt bitten etwas zu Stärk für armen Menſch." — „Ja, ja, wir haben Euch heute wacker das Leder zergerbt", ſagte Jasko lachend und klopfte dem Ungar auf die Schulter: „Und Euer König, der hat ſich verkriechen müſſen, wie ein Haaſe vor den Jägern. Aber wir werden ihn ſchon noch auftreiben. — No, Mütterchen, gieb mal die Flaſche her, der Herr Soldat hier iſt durſtig."

Malgorzata ſtellte die Branntweinflaſche hin. „Ha, das ſeun gut bei der Kält!" ſagte der Ungar, deſſen Geſicht ſich beim Anblicke des Getränks vollkommen erheitert hatte. Er goß das Becherchen voll und leerte es in einem Zuge, dann trat er an den Kamin und hielt die Hände vor das Feuer.

Indeſſen hatte Jasko Zeit, die wunderliche und ungewöhnliche Bekleidung des Trabanten zu muſtern. Seine ſchwarze Kurtka reichte ihm bis an die Schenkel und war mit ſchwarzen Schnüren beſetzt, eine ähnliche hing ihm über die linke Schulter. Die prall anſchließenden Beinkleider waren ebenfalls mit Schnüren reich verziert. Von den kurzen Stiefeln hingen am oberen Rande ſilberne Franzen herab. Nur eine große Piſtole und ein langer gerader Säbel bezeichneten den Kriegsmann. — An einem Knopfe der Kurtka hing der weißlederne Tabacksbeutel, mit farbiger Seide durchnäht, aus dem Stiefel ſchaute die Ungariſche Tabackspfeife mit kurzem Mundſtück hervor.

„Jir könnt hür gut ſchüſſn", ſagte nach einer Weile der Ungar. — „Das können alle Kurpen, und Euer König wäre heute nicht mit heiler Haut davongekommen, wenn ihm nicht der Teufel beigeſtanden hätte." — „Unſer König ſeun gut Katholik." — „Was Du ſagſt! Hat er ſich doch einen Gurt vom Teufel verſchafft, daß ihn keine Kugel treffen kann. Aber unſer Förſter hat einen ſilbernen Knopf bekommen, und mit dem wird er nicht nur Deinen Schweden, ſondern den Teufel ſelbſt treffen, wenn er ſich in der Luft herumdreht."

Da wurden vor der Thür mehrere Stimmen laut. Der Trabant wurde unruhig. „'s iſt unſer Vater und der Förſter", rief Jasko.

Alsbald traten Staniſlaw Bonk, der Vater des Jasko, und der Förſter, ein Kurpe von rieſenmäßiger Geſtalt, in die Stube. Beide waren gleichmäßig, nach Art der Kurpen, bekleidet; die braunen Decken hatten ſie um die Schultern geſchlagen, darüber aber hingen Ranzen und Büchſe. Der Förſter trug überdies einen breiten Hirſchfänger an der Seite. Sie ſahen verwundert den Fremden an. — „Was iſt das für ein Deutſcher?" fragte der Förſter in ſtrengem Tone. — „'s ſcheint eine ehrliche Haut zu ſeyn", antwortete Jasko. „Er kann etwas Polniſch und bittet um ein Nachtlager. Er dient bei den Schweden." — „Man ſollte ihm den Hals umdrehen, wie den Anderen", rief Staniſlaw; „aber in meiner Hütte iſt er ſicher. Hätte ich Dich draußen gefaßt, Patron, Du hätteſt mir nicht ſollen Zeit haben, Jeſus, Maria und Joſeph zu rufen. — Sind Euer noch mehr da?" — „Noch Eun iſt drauß im Wald." — „Warum iſt er nicht mitgekommen?" — „Wenn Jir erlaub, wird komm'." — „So lauf und hol' ihn; er braucht ſich nicht zu fürchten. Euer König hat ſelbſt davonlaufen müſſen, und an ſolchen erbärmlichen Wichten werden wir uns nicht rächen." Der Ungar holte ſeine Pfeife hervor, zündete ſie an und begab ſich hinaus, um Karl XII. in die warme Stube zu führen.

Staniſlaw hing ſeine Büchſe und ſeinen Ranzen an die Wand, warf die Decke ab und trat ans Feuer. „Seht, Stas", ſagte der Förſter, indem er den Fänger aus der Scheide zog, „da iſt noch Blut von dem rothen Teufel: er hat ſich tapfer gewehrt, aber wie eine Sau habe ich den Kerl hingewürgt. Es

Digitized by Google

ſind nur Wenige übrig geblieben, und mich wundert, wie die Beiden mögen durchgekommen ſeyn. Sollten ſie etwa Hauptleute ſeyn?“ — „Ei! wie kämen ſie dazu“, ſagte Jasko; „hat mich doch der hier vorhin einen Herrn genannt.“ — „Nun, das will noch nichts ſagen“, meinte Staniſlaw; „der dumme Teufel kann nicht Polniſch, und in der Angſt ſagt er wohl gar einmal Ew. Gnaden zu Dir.“ — „Der Strauß war ſo leicht nicht“, rief der Förſter, „auch von unſeren Leuten iſt ein guter Theil gefallen. — Haſt Du den Jungen zu Pferde geſehen, der überall voran war? Als wenn er hier vor mir ſtände, groß, blaß, eine lange Naſe, große Augen. Alle ſagten, der ſey der König ſelbſt. Die Kurpen zielten tapfer nach ihm, aber trafen ihn nicht. Da lud ich mir meinen ſilbernen Knopf ein, ich legte an ....“ — „Und trafſt ihn?“ rief Jasko. — „Sein Pferd habe ich fallen geſehen, er hat ſich wieder aufgerüttelt. Nachher habe ich ihn nicht wieder bemerkt. Ich hatte ihn ein klein wenig zu niedrig genommen; ein Haarbreit höher, unter die linken Rippen, und er wäre gewiß nicht wieder aufgeſtanden.“ — „No!“ fiel Staniſlaw ein, „auf einen Schlag fällt kein Baum. Da, trinkt einmal; der Wind geht ſcharf und iſt mir bis auf die Knochen gedrungen.“ — „Zwiſchen den Kugeln habe ich ihn nicht geſpürt“, ſagte der Förſter und goß das volle Glas hinunter.

Indeſſen war Malgorzata mit der Bereitung des Abendeſſens beſchäftigt; ſie ſtellte einen Topf mit Grütze und einen kleineren mit den damals noch nicht ſo gewöhnlichen Kartoffeln an das Feuer. — Jasko hob einen großen mit Bier gefüllten Krug auf den Tiſch. „Denk' nur auch an unſere Gäſte, Malgoſia“, ſagte Staniſlaw; „Du kannſt ihnen eine Wurſt ausbraten. Du, Jasko, lauf, hole ein paar Gebund Stroh, damit ſie doch ausſchlafen können.“ Jasko eilte in die Scheune, brachte das Stroh und breitete es auf dem Boden der Stube aus. Die Bratwürſte und der Speck ſchmorten bereits in der Pfanne, die Grütze kochte. Bonk legte ein Brod auf den Tiſch. Der Förſter goß zum zweiten Male ſein Glas voll, und Alle harrten der angemeldeten Gäſte.

* * *

Der Ungar eilte dem abgelegenen Orte zu, wo der ermattete Karl zurückgeblieben war. Faſt nach jedem Schritte wandte er ſich unruhigen Blickes um, voll Furcht, daß ihm Jemand nachfolgen könnte, und ließ ſich nicht einmal Zeit, ſeine geliebte Pfeiſe auszurauchen. Der Mond war indeſſen aufgegangen und leuchtete im vollen Glanze. — Bald war der Ungar zur Stelle.

„Majöſtät“, ſagte er, ſeine hohe Mütze vom Kopfe nehmend, „das ſeuen ehrlich Bauer, da kann bleib übr Nacht. Der Wirth guter Menſch, bittet er zu Nachtlager.“ — Ohne ein Wort zu erwiedern, ſtand Karl auf und ſchritt voran; der Trabant hob eilig ſeinen Mantel auf und folgte, indem er die Richtung des Weges andeutete.

* * *

„Unſere Gäſte laſſen ſich noch immer nicht ſehen“, rief der Förſter, indem er ſchon zum dritten Male ſich das Glas füllte. — „Es muß weit ſeyn, wo er ſeinen Kameraden gelaſſen hat“, antwortete Bonk. — „Ich habe den Soldaten auf den Koboldshügel zugehen geſehen“, fiel Jasko ein. — „Heilige Magdalena!“ ſchrie Malgorzata, „da kommt er mit geſundem Leibe nicht davon. Jetzt iſt gerade die Stunde, in der das Geſpenſt aus ſeinem Loche herauskommt.“*) — „Unſer Herrgott ſchütze Dich, meine Malgoſia“, ſagte Staniſlaw; „hier in der Hütte haſt Du Dich vor nichts zu fürchten. Die drei Kreuze über unſerer Thür laſſen kein Geſpenſt über die Schwelle.“

Malgorzata ſtellte ſich beruhigt wieder an das Feuer, als ein Geräuſch vor der Hütte ſich hören ließ. Sie fuhr erſchreckt zurück, Jasko ſchaute furchtſam umher, Staniſlaw aber ſtand auf und öffnete die Thür. — Der Ungar trat ein, hinter ihm der König.

„Wir haben lange auf Euch warten müſſen“, ſagte Staniſlaw. „Nun, aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben, Ihr könnt noch mit uns eſſen.“

Karl nickte mit dem Kopfe und legte den Mantel und Hut ab. Der Förſter ſchien beim Anblick ſeiner Geſtalt überraſcht und ſchaute ihn eine Weile unverwandt an. Er trug eine blaue Montur mit großen kupfernen Knöpfen, einen breiten Gürtel, lederne Beinkleider und gewaltige Stiefeln. Seine Bewaffnung beſtand nur aus einem Paar Piſtolen und einem langen Säbel.

„No, Malgoſia, gieb her, was Gott beſchert hat“, ſagte Staniſlaw, indem er den Gäſten einen Platz auf der Bank anwies. Karl ließ ſich ſogleich auf der Bank nieder. Schon hatten auch die Anderen ihre Plätze um den Tiſch eingenommen, als der Trabant noch unſchlüſſig daſtand; denn er fürchtete, den König zu erzürnen, wenn er ſich neben ihn ſetzte. Er ſtellte ſich alſo ehrfurchtsvoll hinter denſelben. Karl warf ihm endlich einen finſteren Blick zu, ergriff ihn bei der Hand und zog ihn neben ſich auf die Bank.

Jasko ſetzte einen großen mit Grütze angefüllten Napf auf den Tiſch; Jeder langte ohne Umſtände zu; auch Karl griff, ohne ſich lange zu bedenken, nach dem hölzernen Löffel und ließ ſich die dargebotene Mahlzeit wohlſchmecken.

Der Förſter, der ihm gegenüber ſaß, wandte kein Auge von ihm ab und merkte auf jede ſeiner Bewegungen. Nach dem Abendeſſen, das ohne weitere Unterredung zu Ende ging, winkte der Förſter ſeinem Freunde in die Kammer. „Höre, Stas“, ſagte er leiſe, „ich wette, das iſt derſelbe, der draußen überall voran geweſen iſt und nach dem ich mit dem ſilbernen Knopfe geſchoſſen habe. Am Ende iſt er gar der König.“ — „Was kommt Dir in den Sinn“, erwiederte Bonk. „Den König habe ich auch geſehen, doch der hier iſt ihm nicht im Geringſten ähnlich.“ — „Nun, ich habe ihn mir wohl gemerkt; ich ſehe noch ſein Pferd ſich bäumen und ihn niederſtürzen. Er hat ja auch den breiten Gurt um, den er vom Teufel haben ſoll. 's iſt der König, ich will meinen Kopf laſſen!“ — „Und wenn er es wäre, er iſt doch ſicher. Er hat ſich mir anvertraut und um ein Nachtlager gebeten. Mag er auch der Satan ſelber ſeyn.“ — „Das lohnte!“ brummte der Förſter, ohne ein Wort weiter hinzuzufügen. Staniſlaw aber ſprach, indem er aus der Kammer trat: „Er kann hier in meiner Hütte ruhig ſchlafen. Draußen thu', was Du willſt!“

Karl warf ſich bald, ohne ſich zu entkleiden, auf das angewieſene Strohlager und war ſchon feſt eingeſchlafen, als Staniſlaw, deſſen Frau und der Förſter ſich in die Kammer zur Ruhe begaben. Der Ungar allein blieb wach; die ganze Nacht hindurch ſaß er auf der Bank vor dem Kamin, rauchte ſeine Pfeife und legte friſche Spähne zu dem Feuer, ſo oft es zu erlöſchen drohte.

(Fortſetzung folgt.)

F r a n k r e i ch.

Moliere's Tod und Begräbniß.*)

Die mit Tanz durchflochtenen Komödien, welche Moliere ſchrieb, wurden faſt alle von Ludwig XIV. ſelbſt anbefohlen und zuerſt vor ihm auf dem Hoftheater aufgeführt. Doch ſcheint es faſt, als habe der Dichter den „Kranken in der Einbildung“ nicht auf Befehl des Königs, ſondern aus eigenem Antriebe verfaßt. Dieſes Stück wurde den 10. Februar 1673 zuerſt auf dem Theater im Palais-Royal öffentlich aufgeführt. Am Eingange des Prologes wird zwar geſagt, daß daſſelbe zur Erholung des Königs, von ſeinen glorreichen Anſtrengungen, geſchrieben ſey, doch wollte Moliere wohl nur die Rückkehr dieſes Fürſten feiern und paßte ſein Stück den Umſtänden an, indem er jenen Prolog hinzufügte, in welchem die Heldenthaten des ſiegreichen Holländiſchen Feldzuges beſungen wurden. Erſt am 19. Juli 1674, nach der Rückkehr aus der eroberten Franche-Comté, gab man den „Kranken in der Einbildung“ zuerſt in Gegenwart des Königs, am dritten Tage eines Feſtes in Verſailles; doch da lebte Moliere nicht mehr. Der Tod dieſes großen Mannes iſt eng verknüpft mit der Geſchichte jenes trefflichen Luſtſpiels; es iſt gleichſam eine traurige Epiſode aus dieſem letzten Akte ſeines dramatiſchen und theatraliſchen Lebens.

Die drei erſten Vorſtellungen des „Kranken in der Einbildung“ hatten Moliere's Kräfte gänzlich erſchöpft; ſein Bruſtübel verſchlimmerte ſich auf erſchreckende Weiſe; am Tage der vierten Aufführung war Moliere ganz vom Schmerz übermannt und ſeine abgemattete Bruſt von faſt unerträglichen Qualen zerriſſen; da fühlte er klar ſeine troſtloſe Lage und ſprach zu Baron, ſeinem Pflegeſohn: „So lange Schmerz und Freude ſich in meinem Leben zu gleichen Theilen miſchten, hielt ich mich für glücklich. Aber heute, wo ich ganz von Schmerzen niedergedrückt bin, ohne auf einen einzigen Augenblick voll Zufriedenheit und Genuß rechnen zu können, ſehe ich ein, daß ich Allem entſagen muß. Ich kann die Qualen und die Mühſeligkeiten, die mir auch nicht eine Minute Ruhe gönnen, nicht länger ertragen. Mein Gott, was muß doch der Menſch leiden, bevor er ſtirbt! Ach! ich fühle ſehr wohl, daß es mit mir aus iſt“ ....

Ueber dieſe traurigen Aeußerungen vergoß Baron Thränen und bat Moliere recht dringend und freundſchaftlich, doch nur dieſen Abend nicht in der Rolle des Argan aufzutreten, die er immer darſtellte; auch ſeine Gattin, Armande Bejart, mit der er ſich wieder ausgeſöhnt hatte, vereinigte ihre Bitten mit denen Baron's und ſtellte ihm vor, daß er ſich dadurch tödten würde. — „Was bleibt mir wohl Anderes zu thun übrig?“ erwiederte er; „funfzig arme Teufel harren meiner, die weiter nichts als ihren Tagesverdienſt haben. Was ſoll aus ihnen werden, wenn ich nicht ſpiele? Ich würde mir ewig einen Vorwurf daraus machen, wenn ich ihnen durch meine Schuld den Lebensunterhalt auch nur eines Tages entzogen hätte.“ — Er ließ den Schauſpieler Lagrange, der im „Kranken in der Einbildung“ den Cleantes gab, zu ſich rufen; dieſer kam, begleitet von allen ſeinen Kameraden, ſchnell herbei. — „Seyd Alle um Punkt vier Uhr zur Vorſtellung bereit“, ſprach Moliere zu ihnen; „ſonſt kann ich nicht daran Theil nehmen, und Ihr müßtet das Eintrittsgeld zurückgeben.“ — Zur beſtimmten Stunde war Alles zur Aufführung geordnet. Moliere ſtellte ſich pünktlich ein und gab, trotz ſeines hartnäckigen Huſtens und der quälendſten Schmerzen, den eingebildeten Kranken. Doch als man bis zu der von Charpentier in Muſik geſetzten Ceremonie gekommen war, wo der Dekan der mediziniſchen Fakultät dem Kandidaten folgende Fragen vorlegt:

Juras gardare statuta
Per Facultatem praescripta,
Cum sensu et jugeamento?

antwortete Argan mit einer von Schmerz erſtickten Stimme: Juro!

---

*) Allgemein verbreitet iſt unter dem Polniſchen Landvolke der Aberglaube von einem Geſpenſt (upior), das des Nachts aus dem Grabe ſteigt, um den Lebenden das Blut auszuſaugen, deshalb auch blutroth gedacht wird.

*) Aus der neueſten Lieferung des Werkes: „Die Franzöſiſchen Schauſpieler von Moliere bis auf unſere Zeit“, von Edouard Foucaud.

Digitized by Google

men und gehen, von denen man nie etwas hört. Ich erinnere mich der Familie, von der Du ſprichſt, nicht.“ — „Ich wünſche, daß ſie Dich verſchonen; denn meinem ungereiſten Urtheil nach ſind ſie nicht ſehr angenehm, trotz Allem, was ſie geſehen oder geſehen zu haben behaupten.“ — „Es iſt freilich ſehr möglich, daß man die ganze Chriſtenheit beſucht hat und doch höchſt unangenehm bleibt; dazu kommt, daß einer viel ſehen kann, und doch nur ſehr wenig Gutes.“

Es folgte eine Pauſe von zwei bis drei Minuten, während deren Eva einen Zettel las und ihre Couſine mit den Blättern eines Buchs ſpielte. — „Ich möchte gern“, rief die Letztere plötzlich, „Deine wahre Meinung von uns kennen, Eva. Warum nicht bei einer ſo nahen Verwandten aufrichtig ſeyn? Sage mir ehrlich, biſt Du mit Deinem Vaterlande ausgeſöhnt?“ — „Du biſt die eilfte Perſon, die mir dieſe Frage vorlegt, welche ich ſehr ſonderbar finde, da ich nie mit meinem Vaterlande unzufrieden war.“ — „So genau meine ich's auch nicht. Ich wünſchte zu wiſſen, wie unſere Geſellſchaft einem erſcheint, der im Ausland erzogen worden.“ — „Da verlangſt Du Meinungen, die keinen großen Werth haben können, da ich erſt vierzehn Tage hier bin. Aber es giebt ja viele Bücher über dieſes Land, und manche darunter ſind ſehr hübſch geſchrieben; warum ſchlägſt Du die nicht nach?“ — „Ach, Du meinſt die Reiſenden! Die ſind nicht viel werth; wir alle verachten ſie, einer wie der andere.“ — „Daran iſt freilich kein Zweifel möglich, da ihr es, einer wie der andere, beſtändig in den highways und by-ways erklärt. Es giebt kein gewiſſeres Zeichen von Verachtung, als wenn man unaufhörlich von der Stärke derſelben ſpricht.“

Grace war höchſt lebhaft, wie ihre Couſine. Obwohl gereizt von Eva's ruhigem Angriff, war ſie doch ſo vernünftig, zu lachen. — „Es mag ſeyn, daß wir unſeren Unwillen etwas zu ſtark ausſprechen für den guten Geſchmack, wiewohl nicht zu ſtark, um zu überzeugen; aber Du mußt geſtehen, Eva, dieſe Reiſenden ſind in Allem, was ſie geſchrieben haben, unausſtehlich.“ — „Ich kann Dir verſichern, nicht zur Hälfte. Mein Vater und Couſin Jack haben in meiner Gegenwart zu oft davon geſprochen, als daß ich nicht die politiſchen Schnitzer kennen ſollte, die ſie gemacht haben.“ — „Politiſche Schnitzer! Davon weiß ich nichts; gerade in dem, was ſie von unſeren politiſchen Verhältniſſen ſagen, glaubte ich, ihnen Recht geben zu müſſen. Aber was ſie von unſerer Geſellſchaft ſagen, wird gewiß weder Dein Vater noch Herr John Effingham bekräftigen.“ — „Was das betrifft, ſo kann ich für Keinen von Beiden antworten.“ — „Dann ſprich nur für Dich: giebſt Du ihnen darin Recht?“ — „Bedenke doch, Grace, daß ich in New-York noch keine Geſellſchaft geſehen habe.“ — „Keine Geſellſchaft, meine Liebe! Du warſt ja bei Hendersons', bei Morgans' und Drewetts', und das waren die drei größten réunions, die wir in zwei Wintern hatten.“ — „Ich wußte nicht, daß Du unter Geſellſchaft dieſes unangenehme Gedränge verſtehſt.“ — „Unangenehmes Gedränge! Nun, liebes Kind, das iſt Geſellſchaft, iſt es nicht?“ — „Da habe ich einen anderen Begriff von Geſellſchaft bekommen, das möchte ich lieber company nennen.“ — „Nennt man das nicht in Paris auch Geſellſchaft?“ — „Keineswegs; es mag ein Auswuchs der Geſellſchaft, eine von ihren Formen ſeyn, aber nicht Geſellſchaft ſelbſt. Mit demſelben Recht könnte man Spielpartieen eine Geſellſchaft nennen, als dieſe Bälle in kleinen und vollgedrängten Zimmern. Dies ſind nur zwei von den verſchiedenen Weiſen, in welchen Müßiggänger ſich zu amüſiren ſuchen.“ — „Aber wir haben nicht viel mehr als dieſe Bälle, die Morgenbeſuche und hier und da einen Abend, wo nicht getanzt wird.“ — „Thut mir leid: dann könnt ihr nicht ſagen, daß ihr eine Geſellſchaft habt.“ — „Und iſt es in Paris, Florenz oder Rom anders?“ — „Allerdings. In Paris ſind jeden Abend eine Menge Häuſer offen, wo man ohne viel Umſtände hingehen kann. Unſer Geſchlecht erſcheint hier nach dem gekleidet, was ein Herr, dem ich bei Mrs. Henderſon zuhörte, „ihre weiteren Abſichten für die Nacht“ nennen würde: einige tragen ſich auf die einfachſte Weiſe, andere ſind für Konzerte, für die Oper, für den Hof ſogar gekleidet: einige kommen eben von einem Diner, andere ſind im Begriff, noch ſpät auf einen Ball zu gehen. Dies Alles bringt eine Mannigfaltigkeit mit ſich, die zur Anmuth und Behaglichkeit der Geſellſchaft beiträgt, und mit guten Sitten, einer Art Kenntniß der Tagesbegebenheiten und einer glatten und ſorgfältigen Ausdrucksweiſe iſt es den Damen nicht ſchwer, ſich angenehm zu machen. Ihre Denkweiſe iſt mitunter etwas heroiſch: doch dies muß man überſehen, auch fängt dieſer Geſchmack an, abzunehmen, je mehr die Leute beſſere Bücher als früher leſen.“ — „Und dieſe Herzloſigkeit, Eva, iſt Dir lieber, als die Natur Deines Geburtslandes?“ — „Ich ſehe nicht ein, wie eine ſo ruhige Zurückhaltung und guter Ton im geringſten herzloſer ſind, als Sticheln, Skandaliren und Kindereien. Natur mag allerdings hier mehr ſeyn, aber wer aus der Kinderſtube heraus iſt, kann dies nicht ſo angenehm finden.“ Grace ſah betrübt aus, aber ſie liebte ihre Couſine zu aufrichtig, um ihr zu zürnen. Dazu kam noch ein leiſer Verdacht, daß Eva wohl Recht haben möge; und während ihr kleiner Fuß ſich bewegte, wußte ſie ihre gute Natur zu bewahren, was für Leute, die da einſehen, daß ihre eigenen „Superlative“ kaum an die „Poſitive“ anderer Leute reichen, nicht ſo leicht iſt.“

Hinzufügen müſſen wir noch, daß dieſes Werk mit größerer Sorgfalt geſchrieben iſt, als Herr Cooper auf ſeine Novellen gewöhnlich verwendet; und daß es in dieſer Hinſicht als eine ſeiner gefeilteſten Productionen anzuſehen iſt.

P o l e n.

Karl XII. und die Kurpen.

(Fortſetzung.)

In dem großen Gemache ſaß der Unterkanzler von Lithauen, Szczuka, in Gedanken vertieft. Vor ihm, an dem hohen Kamine, in dem ein luſtiges Feuer brannte, ſtand der alte Ordenga, ein armer Edelmann, Beide Gegner Auguſt's II.

„Verloren iſt verloren, Herr Bruder!“ ſagte Szczuka; „Fortuna non omnibus una! Sie iſt ein Weib und nicht anders, als die anderen alle. Mein ſeliger Vater pflegte zu ſagen:

Wer den Frauenworten traut,
Hat auf Sand ſein Glück gebaut.

Es müſſen aber viele Schweden dabei umgekommen ſeyn?“

„An achttauſend Mann“, antwortete Ordenga. — „Alle Wetter!“ rief Szczuka, „bei Narwa hat König Karl mit 7000 Schweden 80,000 Ruſſen verjagt, und hier!....“ — „Ja, das Sprüchwort ſagt: Ueber die Weichſel iſt er gekommen, der Dunajez *) hat ihn mitgenommen! Hier hat der König mit Polniſchen Bauern, mit Bauern ohne Stiefeln, wie er ſagen ſoll, zu thun. Und wie können die Kerle ſchießen! Letzt war ich ſelbſt dabei, es ging um eine Wette; der Verwalter der Frau Wojewodin hatte auf ein Brett die Buchſtaben A. S. R., d. h. Augustus Secundus Rex geſchrieben, da war der Förſter der Dzialynſkiſchen Wälder, der legte ſein erbärmliches Ding von Büchſe an, und in einer halben Stunde waren die drei Buchſtaben durchſichtig geworden.“

„Hat ſich der König lange gewehrt?“ — „Den ganzen Tag haben ſie ſich geſchlagen, und noch war der Sieg ſehr zweifelhaft, bis Telemſki, einer von den Hofleuten der Wojewodin, die Schweden im Rücken überfiel und ihre fünf Kanonen zum Schweigen brachte.“ — „Vom Könige ſelbſt hat man gar keine Nachricht?“ fragte Szczuka weiter. — „Der Himmel mag wiſſen, wo er ſich jetzt befindet. Mein Knecht, der heute aus Lomza zurückgekehrt iſt, hat gehört, daß die Kurpen ihn ſchon gefangen hatten, aber der Allmächtige hat ihn gnädig wieder befreit. Fünf Kugeln ſollen ihm an den Leib gefahren und wieder abgeprallt ſeyn, denn er trägt einen breiten Gurt von Büffelshaut. Den Gurt, meint der Pöbel, habe er ſich vom Teufel verſchrieben.“

„König Auguſt wird gewiß bei dem Unfalle profitiren wollen und denkt vielleicht gar ſchon, gewonnenes Spiel zu haben. Das ſoll ihm noch ſauer werden!“ rief Szczuka, indem er mit Gewalt auf den Tiſch ſchlug, der vor ihm ſtand und auf dem ein Türkiſcher Teppich ausgebreitet war. — „Wenn nur unſer Durchlauchtigſter König Karl den Bärenklauen glücklich entgangen iſt, der wird bald Alles wieder ins Geleis bringen.“ — „Vielleicht“, antwortete Ordenga; „aber er wird die Narben von ihren Tatzen noch lange fühlen!“ — „Habt keine Bange! Er wird ihnen die Krallen verſchneiden und einen Maulkorb anlegen“, ſchrie Szczuka auf. „Seht, Herr Bruder, wie grimmig iſt der Bär draußen im Walde, und doch führen ihn die Zigeuner an einem Stricke umher, und er muß ſchön nach ihrer Pfeife tanzen.“

„Wohlgeſprochen“, ſagte Ordenga. „Aber die Zigeuner fürchten den Bären noch, wenn ſie ihn an der Kette und ihm einen Ring durch die Naſe gezogen haben, und hüten ſich, ſeine Wuth zu reizen.“ — „Iſt der Telembſki nicht vom kleinen Adel?“ fragte Szczuka, um der Rede eine andere Wendung zu geben.

Ordenga ſchaute bei dieſer Frage zornig auf, denn Telembſki war ein weitläufiger Verwandter von ihm; ſeine Wangen färbten ſich dunkelroth, er ſtrich ſich ſeinen grauen Schnurrbart und trat mit ſtolzer Miene vor Szczuka hin. „Sie vergeſſen, Herr Unterkanzler!“ rief er, „daß der Edelmann im Bauernhauſe dem Wojewoden gleich ſteht! - Früher, da waren beſſere Zeiten, da hat unſer Adel nicht wie jetzt auf die fremden Titel Jagd gemacht, da gab es bei uns noch keine Grafen, Markgrafen, Fürſten und wie der fremde Schnickſchnack all' heißen mag. Edelmann iſt Edelmann und immer noch mehr als Baron!“

Szczuka, von dieſen Worten überraſcht, gab dem an der Thür ſtehenden Haiducken einen Wink, und nach wenigen Minuten ſtanden einige Flaſchen Ungarwein nebſt einem Pokale auf dem Tiſche. — „Zu Euch, Herr Bruder!“ ſagte Szczuka, indem er den gefüllten Pokal in die Höhe hob. „Concordia res parvae crescunt, discordia maximae dilabuntur!“

Ordenga widerſtand der freundlichen Einladung nicht, ſein Geſicht heiterte ſich wieder auf, und er hatte den Pokal eben bis auf den letzten Tropfen geleert, als lautes Hundegebell auf dem Hofe ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. „Sollten wir Gäſte bekommen?“ fragte Szczuka den Haiducken. Dieſer eilte hinaus und öffnete gleich darauf die Thür.

Voll Verwunderung blickte der Unterkanzler auf. Ein unerwarteter Gaſt von hoher Statur trat ein, in einen Mantel gehüllt, der mit dichten Schneeflocken bedeckt war. Ihm folgte ein anderer, mit einer Ungariſchen Kurtka angethan. Der Erſte behielt ſeinen dreieckigen Hut auf dem Kopfe, der Zweite hatte ſchon auf dem Flur den Schnee von ſeiner hohen Mütze abgeſchüttelt. Jener warf den Mantel von ſich, und Szczuka rief aus: „Ihr ſeyd es ſelbſt, mein allergnädigſter König?“

Karl XII. trat ſogleich, nur mit einem leichten Kopfnicken

*) Ein kleiner Fluß in Galizien.

Digitized by Google

grüßend, an den Kamin und hielt die erſtarrten Hände vor das Feuer. Vergeblich ſuchte ſich Ordenga durch ſeine tiefen Verbeugungen bemerklich zu machen. Der Unterkanzler befahl, ſchnell ein Abendeſſen zu bereiten. Der Trabant ſtand wie angenagelt an der Thür. — „Herr Unterkanzler!“ ſprach endlich Karl, „ich bedarf zweier Boten, aber ſicherer Leute!“ — „Im Augenblick ſollen ſie zur Stelle ſeyn, Majeſtät!“ — „Feder und Dinte!“ — Karl ſetzte ſich, ſchrieb einige kurze Befehle, übergab ſie den eintretenden Boten und beſtimmte ihnen ſelbſt die Stunde der Rückkehr. Dann trat er wieder zu dem Feuer.

„Es iſt Euch gewiß ſchon Alles bekannt, Herr Unterkanzler“, ſprach er nach einer Weile. — „Ja, Ew. Majeſtät!“ erwiederte Szczuka, ſich verneigend, „aber ich fürchte ....“ — „Ich, Niemanden!“

„Ich wollte nur ſagen, daß ich fürchte, Auguſt werde aus der augenblicklichen Verlegenheit Nutzen ziehen wollen.“ — „Auguſt? — Den habe ich abgeſetzt, und dabei bleibt's.“

Bei dieſen Worten wollte Karl nach ſeiner Gewohnheit ſich mit der Hand die Haare ſtreichen und berührte den Hut. „O! verzeiht, Herr Unterkanzler, daß der König von Schweden ſo unhöflich zu einem ſo freundlichen Wirthe eingetreten iſt!“ — Er übergab den Hut ſeinem Ungarn. „Schüttele draußen den Schnee ab!“

Der Trabant entfernte ſich. „Dieſem ehrlichen Ungarn verdanke ich viel“, fing Karl wieder an. „Ein Kerl, treu wie ein Hund, tapfer wie ein Löwe und dumm wie ein Ochs!“

Der Ungar trat wieder ein. „Nun, Kamerad?“ ſagte Karl, „biſt wohl auch halb erfroren, komm her zu mir, wärme Dich. Haben wir doch auch bei den Bauern ohne Stiefeln miteinander gegeſſen und geſchlafen.“

„Wie denn, gnädigſter Herr, Du haſt es gewagt, bei den Kurpen, die Deine Soldaten niedergemacht haben, Dein Nachtlager aufzuſchlagen?“ fragte Ordenga mit Erſtaunen. — „Ich werde es ihnen auch wiedervergelten!“ rief Karl aufbrauſend und ſtampfte mit dem Fuße auf.

„Ja, ſo wahr ich König bin, noch die Enkel ſollen erzählen, wie Karl XII. ſeine Schmach gerächt hat.“

Er ſtrich ſich das Haar, warf die großen Handſchuhe auf den Tiſch und begann, mit raſchen Schritten auf und abzugehen.

„Wer iſt denn Eure Frau Wojewodin, von der die Leute reden?“ fragte er wieder. — „Die Witwe des ſeligen Wojewoden Dzialynſki, eine Frau in jungen Jahren“, entgegnete Szczuka. — „Das muß ich ſagen!“ rief Karl mit höhniſchem Lächeln, „ebenbürtige Feinde treffe ich hier, Weiber und Bauern ohne Stiefeln!“

„Wenigſtens iſt uns der Troſt geblieben, daß Gott nach ſeiner Güte Ew. Majeſtät ſelbſt aus dieſem Ungemach geſund herausgeführt“, wandte Szczuka ein. — „Und glücklich ſalvirt hat“, ſetzte Ordenga zu.

„Ich danke Dir, mein Unterkanzler!“ erwiederte Karl, „ich weiß, daß Du mir treu ergeben biſt, und deshalb habe ich auch Dein Haus zu meinem einſtweiligen Aufenthalte erwählt. — Ich bin ermüdet, möchte wohl etwas ruhen.“ — „Es iſt Alles bereit, gnädigſter Herr, wenn Ew. Majeſtät erlauben, ſo führe ich Euch.“

Sogleich folgte Karl dem Unterkanzler in das Schlafgemach.

* * *

Mit Tagesanbruch war Karl XII. wieder munter. Er hatte eine unruhige Nacht gehabt; im Traume hatte er geglaubt, auf dem Schlachtfelde zu ſeyn und ſeine muthigſten Streiter neben ſich zuſammenſinken zu ſehen. Mehrere Male hatte er laut aufgeſchrieen, um den Seinen das Kommandowort zuzurufen, ſo daß Szczuka, der im Nebenzimmer ſchlief, auffuhr und einen Unfall befürchtete. Schon um Mitternacht füllte ſich der Hof mit der herbeiſtrömenden Schwediſchen Kavallerie und Infanterie, welche der General Steinflicht befehligte. Der Unterkanzler wagte nicht, Karl XII. zu wecken und ihm zu melden, daß ſein Heer ſich zu ſammeln beginne, doch bald trat Karl ſelbſt aus ſeinem Gemache.

„Wie ſteht's, Herr Unterkanzler?“ ſprach er. „Sind meine Corps da?“ — „Ja, gnädigſter Herr, ſie erwarten die weiteren Befehle Ew. Majeſtät.“ — „Wer kommandirt ſie?“ — „General Steinflicht.“ — „Gottlob!“ rief Karl, mit großen Schritten durch das Zimmer gehend. „Er ſoll hereinkommen.“

Steinflicht erſchien und war hocherfreut, als er ſeinen König wohlbehalten vor ſich ſah. Karl trat ihm mit Heiterkeit entgegen und klopfte ihm auf die Schulter. „Doch glücklich den Klauen der Kerle ohne Stiefeln entronnen!“ rief er. „Bringſt mir Soldaten?“ — „Zwei Regimenter Infanterie, ein Regiment Kavallerie und vier Geſchütze, Ew. Majeſtät; in zwei bis drei Stunden ziehen die anderen Corps heran.“ — „Wie groß ſind die?“ — „Ich habe die nöthigen Ordres ertheilt, daß ſie ihren Marſch beſchleunigen; es ſind zehn Regimenter Infanterie, ſechs Regimenter Kavallerie und zehn Geſchütze.“ — „Gut, General!“ ſagte Karl, „nun ſollen die Kerle ihren Lohn haben. — Es müſſen ſtarke Patrouillen in die Runde geſchickt werden; das Regiment Infanterie ſoll Lomza beſetzen und zwei Geſchütze mitnehmen. — Ein Theil kann dann langſam den Weg weiter nach Oſtrolenka einſchlagen. — Die Uebrigen bleiben bei mir.“

Der General entfernte ſich, um die erhaltenen Befehle zu vollziehen.

„Iſt Nachricht über Auguſt da?“ wandte ſich Karl fragend an Szczuka. — „Ja, Ew. Majeſtät! Er hält ſich nicht fern von hier bei der Frau Wojewodin auf.“ — „Deſto beſſer!“ ſagte Karl, „wir werden uns näher kennen lernen.“ — „Der Staroſt Szmigielſki iſt mit einem bedeutenden Anhange vom Polniſchen Adel angekommen, um Auguſt's Partei zu unterſtützen. Von allen Seiten ſtrömen Auguſt's Parteigänger herbei, denn das Gerücht von dem Unfalle hat mächtig auf die Gemüther gewirkt.“ — „Iſt mir gleichgültig!“ ſchrie Karl, ſich vor Zorn in die Lippen beißend. — „Auguſt hat neue Befehle an ſeine Sachſen erlaſſen, und dieſe haben die vortheilhafteſten Stellungen in unſeren Gegenden inne; ich glaube ....“

Ohne das Ende der Rede abzuwarten, ſtürmte Karl hinaus, wo ihn ſein Heer mit wiederholtem Freudenruf begrüßte.

* * *

„Malgoſia! Malgoſia! So antworte doch! Wo ſteckſt Du denn?“ rief wiederholentlich Stanislaw Bonk, indem er in ſeinem Hausflur ſeine Flinte lud. — „Was giebt's denn?“ fragte endlich Malgorzata, außer Athem aus der Scheune herbeirennend. — „Stecke mir friſches Werg in meinen Ranzen.“

Eben trat der Förſter zu ihnen. „Ihr ſollt ſehen“, ſagte er, „es wird was Neues ſetzen! Auf unſerem Hofe iſt ein Rennen und Laufen, und immer mehr vom Adel kommen da zuſammen, jeder bis über die Ohren gepanzert. Sie ſagen auch, daß unſer König, den der Schwede abſetzen will, bei unſerer gnädigen Frau ſich aufhält und ſich bei uns Kurpen dafür bedanken will, daß wir die Schweden zuſammengehauen haben. — Aber noch etwas Anderes. Wißt Ihr, Gevatter, der hier bei Euch über Nacht geweſen iſt, war wirklich der König. Und wir haben ihn wieder 'rausgelaſſen; oj, oj, wenn uns das nur nicht leid thun wird. Ich habe gleich geſagt: Faßt den Patron beim Kragen und bringt ihn zur gnädigen Frau!“

„Nein, lieber Gevatter, das ging nicht an. Thut's Noth, ſo trete ich noch ſelbſt vor unſeren König und ſage: Durchlauchtigſter König! 's iſt wahr, der König von Schweden hat in meiner Hütte geſchlafen; aber das war meine Hütte, und da durft' ich ihn nicht verrathen. Wenigſtens habe ich mein gutes Gewiſſen behalten.“

Der Förſter antwortete darauf nicht, ſondern beſah ſich ſeine Büchſe.

„Die Leute im Dorfe ſagen“, fiel Malgoſia ein, „daß die Schweden wieder da ſind und ſich an uns armen Leuten rächen wollen.“ — „Gottes Wille geſchehe!“ erwiederte Stanislaw. „Iſt doch unſereiner ſchon in manchem Pulverdampf geweſen. Ich meine, es wird ihnen ſchwer werden, uns wieder anzugreifen.“ — „Wenn die Leute davon ſprechen, ſo iſt gewiß etwas daran“, ſagte der Förſter. „Meinſt Du, daß die rothen Teufel uns all das vergoſſene Blut ſchenken werden? Nein, Blut um Blut, heißt es. Ich ahne es, noch manche Kugel wir mir um die Ohren pfeifen, und Gott weiß, auf welche Art ich einmal mein Ende finden werde. Was da Malgoſia geſagt hat, iſt, ſo wahr Gott lebt, wahr; Einige der Unſeren ſind auf Kundſchaft ausgeweſen und haben die Schweden deutlich heranziehen ſehen.“

Indem lief Jasko herbei. „In Dombrowo läuten ſie Sturm“, rief er. „Die Kurpen ſollen ſich gleich ſammeln. Die rothen Teufel haben uns überfallen, und drüben im Hofe hört man das Schießen ganz deutlich.“ — Dem Förſter ſprühte Feuer aus den Augen. „No, wohlauf, Stas! In Gottes Namen. Zu den Waffen, Kinder!“

Malgorzata begann zu weinen. — „Hier helfen keine Thränen“, ſagte Stanislaw, „Gott wird uns ſchon beiſtehen! — Leb' wohl, meine Malgoſia, Jasko wird bei Dir bleiben.“ Er umarmte ſeine Frau, auch der Förſter drückte ihr einen derben Kuß auf die Lippen, und Beide traten aus der Hütte. Malgorzata ſah ihnen lange nach, dann aber zündete ſie ein Wachslicht vor dem Marienbilde aus Czenſtochau an, kniete vor demſelben nieder und war noch in Andacht verſunken, als Jasko in die Hütte zurückkehrte. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Theater während der Schreckenszeit.

Während das Blut in Strömen unter dem Beile der Guillotine floß und alle waffenfähige Männer des Franzöſiſchen Volkes das Vaterland gegen die Angriffe des Auslandes vertheidigten, zogen die zahlreichen Pariſer Theater, deren es nicht weniger als zwanzig gab, eben ſo wie heutigen Tages die immer ſchauluſtige Menge an. Mit vollem Rechte ſagt man von jenem ſchrecklichen Zeitabſchnitte, daß damals auf der Straße das Trauerſpiel und im Theater das Hirtengedicht an der Ordnung war. Nachmittags um vier Uhr führte man auf dem Revolutions-, dem Carouſſel-, dem Grève-, dem Antoine-Platze und an der Barrière Renverſée (der umgeſtürzten), der ehemaligen Barrière des Thrones, eine blutige Tragödie auf; um ſechs Uhr aber veränderte ſich die Scene, die Idylle und die Schäferſpiele kamen dann an die Reihe. Ueberfliegt man in den Journalen jener Zeit die Theater-Anzeigen, ſo kann man ſich einiges Erſtaunens doch nicht erwehren, wenn man in der ärgſten Schreckenszeit faſt nur idylliſche Stücke angekündigt ſieht. Die beliebteſten darunter waren: der Wahrſager des Dorfes, Roſe und Colas, Annette und Lubin, ländliche Verſchmitztheit, die Kindesliebe oder das hölzerne Bein, die Neuvermählte des Dorfes, Paul und Virginie und einige ähnliche. Alle unſere düſteren Melodramen, wie Antony, der Thurm von Nesle, Lucrezia Borgia, würden damals wenig gefallen haben. Ja, wären der berühmte Robert-Macaire und ſein

Digitized by Google

würdiger Genoſſe, der Galeerenſklave Bertrand, in jener Zeit auf der Bühne erſchienen und hätten, wie jetzt, der öffentlichen Gerechtigkeit geſpottet, es würde Gefahr für die Schauſpieler damit verbunden geweſen ſeyn; irgend ein eifriger Sanskülott hätte ſie der Erniedrigung der Volksherrſchaft anklagen können, und die Köpfe der Verfaſſer wie der Schauſpieler würden dieſes contre-revolutionnaire Wagniß gebüßt haben.

Es iſt wohl kaum nöthig, hinzuzufügen, daß man auch patriotiſche Stücke, vorzüglich an großen Feſttagen, bei revolutionnairen Feierlichkeiten und an den Jahrestagen merkwürdiger Ereigniſſe, aufführte. Doch trug die Obrigkeit am meiſten dafür Sorge, auf der Bühne die Reinheit der Sitten, die ſtillen Tugenden verherrlicht zu ſehen. Man wird ſich davon durch folgende Bekanntmachung überzeugen, welche überall in Paris angeſchlagen und in den Journalen jener Zeit von Amts wegen veröffentlicht wurde; ſie ſcheint von den Weiſen des Alterthums verfaßt zu ſeyn, die das goldene Zeitalter gern verlängert hätten. — „Franzöſiſche Republik. Paris, 6. Pluvioſe des Jahres II. Der Sicherheits-Ausſchuß des Konventes hat den Direktoren der verſchiedenen Pariſer Theater angezeigt und ſie in einer freundſchaftlichen, brüderlichen Beſprechung aufgefordert, aus ihren Bühnen doch Sitten- und Anſtands-Schulen zu machen; er hat ihnen daher erlaubt, abwechſelnd mit den patriotiſchen Stücken, die man täglich aufführt, auch ſolche zu geben, worin die ſtilleren Tugenden in ihrem vollen Glanze hervortreten. Der Wohlfahrts-Ausſchuß von Paris hat dieſe vom Geiſte der Ordnung und Weisheit vorgeſchriebenen Maßregeln dadurch unterſtützt, daß er all den verſchiedenen Schauſpielern der Theater dieſer Stadt eine Verordnung zuſandte, welche Ermahnungen und geeignete Rathſchläge enthält, um die Reinheit der Sitten zu bewahren und jene Kunſtleiſtungen wieder zu beleben, die zur Veredelung der menſchlichen Geſellſchaft beitragen."

„Der Konvent ließ auch bei wichtigen Gelegenheiten dem Volke freie Theater-Vorſtellungen geben. Am erſten Jahrestage des 21. Januars, dem 2. Pluvioſe des Jahres II. (1794), wurden die Theater aufgefordert, freie Vorſtellungen zu geben, und die Direktoren hüteten ſich wohl, es zu unterlaſſen. Aber die Gerechtigkeit verlangte, daß ſie dafür entſchädigt würden, und zu dieſem Zwecke machte der Repräſentant Lombard-Lachaux zwei Tage nachher einen Vorſchlag, der auch angenommen wurde. Das desfalls erlaſſene Dekret ſcheint uns merkwürdig genug, um hier ganz getreu wiedergegeben zu werden: — „Der National-Konvent dekretirt, daß man eine Summe von hunderttauſend Livres zur Verfügung des Herrn Miniſters des Innern ſtelle, die nach einem dem vorliegenden Dekrete beigefügten Etat unter die zwanzig Pariſer Theater vertheilt werden ſoll, welche zufolge eines deshalb am 21. Auguſt erlaſſenen Dekretes jedes vier freie Vorſtellungen zu Gunſten und mit Hülfe des Volkes gegeben haben."

Das Stück, welches zu jener Zeit den meiſten Enthuſiasmus erregte, war „die Einnahme von Toulon", eine komiſche Oper. Dieſer Sieg war damals noch etwas ganz Neues, und es würde ſchwer fallen, das Entzücken zu ſchildern, in welches bei dieſer Gelegenheit die Ausſchüſſe, der Konvent, die Klubs und die Volks-Geſellſchaften ausbrachen. In einer Nummer des „Blattes für die Volkswohlfahrt" vom 21. Februar 1794 befindet ſich ein Bericht über dieſe Oper. Er giebt uns eine Idee davon, wie damals das dramatiſche Feuilleton beſchaffen war, welches ganz am Ende des Journals nur ein kleines Plätzchen fand und ſich wohl hütete, mehr in Anſpruch zu nehmen von einem Raume, der dazu beſtimmt war, die Sitzungen des Konvents, die Todesurtheile des Revolutions-Tribunals und die Bülletins der republikaniſchen Armee zu veröffentlichen. Hier folgt jenes literariſche Dokument, das aus einer ſo intereſſanten Epoche der Franzöſiſchen Geſchichte herſtammt.

„Theater der komiſchen National-Oper. — Die Wiedereroberung Toulons war für ganz Frankreich eine Begebenheit von der äußerſten Wichtigkeit; dieſe ſo glänzende Waffenthat war von Umſtänden begleitet, welche den Antheil daran ſo mächtig ſteigern, daß alle republikaniſche Herzen von dieſer glücklichen Nachricht begeiſtert wurden. Alle nur irgend poetiſche Köpfe fühlten ſich gedrungen, ſie zu beſingen; alle Theater verſprachen am folgenden Tage auf ihren Zetteln eine Vorſtellung derſelben und wetteiferten um die erſte Aufführung. In einem ſolchen Augenblicke war gar nicht davon die Rede, den dramatiſchen Werth kalt zu berechnen; man fühlte nur zu ſehr, wie jeder Franzoſe es bedaure, bei dieſem Volks-Drama nicht ſelbſt mitgewirkt zu haben, und wie man ſich darüber nur tröſten könne, indem man einer Vorſtellung beiwohne, die uns die Wirklichkeit noch einmal vor Augen führen ſollte. Der kriegeriſche Erfolg ſicherte den theatraliſchen; die Sache brauchte bloß dramatiſirt zu werden."

„Einige Schriftſteller verſtanden jedoch die Kunſt, mit dem Intereſſe des Süjets auch poetiſches Verdienſt zu vereinigen, und der Verfaſſer des in der komiſchen National-Oper aufgeführten Werkes, über das wir hier Bericht erſtatten, gehört gewiß zu dieſer Zahl. Der Bürger Duval, ehemaliger Schauſpieler des Theaters im Faubourg St. Germain, der durch den Erfolg ſeines niedlichen Luſtſpiels, „die wahre Tapferkeit", das er in Gemeinſchaft mit dem Bürger Picard auf dem Theater der Republik gab, ſich einen Namen machte, hat durch dieſes letzte Werk Proben eines der Aufmunterung würdigen Talentes abgelegt. Die von ihm aufgeſtellten Kontraſte zwiſchen einer echt patriotiſchen Familie und den feindlichen Generalen, unter denen ſich ein ſtolzer, fanatiſcher Spanier und ein ſehr unmoraliſcher Engländer befinden, welchen Letzteren eine lächerliche Nachahmung der Franzöſiſchen Leichtigkeit ſehr komiſch macht, verleihen dieſem Stücke viel Reiz und Heiterkeit. Wir ſind nicht im Stande, eine Analyſe davon zu geben; die einzelnen Scenen laſſen ſich nicht aus dem ihnen einmal angepaßten Rahmen herausreißen."

„Die Muſik zur „Einnahme von Toulon" iſt der erſte Verſuch des Bürgers Lemierre, der erſt durch einige kleine Compoſitionen bekannt iſt. Mit vielem Beifall wurde eine ſehr hübſche, von Ellevion in Engliſchem Kauderwälſch recht ergötzlich vorgetragene Arie aufgenommen. Einige andere Stücke verrathen eine gute Abſicht, die aber aus Mangel an Gewohnheit, für das Theater zu arbeiten, nicht immer erreicht wurde. Wir fühlen uns veranlaßt, dieſen jungen Tonſetzer darauf aufmerkſam zu machen, daß die von den Blaſe-Inſtrumenten ausgeführten figurirten Begleitungen den Geſang zu ſehr verdecken und das Verſtändniß des Textes verhindern. Andere Stücke ſeiner Compoſition würden von größerer Wirkung ſeyn, wenn ſie nicht ſo überladen wären. Man kündigt uns noch ein anderes Werk von ihm an, für welches wir im Voraus eine günſtige Meinung faſſen können."

Damals hatte man nicht die Muße, mehrere Zeitungs-Spalten mit Mannigfaltigkeiten und literariſchen oder dramatiſchen Kritiken und Abhandlungen zu füllen. Es war nur Raum für die ſchrecklichen politiſchen Entwickelungen. Da iſt denn am Ende doch unſere jetzige Zeit vorzuziehen, mit oder trotz ihren täglichen ellenlangen Feuilletons. (Gazette des Théâtres.)

Bibliographie.

- Alphonse et Juliette. — Roman von Madame Melanie Waldor. 2 Bde. 15 Fr.
- Annuaire militaire, historique, topographique, statistique et anecdotique. — Vom Cap. Sicard. Jahrg. 1839. 5 Fr.
- Compte général de l'administration de la justice civile et commerciale, pendant 1835 et 1836, présenté au Roi par le Garde-des-sceaux. — 4. (Eine ähnliche Berichterſtattung iſt über die Kriminal-Juſtiz vom Jahre 1836 erſchienen.)

Mannigfaltiges.

— Deutſcher und Franzöſiſcher Kunſt-Geſchmack. Herr Fortoul giebt in der Revue de Paris eine Beſchreibung von München, wobei natürlich das dortige Kunſtleben, die Werke, die unter der Leitung der Meiſter Cornelius und Klenze zu Tage gefördert werden, eine Hauptrolle ſpielen. Er rühmt dabei vorzugsweiſe den Mangel an Einſeitigkeit, die ſich in den Franzöſiſchen Kunſt-Moden ſtets bemerklich mache und welche die Künſtler oft zu Extremen führe, vor denen man in Deutſchland leichter bewahrt ſey. So weiſt er unter Anderem darauf hin, daß jede der vier Façaden des neuen Königsbaues in München einer anderen Kunſt-Epoche, der Griechiſchen, der Byzantiniſchen, der Gothiſchen und der Italiäniſchen, angehöre, worin er einen kühnen Gedanken Klenze's erblickt. „Bei uns", fügt er hinzu, „iſt in keinem Genre etwas Aehnliches aufzufinden. Von den Schulen, die in Frankreich gefeiert werden, würde es keine wagen, ſich eine ſolche Kühnheit zu geſtatten. Der Romantizismus ſelbſt, ſo ſehr er auch auf Freiheit pocht, hat doch auch ſeine beſonderen Feldzeichen und ſeine eigenen unwiderruflichen Proſcriptions-Liſten. Und wenn gleich gegenwärtig die Wuth jener erſten Kriegs-Erklärungen ſich auffallend vermindert hat, ſo haben doch die Künſtler, die des Kampfes Zuſchauer geweſen, von dem Eindrucke deſſelben ſich noch nicht losmachen können und ſich darum den größten Theil aller gegebenen und möglichen Formen unterſagt. Nach unſeren Kunſt-Ausſtellungen oder nach der Mode unſerer Zimmer-Verzierungen zu ſchließen, ſollte man meinen, daß die Menſchheit nur von der Regierungs-Zeit Franz des Erſten bis zu dem Ableben Ludwig's XIII. der Aufmerkſamkeit und des Andenkens heutzutage noch würdig ſey. Solche Monotonie iſt nicht bloß die langweiligſte Augenweide für jeden hiſtoriſch gebildeten ehrlichen Mann, ſondern auch die greulichſte Barbarei, die ich kenne. Im vorigen Jahrhundert rief man: „Wie werden wir nur erſt die Griechen und die Römer los!" — und man hatte unbezweifelt recht. Seitdem hat es ſich geändert, und man kann mit nicht minderer Wahrheit rufen: „Wie werden wir nur erſt die Renaiſſance und das Rococo los!" Das Grundübel bei uns zu Lande iſt, daß wir niemals zweierlei Ideen mit einander verbinden können; wir werfen uns voll Eifers und ganz und gar auf Einen Gedanken; wir verkünden, daß allein in dieſem die abſolute Wahrheit und der vollkommene Geſchmack zu finden ſey: wir wollen dann nichts als ſeine Verkörperung ſehen und weiſen alles Andere von uns. Aber bald rächen ſich Wahrheit und Geſchmack: wir halten es vor Langeweile in den Schranken, die wir uns ſelbſt geſteckt, nicht mehr aus, wir reißen ſie dann ohne Erbarmen nieder, ja, ohne daß wir uns der Unterhaltung erinnern, die ſie uns gewährten, und indem wir unſere volle Freiheit wieder zu gewinnen meinen, ſchmieden wir uns neue Ketten, die wir morgen abermals zerbrechen. Wenn ich die Sprache des vorigen Jahrhunderts ſchriebe, ſo würde ich ſagen, daß wir darum, weil wir zu treu ſind, unbeſtändig werden."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 17. Berlin, Freitag den 8. Februar 1839.

Aegypten.

Einige Bemerkungen zu dem Aufſatze des Herrn C. Lenormant, betitelt: Der Sarg des Mycerin's, im Journal des Débats.

Aus dieſem Aufſatze habe ich folgende Stellen ausgehoben, die ich durch einige Zuſätze noch näher zu beleuchten verſuchen werde. Sie lauten nämlich folgendermaßen:

„Eine Geſellſchaft Engliſcher Forſcher iſt während des Sommers 1837 in die dritte der Pyramiden von Memphis gedrungen; ſie iſt die kleinſte an Umfang, aber von der reichſten Bauart, indem das Aeußere vormals mit roſenfarbenem Granit von Syene verkleidet war. Die Arabiſchen Schriftſteller ſprechen als Augenzeugen von dieſer Bedeckung oder Oberfläche, wovon man noch Reſte am Fuße der Pyramide ſieht. Wir wiſſen aus dem Zeugniß der Alten, daß die Pyramiden von Memphis äußerlich mit Hieroglyphen verziert waren; und hinſichtlich der dritten insbeſondere ſagt uns Diodor, daß man auf der Nordſeite das Geſicht des Königs ſah, der ſich dies wunderbare Grabmal hatte bauen laſſen. Die große Pyramide iſt ſchon ſeit Jahrhunderten den Reiſenden zugänglich; alle diejenigen, welche Aegypten beſucht haben, haben das Central-Gemach des Monuments beſchrieben, in welchem noch ein Sarkophag ſteht; man iſt ſeitdem, und noch ſehr neuerlich, in viele Zimmer und Räume gekommen, deren Exiſtenz man noch nicht ahnte. Aber nirgends, weder in den ſchon früher entdeckten Gemächern, noch in denen, deren Kenntniß wir Herrn Caviglia und anderen Forſchern verdanken, hat man eine Spur von hieroglyphiſchen Inſchriften gefunden. Daſſelbe muß man von der zweiten Pyramide ſagen; Belzoni, der ſich einen Weg dahin geöffnet, hat ſich überzeugt, daß die Araber ſchon vor ihm einen ähnlichen Verſuch gemacht haben. Die neuen Nachforſchungen haben gelehrt, daß die Araber auch in die dritte Pyramide gedrungen waren. Damals ohne Zweifel wurde der Deckel des Sarkophags zerbrochen, das Grab verletzt und die an Stoff und Werth koſtbaren Gegenſtände zerſtreut und zerſtört. Und in der That, als die Engliſchen Forſcher in das Gemach kamen, das den Mittelpunkt des Monuments bildet, ſo fanden ſie auf einem Haufen von Trümmern den verſtümmelten Untertheil eines Sarges von Sykomorenholz, mit einigen Reſten von Linnen und Gebeinen. Das war Alles, was von der Königlichen Mumie noch übrig war, welche die Araber aus dem Sarkophage geriſſen hatten, worin ſie ruhte. Die Engliſchen Reiſenden ſtiegen hierauf in das eigentliche Begräbniß-Gemach hinab, das von den vorhergehenden durch einen abwärtslaufenden Korridor getrennt iſt, und nach vieler Mühe und Anſtrengung zogen ſie den Sarkophag ſelbſt heraus, der jetzt nach England unterweges iſt. Was die Reſte des Sarges anbetrifft, ſo figuriren ſie jetzt unter den Schätzen des Britiſchen Muſeums, und es iſt darüber eine beſondere Schrift erſchienen, aus welcher wir folgende Details entlehnen.

„Was bei der Entdeckung wichtig iſt, beſteht nicht darin, daß man in der Pyramide Spuren einer Mumie gefunden hat. Man zweifelte nicht, daß die Pyramiden zum Begräbniß erlauchter Perſonen beſtimmt waren, und die mitunter ſonderbaren Meinungen, die, von der älteſten Zeit bis auf unſere Tage, ſich über die entweder myſteriöſe oder nützliche Beſtimmung dieſer Denkmäler fortgepflanzt, hatten wenig Glauben gefunden. Aber der in der dritten Pyramide gefundene Sarg bietet eine hieroglyphiſche Inſchrift dar, und dieſe Inſchrift enthält den Namen eines Königs. Dies iſt die Thatſache, welche beſtimmt ſcheint, hiſtoriſche Folgerungen zu erzeugen, die der Aufmerkſamkeit im höchſten Grade werth ſind.

„Lange Zeit zweifelte man, daß irgend eine hieroglyphiſche Inſchrift in den Pyramiden exiſtire. Der General Minutoli war der Erſte, welcher diejenigen bemerkte und bezeichnete, die ſich in der großen Pyramide von Sakkara (im Süden von Memphis) finden. Man kann in dem mit dem Berichte dieſes Reiſenden verbundenen Atlas (Platte XXVIII.) die Verzierung der Thür ſehen, die den Eingang zu einem der Säle dieſer Pyramide bildete. Die Thatſache iſt der Aufmerkſamkeit um ſo mehr werth, als man, nach allen Probabilitäten, die Pyramiden von Sakkara für älter als die von Dſchiſeh halten muß; aber unter den Hieroglyphen von Sakkara findet man keinen Königlichen Namen, was uns dann hindert, das Alter dieſes Denkmals genau zu ſchätzen.

„Die hieroglyphiſchen Namen der Erbauer der beiden größten Pyramiden ſind ſchon bekannt; man hat ſie nicht in dieſen Monumenten entdeckt, die, wie ich ſchon geſagt, nicht die mindeſte Spur heiliger Charaktere darbieten.

„Der Name Suphis, des Erbauers der großen Pyramide, findet ſich mehrmals in einem benachbarten Grabe, das einem gewiſſen Eimëi, dem Baumeiſter der Wohnung des Königs Suphis, gewidmet war. Champollion hatte die Legenden geleſen, die von Roſellini, in ſeinen Monumenti storici, und von Salvolini, in einer Anmerkung zu den Lettres sur l'orient von Michault und Poujoulat, bekannt gemacht worden ſind."

Herr C. Lenormant führt nun ferner an, wie man nach der Leſeart des Herrn Champollion den Namen von Menkari ermittelt habe, der nach der Chronologie des Manetho's im 37ſten Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung gelebt hat; alſo zählte dieſem zufolge jenes Denkmal ein Alter von 5600 Jahren.

Was nun das Material betrifft, womit jene dritte Pyramide oder die des Mycerin's bekleidet war, ſo iſt es, zufolge der Bruchſtücke deſſelben, die man auf dieſem Denkmale ſelbſt, ſo wie am Fuße der Pyramide, noch antrifft, mehr als wahrſcheinlich, daß ſie mit röthlichem Granit bedeckt war; wenngleich Strabo im 17ten Buche ſeiner Geographie behauptet, daß ſolche: „vom Grunde an bis faſt zur Mitte mit jenem ſchwarzen Geſtein, das weit her von den Aethiopiſchen Gränzen kommt, von dem auch die Mörſer gemacht werden und das wegen ſeiner Härte und der Schwierigkeit der Bearbeitung ſehr koſtſpielig iſt", bekleidet geweſen ſey. Jene fraglichen Bruchſtücke beſtehen allerdings aus röthlichem Granit, der aber von dunkler Farbe iſt und abwechſelnd ſchwarze Flecken hat, welcher Umſtand wohl jenen Klaſſiker veranlaſſen mochte, jenen Granit für ſchwarz zu halten, ſo wie den Plinius (36, 7), ihn durch den Ausdruck von Ferrei coloris zu bezeichnen. Die Städte Kahira und Alexandrien haben bereits den größten Theil dieſes ſchon behauenen Materials zu Bauten verwendet, und während meiner Anweſenheit in Aegypten wurden noch viele vorhandene Blöcke deſſelben zu Mühlenſteinen benutzt.

Ob die Oberfläche der Pyramide von Cheops ebenfalls mit Granit bedeckt war, iſt bisher nicht ermittelt worden, dagegen iſt aber etwa der vierte Theil der oberen Höhe der Pyramide von Chephren mit einem gräulichen polirten Kalkſtein bekleidet, der, aus der Entfernung und von unten angeſehen, röthlich und gefleckt erſcheint. Dieſe Flecken rühren von den Vögeln her, die ſich auf der Spitze der Pyramide niederzulaſſen pflegen und den Stein verunreinigen; und jene Farbe rührt von einer Art von Lichen her, der auf der Oberfläche dieſes Steines wuchert. Dieſer Umſtand, ſo wie auch der, daß man am Fuße jener Pyramide einzelne zerſtreute Granitblöcke aufgefunden hat, mochten wohl den Herrn Jomard zum Glauben veranlaſſen, als ſey ſie urſprünglich ebenfalls mit Granit bekleidet geweſen.

Aus den neueſten Forſchungen hat es ſich ergeben, daß die inneren Kammern und Grabesgrotten jener drei Pyramiden, wie wir ſolches bereits aus dem Herodot erſehen und ich ſolches ebenfalls in der von mir eröffneten ſiebenſtufigen Pyramide von Sakkara bewährt fand, in dem Felſenkern ſelbſt ausgehauen worden ſind. In dieſer letzten ſind nicht allein alle von mir aufgeräumte Gänge, ſondern ſelbſt der innere große 72 Fuß hohe Saal im Felſenkern mühſam ausgehauen worden. Daß übrigens das Material zum Bau des inneren Kerns der großen Pyramiden von Dſchiſeh wohl meiſtens an Ort und Stelle entnommen worden iſt, glaube ich aus folgenden Umſtänden folgern zu dürfen, daß man erſtlich ſolche bald mehr, bald weniger mit ſichtbaren Spuren von breiten und tiefen Graben umgeben findet, aus welchen man wahrſcheinlich jenes ſchöpfte; und zweitens, daß man beim Vergleiche ihrer gegenſeitigen Beſtandtheile eine vollkommene Uebereinſtimmung findet, indem ſowohl das zum Bau verwendete, als das in jenen Graben zu Tage brechende Geſtein, aus einer kalkartigen ſehr dichten grauweißen Maſſe beſteht, die ſtark mit Belemniten vermengt iſt.

Villeicht ward aber auch ein Theil des Materials zur Erbauung oder Bekleidung jener Pyramiden aus den Steinbrüchen von Torrah, dem ehemaligen Troja, welcher Ort unfern des

Digitized by Google

alten Kahira's, am rechten Nilufer liegt, genommen, indem man daſelbſt noch die Spuren von bedeutenden Excavationen gewahrt, die es wahrſcheinlich machen, daß es vermuthlich dieſelben Steinbrüche ſind, die Herodot bezeichnen wollte, als er bemerkte, daß die Erbauer der Pyramiden das Material zu ihrer Erbauung aus der Arabiſchen Bergkette geſchöpft hätten. Strabo ſpricht ſich hierüber noch beſtimmter aus, indem er im 17ten Buche ſeiner Geographie uns Folgendes hierüber mittheilt: „Es iſt auch anderswo geſagt, daß bei den Steinbrüchen, aus welchen die Pyramiden erbaut worden, im Angeſicht der Pyramiden jenſeits in Arabien, ein ziemlich felſiger Berg liegt, welcher der Troiſche heißt; in ihm iſt eine Höhle, und in ihrer und des Fluſſes Nähe iſt ein Dorf, Namens Troja, eine alte Anlage gefangener Troer, welche dem Menelaus folgten und daſelbſt blieben.“ Ueberdies ſtimmt der Gehalt des in dieſen Steinbrüchen vorhandenen Materials ganz mit den vorhandenen Bruchſtücken ihrer Bekleidung überein; das heißt, der Stein zeichnet ſich durch graue Farbe und eine ziemlich angenehme Politur aus; ſo daß man alſo mit einiger Wahrſcheinlichkeit annehmen kann, daß er allenfalls zu der äußeren Bekleidung der zweiten, wo nicht ſelbſt der erſten Pyramide benutzt worden iſt.

Daß die Pyramiden, dieſe Palatia mortis, wie der ſelige Biſchof Münter ſie ſo treffend nannte, zur Aufnahme von hohen Perſonen nach ihrem Tode beſtimmt waren, erſehen wir bereits aus dem Herodot und aus dem Strabo. Dieſer letzte Klaſſiker ſtellt unter Anderem in ſeinem 17ten Buche Folgendes hierüber auf: „Vierzig Stadien von der Stadt (nämlich Memphis) iſt eine bergige Höhe, auf welcher viele Pyramiden, Grüfte der Könige ſind“; denn wenn Diodor 1. 64. uns erzählt: „Daß ſich die Könige Pyramiden zu Grabmälern erbaut hätten“; ſo fügt er auch hinzu: „daß dennoch keiner darin begraben werden ſollte, weil ſich die Könige durch die höchſt beſchwerliche Arbeit, wegen vieler Grauſamkeiten und Bedrückungen, verhaßt gemacht hatten, und das Volk drohte ihre Leichen aus dem Grabe zu reißen und zu zerfleiſchen; weswegen beide Erbauer der beiden größten Pyramiden ihren Angehörigen befohlen hätten, ſie nach ihrem Tode in der Stille an einem unbekannten Orte beizuſetzen.“

Das hier Aufgeſtellte, ſo wie der Umſtand, daß man bis zur Eröffnung der großen ſiebenſtufigen Pyramide von Sakkara keine Mumie in deren Todtenkammern vorgefunden hatte, mochte wohl mit jene Zweifel über ihre eigentliche Beſtimmung angeregt und noch kürzlich den Herrn Dr. Sacchi*) veranlaßt haben, Folgendes hierüber aufzuſtellen: „é certo che quelli, i quali hanno preteso, che i corpi dei primi Faraoni sieno stati posti nelle Piramidi, si sono senza dubbio ingannati, avegnaché non vantano questi monumenti una antichita cosi lontana, benchè siano antichissimi; ed in altro vero, che non è stata mai racchiusa alcuna mumia in veruna camera della Piramide di Memfi, ma bensi a molti piedi di profondita sotto i fondamenti di quell' edifizio.“ Um ſo intereſſanter war daher in dieſer Beziehung die Auffindung einer Mumie, in jener durch mich eröffneten Pyramide von Sakkara, die höchſtwahrſcheinlich einer hohen Perſon angehört haben mochte, indem deren Epiderme durchaus ſtark vergoldet war, eine Verzierungsart, die mir bisher, ſo wie anderen Forſchern, noch nicht vorgekommen iſt. Ob meine Arbeiter dieſe Mumie in einem unverletzten Zuſtande antrafen, vermochte ich eben ſo wenig, als den Ort ihrer Auffindung zu ermitteln. Höchſtwahrſcheinlich hatten ſie ſolche aufgeſchnitten, um ſich der etwa unter den Binden verborgenen koſtbaren Gegenſtände zu bemächtigen, und nachher die Mumie ſelbſt unter ſich getheilt, welches ich aus dem Umſtande zu folgern geneigt bin, daß es einem meiner bei der Arbeit aufgeſtellten Aufſeher nur mit Mühe gelungen war, ihnen den Schädel ſammt den Armen und Beinen wieder abzunehmen; welche ſämmtliche Ueberbleibſel aber ſpäterhin, nebſt vier Fünftheilen meiner ganzen Sammlung, ein Raub der Wellen geworden ſind. So ward mir auch die Kunde, daß meine Arbeiter gleich bei der erſten Eröffnung der Pyramide viele intereſſante und koſtbare Gegenſtände aufgefunden und an bekannte Europäer veräußert hätten, welcher Umſtand mir um ſo ſchmerzlicher fiel, als die Kenntniß dieſer Gegenſtände vielleicht einiges Licht ſowohl über die hier beigeſetzte hohe Perſon als über den übrigen Zweck jenes Denkmales ſelbſt verbreiten konnten. Da jene Angabe mir durch ehrenwerthe Perſonen gemacht worden war, ſo trug ich um ſo mehr Bedenken hierüber, nähere Nachforſchungen anzuſtellen, als mich ſolche leicht zu unangenehmen Entdeckungen geführt haben dürften und ich überdies Aegypten bald verlaſſen wollte. Ich begnügte mich daher damit, durch bedeutenden Geldaufwand einerſeits meine Kenntniſſe erweitert und andererſeits falſche Freunde auf meine Koſten bereichert zu haben.

Aus den in der dritten Pyramide vorgefundenen Trümmern geht hervor, daß die Perſer oder Araber ſchon früher in ſolche eingedrungen waren; allein hierüber darf man ſich um ſo weniger wundern, wenn man erwägt, daß dieſe Eroberer ebenfalls die erſte und zweite jener großen Pyramiden, ſo wie die von mir bei Sakkara eröffnete, wahrſcheinlich im Wahne, Schätze darin zu finden, heimgeſucht hatten; denn ich fand in dieſer letzten, nächſt noch mehreren wohl erhaltenen koſtbaren Geſäßen, noch eine Menge zerſchlagener Vaſen und Schalen von den ſchönſten Steinarten vor.

*) Siehe deſſen Aufſatz im Vol. 55. Fascicolo di Gennajo der Annali Universale di Statistica vom Jahre 1838, betitelt: L'Egitto di Geroglifici. p. 47.

Eine ähnliche Sucht, ſich zu bereichern, bewog ja zur Zeit auch den Chalifen Abdallah-Mamoun, mit großer Mühe und großem Koſtenaufwande die Pyramide des Cheops zu eröffnen; allein er fand in ſolcher Nichts; was ihm den Spott ſeiner Zeitgenoſſen zuzog. Daſſelbe ſoll nach der Handſchrift des Bakoui (die ſich in der Königl. Sammlung zu Paris befindet) unter Salahedin und deſſen Nachfolger Otman der Fall geweſen ſeyn. Dagegen behaupten wiederum andere Schriftſteller, daß man zur Zeit wirklich bedeutende Schätze in ähnlichen Denkmälern aufgefunden habe, und darf man der Ausſage des Herrn Dr. Forlini aus Bologna Glauben beimeſſen, daß er den kürzlich nach Rom translocirten koſtbaren Todtenſchmuck eines Aegyptiſchen Oberprieſters in einer zerſtörten Pyramide bei Meroe aufgefunden habe, ſo wären jene obenangeführten Nachforſchungen nach Geld und Geldeswerth allerdings zu entſchuldigen.

Daß zur Zeit auch Perſer und Araber auch in andere Denkmäler eingedrungen ſeyn mochten, geht unter Anderem auch aus der durch Belzoni zu Obiban-el-Moluk eröffneten Königl. Katakombe hervor; denn er fand bei ſeinem Eindringen in ſolchen die Fragmente des koſtbaren alabaſternen Sarkophagendeckels am Eingange der Grotte verſchleppt, und die Mumie fehlte. Desgleichen ward eine ſtählerne mit Gold ausgelegte Spitze eines Speeres, die ich nach Berlin brachte, und welche ſich gegenwärtig im Muſeum befindet, in einer Katakombe zu Theben mehreren Aegyptiſchen Alterthümern beigeſellt, aufgefunden, woſelbſt ſie wahrſcheinlich von einem Araber zurückgelaſſen worden war.

Was nun die Hieroglyphen anbetrifft, womit angeblich, nach der Ausſage einiger Klaſſiker, das Aeußere der Pyramiden verziert worden war, ſo ſagt uns Diodor 1. 64., daß man unter Anderem auf der des Cheops aufgeſchrieben fand, was der Unterhalt der Arbeiter während des Baues derſelben gekoſtet habe; und daß auf der dritten der Name ihres Erbauers, nämlich des Mycerins, aufgeſchrieben geweſen ſey. Abdallatif erzählt uns dagegen, daß die Pyramiden mit unbekannten Charakteren bedeckt geweſen wären, die damals kein Menſch in Aegypten zu deuten verſtand, und fügt in einer morgenländiſchen Hyperbel hinzu, daß, wenn man nur diejenigen hätte abſchreiben wollen, welche die Oberfläche der beiden erſten bedeckten, man noch mehr als zehntauſend Seiten damit hätte anfüllen können.

Da das hier Aufgeſtellte bisher nicht hinreichte, uns mit den Erbauern der Pyramide und dem Zeitalter ihrer Anlegung bekannt zu machen, und Diodor ſelbſt an jener Stelle ſich folgendermaßen hierüber ausläßt: „Ueber die Pyramiden findet man übrigens bei den Eingebornen ſowohl, als bei den Geſchichtsſchreibern, durchaus keine übereinſtimmende Nachricht“; ſo iſt es um ſo erfreulicher, zu vernehmen, daß der in der dritten Pyramide aufgefundene Sarg eine hieroglyphiſche Inſchrift oder vielmehr zwei kurze Zeilen in großen Charakteren darbietet, in welchen man, nach der Leſeart des Herrn Champollion oder vielmehr nach den in ſeiner Aegyptiſchen Grammatik entwickelten Grundſätzen, den Namen von Menkaré entziffert hat, welcher dem des Meſcheres, den Manetho unmittelbar nach Suphis II. folgen läßt, am nächſten kommt. Dieſer Monarch wurde von Herodot und Diodor Mycerinus genannt. Da nun Manetho den König Mancheres in die vierte Dynaſtie verſetzt, ſo folgert Herr Lenormant hieraus, daß der Erbauer der dritten Pyramide in das ſiebenunddreißigſte Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung zu verſetzen ſey. Nach den jüdiſchen Büchern ſind nun zwiſchen Adam und der Sündfluth 1656 Jahre; nach den Samaritanern 1307, und nach der Septuaginta 2242 Jahre verfloſſen, mithin reichte das Alter jener dritten Pyramide beinahe bis zu der von uns angenommenen Schöpfungsgeſchichte hinauf. Die Leichtigkeit, womit jener Gelehrte die Jahrhunderte und ſelbſt Jahrtauſende zuſammenhäuft, darf aber um ſo weniger befremden, als er bereits in einem Briefe aus Aegypten vom 6. Oktober 1828 der Pyramide von Sakkara ein Alter von wenigſtens 7000 Jahren beilegte. Er iſt jedoch einigermaßen dadurch zu entſchuldigen, daß früher andere Gelehrte den Thierkreiſen von Esneh und Tentyra, auf den Manethoſchen Kanon ſich ſtützend, ein gar übermäßiges Alter beimaßen und ſelbſt neuere Reiſende und Forſcher mehreren Aegyptiſchen Denkmälern noch ein ſehr hohes Alter zuſchreiben.

So hält zum Beiſpiel der Engländer Wilkinſon die Pyramiden für die älteſten Denkmäler Aegyptens und wahrſcheinlich auch der Welt; und da er vermuthet, daß der Name Cheops, den Herodot dem Erbauer der erſten Pyramiden beilegte, von Schofs oder Chof, den die Griechen in den von Suphis umwandelten, abgeleitet worden ſey, und der König Suphis und ſein Bruder Senſuphis etwa im Jahre 2120 vor unſerer Zeitrechnung lebten, ſo würde ihre Erbauung folglich in den erſten Jahrhunderten nach der Sündfluth fallen. Da wir aber vor den Oſirtaſen, der ums Jahr 1740 vor unſerer Zeitrechnung lebte und folglich ein Zeitgenoſſe Joſeph's war, keinen zuverläſſigen Leitfaden über die Denkmäler Aegyptens aufzuweiſen haben und ſich in den Nachrichten, die uns Herodot, Manetho und Diodor über die Regierungsfolge der verſchiedenen Dynaſtieen und Könige hinterlaſſen haben, viele Widerſprüche befinden, ſo hält es um ſo ſchwerer, ſie mit unſerer Zeitrechnung im Einklange zu bringen, als wir nicht einmal mit Beſtimmtheit anzugeben wiſſen, ob wir die Epoche der Einführung des beweglichen Jahres der Aegypter auf das Jahr 1322

Digitized by Google

oder 2782 feſtſetzen ſollen. Ausgemacht bleibt es jedoch, da zur Zeit, wo Oſirtaſen lebte, die Aegypter bereits in Wiſſenſchaften und Künſten ſo weit fortgerückt waren, daß man dieſe Epoche füglich dem Zeitalter des Auguſt's an die Seite ſetzen kann; wie dies unter Anderem aus einem Fragmente der granitenen Bildſäule jenes Königs im Berliner Muſeum hervorgeht, welches bereits eine große Kunſtfertigkeit verräth. Denon, Champollion nebſt noch anderen Reiſenden vermochten daher kaum ihr Entzücken über den Eindruck, den ſo manche Aegyptiſche Denkmäler aus der älteſten Kunſtperiode wegen des hohen Grades von Vollkommenheit auf ſie ausübten, nicht laut genug an den Tag zu legen. Dieſer hohe Grad von Ausbildung in der Kunſt, den mehrere alte Aegyptiſche Denkmäler beurkunden, veranlaßte wohl ebenfalls den ſo ſcharfſinnigen und kenntnißreichen Forſcher Prokeſch von Oſten zu der Aeußerung, „daß vier bis fünftauſend Jahre zur Vorbereitung und Vollendung ähnlicher Denkmäler wohl nicht zu viel ſeyen, indem ein einziger Stein zu Theben die ganze bibliſche Geſchichte über den Haufen würfe.“ Allerdings fällt der Urſprung Thebens in das graueſte Alterthum, denn jene Metropole verſank, als man Memphis erbaute, und dieſer Königſitz war bereits eine glänzende Reſidenz, als Abraham daſelbſt erſchien. So viel iſt ausgemacht, daß die Aegypter bereits mehrere Jahrhunderte, bevor die Griechen ſich mit der Kunſt beſchäftigten, ſie ſchon in allen ihren Zweigen trieben und es kein Material und keine Technik gab, worin ſie nicht bereits Meiſter geweſen wären.

Wenn es in jenem Aufſatze ferner heißt, der Name Suphis, des Erbauers der größten Pyramide, findet ſich mehrere Male in einem benachbarten Grabe, das einem gewiſſen Eimëi, dem Baumeiſter der Wohnung des Königs Suphis, gewidmet war; welche Legenden Champollion geleſen und ſpäterhin Roſellini in ſeine Monumenti storici und Salvolini in einer Anmerkung zu den: Lettres sur l'orient von Michault und Poujoulat, bekannt gemacht hat, ſo ſtimmt dies um ſo mehr mit der Vermuthung Wilkinſon's überein, daß dieſe Gräber entweder gleichzeitig oder nach Vollendung der großen Pyramide erbaut worden wären, indem ihre Stellung und Richtung genau der der großen Pyramide entſprächen. Dieſe Gräber, die in den Felſen bei Kaſſres-Sejad, dem alten Chenoboskion, ſich befinden, ſind älter als die der Grotten von Beni-Haſſan und die in ſolchen entdeckten Königsnamen aus den Zeiten des Suphis und ſeiner unmittelbaren Nachfolger, folglich noch vor der Ankunft Abraham's in Aegypten, erbaut.

Darf ich hier einer Vermuthung Raum geben, ſo könnte es möglich ſeyn, daß man den Suphis und ſeinen Sohn, denen man, wie ich dies bereits weiter oben bemerkte, die Beiſetzung in den beiden von ihnen erbauten Pyramiden verweigerte, in dieſen Felſengrotten beiſetzte, wodurch ſich alsdann die Erſcheinung ihrer Namen in dieſen Grotten begreifen ließe.

Wenn ferner Herr Lenormant behauptet, daß man unter den von mir in der Pyramide von Sakkara entdeckten Hieroglyphen keinen Königsnamen fände, ſo muß ich ihm hierin allerdings beipflichten, indem man unter ſolchen weder Titel noch Namensſchilde entdeckt oder Kartouſchen oder Ring wenigſtens unausgefüllt geblieben ſind. Dagegen lauten die vorhandenen ſymboliſchen Zeichen, die der Direktor des hieſigen Aegyptiſchen Muſeums, Herr Paſſalacqua, nach ſeiner neuen Methode zu deuten die Güte hatte, folgendermaßen: „Der König“, ſagt er, „wird nämlich der öſtlichen und weſtlichen Sonne der oberen Hemiſphäre gleichgeſtellt, d. h. mit Phré, dem Hauptgott der materiellen, und mit Ammon, dem Hauptgott der intellektuellen Welt. Daher wird er auch zu wiederholten Malen: Beherrſcher des Süden und Norden im Oſten, und Beherrſcher des Süden und Norden im Weſten, betitelt“, woraus dennoch hervorgeht, daß ſie ſich auf einen König beziehen.

Möchte es dem ſcharfſinnigen Akademiker, Herrn Letronne, und dem eben ſo gelehrten als gewiſſenhaften Chronologen, Herrn Profeſſor Ideler, ſo wie deſſen der Koptiſchen Sprache ſo kundigen Sohne und anderen ſachkundigen Philologen und Chronologen gefallen, noch mehr Licht in dieſer wahrhaften Aegyptiſchen Finſterniß zu verbreiten, damit wir nicht ferner von einem Extreme in das andere fallen. C. v. Minutoli.

P o l e n.

Karl XII. und die Kurpen.

(Schluß.)

Um die hellauflodernden Wachtfeuer ſaß ein Trupp Schwediſcher Soldaten; in ihrer Nähe lagen, an den Händen geknebelt, die gefangenen Kurpen, der Förſter, Staniſlaw, Jonek Lopucha und Kwiezol, in Erwartung der angedrohten Todesſtrafe.

„Nun ſollt Ihr bald Euren Lohn haben“, ſagte ein bärtiger Schwediſcher Grenadier; „den Einen wie den Anderen wird der König hängen laſſen. Wir werden die dicken Wälder ſchon ein bischen lichter machen, und die wilden Ochſen und Bären ſollen auch einmal freies Spiel haben.“ — „Das mür nicht gefallt“, entgegnete der uns wohlbekannte Ungar. — „Haſt Recht“, fiel der junge Korporal Remer ein; „'s iſt eigentlich eines Soldaten unwürdig, ſich an dem unbewaffneten Feinde zu rächen. Mit den Waffen in der Hand, Aug' in Aug', da mag ſich's entſcheiden, wer der Stärkere iſt. Man muß freilich thun, was befohlen wird, aber man hat doch auch Ehre im Leibe. Zu Henkersknechten taugen die Schwediſchen Soldaten nicht, die ſollte ſich der König noch anſchaffen.“

„Ich mit der König ſind geweſ' bei der Bauer“, ſprach der Ungar, „gab uns eſſ' und trink', und ſchliefen da ganze Nacht, und jetz' laß er uſhäng'.“ — „Ich geb' mich auch nur ungern dazu her“, ſetzte ein Grenadier hinzu. „Die Wahrheit zu reden, iſt keine Sünde. Wenn ſie auch keine Montur anhaben, ſo haben ſie ſich doch wie Soldaten gehalten, und der König weiß am beſten, wie viele von ſeinen Mannſchaften ſie ihm niedergemacht haben.“

Indem ſeufzte der Förſter laut auf, denn die Einſchnitte von den Stricken ſchmerzten nicht wenig. Der Ungar näherte ſich ihm. „Was fehl Dür?“ fragte er. Der Kurpe antwortete nicht, ſondern warf ihm einen finſteren durchdringenden Blick zu und legte ſich mit einem bitteren Lächeln auf die Seite. Remer begann Mitleid zu empfinden. „Laßt ihnen die Stricke etwas nach!“ rief er den Grenadieren zu.

Einige derſelben traten zu den Gefangenen und erfüllten die Weiſung. Dem Förſter löſte der Ungar die Stricke faſt ganz auf. „No, komm' her!“ ſagte er, „will geb' ihnen Schluck zu trink', das mach' warm.“ — Die Kurpen traten zu dem Feuer, während der Trabant aus dem Mantelſack ſeine Feldflaſche holte. „Thut Beſcheid“, ſagte er, dem Korporal zutrinkend, „mors a tergo, bibamus ergo!“ — „Ja wohl, Kamerad!“ antwortete Remer. „Wir können ſchon Manchem zurufen: „Requiescat in pace!“

Der Förſter empfing die Flaſche, aber kaum hatte er ſie an den Mund geſetzt, als er ſie wieder zurückgab. — „Warum trink nich!“ — „Man muß nüchtern ſeyn, wenn man mit Gott abſchließen will“, antwortete der Förſter.

Indeſſen hatte ſich ein heftiger Wind erhoben und trieb den Rauch und die Aſche aus den Wachtfeuern auf die Umſtehenden zu. Daher legte ſich der Förſter bald wieder auf die Erde, neben ihn ſeine Gefährten. Auch der Trabant breitete ſeinen Mantel über die Aeſte eines nahen Strauches aus und begab ſich mit dem Korporal unter deſſen Schirm. Jeder ſehnte ſich nach Ruhe von des Tages Beſchwerden; nach und nach verſtummten die Geſpräche bei allen Wachtfeuern in der Runde, und endlich unterbrach nur von fernher der Ruf der aufgeſtellten Wachtpoſten die Stille der Nacht.

Dee Förſter ſchlief nicht; er ſann darüber nach, ob nicht noch ein Weg zur Rettung für ihn ausfindig zu machen wäre. Er warf die Augen umher; alle Soldaten in der Nähe ſchliefen, nur ein bärtiger Grenadier, der dem Feuer am nächſten lag, wachte und ſchaute unverwandt nach den gefangenen Kurpen hin.

Der Wind wurde immer ſtärker und fachte das Feuer immer wieder an. Dunkele Rauchſäulen verbargen die armen Gefangenen mehrmals vor den ſcharfen Blicken des Schweden. Da war des Förſters Entſchluß gefaßt. Bei einem friſchen Windzuge raffte er ſich auf, ſprang auf den Grenadier zu, erfaßte ihn bei der Gurgel und drückte dieſe aus ganzer Kraft zuſammen. — Das Geſicht des Grenadiers verfärbte ſich. Schnell riß ihm nun der Förſter den breiten Säbel aus der erſtorbenen Hand; er nahm den Gürtel mit den Piſtolen, wickelte ſich in den Schwediſchen Mantel und blickte dann wieder um ſich.

Niemand hatte den lezten Seufzer des Grenadies vernommen. Der Förſter blieb einen Augenblick unſchlüſſig ſtehen, denn es that ihm leid, ſeine Kameraden zu verlaſſen. Dann ſchlich er langſam bei den Wachtfeuern vorüber, der nahen Waldung zu. Erſt bei der äußerſten Vorpoſtenreihe bemerkte ihn ein Schwede und rief: „Wer da!“

Der Förſter verſtand den Ausdruck nicht und wußte keine Antwort zu geben. Sich kurz beſinnend, ging er daher raſch auf den Schweden los und ſtreckte ihn durch einen Piſtolenſchuß zu Boden.

Dieſer Schuß brachte das ganze Lager in Aufruhr; auch Remer und der Ungar ſchreckten auf. „Baſſa! Was gübt's da? Hab'n gut geſchlaf'.“ Auch die Kurpen erwachten und warfen einander bedeutungsvolle Blicke zu, doch wagte Keiner, nach dem Förſter zu fragen. Dieſen ſuchte des Ungars ſcharfer Blick zuerſt. „Und wo ſeyn der groß Bauer?“ — „Wir wiſſen nicht“, ſagte Kwiczol. — „Hat ſich fort gemach'!“ — Bei dieſer Kunde warf ſich Remer auf ein Pferd und ſprengte mit ſechs Trabanten dem Orte zu, wo der Schuß gefallen war.

Der Wald, durch welchen der Förſter eilte, wurde immer dunkler und dichter. Dieſer gelangte auf eine Anhöhe, die mit Wachholderſträuchen bewachſen war und von der er das ganze Schwediſche Lager und alle Wachtfeuer überſehen konnte. Die Anzeichen von ſeiner Verfolgung entgingen ihm nicht. „Ja, kommt nur“, rief er, auf bekannten Fußſteigen forteilend; „jetzt bin ich Herr des Waldes.“

. . .

Streng bewacht und gebunden lagen Staniſlaw, Kwiezol, Lopucha und über dreihundert gefangene Kurpen da. Mehrere Galgen waren ringsum erbaut, und eine Anzahl Stricke war in der Nähe aufgeſchichtet. Niemand hatte Mitleid mit dem Elende der Armen und mit ihren Qualen.

„Jonek!“ ſagte Kwiezol leiſe, „ich werde die Soldaten anſprechen, vielleicht laſſen ſie die Stricke etwas nach. Sieh', wie ſie mich zugerichtet haben; mein ganzer Kittel iſt voll Blut!“ — „Ja, bitte Du dieſe Teufel, die kein Mitleid haben!“ erwiederte Staniſlaw. „Sie werden Dir die Stricke nur noch beſſer anziehen; denn ſie nehmen ſich jetzt in Acht, weil ihnen der Förſter

Digitized by Google

durchgegangen iſt.“ — „Gevatter“, ſagte Lopucha, „das letzte Stündlein hat geſchlagen! Und nicht einmal ein Prieſter iſt da, daß ein Chriſtenmenſch ſeiner Sünden ledig werden könnte“ — „Dergleichen kennt das Volk nicht“, wandte Stanislaw ein; „Calviniſten ſind böſe Chriſten. Sie lachen Dich am Ende nur aus.“

Indem entſtand eine allgemeine Bewegung im Lager; in der Nähe fielen einige Schüſſe, und die erſchreckten Schweden griffen zu den Waffen. Der Förſter hatte mit einer großen Zahl Kurpen die Wachen durchbrochen und war dem Orte zugeeilt, wo ſeine dem Tode geweihten Brüder ſich befanden.

„Schneidet die Stricke durch!“ rief er den Seinen zu. „Wer los iſt, laufe in die Wälder, da werden wir uns wiederfinden!“ — Er ſelbſt eilte zu Stanislaw, durchſchnitt die Stränge und rief: „Gott helfe Dir, mein Stas; mach' Dich auf die Beine. Tröſte Deine Malgorzata, und komm' ich um, ſo betet für mich und laßt eine heilige Meſſe für meine arme Seele leſen.“ — Stanislaw drückte ſeinem Retter mit Thränen in den Augen die Hand und eilte in der angedeuteten Richtung davon.

Auf den Wiederhall der Schüſſe ſammelte ſich das ganze Schwediſche Fußvolk; auch die Reiterei ſprengte herbei. Der Förſter war in eine Falle gerathen und ſah ſich alsbald von den Feinden umzingelt. Vielen Kurpen gelang die Flucht; doch der Förſter ſelbſt wurde nach kurzem Widerſtande zugleich mit Kwiczol und vielen Anderen von neuem gefangen.

Der König Karl, über den neuen Anfall aufs Aeußerſte erzürnt, war in Begleitung des wegen ſeiner Grauſamkeit bekannten Major Rumler ſelbſt auf dem Kampfplatze erſchienen, um die Execution an den Gefangenen unverzüglich vollziehen zu laſſen.

„Dieſer große Kerl“, befahl er, indem er mit dem Fuße an des Förſters Kopf ſtieß, „taugt zum Schlächter; bindet ihn los, er ſoll die Anderen aufhängen.“

Dem Förſter wurden die Banden gelöſt, und er erhob ſich; er athmete ſchwer auf, ſeine Bruſt arbeitete gewaltig, die Augen waren ihm mit Blut unterlaufen. Urplötzlich warf er ſich auf den ihm zunächſtſtehenden Rumler; mit geballter Fauſt ſchlug er dieſem vor die Stirn, daß er entſeelt zuſammenſank; dann ſtürzte er auf den Trabanten, der ſich deſſen gar nicht verſah, hob ihn aus dem Sattel, ſchwang ſich ſelbſt auf das Pferd, und wieder ging's vollen Laufes fort dem Walde zu.

„Gebt Feuer! Gebt Feuer!“ erſchallte es von allen Seiten. Mehrere Kugeln pfiffen hinter dem Kurpen her, zwei trafen ihn. In Angſt und Schmerz griff er dem Pferde mit beiden Händen in die Mähne; das ſcheue Pferd ſprengte um ſo wilder davon. — Der Kurpe fühlte, wie ſeine Kräfte ſchwanden; er konnte ſich kaum noch auf dem Pferde erhalten; es dunkelte ihm vor den Augen: er begann zu ſchwanken und ſank, ſeinen Geiſt aushauchend, vom Pferde. Doch hatten ſich die Hände ſo krampfhaft in die Mähne geklammert, daß der Klepper den Leichnam des Kurpen neben ſich fortſchleppte.

Der Tod Rumler's und des Förſters Flucht änderten das Loos der kriegsgefangenen Kurpen nicht. Ihrer Dreihundert endeten, indem ſie ſich gegenſeitig aufknüpfen mußten.

* * *

Karl XII. fand nach der Niederlage der Kurpen nirgend weiter einen kräftigen Widerſtand in Polen, und das ganze Volk war zur Anerkennung des Königs Stanislaw Leſzczynſki genöthigt. Eine Bande Schwediſcher Marodeurs überfiel das Schloß der Wojewodin Dzialynſka, welche in dem Kampfe ihren Tod gefunden hatte, plünderte daſſelbe und ſteckte es in Brand. Karl eilte nach Warſchau, wo er mit dem neuen Könige der Polen in der Karmeliterkirche ein Schutz- und Trutzbündniß auf ewige Zeiten einging. Auf ſeinen Wunſch wurden ihm die Gebeine des heldenmüthigen Königs Johann Sobieſki gezeigt. Lange betrachtete er ſie, in Nachdenken verſunken. Es mochte ihm wohl in den Sinn gekommen ſeyn, daß, wenn jetzt die erſtorbene Rechte Sobieſki's Polens Scepter führte, Schwediſche Fahnen nicht in Warſchau wehen würden. — Auch die Kurpen wichen der Uebermacht und unterwarfen ſich dem neuen Könige.

Nach Karl's Niederlage bei Pultawa ſuchten der General Steinflicht und der Oberſt Rehbinder eine Zuflucht in den dichten Wäldern der Kurpen. Da dieſe nun die dem Könige Stanislaw gelobte Treue nicht zu brechen gedachten, ſo griffen ſie nach Auguſt's Rückkehr gegen dieſen mit eben dem Muthe zu den Waffen, mit dem ſie früher für ihn gekämpft hatten. Steinflicht und Rehbinder waren ihre Anführer. Von neuem erſchallten die Wälder vom Kriegsgeſchrei, und neue, oft zweifelhafte Kämpfe wurden verſucht.

Erſt als eine ſtarke Beſatzung aus Thorn gegen die Kurpen anrückte, Steinflicht ſich nach Preußen zurückzog und der Oberſt Rehbinder in Ruſſiſche Dienſte trat, ſchworen Jene, von Allen verlaſſen und neuen Grauſamkeiten ausgeſetzt, dem Könige Auguſt II. von neuem Treue.

Frankreich.

Bibliographie.

Dictionnaire du contentieux commercial. (Die Handels-Geſetzgebung in allen ihren Beziehungen.) Von Devilleneuve und G. Maſſé. 20 Fr.

Essai d'un traité complet de philosophie, au point de vue du catholicisme et du progrès. — Von P. J. B. Buchez. Erſter Bd. 7½ Fr.

Examen critique des quatres dernieres campagnes de Turenne. — Vom General B...... 3 Fr.

Moldau und Wallachei.

Das Erdbeben in Buchareſt (1837).

Es wurde im Franzöſiſchen Theater „Angelo“ geſpielt. Ich werde den Abend nie vergeſſen, denn zum erſtenmale hatte ſich ein zahlreiches Publikum zu unſeren Vorſtellungen eingefunden. Es hatte eben neun Uhr geſchlagen, und Homodei drohte, Thisben den Dolch ins Herz zu ſtoßen, wenn ſie nicht über alles Vorgefallene das tiefſte Schweigen bewahre, als plötzlich die Schauſpieler zu wanken ſchienen; ein ſchreckliches Gekrach ließ ſich zugleich vernehmen, der Kronleuchter ſchwankte raſch hin und her, die Bänke ſtießen gegen einander, und die Galerieen wurden von einer unſichtbaren Kraft erſchüttert. Im Publikum war der Ausdruck des Schreckens auf allen Geſichtern zu leſen, und ein Schrei des Entſetzens hallte im ganzen Saale wieder; man wollte ſich retten und ſtürzt nach den Thüren; es entſteht ein ſchreckliches Gedränge, und die Furcht kennt keine Gränzen mehr. Fürſten, Bojaren und Bauern, Schauſpieler und Statiſten drängen ſich durch einander, denn es giebt keinen Rangunterſchied mehr. Man will ſich retten, man will hinaus, das iſt das einzige Streben; aber, o Schrecken! jetzt erzittert auch die Erde, und man kann ſich nicht mehr auf den Füßen erhalten. Steine, Bretter fliegen über die Köpfe der Menſchen hin, und überall ſtürzen die Häuſer zuſammen. Ein hölliſcher Lärm, ein Lärm, für den jeder Ausdruck zu ſchwach iſt, betäubt die Menſchen, welche jetzt nicht mehr an Gottes Allmacht zweifeln können und welche inbrünſtig ſeinen Schutz erflehen. Ein Jeder erwartet, ſtarr vor Entſetzen, daß die Erde ſich unter ihm öffne und die große Stadt verſchlinge. Drei Minuten währte dieſe ſchreckliche Erſchütterung, und während dieſer ganzen Zeit ſchwebten wir zwiſchen Leben und Tod, ohne daß es uns möglich geweſen wäre, uns gegenſeitig zu unterſtützen. In der traurigen Lage, in der wir uns befanden, konnten wir nur auf den Knieen kriechen, und indem wir einen Platz verließen, auf dem unſer Leben bedroht war, liefen wir dem Tode vielleicht an einer anderen Stelle entgegen. Ich weinte und hatte ſchon alle Hoffnungen aufgegeben; ich rief meine Mutter an, aber ich hörte nur das dröhnende Krachen der Erde und den Angſtſchrei der Unglücklichen.

Endlich hörte die Erſchütterung auf. Wir waren gerettet. Ich und meine Freunde fielen uns in die Arme und dankten der Vorſehung, daß ſie uns diesmal gnädig geweſen war.

Welches gräßliche Schauſpiel bot ſich aber jetzt unſeren Blicken dar! Welches Bild des Jammers und der Zerſtörung! Umgeſtürzte Paläſte, verſchüttete Straßen, in Trümmer geſunkene Häuſer. Ueberall lagen Todte unter dem Schutte. Niemals hatte man zu Buchareſt eine ſo ſtarke Erderſchütterung erlebt; wenn dieſelbe noch eine Minute anhielt, ſo blieb kein Gebäude an ſeiner Stelle. Wenn ich jetzt an dieſe Zeit zurückdenke, ſo erſcheint ſie mir wie ein Traum, wie ein Gebilde meiner Phantaſie. Der Tag des jüngſten Gerichts ſchien hereingebrochen zu ſeyn. Alle Gebäude waren ohne Ausnahme mehr oder weniger beſchädigt, und durch den Einſturz eines Kloſters, das ſehr ſtarke und dicke Mauern hatte, fanden allein 200 Perſonen ihren Tod. In der nächſten Zeit räumte man nun den Schutt hinweg, unter dem die Todten begraben lagen. Auch in anderen, Buchareſt benachbarten Städten wurde dieſe Erſchütterung gefühlt; in einer Stadt ſtürzte eine Kaſerne ein und begrub 300 Soldaten. Am folgenden Tage bemerkte man zu derſelben Stunde wieder ein Erdbeben, aber daſſelbe war ungleich ſchwächer und verurſachte kein Unglück. Der Schreck legte ſich jedoch nicht ſogleich, und man war immer noch auf ein neues Unglück gefaßt. Ich für meinen Theil fühlte freilich keine Furcht mehr und ſehnte mich nur, das abſcheuliche Land zu verlaſſen. (F. F.)

Mannigfaltiges.

— Die Italiäner und die Schädellehre. Herr Defendente Sacchi behauptet, daß die Italiäner, die vielleicht von allen gebildeten Europäiſchen Nationen am ſpäteſten von der Schädellehre, als Wiſſenſchaft, Notiz genommen hätten, doch die erſten Anſprüche auf die Galliſchen Wahrnehmungen haben, denn ſchon vor mehreren Jahrhunderten habe Brunetto Latini in ſeinem Teſoretto geſungen:

Nel capo son tre celle:
Io ti dirò di quelle
Davanti è lo ricetto
Di tutto lo'ntelletto,
E la forza d'apprendere
Quello, che poi intendere.
Nel mezzo è la ragione
E la descrizione,
Che cerne ben da male
E'l torto dal iguale.
Di dietro sta con gloria
La valente memoria,
Che ricorda e ritene
Quello che in essa vene.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 18. Berlin, Montag den 11. Februar 1839.

Italien.

Römiſche Berichte eines Deutſchen.

IV.

Rom, 8. Januar 1839.

Ich hatte Ihnen eine Schilderung der hieſigen Weihnachtsfeier zugedacht. Mancherlei Betrachtungen über die unverkennbare Erhaltung uralter Römiſcher Sitten knüpfen ſich an eine ſolche. Der Uebergang zu Mittheilungen über die gefährliche Reizbarkeit und mörderiſche Wuth des ſtolzen Römiſchen Geſindels macht ſich bei Erwähnung feſtlicher Vorgänge ſehr von ſelbſt, und wiederum bieten merkwürdige Vergleichungspunkte mit dem uralten Volksleben Roms ſich dar. Durch einen Zufall iſt der Aufſatz liegen blieben, doch ſollen Sie den „Verſpäteten" in meinem nächſten Brief erhalten, weil diesmal Dringenderes vorliegt. Ich erinnere mich auch, daß ich die Reihe meiner muſikaliſchen Notizen nicht geſchloſſen und namentlich über die Siſtiniſche Kapelle und die Oper Bemerkungen verheißen habe. Ein Konzert Cramer's iſt inzwiſchen noch hinzugekommen. Es iſt mir aber lieb, in die Eintönigkeit dieſer Muſik einige Abwechſelung bringen zu müſſen. Von der Siſtina wird ſich ohnehin beſſer nach den Oſter-Aufführungen, in denen ſie ihr Beſtes, wie man hier hört, zu leiſten pflege, von der Oper nach weiter entwickeltem Karnevalsreichthum, von dem Cramerſchen Konzert bei Gelegenheit eines erwarteten Lisztſchen reden laſſen. Heute habe ich von dem Winkelmannsfeſte, welches das Inſtitut für archäologiſche Korreſpondenz am heutigen Tage in feierlicher Verſammlung beging, Meldung zu thun. Man dürfte vorausſetzen, daß eine ſo trefflich begründete, ſeit faſt einem Jahrzehend ſo eifrig und gediegen wirkende und von den Freunden edler Wiſſenſchaft aller Orten ſo freudig anerkannte und begünſtigte Anſtalt auch außerhalb des engeren Kreiſes von Fachgelehrten in das Gebiet allgemeinerer Theilnahme hinausgegriffen hätte, um ſo mehr, als der verdienſtvolle, durch praktiſche Tüchtigkeit und umfaſſende Gelehrſamkeit gleichmäßig zu ſolchem Unternehmen ausgerüſtete Schöpfer deſſelben, der jetzt in Ihren Mauern lebende Profeſſor Dr. Gerhard, in wiederholten Bekanntmachungen unter dem Titel „Thatſachen des archäologiſchen Inſtituts" (Berlin 1832 u. 1834) das Publikum ſo viel möglich auf das Geſchehene und Geſchehende aufmerkſam gemacht hat. Aber die Ankunft eines werthen Landsmannes aus Berlin, auch etwa eines von den Vielen, deren „gleichgültige Unkunde über die Anſtalt" Gerhard hat „zu einer bequemen Theilnahme an derſelben umſtimmen" wollen, hat uns neuerdings die Betheurung verſchafft, daß das Inſtitut noch nicht, ſo lauten ſeine Worte, „auf die breite Baſis aller derer Vielen, die ſich geiſtreich nennen", geſtellt ſey. Deshalb mögen einige Worte Gerhard's ſelbſt noch einmal hier einen Platz finden:

„Das Inſtitut umſpannt die Gränzen, ſammelt den Stoff und ermittelt das Verſtändniß der geſammten antiquariſchen Denkmälerkunde. Die vernachläſſigten wie die neugefundenen, die ſchriftlichen wie die bildlichen Denkmäler fallen ſeiner Fürſorge anheim; und wie ihm Berichterſtatter an keinem Orte der klaſſiſchen Vorzeit fehlen, ſo ſind die angeſehenſten Pfleger philologiſch artiſtiſcher Wiſſenſchaft ihm förderlich, die geſammelten Denkmäler und Thatſachen zu ſichten und zu erläutern. Es iſt dafür geſorgt, das Inſtitut durch ſeine Univerſalität Aufgaben erfüllen zu laſſen, an denen frühere und gleichzeitige Alterthumsforſcher, ungeachtet der Trefflichkeit ihrer Forſchung, über die Unvollkommenheit ihres Materials verzweifeln mußten; ja, es iſt ihm gewährt, durch ſeinen Europäiſchen Verein von Gelehrten, Künſtlern, Kunſtfreunden und Beobachtern jeder Art literariſche Hülfsmittel aufzubieten, welche den königlich ausgeſtatteten Gelehrten-Vereinen einzelner Länder, die Herkulaniſche Akademie nicht ausgenommen, bisher fehlten. Durch ſolche Vorzüge eines nicht nur ausgebreiteten, ſondern auch von verſchiedenen Mittelpunkten aus mit gleicher Thätigkeit geleiteten Verkehrs iſt es unſerer Anſtalt denn auch möglich geworden, faſt ohne irgend einen außerordentlichen Zuſchuß, regelmäßige und weitſchichtige Denkſchriften ans Licht zu ſtellen."

Das Inſtitut giebt nämlich in einem monatlichen bulletino Mittheilungen über die neueſten Ergebniſſe und Leiſtungen auf archäologiſchem Felde, liefert Annalen, in welchen ausführlichere Abhandlungen über einzelne wichtige Gegenſtände, ſey es in Lateiniſcher, ſey es in Italiäniſcher oder Franzöſiſcher Sprache, Platz finden, und edirt Abbildungen der intereſſanteſten noch nicht publizirten Monumente („monumenti inediti"), ſo wie Abgüſſe merkwürdiger Gemmen in Gips. Die Feſte, welche es jährlich begeht, ſind der Geburtstag Roms, welcher zugleich der ſeinige iſt, und der Geburtstag Winkelmann's.

Die letztere diesmalige Feier iſt durch den Zufall, daß der 9. Dezember auf einen Sonntag traf, verſpätigt worden, glücklich genug, indem ihr durch die Anweſenheit des Ruſſiſchen Thronfolgers die erwünſchteſte Verherrlichung zu Theil ward. Von den hochgeſtellten Perſonen, welche in Begleitung des Großfürſten zugegen waren, nenne ich Ihnen den Grafen Wielhorsky, den Staatsrath und Dichter Shukofsky und den Ruſſiſchen Geſandten Potemkin. Unter den Engländern, die ſich zahlreich eingefunden hatten, bemerkte man den durch ſeine Reiſen in Griechenland bekannten Wilkinſon, deſſen intereſſanter Plan von Theben ausgelegt war; unter Italiänern beſonders den einen der Brüder de Minicis. Verdiente Deutſche, wie Wagner, Reinhardt, Wolff, fehlten nicht. Als ein vorzüglich erfreuliches Zeichen für das Wohl des Inſtituts iſt endlich anzuführen, daß ein ausgezeichneter Kardinal, der berühmte Mai (Angelus Majus), die Verſammlung mit ſeiner Gegenwart beehrte. Der feine Greis, in deſſen regelmäßig ſchönen, männlichen Zügen der ſonſt immer herrſchende tiefſinnige Ernſt durch einen Ausdruck von liebenswürdigem Wohlwollen gemildert ſchien, kam nicht, ohne eine ſeiner letzten Arbeiten zum Geſchenke zu bringen. Er übergab dem Königl. Hannoverſchen Miniſter-Reſidenten, Herrn Käſtner, der ihn empfing, die von ihm ſo eben genauer und vollſtändiger, als durch Bartoli geſchehen, edirten Miniaturen zum Homer und Virgil. Auch viele Damen fanden ſich ein, durch ihre Theilnahme an dieſem dem Alterthum geweihten Vorgange bezeugend, daß ſie Rom zu ſehen werth ſeyen. Es war für würdigen Empfang der Gäſte geſorgt. Man hatte eine Ehrenwache von Päpſtlichen Dragonern und Grenadieren verſchafft, und das Volk, welches die Via di monte Caprino auf dem Tarpejiſchen Fels bewohnt, ſchaarte ſich, erſtaunt über dieſe ungewohnte Herrlichkeit, um das in der genannten Straße belegene Lokal des Inſtituts. Die innere Ausſchmückung des Lokals war in angemeſſenſter Weiſe durch die Aufſtellung herrlicher antiker Vaſen geſchehen.

Unter den Büſten, welche immer im Saale aufgeſtellt ſind, ſtanden die des Kronprinzen von Preußen, als Protektors des Inſtituts, und die Winkelmann's in Beziehung auf den Tag voran. Die Verhandlungen begannen, ſobald der hohe Gaſt empfangen war. Der junge Fürſt, der auf einem der Gipfel unſeres heutigen Lebens zu ſtehen beſtimmt iſt, ſchien von einer Scheu, die ihn ehrt, befangen, indem er auf dieſer ewig merkwürdigen Stätte in den ernſten Kreis von Männern trat, denen es heiliges Geſchäft iſt, unſerer Gegenwart die große Vergangenheit durch treue Forſchung wieder zu gewinnen und zu vergegenwärtigen. Es wurde nach einem allgemeinen Eingange, der die Bedeutung des Tages ausſprach, ein Bericht über die neueſten Leiſtungen des Inſtitutes gegeben. Der Stoff für die nächſten Hefte der Annalen zeichnet ſich in der That durch Bedeutſamkeit eben ſo ſehr aus, als er nach den anhaltenden Unterſuchungen über Römiſche Topographie und Aegyptiſche Hieroglyphen in den früheren Heften durch Mannigfaltigkeit erfreuen wird. Verheißen iſt ein Brief von dem Reiſenden Mure aus Griechenland, voll von merkwürdigen Beobachtungen über die ſogenannte Pelasgiſche Architektur und das Alter des Bogens in Griechiſcher Baukunſt nachweiſend, ein Aufſatz von Herrn Dr. Jahn über ein neuerlich bei Rom aufgefundenes ſehr eigenthümliches Grab-Monument, deſſen bildliche Darſtellungen ſich auf Bäckerei und Brodverkauf beziehen; die Bekanntmachung einer außerordentlich ſchönen Glasvaſe durch Herrn Dr. Schulz und eines mit herrlichen auf Sonnenuntergang und Mond bezüglichen Bildern gezierten Thongefäßes durch Herrn Dr. Braun. Sodann wies der Bericht hin auf die dem Bulletino beſtimmten Anzeigen von Broncen, die bei Ostia unweit der Arno-Mündung ausgegraben worden, von ſchön gemalten Gefäßen durch die Entdeckungen von Chiuſi gewonnen und von der Ausbeute von S. Marinella, darunter ein Stück einer Meleagerſtatue, ſchöner als die im Vatikan-Muſeum aufgeſtellte, ſich auszeichnet. Endlich ward berichtet, daß Herr Dr. Lepſius ſich nach Neapel begeben habe, um die Oskiſchen In-

ſchriften zu ſammeln, und daß derſelbe ferner zu genauerer Verſtändigung mit der Franzöſiſchen Section des Inſtituts nach Paris, ſo wie zuletzt in deſſen Angelegenheiten nach London gereiſt ſey. Der Vortrag des Herrn Dr. Braun ſtellte die Reſultate der archäologiſchen Wiſſenſchaft ſeit Winkelmann's Zeit kurz und bündig zuſammen. Er zeigte, wie die Archäologie, ehemals eine Beute der Handels-Speculation und als Wiſſenſchaft auf die philologiſchen Bemühungen weniger Gelehrten beſchränkt, ſich ſeitdem ihr eigenes Gebiet gewonnen, auf welchem ſie als ſelbſtſtändige Wiſſenſchaft, ſich auf Anſchauung und Vergleichung der Monumente gründend, der Philologie, der ſie wiederum hülfreich werde, die Schweſterhand reiche. Er zeigte, wie das Inſtitut für ſolche Beſtrebungen ein Mittelpunkt zu ſeyn wirke und die Möglichkeit von Verdunkelungen und Verfälſchungen der archäologiſchen Wahrheit breche. Er führte die Menge und Wichtigkeit der Entdeckungen in den letzten acht Jahren an, in und außer Italien, ſelbſt über dem Meere in Aſien und in Afrika, den prächtigen Tempelſchatz, den man zu Bernay aufgefunden, reich an ſilbernen Geſchirren und Geräthen, die Eröffnung neuer ergiebiger Grabmäler in Apulien, zu Ruvo und Sabina, wo Foſſati Nachgrabungen angeſtellt und herrliche Vaſen ans Licht gefördert; die Entdeckung des Theaters von Fallerone, durch die Gebrüder de Minicis, des erſten Römiſchen, das ſich mit vollſtändiger Scenerie gefunden; die jüngſten Unterſuchungen in Sicilien, durch welche polychromiſche Monumente der Architektur und ſchöne Vaſen bekannt geworden; das der Wiſſenſchaft in Griechenland eröffnete weite Feld von der großartigſten Wichtigkeit, die Grabungen zu Kertſch in der Krimm, durch welche merkwürdiger Goldſchmuck geliefert worden; die Unterſuchungen Champollion's und Roſellini's über Aegyptiſche Monumente und die aus Nubiſchen Pyramiden von Hrn. Dr. Ferlini hervorgezogenen Schätze und Merkwürdigkeiten.

Von den Hetruriſchen und Nubiſchen Antiquitäten waren ſchöne Proben ausgelegt, goldene Armbänder von ſeltener Arbeit, koſtbarer Halsſchmuck; eine ſchöne goldene Silenbacchusmaske an einem Kettchen; ſeltene Gläſer, amphorenartig, und goldene Unterſätze zu deren Ausſtellung. Auch der Plan des Theaters von Fallerone war ausgelegt und die letzten Centurien von Gemmen-Abgüſſen, welche durch die Sorgfalt des Herrn Cades vorzüglich ſchön ausgefallen ſind.

Bibliographie.

Racconti storici. — Von G. A. Balzoni.
Massime e Pensieri di un Curato di Campagna. — Herausgegeben von Zanetti Domenico. — Mailand.
Il profeta velato. — Gedicht von Thomas Moore, überſetzt von Giovanni Flechia. — Turin.
La capanna del Vaccaro. — Hiſtoriſcher Roman in 3 Bden. von Luigi Daſti.
Anello di sette gemme — oder Venedig und ſeine Geſchichte in Bildern und Phantaſieen. Von Luigi Carrer.

Türkei.

Eine Engländerin bei dem Paſcha von Widdin.

In den letzten Tagen des Juli 1838 (ſo erzählt eine Britiſche Dame in Frazer's Magazine) reiſte ich auf dem Dampfboote „Ferdinando Primo" von Konſtantinopel ab, nachdem ich im Türkiſchen Reiche lange genug verweilt hatte, um den ſteigenden politiſchen und moraliſchen Verfall der herrſchenden Nation kennen zu lernen. Je weiter ich von Konſtantinopel mich entfernte, deſto mehr beſtärkte ſich meine Ueberzeugung, daß alle Lebenskraft des Staates jetzt nur in der Hauptſtadt konzentrirt iſt. Die Türkei hat von Außen gegen ihre ſogenannten Schutzherren und von Innen gegen treuloſe Freunde und rebelliſche Raja's ſich zu wehren. Auf einer Seite fühlt die chriſtliche Bevölkerung, welche weit zahlreicher, als die muhamedaniſche, und allen Einrichtungen des Sultans abgeneigt iſt, großen Hang, bei der erſten günſtigen Gelegenheit ihr Joch abzuſchütteln, während auf der anderen die Aſiatiſchen Beſitzungen der Pforte von ihren Arabiſchen Unterthanen hart bedroht werden. Nach Jahrhunderten blinder Unterwürfigkeit iſt endlich das Bewußtſeyn ihrer unverkennbaren Ueberlegenheit in den Arabern erwacht, und ſie ſammeln ſich unter den Fahnen Mehmed-Ali's, der, obgleich ein Ausländer, dieſe Nation für ſeine Sache zu gewinnen verſteht, indem er bei allen ſeinen Reformen ihre Nationalität unangetaſtet läßt. Der Geiſt der Eintracht, welcher die Osmanen ſonſt band, iſt durch die Reformen des Sultans, welche ihre eingewurzelten Vorurtheile verletzen, zerriſſen worden. So unerheblich bei allgemeiner Betrachtung das Koſtüm eines Volkes ſcheint, ſo war doch eben dieſes Koſtüm bei den Türken ſo eng mit ihrer Religion verflochten, wie das Gewand der Dejanira mit dem Körper des Herkules. Durch Abſchaffung der echt muhamedaniſchen Kleidung hat Mahmud die noch immer ſehr viel vermögende Prieſterſchaft gegen ſich eingenommen, und ohne Zweifel wäre eine offene Empörung erfolgt, hätte er nicht den auch an dieſe Körperſchaft ergangenen Befehl, den geheiligten Turban gegen das Feſt einzutauſchen, wieder zurückgenommen.

In der That hat Mahmud mit ſeinen Neuerungen bis jetzt keinen anderen Erfolg gehabt, als die Entſtellung ſeiner Armee und derjenigen Klaſſe von Staatsdienern, die ſeinen unmittelbaren Hof bilden — ich meine die Paſchas der Provinzen und das diplomatiſche Corps. Der einſt majeſtätiſche Türke, ſo anmuthig und ehrfurchtgebietend in der alten National-Tracht — er, deſſen Phyſiognomie, Bewegungen und Stellungen ſo trefflich zu dem Turban, dem weiten, faltigen Gewande, dem Shawl, den Piſtolen und der Damaszener-Klinge paßten, iſt jetzt ein bunter, unbehülflicher, ſchlotternder Halb-Europäer, der vor Allem einen guten Schneider, einen Tanz- und Ceremonien-Meiſter nöthig hätte, um an einem Europäiſchen Hofe oder in einem Europäiſchen Lager mit Ehren zu figuriren.

In jeder Stadt, wo das Dampfboot auf ſeiner Fahrt die Donau hinan verweilte, bemerkte ich mit Betrübniß, wie ſehr die Quaſi-Beherrſcher des Landes hinſichtlich ihres moraliſchen Einfluſſes auf die übrige Bevölkerung geſunken ſind, während Handel und Induſtrie des Landes ganz auf die Raja's übergehen, unter denen beſonders die Armenier, die Griechen und die Juden ſich auszeichnen. Nur in Widdin, dem letzten Orte, wo ich meinen Fuß auf Osmaniſchen Boden ſetzte, war ich ſo glücklich, einem berühmten Manne vorgeſtellt zu werden, der, obgleich ein eifriger Vertheidiger der Reformen Mahmud's, die er mit großer Energie gefördert, in ſeiner Perſon den Typus des alten Türkenthums bewahrt. Dieſer Mann iſt Huſſein Paſcha; und es verlohnt ſich wohl, wenn ich eine kurze Geſchichte ſeiner Thaten vorauſchicke, da er unſtreitig die intereſſanteſte Perſon im ganzen Osmaniſchen Reiche iſt.

Rang und Geburt ſind bekanntlich bei den Türken durchaus keine nothwendige Bedingungen zu hohen Ehrenſtellen; und ſo darf man auch von Huſſein Paſcha annehmen, daß er aus niedrigem Geſchlechte ſtammt; denn es iſt faktiſch, daß er weder leſen noch ſchreiben kann. Er begann ſeine Laufbahn als gemeiner Janitſchar; mit der Zeit wurde er Agha jenes furchtbaren Corps und ein vertrauter Freund des unglücklichen Sultans Selim III. Nach Mahmud's Thronbeſteigung avancirte er zum Groß-Weſir. Auf dieſem hohen Poſten zog er ſich den Haß der Janitſcharen zu, die bald erfuhren, daß er mit dem Plane umging, regelmäßige Truppen auf Europäiſchem Fuße zu organiſiren. Eines Tages — es war am 14ten Juni 1826 — verſammelten ſich die Janitſcharen vor dem Palaſte des Sultans und forderten mit Ungeſtüm die Köpfe Huſſein's und vier anderer Miniſter. Als ſie, wider alle Erwartung, eine abſchlägliche Antwort erhielten, zogen ſie ſich nach dem Atmeidan zurück, ſtürzten ihre Keſſel um und brachen in offene Empörung aus.

In dieſer Kriſis ließ Mahmud den Mufti kommen und befahl ihm, das Anathema über die Janitſcharen zu ſprechen, auch zu erklären, daß Jeder, der ſeine Hand gegen dieſe Rotte erhöbe, des Paradieſes verſichert ſeyn ſollte. Die Fahne des Propheten wurde entrollt; begleitet von Huſſein, ritt Mahmud mit gezücktem Säbel nach dem Atmeidan, wo er eigenhändig die erſte Kanone gegen die Rebellen richtete. Die Janitſcharen flohen vor der heiligen Standarte und zogen ſich nach ihren Kaſernen auf dem Etmeidan, wo ſie ſich in Schlachtordnung ſtellten, zurück.*)

Unterdeſſen beſtieg Huſſein mit der neu organiſirten Artillerie einige bereitſtehende Schiffe, landete vor den ſieben Thürmen, marſchirte auf den Et-meidan und eröffnete ein mörderiſches Feuer gegen die Kaſernen. Die Janitſcharen wehrten ſich wie Verzweifelte; allein ihre Kaſernen gingen in Flammen auf, und ſo oft ſie einen Ausfall verſuchten, wurden ſie zurück in das Feuer getrieben. Ungefähr 12,000 Mann ſollen bei dieſer Gelegenheit ums Leben gekommen ſeyn.

Huſſein, der Meiſter des Kampfplatzes, kehrte nach dem Hippodromos (At-meidan) zurück, wo er ein permanentes Lager aufſchlug. Während dieſer Periode wurden ſowohl die aus Konſtantinopel entflohenen, als die in verſchiedenen Gegenden der Stadt verſteckten Janitſcharen aus ihren verſchiedenen Schlupfwinkeln gezogen und vor den Weſir Huſſein geſchleppt, um in ſeiner Gegenwart durch Henkers Hand zu ſterben. Das Blutvergießen dauerte mehrere Tage; ein Augenzeuge erzählte mir, er habe in jener Schreckens-Periode ganze Wagen voll abgehauener Köpfe vom Atmeidan nach dem Bosporus fahren ſehen, wo man die Köpfe ins Meer warf. Eine geraume Zeit hindurch ſoll Niemand in Konſtantinopel Luſt gehabt haben, Fiſche zu eſſen.

Durch dieſe energiſche und furchtbare Maßregel wuchs Huſſein's Autorität bei dem Sultan. Er wurde Feldmarſchall und nachmals, zur Zeit der Ruſſiſchen Invaſion vom Jahre 1828, Generaliſſimus des ganzen Osmaniſchen Heeres. Seine muthvolle und erfolgreiche Vertheidigung von Schumla hemmte das weitere Vordringen der Ruſſen in jenem Jahre. Als Ibrahim Paſcha (1832) in Syrien einfiel, kam der Oberbefehl des Osmaniſchen Heeres wieder an Huſſein; aber dieſes Mal verließ ihn ſein Glück. Er wurde zwei Mal von den Aegyptiſchen Truppen geſchlagen und mußte ſich's gefallen laſſen, daß man ihm den Feldherrnſtab wieder abnahm. Sein Nachfolger Reſchid Paſcha hatte bekanntlich noch mehr Unglück, da ihn Ibrahim zum Gefangenen machte. Die weſentlichen früheren Verdienſte des abgeſetzten Generaliſſimus bewogen den Sultan, ihm einen anderen ehrenvollen Wirkungskreis zu geben; er erhielt das anſehnliche Paſchalik Widdin, das er noch jetzt mit großem Ruhme verwaltet. Eine ſeiner angenehmſten Zerſtreuungen beſteht darin, die Beſuche derjenigen Europäiſchen Reiſenden anzunehmen, welche auf ihrer Donaufahrt nach dem Oſten Widdin paſſiren. Mehrere Britiſche Herren haben ſich dieſe ſchöne Gelegenheit, einen ſo merkwürdigen Mann zu ſehen, ſchon zu Nutze gemacht; ich weiß nicht, auf wie viele meiner Landsmänninnen dieſelbe Gunſt ſchon ausgedehnt worden iſt, oder ob ich die einzige Glückliche geweſen bin; aber ſo viel hat man mir verſichert, daß noch keine Eng-

*) Atmeidan heißt Pferdeplatz, und Et-meidan, Fleiſch-Platz.

Digitized by Google

länderin vor mir in dem Harem des Paſcha's Zutritt erhalten habe. Da nun dieſer geheiligte Ort und Alles, was in demſelben vorgeht, für männliche Touriſten ein verſiegeltes Buch iſt, ſo hoffe ich, durch die Beſchreibung meines Beſuches in demſelben meiner Erzählung wenigſtens einigen Reiz der Neuheit geben zu können.

Sobald wir in Widdin ankamen, ließen die Herren von unſerer Reiſe-Geſellſchaft dem Paſcha melden, daß ſie den lebhaften Wunſch hätten, ihm ihre Aufwartung zu machen. Meine Luſt, das Harem zu beſuchen, wurde durch eine in Konſtantinopel geborene Griechin geweckt, die ſich am Bord des Dampfſchiffes befand und die mir den Rath gab, Seiner Türkiſchen Excellenz eröffnen zu laſſen, daß eine Engliſche Dame nicht bloß der Geſellſchaft ſich anzuſchließen, ſondern auch dem weiblichen Theil der Familie des Paſcha's vorgeſtellt zu werden wünſche. Da unſere Griechiſche Reiſegefährtin geläufig Türkiſch ſprach, ſo unternahm ſie es, mich nach dem Harem zu begleiten und, im Falle mein Geſuch bewilligt würde, mir als Dolmetſcherin zu dienen.

Wir nahmen im Zollhauſe unſer Abſteige-Quartier; und ſchon nach einer Viertelſtunde brachte uns der erſte Secretair des Paſcha's, ein Jude, der Italiäniſch ſprach, die angenehme Nachricht, daß „Eccellenza" ſich glücklich ſchätzen würden, uns zu empfangen, auch bereits drei berittene Boten nach verſchiedenen Richtungen abgeſchickt hätten, um die eben auf einer Spazierfahrt begriffenen Damen des Harems zurück zu berufen. Sogleich begaben wir uns nach der Citadelle, in deren Umkreiſung der Palaſt des Paſcha's liegt, ein ſonderbares, ſehr unregelmäßiges Gebäude, das ſeines Namens nicht ſehr würdig iſt. Wir paſſirten einen großen, etwas ſchmutzigen Hofraum, der mit Wachen und Bedienten gefüllt war, ſtiegen dann eine Treppe im Freien hinan und traten in eine offene und geräumige, ebenfalls mit Bedienten gefüllte Galerie, die unmittelbar nach dem Empfang-Zimmer führte, wo Huſſein-Paſcha mit untergeſchlagenen Beinen in einem Winkel des Sopha's kauerte.

Sein Koſtüm war ganz Alt-Osmaniſch, mit einziger Ausnahme der Mütze Feß, welche den Turban verdrängt hat. Man erzählt, daß Huſſein bei der berühmten Affaire auf dem Etmeidan, um ſeinen Abſcheu vor den Janitſcharen zu zeigen, ſeinen Turban öffentlich vom Haupte geriſſen und mit Füßen getreten habe. In der einen Hand hielt er eine prächtige Reiherfeder, mit der er die Fliegen von ſich abwehrte, und in der anderen einen Roſenkranz aus Körnern von Mekkaſchem Holze, den nothwendigen Begleiter jedes vornehmen Muſelmannes. Huſſein-Paſcha mag ungefähr 65 Jahre zählen; er iſt bleich und etwas pockennarbig; ſeine Augen ſind voll Geiſt und Ausdruck; ſein langer, ſtarker und grauer Bart giebt ſeinen von Natur freundlichen Zügen etwas Impoſantes und Ehrwürdiges. Huſſein iſt außerordentlich wohlbeleibt; es war mir jedoch unmöglich, zu ermitteln, ob ſeine Höhe zu der Grundfläche und dem Volumen des Körpers im rechten Verhältniſſe ſtehe, da es ihm nicht gefallen wollte, von ſeinem Sitze aufzuſtehen.

Huſſein bewillkommnete uns mit ausgezeichneter Freundlichkeit und hieß uns auf Stühlen Platz nehmen, die man dem Sopha gegenüber ſtellte. Als wir uns niedergeſetzt hatten, konnte ich mit Muße mich umſehen und das ganze Meublement mit den Augen muſtern. Wie in allen Türkiſchen Häuſern, ſo war auch hier die eine Wand ihrer ganzen Länge nach von dem großen Sopha eingenommen, in deſſen beiden Winkeln, als den Ehrenſitzen, zwei Atlas-Matratzen über den Polſtern lagen. An den übrigen Wänden befanden ſich vier Europäiſche Sophas mit den dazu gehörigen Stühlen, und Alles war mit koſtbarem gelben Atlas-Damaſt überzogen. Ein Perſiſcher Teppich von karmoiſinrother und gelber Farbe deckte den Boden; die Decke des Zimmers war in Türkiſchem Geſchmack bemalt und vergoldet; und die Geſimſe ſchmückten barbariſche Fresko-Gemälde. Am Eingang ſtand eine doppelte Reihe baarfüßiger Bedienten, die ihre Pantoffeln vor der Thüre gelaſſen hatten.

Die Unterhaltung, welche ein Dragoman vermittelte, beſtand, wie man ſich denken kann, in einer Reihe Fragen, die unſer Woher, Wohin u. ſ. w. betrafen. In den Zwiſchenpauſen kamen Bediente, die in ſilbernen Gefäßen ſüße Leckereien, Eis, Schorbet u. dgl. herumreichten, und wieder Andere, die den männlichen Mitgliedern der Geſellſchaft je einen Tſchibuk präſentirten, deſſen Bernſtein-Mundſtück reich mit Diamanten verziert war. Die Griechiſche Dame und ich erhielten Jede eine Flaſche Roſenöl, das, wie Huſſein Paſcha uns biederherzig verſicherte, von der beſten Qualität war. Zunächſt erſchienen wieder andere Bedienten, die ein mit einem koſtbaren ſcharlachrothen und goldbefranzten Tuch überdecktes Service brachten. Als das Tuch abgenommen war, kam eine Anzahl Täßchen vom feinſten Perſiſchen Email zum Vorſchein, die mit großen Diamanten beſetzt waren und in goldenen Untertaſſen ſtanden. Ein Neger goß den Kaffee ein, und jede Taſſe wurde den Gäſten von einem beſonderen Diener gereicht. Da Kaffee das Alpha und Omega aller Türkiſchen Gaſtfreundſchaft iſt, ſo merkten wir, daß die Audienz ihr natürliches Ziel ereicht hatte, und daß es Zeit war, fürbaß zu gehen. Wir machten unſere Verbeugungen und begaben uns wieder nach der vorhin erwähnten offenen Galerie; doch behielt Huſſein den einen Reiſenden, der ein Ungariſcher Arzt war, noch bei ſich, um ihn wegen gichtiſche Zufälle an denen er bisweilen leidet, zu konſultiren.

Kaum hatten wir in der Galerie Platz genommen, als wir einen Neger in geſtrecktem Gallap in den Hof ſprengen ſahen. Ihm folgten drei bedeckte Araba's mit den Damen des Harem's. Die Fuhrwerke lenkten durch einen Thorweg einem inneren Hofe zu, während der Schwarze, von ſeinem Pferde abſteigend, mit grinſender Geberde die Treppen hinaneilte und der Griechiſchen Lady und mir einen Wink gab, ihm zu folgen. Er war der Oberſte von den ſechs Eunuchen des Paſchas. Von dieſer würdigen Perſon geleitet, ſtiegen wir die Treppe hinab, ſchritten über den Hof und gelangten zu einem entfernten Theile des Gebäudes, der mit einer ganz ähnlichen äußeren Treppe und Galerie verſehen war, wie das Audienz-Lokal. Die Galerie führte zunächſt in ein großes Vorzimmer, wo wir eine Dienerin bemerkten, die Kaffee kochte, und eine verſchleierte Dame, welche, ſobald ſie uns eintreten ſah, in entgegengeſetzter Richtung forteilte. Aus dem Vorzimer kamen wir in ein geräumiges Gemach, worin drei Sophas um drei Wände ſich zogen; an der vierten Wand ſchaarten ſich zwei Reihen Mädchen, die, wie ich bald erfuhr, als Tänzerinnen im Harem fungirten. Alle trugen kurze, buntfarbige, mit Gold und Silber geſtickte Entaris; und um den Kopf einer Jeden war ein geſticktes Tuch gewunden, unter welchem das Haar in großen Zöpfen die Schultern hinabfiel.

Der Eunuch lud uns ein, Platz zu nehmen, und ging. Jetzt traten die Mädchen näher. Eine auf die Schulter der Anderen gelehnt, ſammelten ſich um uns und beſchauten unſere Anzüge mit großer Neugier. Vom Schauen kam es zum Betaſten; ſie unterſuchten unſere Arbeitsbeutel, und beſonders mein Augenglas ſchien ihnen großen Spaß zu machen. Endlich trat eine bejahrte Frau ins Gemach, deren Anblick die Mädchen an ihre Plätze zurückſcheuchte, und winkte uns in das anſtoßende Zimmer, an deſſen Thür meine Gefährtin und unſere Führerin ihre Pantoffeln ablegten.

In dieſem Zimmer, das gleich dem vorigen mit Sophas umzogen war, fanden wir die erſte Schönheit des Harems, die Favorite Huſſein Paſchas. Sie iſt eine Griechiſche Sklavin und ſcheint kaum 20 Jahre zu zählen. Ihr Teint iſt ungemein zart und ſchön, und ihre großen blauen Augen und blühenden Wangen geben ihr mehr das Anſehen einer Europäiſchen Schönheit, als einer Orientaliſchen. Mochte ſie aber ungehalten darüber ſeyn, daß wir ihre Spazierfahrt unterbrochen hatten; oder mochten Stolz und mürriſches Weſen zu den Grundzügen ihrer Individualität gehören — genug, ihre Stirn war umdüſtert, und ſie bewies uns kaum die nothdürftigſte Aufmerkſamkeit. Als wir uns zum Handkuſſe näherten, zog ſie ihre ſchöne kleine Hand zurück und ſteckte ſie in den Buſen, ohne ſich zu bedanken. Sie ſaß mit untergeſchlagenen Füßen auf einem blauen Atlas-Polſter; um das hochrothe Feß auf ihrem Haupte hatte ſie ein Tuch aus ſchwarzer Gaze gewunden, das ihr Haar verbarg, aber von zahlloſen Diamanten funkelte. Da ſie ihre kugelartige Poſitur keinen Augenblick veränderte, ſo entgingen mir die Details ihres Anzugs; ich bemerkte nur ein Entari von blauem Silberſtoff unter einem Pelzrock aus ſchönem karmoiſinrothen Tuche, der mit Zobel verbrämt war. Viele von den Tänzerinnen, die wir im Vorzimmer getroffen, traten herein, fielen vor der hochmüthigen ſchweigenden Schönheit auf die Kniee und küßten den Saum ihres Gewandes.

Nach kurzem Anſchauen der reizenden Favorite — denn von einer Audienz konnte nicht die Rede ſeyn — beſchied man uns in ein anderes Zimmer, wo zwei andere Frauen Huſſein-Paſcha's gar traulich auf demſelben Sopha kauerten. Die eine, welche den Ehrenſitz einnahm, trug ein pelzverbrämtes, goldgeſticktes Oberkleid aus ſchwarzem Sammet; das um ihr Haupt gewundene Tuch ſchillerte von Diamanten und kleinen Sträußchen natürlicher Blumen; allein ihr Geſicht, obſchon freundlich und angenehm, war weder jung noch ſchön und verkündete eine geſtörte Geſundheit. Ihre Gefährtin, ein ſchönes, ſtattliches und anſcheinend lebensfrohes Geſchöpf, mit glänzend ſchwarzen Augen, lud mich ein, auf dem Sopha neben ihr Platz zu nehmen, hielt meine Hand, die ſie oft mit vieler Herzlichkeit drückte, in der ihrigen und eröffnete eine lange Unterhaltung, bei welcher meine Griechiſche Freundin als Dolmetſcherin diente. Während des Geſprächs brachte mir eine Sklavin einen koſtbaren, mit Diamanten geſchmückten Damen-Tſchibuk, und da es eine Regel der Türkiſchen Lebensart iſt, Nichts auszuſchlagen, ſo machte ich gravitätiſch den Verſuch, zu rauchen, that aber einen ſo ungeſchickten Zug, daß ich beinahe erſtickte. Es entſtand ein herzliches Gelächter auf meine Unkoſten, und ich erklärte nun mit Beſchämung, daß meine Landsmänninnen noch nicht genugſam in der Civiliſation vorgerückt ſeyen, um ſich beim Rauchen des Tabaks gut anzuſtellen. Meine liebenswürdig redſelige Türkiſche Freundin trug ein Halsband von wenigſtens zwanzig Schnüren ſchöner orientaliſcher Perlen. Ihr Entari beſtand aus grünem Goldſtoff; die weiten roſenfarbenen Beinkleider waren vermittelſt eines überaus koſtbaren geſtreiften Perſiſchen Shawls um die Hüften befeſtigt, und ein purpurrothes mit Zobel verbrämtes Oberkleid vollendete den geſchmackvollen Anzug. (Schluß folgt.)

Spanien.

Die Meſta.

Wie ſehr das Fleiſch der in wildem Zuſtande lebenden Thiere das der Hausthiere an Zartheit und Wohlgeſchmack übertrifft, iſt eine allen Gaſtronomen ſehr wohl bekannte Thatſache. Zwei Urſachen wirken darauf hauptſächlich ein: einmal die Be-

Digitized by Google

wegung in der vollkommenſten Freiheit, dann der Ueberfluß und die Verſchiedenheit der Nahrungsgegenſtände, welche die erſteren zu ihrer Auswahl haben. Der Einfluß nun, den dieſe beiden Zuſtände, der wilde und der zahme, ausüben, iſt rückſichtlich des Haarwuchſes der Thiere eben ſo hervortretend. Schon früh wußte man in Spanien dieſe Wahrnehmung vortheilhaft zu benutzen, und ſo entſtand jene berühmte Einrichtung, über die wir hier einiges Nähere mittheilen wollen.

Die Erzeugung ſchöner Wollſorten war von jeher in dieſem Lande ein Gegenſtand von der größten Wichtigkeit für alle Landwirthe, und zu dieſem Zwecke bildete ſich auch jene weit verbreitete, unter dem Namen Meſta bekannte Geſellſchaft, die aus den bedeutendſten Männern aller Stände zuſammengeſetzt iſt, und welcher die ungeheuren Heerden nomadiſirender Schafe zugehören, die je nach der günſtigeren Jahreszeit von Provinz zu Provinz wandern und vermöge dieſes beſtändigen Umherziehens dieſelbe Freiheit wie in ihrem wilden Zuſtande genießen. Eine verſchiedenartigere und reichlichere Nahrung ſo wie die häufigen und wohl berechneten Ortsveränderungen müſſen nothwendigerweiſe ſehr zur Verbeſſerung der Wolle beitragen; in dieſer Hinſicht wenigſtens und mit gewiſſen von der Erfahrung an die Hand gegebenen Modificationen, wäre es wohl ſehr wünſchenswerth, wenn die Meſta in Spanien von Beſtand bliebe. Die Geſellſchaft, welcher dieſe wandernden Heerden gehören, beſteht, wie ſchon oben erwähnt wurde, aus angeſehenen Mitgliedern, aus Adeligen, hohen Staatsbeamten, Geiſtlichen, reichen Gutsbeſitzern und dergleichen; ihre Heerden führen den Namen „Merinos“ oder trashumantes und zerfallen in mehrere Abtheilungen und Unter-Abtheilungen, von denen die bedeutendſten ſich wohl auf zehntauſend Stück belaufen.

Bei jeder beſonderen Heerde, die eine Unter-Abtheilung der Meſta bildet, iſt ein Beamter, Majoral genannt, angeſtellt, der die Schäfer beaufſichtigt, die Wanderungen anordnet, die paſſendſten Weideplätze auswählt und im Nothfall die geeignetſte Behandhandlungsweiſe der Schafe vorſchreibt. Dieſe Aufſeher werden ſehr gut beſoldet; ſie haben ein Pferd zu ihrer Verfügung, und unter ihrem Befehl ſtehen wohl gegen funfzig in vier Klaſſen eingetheilte Schäfer, welche außer ihrem Lohn täglich noch eine Ration von zwei Pfunden Brod erhalten. Bei dem Abzuge ſowohl wie bei der Rückkehr der Meſta erhält jeder Schäfer überdies noch eine kleine Gratification als Entſchädigung für die Beſchwerden der Reiſe. Die Anzahl der bei dieſer Geſellſchaft beſchäftigten Leute wird auf ungefähr 30,000 angeſchlagen. Im ſechszehnten Jahrhundert zählten dieſe wandernden Schafheerden wohl an ſieben Millionen Stück; unter der Regierung Philipp's III. waren ſie auf zwei Millionen geſunken, und jetzt ſollen ſie nach einer kürzlich vorgenommenen Schätzung, die auch keinesweges übertrieben ſcheint, wieder auf ſechs Millionen geſtiegen ſeyn.

Den Winter bringt die Meſta in den Ebenen Eſtremadura's, Leon's, beider Caſtilien und Andaluſien's zu, in den erſten Tagen des Mai's aber macht ſie ſich nach dem Norden Spaniens auf, um ſich da über die Gebirge von Aragonien, Biscaya und Navarra auszubreiten; während ihres Aufenthaltes in dieſen Bergen wird ſehr viel Salz unter die Heerden vertheilt, um dadurch die ſchädliche Wirkung gewiſſer Kräuter aufzuheben, und gegen Ende Juli's läßt man die bis dahin ſorgfältig abgeſonderten Widder und Schafe zuſammen weiden. Im September werden der Rücken und die Seiten der Thiere mit einer rothen in Waſſer aufgelöſten Kreide eingerieben; man giebt vor, daß dieſer Oker mit der im Felle vorhandenen fettigen Materie zuſammen eine Miſchung bilde, die in ihren Wirkungen jener Subſtanz gleichkomme, womit die Vögel bei der Annäherung der Regenzeit ihr Gefieder bedecken, um ſich dadurch gegen die Näſſe zu ſchützen. Einige Sachkundige meinen auch, daß dieſer Kalkſtoff, indem er die allzu reichliche Ausdünſtung verzehre, die Feinheit und Weichheit der Wolle befördere. Wenn gegen Ende September das Klima der Berge zu rauh wird, kehrt die Meſta in die warmen Andaluſiſchen Ebenen zurück, wo ſie wieder den Winter über bleibt.

Während des Zuges der Heerden nach den Gebirgen, und zwar regelmäßig im Monat Mai, wird das wichtige Geſchäft der Wollſchur mit großer Feierlichkeit vorgenommen. Für Spanien iſt dies eine Arbeit von der wichtigſten Bedeutung, welche hier auch im gleichen Rang mit den Aerndten und Weinleſen anderer Länder ſteht. Man nimmt die Schur in großen Gebäuden vor, Esquileos genannt, die gegen funfzigtauſend Schafe faſſen können. Die unumgänglichen Vorläufer dieſes wichtigen Geſchäftes ſind eine Art von Saturnalien, an denen Herr und Diener Theil nehmen und die aus Feſtgelagen mit Tanz und Geſang beſtehen.

Zur Schur von tauſend Schafen werden ungefähr 120 Arbeiter verwendet, eine gleiche Anzahl von Widdern dagegen erfordert wohl an 200. Die Wolle wird in drei oder vier verſchiedene Sorten geſchieden, je nach den Körpertheilen des Thieres, von welchen ſie geſchoren iſt; ſie wird dann in Ballen zuſammengepackt und die zur Ausfuhr beſtimmte ſogleich nach den verſchiedenen Häfen hin verſandt. In den Magazinen, die unter den Namen Waſch-Stationen bekannt ſind, ſpeichert man die Wolle für den inländiſchen Bedarf auf. Eines der größten Gebäude dieſer Art befindet ſich in der Nähe von Madrid; die geſchorne Wolle wird bunt durch einander hierher geſchickt und den Sortirern, apartadores, überliefert, welche ſogleich die verſchiedenen Arten von einander trennen. Durch die Uebung haben dieſe Leute einen ſo ſicheren Blick erlangt, daß ſie augenblicklich erkennen, von welchem Theile des Thieres die ihnen vorgelegte Wolle genommen iſt. Sobald die gehörige Auswahl getroffen worden, wird die Wolle zum Trocknen hinausgebracht und vor der Wäſche erſt noch der Einwirkung von Luft und Sonne ausgeſetzt; dann klopft man ſie ſorgfältig aus, um alle fremde Gegenſtände, die ſich ihr beigemiſcht haben können, daraus zu entfernen. Darauf wird ſie einer neuen Sortirung unterworfen, und Alles, was nicht zur erſten Qualität gehört, verkauft man zum Beſten der im Fegefeuer brennenden Seelen.

Ein beſonderer Gerichtshof wacht über die richtige Befolgung aller auf die Meſta Bezug habenden Geſetze und Anordnungen; dieſes Tribunal heißt der Wohllöbliche Rath der Meſta; ein Mitglied des großen Rathes von Caſtilien führt den Vorſitz, und vier Richter, die ſich Alcades mayores entregadores nennen, ſind dabei angeſtellt; unter jedem dieſer Richter ſtehen mehrere verantwortliche Agenten und ein Alguazil mayor. Privilegien, Rechte, Gebräuche, Geldangelegenheiten, kurz Alles, was die Meſta betrifft, gehört vor dieſen Gerichtshof; er erhebt die verſchiedenen Abgaben von den Schäfern und ihren Heerden; er ſchlichtet alle Streitigkeiten, die ſich nicht ſelten unter den Erſteren erheben; er beſtimmt im Voraus die Marſchroute der Heerden, er übt, mit einem Worte, die unumſchränkteſte Herrſchaft über alle Angelegenheiten der Meſta aus. Schon ſeit längerer Zeit ſind ſehr ernſte Klagen über die Geſellſchaft erhoben worden; ganz mit Recht wirft man ein, daß die Meſta dem Ackerbau ſo viel Hände entziehe, und daß der beſtändige Durchzug ſo vieler Tauſende von Schafen durch die Grundſtücke der Privatleute denſelben natürlicherweiſe Schaden bringe. Noch andere Nachtheile ſind von Zeit zu Zeit hervorgehoben worden, ja, es haben Perſonen, die dadurch mehr oder weniger gelitten, ihre Beſchwerden ſelbſt höchſten Ortes angebracht, doch iſt bis jetzt noch nichts geſchehen, um den Uebelſtänden abzuhelfen.

In vielen Beziehungen iſt die Meſta gewiß eine ſehr nützliche Einrichtung; man müßte nur mit derſelben gewiſſe Modificationen und Verbeſſerungen vornehmen, die ſchon ſeit längerer Zeit von allen erfahrenen und einſichtsvollen Männern für nöthig erachtet worden. (F. P.)

Mannigfaltiges.

— Ein Roman in Terzinen. Von Manzoni's „Verlobten“ iſt in Italien eine poetiſche Bearbeitung in zwölf Geſängen erſchienen, die denſelben Titel führt, den der Roman ſelbſt trägt.*) Walter Scott iſt nur die Ehre widerfahren, in Schauſpielen und Opern auf die Bühne gebracht zu werden; ſein Nachahmer Manzoni dagegen ſieht ſein Werk in Danteſchen Terzinen verherrlicht. Herr Lorenzo del Nobolo in Florenz, der als Dichter ſchon nicht ohne Ruf iſt, behandelt die ſchwierige terza rima mit großer Leichtigkeit, doch kommt ihm dabei allerdings der Genius ſeiner Sprache ſehr zu Statten. Während uns Deutſche Terzinen immer als die ſchwere Kavallerie der poetiſchen Heeresmacht erſcheinen, können die Italiäniſchen auch das leichte Gewand neckender Tirailleurs, aufgelöſter Frei-Corps annehmen. In Italien wäre es ſchon eher zu begreifen geweſen, wenn der Kritiker Garlieb Merkel, wie es ihm bekanntlich in ſeinem auf Deutſchem Boden geführten Kriege mit den beiden Schlegel begegnete, mächtige Terzinen mit dem leichten Triolen verwechſelt hätte. Wir wollen hier, des Beiſpiels halber, einige Kettenglieder des großen Terzinen-Geflechts mittheilen, das Herr Lorenzo del Nobolo aus dem Romane Manzoni's gemacht hat. Tonnio bereitet ſeiner Familie die Polenta; wer würde wohl wagen, dies in Deutſchen Terzinen wiederzugeben? Nun höre man, wie es im Italiäniſchen klingt:

„. . . . Tonio era in casa a preparar merenda,
Che di pranzo e di cena in loco stava,
E consisteva in povera polenda.

Con una man la pentola impugnava,
E con l'altra di mestolo fornita,
L'addensata farina dimenava.

Intorno a lui schierata e sbigottita
Stava la numerosa famigliuola,
In estasi famelica rapita;

E con lo sguardo pria che con la gola
Parea la divorasse, ed anelava
Vederla su la stessa tovagliuola:

Ma poco entro di sè si rallegrava,
Ripensando a quel resto di appetito,
Che dopo il pasto ognor sopravanzava.

Già Tonio la grand' opera ha fornita,
E ognun degli affamati adoratori
Prende alla mensa il consueto sito.

La polenda se n'esce dal testo fuori,
E la mole sembrò picciola stella
In mezzo ad un gran cerchio di vapori . . .“

*) I promessi sposi, Romanzo di A. Manzoni, ridotto in poema di XII canti in terza rima dall' avvocato Lorenzo del Nobolo. — Firenze, 1838.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 19. Berlin, Mittwoch den 13. Februar 1839.

Italien.

Aeltere und neuere Kunſt in der Lombardei.

(Nach der Library of fine Arts.)

Die Alpen ſind die Hauptſcheidewand, welche die Natur zwiſchen den verſchiedenen Völkern Europa's aufgerichtet hat; verlängern wir die Linie, welche der Kamm dieſer Berge bildet, nach Oſten und Weſten, ſo haben wir zugleich den bedeutendſten Unterſchied in dem Klima und Charakter des Abendlandes abgegränzt. Nördlich von dieſem angenommenen Wendekreiſe finden wir drei Völker, die Franzoſen, die Deutſchen und die Engländer, deren Bildung in einigen Punkten eine auffallende Aehnlichkeit hat. Die Intelligenz hat alle ihre Gaben unter ſie vertheilt: an Frankreich die Lebhaftigkeit des Geiſtes, an Deutſchland den Tiefſinn des Gedankens, an England, den Sprößling beider, der Sachſen und der Normannen, die vereinigten Eigenſchaften, die ſeine beiden Nebenbuhler jeder insbeſondere beſitzen und in Folge deren es im Stande war, an einem Beiſpiel, wie Shakeſpeare, Verſtand und Phantaſie in wunderbarem Bunde zu zeigen. Südlich von jener durch Europa gezogenen Linie finden wir wiederum drei Völker, Bewohner dreier Halbinſeln, an deren Geſtaden ſie die herrlichſten Schauſpiele der Natur vor Augen haben: Spanien, Italien und Griechenland; alle drei wie vorgeſchobene Poſten in die Gewäſſer hinausreichend, alle drei von Gebirgen durchſchnitten, alle drei unter einem prächtigen, glühenden Himmel ſchlummernd, haben ſie gemeinſame Vorzüge empfangen, wodurch ſie ſich weſentlich von den drei nördlichen Völkerſchaften unterſcheiden. Naturſinn, Liebe zur ſchönen Form und Pflege der Künſte zeichnen ſie aus; aber Griechenland und Spanien, in neuerer Zeit unter gleicher Knechtſchaft ſeufzend, konnten ihren Geiſt nicht mehr frei entwickeln. Nur Italien, wo die Freiheit im Mittelalter mächtige Wurzeln getrieben hatte, vermochte noch, den Gemeingeiſt, der das Leben aller ſüdlichen Völker beſeelt, in ſeinem vollen Glanze zu offenbaren.

Das Mailändiſche, in welches man zuerſt den Fuß ſetzt, wenn man von den Alpen nach Italien hinabſteigt, gehört ſowohl dem Norden wie dem Süden an. Von Deutſchland und Frankreich trennen es die Alpen, vom eigentlichen Italien die Apenninen. Es bildet ſo ungefähr das Herz des großen Körpers, von dem Piemont das Haupt iſt, die alten Venetianiſchen Staaten die Füße, die beiden genannten Bergketten die Rippen, der Po die große Pulsader, und der Teſſin, die Adda, der Oglio, die Etſch, der Panaro, der Reno und die Trebbia die Nebenadern. Dieſer fruchtbare, von ſo vielen Flüſſen bewäſſerte Bergkeſſel, der ſo ausgedehnte und geſegnete Ebenen darbietet, gleicht einem weiten Kampfplatz, geſchaffen, um die Habgier und den Muth der anderen Völker zu reizen. Sie haben denn auch dies ſchöne Land betreten, meiſt nur in der Abſicht, um nach Italien durchzuziehen; aber gefeſſelt von ſeinen Reichthümern und ſeiner Herrlichkeit, verweilten ſie oft daſelbſt. Die Ligurer, die vielleicht noch vor der Gründung Roms Spanien verließen und die Cottiſchen Alpen überſtiegen, breiteten ſich über die Küſte aus, auf der ſpäter Genua ſich erhob. Ungefähr ſechs Jahrhunderte vor Beginn der chriſtlichen Zeitrechnung wurde Mailand von Belloveſus, dem Anführer der Inſubriſchen Gallier, erbaut. Auch die Celten waren oft zwiſchen die Alpen und die Apenninen eingedrungen und hatten daſelbſt zahlreiche Anſiedelungen gegründet; die Römer fanden ſie hier ſchon ſo feſt eingewohnt, daß ſie nach ihnen das Land Ciſalpiniſches Gallien benannten; es gelang ihnen aber doch zuletzt, dieſe Eindringlinge zu unterjochen und zu beherrſchen. Die Römer wurden ihrerſeits wieder von den Germaniſchen Stämmen daraus verdrängt, die, berauſcht von der nicht geahnten Ueppigkeit dieſes Klima's, die Zerſtörung des Abendländiſchen Reiches faſt um ein Jahrhundert hinausſchoben. Die Lombarden ſiedelten ſich, wie ehemals die Gallier, hier an und ließen ihren Namen zurück; die Gothen zogen durch; die Heruler verweilten einige Zeit; die Hunnen ſättigten ſich mit Blut unter ſeinen Trümmern; die Franken unter Karl dem Großen zerſtörten alles von den Barbaren noch Uebriggelaſſene, um hier von neuem ein Celtiſches Reich zu begründen; die Deutſchen drangen unter den Hohenſtaufen ein, ihre früheren Niederlagen zu rächen. So viel gehäuftes Elend erweckte endlich in dieſem unglücklichen Lande das Gefühl der Nationalität; nachdem es zwei Jahrtauſende hindurch geduldet, erhob es ſich, um ſeine Unabhängigkeit zu erkämpfen, und zwang Friedrich Barbaroſſa, mit ſeinen Kriegern wieder über die Alpen zurückzukehren. Trunken von der neuen ungewohnten Freiheit, dachte es nicht an die Nothwendigkeit einer zukünftigen Vertheidigung derſelben; anſtatt einen gemeinſchaftlichen feſten Staat zu bilden, der jedem Angriff von Außen widerſtehen könnte, organiſirte ſich jede Stadt auf ihre eigene Weiſe, und der zukünftigen Größe aller wurde durch die ausgedehnte Freiheit, welche man jeder einzelnen bewilligte, Abbruch gethan. Leider ſtrafte ſich dieſe Unklugheit nur zu bald. Venedig faßte auf dem äußerſten öſtlichen Ende dieſer Gegenden feſten Fuß, ſchlang ſeinen ehernen Gürtel um die am Adriatiſchen Meere gelegenen Städte, dehnte von Tag zu Tage ſeine Herrſchaft immer weiter aus, unterjochte Padua, Verona und Bergamo und nahte ſich ſchon den Thoren Mailands. Die Franzoſen verſuchten es von der anderen Seite her; Karl VII., Ludwig XII. und Franz I. eroberten zu verſchiedenen Malen das Mailändiſche und Piemonteſiſche. Von dieſer neuen Erſchütterung begünſtigt, überſtieg das Papſtthum die Apenninen und gelangte bis Parma, unweit der Ufer des Po; zu derſelben Zeit eroberten die Spanier die Lombardei für das Haus Oeſterreich; Napoleon entriß ſie demſelben zwar auf zwanzig Jahre, aber nach dem Sturze des Kaiſerreichs kehrte ſie nur um ſo ſicherer unter das alte Scepter zurück.

Die Römiſche Invaſion hatte das Ciſalpiniſche Gallien der übrigen Halbinſel gleich gemacht und ſeine Bevölkerung in eine Italiſche Nation verwandelt; aber auch die anderen Völker, die wechſelsweiſe darüber hinzogen und es unterjochten, haben Spuren ihres Aufenthalts zurückgelaſſen. Die Celten, die Gallier, die Franken und Franzoſen bürgerten die verſchiedenen Phaſen einer ſtets fortſchreitenden Bildung dort ein; Theodorich's und Alboin's Barbaren, die Deutſchen unter den Hohenſtaufen, die Oeſterreicher und Spanier Karl's V. erweckten hier von Zeit zu Zeit wieder den Keim des Deutſchen Weſens. Das Mailändiſche hat daher auch einen durchaus gemiſchten Charakter, in welchem etwas von dieſen drei ganz verſchiedenen Nationalitäten ſich vorfindet; bei der Bildung des Lombardiſchen Typus vermiſchten ſich Italiäniſche Schönheit, Franzöſiſche Lebhaftigkeit und Feinheit des Geiſtes, Deutſche Sanftmuth und Fügſamkeit. Die jetzt in Mailand gebräuchliche Umgangsſprache, deren ſich auch die Kaufleute den Fremden gegenüber bedienen, iſt ebenfalls aus dieſen drei Elementen gemiſcht: das Italiäniſche bildet den Grundton; das Franzöſiſche gab nicht bloß einzelne Wörter, ſondern ganze Redensarten und Sätze dazu; das Deutſche verdarb noch vollends dieſes Gemiſch, indem es eine Menge von Ausdrücken mit Kehllauten hineinbrachte, und ſo entſtand das ſeltſamſte Kauderwälſch, welches je ein menſchliches Ohr beleidigt hat. Auf dem Theater Fantoccini, der Volksbühne Mailands, die aber keineswegs von der guten Geſellſchaft verſchmäht wird, höre man dieſes Idiom in ſeiner ganzen Originalität. Der unumgänglich nothwendige Schauſpieler bei allen Stücken dieſes Marionetten-Theaters iſt der Girolamo, eine Perſonification des Mailändiſchen Volkes, dem es allein geſtattet iſt, im echt Mailändiſchen Jargon über Alles ſeine Witze zu machen.

Wenn man von der Sprache des Volkes zu den Gebräuchen der vornehmeren Geſellſchaft übergeht, ſo wird man auch da daſſelbe Gemiſch antreffen; man betrachte nur die Stutzer des Corſo, die den ganzen Tag über vor den Thüren der Kaffeehäuſer ſitzen; in ihrem Anzuge waltet ein gewiſſer Geſchmack vor, den man ſonſt nicht in Italien findet, aber doch wird man immer irgend eine unpaſſende Ueberladung, einen geborgten Luxus in demſelben bemerken. Ihre Phyſiognomie iſt munter und belebt wie die der Franzoſen, aber dieſer aufgeweckten Miene miſcht ſich ein Hauch üppiger Trägheit bei, der durch ihre ſchwarzen Haare, brennenden Augen und blaſſe Farbe noch um vieles erhöht wird; ihre Leichtigkeit artet faſt in Frechheit, ihre Anmuth in Schamloſigkeit aus. Im Hyde-Park iſt derjenige der faſhionableſte, welcher ſich am einfachſten kleidet, ſeinen Rock am beſten zuknöpft, ſein Pferd am leichteſten lenkt, der nur mit Zurückhaltung lächelt, am kürzeſten ſich auszudrücken verſteht und wohlwollend, aber ernſt grüßt. Im Boulogner Gehölz geht es ſchon unruhiger zu; hier lächelt man nicht mehr, ſondern man lacht; man ſchwatzt, ſtatt zu ſprechen; man lenkt ſein Pferd nicht,

Digitized by Google

man ſpielt mit demſelben; man grüßt ſich nicht bloß, nein, man überhäuft einander mit Betheurungen und Schmeicheleien, und in der Toilette herrſcht ſchon eine gewiſſe Freiheit, welche ſehr über die Gränzen des Engliſchen Anſtandes hinausgeht. Aber auf dem Corſo, da iſt es noch ganz anders! Man ſchreit, läuft, umarmt und drängt ſich, man verſchlingt ſich mit den Augen; es ſcheint, als ob Einer an den Anderen beſtändig Herausforderungen zum Duell oder zur Liebe richtete, und man kleidet ſich auf eine Weiſe, daß Niemand in Zweifel darüber bleiben kann, welche Vortheile man in beider Hinſicht für ſich hat. Die Verlockung irrt nicht bloß auf der Straße umher: die blauen und gelben Draperieen, mit denen man alle Häuſer und Balkone behängt, ſind eben ſo viel Verſchanzungen, hinter denen Geſichter hervorlauſchen, welche die Kühnheit nicht entmuthigen, die nach ihnen aufblickt.

Man rühmt den geſellſchaftlichen Verkehr Mailands, als einen der angenehmſten in Europa, in welchem es ſich am behaglichſten und ungezwungenſten leben läßt. In England wird das Innere der Familien allen Blicken entzogen; in Frankreich haben nur Freunde zu jeder Zeit freien Zutritt; hier aber ſtehen die Häuſer aller Welt offen. Man tritt ein und wird freundlich empfangen; verläßt man den Kreis wieder, ſo bedauern Alle unſer Scheiden; ſchleicht man ſich fort, ſo ſcheint es Niemand zu beachten; man gefällt ſich ſchnell einander, giebt dies auf eine nicht zu bezweifelnde Weiſe zu erkennen, und Jeder hat Nachſicht mit ſolchen Schwächen. Doch verſteht man es trefflich, über alle Vergnügungen den Mantel des Anſtandes zu breiten, und weil man doch eines Vorwandes zur geſellſchaftlichen Vereinigung bedarf, ſo iſt die Muſik hier zum faſt allgemein nothwendigen Bedürfniß geworden. Den Unterhaltungsſtoff, den in London das Parlament, in Paris Literatur, Theater und Malerei liefern, muß hier einzig die Muſik hergeben. Auf einigen Mailändiſchen Theatern führt man zuweilen überſetzte Vaudevilles von Scribe abwechſelnd mit Luſtſpielen von Goldoni, Alberto Nota und Anderen auf; aber Niemand kümmert ſich darum, Niemand ſpricht davon. Man trete jedoch nur in das Theater der Scala ein, da wird man ſogleich den echten Nationalcharakter erkennen, wie er ſich durch alle die fremden Invaſionen gebildet hat. Dieſer Saal iſt eine Welt im Kleinen. Das Parterre, die Platea, iſt ein unendlich weiter Raum, das echte Forum der Stadt; man kömmt, geht, hört zu, plaudert, ſetzt ſich, ſteht auf, kurz, es iſt eine wahre Rennbahn, die für Jedermann offen zu ſeyn und Niemand insbeſondere anzugehören ſcheint. Was hilft es, wenn man auch ſeinen Platz bezahlt, man kann ſeine Nachbarn nicht zwingen, die Ruhe zu beobachten, die man doch eigentlich durch den bezahlten Eintritt als ein Recht fordern dürfte. Die großen Bänke, die ſich in dieſem unermeßlichen Raume befinden, ſind bald beſetzt, bald leer; um ſie herum und mitten durch dieſelben laufen breite Gänge, in denen man umherſpaziert und eifrig ſchwatzt. Da ertönt das Solo des erſten Tenors oder die Cavatine der Primadonna; plötzlich wird Alles ſtill, man ſetzt ſich, geräth in Entzücken, klatſcht und ruft Beifall; nach der letzten Note aber fängt der alte Lärm von neuem an. Die Menge begiebt ſich nun in die Logen, und die früher nur durch Blicke angeknüpften Unterhaltungen werden auf andere Weiſe fortgeſetzt. Die Logen, welche den ganzen zum Parterre nicht benutzten Raum des Theaters einnehmen und zuletzt auch die Zuſchauer deſſelben beinahe ganz verſchlingen, ſind kleine und große Säle, in deren Inneres kein Blick einzudringen vermag; in jedem Rang ſind ungefähr ſechsunddreißig bis vierzig Logen, und da ſich in dieſem Theater ſechs ſolcher Logenreihen befinden, ſo ſind an dieſem einen Orte zweihundertundvierzig Geſellſchaftszimmer vereinigt. Weshalb aber ſtehen ſie alle nach einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkt hin offen? Um Muſik zu hören und die matten Gedanken auf den ſprühenden Melodieen Roſſinis und ſeiner Schüler zu ſchaukeln. Sind nun dieſe Geſellſchaftskreiſe, ſtatt an einem Punkte vereinigt zu ſeyn, über die ganze Stadt verbreitet, ſo treiben ſie wieder Muſik und immer Muſik; vom Uebrigen wollen wir ſchweigen.

Wer in Bellini's Norma das Heldenvolk der Gallier ſucht, wie der Titel es verſpricht, der wird ſich freilich ſehr getäuſcht finden und darüber das Talent dieſes Komponiſten beinahe verkennen. Nicht die Druiden-Wälder der Prieſterin hat man in Norma zu ſuchen, ſondern Mailands Logen, für welche dieſe Oper geſchrieben iſt. Wie verſteht man ſie ſogleich, wenn man ſie in dieſem Saal hört, wo ſie zuerſt aufgeführt wurde! Wahrlich, Bellini mit ſeinem liebenswürdigen, gewandten, üppigen und ein wenig zu Deutſcher Schwermuth hinneigenden Genius war ganz der Mann für Mailand. Warum hat er eine Stadt verlaſſen, die wie für ihn geſchaffen war, deren Neigungen er mit ſolcher Zartheit zu ſchmeicheln verſtand, deren weiche, etwas ſchlaffe Saiten er ſo ſchön in Bebung zu verſetzen wußte? Warum ging er nach Paris, ſich dort den Tod zu holen? Das jetzige Sänger-Perſonal in Mailand iſt eben ſo für die Norma wie für die Zuſchauer vollkommen geeignet. Donzelli, an deſſen Stelle zu Paris und London ſeit fünf Jahren Rubini getreten iſt, hat eine Stimme, deren Bravour ganz der Tapferkeit aller Modeherren des Corſo gleicht; von der Innigkeit und dem ſeelenvollen Zauber, die man an ſeinem Nachfolger in jenen Hauptſtädten bewundert, beſitzt er nichts; aber ſeine Stimme iſt glänzend, kühn, gediegen, ſicher und von angenehmem Wohlklange, vollkommen dem etwas materiellen Urbild entſprechend, welches man ſich hier von dem Schönen macht. Die Primadonna, Sophie Schoberlechner, vertritt Deutſchland in dieſer gemiſchten Truppe; ſie hat ein richtiges muſikaliſches Gefühl, welches von den Zuhörern geſchätzt wird; indeß findet man, daß ihre Mittel zuweilen ihrem Willen untreu werden, ohne zu bemerken, daß dieſe kleine Frau, deren Bruſt ſo ſchwach und deren ganze Natur ſo rebelliſch iſt, in der leidenſchaftlichen Energie ihres Spieles zuweilen der Paſta gleichkömmt. Dergleichen liegt freilich über dem Horizont der Mailänder. Wenn aber eine ſechs Fuß hohe Marketenderin es ſich einkommen läßt, eine Contraalt-Partie zu ſingen, die ſie kaum zu entziffern im Stande iſt, ſo läßt man ihr imponirendes Aeußere für ihre Stimme ins Gewicht fallen; und von allen Seiten erhebt ſich ein Getöſe, wie wenn die Kinder Silens den Nymphen durch die Büſche nachſetzten. So ſteht es mit dem Theater, ſo mit der ganzen Muſik der Mailänder.

(Fortſetzung folgt.)

T ü r k e i.

Eine Engländerin bei dem Paſcha von Widdin.

(Schluß.)

Jetzt erſchien die dritte (vierte!) Frau des Paſcha's; dieſe war vom Kopf bis zu den Füßen roſenroth gekleidet, *ceteris paribus*, d. h. ihr Schmuck war von dem der Uebrigen wenig oder gar nicht verſchieden. Es begleitete ſie ihr Sohn Ali Bei, ein ſchöner, etwa zehnjähriger Knabe, dem Klugheit und Muthwille aus den Augen funkelten. Bald nach ihnen trat die ſtolze Favorite ins Zimmer und wurde von Allen wie ein höheres Weſen begrüßt. Sie räumten ihr ſogleich den Ehrenplatz auf dem Sopha ein; aber ſämmtliche Zeichen der Ehrerbietung wurden mit derſelben finſteren Apathie aufgenommen, die ſie uns beim erſten Empfang bewieſen hatte. Als die vier Diamanten-Königinnen ſich niedergelaſſen hatten, reichte meine geſchwätzige Freundin der alten Verwalterin des Harems ein Schlüſſelbund. Dieſe öffnete ein Kabinet, nahm eine Anzahl Shawls und goldgeſtickte ſammetne Schuhe heraus und ſchleppte ſie fort. Dies war die Einleitung zu der großen Tanz-Vorſtellung; und bald wurden wir ſämmtlich abgerufen. Die Favoritin erhob ſich, begleitet von den drei anderen Frauen, und alle vier rauſchten, mit ihren langen Schleppen den Boden fegend, zur Thüre hinaus, doch ſo, daß immer eine hinter der anderen ging. Nach ihnen kamen die Griechin und ich, und eine Anzahl Sklavinnen beſchloß den Zug. Wir begaben uns wieder in dasjenige Zimmer, das wir zuerſt betreten hatten; man ſetzte Stühle vor die Sopha's, und auf den vier höchſten dieſer Stühle ließen ſich die Frauen des Paſcha's nieder.

Jetzt begann die ſeltſamſte Muſik, die ich jemals gehört habe. Sechs junge Mädchen ſaßen gekreuzt in einer Reihe auf einem niedrigen Sopha und ſtimmten einen monotonen Geſang an, den ſie mit Tamburins begleiteten, während ihr Oberkörper wie Bäume, die der Wind bewegt, hin und her wackelte. In der Gallerie jenſeits vertheilte die alte Matrone Pantoffeln und Shawls unter die Tänzerinnen, welche bald mit fliegendem Haar und mit Caſtagnetten in den Händen hereinſchlüpften. Die Taglioni der Truppe trat anfangs allein in den Vorgrund und zeigte ſich in mehreren Attitüden, an denen der Körper mehr Antheil hatte, als die Füße. Nach einer kleinen Weile geſellte ſich eine zweite Tänzerin zu der erſten, und Beide führten eine ſehr ſinnige Pantomime aus, während die Sängerinnen auf dem Sopha *crescendo* fortſangen. Dann kam eine dritte Tänzerin, welche die Extaſe der beiden Anderen zu erhöhen ſchien. Alle drei glitten um einander herum, bogen ihre Körper auf eine ſeltſame Weiſe rückwärts, ſchloſſen die Augen und ſtellten ſich an, als wollten ſie ihren Geiſt aufgeben; plötzlich erholten ſie ſich aber wieder, und nun begann ein wahres *fortissimo*, an welchem der ganze Chor der Tänzerinnen Theil nahm. Aber mitten im wildeſten Lebensrauſch erſchien der ſchwarze Eunuch und forderte uns im Namen der Reiſegeſellſchaft auf, ſo ſchnell als möglich zu kommen. Wir hatten unſeren Urlaub überſchritten — das Boot war zur Abreiſe fertig, und der Capitain verlor die Geduld. Meine Freundin mit dem Perlen-Halsband hielt mich feſt und wollte von meiner Abreiſe nichts hören; allein wir mußten gehorchen. Als ich aufſtand, um Lebewohl zu ſagen, fiel mein Shawl an den Boden; da bemerkten die drei Frauen mit Bewunderung die Taille meines Kleides und fragten voll Neugier, wie es mir wohl möglich geworden ſey, ſolch' ein rundum geſchloſſenes Kleid anzuziehen. Ein anderer Theil meiner Toilette, der ihre Bewunderung erregte, waren die Handſchuhe; ſie bemühten ſich vergebens, dieſelben anzuprobiren, bis endlich der kleine Ali Bei ihnen zeigte, wie man es machen müſſe, indem er zwei ſeiner Finger in den Daumen eines Handſchuhs ſteckte. Eine neue Mahnung des Eunuchen zwang uns, ſo ſchnell als möglich Abſchied zu nehmen; wir küßten den vier Diamanten-Königinnen die Hände, und Alle, bis auf die Favorite, luden mich ſehr herzlich ein, ſie ja nicht unbeſucht zu laſſen, wenn ich wieder bei Widdin vorbeikommen ſollte. So verließen wir endlich das myſtiſche Bereich des Harems, deſſen ſchwarzer Hüter, beiläufig bemerkt, in Gegenwart ſeiner Schutzbefohlenen die größte Nonchalance bewieſen hatte.

Den ganzen Hausrath der Frauenwohnung fand ich, in Vergleichung mit dem koſtbaren Putze der Bewohnerinnen, ſehr einfach und ſogar dürftig. Die Gitter ſind von Innen vergoldet und mit Muſſelin-Vorhängen verſehen; der Ueberzug des

Digitized by Google

Sopha's beſteht aus Atlas-Brokat; die Decken der Zimmer ſind mit Cedernholz ausgelegt, und in den Wänden befinden ſich kleine Niſchen, in denen Vaſen aus geſchnittenem Kryſtall ſtehen, welche den Konfitüren und dem Räucherwerk als Behälter dienen. In dem einen Zimmer ſah ich eine altmodiſche Franzöſiſche Wanduhr; in einem anderen rutſchten zwei kleine Kinder, die mit Puppen ſpielten, auf einem Bärenfell herum. An jeder Wand hingen Fächer aus Pfauenfedern mit ſilbernen Griffen.

Ich konnte nicht umhin, das Schickſal der weiblichen Bewohner dieſes Palaſtes, wie der Frauen des Orients überhaupt, innig zu beklagen. Welchen armſeligen Erſatz muß ihnen ihr animaliſches Wohlleben für die Genüſſe gewähren, welche mit geiſtigem Austauſch, mit Arbeit und Thätigkeit verknüpft ſind! Ich dankte Gott, daß er mich eine Engländerin werden ließ. Byron und Moore haben das Zauberlicht ihrer Phantaſie über Scenen ausgegoſſen, von denen ſie nie Zeugen geweſen ſind; allein die Wirklichkeit hat, wie alle Wirklichkeiten in dieſer Werktagswelt, viel mehr Proſaiſches als Poetiſches.

Frankreich.

Ein Franzöſiſcher Allerweltsſchauſpieler.

Roſambo iſt ein Allerweltsſchauſpieler; er iſt weder ohne Verdienſt noch ohne Talent und hat ſogar einen Vorzug, der ihn den Direktoren aller Provinzial-Bühnen unſchätzbar machen muß, nämlich den, zu Allem bereit und willig zu ſeyn. Roſambo ſingt in der großen Oper, in der komiſchen Oper und im Vaudeville, er tritt in der Tragödie, in der Komödie, im Schauſpiel, im Drama und Melodrama auf, und wenn man ihm ein gutes Wort gäbe, würde er ſich auch bewegen laſſen, auf dem Seile zu tanzen. In den Garniſons-Städten iſt er der Freund der Offiziere, und in den Städten, die keine Garniſon haben, ſpielt er in der Theater-Reſtauration die Rolle des Tonangebers, des Erzählers, des Luſtigmachers. Derſelbe iſt übrigens keinesweges eine müßige Ausgeburt unſeres Gehirns, ſondern eine wirkliche Perſon, deren Exiſtenz nicht bezweifelt werden darf, weil ihn Niemand kennt, obgleich er überall geſpielt hat. In Paris iſt Roſambo in faſt allen Theatern aufgetreten, und auch in der Provinz und im Auslande hat er in allen großen und kleinen Städten, welchen Namen ſie auch führen mögen, Proben ſeines Talents abgelegt.

Trotz ſeiner Vielſeitigkeit, befindet ſich Roſambo häufig in Verlegenheit um eine Anſtellung; in einem ſolchen Falle ſchlägt er ſein Hauptquartier in Paris auf und ſtellt ſich einem jeden Direktor, deſſen Truppe durch die Grauſamkeit des Parterre oder durch das Durchgehen eines Schauſpielers unvollſtändig geworden iſt, zur Verfügung. Nöthigenfalls ſchließt er ſich auch einem Schauſpieler von Ruf, der in den Provinzen Gaſtrollen geben will, als Begleiter und Geſellſchafter an. Iſt ihm der Zufall in keiner Weiſe günſtig, ſo legt er ſich auf die Lauer. Es dürfen nur einige angehende Schauſpieler zuſammentreten, um in der Umgegend von Paris Vorſtellungen zu geben, ſo iſt auch Roſambo gleich da, um ſie mit ſeinen Erfahrungen und ſeinem vielſeitigen Talente zu unterſtützen. Wenn ſich nichts Anderes für ihn vorfindet, ſo verſchmäht er es nicht, die Rolle des Souffleurs zu übernehmen. Wird in Verſailles oder St. Germain zum Benefiz eines Pariſer Künſtlers geſpielt, ſo kann man ſicher darauf rechnen, daß Roſambo am Mittage erſcheinen wird, um bei Tiſche oder auch am Abend einen fehlenden Kunſtgenoſſen zu erſetzen. Sein Gedächtniß iſt wirklich bewunderungswerth, und in zwei Stunden lernt er jede Rolle auswendig; da er übrigens nicht ohne Geiſt iſt, ſo trägt er wenigſtens zur Erheiterung der Geſellſchaft bei, wenn er ſich auch nicht nützlich machen kann.

Auf dieſe Weiſe lebt Roſambo ſeit ſeiner früheſten Jugend; er iſt ein praktiſcher Philoſoph, der an das Geſtern nicht denkt und ſich um das Morgen kein graues Haar wachſen läßt; nie haben die Launen des Schickſals ſeine Heiterkeit trüben können. Sein Leben iſt natürlich höchſt bewegt und wechſelvoll geweſen, und die mannigfachen Abenteuer, die er beſtanden hat, würden reichlichen Stoff zu zehn komiſchen Romanen geben. Dem Publikum gegenüber behauptet er eine würdevolle Haltung, aber außerhalb der Couliſſen iſt er der fröhlichſte Geſellſchafter, der ſelbſt ſein Elend humoriſtiſch auffaßt und ſich aus den verdrießlichſten Lagen mit einem Scherze zieht. Im Jahre 1817 war es ihm gelungen, zu einem Debût in der Comédie-Française zugelaſſen zu werden; er kleidete ſich gerade an, als Monroſe in das Kabinet trat, das er von dieſem geliehen hatte. Ein Hemde hing an einem Nagel, aber was für ein Hemde! Ein wahrer Lappen, den ein Lumpenſammler vielleicht nicht mit ſeinem Stocke angerührt haben würde. Roſambo, der den verwunderten Blick ſeines Freundes wahrnahm, ſagte zu dieſem: „Du ſiehſt, mein Werther, daß ich in dieſem Augenblicke nicht eben reichlich mit Wäſche verſehen bin; ich habe außer dieſem Hemde nur noch zwei von derſelben Beſchaffenheit und ein ſchlechtes."

Roſambo's Garderobe gehört wirklich zu den merkwürdigſten Dingen; nie hat ein Schauſpieler die Kunſt, einen Anzug zu erſinnen, zuſammenzuſetzen und, ſo zu ſagen, aus Nichts zu ſchaffen, höher geſteigert. Ihm gebührt der Ruhm, die papiernen Manſchetten und Halskragen erfunden zu haben. In Liſle ſollte er eines Abends als Gendarmerie-Offizier in einem Stücke auftreten. Nun enthielt zwar die Theater-Garderobe die Uniform und die Stiefeln, aber durchaus keine Beinkleider, welche zu ſeinem Wuchſe gepaßt hätten. Roſambo weiß indeß für Alles Rath; er bemerkte einen wirklichen Gendarmen, welcher ſich ganz gemüthlich am Ofen wärmte. Ohne ſich lange zu beſinnen, knüpft er mit dieſem eine Unterhaltung an und beredet denſelben, ihm auf eine Viertelſtunde ſeine ledernen Hoſen zu leihen, wogegen er ihm ſeine ſchon ſehr mitgenommenen Beinkleider als Unterpfand überließ. Das Schauſpiel ging glücklich zu Ende, aber der Gendarm wartet noch auf die Rückgabe ſeiner Unausſprechlichen, denn Roſambo reiſte noch an demſelben Abend nach dem Haag ab.

Daß er ſich dem Publikum gegenüber nie aus der Faſſung bringen läßt, haben wir ſchon erwähnt und gerühmt; wir wollen auch nur ein Beiſpiel anführen. Zwei Mitglieder der Comédie-Française gaben in Verſailles eine Vorſtellung und hatten dazu Andromaque und l'Amant bourru gewählt. Roſambo erſchien wie gewöhnlich zur Mittagszeit und war diesmal um ſo willkommener, als Pylades hatte abſagen laſſen. Unſer Held verſtand ſich natürlich ohne Weiteres dazu, die Rolle des Pylades zu übernehmen, obgleich er dieſelbe niemals geſpielt hatte. Das Vertrauen auf ſeine Kräfte ging ſogar ſo weit, daß er den Vorſchlag ſeiner Freunde, ſich ein beſonderes Zimmer geben zu laſſen, ganz entſchieden ablehnte und erklärte, er wolle mit ihnen ſpeiſen und nebenbei ſeine Rolle einſtudiren. Diesmal hatte er ſich denn doch etwas zu viel zugemuthet; er ſpeiſte mit ſeinen Freunden und ſpeiſte ſo viel, daß er ſich auch nicht einmal auf ſein erſtes Stichwort beſinnen konnte, als der Vorhang aufging. Bekanntlich eröffnet Oreſtes das Stück mit den Worten:

Oui, puisque je retrouve un ami si fidèle
Ma fortune va prendre une face nouvelle.

Da nun Pylades hierauf nichts zu antworten wußte, ſo blieb er die Erwiederung ſchuldig und umarmte ſtatt deſſen ſeinen Freund, umarmte ihn mit ſo vieler Wärme und Herzlichkeit, daß das Parterre in einen lauten Beifallsſturm ausbrach. Dieſe Anerkennung munterte Roſambo auf, und er ſetzte ſeine Umarmungen fort, die auch jetzt noch beifällig aufgenommen wurden. Als dieſelben indeß kein Ende nehmen wollten, fing man an zu ziſchen. Nun trat Roſambo an die Lampen, verneigte ſich dreimal und ſagte: „Meine Herren, die Ueberzeugung, daß man nicht zwei Dinge zu gleicher Zeit betreiben könne, iſt mir noch nie ſo nahe getreten, wie heute; ich wollte meine Rolle beim Mittagseſſen lernen, und die Folge davon war, daß ich ſchlecht gegeſſen habe und nicht ein Wort von meiner Rolle weiß." Das Parterre iſt auch nicht alle Tage mißgelaunt; übrigens kannte es den Schauſpieler und fand an ſeiner offenen und launigen Erklärung Geſchmack. Roſambo war der Held des Abends.

Der Schauplatz des ſeltſamſten Abenteuers, welches Roſambo zu beſtehen hatte, iſt indeß Saint-Omer. Er ſpielte alle große Rollen bei einer kleinen Truppe, welche für zwölf oder funfzehn Vorſtellungen während der Dauer des Jahrmarkts engagirt worden war. Die beiden erſten Vorſtellungen waren ziemlich einträglich geweſen; ſie hatten 11—1200 Francs eingebracht; aber am Tage nach der zweiten Vorſtellung verſchwand der Direktor und mit ihm die Kaſſe. Die armen Schauſpieler ließ er im Gaſthofe zurück, wo dieſelben für eine Schuld von 500 Francs haften ſollten. Hier war guter Rath theuer; Roſambo verlor indeß weder den Muth noch ſeine roſenfarbene Laune und beſchloß, dem Schickſale zu trotzen. Es gelang ihm, der Republik der Schauſpieler eine ziemlich feſte Organiſation zu geben und ſie zur Fortſetzung der Vorſtellungen zu bewegen. Aber das Schickſal war noch nicht müde, ſie zu verfolgen. Wie mannigfaltig ſie auch das Repertoire geſtalten mochten, wie wenig ſie auch auf den Anſchlagezetteln, die wahre Meiſterſtücke der Beredſamkeit waren, die lobpreiſenden Ausdrücke ſparten, ſo wurde doch die Einnahme immer geringer und das Publikum von Tage zu Tage kälter. Das Defizit wurde natürlich dabei immer größer, und die Geſellſchaft war genöthigt, die härteſten Entbehrungen zu ertragen. Bei der vierzehnten Vorſtellung erhob ſich der Antheil eines Jeden nicht über 34 Centimes. Verzweifelnd ſaßen Alle in einer kleinen Stube neben dem Theater, — denn den Gaſthof hatten ſie räumen müſſen — und wärmten ſich an dem Feuer einiger Reißbündel; wenn das Feuer brannte, warfen ſie einige Kartoffeln in die Aſche, denn dieſes einfache Gericht erſetzte ihnen die Suppe, den Braten, die Zwiſchengerichte und den Nachtiſch. Die Koſtüme befanden ſich in einem wahrhaft jammervollen Zuſtande, und die ganze Truppe konnte nur noch über ein Töpfchen rother und zwei dergleichen weißer Schminke verfügen. Dazu kam noch, daß der erſte Liebhaber Froſtbeulen hatte, daß der Komiker ſich über einen gewaltigen Schnupfen beklagte, und daß die erſte Liebhaberin an einer ſchrecklichen Migraine litt.

Schon rückte indeß der Tag der letzten Vorſtellung heran. Der Schauſpielſaal war nur auf vierzehn Tage gemiethet worden, und da die geſammte Einnahme nicht hinreichte, den Miethzins zu bezahlen, ſo ließ ſich kaum erwarten, daß der Eigenthümer ihnen ſeinen Saal noch länger überlaſſen werde. Für Roſambo hatte eine ſo jammervolle Lage nichts Befremdliches, und er war auch der Einzige, der ſeinen Gleichmuth bewahrt hatte und auf die Mittel, ſich aus dieſer Verlegenheit zu ziehen, ſann. Roſambo hatte von einem Korreſpondenten den Abdruck eines Stückes erhalten, welches in Paris damals viel Aufſehen machte und „das Ungeheuer" betitelt war. Er brachte es im Ausſchuß dahin, daß man beſchloß, ſich an dieſes Spektakelſtück, als an den letzten Hoffnungsanker, feſtzuklammern und es zur Schlußvor-

Digitized by Google

ſtellung aufzubewahren. Vielleicht würde ihnen dann der Eigenthümer, wenn man den Rückſtand einiger Tage bezahlte, noch eine kleine Friſt gewähren, und ſie könnten: „Auf allgemeines Verlangen“ eine zweite Vorſtellung, „zum letzten Male“ eine dritte und „zum allerletzten Male“ eine vierte veranſtalten. Ein Jeder legte willig die Hand ans Werk, und die Bühne ſah der Werkſtatt eines Tiſchlers, Decorationsmalers und Theaterſchneiders nicht unähnlich. Man nähte, mahlte, beſſerte aus und repetirte zugleich die Rollen. Eine alte Decoration, welche urſprünglich einen Wald vorſtellte, ſchien, vermöge ihres Alters, wunderbar geeignet, eine Anſchauung des Meeres zu geben; vermittelſt einiger Pfähle, welche in gewiſſen Zwiſchenräumen eingeſchlagen wurden, ſuchte man den Schein der Wellen hervorzubringen: das Schiff wurde durch ein braun angeſtrichenes Brett repräſentirt, drei Reisbündel dienten als Maſten, und ſämmtliche Taſchentücher der Geſellſchaft wurden zu Segeln gepreßt. Endlich bot man die äußerſten Kräfte auf und machte faſt das Unmögliche möglich, um einen rieſenhaften Anſchlagzettel zu Stande zu bringen; auf demſelben erblickte man das Ungeheuer, welches ein Kind verſchlang. Ganz unten las man in koloſſalen Buchſtaben die Worte: „Herr Roſambo, ehemaliger erſter tragiſcher und komiſcher Liebhaber am Théâtre Français und am Odéon, wird in der Rolle des Ungeheuers auftreten.“

Der große Tag brach endlich an; die Rollen waren einſtudirt, die Decorationen herbeigeſchafft und die Koſtüme zuſammengeflickt, mit Ausnahme jedoch eines einzigen; das des Ungeheuers fehlte. Roſambo hatte verſprochen, es herbeizuſchaffen, und man kannte ſeinen erfinderiſchen Geiſt. Eine Stunde vor dem Anfange der Vorſtellung erſchien ein Anſtreicher, deſſen Bekanntſchaft er beim Billard gemacht hatte. Vor dieſem entblößte er ſich bis zum Gürtel und fragte: „Mein Werther, was muß ich Ihnen bezahlen, wenn Sie mich vom Kopf bis zu den Füßen anſtreichen?“ — „Drei Francs“, erwiederte der Anſtreicher. — „Indeß“, fuhr Roſambo fort, „fehlt mir noch eine Perrücke, und wenn ſich nicht eine der Damen entſchließt, mir ihren Haarſchmuck abzutreten, ſo weiß ich in der That nicht, was ich machen ſoll. Ich opfere mich für das allgemeine Beſte, und mein Beiſpiel muß zur Nacheiferung entflammen.“ — Er zielte mit dieſem Vorſchlag auf die ehrwürdige Duenna, welche denſelben indeß unbedingt ablehnte. Da er einſah, daß ſie von ihren grauen Locken nicht laſſen würde, ſo mußte er ſich mit einem Bündel Flachs begnügen, dem man durch eine Gummiauflöſung etwas Haltung gab. Der Anſtreicher ſtrich alſo friſch auf das Geſicht und den Körper Roſambo's los, nicht anders, als wenn er ein Gartengitter unter Händen hätte, trat dann einige Schritte zurück, um den Effekt ſeiner Arbeit zu beobachten und ſagte: „So ſind Sie wunderſchön; Sie ſollten immer ſo gehen.“ — Da indeß nach einigen Minuten die Farbe abfloß und nur noch auf den hervorſpringenden Theilen ſeines Körpers, auf der Naſenſpitze, den Ohren und Fingern, wie ſchimmernde Smaragdtropfen erglänzte, ſo ſchien er eher tätowirt als angeſtrichen zu ſeyn. Der Maler mußte ihn daher noch einmal anſtreichen und der Farbe durch die Beimiſchung von etwas Firniß mehr Konſiſtenz geben. Am Abend verſprach er wiederzukommen.

Roſambo ſah wirklich ſchrecklich aus; allmälig trocknete der Firniß und lähmte die Bewegung ſeiner Muskeln. Eine ſchreckliche Grimaſſe, die er im Augenblicke des Trocknens verſucht hatte, war ſtereotyp geworden und ſchien der bleibende Ausdruck ſeines Geſichts zu ſeyn. Hierzu kamen noch zwei Orangeſchalen, welche er zwiſchen den Lippen eingeklemmt hatte, und die, da ſie den Mund offen hielten, ein ſchreckliches Gebiß hervortreten ließen. Er hätte unmöglich ein Wort hervorbringen können; da indeß ſeine Rolle ſtumm war, ſo that dies nichts zur Sache. Er brauchte bloß ein ſchreckliches Geheul auszuſtoßen, und der Schmerz, den er empfand, machte ihn dazu ſehr geeignet. Die Ankündigung verfehlte ihre Wirkung nicht, und die Einnahme war ſehr bedeutend; ſie betrug 1200 Francs. Zur Deckung der Schulden, die des Direktors mit einbegriffen, waren nur 800 Francs erforderlich, und ſomit verblieb dieſen armen Teufeln, welche ſeit vierzehn Tagen rein von Kartoffeln lebten, immer noch eine Summe von 400 Francs. Es ging auch Alles gut bis zur Erſcheinung des Ungeheuers; als dieſes aber in ſeiner ſchrecklichen Mißgeſtalt auftauchte, als man dieſe fürchterliche Geſichtsverzerrung ſah und das Geheul deſſelben vernahm, wurde die ganze Verſammlung von einem paniſchen Schrecken ergriffen, und die Weiber und Kinder ſtürzten aus dem Theater. Jetzt gerieth Alles ins Stocken; ein Straßenbube, der das Kind vorſtellen ſollte, das dem Ungeheuer zum Fraße beſtimmt war, hatte in den Proben viel Kaltblütigkeit und Unerſchrockenheit gezeigt; als er aber Roſambo im Koſtüm erblickte, wurde auch er von dem allgemeinen Schrecken ergriffen und machte ſich aus dem Staube; der Feuerregen endlich, der das Stück beenden ſollte, mißglückte und hätte beinahe noch das Theater in Brand geſteckt. Unter Pfeifen, Pochen und Verwünſchungen ging ein Abend zu Ende, der ſo ſchön zu werden verſprochen hatte.

Die Schauſpieler tröſteten ſich indeß über dies Mißgeſchick; ſie hatten ja eine Einnahme. Vor dem Publikum von Saint-Omer konnten ſie freilich nicht mehr auftreten, aber die Welt iſt ja groß, und die Stadt hatte ſich ihnen ſo ungaſtlich gezeigt. Aber die Einnahme! die hatte man freilich noch nicht in Händen, aber die Liebhaberin, die, weil ſie im Stücke nicht beſchäftigt geweſen, an der Kaſſe geſeſſen, mußte ſie ja bringen. Man wartete, wartete, und ſie erſchien nicht. Roſambo ſaß indeß auf der Folter, denn der Maler, der ihn von ſeiner Kruſte zu befreien verſprochen hatte, erſchien nicht. Nach Verlauf einer Stunde war die traurige Wahrheit offenbar. Der Maler, die Liebhaberin und die Kaſſe waren denſelben Weg gegangen. Man ſtieß Flüche und Verwünſchungen aus, aber dieſe brachten die Entflohenen nicht zurück. Vor Allem mußte man Roſambo jetzt zu Hülfe kommen, denn dieſer war am ſchlimmſten daran. Sämmtliche Schauſpieler machten ſich über ihn her, aber eher hätten ſie einen Mohren weiß waſchen können; das Waſſer floß an ſeinem Körper wie an geölter Leinwand herunter, und je mehr ſie wuſchen, deſto feſter wurde die Farbe.

Als das Mißgeſchick der Schauſpieler in der Stadt bekannt wurde, erwachte die Theilnahme für ſie in allen Herzen; man gewährte ihnen zwar keine Hülfe, aber man ließ ſie ungehindert ziehen. Wie hätte man ſie auch daran hindern wollen, ohne ihre Haut als Pfand zurückzubehalten? Die Truppe begab ſich nach Valenciennes, und Roſambo, der immer bereit war, ſich für das Allgemeine zu opfern, ſchlug ſeinen Kameraden vor, ihn in allen Dörfern als ein Naturwunder zu zeigen. Denjenigen, der nicht wußte, wie es damit zuging, mußte er freilich als ein Wunderthier erſcheinen. Zuerſt mußte er für einen „wirklichen wilden Südſee-Inſulaner gelten; als indeß der Firniß allmälig zerbröckelte und kleine Schuppen bildete, wurde er in den „Fiſchmenſchen“ umgewandelt. Unter dem letzten Namen fand er viel Zulauf, und die guten Einnahmen erlaubten ihm endlich, ſich wieder entfirniſſen zu laſſen.

Roſambo iſt jetzt ſechzig Jahre alt; die Generation der Schauſpieler, mit denen er zuſammen geſpielt hat, wird immer dünner; bei den jungen Leuten findet er nicht mehr dieſelbe Sympathie. Bald wird ihm nur noch eine Hülfsquelle übrig bleiben, er wird Profeſſor der Declamation werden müſſen.

(Gazette des Théâtres.)

Mannigfaltiges.

— Zur Sitten-Statiſtik. Eine Viſitation, die kürzlich in zehn kleinen Londoner Leihbibliotheken (circulating libraries) ſtattgefunden, hat folgendes Reſultat ergeben: Unter je hundert Büchern befanden ſich immer: Erzählungen von religiöſer und moraliſcher Tendenz (wie die von Miß Edgeworth) zwei; ältere Werke von guter Art (von Dr. Johnſon, Goldſmith ꝛc) eins; ältere humoriſtiſche Erzählungen (von Fielding, Smollet, Leſage ꝛc.) zwei; hiſtoriſche Romane (von Walter Scott und ſeinen Nachahmern) acht; Wunder- und Ritter-Romane vier; moderne Darſtellungen von gutem Geſchmack (von Bulwer, Theodor Hook ꝛc.) zwei; Reiſen und geſchichtliche Werke ſechs; See-Romane (von Cap. Marryat, Cooper ꝛc.) fünf; bekannte faſhionable Skandaloſa (von Lady Charlotte Bury ꝛc.) zwanzig; unſittliche Darſtellungen, ſchlechte Nachahmungen der faſhionablen Skandaloſa und Lektüre für den großen Haufen ſechsundvierzig; alte Schmöker (Newgate-Kalender ꝛc.) vier. — Man ſieht hieraus, wie ſehr das Verhältniß ſteigt, je mehr ſich der Inhalt der Bücher von guten Tendenzen entfernt. Blackwood's Magazine ſagt in dieſer Beziehung: „Der Menſchenfreund ſtellt ſich unſere Handwerker gern vor, wie ſie noch in der Mitternacht bei der Oellampe emſig ihr Werk vollenden, oder er denkt ſich einen von der Tages-Arbeit müden Hausvater, der in den Feierſtunden ſeiner Familie aus Bibel und Poſtille vorlieſt; aber wie iſt es in der Wirklichkeit? Wir erblicken unſeren Handwerker mit liederlichen Genoſſen im Wirthshauſe, wo er ſich das Getränk durch die Ergüſſe radikaler Blätter noch ſchmackhafter zu machen ſucht, oder wir finden die bleichen Fabrik-Arbeiterinnen Sonntags in ihrem Stübchen bei der Lektüre ſkandalöſer Romane; am Wochentage aber ſitzen die zarten Nähmamſells vierzehn Stunden hinter einander im engen Zimmer beiſammen, wo ſie bei ihrer Arbeit ſich von einer Freundin aus einem ſchlechten Buche vorleſen laſſen, bei welcher Gelegenheit ſie dann alle Laſter des müßigen Lebens mitten in ihrem Fleiße kennen lernen. Iſt es nun wohl ein Wunder, wenn wir nach wenigen Jahren einen Theil dieſer Mädchen in den Straßen von London unter jenen Verworfenen wiederfinden, deren Zahl ſich leider mit jedem Tage vermehrt?“ — Der Journaliſt fragt ſich hierauf, ob es unter ſolchen Umſtänden wohl recht ſey, die Kenntniß des Leſens und Schreibens unter den niederen Klaſſen ſo emſig zu verbreiten? Doch er iſt weit entfernt, dieſe Frage zu verneinen; er erkennt vielmehr an, daß doch noch immer mehr Gutes als Schlechtes aus dem auch unter den niederen Volksklaſſen verbreiteten Unterricht entſpringe, aber er verlangt die Beaufſichtigung, die Regulirung dieſer Kräfte durch eine ſittliche Macht. Wer wird, fügt er hinzu, das Wohlthätige jener neueren Erfindungen, der Dampfmaſchinen und Lokomotiven, leugnen? Und doch iſt die menſchliche Geſellſchaft, d. h. der Staat, verpflichtet, dafür zu ſorgen, daß die rohe Elementarkraft keinen ungeſchickten Händen anvertraut werde, daß der Vortheil des Zeitgewinns, den ſie uns verſchaffen, nicht auf Koſten der Geſundheit und des Lebens herbeigezwungen und übertrieben werde.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 20. Berlin, Freitag den 15. Februar 1839.

Mexiko.

San Juan de Ulloa und Vera-Cruz.

Das Fort San Juan de Ulloa, auf welchem die Franzöſiſche Marine vor kurzem die dreifarbige Fahne aufpflanzte, iſt das ausgedehnteſte Feſtungswerk, welches die Spanier in Amerika erbaut haben. Es iſt ganz vom Meere umgeben und liegt der Stadt Vera-Cruz gegenüber; im Mittelpunkt des Raumes, den es jetzt einnimmt, war früher eine kleine Inſel. Hier legte Juan de Grijalva an, der erſte Spanier, der, ſchon ein Jahr vor Cortez, in Mexiko landete und der dieſer Inſel auch den Namen gab. Er fand daſelbſt die Ueberreſte zweier Unglücklichen, die man den Göttern geſchlachtet hatte, und erhielt auf ſeine Frage, warum man Menſchen opfere, die Antwort, dies geſchehe auf Befehl der Könige von Akolhua, wie damals ein Theil der Mexikaniſchen Hochebene genannt wurde; aus dieſem Worte nun bildete er ſich die Benennung Ulua oder Ulloa, weil er glaubte, dies ſey der Name des Eilandes. Das Fort beherrſcht die Stadt, welche nur einen halben Kanonenſchuß davon entfernt liegt und auf dieſer Seite nur durch zwei kleine Redouten vertheidigt wird; noch beſſer aber beherrſcht es den Hafen, denn alle Schiffe müſſen zwiſchen dem Fort und der Stadt ankern, und die Kriegsſchiffe werden an metallene Ringe angekettet, welche in der Feſtungsmauer zu dieſem Behuf angebracht ſind. Das Fort von San Juan de Ulloa iſt mit jenem Aufwand von Feſtigkeit gebaut, wodurch ſich alle, ſowohl die bürgerlichen wie die militairiſchen, Bauten der Spanier in der Neuen Welt auszeichneten und welche uns noch ein Zeugniß von der ehemaligen Größe dieſes jetzt ſo geſunkenen Volkes geben. Die Spaniſchen Ingenieure, damals die geſchickteſten in Europa, hielten dieſe Feſtung für unüberwindlich; ſie verſahen dieſelbe mit geräumigen Speichern, und um ihr auch eine hinreichende Menge ſüßen Waſſers zu ſichern, wurden mit großen Koſten ungeheure Brunnen gegraben, die der Beſatzung ein viel geſünderes Getränk liefern, als es die Einwohner der Stadt den ſtehenden Sümpfen, welche dieſelbe umgeben, abzugewinnen vermögen. Das Kaſtell von Ulloa ſoll dem Spaniſchen Schatze 40 Millionen Piaſter gekoſtet haben, und man begreift ſehr wohl, daß eine ungeheure Summe erforderlich war, um Feſtungswerke unter dem Waſſer zu gründen, ſie durch Felsblöcke zu ſchützen, damit ſie der oft ſehr furchtbaren Gewalt des Meeres widerſtänden, und dann darauf eine Citadelle im Spaniſchen Style, der an den Römiſchen erinnert, zu erbauen.

Wie groß aber auch der Ruf der Feſtung Ulloa in Amerika ſeyn mag, ihr Anblick hat durchaus nichts Impoſantes. Das kleine Eiland, auf deſſen ganzer Ausdehnung ſie erbaut iſt, und über welches ſie ſich noch hinaus erſtreckt, iſt gerade waſſerpaß; die Mauern ſteigen ſenkrecht aus den Wellen empor und ſind nur von mittelmäßiger Höhe, denn ſie brauchen nicht hoch zu ſeyn, um mit ihren Kanonen die Batterieen der ſie angreifenden Schiffe oder die ſehr tief liegende Meeresküſte beſtreichen zu können. Die reichlich mit Schießſcharten verſehenen Mauern werden nur von zwei Thürmen, dem Kavalier (Caballero) und dem Signalthurme, überragt; auf letzterem befand ſich der Leuchtthurm, und von dort aus konnte man die Schiffe auf der offenen See entdecken; beide wurden von dem Franzöſiſchen Geſchütze niedergeſchoſſen. Ueberhaupt hat die ganze Küſte nichts Erhabenes. Links vom Kaſtell, ungefähr eine halbe Meile von demſelben entfernt, bemerkt man noch ein anderes längliches, unfruchtbares und ödes Eiland, Sacrificios nach den Menſchenopfern genannt, welche dort unter der Regierung der Aztekiſchen Kaiſer vollzogen wurden, die den blutdürſtigen Götzen Mexitli anbeteten und mit Montezuma erloſchen. Rechts und links von der Inſel Sacrificios, ſo weit das Auge nur reicht, breitet ſich eine ſandige Küſte aus, auf der man hin und wieder einige jener Kaktus (nopals), die in der Mexikaniſchen Vegetation eine ſo große Rolle ſpielen, ſo wie hier und da einige kahle Baumſtämme entdeckt, welche die Wogen angeſchwemmt haben und die wahrſcheinlich von jener unendlichen Menge Treibholz herrühren, das der Miſſiſſippi und der Ohio nach ihren periodiſchen großen Ueberſchwemmungen dem Meere zuführen. Hinter dem Fort erblickt man die Stadt Vera-Cruz mit ihren Kuppeln und Glockenthürmen; einige Meilen hinter derſelben beginnt jene Bergkette, die ſich in dunkelblauen Linien am herrlichen Azur dieſes tropiſchen Himmels fortzieht. Seit ungefähr funfzehn Jahren vorzüglich iſt dies Panorama beſonders traurig und unbelebt; die Feſtung war zwar immer noch in ziemlich gutem Zuſtande, denn die Spanier bauten für Jahrhunderte, im Hafen aber befanden ſich kaum fünf bis ſechs Goeletten und drei bis vier Briggs oder Dreimaſter, neben den Rumpfen einiger früheren Kriegsſchiffe, wie die entwaffneten und abgetakelten „Aſia“ und „Guerrero“, die theils in Gefängniſſe für die Galeerenſklaven verwandelt ſind, theils halb unter Waſſer zwiſchen Klippen liegen. In der Mitte des Hafens, in der Richtung nach dem Kaſtell zu, ſieht man die Ueberreſte eines faſt ganz vom Meere zerſtörten Hafendamms, welchen die Behörden des unabhängigen Mexiko's nie ausbeſſern ließen. Die Mauern, welche die Stadt umringen, geſtatten keinen Blick in die Straßen derſelben, die übrigens ganz öde ſind. Außer einer oder zwei Schildwachen, die mit abgemeſſenen Schritten auf und nieder gehen oder aus den Schießſcharten der Feſtung hervorlugen, ſind die einzigen lebenden Weſen, die man gewahr wird, unermeßliche Schaaren von Geiern, welche die Kuppeln der Kirchen von Vera-Cruz belagern; die Einwohner ſehen ihrer Vermehrung ruhig zu, weil dieſe Raubvögel die Straßen von dem Unrathe und den Aasſtücken reinigen, die ſich ſonſt darin anhäufen würden, da Niemand als ſie für die Straßen-Polizei Sorge trägt. Der Reiſende würde ſich für getäuſcht halten und glauben, der Schiffer habe ſich verirrt und ihn irgend wo anders hingeführt, als nach Mexiko, jenem bewunderten Lande, wo der Boden ſo üppig, die Natur ſo majeſtätiſch ſeyn ſoll, wenn er nicht zu ſeiner Rechten die herrliche Spitze des Vulkans von Orizaba erblickte, der ſeinen ſchneeigen Gipfel zu den Wolken emporhebt, ſeine waldbewachſenen Seiten weit hin ausdehnt und wie ein von der weiten Hochebene Mexiko's, dem wahren gelobten Lande, nach dem Meere hin vorgeſchobenes Fort erſcheint.

Die Stadt Vera-Cruz, deren die Franzöſiſchen Truppen durch die Einnahme des Forts von Ulloa jetzt Meiſter ſind, war vor der Unabhängigkeit der einzige Hafen, der dem Mexikaniſchen Handel auf dem Atlantiſchen Meere offen ſtand. Hier landete Cortez den 21. April 1519 mit 500 Mann, um das Reich Montezuma's zu erobern, welches von einem unzählbaren und tapferen Heere vertheidigt wurde. Die Spanier, die ſich ſehr gut auf die Kunſt, Kolonieen zu organiſiren, verſtanden, und die davon Muſter-Anſiedelungen zurückgelaſſen haben, welche bis jetzt noch von keinem der Völker übertroffen worden, die ihnen den erſten Rang ſtreitig gemacht und entriſſen haben, glaubten, daß ihr in der That ſehr beſchränkendes Handels-Syſtem es durchaus nöthig mache, alle Geſchäfte Mexiko's mit Europa nur durch zwei Häfen zu betreiben, auf der Oſtſeite durch Vera-Cruz und auf der entgegengeſetzten Seite der Mexikaniſchen Hochebene durch Akapulko. Dieſe Anordnungen, welche von dem Augenblick an verderblich wurden, wo Mexiko eines lebhafteren Verkehrs mit der alten Welt bedurfte, haben jedoch für Vera-Cruz ſelbſt Einrichtungen und Schöpfungen zu Wege gebracht, wie man ſie in keinem anderen Mexikaniſchen Hafen antrifft; die unabhängigen Mexikaniſchen Behörden verſtanden ſich nur aufs Zerſtören und waren unfähig, etwas zu gründen. Vera-Cruz iſt der einzige Mexikaniſche Hafen, der durch eine fahrbare Straße mit dem Innern des Landes in Verbindung ſteht. Der Conſulado von Vera-Cruz, eine Stadtbehörde, welche einige wenige polizeiliche Obliegenheiten neben den Functionen einer Handels-Kammer und eines Handelsgerichts auszuüben hatte, ließ von 1800 bis 1810, aus ſeinen Einnahmen und durch geſammelte Subſcriptionen, von Vera-Cruz bis auf die Bergeshöhen eine Straße bauen, welche der über den Simplon weder an Schönheit noch an Länge nachſteht. Um von den anderen Häfen nach Mexiko zu gelangen, muß man auf Fußpfaden, wo kaum zwei Mauleſel neben einander gehen können, Berge von der Höhe des Montblanc erklimmen. Die Vera-Cruzer Straße hingegen bietet oder bot vielmehr zur Zeit der Spaniſchen Herrſchaft einen prächtigen Weg dar; ein dreißig Fuß breites, zum Theil aus regelmäßigen Baſaltplatten beſtehendes, theils gemauertes Pflaſter bildete die Mitte deſſelben, und wie die Römiſchen Heerſtraßen ſchien auch dieſe den Zerſtörungen der Zeit Trotz bieten zu können. Aber während des Unabhängigkeits-Krieges riß man ſie an verſchiedenen und gerade an den ſchwierigſten Stellen auf, um den

Digitized by Google

Truppenzügen, welche der Beſatzung der Hauptſtadt aus Spanien zu Hülfe kamen, den Weg zu verſperren. Weil nun das Land ſeitdem beſtändig eine Beute der Anarchie und Empörung war, ſo hat Niemand Sorge getragen, dieſe Straße wieder ausbeſſern zu laſſen; die mächtige Vegetation der Tropen vereinigte ihre Macht mit dem Vandalismus des Bürgerkrieges, und ſo verfiel dies ſchöne Werk immer mehr und mehr. Hier und da ſind Bäume, ähnlich der mala ficus des Dichters, aus der Mitte des Weges emporgeſchoſſen; die Mauleſeltreiber, faſt die Einzigen, die jetzt, außer einer Art von erbärmlichen Diligencen, dieſen Weg benutzen, dachten nicht daran, dieſe Bäume in ihrem Entkeimen niederzureißen, und ſo wuchſen ſie hoch empor.

Vera-Cruz iſt eine anſehnliche Stadt; die Straßen ſind breit, gerade und gut gebaut; ſie hat mehrere Kirchen, einen ſchönen Regierungs-Palaſt und große Kaſernen. Im Sommer iſt hier eine brennende Hitze, die durch nichts gemäßigt wird, denn die Spaniſche Race, die einen unüberwindlichen Abſcheu gegen Bäume hegt, hat weder die Straßen damit bepflanzt, noch Alleen an der Ringmauer der Stadt angelegt. Vor dreißig Jahren herrſchte großer Wohlſtand in Vera-Cruz; die ſtehende Bevölkerung wurde auf 20,000 Seelen angenommen; dazu kamen noch ungefähr 4000 Seeleute, 7—8000 Mauleſeltreiber, welche die Europäiſchen Waaren ins Innere des Landes und die Produkte deſſelben wiederum nach dem Hafen führten, und 4—5000 Fremde, Reiſende und Soldaten; im Ganzen alſo hatte die Stadt gegen 35,000 Einwohner. Die Ein- und Ausfuhr belief ſich bis auf 200 Millionen, und 4—500 Fahrzeuge liefen im Hafen ein. Während der Unabhängigkeit hat Vera-Cruz viel auszuſtehen gehabt; die Spanier blieben noch mehrere Jahre, nachdem ſie das feſte Land geräumt hatten, Herren des Forts von Ulloa, und aller Handel zog ſich nach dem nahgelegenen kleinen Hafen von Alvarado; erſt als die Spanier der Behauptung von San Juan de Ulloa müde wurden, hob ſich Vera-Cruz von neuem, und in dieſem Augenblick iſt es der wichtigſte Mexikaniſche Hafen. Aber die Freiheit war nicht erſprießlich für die Mexikaniſchen Provinzen, ſie haben ſich einer Politik unterworfen, die ſie zu Grunde richtete, deren Verantwortlichkeit aber nicht allein auf die Mexikaner zurückfällt. Sie wollten eine Monarchie bilden, und der berühmte Plan Iguala's, dem ſie Alle mit Entzücken beiſtimmten, berief Ferdinand VII. oder ſtatt ſeiner einen ſeiner Brüder auf den conſtitutionnellen Thron des Mexikaniſchen Reiches; aber dieſer Fürſt ſchlug die dargebotene Krone für ſich und die Seinigen aus. Nach den ohnmächtigen Anſtrengungen des Don Auguſtin Iturbide, eine Kaiſerliche Dynaſtie zu Gunſten ſeiner Familie zu ſtiften, folgten ſie unklugen oder verrätheriſchen Rathgebern, die ihnen vorſchlugen, die republikaniſche und föderative Verfaſſung der Vereinigten Staaten zum Vorbilde zu nehmen. Neu-Spanien wurde alſo in freie und ſouveraine Staaten eingetheilt, mit einem Föderativ-Diſtrikte *) und zwei Kammern, und diejenigen, welche ſowohl durch ihre Vorzüge wie durch ihre Fehler wahre Antipoden der Anglo-Amerikaner ſind, ließen ſich verleiten, die Regierungs-Verfaſſung der Union ſklaviſch nachzuahmen. Und was war der Erfolg dieſer unglückſeligen Einrichtung, die man vergebens durch einen neuen Centraliſations-Verſuch zu verbeſſern hoffte? Auf dieſe Frage giebt die düſtere Verödung von Vera-Cruz dem dort landenden Fremden hinreichende Antwort.

Der Hafen von Vera-Cruz iſt der beſte oder vielmehr der mindeſt ſchlechte an der ganzen Oſtküſte von Mexiko; er kann zwar Linienſchiffe aufnehmen, iſt aber ſehr eng und das Landen mit Gefahr verbunden. Die Leute des Cortez verglichen ihn mit einer durchlöcherten Taſche. Die Inſel Sacrificios, die Niederungen Arecife del Medio, Isla Verde, Anegada de Dentro, Blanquilla und Gallega bilden mit dem Feſtlande zuſammen eine Art Bucht, in die an der einen Seite der Nordweſtwind, der hier der ſtürmiſchſte iſt, offenen Zugang hat, und die an der entgegengeſetzten ebenfalls einen freien Durchgang gewährt, ſo daß ein Schiff, welches der Nordweſtwind vom Anker losriſſe, bis nach Campeche hinunter treiben würde. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts riß einmal ein wüthender Sturm das Linienſchiff „la Caſtilla", welches mit neun Tauen an der Baſtion von Ulloa befeſtigt war, ſammt den erzenen Ringen von der Mauer los, ſo daß es an der Küſte im Hafen ſelbſt ſcheiterte. Auf jenem Schiffe ging durch dies faſt unglaubliche Mißgeſchick der große Quadrant verloren, deſſen ſich der unglückliche Chappe zu ſeinen aſtronomiſchen Beobachtungen bedient hatte, und den die Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris zurückverlangte, um die Eintheilungen deſſelben berichtigen zu laſſen. Die anderen Mexikaniſchen Häfen am Atlantiſchen Meere, die ſich in dieſer Hinſicht ſehr von dem prächtigen Hafen von Akapulko am Stillen Ocean unterſcheiden, haben keine beſſere Ankerplätze und ſind ſo ſeicht, daß ein Kriegsſchiff ſich nicht hineinwagen darf.

So hat Vera-Cruz zwar aufgehört, ein blühender Hafen zu ſeyn, obgleich es noch immer der erſte Hafen von Mexiko iſt; dagegen blieb es beſtändig der Hauptſitz des gelben Fiebers. Dieſe Plage aller Häfen des mittleren Amerika hat ſich Vera-Cruz zum Hauptquartier auserleſen. Die Ebene, in welcher Vera-Cruz liegt, iſt mit ſehr kleinen, eng an einander gedrängten Dünen (Meganos) bedeckt, was ihr beim erſten Anblick das Anſehen einer Sand-Region giebt, gleich den Wüſten Afrika's. Aber mitten unter dieſen Dünen, am Fuße derſelben, befinden ſich große Strecken ſumpfigen mit Geſtrüpp bewachſenen Bodens, und die Ausdünſtungen dieſer ſtillſtehenden ſchlammigen Gewäſſer erfüllen die Luft mit verpeſteten Miasmen. Dieſe Meganos, in denen ſich, wie Herr von Humboldt bemerkt, die Hitze feſtſetzt, verwandeln Vera-Cruz und die Umgegend in eine Art von Ofen und entwickeln alle Krankheitskeime. Wenn jedoch im Monat November die Nordwinde zu wehen anfangen, hört das gelbe Fieber faſt gänzlich auf und beginnt erſt wieder nach dem Aufhören dieſer Winde, im Monat April. Nach dem berühmten Verfaſſer des Essai sur la nouvelle Espagne, war im Jahre 1803 die Sterblichkeit im St. Sebaſtians-Hoſpital zu Vera-Cruz nur vom Mai bis September bedeutend, im Dezember kam gar kein Todesfall vor, im Januar nur einer und im Februar zwei.

Mexiko iſt ungefähr 60 Deutſche Meilen von Vera-Cruz entfernt; man gelangt dahin, wenn man die Cordilleren auf der Conſulado-Straße überſteigt, die trotz ihrer Verwüſtungen nicht nur die gangbarſte, ſondern auch die einzige zwiſchen der Hochebene und dem Meere iſt. Bei Vigas iſt man auf der Hochebene angelangt, und man befindet ſich dann ungefähr 7,200 Fuß über der Meeresfläche. Von Peroto nach Mexiko kömmt man durch die Stadt la Puebla de los Angeles, die auf 70,000 Seelen geſchätzt wird, und deren Einwohner ſich feſt einbilden, daß ihre Kathedrale von den Engeln erbaut wurde. Zwiſchen la Puebla und dem Baſſin von Mexiko muß man über Rio Frio und über einen etwa 10,000 Fuß hohen Paß. In einem Tage kann man vom Geſtade, wo im Sommer die drückendſte Hitze herrſcht, bis zur ewigen Schneeregion gelangen. Wenn man von Vera-Cruz nach Peroto zu hinaufſteigt, wechſeln bei jedem Schritt die Phyſiognomie des Landes, der Anblick des Himmels, die Vegetation, die Sitten der Einwohner und die Bearbeitung des Bodens. Man bekömmt da einen ſchnellen Ueberblick über das ganze Pflanzenreich, von der Kaffeeſtaude, dem Zuckerrohr, der üppig ſich vermehrenden Banane, der Agave, — einer Aloe-Art, die ſeit undenklichen Zeiten den Einwohnern der Hochebene den Europäiſchen Weinſtock erſetzt, der zwar auch bei ihnen gedeiht, — bis auf die Bäume und Gewächſe unſerer Himmelsſtriche und von dieſen bis zu der Fichte des Nordens und den Mooſen der Polarländer. Nirgends findet man auf ſo kleinem Raume eine ſolche Mannigfaltigkeit und einen ähnlichen Reichthum vereinigt. Von dort kömmt eine durch ihre Feinheit und Weiße berühmte Baumwolle, da findet man einen Kakaobaum von vorzüglichſter Art; am Fuße der Cordilleren, in den immergrünen Wäldern von Papantla und Nautla, in deren Schatten ſich noch alte Denkmäler des Mexikaniſchen Götzendienſtes erheben, wächſt die Liane, reift die köſtliche Frucht der wohlriechenden Vanille. Bei den Indianiſchen Dörfern Colipa und Miſantla blüht die ſchöne Convolvulacee, aus deren knolliger Wurzel die Jalappe gewonnen wird. Mehr nach Weſten zu zieht man auf dem Kaktus die berühmte Cochenille von Oaxaca. Mit Roggen beſäete Felder, die drei bis viermal ſo viel tragen, wie unſere beſten Europäiſchen, wechſeln mit Maisfeldern, Orangengärten und Zuckerrohr-Pflanzungen. Iſt man bis zu einer Höhe von ungefähr 3600 Fuß gelangt, ſo trifft man die Mexikaniſche Eiche, deren Anblick den bei Vera-Cruz gelandeten Reiſenden beruhigt, weil ſie ihm anzeigt, daß er nun die Gränzen der Herrſchaft des gelben Fiebers überſchritten hat. Und dieſer ſo bevorzugte Mexikaniſche Boden birgt in ſeinem Schoße die herrlichſten Silbergruben der ganzen Welt. Die Stadt Xalapa, 4000 Fuß über der Meeresfläche, in der ſogenannten gemäßigten Region erbaut, wo ein ewiger Frühling herrſcht, iſt ein wahres irdiſches Paradies. Um ſie herum berühren ſich und verſchmelzen mit einander alle Vegetationen; auf demſelben Orangenbaum ſieht man da zu gleicher Zeit Blüthen, grüne und goldgelbe Früchte. In zwei Etappen könnte ein Regiment von Vera-Cruz nach Xalapa gelangen, denn zwiſchen dieſen beiden Städten trifft man, Dank der durch das Conſulado gebahnten Straße, nur auf zwei ſchwierige Punkte, bei Puente del Rey, jetzt Puente national genannt, und bei Plan del Rio; aber auch dieſe beiden Punkte ſind nur ganz leicht befeſtigt und können durch einen Handſtreich im Vorbeigehen genommen werden. (J. d. D.)

Italien.

Aeltere und neuere Kunſt in der Lombardei.

(Fortſetzung.)

Nicht erſt ſeit heute ſind die Bewohner dieſes Landes ſo geartet, davon liefern uns die Malereien ihrer alten Schule den beſten Beweis. Ein Künſtler, der gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts unter ihnen lebte, der ſie alſo in unmittelbarſter Nähe ſtudirte, hat uns von ihnen ein Ideal zurückgelaſſen, das ganz mit der Meinung übereinſtimmt, die man noch in unſerem Jahrhundert von ihnen hegen kann; dieſer Künſtler iſt Leonardo da Vinci. Bevor man Mailand geſehen, kann man ſich das verliebte Lächeln, welches auf den Lippen aller Figuren dieſes Malers ſchwebt, ſo wie die eigene herausfordernde Grazie, die über ihre ganze Perſon verbreitet iſt, nicht wohl erklären. Dieſer Zug geiſtvoller, oft ſpöttiſch feiner Sinnlichkeit, den Leonardo darin wiedergab, iſt das natürliche Erzeugniß des Bodens, auf den ihn Ludovico Sforza von Florenz berief und der ſein zweites Vaterland wurde. Nirgend anderswo in Italien findet man das Urbild dieſer Manier. Wenn man die Apenninen überſchritten,

*) Nach Art des Diſtriktes Columbia in den Vereinigten Staaten, in welchem Waſhington, der Sitz der Föderativ-Regierung und der Verſammlungsort des Kongreſſes, liegt.

Digitized by Google

nimmt die Schönheit ernſtere Formen an, hat die Leidenſchaft glühendere Laute, das Vergnügen einen ungebundeneren, feurigeren Charakter. Aber in den Köpfen Leonardo da Vinci's iſt die üppige Sinnlichkeit Italiens mit dem anziehenden Geiſte der Franzöſinnen verſchmolzen, und dieſe Miſchung iſt keineswegeſ eine Erfindung des Malers; er fand ſie im Mailändiſchen ſchon fertig vor.

Wenn man ſo dieſen Maler hier an ſeinem Orte betrachtet, kann man ſich ihn erſt vollkommen erklären. Glaubte man früher, er ſey der Florentiniſchen Schule beyzuzählen und alle ſeine Werke, wenn gleich hier und da gemalt, ſchrieben ſich doch alle aus der Stadt der Mediciäer her, in der ihn wohl das Studium der Antike, etwa beſonders ein Bachus oder ein Apollo, zu dieſem vorherrſchenden Zuge lachender Anmuth und Ironie ſtimmen konnte, ſo wird man jetzt ſehen, daß, wenn die eine Hälfte von Leonardo's Genius der Stadt Florenz gehört, doch Mailand gewiß auf die andere Anſpruch machen darf, und daß man in dieſem großen Manne nicht bloß den Erben Maſaccio's, ſondern auch den wirklichen Stifter einer Lombardiſchen Schule zu erblicken hat, deren Heerd von ihm zu Mailand begründet wurde und die ihre Verzweigungen dann weiter, nach der anderen Seite des Po's, erſtreckte.

Man kann in Mailand ſelbſt die beiden Richtungen von Leonardo's Geiſt ſehr wohl unterſcheiden. Das berühmte Fresko des Kloſters Santa Maria delle Grazie gehört offenbar ganz der Florentiniſchen Schule an. Dieſes bewundernswürdige Abendmahl, über welches ſchon ſo viel, aber doch immer noch nicht erſchöpfend geſchrieben ward, erweckt, ungeachtet aller erlittenen Veränderungen, eine ſo hohe und reine Bewunderung, daß der Geiſt, durch keinen Gedanken an individuelle Manier geſtört, daſſelbe unter die kleine Zahl derjenigen Werke reiht, die das lebendige Abbild der Natur und die allgemeinſte Offenbarung der Schönheits-Idee darſtellen. Und dies iſt eben der Charakter der Florentiniſchen Schule, daß ſie mehr die Lehrmeiſterin aller anderen geweſen, als ſelbſt ein beſtimmtes Gepräge trägt, welches, indem es eine gewiſſe beſondere Eigenthümlichkeit zeigt, zugleich auch der Größe, Wahrheit und Erhabenheit des Ausdrucks engere Gränzen ſetzt. Durch die Kupferſtiche, welche man von dieſem Meiſterwerk ſieht, bekömmt man nicht nur eine unvollſtändige, ſondern auch eine falſche Vorſtellung von demſelben. Die Proportionen der Freske ſind ganz anders; ſtatt des langen und dünnen Blattes, durch deſſen Enge die Perſonen beinahe erdrückt werden, iſt das Gemälde hier von anſehnlicher Höhe, wodurch die Freiheit, der Adel und die Würde der Figuren erhöht werden. Die Schönheit der Zeichnung, die majeſtätiſche Einfachheit der Compoſition, die Erhabenheit der Charaktere und des Ausdruckes, von allem dem bemerkt man wenig auf den Kupferſtichen, dies Alles aber ſtrahlt in unerreichbarer Vollendung von jener undankbaren Mauer herab, die ſo ſchlecht die Züge der göttlichen Hand aufbewahrt hat, durch welche ſie verherrlicht ward. Noch immer kann man ſich recht gut nach den vorhandenen köſtlichen Spuren vorſtellen, wie ſchön, wie einfach, ſanft und doch kräftig einſt das Kolorit war. Bedenkt man nun, daß dieſes Abendmahl noch beinahe zwanzig Jahr vor Raphael's Schule von Athen gemalt wurde, ſo möchte man vor dem Andenken Leonardo da Vinci's niederknieen; es herrſcht in ſeiner Compoſition eine ſo erhabene Einfachheit vor, daß man bei einem Vergleich mit dem ebengenannten Werke Raphael's an den Unterſchied erinnert wird, welcher zwiſchen der natürlichen Majeſtät des Aeſchylus und der gebildeteren, aber kaum ſo mächtigen Schönheit des Sophokles ſtattfindet. Dieſe beiden Meiſterwerke des Pinſels hätten noch mehr zur Nachahmung anſpornen ſollen, denn ſie öffneten der Malerei eine philoſophiſche Bahn, auf welcher die bloße Kraft der Wahrheit zur Schönheit und Größe führte.

Im Mailändiſchen Muſeum, welches ſich im Palaſte Brera befindet und gewiß eine der ſchönſten Sammlungen Italiäniſcher Gemälde in Europa iſt, ſind nur zwei und nicht beſonders bedeutende Stücke von Leonardo; ein Chriſtuskopf mit rother und ſchwarzer Kreide und einem leichten Hauche von Weiß gezeichnet, den man für die Studie des im Abendmahl befindlichen Kopfes halten möchte, weil in der That zwiſchen beiden manche Aehnlichkeit vorwaltet; indeß fehlt doch erſterem, ſo ſchön er auch immer iſt, und obgleich er ebenfalls der Florentiniſchen Schule angehört, der erhaben pathetiſche Ausdruck des letzteren; und dann eine Jungfrau mit dem Kinde und einem Lamm. Die Figuren dieſes zweiten Bildes, das ſeiner lächelnden Grazie wegen ganz der Mailändiſchen Schule angehört, ſind in halber Lebensgröße gemalt. Als Erſatz für die wenigen Gemälde Leonardo da Vinci's findet man im Palaſte Brera eine große Anzahl von ſeinen Schülern, die ſonſt nirgend gekannt ſind, hier aber in großer Achtung ſtehen. Einiges Nähere über ihre Leiſtungen wäre vielleicht nicht ganz unintereſſant, weil man die Geiſteskraft des Meiſters erſt recht nach der ſeiner Schüler abwägen kann, und in dieſer Hinſicht wenigſtens ſteht Leonardo da Vinci gewiß über Raphael. Was wurde aus der Schule des Urbiniſchen Malers nach dem Tode ihres Meiſters! Der ausgezeichnetſte Schüler derſelben, Giulio Romano, führte im Palaſte Té zu Mantua Fresken aus, in welchen es faſt ſcheint, als hätte ſeine ungeregelte Einbildungskraft und ſeine geſchmackloſe Begeiſterung ſich für die ſchönen Linien rächen wollen, die ſein Meiſter ihn zu zeichnen gezwungen; ſeine anderen Kameraden zeigten noch mehr als er, daß ſie nicht Schüler, ſondern nur Werkzeuge Raphael's geweſen waren. Die Schule Leonardo's hingegen hat ſich mehr hervorgethan, denn als er nach der Invaſion der Franzoſen ſich von Mailand nach Florenz begab, ließ er in ſeinem zweiten Vaterlande geſchickte Künſtler zurück, die ſeine Manier fortſetzten und ſie mit vielem Geſchmacke modifizirten; die ausgezeichnetſten unter ihnen waren Bernardino Luini, Marco d'Oggionne, Ceſare da Seſto, Beltraffio, Pedrini, Andrea Saliani. Alle dieſe Maler, die in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts geboren wurden, ſtarben um die Mitte des ſechzehnten, mehrere Jahre nach Leonardo.

Bernadino Luini iſt zweifelsohne der bedeutendſte von Allen; er hatte auch in ſeiner Manier am meiſten Aehnlichkeit mit Leonardo, welcher oft die Gemälde nur entwarf und ſie dann von Luini ausführen ließ. Viele der Gemälde, die man jenſeits der Alpen für Werke des Meiſters hält, ſollen, wie man in Mailand verſichert, nur vom Schüler herſtammen, was hauptſächlich mit denen der Pariſer Galerie, obgleich Leonardo in Frankreich geſtorben iſt, der Fall ſeyn ſoll. Aber nicht immer war Luini ein ſklaviſcher Nachahmer, er drückte ſeinen Werken auch einen eigenen Stempel auf und verſtand es vortrefflich, Leonardo's Manier mit der Raphael's zu verſchmelzen, wovon ſeine herrlichen in verſchiedenen Klöſtern Mailands und Luini's (ſeiner kleinen, am Lago Maggiore belegenen Geburtsſtadt, nach welcher er ſich nannte) vorgefundenen Fresken ein glücklicher Beweis ſind. Man hat dieſelben ſehr geſchickt abgenommen und in den Vorhallen des Muſeums angebracht; ſie ſind ein koſtbarer Schatz der Mailändiſchen Schule und verdienen die größte Beachtung. Die vorzüglichſte unter dieſen Fresken iſt eine von drei Engeln in ihr Grab getragene heilige Katharina: das Grab ſteht offen, und die Engel ſchweben mit dem heiligen Leichnam über demſelben.*) In den Sälen des Muſeums ſind noch zwei Hauptwerke von Luini; das eine ſtellt eine von Heiligen und Stiftern umgebene Madonna vor und iſt ſo in Leonardo's Manier gemalt, daß man davon unterrichtet ſeyn muß, um ſich nicht zu täuſchen; auf dem anderen ſieht man einen berauſchten Noah, der von bewunderungswürdiger Färbung iſt, und an dem man alle Vorzüge der Mailändiſchen Schule erkennt, die mitten inne ſteht zwiſchen der Venetianiſchen und Florentiniſchen; von der einen entlehnte ſie die Zeichnung, von der anderen das Kolorit. Leonardo's und ſeiner Schüler Färbung iſt in der That faſt Venetianiſch, ſie iſt nicht ſo glühend wie die Giovanni Bellini's, aber zarter und leichter als die Giorgione's und Titian's.

Auf Luini folgt Marco d'Oggionne, von dem ſich in der Pinakothek Mailands mehrere Fresken und eine Menge Gemälde vorfinden, wovon aber letztere den Vorzug verdienen, weil ſie von ausgeſuchter Feinheit des Pinſels und zartem Ausdruck ſind. In einer von Heiligen umgebenen Madonna, zweien Heiligen mit den Stiftern und einem heiligen Michael, der den Satan zu Boden wirft, finden wir das Lächeln Leonardo da Vinci's wieder; eine große Fresko-Studie dagegen, eine Nachahmung des Abendmahls im Kloſter delle Grazie, erinnert an die Erhabenheit des Florentiners. Der Schüler hat auf dieſe Weiſe beiden Richtungen ſeines Meiſters gefolgt; in einer Himmelfahrt Mariä ließ er ſich aber nur von ſeinem eigenen Genius leiten und lieferte ein vortreffliches Werk, in welchem die Erhabenheit der Compoſition noch durch die Zartheit des Pinſels an Größe gewinnt.

Von Ceſare da Seſto ſieht man zwei Madonnen und ein Bildniß; von Andrea Saliani, dem jüngſten aller Schüler Leonardo's, drei Jungfrauen; von Pedrini eine büßende Magdalene und von Beltraffio einen ſehr ſchönen Johannes den Täufer; alle dieſe Gemälde gereichen der Schule Leonardo da Vinci's zu großer Ehre.

Auch Gaudenzio Ferrari kann man zu den Malern rechnen, die ſich unter dem Einfluſſe Leonardo's bildeten; er wurde 1484 zu Valduggia, nahe bei Novara geboren, wenige Jahre vor der Berufung da Vinci's nach Mailand. In ſeiner erſten Zeit ſchloß er ſich nicht ſogleich der Mailändiſchen Schule an, ſondern begab ſich vielmehr nach Rom, wo er treffliche Studien machte und ſeinen Ruf begründete. Schon als ausgezeichneter Künſtler ging er nach Mailand, wo Leonardo ſich zwar nicht mehr aufhielt, aber doch in ſeinen bewunderungswürdigen Werken und zurückgelaſſenen Schülern fortlebte. Gaudenzio Ferrari war ſo kühn, eine neue Mailändiſche Schule ſtiften zu wollen, aber war es die Natur und der Geiſt des Landes, oder das allmächtige Andenken Leonardo's, welche ihn beherrſchten, er konnte dieſen beiden verführeriſchen Einwirkungen nicht widerſtehen, und dem Charakter ſeiner Werke nach würde man ihn für einen Schüler da Vinci's halten. Im Muſeum von Mailand ſind von ihm gegen zehn Fresken und ein herrliches Gemälde vorhanden. Bemerkenswerth iſt an ſeinen Gemälden, daß ſie, obgleich Nachkömmlinge der echten Schule Leonardo's, doch noch ſehr an den Geſchmack einer früheren Epoche erinnern; ſie ſind trockner und tragen in ihrer ganzen Anordnung noch mehr die Spuren jener geiſtreichen Naivetät, welche die Italiäniſchen Künſtler des funfzehnten Jahrhunderts den Deutſchen annähert. Als Ferrari in Rom ſtudirte, war Raphael noch nicht dort, und der ſchon ſeit längerer Zeit aus Florenz verbannte gothiſche Styl herrſchte noch daſelbſt, und als der Mailänder in ſein Vaterland zurückkehrte, fand er auch dort noch die Spuren jener halb-Deutſchen Kunſt des funfzehnten Jahrhunderts vor. Liberale Bevilacqua, der vor da Vinci in Mailand glänzte, gehörte ganz dieſer Schule an.

(Schluß folgt.)

---

*) Wer erinnert ſich hierbei nicht des trefflichen Gemäldes von Heinrich Mücke in Düſſeldorf, welches wir hier auf einer der letzten Ausſtellungen ſahen und das denſelben Gegenſtand darſtellte.

Digitized by Google

Frankreich.

Die Kunſt, ein Schmarotzer zu ſeyn. *)

Der Schmarotzer — mit dieſem Namen bezeichnen wir einen Jünger der gaſtronomiſchen Kunſt voll mannigfaltiger und ſchöner Kenntniſſe — einen Menſchen, der keine Sorgen hat. Kennt er wirklich eine, ſo iſt es die, daß dem Menſchen doch gar zu viel im Leben zuſtoßen kann; gleichwohl aber wird er nie von einem tiefen Schmerz, von einem innigen Mitgefühl für menſchliches Leiden durchdrungen. Er badet ſich in den kräftigen Brühen aus der Küche ſeines Nachbars, ſtärkt ſich an dem Wildpret ſeiner zahlreichen Freunde und ſchwebt, durch den Portwein, den Champagner und Burgunder ſeiner lieben, vortrefflichen Bekannten verzückt, über den kleinen Zufälligkeiten dieſes Jammerthales, welches die Menſchen Erde nennen. Die Leiden des Lebens gleiten an ihm herab, ohne daß er davon mehr empfindet, als der Elephant von den Hagelkörnern, die auf ihn herunterfallen. Er geht unverwundbar einher, geſchützt durch die wohlwollenden Contributionen jener beſten und großmüthigſten aller Menſchen, welche Diners zu geben pflegen; er iſt zu gleicher Zeit das Kind und der Gipfel der Gaſtfreundſchaft, das Urbild und die Verkörperung aller gaſtlichen Tugenden, ein lebendes Zeugniß von dem Wohlwollen des Menſchengeſchlechts, ein zweibeiniger Faſtnachts-Ochſe, den die Freigebigkeit von ſeines Gleichen mit Kuchen, Oel und Honig vollſtopft.

Die häusliche Einrichtung des Schmarotzers iſt dürftig, ſein Einkommen beſchränkt; wie er einerſeits wenig Gefühls-Anregungen hat, ſo hat er andererſeits auch wenig Bedürfniſſe. Neunundneunzig Mal unter hundert iſt unſer Schmarotzer ein Hageſtolz, der die Zinſen eines kleinen väterlichen Erbtheils genießt. Da er weder Frau noch Kinder hat, ſo beſitzt er eben genug, um außer dem Hauſe ſeine Vergnügungsſucht zu befriedigen. Da er den freundlichen und liebevollen Ton einer Gattin niemals hört, ſo muß er ſich durch die Töne der Oper ſchadlos halten, und da er keine Kinder zu ernähren, zu bekleiden und in die Schule zu ſchicken braucht, ſo kann er ſich ſeiner Leidenſchaft für gelbe Handſchuhe ganz hingeben. Er macht ſich ſein Junggeſellenleben auf alle mögliche Weiſe zu Nutze, und da er nun einmal keinen eigenen Heerd, keine Penaten hat, an denen ſein Herz hängt, ſo trägt er draußen in Regentſtreet die verſchiedenen Nüancen ſeiner Röcke zur Schau.

Sicherlich treibt der Schmarotzer eine der ſchwerſten Künſte des Lebens; denn ſo viele ſeines Gleichen es auch in der guten Stadt London giebt, ſo glänzen ſie doch immer nur ſehr kurze Zeit, etwa während einer Saiſon oder zwei, worauf ſie, wie die Schwalben, fortziehen, man weiß nicht, wohin.

Ein echter Schmarotzer muß ein Menſch von nicht allzugroßem Verſtande und darf nur unter gewiſſen Bedingungen witzig ſeyn. Zur hauptſächlichen Sorge muß er es ſich machen, ſich den Ruf eines prächtigen Kerls, eines angenehmen Geſellſchafters zu erwerben und zu erhalten, wenngleich diejenigen, die ihn loben, ſich den eigentlichen Grund dieſes Lobes ſelbſt nicht zu erklären wiſſen. Während einer Saiſon oder zwei hat man wohl auch ſchon gewiſſe glänzende und funkenſprühende Schöngeiſter an Tafeln geſehen, wo man die ſeltenſten Delikateſſen der Jahreszeit, ſowohl an Speiſen und Wild, als an Menſchen und Kleidertrachten, die erſte Ananas und den Verfaſſer des neueſten Romans beiſammenfindet; ſolche ſchöne Geiſter erhalten jedoch höchſtens ein paar Einladungen, während unſer Mann, der Schmarotzer ex professo, bei keinem Gaſtmahle fehlt. Er muß ſich alſo bemühen, ein wenig unbedeutend zu erſcheinen, liebenswürdig ohne Aufſehen und ohne überhaupt viel von ſich zu machen. Hätte er auch das glänzendſte Bonmot auf der Zunge, ſo muß er es doch verſchlucken, ſobald es nur das Anſehen hat, daß es gegen irgend Jemand in der Geſellſchaft gerichtet ſeyn könnte. Dieſer Jemand beſitzt vielleicht gerade eine ausgezeichnete Küche, einen reichen Weinkeller; es iſt daher ungemein nöthig, ihn mit der größten Schonung, ja, mit der aufmerkſamſten Höflichkeit zu behandeln, die dem Schmarotzer wohl noch die ſchönſten Einladungen als Früchte tragen kann. Der Schmarotzer darf nie eine Anzüglichkeit auf Koſten eines Mannes wagen, der Diners giebt. Er darf von Zeit zu Zeit mit einem Wortſpiel hervortreten, aber es muß nie das Anſehen gewinnen, als wäre er ein Witzling; ihm muß es genug ſeyn, die Sprechenden mit einer gewiſſen Gutmüthigkeit anzuſehen, als wenn er einer Unterhaltung in Malaiſcher oder Japaneſiſcher Sprache zuhörte; er mag Nüſſe knacken, während der Wirth und die Gäſte über den Ruf des Nächſten herfallen. Schweigen und gut verdauen können, das iſt die Hauptſache, auf die es bei dem Schmarotzer von Profeſſion ankommt. Es iſt dem Schmarotzer erlaubt, zu ſingen, wenn er nicht etwa ſo gut ſingt, daß dadurch die Gaſtgeber, die auch eine gute Stimme haben, verdunkelt werden, oder wenn er ſich ſchaden könnte, indem er zur Unzeit ſein Talent entwickelt; er darf alſo ſingen, wenn er nicht ſehr gut ſingt. Kinder muß der Schmarotzer zärtlich lieben; er muß ſich ſo gegen ſie benehmen, daß, wenn ſie ihn nur nennen hören, alle Kleinen des Hauſes mit einem Freudengeſchrei auf ihn zu ſtürzen, ihn am Rockſchoß zerren, an ihm hinaufklettern, ihm die Uhr aus der Taſche reißen. Während ihm nun ſein feinſtes Kleid zerriſſen und ſeine Perrücke zerzauſt wird, während ſeine Repetiruhr in der höchſten Gefahr ſchwebt, muß der Schmarotzer die Angſt ſeines Herzens und ſeiner Taſche unterdrücken. „Die Kinder ſind Ihnen wohl läſtig“, ſagt die Mutter mit ſchwacher Stimme; der Schmarotzer aber nimmt den Ausdruck des höchſten Entzückens an und ſagt mit einem herzgewinnenden Lächeln zu der beunruhigten Mutter: „Ach, die lieben Kleinen ſind allerliebſt!“ Indeſſen giebt es Häuſer — traurige Orte — wo keine Kinder ſind. In dieſem Falle liebt der Schmarotzer das Schoßhündchen; iſt kein Hund da, ſo liebt er die Katze. In Ermangelung einer Katze hält ſich der Schmarotzer an den Papagey; iſt auch kein Papagey da, an den Kanarienvogel. Wenn es endlich im Hauſe weder Thier noch Vogel giebt, an dem er ſeine Zärtlichkeit auslaſſen kann, ſo wird er ſich in das Porzellan oder in ein Stück Möbel verlieben. Wir haben einen merkwürdigen Schmarotzer gekannt, der gewiß ein Genie war, und der es dahin gebracht hatte, in einer einzigen Familie funfzigmal jährlich eingeladen zu werden; und warum? es war ihm gelungen, ſich in den Feuerungs-Apparat im Saale ſterblich zu verlieben. So oft ein Fremder zugegen war, brachte der Schmarotzer die Unterhaltung immer geſchickt auf die Ofenſchaufeln und Feuerzangen und verſchaffte irgend einem Familiengliede Gelegenheit, eine Familiengeſchichte zu erzählen, in welcher ſich auf die merkwürdigſte Art der Muth einer Großmutter entwickelte, einer feinen Dame, die zu der Zeit der Begebenheit kaum 22 Jahr alt war und als zarte Jungfrau mit einer Feuerzange die Zudringlichkeit eines unbewaffneten Fremden abwehrte, der allgemein für einen Dieb gehalten wurde, aber den die Dame ſelbſt im Verdacht eines viel ſchwärzeren Frevels hatte.

Der Schmarotzer muß bei allen Gelegenheiten zu verſtehen geben, daß er mit vornehmen Perſonen in Verbindung ſtehe. Im Fall er wirklich keinen Grafen kennt, muß er es möglich zu machen ſuchen, ſolche Bekanntſchaften zu machen, um perſönlichen Nutzen davon zu ziehen.

Der Schmarotzer wacht mit Sorgfalt über den Theil ſeiner Toilette, der ſo zu ſagen mit ſeiner Profeſſion zuſammenhängt. Sein Anzug muß tadellos ſeyn und nach der neueſten Mode; er muß genau wiſſen, ob man die Aufſchläge groß oder klein, die Rockſchöße breit oder ſchmal, die Beinkleider weit oder faltig trägt. Er ſieht die menſchliche Natur nur von ihrer freundlichſten Seite, denn die ſchönſten Triebe des Herzens zeigen ſich gewiß während oder nach der Mahlzeit.

Mittagsmahl! das iſt ein Wort, das ſich dem Geiſte von Tauſenden umgeben von Furcht, Angſt und peinlichen Sorgen zeigt; ein Wort, das die Rechnungen der Schlächter, der Fiſchhändler, der Bäcker, der Brauer, kurz Rechnungen aller Art in ſich ſchließt. Aber alle dieſe traurigen, gefahrdrohenden Wirklichkeiten ſind für den Schmarotzer nur Poeſieen; er hört davon ſprechen, aber er kennt ſie nicht. Muß der Schmarotzer nicht durchaus ein gutmüthiger Menſch ſeyn? Kann wohl die Härte, die Bosheit, der Neid des Gaſtgebers in ſein Herz dringen? Er kann ſich den Magen verderben, das iſt möglich; die Gicht kann ihm zuweilen einen Angſtſchrei entlocken, das kann ſich zutragen; aber wenn verdrießliche Menſchenfeinde von der Hinfälligkeit der menſchlichen Natur, von der Niedrigkeit und Grauſamkeit ſprechen, die man in dieſer Welt antrifft, ſo wird unſer Schmarotzer mit einem Blick unendlicher Menſchenfreundlichkeit die Hand auf ſeinen runden Bauch legen und ernſthaft erklären, daß er feſt überzeugt ſey, alle Menſchen ſeyen gut.

*) Aus einem Franzöſiſchen Skizzenbuche, das im vorigen Jahre unter dem Titel „Les Anglais peints par eux-mêmes“ erſchienen iſt.

Mannigfaltiges.

— **Artiſtiſches.** Die Engländer laſſen ſich von Deutſchland ihre eigenen Sängerinnen empfehlen. In einem der neueſten Blätter des Atlas lieſt man in dieſer Beziehung: „Die philharmoniſche Geſellſchaft in London wandte ſich an Felix Mendelsſohn mit der Bitte, ihnen für die bevorſtehenden Konzerte einige Sängerinnen zu empfehlen. Der Deutſche Komponiſt erwiederte darauf: In Deutſchland gäbe es jetzt keine, die ſo gut wären, wie Miß Clara Novello und Miſtreß Shaw. Dieſes Zeugniß, und von einem ſolchen Manne, iſt wohl werth, von uns beherzigt zu werden.“

— **Poetiſches.** Die ſchon vielfach poetiſch behandelte bibliſche Epiſode von der Liebe der Engel zu den Töchtern der Sterblichen, eine Epiſode, die namentlich durch Lord Byron's „Himmel und Erde“ und durch Thomas Moore's „Liebe der Engel“ ein Lieblings-Thema der Engliſchen Poeſie geworden iſt, hat neuerdings einen Bearbeiter in Herrn John Edmund Reade gefunden. Herr Reade hat daraus ein Drama in zwölf Scenen gemacht und es die „Sündfluth“ genannt.*) Zwei Enkelinnen Kain's ſind es, Azvara und Aſtarte, welche die Liebe der Engel erregten und die mit den ſündigen Menſchen untergingen, als die Fluth alles Irdiſche bedeckte. Die zwölf Scenen ſind mit Aufbietung einer wahrhaft Miltoniſchen Phantaſie ausgeführt, und auch die Sprache des Gedichts verräth ein tiefes und poetiſches Gemüth.

*) The Deluge. A drama in twelve scenes. By John Edmund Reade, Author of „Italy“ etc.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 21. Berlin, Montag den 18. Februar 1839.

Rußland.

Der Gefangene unter den Tſcherkeſſen.

Nach einer wahren Begebenheit.

Wir kehrten von einer im Jahre 18** jenſeits des Kuban gegen die Bergvölker unternommenen Expedition zurück. Es war bereits im Monat Oktober. Die Kaukaſiſche Natur ſchien zu trauern wie eine Schöne, die das Herannahen ihres Herbſtes fühlt. In klagenden Tönen durch die Felſen ziehend, riß der Wind die letzten gelben Blätter von den Bäumen. Der Himmel umzog ſich, die Sonne ward bläſſer. Unſere Truppen-Abtheilung hatte ſich auf dem ſchmalen Damm des 15 Werſt vom linken Kuban-Ufer belegenen Kunipskiſchen Waldes vertheilt; ich ſtand im Hintertreffen mit zwei Kanonen und einem Bataillon des K....ſchen Infanterie-Regimentes und war ſehr verdrießlich, zuletzt erſt den reißenden Kuban zu ſehen, der uns ſo lange von unſerem geliebten Vaterlande getrennt hatte.

Wir marſchirten ſehr langſam, machten nur ſelten Halt, um einen Blick auf unſere Verfolger, die Tſcherkeſſen, zu werfen, die uns in der Ferne das Geleit gaben, bald mit durchdringendem Kriegsgeſchrei, bald mit pfeifenden Kugeln, an die wir uns übrigens ſchon gewöhnt hatten. Mehreremal ſchaute ich um mich her, um Abſchied von den Bergen des Kaukaſus zu nehmen, die ſich in blauer Ferne erhoben und nicht ganz ohne Grund wie mit Unwillen uns nachblickten; mehr als ein üppiges Thal zwiſchen ihren Felſenwänden ward zur Wüſte, mehr als ein Gehege alter von Weinreben umrankter und von Epheu feſt umſchlungener Eichen ward in Aſche verwandelt; abgebrannte Baumſtämme und zuſammengefallene Räuberhütten erinnerten an ihre furchtbaren Gäſte. Gern und ungern verließen wir dieſe wilde, hinreißende Natur; doch jeder Schritt brachte uns Rußland näher, und dieſer Gedanke überwältigte jedes andere Gefühl!

Ich fühlte das Bedürfniß, mich Jemanden mitzutheilen. Als mein Auge nach einem bereitwilligen Zuhörer unter den Unſrigen umherſchaute, bemerkte ich in der Nähe einen Gefährten unſerer Bivouaks im Kaukaſus, den Lieutenant B—n; er war ſchwermüthig, wie immer, doch zeigte ſein Geſicht Ruhe und eine auffallende Gleichgültigkeit gegen Alles, was ihn umgab. Schon lange wollte ich mich bei ihm nach einer Gefangenſchaft erkundigen, von welcher man ſich unter uns Allerlei erzählte. Jetzt war eine gute Gelegenheit da, und ich benutzte ſie. Ich ritt zu ihm. Bald war das Geſpräch eingeleitet, wie ſich auf dem Marſch ein Geſpräch gewöhnlich einleitet — mit dem Lobe des Reitpferdes. — „Sie haben ein treffliches Pferd“, ſagte ich. „Ich beneide Sie darum! Von welcher Raçe iſt es?“ — „Es iſt aus der Kabardei“, antwortete B***. „Es dient mir ſchon lange; oft ſchon hat es mich gerettet, und wenn es nicht geweſen wäre ....“

B*** ſchwieg und ſeufzte. Da ich ihn ſo bewegt ſah, hielt ich meine Fragen zurück, und wir ritten ſchweigend weiter. Es giebt Augenblicke, wo das Gemüth, ohne zu wiſſen, warum, traurig iſt, wo Alles in der Welt auf uns laſtet, uns unerträglich ſcheint; in ſolchen Augenblicken flieht man die Menſchen, flieht Alles und findet Beruhigung nur in eigener Bruſt. Es giebt aber auch Augenblicke bitterer Erinnerungen; auch dieſe bringen Leiden, aber ſolche, die man jederzeit bereit iſt, einem Anderen mitzutheilen, um ſich ſelbſt zu erleichtern. In dieſer Lage befand ſich jetzt B***. Ich ſchwieg, um ihm Zeit zu laſſen, ſich zu ſammeln; als aber ſein beſtändig düſterer Blick etwas heiterer ward und ſeine Bruſt ſich durch einen ſchweren Seufzer Luft gemacht hatte, ſagte ich: „Der Gedanke an die Vergangenheit laſtet ſchwer auf Ihnen; leben Sie mit der Gegenwart: auch Ihnen lächelt ſie!“ — „Für mich hat die Gegenwart keine Freuden. Mir iſt Alles gleichgültig geworden; ja, für mich giebt es gewiſſermaßen keine Gegenwart mehr, weil ich nichts wünſche. Und könnte ich noch irgend etwas wünſchen, ja, darf ich von der Vorſehung noch etwas wünſchen, da ſie mir zum zweitenmal das Leben ſchenkte! Nein, ich lebe nur in der Vergangenheit, indem ich den Schöpfer preiſe; aber von Menſchen erwarte ich nur einen hölzernen Sarg und auf meinem Grabe ein hölzernes Kreuz.“

„Ich habe von Ihren Leiden gehört; ſind Sie ſchon lange aus der Gefangenſchaft befreit?“ fragte ich, mit der Abſicht, die Schwermuth meines Gefährten auf freundlichere Bilder zu leiten und meinem Zweck näher zu kommen. — „Ja, ich war in Gefangenſchaft; es war ſchon im Jahre 18**, noch jetzt aber, nachdem ich mich körperlich erholt, leide ich geiſtig.“ — „Verzeihen Sie meine Neugier. Gern würde ich das Nähere dieſes Ereigniſſes kennen lernen.“ — „Es wird mir ſchwer, mich in jene Zeit zurückzuverſetzen; indeſſen bin ich bereit, Ihren Wunſch zu erfüllen, jedoch unter einer Bedingung, die Ihnen vielleicht ſeltſam erſcheinen wird: ſehen Sie mich, während ich erzähle, nicht an! Ich will nicht, daß Sie auf meinem Geſichte die Gefühle leſen, die ich nicht verbergen kann. Ueberhaupt will ich nicht, daß meine Leute auf meinen bleichen Wangen Thränen erblicken, die ich nicht im Stande bin zurückzuhalten und die ſie in ihre gefühlloſe Sprache übertragen würden! — Jetzt hören Sie:

„Nicht weit von Terek, an einem reißenden, aber ſchmalen Flüßchen, ward von uns vor nicht langer Zeit die kleine Feſtung U*** erbaut; dort ſtand ich mit einer Compagnie des K....ſchen Regiments in Garniſon. Sie haben im Gebirge unſere Befeſtigungen geſehen; ſie ſind ſich alle gleich. Eben ſo gleich iſt ſich das Leben, welches ihre Beſatzungen führen; ein höchſt erbärmliches Leben, — Vorſicht und Einkerkerung zwiſchen Erdwällen, Abgeſchiedenheit von Welt und Menſchen und alle Langeweile des einförmigſten Daſeyns. Zu beneiden iſt ein ſolches Daſeyn wahrlich nicht; und doch, woran gewöhnt ſich die Seele nicht? Sie iſt hart wie ein Feuerſtein, ſo lange ſie noch einen Funken Religion in ſich trägt.

„Unter der von mir befehligten Beſatzung befanden ſich 100 Linien-Koſaken; gewandte, verwegene Reiter, die an Charakter den Bergvölkern gleichen. Mit ſolchen Kriegern kannte ich keine Furcht und lachte der Gefahr. Oft trug dieſes Roß hier mich den Feinden entgegen, und ſelten entkamen dieſe den ſpitzen Lanzen meiner Koſaken. Man kannte mich in den Bergen, und bisweilen beſuchten mich Fürſten der Berge, bald, wie gewöhnlich, unter nichtigen Vorwänden, bald um Gefangene, die wir gemacht hatten, auszuwechſeln, am häufigſten aber aus Neugier. Oft begab ich mich auch nach benachbarten Aulen, die den Namen friedliche Aulen führen, und die gaſtfreundlichen Bewohner bewirtheten mich mit dem Beſten, was ſie hatten.

„Zu jener Zeit war in den Bergen der Name Chamurſin's berühmt. Man hatte ihm den Beinamen Abrek gegeben, was einen mit Kühnheit und allen kriegeriſchen Eigenſchaften ausgeſtatteten Helden bedeutet, der ſein Leben dem Raube widmete. Mit einem Haufen ihm gleichgeſinnter Räuber durchzog Chamurſin, wie ein Nomade, die Berge und machte häufige Ausfälle nach dem Terek zu. Tollkühne Tapferkeit verſchaffte ihm reiche Beute und nährte ſeinen Hochmuth. Groß, ſchön gewachſen und breitſchulterig, wie alle Bergbewohner, hatte er einen ungewöhnlichen rollenden Blick, der, wie bei einem wilden Thier, aus dicken, ſchwarzen, mitten auf der Stirn zuſammengewachſenen Augenbrauen herausfunkelte; dieſer Blick und ſein ſcharfgezeichnetes bronzefarbenes Antlitz verliehen ſeiner Phyſiognomie einen Ausdruck, vor welchem vielleicht Mephiſtopheles ſelbſt ſich entſetzt haben würde. Wehe den ſorgloſen Nogaiskiſchen Kaufleuten, wenn ſie ohne ſtarke Bedeckung dem Chamurſin auf der Landſtraße begegneten! Ihr Eigenthum ward das ſeinige und ihr Leben ſein Spielwerk. Wehe auch den Koſakenpoſten, wenn ſie ſich der Sorgloſigkeit überließen. Eine dunkele Nacht benutzend, ſchlich Chamurſin mit den Seinigen wie eine Schlange bis zum Poſten und ſtürzte plötzlich auf ihn los; Alles fiel unter den Streichen ſeiner wilden Bande, bis er, durch Beute geſättigt, wie ein Blitz verſchwand. Seine Ueberfälle waren immer plötzlich, und Blut bezeichnete ihre Spuren. Sie werden ſich daher nicht wundern, wenn ich Ihnen ſage, daß auch ich, meiner tapferen Leuten ungeachtet, äußerſt vorſichtig war. Nachts verdoppelte ich die Wachen in der Feſtung, und nach dem Zapfenſtreich wurde kein Bergbewohner mehr eingelaſſen. Wie Sie wiſſen, reiſt man von Jekaterinograd bis zur Feſtung Wladikaukas, d. h. auf der Straße, die über die Berge nach Gruſien führt, gewöhnlich mit einer Begleitung, die man von den an dieſer Straße liegenden Feſtungen erhält; zu dieſen gehörte auch mein Wohnort; ſelten ward er durch Reiſende belebt, und dann zog die alte Oede und Stille wieder ein.

„Es war ſchon Winter; leichter Schnee bedeckte die Erde, dünnes Eis zog ſich längs den Ufern des Flüßchens und zitterte oft durch das raſche Dahinſtrömen der Wellen. Hin und wieder

Digitized by Google

bebten an den Bäumen vom Froſt ergriffene gelbe Blätter, und ihr einziger Schmuck war der ſie bedeckende Reif, der in der Sonne wie Brillanten blitzte. Der Wind heulte in den Bergſchlünden und füllte das Gemüth mit melancholiſchen Gedanken. Pfeifend um die Feſtung ziehend, ſetzte er die aufmerkſame Schildwache in Allarm; alle Reize des Sommers waren verſchwunden, und nur der Kasbek ſtand in unveränderter Schönheit da. In der Ferne glänzte ſein eiſiges Haupt, umgoſſen mit den Regenbogenfarben der untergehenden Sonne. Oft bewunderte ich den Rieſen, und oft war er in dieſer Einöde mein einziger Tröſter. Traurig war es in der Feſtung, wenn wir, in unſere Schlafpelze gehüllt, in einer kalten Stube uns am Ofen wärmten. Melancholiſch knarrte die Thür in ihren vom Froſt weißüberzogenen Angeln, und der Wind blies durch die Ritzen der gefrorenen Fenſter.

„An einem ſolchen Abend ſaß ich mit meinem Kameraden Tſch*** am brennenden Ofen; wir ſprachen von unſerem Kaukaſiſchen Leben, von unſeren Freunden in Rußland, von unſeren Hoffnungen.... Eine blaue Flamme ſpielte auf den glimmenden Kohlen: bisweilen loderte ſie empor und belebte uns durch ihren Glanz; bisweilen ſchien ſie erlöſchen zu wollen wie unſere Hoffnungen. Unwillkürlich bemeiſterten ſich unſerer trübe Gedanken. Zu Zeiten ſchwiegen wir Beide und überließen uns unſerer melancholiſchen Stimmung. Ich war damals jünger als jetzt und heiterer von Gemüth. Es that mir leid, vom Sommer Abſchied zu nehmen, weil er bei uns im Kaukaſus eine Erholung für den Soldaten war; mit ſeinem Ende mußte man ſich gleichſam in das kalte Todtenhemde des Winters hüllen. Sie kennen das ungewöhnliche Gefühl, welches uns in der Schlacht ergreift, das Gefühl der Rache beim Anblick der Leichname von Landsleuten, die von den Kugeln des Feindes getroffen worden!.... Vielleicht auch wurden Sie von einem muthigen Roß in die Reihe der Feinde getragen, und Ihr Herz ſchlug laut, wenn in Ihrer Hand der Säbel blitzte und krampfhaft ein furchtbares Hurrah Ihrer Bruſt entriſſen ward.... Ja, dies iſt die wahre Poeſie des Lebens, weil man hier keinen Werth auf das Leben ſetzt, ſondern ſeinen Genuß in etwas Schreckbarem, Erhabenem, Unausſprechlichem findet. Iſt es nicht wahr, daß wir im Unglück kräftiger fühlen, daß wir leben?.... Nur dann denken wir über das Leben nach; in glücklichen Minuten vergeſſen wir es immer. So iſt der Menſch! Sie werden daher nicht ſtaunen, daß wir uns langweilten, in unſerer Hütte ruhig am Feuer zu ſitzen, und dann und wann in Nachdenken verſanken und ſchwiegen.... Diesmal brach Tſch*** zuerſt das Stillſchweigen: „Was träumſt Du ſo vor Dir hin?“ fragte er mich. „So viel ich weiß, liebteſt Du doch ſonſt zu ſcherzen und zu lachen. Warum biſt Du denn jetzt ſo düſter?“ — „Vor einem Unwetter, mein Lieber, iſt auch der Elborus düſter, obgleich er ſich über die Wolken erhebt.“ — „Welches Unwetter ſollte Dich bedrohen? Mangel an Tabak etwa oder Mangel an Zielſcheiben für Deinen Witz?“....

„Ew. Gnaden“, unterbrach uns ein eintretender Soldat, „ein Reiter, der vor der Feſtung hält, wünſcht Sie zu ſprechen.“ — „Wer iſt es?“ — „Wie es ſcheint, ein Nogaitze.“ — „Ein Nogaitze?“ rief mein Gefährte. — „Das bedeutet nichts Gutes“, ſagte ich ihm. „Laß' uns gehen.“

„Wir begaben uns zum Feſtungsthor. Obgleich der Zapfenſtreich bereits vorüber und es in der Regel dann nicht erlaubt war, einen Fremden in die Feſtung zu laſſen, ſo veranlaßte der ungewöhnliche Fall uns, eine Ausnahme zu machen. Nachdem wir uns überzeugt hatten, daß der Reiter wirklich allein war, befahl ich, ihn hereinzulaſſen, und erkannte auch in der That einen von den Nogaitzen, die am Morgen bei uns geweſen waren. Sie kehrten mit dem Gewinn nach Hauſe zurück, den ihnen der Verkauf mehrerer Tabunen-Pferde eingebracht hatte. Ich wollte ſie Morgens nicht fortlaſſen, weil ſich ein Gerücht von der Nähe Chamurſin's verbreitet hatte; die Kaufleute aber waren gut bewaffnet und baten mich, ſie ſogleich ohne Begleitung fortzulaſſen, indem ſie keine Gefahr befürchteten. Sie hatten folgendes Schickſal: Zehn Werſt jenſeits der Feſtung hielten ſie im Angeſicht eines friedlichen Auls (Dorf) an, machten Feuer und begannen, ihren Gewinn zu berechnen und ihr Geld zu zählen, als ein Tſcherkeſſe zu ihnen kam, ſie grüßte, um Erlaubniß bat, ſeine Pfeife anzuzünden, ſie befragte, wer ſie wären, wohin ſie eilten, und endlich wieder höflich Abſchied nahm. Bald darauf beſtiegen auch die Nogaitzen ihre Pferde und ſetzten ihren Weg fort. Noch hatten ſie keine fünf Werſt zurückgelegt, als ſie plötzlich hinter ſich Pferdetritte hörten und ungefähr zehn Tſcherkeſſen auf ſich zueilen ſahen. Ein Armenier, der bei den Nogaitzen war, bemerkte ſogleich, daß man vorſichtig ſeyn müſſe, daß dieſe Tſcherkeſſen verdächtig ſeyen, und daß es gut ſeyn dürfte, die Gewehre bereit zu halten. Alle folgten ſeinem Rath, und die Kaufleute ſetzten mit ſchußfertigen Gewehren vorſichtig ihre Reiſe fort. Unterdeſſen erreichten ſie die Tſcherkeſſen, unter denen die Nogaitzen ihren Freund erkannten, der während ihrer Raſt ſeine Pfeife bei ihnen angeraucht hatte. Dies beruhigte ſie, weil ſie in der Nähe einen bekannten Aul erblickten, den ſie für einen von friedlichen Tſcherkeſſen bewohnten hielten. Ihr Bekannter knüpfte bald ein freundſchaftliches Geſpräch mit ihnen an und ſchläferte ihre Vorſicht dermaßen ein, daß alle Kaufleute, mit Ausnahme des Armeniers, ihre Gewehre in die Ueberzüge ſteckten und weiterritten, indem ſie ſich über Pferde, Gewehre und endlich über den berühmten Chamurſin unterhielten, der damals ſein Lager in der Nähe aufgeſchlagen haben ſollte. Die Tſcherkeſſen beſtätigten dieſes Gerücht und riethen ſogar einige Vorſichtsmaßregeln an. Auf dieſe Weiſe ritten die Reiſenden ſehr ruhig vorwärts, indem ſie im Nothfall auf ihre Anzahl und auf den Beiſtand ihrer Gefährten, der Tſcherkeſſen, rechneten, die ſich ſelbſt friedliche nannten. Plötzlich aber ſprengte der gute Bekannte voraus, wandte ſein Pferd den Nogaitzen zu, zog ſeinen Säbel blank und ſtürzte mit durchdringendem Geſchrei auf die verblüfften Kaufleute los; dieſem Beiſpiel folgten ſeine Gefährten. Die erſchreckten Nogaitzen waren in einem Augenblick von ihren Pferden geworfen und ausgeplündert. Nur der zu uns Gekommene war glücklich entflohen. Der Armenier allein war zum Schuß gekommen und hatte einen Tſcherkeſſen verwundet, wofür er aber auch augenblicklich in Stücken gehauen wurde. Bald überzeugten ſich die Nogaitzen, daß ihr Bekannter, der angeblich friedliche Tſcherkeſſe, Niemand anders war, als Chamurſin ſelbſt, der Anführer der Bande.

„Nachdem ich dieſen Bericht gehört, fertigte ich ſogleich meine Koſaken ab, um die Räuber zu verfolgen; ſo ſchnell aber auch ihre Pferde liefen, ſo groß auch der Wunſch meiner Leute war, ſich mit Chamurſin zu meſſen, ſo konnten ſie doch ſeine Spur nicht auffinden, und ſie begegneten auf der Straße nur den traurig zur Feſtung zurückkehrenden Beraubten. Es vergingen einige Tage. Wie früher, fiel dann und wann Schnee, und ſchien dann und wann die Sonne, und wir, wie Vögel, die ſich aus ihrem Bauer befreit, wärmten uns fröhlich an ihren leuchtenden Strahlen, die indeſſen leider nur immer zu ſchnell wieder verſchwanden.

„An einem der erſten Tage des März, Morgens früh, erblickten wir von den Wällen der Feſtung eine Truppen-Abtheilung auf der aus Gruſien führenden Straße, und in der Feſtung erſchallte der Freudenruf: die Unſrigen, die Unſrigen! Bald erfuhren wir, es ſey die Begleitung der nach Rußland abgefertigten Poſt. Ich befahl ſogleich, daß Fußvolk und Linien-Koſaken ſich fertig halten ſollten, um die Begleitung abzulöſen und die Poſt weiter zu führen. Da wir aber durch Kundſchafter erfahren hatten, daß der gefährliche Chamurſin in unſerer Nähe umherziehe, ſo ward die Begleitung verſtärkt, ſo daß ich nur 10 Doniſche Koſaken und etwas über 100 Mann Fußvolk nachbehielt. Bald darauf verließ die Poſt mit einigen Reiſenden unſere Feſtung, und Alles ward wieder ſtill. Inzwiſchen verlangte der Dienſt meine Gegenwart in der nächſten Feſtung, und den folgenden Tag nach Abgang der Poſt begab ich mich früh Morgens mit 12 mit Flinten bewaffneten Begleitern dahin und befand mich Abends wieder auf dem Rückwege nach meinem Poſten. Die Sonne ſank hinter die Berge; nur der Kasbek glühte noch in roſiger Abendröthe und warf ſeine Schattenmaſſen in die tiefen Schlünde der Berge. An den Rädern unſerer Wagen knirſchte der Schnee, die Pferde wieherten; wir eilten raſch nach Hauſe, um noch vor Eintritt der Dunkelheit an Ort und Stelle zu ſeyn. Uebrigens zogen in Weſten ſo ſchwere dunkle Wolken herauf, daß man heftiges Schneegeſtöber erwarten mußte. Nachdem wir ein kleines Flüßchen paſſirt hatten, ging es eine mit Hügeln (vielleicht alte Grabhügel) beſäete Anhöhe hinauf.... Kaum waren wir oben, als einer meiner Begleiter mir ängſtlich zurief: „Ew. Gnaden, Tſcherkeſſen, Tſcherkeſſen! und wie Viele! Sehen Sie nur; hinter jedem Hügel erblickt man mehrere dieſer verfluchten Köpfe!“ Kaum war ich aufgeſtanden, um mich umzuſehen, als ein Schuß fiel und eine Kugel einem meiner Leute vorbeipfiff. „Zu den Waffen!“ rief ich den Meinigen zu, und augenblicklich Alle aus den Wagen ſpringend, nahmen wir eine durch unſere Wagen, durch Gebüſch, große Steine und Gruben gedeckte Defenſivſtellung ein. Das gegenſeitige Flintenfeuer begann; der Feind war wenigſtens viermal ſtärker als wir; ſeine Kugeln fielen wie Hagelſchloſſen, und wie ſie treffen, wiſſen Sie! Bald überzeugte ich mich noch mehr davon, als ich nur ſechs Menſchen um mich ſah; vier waren getödtet und zwei ſchwer verwundet. An den Tod dachten wir nicht, nur die Gefangenſchaft fürchteten wir; meine Soldaten waren tapfer, und ich hoffte noch immer auf Rettung, in dem Glauben, man würde in der Feſtung das Schießen hören und uns zu Hülfe eilen. Vergebliche Hoffnung! Unſere Patronen gingen zu Ende und die Kühnheit der Tſcherkeſſen nahm zu; bald wurden noch drei von uns getödtet, und nun drangen die Räuber, Chamurſin an der Spitze, mit bloßen Säbeln auf uns ein. Von allen Seiten umzingelt, wehrten wir uns noch — unſere letzten Kugeln trafen noch manchen unſerer Gegner; doch um ſo wüthender ward Chamurſin; mit furchtbarem Geſchrei ſtürzte er wie ein Habicht auf uns los, und bald fühlten wir ſeine Krallen. Unſere Pferde wurden abgeſpannt, und wir, d. h ich, mein Kamerad und drei Gemeine, wir wurden auf die Pferde gebunden, und in einer Minute flogen wir dahin, begleitet von unaufhörlichem Jauchzen und Frohlocken der wilden Bergbewohner. In mir kochte das Blut; mein Herz wollte die Bruſt zerſprengen. Vor Ingrimm zitterte ich am ganzen Leibe; ich hätte mich zerreißen mögen, aber meine feſt zuſammengebundenen Hände zähmten meine Wuth. Meine Gedanken verwirrten ſich; ich war keines Urtheils fähig. Ich war wie der wüthende, in ſeinen engen Ufern eingezwängte Terek — umſonſt war ſein Schäumen und Brüllen: ſtark, unzerſtörbar ſeine Begränzung' (Fortſetzung folgt.)

Bibliographie.

Der Verſucher. Roman von M. Sagoſkin.
Patriotiſche Geſänge von M. Maximoff
Gedichte von N. Teploff
Briefe auf einer Reiſe durch England, Deutſchland und Frankreich. Von Nicolaus Gretſch.
Hiſtoriſche Ueberſicht von Sibirien.
Anſichten von der Schiffarth im Innern von Rußland.

Digitized by Google

Gelehrte Notizen, herausgegeben von der Univerſität zu Kaſan.
Erzählungen von Baron Fedor Korff.
Militairiſche Bibliothek. Herausgegeben unter Leitung des Generals Baron Medem und des Herrn O. Senkoffsky.
Amtlicher Bericht über die Verwaltung des Moskauer Findlingshauſes.
Notizen über Moskauer Schulen und öffentliche Wohlthätigkeits-Anſtalten. Vom wirklichen Geheimen-Rath Stöhr.
Geſchichte Rußlands für Kinder. Von A. Iſchimoff.
Erzählungen einer alten Frau. Herausgegeben von A. Iſchimoff.
Vorleſungen über Literatur. Vom Profeſſor J. Dawidoff.
Repertoir des Ruſſiſchen Theaters.
Ein Jahr in Petersburg oder Nachtheile eines dritten Beſuchs. Von Alexandroff.
Mädchenranke. Roman aus dem Privatleben. Von A. M . . . . l.

I t a l i e n.

Aeltere und neuere Kunſt in der Lombardei.

(Schluß.)

Ambrogio Borgognone und Bernardo Zenale, die hier zu gleicher Zeit mit Leonardo lebten und wahrſcheinlich eben ſo angeſehen wie er waren, näherten ſich derſelben durch die Trockenheit, die in den wenigen von dieſen Meiſtern im Muſeum vorhandenen Gemälden vorherrſcht. Gaudenzio Ferrari traf ſie noch lebend und geehrt zu Mailand als Anhänger jener Deutſchen Schule, welche hier wie überall während des fünfzehnten Jahrhunderts blühte, und die noch von Liberale Bevilacqua in ihrer ganzen Naivetät repräſentirt wurde. Der Ankömmling verſchmolz ihre Vorbilder mit dem von Leonardo da Vinci zurückgelaſſenen und ſchuf ſich ſo eine Manier, die indeß keinesweges neuer als die des letzten Künſtlers war, weil ſie einen Rückſchritt nach der von den Florentinern verdrängten gothiſchen Malerei hin machte. Im Palaſte Brera ſind noch zehn in dieſer Manier von Gaudenzio Ferrari gemalte Fresken vorhanden; in dem herrlichen Gemälde aber, welches das Märtyrerthum der heiligen Katharine vorſtellt, hat er ſich zur höchſten Schönheit ſeines Ideals aufgeſchwungen. Compoſition, Farbe, Zeichnung ſind gleich bewunderungswerth in dieſem Werke, welches das eines Künſtlers zu ſeyn ſcheint, der zu gleicher Zeit in den Werkſtätten Albrecht Dürer's, Giovanni Bellini's und Leonardo da Vinci's ſtudirt hat.

Während dieſer Maler ſo in Mailand waltete, trat ein anderer Genius, Correggio, der nie die Lombardei verlaſſen und weder Rom noch Florenz geſehen hatte, den größten Meiſtern an die Seite, indem er die anziehende Lieblichkeit der Vorbilder unter ſeinen Augen ſtudirte. Wenn man auch ganz ſicher weiß, daß Correggio nie die Apenninen überſchritt, ſo iſt es doch weniger erwieſen, ob er nicht im Mailändiſchen die Schüler Leonardo's und ſelbſt Gaudenzio Ferrari geſehen habe; jedenfalls aber beſtand der einzige Unterſchied zwiſchen Parma und Mailand nur in ihrer Lage auf den entgegengeſetzten Ufern des Po. Beide Städte liegen in demſelben Flußgebiete; ſie waren, wenn auch nicht immer denſelben Unfällen, doch gleichen Einwirkungen unterworfen, und es fand in ihnen dieſelbe Vermiſchung der Racen und der Bildung ſtatt. Dieſen Urſachen nun hat man gewiß auch das Lächeln zuzuſchreiben, das über alle Geſichter Correggio's verbreitet iſt; aber dieſes Lächeln iſt weicher, ſüdlicher, es herrſcht darin weniger Geiſt als Sinnlichkeit und mehr der Einfluß der Leidenſchaften des eigentlichen Italiens vor.

Nach Gaudenzio Ferrari und Bernardino Luini verfiel die eigentliche Lombardiſche Schule, ſo wie die Römiſche ſchon ſeit langer Zeit untergegangen war und die Florentiniſche von ſelbſt erloſch. Gegen Ende des ſechzehnten Jahrhunderts gab es in Italien nur noch Maler aus der Venetianiſchen Schule, die ſich allein während des allgemeinen Verfalls erhielten. Von den Werkſtätten der Carracci's in Bologna ging der Strahl aus, der die Italiäniſche Kunſt wieder erweckte; von hier begaben ſich die Meiſter Camillo und Giulio Procaccino zur Wiederbelebung und Erneuerung der Lombardiſchen Schule nach Mailand; Beide waren zu Bologna um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts geboren und ſtarben in Mailand zu Anfang des ſiebzehnten. Herkules Procaccino, Camillo's Sohn, ſetzte daſelbſt ihre Manier bis gegen das Ende deſſelben Jahrhunderts fort. Der ausgezeichnetſte Schüler dieſer Künſtler in Mailand war Daniello Crespi, geboren 1590, geſtorben 1630. Im Palaſte Brera ſieht man noch verſchiedene und recht ausgezeichnete Werke dieſer Künſtler, doch entdeckt man darin kaum wenige Spuren von der ſchönen Zeichnung und der feinen, anziehenden Manier Leonardo da Vinci's. Man erkennt in denſelben den unumſchränkten Einfluß der Venetianer, die zu jener Zeit alle Malerſchulen beherrſchten, die Spaniſche, Niederländiſche, Mailändiſche, ja am meiſten die Römiſche, von welcher ſie zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts noch für Barbaren gehalten wurden. In Giuſeppe Boſſi, ihrem letzten Sproſſen, lebte dieſe Schule noch während des achtzehnten Jahrhunderts zu Mailand fort; gegen Ende deſſelben trat Andrea Appiani auf, welcher erſt zu Anfang dieſes Jahrhunderts ſtarb, und der, da er ſich allein bildete, keinem der Künſtler glich, die vor ihm in ſeinem Vaterlande glänzten. Seine Gemälde, welche noch die vorzüglichſten ſeiner Zeit ſind, ſcheinen unter dem dreifachen Einfluſſe Albani's, Pouſſin's und ſelbſt David's entſtanden zu ſeyn: aber ſie verliehen der Mailändiſchen Schule keinen neuen Glanz, und wir übergehen mit Stillſchweigen alle jene Pfuſcher, welche die Nachfolger ſo berühmter Namen geworden. Hiermit iſt die Geſchichte der Lombardiſchen Schule beendigt: doch findet man im Mailändiſchen Muſeum noch hinreichende Elemente und Materialien, um ſich die Geſchichte der ganzen Italiäniſchen Malerkunſt zu vergegenwärtigen.

Nächſt den Muſeen muß man die Architektur Mailands ſtudiren. Sie trägt ebenfalls den eigenthümlichen Ausdruck des Nationalcharakters, und die Invaſion der Männer des Nordens iſt wiederum das große Ereigniß, an welches ſich die vorzüglichſten Denkmäler der Stadt knüpfen. Selbſt die engen, langen und überaus winkeligen Straßen gleichen Fallgruben, die man den Eroberern gelegt hat. Mitten in dieſer unermeßlichen Ebene, wo jede Vertheidigung durch ein Kaſtell unmöglich war, richtete man die Verbindungswege zwiſchen den Einwohnern zu eben ſo viel den Feinden unzugänglichen Feſtungswerken ein, und ſo wurde aus der Lombardiſchen Hauptſtadt ein wahres von gewundenen Fußwegen und tiefen Gräben durchfurchtes Labyrinth. Dieſe traurige Mahnung an die früheren Kriege wird durch die Prachtliebe und den Behaglichkeitstrieb der Mailänder etwas gemildert; das Pflaſter iſt gewiß das ſchönſte in Europa; die Wagen rollen ſanft über die Granitplatten dahin, und die Läden ſtrahlen in einem Glanze und in einer Pracht, wie man ſie ſonſt nirgend in Italien findet. Der Corſo, dieſe Haupt-Promenade Mailands, läuft vom Neuen Thor bis zum Mittelpunkt der Stadt und bietet den ſeltſamen Anblick einer Menge eleganter Spaziergänger dar, die in einer Art von Feſtungsgraben umherwandeln. Hier und dort entdeckt man in den Straßen merkwürdige Denkmäler, die man nicht eher ſieht, als bis man vor ihnen ſteht. Das älteſte derſelben iſt ein Säulengang mit morſchem Grunde und wankenden Kapitälern; er iſt das einzige Bauwerk von einiger Bedeutung, welches die Römer in der Hauptſtadt des Ciſalpiniſchen Galliens zurückgelaſſen haben; er war, wie man glaubt, früher eine Eingangshalle zu jenen Bädern, welche der Kaiſer Maximian Herkules, einer der Gefährten des Diocletian, zu Anfang des vierten Jahrhunderts wiederherſtellen ließ. Gegen Ende deſſelben gründete der heilige Ambroſius, Erzbiſchof von Mailand, die nach ihm benannte Kirche, welche aber leider nicht mehr in ihrer urſprünglichen Geſtalt beſteht, weil damals ganz Europa und beſonders Italien durch die Völkerwanderungen umgewandelt wurde. Als Karl der Große im neunten Jahrhundert jenes neue Chaos entwirrte, in welches die Welt verſunken war, erlitt die Kirche des heiligen Ambroſius ſo manche Veränderungen, die der Gothiſche Geſchmack jener Zeit für nöthig erachtete. Aus jenen Tagen ſchreibt ſich die jetzige Form der Schiffe und des ſchönen angränzenden Kloſters her. Mitten im Hauptſchiffe der Kirche ſteht eine einzelne Granitſäule, auf der ſich oben eine Schlange befindet, welche den Mailändiſchen Alterthümlern viel Kopfzerbrechens verurſacht; unter der Kanzel iſt ein Grabmal mit halb hervorſpringenden Marmorſtatuen, welches man für die Begräbnißſtätte Stilicho's hält, der auf Befehl des Honorius in Ravenna ermordet wurde, weil er ſich mit den Barbaren gegen ſeinen Herrn verſchworen hatte. Im Kloſter ſind noch äußerſt intereſſante Ueberreſte alter Malereien aus dem 12ten Jahrhundert, und in der Kirche findet man Spuren herrlicher Fresken aus der Schule da Vinci's und Ferrari's. Der alte Palaſt der Visconti und der Sforza ſteht auf einer weiten Ebene im nördlichen Theile der Stadt, iſt aber nur noch eine unförmliche Maſſe. Er wurde früher von den auf ihre Unabhängigkeit eiferſüchtigen Mailändern zerſtört und dient jetzt den Oeſterreichern als Kaſerne.

Der Dom von Mailand iſt nicht nur eine der ſchönſten Kirchen Italiens, ſondern auch gewiß das herrlichſte Bauwerk der ganzen Welt, und beim Anblick dieſes Wunderwerks aus Marmor, deſſen unzählbare Spitzen wie eine Heiligenſchaar zum Himmel emporſtreben, wird Jeder von Erſtaunen und Ehrfurcht durchdrungen. Aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt der Plan dieſes Rieſenbaues das Werk eines Deutſchen, Heinrich Arles von Gmunden, von den Italiänern Gamodia genannt, der ganz zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts von dem Herzog Giovanni Galeazzo Visconti von jenſeits der Alpen dazu berufen wurde. Man kann zwar den Namen des Baumeiſters, nicht aber ſeine Abkunft und ſeine Zeit in Zweifel ziehen. Dieſer Dom ſtammt von den Kathedralen des Nordens ab und muß ſeine Gründung aus dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts herſchreiben, wo die urſprüngliche Größe und Einfachheit der Gothiſchen Bauart ſchon etwas durch eine Ueberladung von Zierrathen, Schnitzwerken und Nebendingen getrübt wurde. Bei der Anlegung des Planes ſeiner Kirche folgte Gamodia nicht bloß dem reinen Deutſchen Style, er eilte in verſchiedenen Punkten ſeinem Jahrhundert voraus, und ſein Bauwerk wurde das ungeheuerſte Gemiſch, welches der menſchliche Geiſt nur immer erfinden konnte; man erbebt bei dem Gedanken, daß dieſe Myriaden von Pfeilern, Spitzen und Statuen in dem Kopfe eines einzigen Menſchen entſprungen, und daß dieſer es wagen konnte, ſo viel verſchiedene Styl-Arten, wie in den vier Hauptpunkten vorwalten, in ein und demſelben Gebäude zu vereinigen.*)

Die Façade des Domes iſt am wenigſten im Gothiſchen Geſchmacke; die doppelte Neigung des Daches gehört mehr dem Italiäniſchen Kirchenſtyle an; die Spitze aber, welche die beiden

*) Giovanni Galeazzo legte im Jahre 1386 ſelbſt den Grundſtein des Mailändiſchen Domes; die erſten von ihm dabei angeſtellten Baumeiſter verſtanden ſehr wenig, und die Arbeiten wurden nach einander von Simone di Oreſegnio, Marco di Felione und von einem Pariſer, Nicolas Bonavent, geleitet; 1391 wurde der Deutſche Baumeiſter Johann Fernach von Freiburg dazu berufen, aber er konnte ſich nicht mit den Italiänern verſtändigen. Ein Jahr darauf übernahm endlich Heinrich von Gmunden die Leitung des Baues, und obgleich er nicht lange in Mailand verweilte, ſo ſcheint es doch, als habe man hauptſächlich ſeine Ideen bei der Fortſetzung der Arbeiten befolgt. Nach ihm wendete man ſich an Ulrich Fiſingen aus Ulm, an Mignot in Paris, an Campamoſen in der Normandie und an Coca in den Niederlanden. Der Hochaltar wurde 1418 vom Papſt Martin V. eingeweiht.

Digitized by Google

Abdachungen krönt, iſt wieder rein Gothiſch, ſo wie die Pfeiler, welche von außen die inneren Abtheilungen der Schiffe bezeichnen; die Karyatiden dagegen, von denen ſie getragen werden, ſind Griechiſch. Von den Fenſtern ſind drei im Gothiſchen, drei im Renaiſſance-Styl, der auch in den fünf Thüren vorwaltet, welche zu den fünf Schiffen führen. Dieſe Vermiſchung, obgleich mit Geſchmack angeordnet, befriedigt nicht, und es fehlt ihr weniger an Zierlichkeit, als an Erhabenheit. Auf ähnliche ſeltſame Zuſammenſtellungen ſtößt man auch im Innern des Domes, das durch ſeinen düſteren und grandioſen Charakter auffallend gegen die reiche und ſtrahlende Ausſchmückung der Außenſeite abſticht. In dieſen dunkeln Schiffen ſcheint der weiße Marmor ſeinen ſchönen lebhaften Glanz verloren und eine ſtrenge Buß-Farbe angenommen zu haben. Verzierungen von Laubwerk waren zur Krönung der ungeheuren Pfeiler unzureichend, man brachte alſo Niſchen mit Statuen als Kapitäler darauf an. In unermeßlicher Höhe über dem Hochaltar bemerkt man eine Oeffnung, eine Art von Kuppel; tritt man näher, ſo ſieht man, daß dies ein Schiff im Deutſchen Geſchmack mit einer Verzierung im großen Renaiſſance-Styl, mit Spitzbogen ohne gleichen iſt, welche die ganze Ausdehnung der Mauer einnehmen. Der merkwürdigſte Theil des Domes iſt ſeine Bekleidung. Bei jedem Schritt entdeckt man hier neue Wunder, und man gewahrt, von welcher Hülfe die Schönheit des Materials dem Genius der Menſchen iſt. Der leuchtende Marmor, aus welchem die Decke dieſes Rieſenbaues beſteht, erhöht noch den Glanz der an ihm befindlichen bewunderungswürdigen Arbeit und blendet vollends das Auge. Er verleiht den Treppen, welche von allen Seiten wie geheimnißvolle Himmelsleitern über unſerem Haupt emporſtreben, eine ſtrahlende, die Täuſchung noch vervollſtändigende Reinheit; er übergießt die Maſſe des Schnitzwerkes und der Pflanzennachbildungen mit einem ſo reinen Weiß, daß es ſcheint, als ob die Blüthenpracht des Frühlings ſich hier ewig in unvergänglicher Friſche erhalte; er bekleidet die ganze Schaar der Auserwählten, die vor dem Tage des Gerichtes dem Grabe entſtieg und auf den erhabenen Pfeilern der Poſaune der Engel Gottes harrt, mit einem fleckenloſen Gewande: die Blitze, welche er ausſendet, umgeben den in dieſen Labyrinthen ſich verlierenden Beſchauer mit einer feurigen Glorie, als wäre er ſchon in eine höhere Welt getragen und als ſchaue er vom Himmel herab, von wo aus alle irdiſche Größe zu Nichts verſchwindet.

Als Gamodia den Plan zu dieſem Meiſterwerke der Baukunſt entwarf, war es gewiß ſeine Abſicht, jenem anderen am Horizonte glänzenden Dome, dem Mont-Roſa, mitten in Mailand einen Nebenbuhler aufzuführen; er verſchmolz in ſeinem Plan die Gebilde der Natur mit denen aller Völker, welche ihr Blut den Adern dieſes von vielen Racen betretenen Landes einimpften, und wie, wenn er vorausgeſehen hätte, daß einſt Karl V. mit ſeinen Spaniſchen Horden in die Hauptſtadt der Visconti eindringen und ſeine Herrſchaft dort geltend machen werde, ſo ließ er auch mitten aus ſeinen tauſend Spitzen eine Mauriſche hervorſtreben, welche die anderen alle überragt und eigentlich die Krone ſeines Baues iſt.

Gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts wurde wieder lebhaft an dem bis heute noch nicht vollendeten Mailändiſchen Dome gebaut. Ein junger Römer, Bramante, ſtudirte damals eifrig über dem Plane Gamodia's, dieſem großen Werke des Jahrhunderts; ſo miſchten ſich in den Styl der Renaiſſance, deſſen erhabenſter Repräſentant eben dieſer Bramante werden ſollte, die Muſter der Transalpiniſchen Kunſt, die immer mehr aus Italien verſchwanden, aber das Gepräge unnachahmlicher Feinheit und Eleganz dort zurückließen. Später nahm ſich Bramante eines ſeiner Verwandten an, der von Perugino ſchon den Funken deſſelben Geiſtes empfangen hatte. So waren es dieſe beiden Männer, die letzten Echo's der Deutſch-Italiäniſchen Kunſt, die ihren Styl auf den göttlichen Raphael in Rom übertrugen, deſſen Ruhm eben ſo ſehr aus der Erinnerung daran, wie aus der Beſiegung deſſelben entſproß.

O ſ t i n d i e n.

Briefe aus Indien.

I.

Bombay, den 8. April 1837.

Endlich bin ich in Bombay, nach einer Fahrt von acht Monaten, angelangt; man ſieht alſo, daß der Weg über Aegypten nicht immer der kürzeſte iſt. Ich bin ſeit zehn Tagen hier, und es gefällt mir recht gut, nicht, weil die Engliſche Geſellſchaft beſſer iſt als in den anderen Kolonieen, ſondern weil das Land ſehr ſchön iſt. Von der Stadt iſt wenig zu ſagen, aber die Inſel Bombay iſt ganz mit Landhäuſern bedeckt, die den Engländern und Gebern gehören, und dies giebt einen ſehr angenehmen Anblick, wenn man von Aegypten oder Arabien herkommt. An der Reinlichkeit der Stadt, der Pracht der Docks und der Trefflichkeit der Straßen merkt man, daß die Engländer für die Inſel Bombay etwas gethan haben; ich fürchte aber, der Inſel gegenüber findet man nichts, was die Verwaltung eines civiliſirten Volks verräth. Man läßt ſelbſt die Grotten von Elephanta verfallen, die an einem der reizendſten Orte der Erde eines der außerordentlichſten Monumente menſchlicher Kunſt bilden. Ich würde, wenn ich hier wohnte, die ganze Inſel kaufen; fünfhundert Pfund würden genügen, die Tempel zu reinigen und mir dicht in der Nähe ein Haus zu erbauen: die ganze Welt würde mich beneiden. Doch wer hierher kommt, will Geld verdienen, nicht ausgeben; nur Genußſucht und Eitelkeit ſind im Stande, ihnen die Börſe zu öffnen. Die Beamten der Compagnie lieben beſonders Mahlzeiten, und ihre Erholung beſteht in einer Promenade auf der Esplanade in einem buggy oder jedem anderen Wagen. Der Geſchmack für Kabriolets iſt allgemein unter ihnen, und um dieſen Hang zu befriedigen, machen ſie Schulden, welche ihnen für immer die Rückkehr nach England abſchneiden. Man ſieht hier faſt eben ſo viel Equipagen, als in Neapel, und nirgends ſind ſie ſo mannigfaltig. Die Gebern haben die ſchönſten Wagen, doch die Aermeren unter dieſen Feueranbetern fahren auf der Esplanade in einem mit zwei Kühen beſpannten Wägelchen ſpazieren, während der beſcheidene Hindu zuweilen auf einem Stier gallopirt. Die Gebern, die einen zahlreichen und blühenden Stamm bilden, ſind die reichſten Particuliers der Stadt. Einer derſelben ſagte mir, ſie verehrten die Sonne nicht, ſondern indem ſie ſich an Gott wendeten, ſchauten ſie nur nach ihr hin, zum Zeichen der Ehrfurcht gegen dasjenige ſeiner Werke, das für uns das größte und herrlichſte von allen iſt. Das wäre ſehr hübſch, wenn Andere mir nicht geſagt hätten, daß ſie die Sonne, das Meer, den Mond und das Feuer anbeten ohne tiefere Gedanken. Sie halten es für ſündlich, Feuer auszulöſchen oder einen Todten zu beerdigen, und thun es auch nie. Sie tragen die Körper an einen Ort, der ihnen eingeräumt iſt, und laſſen ſie daſelbſt der Luft ausgeſetzt. Man ſieht hier Geier, die ſo voll von Menſchenfleiſch ſind, daß ſie ſich kaum rühren können.

Ich bin erſt wenige Tage hier und alſo nicht im Stande, die verſchiedenen Religionen, Sprachen und Völker, von denen ich umgeben bin, zu beſchreiben; auch iſt ihre Zahl ſo groß, daß es wohl Jedem ſchwer fallen möchte. Die Sprachenverwirrung iſt hier ärger als am Babyloniſchen Thurm, und die Gottheiten der Aegypter, Griechen und Römer würden in der Maſſe der Indiſchen Götter untergehen. Die Frommen haben hier einen Gegenſtand angeregt, der auch den Commandeurs einiger Indiſcher Regimenter nicht fremd iſt: es handelt ſich um den Götzendienſt und um Bittſchriften zu ſeiner Unterdrückung; wenn man davon nicht abläßt, werden die Truppen ſich empören, und die Folgen ſind leicht vorherzuſehen. Abgeſehen von der Gefahr, die es gewöhnlich hat, ſich in die Religion des Volks einzumiſchen, wäre es wahnſinnig, wenn man hier den Götzendienſt auf eine andere Weiſe als durch Ueberzeugung abſchaffen wollte. Man kann die Pagoden zerſtören, alle Kühe tödten, die Bäume verbrennen, die Flüſſe austrocknen und alle Steine zerbrechen, ohne daß man etwas ausrichtet. Ein alter roth beſtrichener Schuh würde ihr Götzenbild werden, und ſie ließen ſich dafür ärgere Martern gefallen, als je von der Geſchichte berichtet ſind.

Da das Gehen nicht faſhionabel iſt, ſo hat man an dem Palankin ein bequemes Transportmittel. Ich habe mir einen angeſchafft, und es war ſchon darum werth, ihn zu miethen, um die Sitten des Landes kennen zu lernen. Trotz ihrer Kollegien und anderer Inſtitute, lernen die Engländer nur ſelten die Sprachen des Landes; aber da ſie wohl wiſſen, daß ſie ſie hätten ſtudiren ſollen, ärgern ſie ſich, wenn die unglücklichen Träger ſie nicht verſtehen, was immerfort der Fall iſt. Man befiehlt dieſen Trägern, zu Dem oder Jenem, den ſie nicht kennen, zu gehen; ſie fürchten ſich, zu ſagen, daß ſie nicht verſtehen, was man ihnen ſagt, weil dies unhöflich ſcheinen könnte; ſo gehen ſie fort und traben geradezu auf ein Landhaus los, in welchem ſie das ihnen bezeichnete vermuthen, in der Hoffnung, daß die Perſon, die ſie tragen, es ihnen ſagen wird, wenn ſie fehl gehen. Durch dieſe verwünſchte Gewohnheit, welche die Folge der Unwiſſenheit und Ungeduld der Engländer iſt, habe ich viel Zeit verloren; und ich glaube, meine Leute haben ſich oft gewundert, daß ich ihre Irrthümer ſo ruhig ertrug, ohne mich an ihnen zu rächen. Ich tröſte mich ſehr philoſophiſch damit, daß ich auf dieſen Irrfahrten das Land kennen lerne, wenn ich auch dabei einen Beſuch verſäume. Will ich aber ſicher ankommen, ſo gehe ich zu Fuß, obgleich das nicht elegant iſt und mich, wie man mir ſagt, der Gefahr eines Sonnenſtichs ausſetzt.

Morgen reiſe ich nach dem Süden der Halbinſel. Man verſichert mir, daß die Hitze auf dem Feſtland nach Sonnen-Untergang 117° Fahrenheit beträgt; aber von Bombay hat man mir daſſelbe geſagt, ehe ich hinkam, und da ich auf dieſer Inſel die friſchſte und angenehmſte Luft finde, die ich je unter den Wendekreiſen geathmet, ſo ſchließe ich daraus, daß man eben ſo die Hitze auf dem Kontinent übertreibt. Wie dem auch ſeyn mag, ich werde mich durch Erfahrung davon überzeugen und zuerſt nach Goa gehen, wo die Reſte der Portugieſiſchen Herrſchaft ſind. Die Nachkommen Vasco de Gama's, Cabral's und d'Albuquerque's ſtehen jetzt in Indien mit den Parias auf gleichem Fuße: ſie begnügen ſich, wie die Letzteren, mit den Ueberreſten von den Tafeln der Europäer, die ohne ſie ein Raub der Hunde und Geyer würden; denn ein Hindu aus einer höheren Kaſte würde nicht nur von der Nahrung, die für einen Europäer oder das Individuum einer niedrigeren Kaſte beſtimmt iſt, nicht eſſen, ſondern ſelbſt ein Gefäß verſchmähen, das man zu der Nahrung eines Anderen benutzt hat.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅓ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 22. Berlin, Mittwoch den 20. Februar 1839.

England.

Lord Byron in Piſa.

Von Poujoulat.

Bei meinen Spaziergängen auf dem Quai des linken Arno-Ufers in Piſa kam ich oft am Palaſte Lanfrano vorüber, den Lord Byron im Jahre 1822 bewohnte. Jetzt gehört dieſer Palaſt einem reichen Toskaniſchen Edelmann, der, keinesweges aus Habgier, wie man allgemein verbreitet hat, den Eintritt in denſelben gern geſtattet. Wie aber lebte der Dichter des Childe-Harold in Piſa? Er ſtand ſehr ſpät auf, weil er bis tief in die Nacht hinein arbeitete; von Mitternacht bis drei Uhr, wie er ſelbſt ſich ausdrückt, „prägte er Geld in ſeiner Dichter-Werkſtatt“, denn ſeine Verſe waren in der That wie Wechſel, in London auf Sicht zahlbar. Es heißt, Byron habe die Gewohnheit gehabt, ſeine Phantaſie durch ſtarke Liqueure aufzuregen; doch fehlte es dem Dichter ſelbſt in den Stunden der Nacht gewiß nicht an anderen Mitteln zur Begeiſterung; der Anblick des herrlich geſtirnten Italiſchen Himmels war wohl geeignet, ſeinen Genius auf edlere Weiſe anzuregen, als der Genuß der ſtärkſten geiſtigen Getränke Britaniens. Gegen Mittag nahm Byron ſeine erſte immer ſehr frugale Mahlzeit ein. Als Grund ſeiner ſchmalen Koſt gab er an: „das Fleiſch verwildere den Menſchen“; die eigentliche wahre Urſache derſelben war aber wohl nur, daß er zu ſtark zu werden fürchtete, denn unſer Dichter, den ſein lahmer Fuß ſo unglücklich machte, hielt viel auf Schönheit der Formen und würde ſich eine Apollo-Geſtalt gern mit mehreren Jahren ſeines Lebens erkauft haben. Jener körperliche Fehler erfüllte ſeine Seele mit der größten Bitterkeit und war vielleicht der erſte Grund zu ſeiner düſteren Stimmung, zu ſeinem tiefen Haſſe gegen die Geſellſchaft und gegen die Menſchen. Die Art, wie Byron ſeine Gebrechlichkeit empfand, iſt in der That eine nicht zu begreifende Schwäche in dieſer ſonſt ſo ſtarken, großen Natur.

Nach dem Mittagsmahl pflegte unſer Dichter mit ſeinen Freunden einen Spazierritt durch die Umgebungen von Piſa zu machen. Der gewöhnliche Zeitvertreib dieſer Geſellſchaft beſtand darin, mit Piſtolen nach kleinen in die Luft geſchleuderten Geldſtücken (Paoli's) zu ſchießen, und Byron war im Treffen ſo geſchickt, daß er nur ſehr ſelten die Münze verfehlte. Gegen Abend kehrten die Reiter in die Stadt zurück; zwiſchen ſieben und acht Uhr verzehrte Byron ſeine zweite Mahlzeit und verlebte dann die Abende bei der Gräfin Guiccioli, die in einem anderen Viertel von Piſa wohnte; um eilf begab er ſich wieder in ſeine Wohnung, und nun begann ſeine nächtliche Arbeit. Er ſah nur ſelten Beſuch bei ſich, und ſeine Verachtung der Ariſtokratie war ſo unbegränzt, daß er eine ſehr verbindliche Einladung des Großherzogs von Toskana auf etwas roh demokratiſche Weiſe mit den Worten ablehnte: „Ich liebe die Fürſten nicht.“

Bis zum 21. März 1822 verſtrich Byron's Leben an den Ufern des Arno gleichmäßig und friedlich; da wurde es jedoch durch die ärgerliche Geſchichte mit dem Sergeanten Maſi, welche man in England auf verſchiedene Weiſe erzählt, die ich aber ganz getreu zu berichten vermag, ſehr unangenehm geſtört. Stefano Maſi, von Toskaniſcher Abkunft und Sergeant-Major in der reitenden Jäger-Compagnie, ſtand damals zu Piſa in Garniſon; Ritter der Ehrenlegion, wie man behauptet hat, iſt er nicht, aber er focht zur Zeit Napoleon's mit Auszeichnung unter den Franzöſiſchen Fahnen; er lebt noch bis dieſen Augenblick in Piſa. Ich wünſchte dieſen Mann kennen zu lernen, der durch die zufällige Verkettung der Begebenheiten von ſo ernſtem Einfluß auf das Geſchick eines der größten Dichter war, und er wurde mir zugeführt. Maſi iſt ſechsundvierzig Jahr alt, von offenem, gutmüthigem und freundlichem Aeußeren; er erzählte mir, wie folgt, die Begebenheit des 21. März:

„Gegen Sonnenuntergang kehrte ich zu Pferde von einer Landpartie zurück; eine Viertelſtunde vor Piſa, in der Gegend des Thores dalle Piagge, war die ganze Breite des Weges von einem Reitertrupp eingenommen, der langſam zur Stadt zurückkehrte; es war Lord Byron mit ſeinen Freunden, wie ich nachher erfuhr, denn ich hatte bis dahin nie ſeinen Namen gehört, weil ich in meinem einfachen Garniſonleben mich gar nicht um die Dichter-Berühmtheiten des Tages kümmerte. Da mir daran lag, ſo ſchnell als möglich Piſa zu erreichen, weil ich noch für dieſen Abend funfzehn Soldaten ins Theater abordern mußte, ſo verſuchte ich es, mir durch den Reitertrupp Bahn zu brechen, aber vergebens, der Weg blieb mir verſperrt, denn es beliebte keinem der Herren, mir Platz zu machen, ja, ich bemerkte ſogar, daß man meiner ſpottete und mich zum Narren haben wollte. Endlich verlor ich die Geduld; mein wildes Pferd, das ich nur mit Mühe bis dahin gebändigt hatte, jagte ſchnell am Rande der Straße über einen Haufen Steine fort, die dort zum Wegausbeſſern lagen; beim raſchen Vorüberreiten berührte ich einen der Herren, — ich weiß nicht, ob es gerade Lord Byron war, — und von dem Stoße fiel ihm ſein Hut zur Erde. Ich ſetzte meinen Weg fort, da überholte mich plötzlich der Vorreiter des Lords und verſetzte mir mit Willen einen derben Stoß ans Bein; ich ſtellte mich, als verſtände ich ſeine Abſicht nicht, und erwiederte ihm nichts darauf. Einen Augenblick nachher umringte mich der ganze Reitertrupp; die Herren verlangten von mir Genugthuung für den ihnen angethanen Schimpf; Lord Byron und ein ſchnurrbärtiger Oberſt reichten mir ihre Karten und verlangten die meinige. Ich antwortete ihnen, daß ich keine beſäße; ich ſey der Sergeant-Major Maſi der reitenden Jäger-Compagnie, und ich hätte mich nie vor einem Duell gefürchtet. Aber Lord Byron und der Oberſt beſtanden darauf, meine Karte oder wenigſtens meinen geſchriebenen Namen zu ſehen; ich erwiederte ihnen beſtändig, daß ich Maſi heiße, und daß ſie ſich damit begnügen möchten. Ich war damals dreißig Jahr alt, kräftig und ohne Furcht, und als mir daher einer der Herren einen leichten Schlag mit der Reitgerte verſetzte, gerieth mein Blut über dieſen Schimpf in Wallung; ich zog meinen Säbel und warf ſie durch flache Hiebe ſammt und ſonders aus dem Sattel. „Das iſt ja ein wahrer Teufelskerl“, fluchten die verblüfften Engländer, und eine Dame in einem Wagen, welche die Herren zu kennen ſchien (es war die Gräfin Guiccioli), rief, als ſie Lord Byron aus dem Sattel gehoben ſah: Himmel, ſey uns gnädig!

Als ich zur Stadt kam, zeigte ich den Vorfall ſogleich der Wache am Thore dalle Piagge an und ließ ein Protokoll darüber aufnehmen. Da ich den Quai des Arno allein entlang ritt, rief man mir nach, ich ſolle meinen Weg nicht in dieſer Richtung fortſetzen, ſondern lieber eine andere einſchlagen, weil mein Leben in Gefahr ſchwebe. Ich aber achtete der Warnung nicht, ritt unbeſorgt weiter und näherte mich dem Palaſte Lanfrano, ohne zu wiſſen, daß dies Lord Byron's Wohnung war. Plötzlich ſehe ich mich von mehreren Engländern umringt, ich thue, als hätte ich ein Paar geladene Piſtolen im Sattel ſtecken, und drohe, dem Erſten, der mir nahe käme, den Kopf zu zerſchmettern. Zuerſt wirkte dieſe Liſt, doch bald darauf ſtürzt ſich ein Engländer mit einem Piſtol auf mich, ich packe ihn indeß ſo, daß er nicht abſchießen kann. Die ganze Stadt war unterdeſſen in Bewegung gerathen, die Menge zog gegen den Palaſt Lanfrano heran, und mitten in der Unordnung verwundete mich ein Mann aus Lord Byron's Palaſt mit einem zweiſchneidigen Stockdolche in der Seite. Ich ſah den Mörder nicht, und in der Verwirrung und Aufregung, in der ich mich befand, ward ich meine Verwundung erſt durch das fließende Blut gewahr; man trug mich ins nächſte Hoſpital, der Wundarzt Vacca wurde herbeigerufen, erklärte die Wunde für tödlich und gab mir nur noch eine Friſt von vierundzwanzig Stunden.

Am folgenden Morgen ſandte mir Lord Byron ſeinen Wundarzt und hundert Louisd'or und ließ mir ſagen, daß er mein Unglück beklage, den Thäter aber nicht kenne. Ich verſchmähte den Beiſtand des Engliſchen Wundarztes und ſchickte Lord Byron ſein Gold mit der Weiſung zurück, daß ich deſſelben nicht bedürfe, weil mein Sold für mich hinreiche; ſtürbe ich an meiner Wunde nicht, ſo würde ich Genugthuung von ihm fordern, ſey mir aber der Tod beſtimmt, ſo würden Andere mich rächen. Lord Byron behauptete zwar, den Mörder nicht zu kennen, und es mag wahr ſeyn; zu ſeinem Haushalte aber gehörte er jedenfalls. Ganz Piſa war, wie geſagt, dieſes Handels wegen in Aufregung, und die Sache begann immer ernſter zu werden, denn die Studenten traten zuſammen, um den Schuldigen aufzuſpüren, und der Kommandant von Piſa konnte nur mit großer Mühe die Jäger-Compagnie im Zaum halten, die ihren Sergeanten rächen wollte. Der Statthalter ließ die ganze Dienerſchaft Lord Byron's in gefänglichen Verwahrſam bringen, verwies alle ſeine Gefährten aus der Stadt und geſtattete nur ihm ſelbſt noch einen Aufſchub.

Digitized by Google

Meine Wiederherſtellung ging ſehr langſam vorwärts, und die ganze Begebenheit war in der That ein großes Unglück für mich, denn ich bin Familienvater, und meine militairiſche Laufbahn wurde dadurch ganz geſtört; der Großherzog von Toskana aber, dem ich mein Abenteuer mehrmals erzählen mußte, unterſtützt mich durch eine monatliche Penſion von 50 Franken. Oft muß ich auch den Engliſchen Reiſenden dieſe Geſchichte erzählen, die mir dann verſichern, daß von mir in London mehr die Rede ſey als in Rom vom heiligen Vater."

Während Maſi uns dies Alles erzählte, belebte ſich ſeine Phyſiognomie, alle Eindrücke jener fernen Zeit ſpiegelten ſich in ſeinen Augen, zuweilen trocknete er ſich die Thränen, und auch nicht ein bitteres Wort über Lord Byron entſchlüpfte dem armen Sergeanten. „Mein Portrait iſt in London verbreitet worden", erzählte Maſi weiter; „es wurde hier auf folgende Weiſe verfertigt. Zwei Jahre nach meinem Mißgeſchick legte ich einen Tabacksladen an; eines Tages kaufte ein Engländer bei mir ein Paket Zigarren; er bezahlt es, doch läßt er es bei mir zurück, mit dem Vorbehalte, ſich die Zigarren nach und nach abzuholen, je nachdem er derſelben benöthigt wäre. Jedesmal nun, wenn der Engländer meinen Laden betrat, betrachtete er mich mit beſonderer Aufmerkſamkeit, und als die Zigarren zu Ende waren, hörte ich, mein Portrait ſey gezeichnet und ſehr ähnlich."

Die Dienerſchaft Lord Byron's wurde ſpäter wieder freigelaſſen, ohne daß man den Namen von Maſi's Mörder, der bis jetzt noch ein Geheimniß iſt, entdecken konnte. Man hat zwar verbreitet, Maſi ſey auf Lord Byron's Befehl verwundet worden; ich glaube aber eher, daß dies eine jener zahlreichen Beſchuldigungen iſt, mit welchen man das Andenken des leider oft nicht vorwurfsfreien Dichters belaſtet hat. Byron's Unrecht bei dieſem Handel iſt meiner Anſicht nach nicht größer, als es aus dem einfachen und wahrhaften Berichte des Toskaniſchen Sergeanten hervorgeht. Nach dem unangenehmen Vorfalle des 21. März geſtaltete ſich Lord Byron's Leben in Piſa ganz anders; alle ſeine Gefährten waren zerſtreut, und er blieb allein dem allgemeinen Unwillen ausgeſetzt. Man begreift leicht, wie ſehr er wünſchen mußte, auf einige Zeit eine Stadt zu verlaſſen, in der ein von ſeinen Anhängern verwundeter Mann daniederlag. Er begab ſich für einige Wochen in die Gegend von Livorno, nach Montenero, und bezog dort die Villa Caſa-Roſa, wo er mit ſeinem jungen Freunde Gamba, dem Bruder der Gräfin Guiccioli, zuſammentraf. Er verlebte trübe Tage zu Montenero; von ſeiner theuren Ada getrennt, hing er mit Leidenſchaft an ſeiner natürlichen Tochter Allegra, welche die einzige Hoffnung ſeines Herzens, der Troſt ſeines Lebens war; aber dieſes arme kleine Geſchöpf, das einen ſo großen Platz in Byron's Seele einnahm, ſollte nur eine vorübergehende Erſcheinung auf dieſer Welt ſeyn, ſie ſtarb, fünf Jahr alt, am 22. April zu Bagnacavallo; Allegra's Seele ſtieg zum Himmel auf, um im Voraus bei Gott Verzeihung für ihren Vater zu erflehen; ihre irdiſchen Ueberreſte wurden nach England gebracht und dort beigeſetzt; die Inſchrift des Dichters auf ihrem Grabſtein lautet: „Ich werde zu ihr gehen, ſie aber kehrt nicht zu mir zurück." (Andrò a lei, ma ella non ritornerà a me.)

Neue Verwickelungen, deren hier zu erwähnen überflüſſig iſt, führten einen ſtrengen Rechtsſpruch gegen den jungen Gamba herbei; es wurde ihm befohlen, binnen drei Tagen das Toskaniſche zu verlaſſen. Die Regierung hatte gehofft, Byron würde ſeinem Freunde folgen; er ließ indeß Gamba nach Genua abreiſen und kehrte nach Piſa zurück. In der That aber dachte unſer Dichter daran, die Ufer des Arno zu verlaſſen, denn in Toskana gab es für ihn keine Raſt und keine Freude mehr; doch nach welchem Lande der Erde ſollte er ſeine Schritte wenden, auf welchem Ufer eine Zufluchtsſtätte ſuchen? Eine herrliche Ruhmesglorie umfloß in Europa ſeinen Namen, aber auch der Fluch und der Haß hafteten daran. Während Byron ſo im Geiſt über ſeiner ungewiſſen Zukunft brütete, erhielt er eine ſehr ſchmerzliche Botſchaft; ſeine beiden Freunde Shelley und William Smith, die auf einer Barke durch den Meerbuſen von Spezzia ſchifften, waren von einem heftigen Windſtoße umgeworfen worden und hatten ihr Leben in den Wellen geendet. Nach vierzehntägigen vergeblichen Nachforſchungen fand man endlich ihre ans Ufer geſpülten Leichname, vier Meilen von einander, wieder. Shelley zählte erſt neunundzwanzig Jahre; ſeine Dichtungen: „der Geiſt der Einſamkeit" und „Beatrice Cenci" verriethen hohes Talent; der Unglückliche war Atheiſt, oder vielmehr er rühmte ſich, es zu ſeyn, in ſeinen Poeſieen aber vermochte es Shelley nicht, Gott zu entfliehen, er iſt darin religiös und ſchwermüthig, ſein Herz war beſſer als ſein Geiſt.

Nach eingeholter Erlaubniß der Regierungen von Toskana und Lucca ließ Byron es ſich angelegen ſeyn, die Ueberreſte ſeiner Freunde zu ehren. Am Meeresufer zwiſchen Bocca di Ferchio und Viareggio, einem kleinen Hafen im Großherzogthum Lucca, ließ Byron zwei Scheiterhaufen errichten, um die Leichname, deren Aſche er mitnehmen wollte, zu verbrennen. Dieſe Trauer-Ceremonie dauerte zwei Tage; am erſten wurde William's, am zweiten Tage Shelley's Körper verbrannt. Seit den alten längſt entſchwundenen Zeiten Hetruriens und der Römiſchen Herrſchaft war auf Toskana's Boden nichts Aehnliches geſehen worden, aber eine ſolche Scene, die an die Gebräuche der Aeneïde erinnert, war Byron's vollkommen würdig. Wäre ich ein Maler, ich würde dies Schauſpiel zum Gegenſtand eines Gemäldes wählen: Auf einſamem Ufer am Toskaniſchen Meere ſind die beiden Scheiterhaufen errichtet, an der entgegengeſetzten Seite des Horizontes erheben ſich die majeſtätiſchen Apenninen; Byron und ſeine Gefährten, traurig und unbeweglich unter dem glühenden Sommerhimmel daſtehend, beleben das düſtere Bild. Shelley's Aſche brachte man nach dem proteſtantiſchen Kirchhofe zu Rom, wo ſchon ein ihm in Italien geſtorbenes Kind ruhte; William's Aſche hingegen wurde nach England eingeſchifft. Dieſe dem Andenken der beiden Freunde dargebrachten poetiſchen Ehrenbezeugungen waren das letzte Lebewohl Byron's an Toskana. Zwei Monate ſpäter richtete er ſich in dem Palaſt Albano in Genua ein, den er bis zu ſeiner Abreiſe nach Griechenland bewohnte, wo er den Tod fand. Den Aufenthalt Lord Byron's in Piſa kann man als ſeine letzte Freudens- und Begeiſterungszeit betrachten; es waren die letzten Lichtblicke in ſeinem Leben. In Toskana begann ſchon jene Kette von Unglücksfällen und böſen Ereigniſſen, welche den Horizont des Dichters verdüſterten. Die in Genua verlebten Monate, welche ſeiner Abreiſe nach Hellas vorangingen, wurden in Aufregung und Mißmuth zugebracht, obgleich ſich ihnen ein Liebesabenteuer beimiſchte. Byron war ſeines Geſchickes überdrüſſig, das Abendland hatte ihm nichts mehr zu bieten, und er ſchwankte nur noch zwiſchen Amerika und Griechenland; er entſchied ſich endlich für das letztere, weil dort noch einiger Ruhm zu gewinnen war. Aus halber Verzweiflung begab er ſich auf dieſe abenteuerliche Pilgerſchaft, und Byron verließ Europa, wie man in ſchlimmen Tagen vom Leben ſcheidet.

Es iſt keineswegs meine Abſicht, hier von neuem ein Urtheil über den ſchon ſo viel beſprochenen Dichter zu fällen; überall, in Piſa wie in Athen und an den Ufern des Hellespont, war ſein Nachruf derſelbe; ich befragte die Orte, an denen ich mich befand, was ſie von dem Manne wüßten, der wie ein Meteor über unſer Geſchlecht dahinfuhr. Es giebt Menſchen, welche das Vorrecht haben, unſer Herz mächtig für ſie einzunehmen, und ein ſolcher war Byron. Es hat aber auch Leute gegeben, die es ſich einkommen ließen, Byron fortſetzen zu wollen; wie es ja ſogar Andere gab, die Bonaparte nachäfften, nicht bedenkend, daß ſolche Auserwählte des Geſchicks keine Erben haben. Unerwartet treten ſie auf, unter den lauten Ausbrüchen der Bewunderung und des Haſſes ziehen ſie an unſerem Horizonte vorüber und fallen der Geſchichte anheim. Byron hat viel Verwünſchungen ausgeſtoßen, weil er viel litt; er war der Ausdruck einer Zeit, wo der Schmerz, der Zukunft des Menſchen uneingedenk, Alles hätte verändern oder Alles zertrümmern mögen.

Die Dichtungen Lord Byron's werden nicht untergehen, ſie ſind dazu beſtimmt, der Nachwelt zu offenbaren, was der Menſch leidet, wenn er ohne Glauben iſt. Die Geſänge des Engliſchen Dichters tönen oft wie Stimmen des Abgrundes, ſeine Muſe hauſt im Tartarus, in jenen düſteren Gefilden, wie Milton ſie uns ſchildert. Hier zeigt ſich uns Byron als der Dolmetſcher der böſen Seite des menſchlichen Herzens, aber er kannte auch ſeine erhabene, ſeine edle Seite; darum haben ſich ſo viel ſchöne Seelen ihm zugewendet, darum hat er den reinſten Herzen ſo viel Antheil eingeflößt. Man hat uns von jungen Frauen berichtet, die, von einem frühzeitigen Tode bedroht, nicht aus der Welt ſcheiden wollten, ohne dem Dichter ihren Dank für die Tröſtungen zu ſagen, welche ſie aus ſeinen Werken geſchöpft. Iſt nicht das im Tagebuche der jungen Lady Sommerſet nach ihrem Tode aufgefundene Gebet eine rührende und ehrende Erinnerung aus Byron's Leben? Dieſes fromme Gemüth, vom Schickſale des Dichters bewegt, flehte inbrünſtig für ihn um die Erbarmung des Himmels. Von einem ſolchen Gebete tief ergriffen, ſchrieb Byron, daß er die Bitte dieſer engelgleichen Frau für ſein ewiges Heil nicht gegen den Ruhm Homer's, Cäſar's und Napoleon's vertauſchen möchte, und könnte er auch dieſen insgeſammt auf ſein einziges Haupt vereinigen.

R u ß l a n d.

Der Gefangene unter den Tſcherkeſſen.

(Fortſetzung.)

„Unterdeſſen war es völlig dunkel geworden; finſtere Wolken hingen am Himmel; ſtärker ward der Wind und heulte aus entfernten Felſenſchlünden. Ein feiner Schnee fiel, und bald erhob ſich ein Schneegeſtöber. Immer ſtärker ward der Sturm und zuletzt ein völliger Orkan. In dichten Wolken wirbelte der Schnee von der Erde empor und bedeckte uns von allen Seiten; das dumpfe Sauſen des Windes in der Ferne vermiſchte ſich mit ſeinem Pfeifen um uns her, und tiefes Dunkel vollendete das Schreckensgemälde. Um ſo ſchneller flogen die entſetzten Pferde dahin. Jetzt ſind wir am Terek, an ſeinen ſteilen Ufern; ſchwierig iſt das Hinabſteigen und der Uebergang; der verwegene Bergbewohner aber kennt keine Gefahren und keine Schranken; ein lautes Geſchrei der Tſcherkeſſen war das Signal zum Uebergange; die erſchreckten Roſſe ſtürzten ſich in den Abgrund; die Wellen theilten ſich und der wilde Terek ſchien unwillig zu murren .... mir ſchwindelte der Kopf; ich fühlte einen heftigen Stoß und verlor die Beſinnung .... Als ich wieder zu mir kam, ritten wir noch immer, aber im Schritt. Die Tſcherkeſſen hatten zwar Eile, aber die müden Pferde, ganz in Schweiß, konnten nur ſchrittweiſe vorwärts, während ein dicker Dampf ſie umhüllte. Einer der Räuber unterſtützte mich, und wahrſcheinlich brachten ſeine Stöße mich wieder zur Beſinnung.

„Das Unwetter ließ nach; es ward wärmer, und die Morgenröthe zeigte ſich am Himmel. Ich ſeufzte tief auf, als ich zum

Digitized by Google

Bewußtſeyn kam, und wie es ſchien, war mein Führer ſehr damit zufrieden; auf ſeinen Ruf eilten einige ſeiner Gefährten herbei, deren Geſichter Zufriedenheit ausdrückten; wie es ſchien, hatte man mich bis dahin für todt gehalten. Eine Viertelſtunde ungefähr ritten wir im Schritt, als jedoch die Pferde ſich erholt hatten, ging es wieder im Galopp vorwärts. Endlich, nachdem wir in einen tiefen Engpaß eingebogen hatten, hielten wir vor einem dichten Walde, aus welchem ſtellenweiſe Tſcherkeſſiſche Wohnſitze hervorblickten; rund umher ſchwarze Felſen, über denſelben ein mit ſchwarzem Gewölk bedeckter Himmel, in der Tiefe ein rauſchender Bergſtrom, ein blattloſes finſteres Eichengehege und überall düſteres Schweigen; es war Chamurſin's Reſidenz. Kaum näherten wir uns dem Aul, als wir von einem Rudel lautbellender Hunde empfangen wurden; ihnen folgte ein Haufe von Weibern, Kindern und jungen Tſcherkeſſen mit dem Freudengeſchrei: Ruſſen, Giaurn, Giaurn! Die Weiber hatten ihren Gebrauch vergeſſen und waren alle unverſchleiert; die Knaben ließen uns keine Ruhe, indem ſie unaufhörlich an unſeren Mänteln zupften und unter lautem Geſchrei uns Schnee und Koth ins Geſicht warfen. Als endlich die allgemeine Neugier befriedigt war, führte man uns in eine Wohnung und ſchmiedete mich und meinen Kameraden in Feſſeln. Die übrigen Gefangenen traten bei den Tſcherkeſſen in Dienſt, aber nicht auf lange; eine günſtige Gelegenheit zur Flucht erlöſte ſie bald von dem ſchweren Joch, und ſie waren bereits frei im Vaterlande, als ich noch mein unglückliches Loos tragen mußte. In unſerer Wohnung befanden ſich noch ſechs Tſcherkeſſen und Chamurſin's Bruder; ſie beſtand aus einer Scheune von trockenen Reiſern, beworfen mit Lehm oder vielmehr mit einem Gemiſch von Koth und Miſt, ohne Dielen und Fenſter und mit einem ſchlechten Dach gedeckt, einem nicht ganz fertigen Kamin, zwei oder drei Schemeln, einigen an Stricken ſchwebenden Stöckchen zum Aufhängen von Kleidern und tiefem Schmutz auf dem Fußboden! Hierzu denke man ſich noch inwendig zwei Pfeiler und an dieſen gekettet zwei Offiziere, auf Stroh in ihren Mänteln liegend, welche nach einer langen Reiſe und einer kalten, ſtürmiſchen Nacht ihre erſtarrten Glieder nur ſehr ſchlecht erwärmten; ferner, etwas weiter von ihnen, vor dem Feuer, eine Bande Räuber, die auf ihre rohe Weiſe ihren Sieg feierten, und über dieſe Scene werfe man noch ein düſteres Zwielicht, ſo hat man das Gemälde eines Kaukaſiſchen Gefangenen. Und doch hat man noch keinen vollſtändigen Begriff von dieſem Gemälde, wenn man nicht einen Blick in das Innere der handelnden Perſonen wirft. In der Tiefe des Herzens des Gefangenen kämpfen Verzweiflung, Sehnſucht nach dem Vaterlande, Erinnerung an die Freiheit, die ſich ſo ſchnell in harte Sklaverei verwandelte. Dagegen iſt das Herz der Räuber von wilder Freude, Blutdurſt und Genuß an fremden Leiden erfüllt .... wie furchtbar!

„Lange Zeit mochte ich nicht an mein Schickſal glauben. Es erſchien mir Alles wie ein ſchwerer Traum; doch das Erwachen war entſetzlich, und mit der ſchweren Eiſenkette begann eine Kette von Leidenstagen. Der Tag verging, und der Hunger fing an, uns zu quälen. Abends indeſſen brachte ein gefangener Ruſſiſcher Knabe, den man uns zur Bedienung gegeben hatte, Brod und Waſſer. Auch dieſe einförmige Nahrung machte uns Freude; das Waſſer war uns das ſchmackhafteſte Getränk, und das Brod, das heißt, in Waſſer gebackenes Weizenmehl, Tschurek genannt, das leckerſte Eſſen. Nach dieſem elenden Abendbrod, das zugleich als Mittageſſen diente, wickelten wir uns in unſere Mäntel und legten uns auf dem feuchten, uns auch nur ſpärlich zugetheilten Stroh ſchlafen. Unſere Ermattung war ſo groß, daß der Schlaf, dieſer Troſt der Unglücklichen, uns bald beruhigte. Meine Träume waren quälend; immer glaubte ich, in einen Abgrund zu ſtürzen: es ſchien mir, als erhielte ich harte Schläge, die mich erweckten und mich nichts als Finſterniß um mich her blicken ließen. Nur durch das ſchlechte Dach meines Kerkers flimmerte am dunkelblauen Himmel ein Stern, der bange Hoffnung in meine Seele ſenkte. In der Todtenſtille um mich her hörte ich nur das furchtbare Klirren meiner Ketten und die ſchweren Athemzüge meines Gefährten ....

„Täglich mit Sonnenaufgang erwachten lärmend die mit uns ſchlafenden Tſcherkeſſen, reinigten ihre Gewehre, luden ſie und verließen uns, nachdem ſie eine Wache zurückgelaſſen hatten. Darauf waren wir den ganzen Tag über die Zielſcheibe der Neugier der Bewohner des Auls, die zuſammenliefen, um die Ruſſen zu betrachten und ſich über ſie luſtig zu machen. Nachts litten wir durch Kälte und am Tage durch Hunger und Verſpottungen, mit denen man uns beſtändig quälte: Alles mußte geduldig ertragen werden. Einförmig gingen die Tage hin. Tödtlicher Gram nagte an meinem Innern. Mein Gefährte ward völlig muthlos: mehr als einmal kam ihm der entſetzliche Gedanke an Selbſtmord in den Sinn; mehr als einmal wollte er nach den an den Wänden hängenden Dolchen und Piſtolen greifen, doch immer hielt ich ihn zurück und tröſtete ihn durch den Glauben an eine gütige Vorſehung. Endlich erlaubte man mir, an meine Gefährten in der Feſtung zu ſchreiben. Dazu gab man mir einige Fetzen Papier; in Waſſer aufgelöſtes Pulver diente als Dinte, ein dünnes Stäbchen als Feder und ein Kundſchafter, deren die Tſcherkeſſen viele haben, als Poſtillon. O! man begreift es nicht, wie entzückend dieſer Briefwechſel war, mit welcher Freude ich die Antworten meiner Freunde las, die mich mit der Ausſicht auf baldigen Loskauf tröſteten! Freilich wußte ich wohl, daß dieſer Loskauf vom Zufall abhing; es iſt aber ſo ſüß, zu hoffen, daß wir immer bereit waren, uns mit Hoffnungen, wie Kinder mit Spielzeug, zu täuſchen. Drei ſchwere Wochen nahmen einen großen Theil unſerer Lebenskraft hin. Unſere Nahrung war mir zuletzt ſo ſehr zuwider geworden, daß ich ſie nicht mehr anſehen mochte; ſchon ſeit drei Tagen hatte ich keinen Biſſen in den Mund genommen und war höchſt kraftlos und mager geworden. Chamurſin bemerkte es; und als er einſt mit einem ſeiner Gefährten ſprach, vernahm ich, daß er zu ihm ſagte: „Der Ruſſe iſt eigenſinnig und will nichts eſſen; er ſtirbt, man muß ihm ein Schaf kaufen.“ Und wirklich hatten wir am nächſten Tage Fleiſch, das uns ſehr gut ſchmeckte; doch dieſer Luxus währte nicht lange. Bemerkenswerth übrigens iſt es, daß die Tſcherkeſſen im Allgemeinen ſehr wenig eſſen, ſich meiſtentheils von Milch, Früchten und Tschurek nähren und nur höchſt ſelten Schaffleiſch, welches bei ihnen theuer iſt, genießen. Dieſes Mal diente das getödtete Schaf der ganzen Familie als Nahrung, und bald mußten wir wieder hungern.

„Chamurſin ward inzwiſchen der Ruhe überdrüſſig; er ſchärfte wieder ſeinen Säbel, reinigte ſein Gewehr und machte Anſtalt zu einem Raubzuge. Eines Morgens, früher als gewöhnlich, ward ich durch lauten Lärm in dem Aul erweckt, und bald hörte ich den Tritt vieler Pferde und das Geſchrei der Tſcherkeſſen. Alles verlor ſich allmälig in der Ferne: es war Chamurſin's Auszug zu einem blutigen Feſt.

„Ich ſchweige von Allem, was meine Seele empfand und mein Körper ertrug in jenen Tagen der Abweſenheit des Räuberhauptmanns. Wie in einem Kaleidoskop, floſſen die nämlichen Gefühle in immer neue Formen durch einander, aber die Farben in dieſen geheimnißvollen Geſtaltungen der Gedanken waren trüb und finſter. Mein Leben ſchwand dahin, wie die Abendröthe vor der Dunkelheit der Nacht. Bisweilen knüpfte ich ein Geſpräch mit dem armen Knaben an, der uns bediente, und verſuchte, etwas von den Umſtänden ſeiner Gefangenſchaft zu erfahren. Dem Gedächtniß des Kleinen war faſt Alles entſchwunden. Er war ungefähr zehn Jahr alt und bereits ſeit drei Jahren hier. „Ich erinnere mich nur, wie meine Mutter weinte“, ſagte er mir, „als der Schwarze, der weggeritten iſt (er meinte Chamurſin), einſt am Abend in unſere Hütte ſtürzte, den Vater mit dem Säbel niederhieb und mich mit der Mutter mit ſich nahm. Im Dorfe war ein ſolches Geſchrei, eine ſolche Feuersbrunſt, daß es ſchrecklich iſt, daran zu denken. Der ſchwarze Tſcherkeſſe warf mich einem Anderen ſo heftig aufs Pferd, daß ich laut aufſchrie. Der Ataman ſelbſt wollte meine Mutter zu ſich aufs Pferd nehmen; ſie verſtand aber nicht zu reiten und fiel hinunter; man ließ ſie liegen, und uns trugen die Pferde davon. Ich wollte nach Hauſe, aber man ließ mich nicht fort; ſeitdem bin ich hier; die hieſigen Knaben ſind ſo böſe; immer ſchlagen ſie mich, und doch thue ich ihnen nichts.“

„Dieſe einfache, aber rührende Erzählung tröſtete mich durch den Gedanken, daß, wenn die Unſchuld ſo leide, die Vorſehung mir Sünder gewiß eine Prüfung geſandt habe, die ich ohne Murren ertragen müſſe. So verging ein Monat, und Chamurſin war noch immer nicht zurück. Noch nie war er ſo lange ausgeblieben, und ſchon begann man, in dem Aul unruhig zu werden. Auch ich ward unruhig, ich weiß nicht, warum; es ſchien mir, als ob mein Daſeyn von Chamurſin's Leben abhinge, und auch ich erwartete ihn. Vielleicht ſchlummerte in mir die Hoffnung, etwas von den Unſrigen zu hören, oder der etwas grauſame Wunſch, noch einen Leidensgefährten zu ſehen .... Der Menſch wird hartherzig, wenn das Unglück ihn ſchwer heimſucht. Endlich erſchien eines Tages einer von den Tſcherkeſſen, die mit Chamurſin ausgezogen waren. Alles drängte ſich um ihn her, begierig, etwas Neues zu erfahren. Finſter blickte der Tſcherkeſſe um ſich her und führte den jüngeren Bruder Chamurſin's, als er ihn gewahrte, zur Seite. Neugierig folgte ihm mein Auge durch die offene Thür, und mein Herz weiſſagte mir nichts Gutes. Ein Haufe Tſcherkeſſen und Tſcherkeſſinnen ſtand in der Ferne und wartete angſtvoll. Ich ſah es und hörte es, wie während der Rede des Angekommenen Chamurſin's Bruder erblaßte, wie ſeine Augen rollten, wie er mit den Zähnen knirſchte, und wie er endlich laut wehklagend zur Erde ſtürzte. Es war die Nachricht vom Tode ſeines Bruders. (Fortſetzung folgt.)

Oſtindien.

Briefe aus Indien.

II.

Kandy auf Ceylon, den 23. Juni 1837.

Ich habe meine Reiſe nicht ganz ſo fortſezen können, als ich mir vorgenommen. Von Bombay ging ich zuerſt nach Mangalore auf der Küſte Malabar. Hier fand ich das Land im Aufſtand, was mich hinderte, mir die nothwendigen Transportmittel zu ſchaffen; auch hätten mich die Inſurgentenhaufen aufgehalten, welche die Gegend inne hatten und einen Tag vor meiner Ankunft die Stadt Mangalore angezündet und geplündert hatten. Unter den Europäern herrſchte großer Schrecken, und daher übertrieb man auch die Zahl der Inſurgenten; aber es iſt wahr, daß jeder Anfang einer Empörung in Indien gefährlich iſt, weil Tauſende von Individuen immer bereit ſind, dem Erſten, der ihr Führer ſeyn will, ſich anzuſchließen, und das Uebel raſch zunehmen kann. Die ganze Macht der Maratten iſt aus einer ſolchen Empörung entſtanden, die, anfangs verachtet, bald furchtbar wurde und zuletzt die ganze Halbinſel ergriff. Die Maratten ließen dem Großmogul ſeinen Thron nur mit der Bedingung,

Digitized by Google

daß er ihnen gehorche. Die Pindarries waren ein Haufe von Menſchen, die man auf eine ungerechte Weiſe von ihrem Boden vertrieben, und die nun einen unternehmenden Führer ſuchten. Sobald ein ſolcher erſchien, empfingen ſie ihn, wie eine Gabe des Himmels; bald waren ſie Herren, und aus den Unterdrückten wurden wieder neue Tyrannen und Unterdrücker. Seit die Engliſche Herrſchaft in Indien von den Pindarries bedroht worden, dauert derſelbe Zuſtand fort. Tauſende oder vielmehr Millionen Menſchen ſind bereit, ſich zu erheben, nicht bloß gegen die Engländer, ſondern gegen jede höhere Macht, um ihre Lage, die nicht ſchlimmer werden kann, zu verbeſſern. Bei der letzten Inſurrection hieß es: „Beſſer einem Hunde, als der Compagnie gehorchen.“ Nach einer Herrſchaft von 150 Jahren iſt nichts oder faſt nichts gethan worden. Man ſieht hier nicht, wie in den übrigen Engliſchen Kolonieen, einen beſſer angebauten Boden, gute Straßen, Kanäle, Waſſerbehälter und andere Verbeſſerungen, und daran iſt nur die Unwiſſenheit oder Nachläſſigkeit der Oſt-Indiſchen Compagnie Schuld. Die Lage des einfachen Ackerbauers (Ryot) iſt um Vieles ſchlimmer geworden: er iſt nicht mehr, wie ſeine Vorfahren, der Eigenthümer des Bodens, ſondern ein wahrer Leibeigner.

Vor wenigen Tagen wäre ich beinahe die Beute der Haifiſche geworden. Ein Boot, in welchem ich fuhr, ſchlug an der Küſte Malabar um, wo dieſe gefräßigen Thiere ſehr zahlreich ſind; doch retteten wir uns noch, ehe ſie uns ſahen. Ich hatte in Bombay den Oberſt Pasmore kennen gelernt, der mich aufgefordert, mit ihm zu Schiffe nach Madras zu gehen. Schon hatte er ſeine Beſtimmung erreicht und war im Begriff, zu landen, als das Boot, in welchem er ſich befand, umſchlug und die Haifiſche ihn verſchlangen. Es kamen noch einige Paſſagiere um, doch die Meiſten wurden von den Fährleuten gerettet, die im Waſſer eine wunderbare Gewandtheit haben. Da ich den Oberſt Pasmore nicht begleitet habe, ſo kann ich nicht ſagen, daß ich mit genauer Noth entkommen bin; doch bin ich nicht außer Gefahr, da ich in wenigen Tagen von hier nach Madras fahren werde, in einem leichten Kahn, der nur ½ Fuß breit iſt, ich müßte denn eine beſſere Gelegenheit finden. Dieſe Kähne haben einen merkwürdigen Bau; ſie führen nur Ein Segel und gehen mit dem Winde. Man ſieht ſie nur in Ceylon; ich werde der Kurioſität halber einen ſolchen Kahn nach England ſchicken. Es iſt unbeſchreiblich, wie heftig die Brandungen an dieſer Küſte ſind, aber in Madras iſt's noch ſchlimmer.

Da ich die Halbinſel nicht durchreiſen konnte, ſo war ich von Mangalore in einem kleinen Boot nach Cananore gegangen, und von da aus beſuchte ich, theils zu Waſſer, theils zu Lande, die ganze Küſte Malabar, indem ich mich mehrere Tage in den größeren Städten, Tellichery, Calicut, Cochin u. ſ. w., aufhielt. Dieſe ganze Küſte iſt wunderſchön; ich würde kein Ende finden, wenn ich die herrlichen Bäume jeder Art, die längs dem Ufer wachſen, beſchreiben wollte. Die weſtlichen Ghauts, eine Hügelkette, die mit dem Ufer parallel läuft, unterſcheiden ſich im Anblick von anderen Ketten der Art, geben aber an Schönheit keiner etwas nach. Bis jetzt bin ich von meiner Reiſe entzückt; ich weiß nicht, ob mir der brennende Sand und die Dürre der Küſte Coromandel eben ſo ſehr gefallen werden. Man ſagt mir, die Hitze iſt daſelbſt ſo ſtark, daß zuweilen die Vögel aus der Luft todt herunterfallen, und noch Anderes, was übertrieben iſt. Bis jetzt hat die Hitze meine Kraft um nichts geſchwächt und weder Ermüdung noch Trägheit in mir hervorgerufen, obwohl ich den Süden Indiens in der heißeſten Jahreszeit beſuche. Ich bin hier ſechs Grade vom Aequator und trug geſtern mein Gewehr auf der Dammhirſchjagd mit derſelben Leichtigkeit, wie in England. Die Wahrheit iſt, meine jungen Landsleute gehen nach Indien mit dem Gedanken, daß man daſelbſt ganz träge ſeyn muß, und da ſie, um ſich zu konſerviren, wie ſie ſagen, reichlich eſſen und trinken, ſo werden ſie mit der Zeit immer ſchlaffer.

Es iſt jetzt mehr als ein Monat, daß ich auf der Inſel Ceylon bin, und nun wundere ich mich nicht, daß die Orientalen hierher das Paradies verlegt haben; doch das iſt nicht genug: während auf dem Kontinent Trägheit, Elend und Unterdrückung herrſchen, macht die Civiliſation hier merkliche Fortſchritte. Es iſt bekannt, daß dieſe Inſel nicht mehr unter der Oſtindiſchen Compagnie ſteht; ſeit etwas mehr als zwanzig Jahren wird ſie von der Regierung des Königs verwaltet. Früher hatte die Inſel keine Landſtraße, und man zwang die Eingebornen, ohne Lohn zu arbeiten, wie Deportirte in einer Straf-Kolonie. Kein Europäer durfte Ländereien kaufen, und alle Ausführungs-Produkte waren mit einem Monopol belaſtet, das den Handel ruinirte. War es ein Wunder, daß das Land arm und unglücklich war? Jetzt aber wird die Inſel auf allen Seiten von Straßen durchzogen, die es mit den beſten in Europa aufnehmen, und einige unter ihnen verdienen noch viel mehr Bewunderung, als die Simplonsſtraße oder eine ähnliche, wenn man alle Schwierigkeiten bedenkt, die bei ihrer Anlegung zu überwinden waren. Eine dieſer Straßen im Centrum der Inſel erhebt ſich 6800 Fuß über dem Meer; ſie iſt nicht ſo hoch, als die des Stelvio, die von Tyrol ins Veltlin führt, aber die Ausreutung der Wälder allein hat mehr Menſchen und Geld gekoſtet, als alle Arbeiten am Stelvio.

Hier, wie im übrigen Indien, bedeckt ſich ein verlaſſener Platz ſehr raſch mit dicken Bäumen; denn es herrſcht hier eine Vegetation, von der man in Europa kein Beiſpiel hat. Die Verbeſſerung der Straßen hatte eine außerordentliche Zunahme des Handels zur Folge, und es fehlt der Kolonie weiter nichts, um in Englands Augen einen großen Werth zu bekommen, als daß ſie mehr gekannt wird und ſo Kapitaliſten oder induſtrielle Geſellſchaften herbeilockt. Für arme Auswanderer wäre Ceylon ein ſchlechter Ort: nicht weil hier Elend herrſcht, ſondern weil die Tauſende von Arbeitern, die vom Kontinent kommen, die Arbeit ſelten machen.

Das Chriſtenthum verbreitet ſich hier immer mehr. Die meiſten Küſtenbewohner und Mehrere, die im Innern leben, haben die Buddha-Tempel verlaſſen, und die Engliſche Sprache verbreitet ſich nach allen Seiten. Das Volk iſt frei von jeder Auflage und hängt mit Liebe an der Regierung, die es aus Knechten zu Freien gemacht. Man baut eine Straße, eine Brücke nach der anderen; man legt Kaffee-Pflanzungen an; man bedient ſich der Pflugwerkzeuge, die in England gebraucht werden: kurz, ich wiederhole es, Alles ſtrebt nach Verbeſſerung. Der beſte Beweis davon iſt, daß man nun ſchon ein reines Einkommen von der Inſel zieht, das ſich im vorigen Jahr auf 2 Millionen Franken (75,000 Pfd. St.) belaufen hat.

Wofür ich mich überall, wo ich hinkomme, beſonders intereſſire, das iſt die Beſchaffenheit der verſchiedenen Umſtände, die am häufigſten den Tod herbeiführen. In England kann man in einer Feuersbrunſt umkommen, man kann ertrinken, durch Wagen oder Pferde zertreten werden u. ſ. w. Hier läuft man Gefahr, in Brunnen zu fallen oder von Elephanten und Büffeln getödtet zu werden, oder von einer auf den Kopf fallenden Kokosnuß zerſchlagen oder von giftigen Schlangen gebiſſen zu werden. Vier Offiziere, die ich kenne, haben erſt neulich eine von dieſen Gefahren aufgeſucht. Sie ſind auf die Elephantenjagd gegangen und haben 105 in fünf Tagen erlegt. Capitain R. hat die vier erſten in einem Moment mit zwei doppelläufigen Karabinern getödtet. Ein Anderer, Capitain G., erlegte ihrer 80. Die Elephanten ſind die Plage dieſes Landes; ſie zerſtören in einer Nacht die Aerndten eines ganzen Diſtrikts, indem ſie ſie niedertreten. Civiliſation und Zunahme der Bevölkerung werden dieſer Geißel ein Ende machen.

Mannigfaltiges.

— Lord Brougham über Inſtinkt und Vernunft. Lord Brougham hat die Mußeſtunden, die ihm die Parlaments-Ferien gelaſſen, abermals zu philoſophiſchen Arbeiten benutzt, welche er jetzt, eben ſo wie ſeine früheren Betrachtungen über die Theologie der Natur (Natural Theology), als Anhänge zu Dr. Paley's bekanntem Werke erſcheinen läßt. Seine neueſten philoſophiſchen Betrachtungen *) haben den thieriſchen Inſtinkt und deſſen Verhältniſſe zu der menſchlichen Vernunft zum Gegenſtand. Das Ganze beſteht aus Dialogen zwiſchen dem Verfaſſer und ſeinem ehemaligen Kollegen im Miniſterium, Lord Althorp (jetzigem Grafen von Spencer), und zerfällt in vier Bücher, von denen das erſte viele bekannte Geſchichten und eine Menge neuer Thatſachen über die Natur des Inſtinktes zuſammenſtellt und das zweite die Erläuterungen und Folgerungen giebt, welche ſich daraus machen laſſen. Das dritte Buch geht in das Gebiet der Intelligenz und der höheren Vernunft über, beſchränkt ſich aber wieder nur auf die Zuſammenſtellung von Thatſachen, die dann das vierte endlich zur Theorie erhebt und ſo das Ganze zu einem Schluſſe bringt. Noten zu den Dialogen, wobei auch noch intereſſante Beobachtungen, namentlich über die Bienen-Zellen, mitgetheilt werden, bilden einen Anhang zu dem Werke, von welchem wir nächſtens einige Auszüge mitzutheilen gedenken.

— Der Roman des Harems. Die bekannte Miß Pardoe, Verfaſſerin des beſten Engliſchen Buches über Konſtantinopel (The City of the Sultan), hat jetzt einen Cyklus orientaliſcher Erzählungen unter dem Titel „Der Roman des Harems“ (The Romance of the Harem) herausgegeben. Mit Ausnahme von Morier's Perſiſchen Darſtellungen trägt kein occidentaliſches Produkt (hier iſt natürlich nur von Schilderungen in Proſa und nicht von poetiſchen Nachahmungen die Rede, wie wir ſie von Goethe, Rückert und Heinr. Stieglitz beſitzen) ſo ſehr den Charakter des Morgenlandes, als der „Roman des Harems“. Miß Pardoe giebt auch zu, daß ihre Novellen nach Arabiſchen und Türkiſchen Muſtern gearbeitet ſeyen. Eine dieſer Novellen, „der Diamanten-Händler“, iſt ihr, wie ſie verſichert, von der Geheim-Secretairin der Sultana Asmé, Peruſſe Hanum, ſelbſt mitgetheilt worden. Zum Ueberfluſſe hat die Verfaſſerin oder Bearbeiterin ihre Erzählungen auch mit einer Maſſe Türkiſcher und Arabiſcher Phraſen und Worte ausgeſtattet, die hier ungefähr eben ſo eingeſtreut ſind, wie in den Engliſchen Mode-Romanen die Franzöſiſchen Ausdrücke, nur mit dem Unterſchiede, daß die letzteren, deren Bedeutung der faſhionable Leſer natürlich kennen muß, von den Verfaſſern niemals überſetzt werden, während Miß Pardoe ſich die Mühe giebt, ihre orientaliſchen Phraſen auch auf Engliſch wiederzugeben. Neben den Türkiſchen Sitten und Gewohnheiten kann man daher auch in dem Werke der Miß Pardoe (es beſteht aus drei Bänden) etwas Türkiſch und Arabiſch ſtudiren.

*) Dissertations on subjects of science connected with natural theology; being the concluding volumes of the new edition of Paley's works. By Henry Lord Brougham, F. R. S. and Member of the National Institute of France. 2 vols. London, 1839.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 23. Berlin, Freitag den 22. Februar 1839.

Oſtindien.

Briefe aus Indien.

III.

Madras, den 30. Juli 1837.

Ich habe Ihnen von Ceylon aus geſchrieben, wenige Augenblicke, ehe ich dieſe entzückende Inſel verließ. Seitdem hatte ich Gelegenheit, den Capitain einer kleinen Schaluppe zu ſpielen, nicht ohne Erfolg, da es mir gelungen iſt, in acht Tagen eine Reiſe zu machen, die nur zwei dauern ſollte, und ich dem Ertrinken näher war, als je in meinem Leben. Ich fuhr in dieſer Schaluppe vom Hafen Colombo ab mit einem Kavallerie-Offizier. Da die Schaluppe einen Engliſchen Namen hatte und Engliſch equipirt ſchien, ſo glaubte ich auf ihr mehr Sicherheit zu finden, als auf den anderen Fahrzeugen des Landes. Sie hatte zwei Patrone und einen Schaluppenmeiſter; aber bei der erſten Windsbraut bekamen die beiden Capitaine die Seekrankheit und überließen dem Meiſter das Kommando, welcher, da er nichts Beſſeres zu thun wußte, die Lascaren, ſeine Matroſen, zu ſchlagen anfing. Dieſes Manöver war geeignet, ſie munter zu machen; aber ihre Thätigkeit zu benutzen, verſtand der Meiſter nicht. Inzwiſchen hatte der Wind die Barke auf die Seite gelegt; die Gefahr war groß, beſonders als der Menſch, der das Steuerruder hatte, wie er ſah, daß die Matroſen nicht die Seegel herunterließen, zu ſchreien anfing und ſich den Bart ausriß. Jeder kommandirte, und Keiner gehorchte. Auch hinderte mich der Regen, deutlich zu unterſcheiden, was vorging, und ich fing an, ernſtlich zu erwägen, ob ich in dem Palankin bleiben ſollte, in den ich mich aus Reinlichkeit begeben, oder ob ich ihn lieber verlaſſen und mein Heil im Schwimmen verſuchen ſollte. Da wir weit entfernt vom Lande und von Haifiſchen umgeben waren, ſo zog ich es vor, in meinem Palankin zu bleiben. Es könnte lächerlich ſcheinen, und doch zweifle ich nicht, daß es jedem Anderen eben ſo gegangen wäre. In dem Moment, wo ich fürchtete, ins Meer geworfen zu werden, ſcheute ich es, meinen Palankin zu verlaſſen, um mich dem Regen auszuſetzen, und ich bedauerte die, welche nicht davor geſchützt waren. Doch mein Stündlein hatte noch nicht geſchlagen. Unſer Maſtbaum zerbrach, die Segel zerriſſen, und die Schaluppe kam wieder ins Gleichgewicht. Wie der Meiſter ſie in Bewegung ſah, dachte er nicht mehr daran, ſie zu leiten. Indeß hörte der Sturm auf, wir erreichten einen Landungsplatz, und der Meiſter warf den Anker aus, nicht geneigt, wie es ſchien, den günſtig gewordenen Wind zu benutzen. Man mußte ihn an der Kehle faſſen und ins Meer zu werfen drohen, wenn er ſich nicht entſchlöſſe, wieder abzuſegeln. Jetzt erſt geſtand er ſeine Unwiſſenheit ein und gelobte Unterwerfung; ſo ſah ich mich gezwungen, das Kommando zu übernehmen, und war ſo glücklich, die Meerenge Paumbu zwiſchen Indien und Ceylon zu erreichen, wo wir einen Lootſen nahmen. Da mit Ausnahme einiger kurzen Stürme der Wind in dieſer Jahreszeit immer günſtig iſt, ſo hatte ich nur darauf zu ſehen, daß das Fahrzeug nach Nordoſten gelenkt würde und ſich nicht zu ſehr dem Lande nähere. Sobald das Ufer uns nahe war, blieben wir ihm ſo viel wie möglich nahe. Der Meiſter ſuchte vor der Equipage ſeine Würde zu retten, indem er von Zeit zu Zeit eine Seekarte anſah, von der er nichts verſtand. Eines Tages, da die Sonne ſo verdeckt war, wie in London an einem Novembermorgen, ſah ich ihn einen Sextanten herausnehmen und mit ernſter Miene das Auge an das Inſtrument legen, als ſtelle er Beobachtungen an.

Ich habe mich zwei Tage auf der Inſel Ramiſſeram aufgehalten, die dem Bali Rama geweiht iſt, der, an der Spitze einer Armee von Affen unter den Befehlen des tapfern Huniman, Ceylon eroberte und die Bramareligion daſelbſt einführte. Die Muhammedaner nennen die Felſenreihe auf der Meerenge, welche die Inſel Ceylon vom Feſtland trennt, die Adamsbrücke, weil ſie glauben, daß Ceylon das Paradies war und Adam über dieſe Brücke daraus vertrieben wurde. Die ganze Inſel iſt mit Tempeln und Pagoden bedeckt. Die große Pagode iſt ein höchſt merkwürdiges Gebäude; es iſt das maleriſchſte und prachtvollſte der Art, was ich je ſah, mit Ausnahme der Tempel von Chillibrum und Cujiveram, die ich erſt ſpäter geſehen habe; doch verletzt es alle unſere Begriffe von Kunſt und Architektur und iſt ganz ohne Einheit und Symmetrie. Der Tempel beſteht ganz aus Quaderſteinen und iſt umgeben von einer 20 Fuß hohen Mauer. Er hat 800 Quadratfuß und enthält mehr als 2600 Säulen; von dieſen haben mehrere eine Menge Skulpturen, womit auch der größte Theil der Mauern verſehen iſt. Die Gegenſtände dieſer Skulpturen ſind mythologiſch: einige darunter ſind nicht übel gearbeitet, aber ganz ohne Intereſſe.

Die Tempel bei Bombay und im Deccan abgerechnet, glaube ich nicht, daß es in Indien Denkmäler von hohem Alterthum giebt. In Aegypten dagegen iſt das hohe Alter der Tempel auf ihren Ruinen zu leſen. Hier ſind die monſtröſen Darſtellungen der Götter mehr eine Entſtellung, als eine Zier der Tempel; die Zeit der Bauten iſt unbekannt, und ſelbſt, wenn wir ſie kennten, würden uns die Skulpturen der Tempel nicht mehr intereſſiren, als jetzt, da keine von ihnen einen hiſtoriſchen Charakter hat. In Aegypten ſind die Tempel die Geſchichte der Nation; man ſieht da nicht bloß die Fortſchritte der Aegypter in den Künſten und Wiſſenſchaften, auch ihre häuslichen Sitten ſind auf denſelben dargeſtellt. Einige haben behauptet, es herrſche eine Verwandtſchaft zwiſchen der Religion der Hindus und der der alten Aegypter, und zur Unterſtützung dieſer Behauptung erzählt man die Geſchichte von den Indiſchen Soldaten in Britiſchem Dienſt, welche die Götzenbilder des Tempels von Denderah in Aegypten angebetet hatten. Zum Unglück iſt dieſe Geſchichte nicht wahr; aber wäre ſie es, ſo würde ſie auch nichts beweiſen, da ein Hindu alles Mögliche anbetet: er würde vor der bronzenen Statue St. Peters in Rom eben ſo niederfallen, wie vor der des Herzogs von York im St. James-Park. In London würden die Thürklopfer genügen, die Andacht eines Hindu fortwährend in Thätigkeit zu ſetzen. Es iſt zwiſchen den Religionen oder Architekturen jener beiden Völker ſo wenig Verwandtſchaft, wie zwiſchen denen der Engländer und Chineſen, und dieſe Idee konnte nur in dem Kopfe eines Stubenantiquars entſtehen, der davon Anlaß nahm, ſeine Gelehrſamkeit auszukramen.

Ich bin über das Carnatic zu Pferde hierher geritten; ich erwartete ein ſandiges, plattes und unintereſſantes Land: dem war aber nicht ſo. Allerdings iſt das Land platt und nicht ſo ſchön, wie die Malabarküſte, auch nicht mit ſo reicher Vegetation begabt, weil es hier an dem ſtarken Regen fehlt, der das weſtliche Ufer der Halbinſel bewäſſert. Doch eine ſo reiche Vegetation iſt ein Uebel, weil der Boden ſich ſchnell mit hohem Gebüſch bedeckt, wenn man ihn einen Augenblick vernachläſſigt, und wilde Thiere überhand nehmen. Ein Grundbeſitzer auf der Küſte Malabar und auf Ceylon, der durch tyranniſches Verfahren gezwungen würde, ſein Eigenthum zu verlaſſen, würde daſſelbe nach einem Jahre unrettbar zerſtört und mit undurchdringlichem Wald bedeckt finden. In unruhigen Zeiten vertheidigen ſich die Eingebornen nicht durch Wälle, ſondern durch Bambuspflanzungen, die in einem Jahre 40 Fuß hoch wachſen und einen Wald bilden, den die Pioniere nicht umhauen können und der auf keine andere Weiſe als durch Feuer in der trockenen Jahreszeit zu zerſtören iſt. Die regelmäßigen Truppen haben bei Angriffen auf dieſe Bambuswälder mehrere Mal ſo gelitten, daß man dieſe Angriffe ganz aufgegeben und nur den Brand anwendet. Auf Ceylon hatte der König von Candy zwiſchen ſeinem Gebiet und dem der Engländer eine große Strecke Waldes gelaſſen, und als die Letzteren ſich mit Gewalt einen Weg hindurch zu bahnen ſuchten, verloren ſie viele Menſchen. Dieſer Landſtrich wird jetzt von einer prächtigen Straße durchſchnitten, deren Anlegung viele Mühe gekoſtet. Im Carnatic iſt die Vegetation nicht ſo reich, aber der Boden wird ſehr ſorgfältig gepflegt und künſtlich bewäſſert, ſo daß dies vielleicht an Maſſe der Produkte das reichſte Land Indiens iſt. Ohne mit dichten Wäldern bedeckt zu ſeyn, trägt der Boden noch ſo viel Bäume, daß das Land einem Park ähnlich ſieht.

Kein Theil Indiens enthält ſo viele prächtige Pagoden als dieſer, weil die Muhammedaner nicht den ganzen Süden unterwarfen. Für ſich betrachtet, geben die Pagoden einen ſehr einförmigen Anblick, doch nehmen ſie ſich immer ſehr maleriſch aus mit ihren Waſſerbehältern, ihren ſchönen Bäumen u. ſ. w.

Ich habe die Däniſche Kolonie Tranquebar und die der Franzoſen in Pondichery beſucht. Beides ſind ſehr hübſche Städte, viel reinlicher und zierlicher als die im Beſitz der Oſtindiſchen

Digitized by Google

Compagnie. Sie ſehen ganz wie Europäiſche Städte aus; die Häuſer ſind trefflich, die Straßen breit und ſchön, Alles zeugt von Wohlſtand; aber ihre Unterhaltung koſtet ſehr viel. Der Gouverneur von Tranquebar ſagte mir, der Platz ſey kaum ſo viel werth, als er Koſten mache. Als neutraler Hafen kann er in Kriegszeiten wichtiger als jetzt werden. Nur der Nationalſtolz kann die Franzoſen bewegen, Pondichery zu behalten. Sie haben nur einen Schleichhandel im Innern der Engliſchen Beſitzungen, ſonſt keinen Handel weiter, da Keiner Kapitalien hat. Trotzdem iſt Pondichery eine ſchöne Stadt, der in Reinlichkeit und Bequemlichkeit die des Franzöſiſchen Mutterlandes nachſtehen. Sie iſt nicht ſo befeſtigt und hat auch keine Europäiſche Soldaten.

Da das Land, das ich durchreiſte, wegen gewandter Diebe berüchtigt iſt, ſo ſandte ich mein Gepäck zu Waſſer nach Madras und behielt nur einen Sack und eine Kantine. Für die Nacht band ich den Sack an den Hahn eines geladenen Piſtols und wurde dadurch eines Menſchen habhaft, der, wahrſcheinlich, weil er ſich verwundet glaubte, ſich nicht ſo ſchnell rettete, als er konnte. Ich habe ihn den Behörden ausgeliefert, und er iſt gewiß zur Straßenarbeit verurtheilt worden.

Die Stadt Madras, von wo aus ich dies ſchreibe, iſt eine der ſonderbarſten, die ich kenne. Das Fort Saint-George, wovon die Präſidentſchaft ihren Namen hat, iſt ſehr klein, aber darum gerade eines längeren Widerſtandes fähig, als wenn es größer geweſen wäre. Die öffentlichen Büreaus ſind in einem Stadttheil, der Black-Town (Schwarze Stadt) heißt, von dem nichts Intereſſantes zu ſagen iſt. Der Reſt der Stadt beſteht aus einem ungeheuren Platz, wo die Engländer und die reichen Bewohner des Orts ihr Quartier haben; doch erſtreckt er ſich ſo weit nach beiden Seiten hin, daß man ihn kaum eine Vorſtadt nennen kann. Um zwei oder drei Beſuche zu machen, muß man oft zwanzig (Engl.) Meilen zurücklegen. Die Häuſer ſind ſehr ſchön, und ihre Bewohner thun weiter nichts, als eſſen und trinken. Es iſt meiſt eine unzufriedene Bevölkerung, die fortwährend klagt, wie jenes Amphibienthier, von dem der Aufſeher ſagte, daß es auf dem Lande nicht leben könne und im Waſſer umkomme. Die Wahrheit iſt, daß man den Leberkrankheiten eine Sterblichkeit zuſchreibt, die in der Unmäßigkeit ihren Grund hat.

Der Gouverneur iſt in dieſem Augenblick nicht hier; er iſt der Hitze wegen auf den Berg gegangen, doch ſcheint mir dieſe nicht ſo ſchrecklich zu ſeyn. Die, welche ſich fortwährend über die Hitze beklagen, erzählen mir immer von einem anderen Ort, wo es noch viel ärger iſt. In Bombay hieß es: Warten Sie, bis Sie nach dem Süden kommen werden. In Colombo verwies man mich auf Madras, und hier ſoll ich warten, bis ich in Kalkutta bin. Wenn ich ſo äße und tränke, wie viele Andere, ohne mich zu bewegen, dann würde ich auch wie ſie die Hitze empfinden; bis jetzt ſchien ſie mir noch nicht drückend. Der heißeſte Ort, den ich bis jetzt gefunden, iſt Djiddah.

Ich habe vierzehn Tage in Madras zugebracht und ſchiffe mich morgen nach Kalkutta ein. Leben Sie wohl; ich habe nicht Zeit, Ihnen mehr zu ſagen, doch nach dem, was ich geſehen, kann ich Ihnen verſichern, daß die Armen dieſer Gegenden immer einen guten Appetit haben: es iſt dies ein Vortheil, der ihnen von der Oſtindiſchen Compagnie geſichert wird und den ihnen mancher Reiche abkaufen möchte.

R u ß l a n d.

Der Gefangene unter den Tſcherkeſſen.

(Fortſetzung.)

„Länger, als gewöhnlich, hatte der kühne Chamurſin ſich mit ſeiner Bande in Felſenſchlünden verborgen und, auf Beute lauernd, unſere Steppen am linken Ufer des Terek durchzogen. Das Unglück verfolgte ihn. Bald war er weniger wachſam, und die Gelegenheit zum Raube entſchlüpfte ihm; bald war eine in der Ferne ſich zeigende Karawane den Kräften des zwar kühnen, aber zu kleinen Haufens nicht angemeſſen. Indeß Chamurſin's Uebermuth lockte ihn immer weiter, und das Schickſal bereitete ihm in einer lockenden Ausſicht auf Beute die Falle, in welcher er umkam. Er beſchloß, die Ruſſen auf ihren Poſten aufzuſuchen. Lange ſchon hatte ſein Säbel kein Ruſſiſches Blut geſehen und ſeine Kugel keine Ruſſiſche Bruſt durchbohrt. Gedacht, gethan; bald hatten die Räuber ihre Schlupfwinkel hinter ſich, und auf unſerer weiten Steppe ertönte der Hufſchlag raſch dahin galoppirender Roſſe.

„Das Frühjahr war eingetreten; ein üppiges Grün bedeckte die Steppen; bisweilen fiel bei kaltem Winde ein heftiger Regen, der die erwachende Natur befruchtete. An einem dieſer regnichten kalten Abende begaben ſich die Koſaken des dem Terek am nächſten belegenen Poſtens N*** in ihre Wohnungen, verſchloſſen das Thor, und Jeder überließ ſich ſorglos ſeinen häuslichen Beſchäftigungen. Bald trat jene furchtbare undurchdringliche Dunkelheit ein, von welcher man im Norden keinen Begriff hat; auf zehn Schritte konnte man mit dem ſchärfſten Auge nicht das Mindeſte ſehen, und wäre es ein Gegenſtand von der blendendſten Weiße geweſen. In einigen Wohnungen ſah man kleine Feuer brennen, und hin und wieder ertönten Koſakenlieder, begleitet von heftigem Regen, der laut an die Fenſter ſchlug, vom Heulen des Windes durch die Steppe und vom Schnurren der Spinnräder fleißiger Koſakenweiber. Die Linien-Koſaken leben überhaupt ſehr gut; Krieg und häusliches Leben findet ſich immer bei ihnen vereint. Gewerbe und künſtliche Arbeiten mannigfacher Art gewähren ihnen die Mittel, im Wohlſtande, ja, man kann ſagen, im Ueberfluß zu leben. Der größte Theil der Linien-Koſaken iſt aus den ſüdlichen Provinzen überſiedelt, und obgleich das kriegeriſche Leben Vieles in ihrem Charakter änderte, ſo bewahrten ſie doch die ſchätzenswertheſten Grundzüge des Ruſſiſchen Gemüthes.

„Endlich hörte der Regen auf, aber der Wind ſtürmte fortwährend durch die dichte Finſterniß. Da verbreitete ſich plötzlich eine blutige Röthe über das ganze Koſakendorf; an einem Ende deſſelben brannte es, und der Wind riß das brennende Strohdach eines Hauſes wirbelnd mit ſich fort. Wie ein Meer ergoß ſich die Flamme über das ganze Dorf, und Alles war in feuerrothen Rauch gehüllt. Mitten im Geſchrei der zu Hülfe Eilenden, beim Wehklagen der Verunglückten, beim Gekrach der zuſammenſtürzenden Häuſer hörte man von dem anderen Ende des Dorfes her durchdringende Klagelaute. Diejenigen, welche mit dem Löſchen des Feuers beſchäftigt waren, hielten es für das Angſtgeſchrei der in den brennenden Wohnungen zurückgebliebenen erſchreckten Weiber; doch bald ſtürzte ein Haufen von Weibern und Kindern mit Entſetzen auf den Geſichtern herbei und rief vor Verzweiflung außer ſich: „Hülfe, Hülfe! Die Tſcherkeſſen! Sie morden, ſie morden!“

„Einen Augenblick lang waren Alle wie verſteinert und wußten nicht, was ſie thun ſollten, das Feuer löſchen oder die Ihrigen von den Räubern befreien. Indeſſen lange überlegten die tapferen Koſaken nicht; der größte Theil eilte dem anderen Ende des Dorfes zu, wo ihrer ein blutiges Schauſpiel wartete. Chamurſin war dort mit ſeiner Bande; ſeit langer Zeit ſchon hatte er auf eine gute Gelegenheit zur Plünderung gelauert, und das in dem Dorf ausgebrochene Feuer war für ihn ein Signal zum Ueberfall. Die allgemeine Verwirrung begünſtigte den Einbruch der Bande, und bevor die Koſaken zu Hülfe kommen konnten, plünderten die Tſcherkeſſen die Wohnungen und tödteten Weiber, Kinder und Alle, die ſich vertheidigen wollten; endlich bemeiſterten ſie ſich eines Theiles der Heerden, trieben ſie in die Steppe und waren verſchwunden. Die Trauer der unglücklichen Koſaken war ſo groß, daß ſie den Räubern eine That nicht vergeben konnten, deren kühne und geſchickte Ausführung ſie andererſeits bewundern mußten. Noch zeigte ſich nicht die Morgendämmerung am Himmel, noch leuchtete die Gluth der Flammen über dem Dorfe, und ſchon eilte ein ſtarker Koſakentrupp über die Steppe den Räubern nach. Erſt am Morgen des zweiten Tages erreichten ſie die Berge, und kaum hatte der Himmel in Oſten begonnen, ſich durch einen leichten Lichtſchimmer von der Erde zu trennen, ſo bemerkten ſie in der Ferne einen röthlichen Schein am Himmel, der ihnen, je näher ſie kamen, die Ueberzeugung gewährte, daß hier irgend ein Bivouac ſeyn müſſe. Ihr Vorgefühl ſagte ihnen, daß Chamurſin's Bande hier ausruhen müſſe. Und ſo war es auch; von dem weiten Wege und der geſtrigen Plünderung ermüdet, hatte Chamurſin Halt gemacht, um ſich zu erholen. Bei mehreren Feuern genoß die lärmende Bande ihres Sieges. Auf ausgebreiteten Filzmänteln lagen die gefürchteten Tſcherkeſſen und wärmten ſich; laute Erzählungen einer Menge von Stimmen vermiſchten ſich mit dem Kniſtern des Feuers, an welchem gebraten ward. Einige waren mit den Pferden beſchäftigt; Andere ſchlachteten die geraubten Schafe oder reinigten die blutigen Waffen und theilten die Beute. Fern im Walde waren Wachen ausgeſtellt, die jedoch dem doppelten Reiz der Theilung fremden Gutes und des Bratengeruchs nicht lange hatten widerſtehen können und mit ihren Gefährten laut jubelten, während der Racheengel bereits über ihren Häuptern ſchwebte. Kaum hatten ſich die Koſaken von der Richtigkeit ihrer Vermuthung überzeugt, als ſie eiligſt von ihren Roſſen ſtiegen und ſich vorſichtig dem Orte näherten, wo die Räuber lärmten und tobten. Glücklicherweiſe mäßigte das Anſehen des Anführers die Wuth, mit welcher ſie ſich blind auf die Tſcherkeſſen ſtürzen wollten, ohne die nöthigen Vorſichtsmaßregeln getroffen zu haben. Als es ihnen endlich gelungen war, die Bande zu umzingeln, gaben ſie mit lautem Hurrah eine Flintenſalve und ſtürzten auf ihre Gegner los. Die Sorgloſigkeit derſelben ließ ſie nicht ſchnell zur Beſinnung kommen, und bevor ſie zu den Waffen greifen konnten, waren ſchon Viele getödtet. Chamurſin, der ſich von der Unmöglichkeit eines Widerſtandes überzeugte, beſchloß, ſein Heil in der Flucht zu ſuchen. Von ſeinem Platz aufſpringend, eilte er zu ſeinem Pferde hin und wollte mit ſeinem Säbel die Zügel durchhauen, mit denen ſeine Vorderfüße zuſammengebunden waren; anſtatt aber die Zügel zu treffen, ſtreifte er die Füße des Pferdes, das ſich bäumte und ihn zu Boden warf. Er wollte ſich aufraffen, aber eine Kugel durchbohrte ihm die Bruſt; er ſtürzte rücklings zu Boden und ſtand nicht wieder auf. Jetzt fielen die Koſaken wüthend über die übrigen Tſcherkeſſen her, und nur Einem gelang es, zu entkommen, um die Trauerbotſchaft nach dem Aul zu bringen. Kaum hatte ſich hier die Nachricht von Chamurſin's Tode verbreitet, ſo hörte man entſetzliches Wehklagen der Weiber und Geſchrei der Männer, die in Verzweiflung von einer Wohnung in die andere rannten. Sie waren vor Schmerz außer ſich; einigemal wollten ſie mich tödten, dem ſie die Schuld an Chamurſin's Tod zuſchrieben. „Der Giaur hat nach Hauſe geſchrieben!“ ſchrieen ſie; „er hat es mitgetheilt, wohin Chamurſin ſich begab. Todtſchlagen muß man ihn, todtſchlagen!“ Und doch hatte ich nicht die mindeſte Schuld

Digitized by Google

an ihrem Unglück. Jedesmal aber, wenn die Menge ſich auf mich werfen wollte, hielt Chamurſin's Bruder ſie zurück; ich bewunderte ſeinen Edelmuth, erkannte aber bald meinen Irrthum. Der mich bedienende Knabe verſtand ihre Sprache ziemlich und theilte mir oft mit, was er aus den Geſprächen der Tſcherkeſſen vernommen hatte. Ich ſelbſt verſtand auch etwas, und auf dieſe Weiſe ward mir bald das Schickſal bekannt, welches mich erwartete.

„In vierzehn Tagen traten bei den Tſcherkeſſen die Ramaſanfaſten ein und dann das Beiramfeſt. Dann feiern ſie das Andenken aller ihrer verſtorbenen und erſchlagenen Verwandten; es werden Opfer dargebracht, und dieſes Mal war ich dazu beſtimmt. Vorher aber wollten ſie mich noch martern und quälen, als einen an dem Tode ihres Ataman's ſchuldigen Verbrecher. Meiner wartete eine entſetzliche Zukunft, während die Gegenwart ſchon ſchwer genug auf mir laſtete. Seitdem die Nachricht von Chamurſin's Tod eingetroffen war, wurden wir noch ſtrenger bewacht, als früher, namentlich ich; Nachts legte man uns um den Hals Eiſen mit ſchweren Ketten, die angeſchloſſen wurden und deren Gewicht ſo groß war, daß wir ſie nicht heben konnten; wir mußten die ganze Nacht hindurch in der nämlichen Lage verbleiben, in welcher man uns Abends die Ketten angelegt hatte; während des Tages waren wir beſtändig von unſeren furchtbaren Feinden umringt, bei denen jedes dritte Wort — todtſchlagen, verbrennen, Blut und Marter war. Die Nahrungsmittel wurden immer ſchlechter: oft reichte man uns halbverfaulte Eingeweide von Thieren. Man kann ſich vorſtellen, wie wir ausſahen; nur mit Schrecken konnte ich auf meinen Gefährten blicken. Blaß wie ein Todter, dürr wie ein Hobelſpan, mit großem Bart, langem, verwirrtem Kopfhaar, aus welchem ein Paar trübe, tief eingeſunkene Augen kaum bemerkbar hervorblickten, konnte der unglückliche Tſch*** faſt nicht ſprechen, faſt nicht ſich bewegen. Beinahe eben ſo war auch ich; ich hatte aber eine ſtärkere Conſtitution und konnte etwas mehr ertragen. Zuletzt jedoch verlor auch ich den Muth; oft faßte ich den verzweifelten Gedanken, mir das Leben zu nehmen, jedoch nur auf Augenblicke, die ich bald darauf mit Stunden heißen Gebetes und inniger Reue wieder verſöhnte! Ach, wie leicht war die Bruſt nach eifrigem Beten! Es war, als ob ſich ein Lichtſtrom in ihre Tiefe ergoß, als ob ein Schimmer von Hoffnung ſie belebte. Indeſſen brachte mein kleiner Diener mir jeden Tag immer ſchlechtere Nachrichten: weinend verkündete er mir, daß die Stunde meiner Qualen nahe ſey und man mir die entſetzlichſten Martern bereite. Anfangs bebte mein Herz; ſpäter aber, durch Vertrauen auf Gott geſtärkt, ſah ich den körperlichen Leiden ruhig entgegen. Es war mir übrigens immer, als flüſtere mir eine Stimme „Rettung" zu. Man glaube es mir.... ich erwartete oft Jemanden, der in meinen Kerker treten und mich befreien würde. Immer ſchwebten mir Bilder aus Puſchkin's „Kaukaſiſchem Gefangenen" vor Augen, umſtrahlt von Hoffnung und Troſt, die in den Worten erhabener Geiſter immer verborgen ſind. Dies iſt die Macht wahrer Poeſie!.... Ich glaubte an etwas, das noch nicht da war. Ich war überzeugt, daß dieſes Geſchöpf der Einbildungskraft durchaus erſcheinen müſſe. Einſt kam mir ein verzweifelter Gedanke: Ich überredete meinen Knaben, den Verſuch zu machen, ſich des Schlüſſels zu unſeren Ketten zu bemächtigen, den Chamurſin's Bruder des Nachts immer unter ſeinem Kopfkiſſen aufbewahrte. Ich wollte, nachdem ich mich und meinen halbtodten Gefährten von den Ketten befreit, die mit uns ſchlafenden Tſcherkeſſen ermorden und dann entfliehen. Dieſer Gedanke ſchien mir damals nicht unverſtändig; ich dachte nicht daran, daß, in Gefahr, zu ertrinken, man, um ſich zu retten, nach einem Raſiermeſſer greift. Ich erwartete meinen Befreier mit dem Schlüſſel; er kam aber nicht — es ward dunkel, und immer kam er nicht. Endlich ermattete mich die beunruhigende Erwartung — ich ſchlief feſt ein. Auch am nächſten Morgen erſchien mein kleiner Diener nicht, und ſeitdem ſah ich ihn auch nie mehr. Wie es ſchien, war man, ſeiner Verhältniſſe wegen zu mir, argwöhniſch geworden, was ihn, aus Furcht vor Strafe, verleitet hatte, davonzulaufen. So erzählte man mir ſpäter.

„Inzwiſchen fanden im Aul tägliche Gebete für die Abgeſchiedenen ſtatt. Jeden Morgen kamen alle Tſcherkeſſen in unſerer Wohnung zuſammen, um für ihren erſchlagenen Ataman zu beten. Der Mullah ſtellte ſich gewöhnlich in die Mitte und las langſam aus dem Koran vor, wobei alle Umſtehenden jedes ſeiner Worte laut wiederholten. Oft, mitten im Gebet, wandten ſich Alle plötzlich mit lauter Stimme zu mir und ſprachen gewiſſe Worte, die ich nicht verſtand; aber nach den wilden Geberden dieſer Leute zu urtheilen, konnte ich errathen, daß es furchtbare Verwünſchungen waren. Zu derſelben Zeit verſammelten ſich die Weiber des Auls, Verwandte des erſchlagenen Chamurſin, bei deſſen Witwe, um den Tod ihres unvergeßlichen Atamans zu beweinen. Ihre Trauer ſprach ſich in durchdringenden Klagetönen aus. Dieſe wilden Laute waren mir eine Qual für Ohren und Herz. Unſere Seele iſt empfänglicher für fremde Trauer als für fremde Freude; fremde Leiden erwecken in unſerer Seele immer ſchmerzliche Erinnerungen oder erſcheinen ihr wie Verkünder der Zukunft, und mit ganzer Seele werden wir trauern. Ich litt doppelt in dieſen Betſtunden, die ſich zweimal täglich wiederholten und für mich eine wahre Tortur waren. So verging eine Woche. Da verbreitete ſich plötzlich das Gerücht, die Ruſſen wären im Anmarſch, um mich zu befreien. Alles gerieth in Bewegung, und in Zeit von einer Stunde machte der ganze Aul ſich fertig, um ſich in einer Felſenſchlucht zu lagern. Die Männer beſtiegen ihre Pferde, Weiber und Kinder zweiräderige mit einem Pferde beſpannte Wagen (Arba's). Ich und mein Gefährte wurden auf Pferde gebunden, und mein Führer war der nämliche Tſcherkeſſe, der vom Anfang meiner Gefangenſchaft an mein Wächter war. Er hieß Ika, war der treue Gefährte Chamurſin's, der Erſte in der Schlacht, der Erſte, wo es galt, Blut zu vergießen. Er blieb auch dann nicht zurück, wenn die Flucht das einzige Rettungsmittel war. Solchergeſtalt entging Ika dem allgemeinen Schickſal ſeiner Gefährten bei dem letzten Ueberfall Chamurſin's und brachte nach dem Aul die Nachricht von deſſen Tode.

„Abends, nach einem beſchwerlichen Wege durch enge Felſenpäſſe und einem mühſeligen Zuge über hohe Berge kamen wir in Tſchetſchna an, in der Nachbarſchaft der Tſchetſchenzen, dem unbändigſten und kriegeriſchſten Stamme der Bergvölker. Hier brachte man uns in eine Erdhütte, ſchmiedete uns, wie früher, in Ketten ein; wie früher, ließ uns das Geheul der Weiber keine Ruhe, während der Hunger uns auf das unleidlichſte quälte. Kaum vermochte ich, mich auf den Beinen zu erhalten; nur mit Mühe konnte ich ſprechen, und mit Ungeduld erwartete ich die Entſcheidung meines Schickſals. Es ſchien mir, als wäre ich im Begriff, zu ſterben, und dennoch war ich überzeugt, in dieſer Welt noch leben zu müſſen. Eine Möglichkeit zur Rettung zeigte ſich nicht, und dennoch erwartete ich ſie jeden Augenblick und war gewiß, die mächtige Stimme des Dichters würde mich retten. — „Mache Dich bereit, Ruſſe, zu Morgen", ſagte mir der grimmige Ika, als er eines Abends mit Chamurſin's Bruder in meinen Kerker kam, um mir zum letzten Mal die ſchreckliche Kette anzulegen. — „Mache Dich bereit!" wiederholte in meinem Innern eine tröſtende Stimme.

„Durch die geöffnete Thür unſerer Erdhütte warf ich einen Blick auf den Himmel: er war heiter und ſternklar; ich betete leiſe, und es ward mir ſo leicht, als entfielen mir die Ketten, als wäre ich ſchon gerettet. Mit furchtbarem Geraſſel klirrten die Feſſeln am Boden, die Chamurſin's Bruder, nachdem er ſie an meinem Halſe geſchloſſen, neben mir hingeworfen hatte. Die Thür ward zugeworfen, und wir ſahen uns gleichſam von der ganzen Welt getrennt. Ein Fröſteln überfiel mich; es war mir ſchrecklich zu Muthe. Da hörte ich meinen Gefährten weinen. Er betete. Ich konnte dabei nicht gleichgültig bleiben; ich war überzeugt, daß er auch für mich betete, und vergoß gleichfalls Thränen. Auch ich wandte mich zu Gott, und bald kehrte die frühere Ruhe in meine Seele zurück. Ich tröſtete meinen guten Kameraden, der muthloſer war, als ich. Ich machte ihm meinen letzten Willen kund, bat ihn, meine Freunde zu grüßen, wenn die Vorſehung wolle, daß er ſie früher ſähe, als ich, und nahm endlich Abſchied von ihm.

„Es war dunkel geworden. Ueberall herrſchte tiefe Stille. Ich fühlte mich ermüdet und ſchlief ein. Wie lange ich geſchlafen habe, weiß ich nicht; ich erinnere mich nur, ſchreckliche Träume gehabt und mitten in denſelben die Erſcheinung eines jungen Frauenzimmers geſehen zu haben, die mich mitleidig anzuſehen und mir die Hand entgegenzuſtrecken ſchien. Entzückt griff ich nach dieſer Hand, aber ſtatt derſelben fühlte ich in der meinigen ein blutendes weibliches, vom Rumpf getrenntes Haupt. Ich küßte dieſes ſchöne Haupt. Da öffnete ſich plötzlich ſein roſiger Mund, es glänzten die weißen Perlenzähne mir entgegen, ein himmliſches Lächeln ſchwebte auf dem reizenden Antlitz: der Kopf ſprach! Lebe wohl; lebe wohl, flüſterte er mir ins Ohr. Ich drückte ihn an meine Bruſt und fing bitterlich an zu weinen. In dieſem Augenblick wollte ich erwachen, konnte mich aber dem ſchweren Traume nicht entreißen. Es kam mir vor, als läge etwas ſehr Schweres auf meiner Bruſt, das mich zu erdrücken drohte: es war der nämliche Kopf; er dehnte ſich über mich aus, drohte, lachte, zürnte und weinte Blut. Endlich küßte er mich, und ich erwache plötzlich. Meine Stirn brannte wie Feuer, die Lippen waren trocken, die Zunge klebte am Gaumen. Es war mir, als fühlte ich noch auf meiner Wange einen glühenden Kuß. Bald indeſſen kam ich zur Beſinnung und bemerkte, daß ich heftig fror. Die Luft in unſerer Erdhütte war feucht und überdies die Nacht eine der kälteſten in der Jahreszeit. Ich wollte mich, ſo gut es möglich war, in meinen ſchlechten Mantel hüllen. Nachdem ich mich mit großer Mühe aufgerichtet hatte, begann ich mit der Hand die zur Seite gefallenen Enden des Mantels zuſammenzuraffen, um mich mit demſelben zu bedecken: da berührte meine Hand etwas Hartes. Ich tappe umher, ich greiſe zu und erkenne.... O Gott!.... ich erkenne einen Schlüſſel! den Schlüſſel, der meine Kette ſchließt!.... Ich zitterte, ich bebte. Ich traute mir ſelbſt nicht. Sollte es nur ein Traum ſeyn?.... Dieſer Kopf?.... Dieſe weibliche Geſtalt?.... Meine Gedanken verwirrten ſich. Ich war wie geiſtesabweſend.

„Kamerad! Freund! Bruder!.... wir ſind gerettet. Hier iſt der Schlüſſel! Still, kein Wort!" Dies war Alles, was ich dem erſtaunten Tſch*** ſagen konnte; er glaubte mir nicht; er dachte, ich hätte vor Verzweiflung den Verſtand verloren, und ſuchte mich zu beruhigen. Als die Kette mir aber entfiel, als ich, den Schlüſſel in der Hand, frei vor ihm ſtand, da konnte der unglückliche Tſch*** die Macht der Freude nicht ertragen: er verlor die Beſinnung! Ich löſte indeſſen ſeine Feſſeln, warf ſie von ihm und benetzte ihn mit dem in unſerem Trinkgefäß nachgebliebenen Waſſer, was ihn ſogleich wieder zu ſich brachte. Als er ſich von ſeinem Strohlager erhoben hatte, wie inbrünſtig umarmten wir uns! Wie heiße Thränen vergoſſen wir!....

Digitized by Google

Wir durften jedoch nicht zögern. Unſere Rettung hing jetzt einzig von uns allein ab. Wir mußten ſuchen, aus unſerer Baracke zu kommen. Nach den erſten Ausbrüchen des Entzückens legten wir Hand ans Werk. Unſere Hütte war ſehr ſchlecht, wie alle Gebäude der nomadiſirenden Tſcherkeſſen. Bei aller unſerer Erſchöpfung gelang es uns, unter der Thür uns durchzugraben, und in einer Stunde waren wir in Freiheit. Ja, in Freiheit, unter dem weiten Himmel. O, welch' erhabenes Gefühl erfüllte unſere Seele! Ich küßte die Erde, weinte vor Freude und hätte die ganze Welt an mein Herz drücken mögen. Der raſche Uebergang aus der ſchweren Luft unſeres Kerkers ins Freie wirkte ſo heftig auf Beide, daß wir uns ermattet fühlten und uns kaum fortbewegen konnten; indeſſen eine geheimnißvolle, mitleidige Hand rettete uns, und die Vorſehung, welche ſie leitete, kräftigte uns. Nach einem augenblicklichen Selbſtvergeſſen ermunterte ich mich zuerſt und ſchlug den Pfad ein, den ich mir genau bemerkt hatte, als man uns in die Gefangenſchaft führte. Tſch*** folgte mir. Ich kannte den Charakter der Tſchetſchenzen, die für Geld zu Allem bereit ſind, und daher beſchloß ich, mich zum nächſten Aul zu wenden und für meine Rettung ein gutes Löſegeld zu bieten. Es war nicht daran zu zweifeln, daß man uns verfolgen würde, und daher eilte ich, ſo ſchnell als möglich irgend einen dichten Wald oder eine tiefe Schlucht zu erreichen, wo wir uns eine Zeitlang verbergen konnten. Ich hoffte ſogar, bis zur Morgendämmerung zum nächſten Aul der Tſchetſchenzen zu gelangen. Anfangs ging ich mit meinem Gefährten zuſammen; als wir aber bemerkten, daß unſere Spur in dem vom Morgenreif weißlich gewordenen Graſe zu ſichtbar war, trennten wir uns mit der Verabredung, in einem Gehege zuſammenzutreffen, welches wir in der Ferne erblickten. So gelangte ich zu einem kleinen Felſenſchlunde, der mir jedoch keinen zuverläſſigen Zufluchtsort darbot. Ich mußte weiter, aber meine Kräfte verließen mich. Ich hielt an, um etwas auszuruhen. Indem ich zurückblickte, ſah ich Tſch*** nicht mehr: er hatte ſich in ein Gebüſch verſteckt, aber meine Spur war zu merklich, und ich erkannte die ganze Gefahr. Dieſer mußte vorgebeugt werden. Nachdem ich mich erholt, ging ich weiter und that alles Mögliche, meine Spur zu verwirren: bald trat ich auf trockenes Reiſig, bald ging ich um ein Gebüſch herum, bis ich endlich, an einen Bach gekommen, ihn durchwatete, anfangs längs dem Ufer, dann über Steine durchs Waſſer gehend, ſo daß ſeine Durchſichtigkeit mich nicht verrathen konnte. Dies Alles gelang mir ſo gut, daß, bevor ich noch den Bach erreichte, meine Spur ſich in den Gebüſchen und im Reiſig verloren hatte. Dagegen fühlte ich mich völlig kraftlos; meine zerſchlagenen, zerkratzten Füße, ohne alle Bedeckung, in Folge der Sitte der Tſcherkeſſen, ihre Gefangenen völlig auszuplündern, konnten kaum mehr vorwärts; ich ſelbſt zitterte vor Kälte: um leichter zu ſeyn, hatte ich meinen Mantel zurückgelaſſen und war nur im Hemde und in Unterkleidern, ja, ſogar ohne Mütze davongeeilt. Mit jedem Schritt verminderten ſich meine Kräfte immer mehr, und kaum konnte ich noch von der Stelle, als mir plötzlich ein fürchterlicher Lärm zu Ohren kam. Das Geſchrei der Tſcherkeſſen, ihrer Weiber und Kinder vereinigte ſich mit dem Gebell einer Menge Hunde, die man in den Wald gelaſſen hatte, um uns aufzuſuchen. Dieſes Mittel brauchen die Tſcherkeſſen ſehr oft zur Entdeckung ihrer Feinde und um ihre Aulen gegen plötzlichen Ueberfall zu wahren. In einigen unſerer Feſtungen, die zwiſchen Bergen erbaut ſind, benutzen auch wir das feine Gehör und den feinen Geruch der Hunde; ſie werden in großer Menge gehalten und Nachts aus der Feſtung entlaſſen. Dieſe treuen Wächter umlaufen die Feſtungswälle und geben der Garniſon durch ihr Gebell oft ein Zeichen, daß ſich Feinde der Feſtung nähern, um ſie zu überfallen. (Schluß folgt.)

F r a n k r e i c h.

Die Vegetation im Norden.

Als das „Journal des Débats“ nach der Rückkehr der nach Spitzbergen und Lappland beorderten Korvette „la Recherche“ ſich näher über dieſe Expedition verbreitete, erwähnte es auch der Aeußerung eines Mitgliedes derſelben, das im Schwediſchen Lappland, wo bis in die Mitte Juli der Boden mit Schnee bedeckt iſt, die ſchönſten Blumen gefunden zu haben behauptete, und ſtellte dieſe Angabe ſogleich in das Reich der Mährchen und Wunder. Der Dr. E. Robert, denn dieſer iſt es, den das „Journal des Débats“ der Uebertreibung und Leichtgläubigkeit beſchuldigt, ſieht mit Recht in dieſer Bezweiflung nur einen Beweis der Unkenntniß, die in Frankreich, wie über viele andere Dinge, ſo auch über den Norden verbreitet iſt. Er ſelbſt nimmt hiervon Anlaß, Einiges über die Natur und die Vegetation des Nordens beizubringen.

„Wenn man mich beſchuldigt“, ſagt er, „Erfindungen für Wahrheit auszugeben, ſo dürfte ich nur eine Hamburger Dame, welche ſich viel mit Botanik beſchäftigt hat, zum Zeugen aufrufen, daß man am Nordkap die ſchönſten Blumenſträuße winden kann. Die Blumen wachſen allerdings nicht überall, ſondern in einem kleinen Eden des Nordens, welches am Fuße der mächtigen Felſenriſſe gelegen iſt, an denen ſich zuerſt die Wuth des Eis-Meeres bricht. In der Nähe des Kaufiord, unter dem 70ſten Breitengrade, iſt man genöthigt, ſich mit der Axt einen Weg durch einen herrlichen Birkenwald zu bahnen, wenn man ſich den Eingang nach Lappland eröffnen will. Das iſt keine Uebertreibung.“

„Der Einfluß der Kälte auf die Vegetation iſt überhaupt nicht ſo bedeutend, wie man gewöhnlich annimmt. Das Wachsthum und die Verkümmerung der Pflanzen hängt größtentheils von der Stärke und der Richtung der Winde ab. Dieſe beſtimmen in der That die iſothermen Linien der Erde. Inſeln alſo, wie Island, die überall dem Anſtürmen der Winde ausgeſetzt ſind, bringen keine Bäume hervor, während die tiefen und gewundenen Thäler Lapplands, die unter weit höheren Breitengraden gelegen ſind, dieſelben gegen die Winde des Nordens ſchützen. Die Meerbuſen Skandinaviens ſind ausgezackt und mit Einbiegungen verſehen, während die Isländiſchen überall den Winden offen ſtehen. Die Kreideriffe der Normandie, welche den Sturmwinden ausgeſetzt ſind, zeigen dieſelbe Erſcheinung. Die Bäume, die der Wind zuerſt trifft, ſind klein und kümmerlich, und erſt die weiter zurückſtehenden, welche durch die vorderen Reihen geſchützt werden, gelangen zu ihrer natürlichen Größe. In den gemäßigten Ländern verwundert man ſich nicht minder über die Schnelligkeit des Wachsthums, beſonders der Cerealien, im Norden. Das iſt eine gerechte Entſchädigung und Ausgleichung der Natur. Während des kurzen Sommers der nördlichen Gegenden ſteht die Sonne immer am Horizonte und läßt ihre Strahlen beſtändig auf die Pflanzen fallen, während in den gemäßigten Ländern die Einwirkung der Sonnenſtrahlen durch die Nacht unterbrochen wird. Die Pflanzen auf Spitzbergen erhalten denſelben Licht- und Wärme-Antheil, wie die Pflanzen in den Pariſer oder Hamburger Luſtgärten. Wenn man von dieſer Betrachtungsweiſe ausgeht, ſo wäre es ſogar nicht zu verwundern, wenn es noch Pflanzen am Nordpol gäbe. Die häufigen Temperatur-Wechſel und Veränderungen der Atmoſphäre ſcheinen vorzüglich dem Wachsthum entgegenzuſtehen, denn in einem anderen Medium, im Waſſer, auf welches die Luft in den Tiefen nur einen geringen Einfluß ausübt, verändert ſich die Form und die Bildung der darin lebenden Thiere nur wenig nach den Breitengraden. Die ſubmarine Vegetation der Isländiſchen Küſten iſt nur wenig von den ſubmarinen Pflanzen der Franzöſiſchen Küſten unterſchieden. Dieſelben Pflanzenarten habe ich immer an einem Orte ſo ausgebildet wie am andern gefunden, aber im Norden folgt die Vegetation der hohen Alpen unmittelbar auf die Meerpflanzen. Auch die Weſen, welche einer höhern Ordnung angehören, unterliegen demſelben Geſetze. In der Nähe von Spitzbergen haben wir eine Menge Mollusken geſammelt, welche ſo ſchön ſind, wie man ſie nur an den Franzöſiſchen Küſten finden kann. E. Robert.“

M a n n i g f a l t i g e s.

— Deutſches aus Frankreich. Das in Paris erſcheinende Panorama de l'Allemagne bewährt ſich auch ferner als eine mit vieler Geſchicklichkeit geleitete und ihrem Zwecke vollkommen entſprechende Unternehmung. Es wäre in der That zu bedauern, wenn dieſelbe, bei dem ungemein billigen Preiſe, den die Verleger (Brockhaus und Avenarius) geſtellt, den Letzteren keine Rechnung gäbe. Die uns zugekommenen neuen Lieferungen bringen nicht weniger als fünf artiſtiſche, und zwar nicht lithographirte, ſondern in Kupfer geſtochene Beilagen, nämlich 1) das Schloß Trifels in Rheinbayern (mit einem Gefängnißthurm, in welchem einſt Richard Löwenherz geſeſſen); 2) Dannecker's Ariadne; 3) Thorwaldſen's Gutenberg (eine Abbildung, aus der die Franzoſen erſehen können, daß Thorwaldſen nicht, wie ihnen Janin weis gemacht, einen ungeſchlachten Deutſchen dargeſtellt, der den vorübergehenden Studenten eine Pfeife Tabak anbietet); 4) Cimabue's Verherrlichung (nach einem Carton von Cornelius) und 5) der Brandhof in Steyermark (eine Beſitzung des Erzherzogs Johann). Der gedruckte Text bietet folgende Artikel dar 1) die Fortſetzung von Touſſenel's Einleitung in die Deutſche Geſchichte; 2) St. Marc Girardin's Bemerkungen über das polytechniſche Inſtitut in Wien; 3) Bilder aus Frankfurt a. M. von Dr. Beurmann; 4) Exkurſionen in Steyermark, von Dr. G. Frank; 5) Johann Gutenberg und die Erfindung der Buchdruckerkunſt, von F. W. Carové; 6) ein Schreiben des Grafen Reinhard (aus dem Jahre 1791) über Deutſchlands Literatur und das Verhältniß derſelben zur Franzöſiſchen (mitgetheilt von Dr. Guhrauer, der dieſes intereſſante Aktenſtück in der Bibliothek von Bordeaux aufgefunden); 7) ein Deutſches Gedicht der Herzogin von Orleans (der Engel der Geduld) welches dieſelbe in das Stammbuch einer Dame in Weimar geſchrieben und wovon Herr Savoye zugleich eine Franzöſiſche Ueberſetzung mittheilt;*) 8) die lyriſchen Dichter Deutſchlands (von Albrecht von Haller bis Anaſtaſius Grün) eine Ueberſicht von M. R., und endlich 9) die zu den artiſtiſchen Beilagen gehörenden Erklärungen. Auf drei Bogen läßt ſich in der That kaum eine größere Mannigfaltigkeit Deutſcher Mittheilungen für ein ausländiſches Publikum vereinigen.

*) Das „Panorama“ ſollte doch keine proſaiſchen Ueberſetzungen Deutſcher Gedichte bringen! Dergleichen beſitzen ja die Franzoſen ohnehin ſchon im Ueberfluß. Beſonders widerwärtig erſchien aber eine in einer frühern Lieferung des Panorama enthaltene proſaiſche Ueberſetzung von Goethe's „Gott und die Bajadere“.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 24. Berlin, Montag den 25. Februar 1839.

Frankreich.

Frankreich und der Nachdruck.

(Nach der Revue des deux Mondes.)

Die Intelligenz hat in unſeren Tagen gewonnen Spiel: jede Production des Geiſtes, womit der Handel operiren kann, iſt eine Waare und als ſolche ein Eigenthum. Dies iſt ein allgemein anerkanntes Prinzip, das von den Völkern Europa's, ſpät genug, in die Geſetze aufgenommen worden. Doch ſo wenig ſich das Recht der Verfaſſer beſtreiten läßt, ſo wenig iſt zu leugnen, daß das Eigenthum, das daraus hervorgeht, eine ganz eigenthümliche Natur hat und den Geſetzen, wonach die Beſitzverhältniſſe in der materiellen Welt ſich beſtimmen, keine Anwendung geſtattet. Wir wollen hier nicht aufs neue in dieſes Thema eingehen, das uns durch den Bericht, den Herr Salvandy in der Pairs-Kammer geleſen, vollkommen erſchöpft ſcheint. Das Gebot der Billigkeit, die Rückſichten für das öffentliche Intereſſe, die Geſetzgebung, die gegenwärtig in dieſer Beziehung in Frankreich und im Auslande beſteht, und die Gutachten der verſchiedenen Kommiſſionen ſind in dieſem Bericht mit einer Einſicht beſprochen und zuſammengeſtellt, die ihn zum würdigen Vorläufer eines literariſchen Geſetzbuches macht. Der Entwurf der Regierung hält die Mitte zwiſchen dem Kaiſerlichen Dekret, das den direkten Erben eines Schriftſtellers ein Privilegium von zwanzig Jahren ſichert, und dem Antrag der Kommiſſion, welcher das Verlagsrecht für die rechtmäßigen Beſitzer auf funfzig Jahre ausdehnt. Nach dem neuen Geſetz ſoll der Schriftſteller das Recht zur Publication eines Werkes während ſeines ganzen Lebens haben und daſſelbe auf dreißig Jahre nach ſeinem Tode vererben oder anderweitig veräußern können. Von dramatiſchen Arbeiten, Werken der zeichnenden Künſte und muſikaliſchen Compoſitionen gilt daſſelbe. Dieſe Beſtimmung berückſichtigt eben ſo ſehr die dem Genie gebührende Anerkennung, wie die Intereſſen des Handels und die Rechte des Publikums, welches doch, wie der Bericht ſehr ſinnreich ſagt, für die Ausarbeitung und den Erfolg eines Buchs nicht ohne Bedeutung iſt. Ein literariſcher Beſitz von ewiger Dauer wäre gar nicht möglich; auch würde er die moraliſche Bedeutung des Geſetzes, welches den Zweck hat, berühmten Namen jene Art von Achtung zu ſichern, die mit dem Vermögen verbunden iſt, herabſetzen. Für Werke, die auf die Nachwelt fortdauern, iſt ein Privilegium von dreißig Jahren nach dem Tode des Verfaſſers mehr als genügend, ſeiner Familie eine ehrenvolle Zukunft zu ſichern. Die fünf erſten Paragraphen des Geſetz-Entwurfs werden ohne Schwierigkeit die Sanction der Kammern erlangen. Wenn ſich Einwände erheben ſollten, ſo wird es vielleicht zu Gunſten der Buchhändler geſchehen, die, ſtatt, wie bisher, nur zwei Bücher, nach dem neuen Geſetz fünf der Behörde einſenden ſollen. Es wäre dies eine in doppelter Hinſicht drückende Auflage, erſtens durch den Betrag des Werths der deponirten Exemplare an und für ſich, und zweitens, indem dadurch die Möglichkeiten unentgeltlicher Lektüre vermehrt werden, was mehr Schaden bringt, als man glaubt.

Zum Unglück ſind die Beſtimmungen, die der Literatur ſo zu ſagen eine bürgerliche Conſtitution geben, nur für eine kleine Zahl Privilegirter gemacht. Die Werke, die ſo beſchaffen ſind, daß ſie noch nach einem halben Jahrhundert der Handels-Speculation Gewinn bringen, werden immer nur Ausnahmen ſeyn. Das Haupt-Intereſſe des neuen Geſetzes liegt in den letzten Artikeln deſſelben, die ſich auf den Nachdruck beziehen, eine wahre Plage, von welcher der Haufen untergeordneter Schriftſteller eben ſo ſehr getroffen wird, als der literariſche Adel, und gegen die Jeder in unſerer Zeit energiſch auftreten ſollte. Wir ſelbſt haben über die verſchiedenen bisher vorgeſchlagenen Mittel zur Unterdrückung dieſes Uebels lange nachgedacht, und nachdem wir uns mit einer Menge hierher gehöriger Daten bekannt gemacht und die Erfahrung der Buchhändler zu Rathe gezogen, werden einige Bemerkungen über dieſen Gegenſtand nicht ohne Intereſſe ſeyn.

Zuerſt müſſen wir einen Unterſchied machen zwiſchen dem inländiſchen und ausländiſchen Nachdruck. Den erſteren, welcher heimlich getrieben wird und weiter nichts als eine Verfälſchung iſt, hat man von jeher gerichtlich verfolgt. Doch ſcheint es, daß unter der alten Geſetzgebung bei dem gehäſſigen Monopol der Pariſer Buchhändler, neue Bücher herauszugeben oder alte Werke wieder abzudrucken, ihre Kollegen in der Provinz oft zur Verfälſchung getrieben wurden. Seit aber der Konvent das Recht der Schriftſteller anerkannt und die älteren Autoren einer freien Konkurrenz übergab, iſt der Nachdruck der Bücher bei uns ſehr ſelten geworden; nur für die kleinen klaſſiſchen Abhandlungen, die durch die Anerkennung der Univerſität mit einer Art Monopol verſehen ſind, iſt er noch zu fürchten, aber da an dieſen traurigen Speculationen ein Buchhändler nur ſelten Theil nimmt, ſo können ſie dem Eigenthümer keinen großen Schaden bringen.

Die gegenwärtig feſtgeſetzte Strafe wird durch das neue Geſetz erhöht, aber zum Vortheil des Staats. Der Franzöſiſche Nachdrucker, oder wer fremden Nachdruck ins Land bringt, zahlt, wie bisher, eine Geldſtrafe von 100 bis 2000 Franken; der einfache Verkäufer 50 bis 1000 Franken. Was den Schaden-Erſatz für den Kläger betrifft, ſo war bisher der Werth von 3000 Exemplaren das Maximum für die Kontravenienten der erſtgenannten Klaſſe, der von 500 für den einfachen Verkäufer; das neue Geſetz dagegen überläßt die Beſtimmung des Schaden-Erſatzes dem Richter. Nur gewiſſe Punkte, die vor den Gerichten oft zur Sprache kommen, müſſen noch geſetzlich beſtimmt werden: ſo die Frage, ob der Abdruck öffentlicher Vorleſungen, die vom Staat honorirt werden, die Autoriſation des Profeſſors erfordern oder nicht; wem das Verlagsrecht der neuen Gebetbücher gebührt, das die Diözeſan-Kapitel ſich anmaßen; in wie weit man einem Buche Stellen und Auszüge entlehnen kann u. ſ. w. Die periodiſche Literatur hat ſich in der Geſellſchaft eine ſo würdige Stellung erobert, daß ſie in einem Geſetz über das literariſche Eigenthum nicht zu übergehen iſt. Gewiſſe Blätter maßen ſich auf Koſten anderer guter Inſtitute das Recht an, Artikel abzudrucken; es wäre zweckmäßig, dieſes Recht aufzuheben und ausdrücklich zu beſtimmen, daß ein Journal-Direktor eben ſo berechtigt iſt, wie ein Buchhändler, daß ein Artikel ein eben ſo vollſtändiges und unverletzliches Eigenthum iſt, wie ein großes Buch, und daß es alſo nicht erlaubt iſt, ſich ihn anzueignen, aus dem einfachen Grunde, weil man eine ſchwache Summe eben ſo wenig ſtehlen darf, als eine bedeutende.

Die ſchwierigſte Seite der Aufgabe iſt der ausländiſche Nachdruck. Iſt man nicht in die Verhältniſſe des Buchhandels eingeweiht, ſo hat man keinen Begriff von den Nachtheilen, die aus dieſer unrechtlichen Konkurrenz erwachſen. Hat der Verleger das Manuſkript, vielleicht für ſchweres Geld, gekauft, ſo kommen die Koſten für Annoncen, für Reiſen, für die Erreichung einer möglichſt großen Publizität, wodurch das urſprünglich verwendete Kapital oft um das Doppelte erhöht wird. Nun hat der Verleger bei vielen ſeiner Unternehmungen bedeutende Verluſte durch die Launen des Publikums oder ſeine eigenen Fehler; dieſe Verluſte muß er, wie jeder Kaufmann, in Anrechnung bringen; er muß durch den Gewinn einer glücklichen Unternehmung die Verluſte einer unglücklichen decken. Dieſe Deckung nun, dieſe Möglichkeit eines Erſatzes wird ihm durch den Nachdruck geraubt. Der Nachdrucker wartet nur auf eine Annonce, worin der Erfolg eines neuen Werks in Ausſicht geſtellt wird, um darüber herzufallen. Er beſticht, wo möglich, die Leute des rechtmäßigen Verlegers, kauft nachgemachte Kopieen und Korrekturbogen und ſucht von der Neugier des Publikums Gewinn zu ziehen, indem er das Buch zuerſt auf den Europäiſchen Markt bringt und zu einem Preiſe, der ihm das Monopol des Buchs ſichert und den er um ſo billiger ſtellen kann, als er meiſt nur ein ſchwaches Kapital riskirt, die Koſten für Druck und Papier. Man muß geſtehen, ein ſolcher Handel iſt ein wahrer Köder für die Speculationsluſt, und die Brüſſeler Drucker haben die Vortheile deſſelben ſo überzeugend dargethan, daß ſich ſeit einigen Jahren in Belgien mehrere Geſellſchaften für dieſen Zweck gebildet, die ſogar in Frankreich Actionaire gefunden haben ſollen. Eine dieſer Kommanditen, genannt die Société belge, unter der Firma Haumann und Compagnie, wird von dem Ritter de Sauvage, ehemaligem Miniſter des Innern und Präſidenten des Caſſationshofes, präſidirt; unter ihren Mitgliedern zählt ſie einen Senator, Beamte, einen Inſpektor des öffentlichen Unterrichts, und ihr Secretair iſt Herr Vinchent, General-Secretair des Juſtiz-Miniſteriums. Die Geſellſchaften haben ſich vervielfältigt, die Kapita-

Digitized by Google

lien angehäuft, und die Folge davon iſt eine Konkurrenz unter ihnen, wodurch der Preis immer niedriger wird. Die Magazine ſind ſo überfüllt, daß die Waaren bis in die nördlichen Provinzen Frankreichs dringen, und an der Gränze hat ſich ein lebendiger Schleichhandel regelmäßig organiſirt. Die Vertheidiger des Belgiſchen Nachdrucks wollten 1835 aus den Zoll-Liſten Belgiens beweiſen, daß die Exportation der Nachdrücke nicht ſo ſtark iſt, als die Gegner angeben. Aber, man mag ſagen, was man will, für den alleinigen Verbrauch einer achtmal kleineren Bevölkerung, wie die unſerige iſt, werden nicht ſo viele große Werke nachgedruckt, die oft bei uns ſchwer vergriffen werden; es iſt vielmehr klar, daß man auf all' die Franzöſiſchen Namen ſpekulirt, die in Europa bekannt ſind, auf den Ruf unſerer Juriſten, unſerer Aerzte, unſerer Gelehrten, unſerer neuen Hiſtoriker, auf die pikanten Bewegungen in unſerer Literatur und vor Allem auf die Vorliebe Europa's für eine ſo exakte, edle und allgemein verſtandene Sprache, wie die Franzöſiſche.

(Schluß folgt.)

Rußland.

Der Gefangene unter den Tſcherkeſſen.

(Schluß.)

„Dem Freudengeſchrei nach, das plötzlich durch den Wald ertönte, vermuthete ich, unſere Verfolger hätten meine Spur entdeckt, und mit jeder Minute hörte ich ſie lärmend näher kommen. Bereits ſah ich den Bach, fand mich aber unfähig, zu laufen, da ich faſt nicht mehr zu gehen vermochte; meine Beine ſchwankten vor Müdigkeit und vor Furcht, in die Hände meiner grauſamen Feinde zu gerathen. Ich ſank neben einem abgebrannten Baumſtamme hin; ich wollte hier bleiben und mein Schickſal erwarten; ich meinte, Alles zu meiner Rettung gethan zu haben, was in meinen Kräften ſtand, und tröſtete mich damit, daß der Himmel ſie nicht gewollt habe. Das Sitzen war mir jedoch beſchwerlich; ich verſuchte, mich hinzulegen; aber trockene Baumſtämme und ſtechende Zweige verletzten mich. In der Nähe zwei große abgehauene Bäume bemerkend, entſchloß ich mich, dahin zu kriechen und dort mein Schickſal zu erwarten. Alle meine Kräfte zuſammen nehmend, gelangte ich dahin und ſah, daß die Bäume einander ſo nahe lägen, daß ich zwiſchen denſelben bequem auf der Erde liegen konnte. Ich legte mich dergeſtalt hin, daß man mich durchaus nicht bemerken konnte. Was ich that, war ohne alle Ueberlegung, nur einem gewiſſen Inſtinkt gehorchend, indem ich, die Unmöglichkeit meiner Rettung einſehend, gar nicht mehr an ſie dachte. Bald ſetzte der ganze Haufe meiner Verfolger über den Bach und vertheilte ſich im Walde. Ermüdete Tſcherkeſſinnen ſetzten ſich auf die dicht bei mir befindlichen abgehauenen Baumſtämme. Rund umher liefen bellende Hunde, aber nicht einer näherte ſich meinem Zufluchtsorte, wo die Tſcherkeſſinnen ausruhend lebhaft mit einander ſprachen, wahrſcheinlich von mir. Sie machten ſich fertig, weiter zu gehen. So verging eine Viertelſtunde. Meine frierenden Gäſte hatten Feuer angemacht, um ſich etwas zu wärmen, während die Tſcherkeſſen in der Umgegend umherſtreiften und, nach ihren Stimmen zu urtheilen, ſich immer mehr entfernten. Nun folgten ihnen die Weiber. Eine derſelben blieb jedoch mit einem Knaben, der trockenes Reiſig zuſammenſuchte und es in's Feuer warf. Oft näherte er ſich den Bäumen, zwiſchen denen ich lag, und einmal, als er von einem Baume ein Stück Rinde abreißen wollte, fiel ihm ſeine rothe Mütze vom Kopf und gerade auf mein Geſicht. Er bückte ſich, um ſie aufzuheben, und erblickte mich!.... Erſchreckt ſchrie er laut auf: „der Capitain, der Capitain!" So nannte man mich im Aul. Die Tſcherkeſſin lief mit ihm fort und ſchrie gleichfalls aus allen Kräften: „der Capitain, der Capitain!"

„Die Verzweiflung gab mir ſo viel Kraft, daß ich, aus meinem Zufluchtsort mich hinausarbeitend, in der Richtung lief, wo ich hergekommen war, in ein dichtes Geſträuch gerieth, mich rechts wendete, — immer weiter lief — und endlich in eine mit Reiſig bedeckte Grube fiel. Hier verließen mich meine Kräfte, und ich blieb liegen. Inzwiſchen eilten die Tſcherkeſſen, als ſie das Auffinden des Flüchtlings vornommen, in Maſſe meinem erſten Zufluchtsorte zu. Als ſie mich nicht fanden, nahmen ſie ihren Weg vorwärts, in der Vorausſetzung, ich würde vorwärts und nicht rückwärts entflohen ſeyn. Ich hatte dies vorausgeſehen. In ihrem Eifer hatten die Tſcherkeſſen es unterlaſſen, ihrer Gewohnheit gemäß, meiner Spur nachzufolgen. Solchergeſtalt befand ich mich jetzt in ihrem Rücken. Frei athmete meine Bruſt, und ſtillſchweigend ſtieg mein inniger Dank zum Ewigen für meine Rettung empor, an welcher ich nun nicht mehr zweifelte. Nachdem ich in der Grube gelegen hatte, bis von den Tſcherkeſſen kein Laut mehr zu hören war, ſtand ich auf, nahm die Richtung links und eilte über eine Ebene hin, jenſeits welcher ſich ein dichter Wald befand. Ich erinnerte mich, daß nicht weit von der anderen Seite des Waldes ein Tſchetſchenzen-Aul liegen müſſe, wohin ich mich zu begeben beſchloß. Nachdem ich mich bis zur Abenddämmerung im Walde erholt hatte, ging ich auf den Aul zu, der in einer Entfernung von ungefähr zwei Werſt vor mir lag. Meine Ermattung war aufs Höchſte geſtiegen: die körperliche und geiſtige Anſtrengung, Wunden an den Füßen, ein heftiger Hunger und endlich die Kälte hatten mich dergeſtalt entkräftet, daß ich ungefähr 200 Schritte von dem Aul hinfiel und unter beſtändigem Niederſinken auf Händen und Füßen hinkriechen mußte. Endlich hatte ich den Aul erreicht. Ich mußte mich darüber entſchließen, welche Hütte ich betreten wollte. Davon hing meine Rettung ab. Ich wußte, daß, wenn ich bei irgend einem Hauswirthe Gäſte finden ſollte, ich wieder ein Gefangener von Chamurſin's Bruder ſeyn würde, weil der Neid der Gäſte es dem Wirth nicht erlauben würde, mich vor meinen Verfolgern zu verbergen. Auch wußte ich, daß ich einen ſolchen Hausherrn finden mußte, der erwachſene Söhne oder männliche Verwandte hatte; nur ihnen konnte er meine Obhut während der Zeit anvertrauen, die er nöthig hatte, um das von mir verſprochene Löſegeld zu holen, wenn er etwa nicht ſie danach ſandte und ſelbſt mein Hüter ward. Mehrere Wohnungen hatte ich vor mir, jedoch eine derſelben war ſo neu und ſchien mir ſo einladend, daß ich beſchloß, hineinzugehen. Kaum war ich über die Schwelle und hatte einen dunkelen Korridor, eine Art von Flur, betreten, als ich durch eine offene Thür links mehrere Tſcherkeſſen bemerkte, die am Feuer ſaßen und rauchten. Ihre verbrannten Geſichter wurden von den rothen Flammen beleuchtet, die ſich aus ihren ſchwarzen Augen und den blanken Säbeln wiederſpiegelten, welche letztere, wie es ſchien, Gegenſtände wechſelſeitigen Lobpreiſens waren. Rund um dieſe maleriſche durch lautes Geſpräch belebte Gruppe war Alles dunkel. Ich hatte Furcht, mich ihnen zu nähern. In dieſem Augenblick der Unentſchloſſenheit öffnete ſich rechts eine Thür, und ich ſah einen großen, wohlgebildeten, aber ſchon ſehr alten Tſcherkeſſen vor mir. Er betrachtete mich flüchtig von oben bis unten, und als ich mich vor ihm verneigte, wußte er gleich, woran er war. Mich am Arm ergreifend, führte der Alte mich vorſichtig in die Stube, aus welcher er gekommen war; dort gelang es mir, ihm durch Zeichen und Worte mein Begehren verſtändlich zu machen. Der Alte — es war der Eigenthümer des Hauſes — zeigte ſich meinen Wünſchen geneigt, und forderte das gewöhnliche Löſegeld bei den Tſcherkeſſen, eine Mütze voll Silber. Auch ich willigte ein, und die Sache war abgemacht. Ich mußte mich ſogleich in einen Winkel verbergen. Eine der Tſcherkeſſinnen, die meinen Zuſtand ſah, hatte Mitleid mit mir und brachte mir ein Stück noch nicht ausgebackenes Brod, d. h. einen Klumpen Waizenmehl mit Waſſer vermiſcht. So hungrig ich auch war, ſo konnte ich mich doch nicht entſchließen, dieſe Nahrung zu mir zu nehmen. Eine Stunde ſpäter gab man mir das nämliche Brod, jedoch ausgebacken, und begierig ſtillte ich mit demſelben meinen Hunger. Bei dieſer Gelegenheit bemerkte ich, daß das Mitleid den Herzen dieſer ſchönen und gegen uns ſo grauſamen Tſcherkeſſinnen wirklich nicht fremd iſt. In den feurigen Augen derjenigen, die mir Beiſtand leiſtete, ſprach ſich deutlich die Theilnahme für einen Leidenden aus, der ihr wie ein Leichnam vorkommen mußte, mit unterbrochenen Athemzügen und ſcheinbar auf dem Punkt, jeden Augenblick für immer zu enden. Ich ſegnete mein Schickſal, welches, wie hart es auch war, durch die Hoffnung auf beſſere Tage verſüßt ward.

„Das ruhige Erholen in einem warmen Winkel und ein Traum, der mir freundliche Bilder der Heimath vorführte, belebten mich. Die Morgendämmerung des nächſten Tages fand mich ſchon nicht mehr als Flüchtling, ſondern als einen Glücklichen, der noch nicht völlig an ſein Glück glaubte. Indeſſen, während ich mich tröſtenden Gedanken überließ, wäre ich beinahe wieder in die Klauen des Unglücks gerathen. Man befragte mich nämlich am folgenden Tage, wer ich ſey, ob Soldat oder Offizier. In der Beſorgniß, man würde ein höheres Löſegeld fordern, wenn ich die Wahrheit ſagte, gab ich mich für einen Soldaten aus; man glaubte mir aber nicht, und aus den Reden zweier Söhne des Wirthes entnahm ich, daß einer von ihnen fortgegangen war, um ſeinen und auch meinen Bekannten — Ila! aufzuſuchen. Er ſollte ihn herführen, um mich zu befragen, wer ich ſey, weil er, wie ſie ſagten, alle Ruſſen kenne. Ich ſah mein Unglück vor Augen; ich ahnte, daß Ila ſein Recht auf mich in Anſpruch nehmen und ſomit mein Untergang unvermeidlich ſeyn würde; nur ein einziges Mittel blieb übrig: wieder zu entfliehen! Man bewachte mich aber ſo ſcharf, daß ich nicht zwei Schritte unbemerkt thun konnte. Die Flucht war unmöglich. Zu meinem Glück hatte der Sohn des Wirthes unterweges überlegt, daß es gefährlich ſey, irgend Jemanden von meinem Hierſeyn zu unterrichten, und daß ihnen dadurch eine gute Beute entgehen könnte. Er gab daher nach ſeiner Rückkehr vor, er hätte Ila nicht zu Hauſe gefunden, er würde aber bald kommen. Ich verſtand indeſſen den ſchlauen Tſcherkeſſen und beruhigte mich, während ich feſt bei der Ausſage wegen meines Standes verblieb. In der Zwiſchenzeit befahl mein Wirth mir, einen Brief nach der Feſtung zu ſchreiben, zu welchem Behuf er mir einen Lappen Papier und, ſtatt Dinte und Feder, eine Kohle gab. Mit dieſem Briefe machten ſich beide Söhne auf den Weg. Der Vater blieb zurück, um mich zu bewachen. Am nächſten Tage kehrte einer der Abgeſandten zurück, nachdem er ſeinen Bruder als Geiſel in der Feſtung gelaſſen, und brachte das halbe Löſegeld mit. Am Abend des nämlichen Tages befand ich mich ſchon unter den Meinigen....

„Lange nachher erfuhr ich erſt, daß mein unglücklicher Gefährte am Tage unſerer Flucht ſelbſt wieder von den Tſcherkeſſen gefangen, jedoch nach einiger Zeit losgekauft und ſeinem Vaterlande wiedergegeben worden war."

Hier ſchwieg B – n. Auch ich ſchwieg, tief gerührt von ſeiner Erzählung. Noch war ich in Nachdenken verſunken, als ich plötzlich, wie aus einem wunderlichen Traum erwacht, um

Digitized by Google

mich blickte und bemerkte, daß wir uns bereits am Ufer des Kuban befanden, daß das Bivouac ſchon vor mir lag, und daß nur eine ſchmale Brücke über den reißenden Strom mich von Rußland trennte. Freudig ſchlug mir das Herz, und in meinem Innern wechſelte das Gefühl der Theilnahme für meinen Gefährten, das Gefühl der Gottes-Verehrung und das Gefühl des Entzückens über die Rückkehr ins Vaterland. Ich trennte mich von B—n, und Gott weiß, ob wir uns jemals wiederſehen.

Nord-Amerika.

Die Revolution von Texas.

(Nach der Revue du XIX. Siècle.)

Aus den Jahren 1821 und 1822 ſchreibt ſich die Einwanderung der Nord-Amerikaniſchen Koloniſten in Texas her. Dieſes ganz beſonders fruchtbare Land ſtand unter der Oberherrſchaft Mexiko's, welches aber damals zu ſchwach war, um die Einfälle der Indianer-Stämme, deren Verheerungen ſich bis zu den Ufern des Rio-Grande erſtreckten, abzuwehren. Mexiko wäre alſo gezwungen geweſen, dieſes Land in gewiſſer Hinſicht aufzugeben, wenn es nicht, nach dem Beiſpiele der Vereinigten Staaten, die fremden Einwanderer zu Hülfe gerufen hätte. Dadurch nun, daß man Texas den Nord-Amerikanern öffnete, ſchuf ſich Mexiko Vertheidiger und eine Art von Wall gegen die wilden Stämme; zu gleicher Zeit wurde ihm für die Zukunft eine Vermehrung ſeines Reichthums durch den Anbau eines fruchtbaren Landes geſichert, das durch ſeine Verſchmelzung mit demſelben zur Vergrößerung und zum Wohlſtande des gemeinſamen Vaterlandes beitrug. Andererſeits waren die Vortheile, welche den Koloniſten daraus erwuchſen, nicht minder anſehnlich; ſie fanden daſelbſt einen ergiebigen Boden, ein geſundes Klima, zuverläſſigen Schutz und endlich ein geſichertes, reiches und bequemes Auskommen.

Die Bedingungen, welche Mexiko für die Auslieferung der Grundſtücke feſtſetzte, waren folgende: die Koloniſten-Familien ſollten aus Louiſiana herſtammen, Katholiken und Spaniſcher oder Franzöſiſcher Abſtammung ſeyn; ſie ſollten Kirchen bauen, Schulen gründen, der katholiſchen Religion treu bleiben und ihren Kindern die Spaniſche Sprache beibringen. Aus dieſen Bedingungen geht deutlich die Abſicht Mexiko's hervor, Texas als einen integrirenden Theil des Reiches zu betrachten und ſo die Unverſehrtheit des ihm zugehörigen Landes zu bewahren. Das Koloniſirungs-Geſetz von 1823 und die Conſtitution von 1824 ſicherten den Perſonen und den Beſitzungen der Koloniſten Schutz zu. Das Geſetz von 1823 geſtattete ihnen, ohne Erlegung von Zöllen alle nöthige Werkzeuge, Inſtrumente und Maſchinen einzuführen, und, im Fall eine ganze Familie einwanderte, ſelbſt Waaren bis zum Werthe von 2000 Dollars. Das Geſetz von 1824 erließ denſelben jede Art von Abgabe auf vier Jahre, vom Tage der Bekanntmachung des Geſetzes an gerechnet. Dieſes Privilegium wurde durch ſpätere Geſetze beſtätigt und weiter ausgedehnt. Ganz vorzüglich aber ermuthigte und lockte die Koloniſten Mexiko's Freigebigkeit bei Bewilligung der Grundſtücke. Die Größe derſelben war verſchieden, je nach der Beſchäftigung und dem Bedürfniß des Eingewanderten, aber ſicher wurde in keinem anderen zu koloniſirenden Lande bei der Vertheilung des Bodens mit ähnlicher Großmuth verfahren. Bis zum Jahre 1840 geſtattete die Regierung die Einwanderung der Fremden, im Fall nicht mächtige Gründe das Aufhören derſelben früher gebieten ſollten.

Dieſe einleitenden Bemerkungen waren nöthig, um alle Vorgänge des Kampfes, der ſich ſeitdem entſponnen, richtig ſchätzen zu können; die Begebenheiten ſind von den Parteien ſehr verſchieden beurtheilt worden, doch ſicherlich ſtets mit zu großer Vorliebe für die Texianer. Wenn man die Koloniſirungs-Bedingungen und die daraus entſpringenden Vortheile ganz einfach prüft, ſo ſieht man, wie Mexiko freigebig weite und fruchtbare Erdflächen vertheilte und dafür den Koloniſten nur die Bedingung ſtellte, ſich fähig zu machen, ein Theil des Volkes zu werden, das ſie bereitwillig aufnahm, und doch hat man über die Ungerechtigkeit der Mexikaner geklagt, die den unglücklichen Texianern ein eiſernes Joch auferlegt hätten. Bei ihrer Empörung verſchanzten ſich dieſe Letzteren hinter die Loſung „Unabhängigkeit und Freiheit", mächtige Fallſtricke, die nur zu oft die Völker in einen Abgrund voll Elend ſtürzen, und man beeilte ſich, jenen hochherzigen Männern, welche, wie man ſagte, Sklaverei und Despotismus abſchütteln wollten, Beifall zu zollen. Wenn man dieſe Angelegenheit gründlich beurtheilen will, ſo muß man freilich eingeſtehen, daß die Mexikaner, welche ſpäter eine Beute der traurigſten Anarchie wurden, Thaten begangen haben, die ſtrengen Tadel verdienen; von ihnen aber gingen nicht die erſten Feindſeligkeiten aus, und die Urſache, welche die Texianer zur Empörung veranlaßte, iſt keinesweges ſo ehrenvoll, als man ſie zu ſchildern beliebt. Man hat nicht einſehen wollen, daß es hier ſo zuging, wie in allen neu entſtehenden Kolonieen; Texas wurde eine Zufluchtsſtätte für die zahlungsunfähigen Schuldner, für die Verbrecher der Nachbarländer, kurz für alle die, welche ſich der gerechten Strenge der Geſetze entziehen wollten; dieſe Vogelfreien haben dann den beſſeren Theil der Bevölkerung, einer wenig ehrenvollen Urſache wegen, zur Empörung gegen ihre Wohlthäter aufgereizt. Doch laſſen wir die Thatſachen reden, die Wahrheit wird daraus von ſelbſt in die Augen ſpringen.

Einige Jahre hindurch ging die Koloniſirung ruhig ihren Gang, und einige Streitigkeiten mit den Indianern ausgenommen, hatte man keine ſtörende Vorgänge zu beklagen. Das beſte Vernehmen herrſchte zwiſchen den Koloniſten und der Regierung. Der allgemein geachtete General Auſtin bewirkte ohne Mühe von den Machthabern die Ausgleichung ſo manches unvorſätzlich zugefügten Unrechts; Jedem wurde ſo viel Boden übergeben, als er nur wünſchen konnte; die Koloniſten waren frei von allen Abgaben und Laſten, welche die übrigen Mexikaner entrichteten, und es hatte den Anſchein, als müſſe Alles gedeihen. Dieſer Zuſtand der Dinge dauerte bis zum Jahre 1827. Da brach die unglückliche Edwardſche Empörung aus, die ein Signal zum allgemeinen Aufſtand wurde.

Edward hatte von der Mexikaniſchen Regierung die Erlaubniß zur Koloniſirung einer Strecke Landes, zu der auch der Flecken Nacogdoches gehörte, erhalten. Er gab vor, die Regierung hätte ihm den Boden als Belehnung für geleiſtete Dienſte überlaſſen; er habe das Recht, nach Gefallen damit zu ſchalten und ihn ſelbſt zu verkaufen, und er verlangte daher von den Einwanderern, die ſich ihm angeſchloſſen, für jede Hufe Landes eine gewiſſe Summe. Dieſe fanden die Forderung ungerecht und weigerten ſich, ihr zu genügen; man beklagte ſich bei der Regierung, und dieſe nahm die an Edward ertheilte Erlaubniß zurück. Edward verbündete ſich nun mit einigen Indianern, erklärte ſich gegen die Regierung, mußte aber bald das Land räumen, da er bei den Koloniſten nur wenig Unterſtützung fand.

Dieſer Aufſtand hatte jedoch eine unangenehme Wirkung, weil dadurch das Vertrauen der Mexikaner auf die Zuverläſſigkeit ihrer Koloniſten erſchüttert wurde. Um die Wiederholung ähnlicher Vorfälle zu verhüten, dachten ſie daran, Truppen nach Texas zu ſchaffen; es geſchah aber mit möglichſter Vorſicht, denn um keine Unruhe zu erregen, wurden ſie nur in geringer Anzahl zu verſchiedener Zeit und unter verſchiedenen Vorwänden dorthin gebracht. Compagnieen von zwölf oder zwanzig Mann erſchienen bald auf dieſem, bald auf jenem Punkt und ſetzten ſich am Orte ihrer Ankunft feſt, ſo daß in Nacogdoches bald ungefähr zweihundert Mann vereinigt waren. Dann wurden an mehreren Punkten von Texas kleine Garniſonen gebildet; doch um keine Beſorgniß zu erregen, bediente man ſich immer des Vorwandes, dadurch die Beitreibung der Staatseinkünfte ſichern zu wollen. Die Texianer beklagten ſich auch nicht darüber, und wahrſcheinlicherweiſe wäre dies niemals geſchehen, wenn nicht die Frage über die Sklaven-Emancipation hier wie an anderen Orten die verſchiedenen Intereſſen angeregt und aufgerührt hätte. Den allgemeinen Wünſchen ſich fügend, erließ Guerrero, Präſident der Republik Mexiko, im Jahre 1829 ein Dekret, welches allen Mexikaniſchen Sklaven die Freiheit ſchenkte. Die Texianer, die, wie alle Sklaven-Beſitzer, ſich mit Verdruß eines ſo leichten Bereicherungmittels beraubt ſahen, behaupteten, daß dies ein Eingriff in ihre Rechte ſey; Guerrero gab ihren Vorſtellungen nach und hob die Wirkung des Dekretes in Bezug auf Texas auf.

Obgleich alſo hier dieſes Dekret gar nicht ausgeführt wurde, und was auch die Vertheidiger von Texas dagegen ſagen mögen, die eigentliche Urſache ihrer Empörung braucht man nicht anderswo zu ſuchen. Die Reihefolge der Begebenheiten, die ſpätere Handlungsweiſe der Mexikaner und die Art, wie die Texianer ſelbſt während des Krieges verfuhren, hat allerdings dieſer Empörung größtentheils das Gehäſſige benommen, was derſelben durch ihre erſten Urſachen zur Laſt fiel. Aber eben ſo wahr iſt es, daß die erſte Unzufriedenheit mit der Mexikaniſchen Regierung aus jener Zeit herſtammt, und daß ſeitdem jede ihrer Handlungen ein Gegenſtand neuer Beſchwerden wurde.

Der Empörungsgeiſt verbreitete ſich; es wäre alſo von Seiten der Mexikaner eine Thorheit geweſen, neue Feinde in ihren Schooß aufzunehmen und den Aufrührern Verbündete zuzuführen; daher ward bekannt gemacht, daß die Einwanderung aufhören ſolle, und daß keine Koloniſten mehr aufgenommen würden. Doch zeigte ſich die Mexikaniſche Regierung bei der Anwendung dieſes auf die Einwanderung ſich beziehenden Dekretes nicht ſtrenger, als ſie es früher bei der Ausführung des Sklaven-Dekretes geweſen war; die Einwanderer fanden nach wie vor in Texas Grundſtücke und Beiſtand, und bis zum Jahre 1832 blieb faſt Alles beim Alten. Faſt in allen Städten befanden ſich zu dieſer Zeit Garniſonen. Der unruhige und aufrühreriſche Geiſt der Nord-Amerikaner, welcher ſtets ſeine Rechte angegriffen glaubt, gewöhnte ſich ſchwer an dieſe Art von Beaufſichtigung, obgleich dieſe eigentlich ganz natürlich war, und viele Individuen zeigten ſchon ihre feindlichen Abſichten, vorzüglich diejenigen, welche in Texas einen Zufluchtsort gegen die Geſetze geſucht hatten, denn Leute ſolchen Schlages ſind immer bereit, ſich jeder Art von Zwang zu entziehen und jede Macht, welche Ehrfurcht fordert, als ihre Feindin zu betrachten.

Der vernünftige Theil der Koloniſten verſuchte es, die Gemüther zu beſchwichtigen; ſie ſtellten den Texianern vor, daß ſie doch der Freigebigkeit der Regierung ausgedehnte und ergiebige Grundſtücke verdankten; ſie baten dieſelben, doch nicht die Frucht ihrer Arbeiten und ihre ganze Zukunft aufs Spiel zu ſetzen. Vergebliche Bemühungen! Den Meiſten war der Friede unter den geſtellten Bedingungen nicht genehm, die Freiſprechung ihrer Sklaven erſchien ihnen als etwas, das eine baldige Verminderung ihrer Vortheile herbeiführen würde, und darüber entſetzte ſich ihre Habgier. Uebrigens ſchienen ihnen die Zwiſtigkeiten, die in Mexiko ausgebrochen waren, eine günſtige Gelegenheit zu ihrer eigenen Losreißung darzubieten. Sie verriethen aber gleich anfangs noch nicht ihre wahre Abſicht und gaben nur vor, die Waffen zu ergreifen, um ihre und Mexiko's Rechte ge-

Digitized by Google

gen Buſtamente, den zeitigen Präſidenten der Republik, zu vertheidigen. Sie verbündetrn ſich mit Santana, der ſich gegen drn Präſidenten erklärt und an die Spitze einer Partei geſtellt hatte. Aber bald, als ſich der Empörungsgeiſt weiter verbreitete, als ſie ſich unterſtützt ſahen und ſelbſt aus den Vereinigten Staaten ihnen Geldhülfe zufloß, als ſie von Männern geleitet wurden, die darauf dachten, ſich der Obergewalt zu bemächtigen, erklärten ſie, daß ſie ſich nicht mehr bloß dem guten Willrn Santana's anvertrauen könnten, daß ſie ſich allein organiſiren und vor dem nahenden Untergange bewahren, daß ſie weder Geſuche, noch Bittſchriften einreichen, ſondern mit gewaffnrier Hand ihre Rechte behaupten würden. Vergebens ſtellten die Gutgeſinnten ihnen vor, daß ſie ſich durch ein ſolches Verfahren nur ſchaden könnten; Santana ſey günſtig für Texas geſtimmt; die Regierung habe ihre Beſchwerden in Erwägung gezogen und wolle ihnen Gerechtigeit angedeihen laſſen; ſie habe ja auch ſchon zum Theil das Geforderte bewilligt; ein Tribunal mit einer Jury ſey eingeſetzt und ein eigener Gerichtshof für Texas angeordnet worden. Wrnn man eure Abgeſandten einkerkerte, ſo geſchah dies nur, weil ſie euch zu gewaltſamen-Mitteln riethen. Die Anarchie, über die ihr euch beklagt, wird ein Ende nehmen, die beiden Parteien werden ſich verſöhnen. Bedenket, daß ihr euch in offene Empörung und das Land in alle Schrecken eines Bürgerkrieges ſtürzt. Solche Vorſtellungen fruchteten aber nichts, und die Mexikaner, welchr in ihre eigenen Unruhen zu verwickelt waren, konnten den Schuldigen vom Unſchuldigen nicht unterſcheiden; die harten Maßregeln, die ſie ergriffen, verſetzten alſo ganz Texas in Aufruhr. Von nun an war Alles verloren, denn auch die Gemäßigiſten glaubten, es ſey nun wirklich der Augenblick gekommrn, wo jedrr gute Bürger für ſein Land kämpfen müſſe; ſie hatten Frieden gewünſcht, den Krieg zu verhindern ſich bemüht; da aber nun einmal eine Reibung unvermeidlich war, ſo ſagten ſie ſich: Es iſt der Wille des Himmels. Die Wege wimmelten nun fortwährend von Bürgern, welche den Fahnen ihres Landes zueilten und ſich einander zuriefen: Mit Recht oder mit Unrecht, laßt uns für unſer Vaterland kämpfen! Jetzt nahm auch der Kampf einen ernſteren und edleren Charakter an, und wir können die Begeiſterung begreiſen, die Manchen beſeelte, wenn er den Muth dieſer Männer nach einer Niederlage und ihr großmüthiges Benehmen nach einem Siege ſah. Sie verwandelten dieſen Bürgerkrieg in einen Kampf unterdrückter Bürger gegen Fremde, während man den Mexikanern, welche die Texianer wie empörte Unterthanen betrachteten, mehr als einmal Verrätherei und Grauſamkeit vorwerfen konnte.

Einer der Männer, welchr ſich vorzüglich durch Edelmuth und Tapferkeit auszeichneten, war der Oberſt Travis, der drei Wochen hindurch mit 140 Mann die von ungefähr 4000 Mexikanern belagerte Feſtung Alamo vertheidigte. In einem während der Belagerung an die Texianer gerichteten Briefe ſchrieb er: „Wir werden von mehreren tauſend Mexikanern unter Santana belagert; ſchon vierundzwanzig Stunden ſind wir einem Bombardement und einer anhaltenden Kanonade ausgeſetzt, und doch haben wir noch nicht einen einzigen Mann verloren. Der Feind hat uns aufgefordert, uns auf Gnade und Ungnade zu ergeben, weil ſonſt die ganze Beſatzung über die Klinge ſpringen müſſe, wenn die Feſtung eingenommen würde. Ich habe dieſe Aufforderung mit einem Kanonenſchuſſe beantwortet; ich will mich weder ergeben, noch zurückziehen. Die Tapferkeit und Ausdauer, welche meine Leute bis jetzt bewieſen, werden bis zum letzten Augenblick ſich gleich bleiben; und wenn wir der Rache dieſrr grauſamen Feinde erliegen ſollen, ſo wird ihnen der Sieg wenigſtens ſo theuer als eine Niederlage zu ſtehen kommen. Gott und Texas, Sieg oder Tod!“ Es war der letzte Brief, den er ſchrieb. Einige Tage darauf umringten die Mexikaner die Feſtung, und Santana befehligte in eigener Perſon die Belagerung. Von Anſtrengungen und beſtändigen Nachtwachen waren die Texianer zwar ganz erſchöpft, aber ihr Muth verließ ſie dennoch nicht. Zweimal legten die Belagerer ihre Sturmleitern an die Mauern, und zweimal wurden ſie zurückgeſchlagen. Endlich gelang aber doch ein dritter Verſuch; die verwundeten Belagerten kämpften bis zum letzten Athemzuge, und als die Belagerer in die Feſtung einzogen, ſtießen ſie nur auf Leichname. Der Oberſt Travis hielt ſich bis zum letzten Augenblicke auf den Wällen. „Muth, meine Kinder, Muth!“ rief er beſtändig fechtend aus. Ein Mexikaniſcher Offizier verſetzte ihm einen tödtlichen Streich, fallend ſammelte Travis ſeine letzten Kräfte, ſtieß ſeinem Gegner den Degen durch den Leib, und dem Tode fielen zwei Opfer anheim. Nur durch Zufall entging ein Theil der Mexikaner und Santana ſelbſt dem Tode, denn in dem Augenblicke, als der Major Evans eine Pulvermine anzünden wollte, die einen Theil des Walles in die Luft ſprengen ſollte, wurde er von einer Kugel tödtlich getroffen. Bald darauf rächten ſich die Texianer für dieſe Niederlage, und die Schlacht von San-Jacinto machte der Mexikaniſchen Herrſchaft in Texas ein Ende.

Wir fügen hier noch die Erzählung von der Gefangennehmung Santana's bei; ſie iſt Texianiſchrn Berichten entlehnt und dürfte daher wohl nicht ganz frei von Parteilichkeit ſeyn. Den 22. April früh Morgens erfuhr man im Lager, daß zehn Meilen davon entfernt die Herren Carnes und Secretts, mit ungefähr 25 Soldaten, Santana und 30 Mexikaner eingeſchloſſen hätten. Sogleich machten ſich 30 Freiwillige zu ihrem Beiſtande auf den Weg; ſie marſchirten nach der Seite des Fluſſes Bajou hin, wo ſie ihre Kameraden zu treffen hofften; da ſie aber nichts von denſelben entdeckten, ſo drangen nur zwanzig weiter vor, die anderen dreißig kehrten ins Lager zurück. Die kleine Schaar verfolgte den Lauf des Bajou, und als ſie bei einem Arme dieſes Fluſſes anlangten, welcher ſich nach der Ebene hinwendet, ſahen ſie einen Mexikaner, der auf die Brücke zulief. Er ſpähte einen Augenblick umher und ging darüber fort, ſobald er aber der Texianer anſichtig wurde, verſteckte er ſich im hohen Graſe. Dieſe gingen auf den Ort zu, wo ſie ihn geſehen, hatten und fanden ihn auf der Seite mit bedecktem Geſichte liegen. Sie riefen ihm zu, er ſolle aufſtehen, er enthüllte aber bloß ſein Geſicht; erſt auf den zweiten Zuruf erhob er ſich, und da er ſich umringt ſah, ging er auf ſeine Feinde zu und reichte ihnen die Hand. Einer derſelben gab ihm die ſeinige, er drückte und küßte dieſelbe und bot den Soldaten ſeine werthvolle Uhr und eine ziemlich große Summe Geldes an, was ſie aber anzunehmem verweigertrn. Dann fragte er ſie, wo ſich ihr braver General Houſton aufhalte. Im Lager, lautete die Antwort. Derjenige der Soldaten, welcher den Dolmetſcher machte, fragte ihn, wer er ſey, worauf er ſich für einen gemeinen Soldaten ausgab. Einem Andrren fiel aber die Weiße und Feinheit ſeiner Wäſche auf. Er geſtand ihnen darauf weinend, daß er ein Adjutant Santana's ſey; er bat ſie, ihm nichts zu Leide zu thun, und klagte über große Müdigkeit; man gab ihm ein Pferd und führte ihn nach dem Lager. Als der Gefangene in Houſton's Zelt angelangt war, ſprach er zu dem General: „Ich bin Antonio Lopez de Santana, Präſident der Republik Mexiko und Ober-General. Ihr ſeyd zu großen Dingen auserſehen, General, denn Ihr habt den Napoleon Amerika's gefangen genommen.“

Dieſe ſtolzen Worte paſſen ſchlecht zu den Thränen, die er angeblich bei ſeiner Gefangennehmung vergoſſen haben ſoll; dieſe Thränen erſcheinen aber kaum glaubhaft, wenn man erwägt, daß der General Houſton ſelbſt von ihm ausſagt, er ſey der fähigſte Kopf Amerika's, und er habe ſich als Gefangener ſtets ſehr würdevoll betragen.

Mannigfaltiges.

— Sterne und die Empfindſamkeit. Horace Walpole ſagt mit Bezug auf Sterne, den berühmten Verfaſſer der „Empfindſamen Reiſe“ und der Briefe Yoriks an Eliſa: „Was man empfindſamen Styl nennt, das kann, obwohl es zunächſt und allein an das Herz ſich wendet, doch von einem ſehr ſchlechten Herzen ausgehen. Man ſollte glauben, daß Sterne ein Mann von ſehr zartrr Empfindung war; ich weiß jedoch aus der beſten Quelle, daß ſeine Mutter, eine Schulhalterin, die durch eine liederliche Tochter in Schulden gerathen war, im Schuldgefängniſſe umgekommen wäre, wenn die Aeltern ihrer Schülerinnen nicht eine Subſcription zu ihren Gunſten veranſtaltet hätten. Ihr Sohn hatte zu viel Empfindſamkeit, um auch Gefühl zu beſitzen. Ein todter Eſel rührte ihn mehr, als eine lebende Mutter.“

— Ein poſthumer Spaß. Der Engländer W. S. Roſe erzählt in ſeiner „Italiäniſchen Reiſe“ (Travels of Italy), ein kürzlich verſtorbener Venetianer, der den Scherz ſehr geliebt, habe ſich auch noch nach ſeinem Tode mit ſeinen Verwandten und Freunden einen eigenthümlichen Spaß machen wollen. Zu dieſem Behuf habe er die Wachskerzen, die rings um ſeinen Sarg brennen ſollten, ſelbſt angefertigt und bereit gehalten. Nun kann man ſich den Schrecken der Verwandten und Freunde denken, als mitten in der Leichenfeier eine große Exploſion erfolgte und alle Anweſenden mit Aſche bedeckt wurden. Der Verſtorbene hatte nämlich die Wachskerzen mit Pulver und Aſche gefüllt, und zwar dergeſtalt, daß ſie zu einer beſtimmten Zeit alle explodiren mußten. Ja, einem Freunde, dem er aber das tiefſte Stillſchweigen auferlegt und der bei der Leichen-Ceremonie anweſend ſeyn mußte, hatte der Verſtorbene ſogar ſeinen Plan mitgetheilt, mit dem Bemerken, er möchte wohl auch dabei ſeyn, um den Schreck und die Verwirrung mit anzuſehen, die daraus entſtehen würden.

— Neuer Apparat zum Trocknen. Ein Deutſcher und ein Franzoſe, die Herren Penzoldt und Levesque, haben einen Apparat erfunden, mit welchem alle Arten von Zeugen, und zwar ohne Feuer und ohne Preſſung, in wenigen Augenblicken getrocknet werden können. Der Apparat beſteht aus einer großen Trommel, welche ſich in einer Minute 4000 Mal um ihre Achſe dreht. Die Zeuge werden, ſo wie ſie aus dem Waſſer kommen, hineingelegt; durch die ſtarke Rotation wird die Feuchtigkeit ausgeſchieden, und zwar ſammelt ſie ſich auf der äußeren Bedeckung der Trommel, die von Löchern durchbohrt iſt. Wollene Stoffe werden auf dieſe Weiſe in weniger als drei Minuten getrocknet, wenn der Apparat klein, und in acht Minuten, wenn er ſehr groß iſt. Leinene und baumwollene Stoffe müſſen noch einige Augenblicke der Sonne ausgeſetzt werden, wenn man ſie aus der Trommel herausnimmt. (Athenaeum.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 25. Berlin, Mittwoch den 27. Februar 1839.

Polen.

Tanka.

Eine Sage der Goralen in Galizien.*)

Als ich mich vor einiger Zeit nach Galizien in die Gegend von Sanok begab, um das Schlachtfeld vor Hoſzowo zu beſuchen, wo Franz Pułaſki verwundet worden, lernte ich in dem Dorfe Raba einen Greis kennen, der nach allgemeiner Meinung weit über hundert Jahre alt war. Er war etwas harthörig, im Uebrigen aber rüſtig und friſchen Geiſtes. Er erzählte uns von manchen merkwürdigen Ereigniſſen aus ſeinem Leben, auch Vieles von des Landes Geſchicken. Als wir auf die Tataren zu ſprechen kamen, theilte er uns folgende Sage mit, die hier eine Stelle finden mag, um uns darauf aufmerkſam zu machen, welchen Schatz wir in unſeres Landes Geſchichten beſitzen, wenn wir ihn nur zu heben verſtänden!

„In meiner Hütte iſt meine Großmutter geſtorben, die hat uns manchmal gar wunderliche Dinge von dieſem Tatarenvolke erzählt, in deſſen Gefangenſchaft ſie eine Zeitlang geſchmachtet hat. Jetzt iſt ſie ſchon lange, wohl ſchon an funfzig Jahre, todt, und ich gehöre auch zu einer dauerhaften Gattung. Von dieſer meiner Alten nun weiß ich, daß hier auf dem Berge das Schloß von Hoſzowo geſtanden hat, ja ich kann mich deſſen auch noch recht wohl entſinnen. Dahin retteten ſich die Einwohner des Dorfes in Kriegszeiten. Es war ein altes Gebäude, eine Brücke führte hinauf, die in Ketten hing, und bis heute ſtehen noch die unterirdiſchen Gewölbe.

Eines Tages, es war um die Mittagszeit, das Vieh befand ſich eben auf dem Felde, da fielen von Uſtrzyk her die Tataren hier ein, eine Geiſel des Himmels. Der Herr ſchloß ſich in ſeine Burg ein und wehrte ſich, doch die Leute waren draußen auf dem Felde bei der Arbeit, und für dieſe war an kein Fliehen weiter zu denken. Das Schloß widerſtand dem Andrange der Rotte und iſt erſt zur Zeit der Conföderation abgebrannt, von beiden Dörfern Hoſzowo und Raba aber blieben nur drei Hütten ſtehen. Alles verbrannten und verzehrten die Unbändigen, die Kirche beraubten ſie, Sachen ſchleppten ſie zuſammen und trieben viele Menſchen, beſonders Weiber und Mädchen, mit ſich fort ins Tatarenland.

Als unſer Volk zur Beſinnung kam, jagte es mit unſerem Herrn Wojewoden hinter den Räubern her und brachte richtig Vieles von der Beute, auch die Weiber, wieder ins Dorf. Nur Tanka, ſo hieß meine Großmutter, und ein Mädchen aus Raba, Marynka mit Namen, waren mit einem Haufen ſchon zu weit voraus, die bekamen die Unſrigen nicht wieder. Meine Großmutter hatte nicht lange vorher meinen Vater zur Welt gebracht und war kaum von dem erſten Wochenbette geneſen. Die beiden armen Geſchöpfe nun trieb das Tatarenvolk mit ſich fort, that ihnen aber ſonſt nichts zu Leide, außer daß es ihnen rohes Fleiſch zu eſſen gab, welches Beiden ein Gräuel war, weil ſie meinten, ſie würden deshalb mit ſolcher Speiſe geſüttert, um nachher geſchlachtet und verſpeiſt zu werden; davor fürchteten ſie ſich am meiſten.

Sie langten endlich in dem Tatarenlande an; ſie wurden jede in eine andere Hütte gebracht und nicht ſo bald zu einander gelaſſen; auch beten durften ſie nicht. Drei Jahre blieben ſie gefangen und mußten ſpinnen und Kinder warten.

Da träumte einmal meiner Alten, daß ſie in Raba in der Kirche ſich befände, daß da die Tataren einfielen, ihr ihr Kind raubten und es mit dem Meſſer durchbohrten, ſo daß ſie ſelbſt von dem Blute über und über beſpritzt wurde. Sie ſchreckte über dieſen Traum gewaltig auf und erzählte ihn anderen Tages der Marynka. „Der Traum bedeutet Dir offenbar etwas Gutes“, ſagte dieſe; „ſieh, wie das Blut auf Dich ſelbſt geſpritzt iſt, ſo wird ſich Dein Blut auch wieder zu Dir wenden, und Gott wird uns aus dieſem Elende erlöſen.“

Tanka fand wenig Troſt in dieſer Deutung; ſie grämte und härmte ſich ab und verging faſt vor Sehnſucht nach ihrem Kinde. Sie aß nicht, ſie ſchlief nicht, und war nach einem Monat ſo abgezehrt, als wenn ſie drei Jahre lang vom Fieberfroſt geſchüttelt worden wäre, ja den Tataren ſelbſt fiel ihr Zuſtand auf.

„Wir wollen fliehen! wir wollen fliehen!“ ſagte oftmals Marynka.

„Wenn ſie uns aber einholen, wenn ſie uns einholen und uns ermorden“, erwiederte Tanka.

„Ei, mögen ſie auch, iſt doch unſer Elend ſchon groß genug“, verſetzte Marynka, und dann vergoß wieder Eine über der Anderen herbes Schickſal bittere Thränen. Mehr als einmal hat nachher meine Großmutter zu meinem Vater geſagt: „Baden könnte ich Dich in den Thränen, die ich über Dich geweint habe.“ — Endlich faßten ſich Beide ein Herz und verabredeten mit einander, daß Marynka heimlich Reiſevorrath ſich verſchaffen ſollte; wenn nun Tanka Nachts bei ihr anklopfen würde, ſo ſollte ſich Marynka aus der Hütte ſchleichen und dann wollten ſie die Flucht wagen.

Nun traf es ſich, daß Tatariſche Feſttage einfielen, die ganze Horde weitweg nach ihrem Tempel zog und Tanka allein mit einem Kinde zurückblieb, das etwa neun Jahr alt war. Die Abweſenheit der Tataren ſollte drei Tage dauern, indeſſen war Tanka aufgetragen, Eſſen zu bereiten und Brod zu backen. Sie heizte den Ofen, der nach der Weiſe des dortigen Volkes von ungeheurer Größe war.

Während meine Alte ſich nun ſo bei dem Ofen zu ſchaffen machte, da that ihr das Tatarenbalg allerhand Schabernack an, da ſtieß es ſie, — — — —, da ſetzte es ſich ihr auf den Nacken und wollte auf ihr reiten, da verlangte es zuletzt, auf ſeinem Kinderwagen in der Stube umhergefahren zu werden. Hierüber gerät meine Tanka außer ſich, das Blut dringt ihr zu Herzen, beſinnungslos wirft ſie das Kind auf den Wagen und geradeweges geht's mit dem Kinde nach dem Ofen, mitten in das Feuer hinein. Nur einen Schrei vom Kinde hat ſie gehört. Sie warf die Thür zu, griff nach ihrem Bündel und einem Tatariſchen Meſſer und rannte aus der Hütte. Nun erſt fielen ihr die Folgen ihrer That aufs Herz, denn wohin ſollte ſie ſich wenden? Es dunkelte ihr vor den Augen. „Weh! mein armes Blut!“ rief ſie, „Weh! Was hab' ich gethan!“ Vor ihr lag die weite offene Steppe, über die war ein Entrinnen unmöglich und nirgend bot ſich ein Schlupfwinkel dar.

Nach kurzem Beſinnen jedoch kam Tanka auf einen Gedanken, der glücklich zu ihrer Rettung führte. Eine Strecke von der Hütte war eine Hürde, in welche die Tataren zuweilen ihre Heerden trieben. Damals befanden ſich nur einige alte Stuten darinnen, die mit der Heerde nicht mehr mitzugehen vermochten. Dahin lief meine Alte, ſchnitt einer Stute die Kehle durch, ſchlitzte ihr den Leib auf und trug die Eingeweide beiſeits, damit die Vögel ſich nicht verſammeln und ſie verrathen möchten; dann kroch ſie ſelbſt in das Thier. Marynka wußte von dem Allen nichts.

Gegen Abend kommen die Tataren zurück. Sie ſuchen umher und finden ihre Magd nicht, vermeinen, ſie ſey mit dem Kinde zu der Marynka gegangen und ſetzen ſich zu Tiſche. Sie wollen das Eſſen aus dem Ofen hervorholen, ja! Alles iſt zu Kohlen verbrannt. Ein Tatarenweib ſchaut näher zu und findet ein Ringlein des Kindes. Da begann's Lamentiren! Die Männer wieder aufs Pferd, in die Steppe hinaus, hinter der Magd her; die Magd aber liegt in der Stute. Die Weiber ſtürzen zur Marynka, um ſie zu ermorden. „Sag' an, wo iſt Tanka? Du weißt es, ſprich, oder wir ſchlagen Dich todt!“ Die Arme wurde erſchrecklich zugerichtet, aber wie konnte ſie verrathen, was ſie nicht wußte?

Erſt am anderen Tage ritten die Tataren wieder heim, meine Alte hörte ſie in ihrem Verſtecke; ſie ritten langſam und mißmüthig darüber, daß ſie die Magd nicht wiederbekommen hatten. —

In der folgenden Nacht, da Alle im tiefſten Schlafe lagen, erhob ſich Tanka und ſchlich den Hütten zu. Puk! puk! erſchallte es an dem Fenſter, unter dem Marynka ſchlief. Die raffte ſich auf, nahm, was ſie zunächſt erfaſſen konnte, und fort!

Damals hätte, wer noch kein Wunder geſehen hat, eines inne werden können, denn wunderbar iſt, was ſich mit dieſen beiden armen Geſchöpfen zugetragen. Als nämlich Tanka, meine Großmutter, fortgeſchleppt wurde, da lief auch ein Hündlein, das die Leute Sora benannt hatten, mit ihr fort bis ins Tatarenland. Es war meiner Alten wenigſtens zuweilen wohl ums Herz, da ſie ein Geſchöpf um ſich hatte, das mit ihr aus

*) Im Przyjaciel ludu mitgetheilt von W. P. (Wincenty Pol (?), dem Herausgeber trefflicher Polniſcher Volkslieder).

Digitized by Google

einer Heimath ſtammte. Des Nachts wich dieſe Sora nicht von der Streu meiner Alten, und doch war ſie zu dem Verſtecke derſelben nicht gekommen.

Als nun Tanka an das Fenſter pochte, da lief auf einmal auch die Sora herbei; ſie fing an gräßlich in den Wind hineinzuheulen und geſellte ſich den Fliehenden zu. — O, nimmer wäre den beiden ſchwachen Weibern ihre Flucht geglückt, wäre nicht dieſe Sora bei ihnen geweſen. Da rannte ſie voraus und erwitterte, was ſie nicht zu ſehen vermochte; da lief ſie wieder zurück, ob etwa dort Gefahren zu erſpähen wären. Nachts hielt ſie Wache und mit Tagesanbruch war ſie wieder munter voraus. Kurzum, wie ſie von Anfang an den Weg gewieſen, ſo führte ſie die Frauen richtig aus den Steppen. Gott weiß, welche Strecken Weges ſie mögen durchwandert ſeyn, bis ſie in das Land der Koſaken ſich durcharbeiteten. Da war ſchon das Schwerſte überſtanden; nachher ging's durch das Wolochiſche Land ſchon leichter, und Sora immer voran.

Endlich waren ſie nur noch zwei Meilen von unſerem Dorfe Raba entfernt, nun ſtürzte Sora wie raſend voran, kein Rufen half, ſo daß Tanka zu Marynka ſagte: „Schade um unſere Sora, ſie iſt toll geworden.“ Die aber kam durch das Dorf gelaufen, geradezu auf unſere Hütte los, und heulte und ſprang auf dem Hofe umher. Eben kamen die Leute aus der Meſſe, denn das geſchah des Sonntags, da gab's ein Gewundere und Gerede, daß Sora wieder da wäre, aber Tanka nicht. Bis gegen Abend, da die Vesper eben vorbei iſt, auch die Tanka zum Vorſchein kommt. Jetzt ließ unſer Propſt Michael, der das Tatarenjoch auch gekoſtet hatte, mit allen Glocken läuten, das Volk aus der ganzen Nachbarſchaft, aus dem Dorfe und von dem Hofe lief herzu, auch der Mann der Tanka, mein Großvater nämlich, und mit ihm ſein Kind, das im Dorfe nicht anders als die „Tatarenwaiſe“ hieß.

Dies Kind war ebenfalls wie durch ein Wunder von den Tataren verſchont geblieben. Denn als die Menſchen ſich nach dem Abzuge des Raubgeſindels wieder ins Dorf wagten, da fanden ſie das Kind den zweiten Tag unter einem Birnbaume liegen, ihm hatte weder ein Tatar, noch das Feuer geſchadet, es war geſund, nur faſt ganz verſchmachtet. Der Herr nahm es zu ſich aufs Schloß und zog es auf, als wenn es ſein eigen wäre, und das Volk benannte es die Tatarenwaiſe.

Wie nun die Leute die Tanka wiederſahen und das Waiſenkind neben ihr, da fingen ſie an zu ſchluchzen und ſich zu freuen und zu beten und nach Allem zu fragen. Marynka aber ſagte: „Hab' ich Dir's nicht geſagt, daß Gott uns aus dem Elende erlöſen, und daß Dein Blut ſich wieder zu Dir wenden wird?“ Doch Tanka hörte von dem Allen nichts, ſondern drückte ihr Kind feſt in ihre Arme und ſank an der Schwelle vor der Kirche zu Boden. Auch Marynka lag ausgeſtreckt da. Der Propſt las über ihren Häuptern das heilige Evangelium ab, und ſprach ihnen Troſt ein, meine Alte aber konnte ſich nicht wieder erheben und mußte mit dem Kinde, das ſie nicht loslaſſen wollte, in die Hütte getragen werden.

Sie erholte ſich überhaupt nur langſam von den ausgeſtandenen Schrecken. Ja Beide, Tanka ſowohl wie Marynka, behielten Zeit ihres Lebens irgend ein ſchreckliches Geheimniß auf ihrem Gewiſſen; ſie offenbarten es Niemandem und haben es mit ſich ins Grab genommen. Es war grauſenhaft, was ſich zuweilen mit ihnen zutrug. So lange es Tag war, ging es noch an; aber wenn die Sonne hinter die Berge herabgeſunken war, da quälte ſie Etwas, da ging Etwas mit ihnen um, und ſie weinten und ſchmiegten ſich an einander und Keine konnte die Nacht ohne die Andere zubringen. Was ſie mit einander ſprachen, das konnte kein Menſch verſtehen, noch gedachte er ſich daran zu tröſten. So viel iſt ſicher, der Fluch der Tatarenweiber laſtete auf ihnen, und der peinigte ſie bis an den Tod. Marynka ſtarb zuerſt; meine Alte lebte noch lange und ſagte gar oftmals zu uns: „Meine Kindlein, fallen die Tataren wieder einmal hier bei Euch ein, ſo nehmt Euch lieber das Leben, ſtoßet Euch ein Meſſer ins Herz, rennt ins Feuer oder ins Waſſer, nimmermehr aber vertraut Euer Blut den Händen dieſer Ungläubigen an.“

Bibliographie.

Kraszewski Wędrowki literackie, fantastyczne i historyczne. (Literariſche, phantaſtiſche und hiſtoriſche Wanderungen.) 1ſter Thl. Wilna.

Łukaszewicz Obraz historyczno-statystyczny miasta Poznania. (Hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung der Stadt Poſen.) 2 Thle. Poſen.

Ziemiaństwo polskie. (Die Polniſche Landwirthſchaft.) Von Cajetan Kozmian, herausgegeben vom Grafen Eduard Raczynſki. Breslau.

Frankreich.

Frankreich und der Nachdruck.

(Schluß.)

Die Klagen des Pariſer Buchhandels fanden eine achtungswerthe Theilnahme: Die Regierung ernannte ſofort eine Kommiſſion von Rechtsgelehrten, Literaten und Geſchäftsmännern. Auch die Publiziſten ließen es nicht an Artikeln und Brochüren fehlen, und man kann nun ſämmtliche ausgeſprochene Anſichten auf drei Hauptſyſteme zurückführen. Einige Perſonen, beſonders Spekulanten, haben den Nachdruck der Franzöſiſchen Bücher im Ausland für ein Uebel erklärt, wofür es kein Mittel gebe, höchſtens ein homöopathiſches. Man hat vorgeſchlagen, an der Gränze eine Nationalbuchhandlung zu gründen, die nur zu exportiren hat: Die Franzoſen, ſagt man, müſſen ſich ſelbſt nachdrucken, wenn ſie den fremden Nachdruck tödten wollen. Aber iſt es nicht empörend, daß ein Franzoſe bloß darum, weil er Franzoſe iſt, ein Franzöſiſches Geiſtesprodukt viermal theurer bezahlen ſoll, als der Deutſche Käufer? Dann aber fragt es ſich, ob die Verfaſſer von einem ſolchen Inſtitut entſchädigt werden ſollen oder nicht. Im erſtern Fall iſt die Konkurrenz mit Belgien machtlos, weil die Koſten nicht gleich ſind; im letztern würde das Uebel, ſtatt abzunehmen, nur ärger werden. Auch ſprechen mehrere Erfahrungen gegen dieſes Mittel, und die Uneinigkeit der Buchhändler macht es unausführbar.

Einige Publiziſten meinten, Frankreich könne von Belgien, zum Dank für unſere Unterſtützung zur Gründung ſeiner Unabhängigkeit, die Aufhebung einer uns beeinträchtigenden Induſtrie verlangen. Dieſe Anſicht findet ſich in einer an Herrn Didot gerichteten Brochüre Bignon's: — „Wenn die Belgier“, heißt es hier, „nicht bald daran denken, uns Genugthuung zu geben, müßte Frankreich mit einer Energie, die keinen Widerſtand ertrüge, ſich ſein Recht zu ſchaffen ſuchen. Man ſagt, das hieße Zwang brauchen. Allerdings, wir leugnen es nicht, man hat oft genug zum Zwang greifen müſſen, um von gewiſſen Völkern die Erfüllung der dringendſten moraliſchen Verpflichtungen zu erlangen.“ — Andere weniger kriegeriſch geſinnte Rathgeber wollen den Belgiern die Aufhebung des Nachdrucks durch andere Handelsvortheile abkaufen. Aber iſt es billig, eine Induſtrie der anderen zu opfern, und könnten nicht die Nachdrucker, die ſich auf unſere Koſten bereichern, wenn man ſie aus Brüſſel vertriebe, ſich anderswo niederlaſſen?

Ein dritter Vorſchlag endlich iſt der, nach welchem man die gegenſeitige Achtung des literariſchen Eigenthums, zu einem Prinzip des Völkerrechts machen will. Die Kommiſſion, die von Herrn Villemain präſidirt wird, hat beſonders hierauf gedrungen, und die Anträge ihres Berichterſtatters haben dem 18ten Artikel des neuen Geſetzes ſeine Entſtehung gegeben, der folgendermaßen lautet: „Jedes Werk in Franzöſiſcher oder fremder Sprache, das im Ausland zuerſt erſchienen iſt, darf bei Lebzeiten des Verfaſſers und nach ſeinem Tode bis zum Ablauf eines durch die Verträge zu beſtimmenden Termins, ohne die Einwilligung des Verfaſſers oder ſeiner Vertreter, in Frankreich nicht abgedruckt werden. Jeder Abdruck ſolcher Werke ſoll als Nachdruck angeſehen und beſtraft werden, doch ſoll dieſe Beſtimmung nur auf diejenigen Staaten Anwendung finden, welche den Werken in Franzöſiſcher oder fremder Sprache, die zum erſten Mal in Frankreich erſcheinen, ein gleiches Recht ſichern werden.“

Man ſieht, daß hier das Recht der Verfaſſer nicht unbedingt anerkannt wird, ſondern nur nach gegenſeitigen Verträgen. Uns ſcheint es der Franzöſiſchen Nation würdiger, laut zu erklären, daß das literariſche Eigenthum unverletzlich iſt, und daß jedes im fremden Lande erworbene Recht vor unſeren Gerichten gleiche Kraft hat. Vielleicht wären einem ſolchen Beiſpiel alle Nationen gefolgt, ſelbſt die, denen das Unrecht Gewinn bringt, während eine ſtrenge Reziprozität nur von den Staaten wird angenommen werden, die dabei ihre Rechnung finden. Doch da einmal der Code civil erklärt, daß jeder Fremde in Frankreich nur die Rechte genießt, die dem Franzoſen in ſeinem Land bewilligt ſind, ſo wollen wir uns ſchon an jenen Vorſchlag des neuen Geſetz-Entwurfs halten und näher ſehen, was er in der Ausführung verſpricht. Derſelbe iſt offenbar viel zu unbeſtimmt; es iſt darin nicht erklärt, welches die Grundlagen des gegenſeitigen Uebereinkommens ſeyn ſollen, das zwiſchen Frankreich und den verſchiedenen Staaten zu ſchließen iſt. Nach der Kommiſſion von 1836, aus deren urſprünglichem Antrag jener Artikel hervorgegangen, ſoll ein ſolches Uebereinkommen aus zwei Verpflichtungen beſtehen: Frankreich, England und Deutſchland insbeſondere ſollen ſich gegenſeitig verſprechen: 1) den Nachdruck im eigenen Lande zu unterdrücken, und 2) dem Nachdruck, der aus fremdem Lande kommt, weder den Tranſit, noch den Debit im Innern zu geſtatten. Betrachten wir dieſe zwei Beſtimmungen näher, ſo findet ſich, daß ſie faſt unausführbar ſind, beſonders die zweite von ihnen. Wie ſollen die Regierungen im Stande ſeyn, einem ſolchen Uebereinkommen Achtung zu verſchaffen? Soll etwa jedes Land beſondere Beamten anſtellen, um eine Induſtrie, die der Freiheit bedarf, zu beaufſichtigen? Und wenn die Douaniers einen Pack Bücher in die Hand bekommen, ſollen ſie etwa unterſuchen, auf welche Bücher noch der Verfaſſer das Verlagsrecht hat, und welche ſchon öffentliches Eigenthum geworden ſind, und die erſtern nicht durchlaſſen? Auf ſolche Weiſe läßt ſich der Buchhandel nicht bewachen; es iſt bekannt, wie wenig die Inſpektoren des Buchhandels geholfen haben, die Napoleon ernannt hat. Es bleibt alſo nur eine Garantie, welche die Regierungen in einem Vertrage der Art einander geben könnten, nämlich die, daß, wenn der rechtmäßige Verleger in einem fremden Lande, deſſen Regierung einen ſolchen Vertrag angenommen, ſein Eigenthum gemißbraucht ſieht, ſeine Klage vor den Gerichten dieſes Landes angenommen wird. Dies iſt freilich ein ſchwacher Schutz, aber die Natur des literariſchen Eigenthums geſtattet keinen ſtärkern. Frankreich ſelbſt kann ſeinen Buchhandel im Innern nicht beſſer ſchützen. Jeder Verleger muß ſelbſt den ihn beeinträchtigenden Nachdruck entdecken und vor Gericht verfolgen.

Doch gehen wir noch weiter: es iſt klar, daß eine Regierung den Fremden nicht mehr Schutz gewähren kann, als den eigenen Landeskindern. Die Rechte des literariſchen Eigenthums ſind

Digitized by Google

jetzt bei allen Europäiſchen Völkern anerkannt, aber die nähern Beſtimmungen darüber ſind ſehr verſchieden. Beſonders iſt die Dauer des literariſchen Eigenthums in den verſchiedenen Ländern nicht gleich. Wird nun vor einem fremden Tribunal das Geſetz des Landes gelten, aus welchem das urſprüngliche Eigenthum ſtammt, oder das Geſetz, dem der Nachdrucker unterworfen iſt? Nehmen wir ein Beiſpiel: Würde nicht ein Verleger in England, wo die Schriftſteller nur ein lebenslängliches Recht haben, die Werke eines Preußiſchen Schriftſtellers nach dem Tode deſſelben abdrucken können, obgleich in Preußen das literariſche Eigenthum noch 30 Jahre nach dem Tode des Verfaſſers fortdauert, und wenn nun der Deutſche Eigenthümer vor dem Engliſchen Gericht auf Nachdruck klagt, dürfte man den Engländer zu Gunſten eines Rechts beſtrafen, das in ſeiner Heimath nicht anerkannt iſt? Hierauf iſt nur negativ zu antworten. Ein Angeklagter kann nur von ſeinen natürlichen Richtern verurtheilt werden, und ein Richter kann nach keinem anderen Geſetz entſcheiden, als nach dem ſeines Landes. Sonſt würden ja auch ſämmtliche Schriftſteller Europa's ſich in den Schutz des Geſetzes begeben, deſſen Beſtimmungen die günſtigſten ſind, und das Volk, bei dem das literariſche Eigenthum die längſte Dauer hat, würde das Monopol des Drucks an ſich reißen.

So würde alſo die weſentlichſte Beſtimmung eines ſolchen Vertrages zwiſchen den Europäiſchen Regierungen ungefähr in folgenden Worten abgefaßt ſeyn: „Wir bewilligen den Schriftſtellern (dieſer oder jener Nation) oder ihren Rechtsvertretern den Schutz der Geſetze, denen das literariſche Eigenthum bei uns unterworfen iſt.“ Uebrigens iſt es wahrſcheinlich, daß die gegenſeitige Anerkennung des literariſchen Eigenthums nach und nach alle Europäiſchen Staaten dahin führen würde, auch gleiche Geſetze darüber feſtzuſtellen.

Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen wenden wir uns jetzt zu den einzelnen Ländern. Wir fangen mit England an. Hier wird die Achtung des literariſchen Eigenthums noch dringender reklamirt, als ſelbſt bei uns. Denn der hohe Preis der Manuſkripte, die Theurung des Papiers und der Arbeit, und mehrere Abgaben verſchiedener Art machen die Fabrication der Bücher hier viel koſtſpieliger als anderswo. Die Engländer haben beſonders von den Pariſer Nachdruckern viel zu leiden. Sie ſchicken uns jährlich im Durchſchnitt nur für 120,000 Franken Bücher, während ſie an 6 — 900,000 Originalwerke von uns beziehen. Doch zu dieſer Summe gehören auch die alten Ausgaben, die ſeltenen und curioſen Bücher, ſo daß die Zahl der neuen Bücher nur ſchwach iſt, die ſie wahrſcheinlich durch Belgiſchen Nachdruck erſetzen. So wäre alſo hier ein Uebereinkommen für beide Staaten gleich vortheilhaft und wünſchenswerth. Das Engliſche Geſetz ſelbſt, das bis jetzt dem literariſchen Eigenthum nicht ſehr günſtig iſt, würde bald eine Modification erfahren. Es iſt bekannt, daß das Verlagsrecht eines Werks 28 Jahre dauert, außer wenn der Verfaſſer dieſen Zeitraum überlebt, in welchem Fall er lebenslänglich Eigenthümer bleibt.

In Deutſchland iſt die Dauer des literariſchen Eigenthums nicht überall dieſelbe, aber das Prinzip iſt vorläufig vom Bundestage ſanctionirt, und der Nachdruck iſt aus ſämmtlichen Staaten verbannt. Deutſchland hat ſich jüngſt über Pariſer Nachdrücke beklagt und fürchtet beſonders die Ueberlegenheit der Pariſer Preſſen, daher kann ihm ein internationales Uebereinkommen in dieſer Beziehung nur erwünſcht ſeyn. Sobald die Produkte des Belgiſchen Nachdrucks jenſeits des Rheins keinen offenen Markt mehr finden, ſo iſt ihm der Gnadenſtoß gegeben. Jetzt liefert uns Deutſchland für 350,000 bis 400,000 Franken Bücher, und wir geben ihm ungefähr das Doppelte. Wird dem Betrug ein Ziel geſetzt, ſo hat man die Ausſicht auf einen viel lebendigeren Austauſch.

In Rußland erſchienen im Jahre 1834 achthundertvierundvierzig Werke. Unter dieſer Zahl befinden ſich 91 Deutſche und 36 Franzöſiſche Bücher. Mehrere dieſer Werke waren freilich im Ausland zuerſt erſchienen. Doch muß man nicht glauben, daß Rußland für das Beſtehen des Nachdrucks intereſſirt iſt. Es ſcheint ſogar, die ſchönen Original-Ausgaben dem unkorrekten Nachdruck vorzuziehen. Von Paris bezieht es für 600,000 Franken Bücher, und die Sendungen Belgiens ſollen weit hinter dieſer Summe zurückbleiben.

In den Ländern, die aus mehreren, unabhängigen Staaten beſtehen, iſt die Anerkennung des literariſchen Eigenthums für die Verfaſſer nur ein illuſoriſches Recht, weil das Privilegium, das in Zürich Kraft hat, in Luzern nicht gilt, weil ein Buchhändler in Florenz nachdrucken kann, was in Rom erſchienen iſt. Ein allgemein bindendes Geſetz würde dieſem Uebelſtand ein Ende machen. Man müßte, um ein ſolches zu Stande zu bringen, mit jedem Italiäniſchen Fürſtenthum, mit jedem Kantonsrath unterhandeln, doch dieſe Unterhandlungen wären trotz der Mannigfaltigkeit nicht ſchwer. Italien und die Schweiz haben kein großes Intereſſe dabei, ſich von Belgien mit Nachdruck zu verſorgen. Wäre das literariſche Eigenthum anerkannt, könnte das Genie überall erwerben und beſitzen, ſo würde in dem Vaterland Taſſo's und Machiavelli's ein neues literariſches Leben entſtehen, und auch das Helvetiſche Volk würde bald eine National-Literatur haben. — Was die Iberiſche Halbinſel betrifft, ſo iſt erſt jüngſt in Madrid eine Verordnung gegen den Nachdruck erſchienen, welche hoffen läßt, daß auch Spanien einem ſolchen gegenſeitigen Uebereinkommen beitreten werde.

Sind erſt faſt alle civiliſirten Völker zu der Ueberzeugung gekommen, daß ihnen theils die Ehre, theils ein Handels-Intereſſe die Abwehr des Nachdrucks gebiete, ſo werden die nachdruckenden Völker bald allein ſtehen und auf ihre eigene Conſumtion angewieſen ſeyn. Solche durch die Natur der Dinge zum Nachdruck veranlaßte Völker ſind Belgien und die Freiſtaaten von Nord-Amerika: Belgien bildet den Nachdrucksheerd für Frankreich, Amerika den für England. Was iſt nun aber die Folge eines ſolchen Verhältniſſes? Die Verleger in beiden Ländern, welche das Vorrecht haben, ſich ohne Koſten die berühmten Productionen zweier großen Literaturen anzueignen, verſchmähen es, die Werke ihrer Landsleute herauszugeben. Daher ſehen auch dort die in ihrem Stolz und Intereſſe verletzten Schriftſteller ein, daß der Vortheil eines Haufens Spekulanten die Entwickelung einer National-Literatur hemme. Erſt neulich geſtand ein Belgiſcher Schriftſteller in der Vorrede eines Buchs: um demſelben bei ſeinen Landsleuten Eingang zu ſchaffen, ſey er gezwungen geweſen, daſſelbe in Frankreich drucken zu laſſen, in der Ueberzeugung, daß dann der Nachdruck es nach Belgien bringen werde. Vor drei Jahren bildete ſich in Brüſſel eine Geſellſchaft zur Beförderung der Herausgabe einheimiſcher Schriften, von der die Belgiſchen Verleger in dem Programme, das ſie verbreitete, noch ärger mitgenommen wurden, als von den Franzöſiſchen Autoren. Dieſelbe Stimmung herrſcht in Amerika, wo die Klagen der Schriftſteller einen Annehmer im Kongreß gefunden haben. Sind erſt die Schriftſteller oder vielmehr die edleren Geiſter aller Klaſſen in Amerika und Belgien gewonnen, dann würde es möglich werden, bei beiden Völkern dieſe Gewohnheit zu zerſtören; die Regierungen würden einſehen, daß ſie nur den Aufſchwung der Nation hemmen, daß ſie eine reiche Quelle geiſtiger Schätze verſtopfen, um etwa hundert Spekulanten reich zu machen. Auch würde ja der Verluſt der Exportation, die eine Folge des im Ausland allgemein angenommenen Repreſſiv-Syſtems ſeyn muß, die Letzteren ſelbſt entmuthigen.

Noch eins: die Bemühungen der Franzöſiſchen Regierung, die übrigen Europäiſchen Staaten zur Prohibirung des Nachdrucks zu bewegen, können nur dann einen wahrſcheinlichen Erfolg haben, wenn auch das Intereſſe der fremden Konſumenten nicht unbeachtet gelaſſen wird, wenn der Franzöſiſche Buchhandel, dem der Nachdruck am meiſten ſchadet, die Preiſe für ſeine Produkte billiger ſtellt und ſo den letzten Vorwand, die letzte Ausflucht, die der Nachdruck für ſich hat, niederſchlägt. Es iſt auch zu präſumiren, daß dies der Fall ſeyn wird; denn ſobald die Verleger ſehen werden, daß ſie Ausſichten auf einen viel größeren Abſatz haben, ſo werden ſie die Ziffer der Auflage erhöhen und die Käufer durch Billigkeit an ſich zu locken ſuchen. Ueberhaupt kann man dann dem literariſchen Leben, mit welchem doch der Buchhandel ſo innig zuſammenhängt, einen Fortſchritt zum Beſſeren prophezeien. In den gegenwärtigen Verhältniſſen muß der Buchhändler bei ſeinem beſchränkten Markt dem Schriftſteller, der eine Idee weiter ausführen, Forſchungen vervollſtändigen und mühſam erworbene Wahrheiten und Reſultate mit allen Reizen einer ſchönen Sprache veröffentlichen will, oft ſeine Mitwirkung verſagen. Die Koſten, die der Buchhändler macht, um ein Werk zu verbeſſern, ſind nur ein Reiz mehr für die Nachdrucker. Daher ſind auch die Unternehmungen, die er am liebſten betreibt, nicht die, welche einer Zukunft bedürfen, ſondern die, welche wenig Vorſchuß nöthig machen und ganz ephemer ſind. Iſt die Literatur nicht mehr vom Völkerrecht ausgeſchloſſen, dann wird ſich der Geſichtspunkt der Speculation ſofort ändern. Jeder verſtändige Verleger wird die Namen, die einen Europäiſchen Ruf haben, zur ſoliden Baſis ſeiner Unternehmungen machen, und der Schriftſteller wird nicht mehr, wie jetzt, mit kleinen Arbeiten ganze Bände aufzublaſen oder in zwanzig Journalen ſeine Gedanken zu verbreiten brauchen: ein Werk von wenigen, aber guten Blättern, welche das Denken oder das Intereſſe der Völker anſprechen, wird ihm einen Wirkungskreis ſichern, der fruchtbar genug iſt, um ſeine Familie reich zu machen. Mit einem Wort, das Gute, das Solide wird zunehmen, das Schlechte aber, das Charlatanmäßige, beſonders die Bücher, die faſt mehr leeres als bedrucktes Papier haben, werden verſchwinden.

Die Pariſer Kaffeehäuſer.

Nach der Schilderung eines Engländers.

In Paris giebt es mehr als fünfhundert Kaffeehäuſer. Das älteſte von allen iſt das Café Procope, welches man noch jetzt in der Vorſtadt St. Germain findet. Es wurde von einem Italiäner, Namens Zoppi, gegründet. Ihm gegenüber ſtand einſt die Comédie Française. Dieſes Theater verwandelte ſich nachmals in das Atelier des berühmten Malers Gros und endlich in ein Papier-Magazin. Das Café Procope war der Erholungs-Ort Rouſſeau's, Fréron's, Voltaire's und des Satirikers Piron; jetzt ſind Studirende der Rechte, der Medizin und der Philologie ſeine vornehmſten Kunden. Hier verſammeln ſie ſich mit ihren hohen Spitzhüten, ihren republikaniſchen, über die Schultern herabwallenden Locken und ihren unraſirten Bärten, um der dame-du-comptoir Artigkeiten zu ſagen, über die Pandekten zu ſcherzen und Domino zu ſpielen. Das eben erwähnte, nicht allzu kopfbrechende Spiel iſt beſonders ihre Leidenſchaft. Gewöhnlich ſpielt man um das Frühſtück. Alle diejenigen, die verloren haben, ſpielen unter einander, und ſo kommt es gar nicht ſelten dahin, daß Einer, der um zehn Uhr in das Café trat, und außer café au lait und einem petit pain nichts beſtellte, um

Digitized by Google

vier Uhr ſich zurückzieht, nachdem er zuvor bei der Dame hinterm Büffet einige funfzig Franken niedergelegt oder wenigſtens anſchreiben laſſen.

Aber Studenten ſind nicht die ausſchließlichen Gäſte des ehrwürdigen Café Procope; zuweilen ſieht man hier auch Schriftſteller und Künſtler, wie Guſtave Planche, den jungen Maler Gigoux, Henri Fournier, Eugène Renduel und Andere; jedoch keine Dramatiker. Das Theater hat St. Germain des Prés verlaſſen. Die übrigen berühmten Kaffeehäuſer an dieſer Seite der Seine ſind: „Voltaire“, „Molière“ und endlich „Desmarés“, eine ariſtokratiſche Reſſource, wo finſtere und bärbeißige Deputirte von der äußerſten Rechten oft ſich verſammeln.

An der Place du Palais Royal liegt das „Café de la Régence“. Dieſes iſt der vornehmſte Sammelort der Schachſpieler. Ehemals wurde es von Rouſſeau und anderen ausgezeichneten Perſonen ſtark frequentirt. Auch feierte hier Philidor, der Gewaltige, ſeine Triumphe. Noch zeigt Dir der Garçon auf Verlangen die Stelle, wo jener weltberühmte Schachſpieler zu ſitzen und Könige, Biſchöfe und Ritter zu dirigiren pflegte. Man trete um die Mittagsſtunde in den Saal, wenn funfzehn bis zwanzig Partieen zugleich geſpielt werden — welche feierliche Stille! — welche geſpannte Aufmerkſamkeit auf allen Geſichtern! Kein Automat kann glotzender vor ſich hin ſchauen. Beobachte jenen ehrwürdigen Mann in dem Winkel, deſſen kahles Haupt ein ſchwarzes Scheitelkäppchen deckt; ſein Geſicht ruht zwiſchen beiden Händen auf den Ellbogen. Er iſt das wahre Bild der Abſtraction; er hat wirklich vergeſſen, mit wem er eben ſpielt. Vergebens erinnert ihn der Garçon an die Flaſche Bayeriſch, die er beſtellt hat. Vor ſeinem leiblichen Auge iſt jenes kleine Schlachtfeld mit ſeinen ſtationairen Armeen ausgebreitet; das geiſtige Auge aber ſieht dieſe Reihen in ſteter Bewegung. Schau — jene Bauern ſind eben vom Felde weggefegt. Der Ritter hier iſt im Beſitze des Schloſſes dort. Die Königin fährt bald rechts, bald links, und thut ihre Nothſchüſſe, während jene unverzagten alten Biſchöfe mit einem einzigen Bauern dem Könige Schach bieten und ihn matt machen. Es giebt noch immer gute Spieler im Café de la Régence; aber die großen Spieler ſind heimgegangen, und der weiland klaſſiſche Ort kann jetzt mit Kaiſer Karl V. ſagen, als er die Mönchskutte über die Ohren zog: „Ihr, meine ſchönen Tage, wo ſeyd ihr geblieben?“

Das literariſche Patronat der Kaffeehäuſer iſt nicht immer ihr einziges; viele haben auch wegen ihrer politiſchen Beſucher Berühmtheit erlangt. Das Café Valois und das Café de Foys ſind vorzugsweiſe von Revolutions-Männern beſucht worden, wie das Café Lemblin von Liberalen; jetzt aber begegnen ſich die verſchiedenen Parteien friedlich an einem und demſelben Beluſtigungsorte. Legitimiſten, Doctrinaire und Republikaner, Dynaſtiker und Anti-Dynaſtiker ſehen einander jeden Abend von verſchiedenen Tiſchen deſſelben Gaſtzimmers in die Augen, ohne daß es zu Streit und Blutvergießen käme. Kaufleute und Actien-Wucherer treffen zwiſchen zwölf und ein Uhr in großer Anzahl vor dem Café Tortoni zuſammen. Wer in Geſchäften ſein Glück machen will, dem iſt dringend zu empfehlen, daß er täglich vor dieſem Etabliſſement hin und her ſchlendere. Willſt Du von Allem, was auf Erden vorgeht, die früheſte Kenntniß erhalten, ſo gehe zu Tortoni; willſt Du außerdem die köſtlichſte Chokolade und das köſtlichſte Eis genießen, das man in der ganzen Welt haben kann, ſo gehe zu Tortoni. Das Eis Tortoni's iſt eben ſo hoch über alle Eisarten erhaben, wie Demoiſelle Taglioni's Tanz über alle Arten des Tanzes. Der Garçon reicht Dir ein Kärtchen, auf deſſen beiden Kolumnen, unter den Rubriken „Crème“ und „Früchte“, neben anderen Delikateſſen, auch Citronen-, Vanillen- und Himbeeren-Eis verzeichnet iſt. Du wählſt Himbeeren-Eis; in wenigen Augenblicken ſtellt der Garçon einen ſilbernen Teller vor Dir nieder, auf dem folgende Dinge ſtehen: ein Becher, mit einem Löffel darinnen, eine Flaſche, die zur Hälfte mit eiskaltem Waſſer gefüllt iſt, ein kleines Körbchen mit Waffeln, und ein Glas, über welches das Himbeeren-Eis, dem es als Träger dient, in koniſcher Form wohl ſechs Zoll hoch emporſteigt. Jeder hat ſeine eigene Manier, das Eis zu verzehren. Bei Tortoni wüßte ich kaum, welche Manier den Vorzug vor den übrigen verdiente, doch möchte ich Jedem empfehlen, ſich ſo zu ſetzen, daß er, während ein ſüßes Eis-Partikelchen ums andere an ſeinem Gaumen zerfließt, eine der ſchönſten Büffet-Damen gemächlich beäugeln kann. Tortoni's Eis muß überdies, wenn man den rechten Genuß davon haben will, ſehr langſam und, wo möglich, ganz ohne Geſpräch genoſſen werden. Für eine „Framboiſe“ zahlt man einen Franken und legt etwa noch zwei Sous für den Garçon auf den Tiſch. Nichts übertrifft den Glanz, die Schönheit und Lebendigkeit der Scene um das Café Tortoni an einem ſchönen Sommerabend.

Der prachtvollen Kaffeehäuſer, unter denen mir die Wahl ſchwer würde, giebt es acht oder zehn.*) Auf dem Café de Foy hört man nie das Geräuſch der Domino-Steine; das Spiel iſt hier verpönt. Die Café's „du Caveau“ und „Orleans“ bieten uns den edelſten Mokka-Trank. In dem Café de l'Opéra Comique wird der Nektar Arabiens aus wahren Humpen getrunken; im Café Vivienne lacht er uns auf Tiſchen vom ſchönſten weißen Marmor entgegen. In dem Cafe des Variétés kredenzt man denſelben in orientaliſchen Prachtzimmern, und eben ſo bei Véron. Das Véronſche Kaffeehaus erinnert mit ſeiner Menge von Vergoldungen an das goldene Haus Nero's. Decken und Wände ſind hin und wieder mit den lieblichſten Fresko-Gemälden von Vögeln und Blumen, von Faunen, Nymphen und Grazien geſchmückt. Vier ungeheure vergoldete Luſter hangen an der Decke; ein hoher Kandelaber erhebt ſich mitten im Zimmer, und zwei ſchöne Lampen ſtehen auf dem Büffet. Zu dieſer herrlichen Beleuchtung, zu dieſen Malereien und Vergoldungen denke man ſich noch eine Menge hoher Trumeau-Spiegel, die Alles zwanzigfach zurückſtrahlen! Ueberhaupt iſt wohl in ganz Paris kein Kaffeehaus anzutreffen, das nicht zum Ueberfluß mit Spiegeln verſorgt wäre — doch, was rede ich von Kaffeehäuſern! Es giebt hier Spiegel in jedem Kaufladen, und wär' er noch ſo unanſehnlich — Spiegel ſchmücken die Diligencen und Omnibuſſe — Spiegel reflektiren ein halbes Dutzend Mal den Stiefelwichſer, während er unter einem Schilde mit der Ueberſchrift „On cire les bottes“ ſein Geſchäft verrichtet. Paris iſt ſchon an ſich eine der anſehnlichſten Städte Europens; aber mit allen ſeinen Spiegeln iſt es zwanzig Mal größer als die größte Stadt in der Welt. (Schluß folgt.)

*) Der Leſer erwarte in dieſem Artikel keinen Katalog der vornehmſten Kaffeehäuſer von Paris; ſonſt würde das Stillſchweigen, womit der Verfaſſer Café „Vernon“, „Petron“, „Durand“, „Muſard“ und viele andere übergehe, faſt unverzeihlich ſeyn.

Bibliographie.

Actualités sociales. — Von M. L. Boulangé. 7½ Fr.
Allemagne et Italie. Philosophie et poesie. — Von Edgar Quinet. 2 Bde. 15 Fr.
Ethologie de l'armée, ou tableau de son état moral et matériel, et des remedes à y apporter. — Von M. Delacroix.
Histoire de l'Espagne, tableau pittoresque et anecdotique des vicissitudes de la Peninsule, depuis la plus haute antiquité jusqu'a nos jours. — Von Cuilin. 2 Bde 6 Fr.
Mémoires de la Société Linnéenne de Normandie. Vol. VI. 4. 15 Fr.
Le prédestiné, histoire contemporaine. — Von Ed. d'Anglemont. 7½ Fr.
Recueil de documens sur la prise de Constantine. — 15 Fr.
Statu quo de l'Orient. Revue des événemens qui se sont passées en Turquie pendant l'année 1838.
Théorie de la machine à vapeur. — Von F. M. G. v. Pambourg. 7½ Fr.

Mannigfaltiges.

— Italiäniſche Grabſchriften. Es giebt in der Italiäniſchen Literatur einige Erſcheinungen, die ſie auch in unſerer Zeit noch vor anderen Literaturen auszeichnen. Ihre Improviſatoren, wie gewandt auch einige Deutſche und Franzoſen es ihnen nachzumachen wußten, ſtehen doch unübertroffen da. Ihre Sprache, das Produkt eines glücklichen Klimas und das Erbtheil einer klaſſiſch gebildeten antiken Welt, leiht den Italiäniſchen Improviſatoren ein ſo weiches und bildſames Material, wie es die denkenden und dichtenden Sprachen der Nachbarländer noch lange nicht darbieten. Im Volke ſelbſt iſt daher auch mehr poetiſcher Sinn verbreitet, ein poetiſcher Sinn, der ſich auch in öffentlichen Inſchriften, beſonders aber auf Grab-Denkmälern ausſpricht, die bei uns zu Lande, wie in Frankreich und England, oft einen großen Mangel an Takt verrathen und nicht bloß unlapidariſch und unpoetiſch, ſondern zuweilen ſogar komiſch und wider Willen epigrammatiſch ſind. In Italien macht man aus geſammelten Grabſchriften eine poetiſche Lektüre, und Herr Luigi Muzzi hat kürzlich bereits das neunte Hundert einer ſolchen Epitaphien-Sammlung herausgegeben.*) Die nach und nach erſchienenen erſten acht Hundert ſind mehrfach aufgelegt und nachgedruckt worden — ein Beweis, wie gern man ſie als klaſſiſche Vorbilder benutzte. Wir theilen hier aus dem neunten Hundert die Grabſchrift des Komponiſten Bellini mit:

> L'anima soave graziosa di Vincenzo Bellini — Albergò in queste spoglie sue degne — Soli trenta quattr' anni — E dopo iniziata la terra ai concenti del paradiso — Tornò al fonte dell' eterne armonie — Il XXIII di settembre MDCCCXXXV — Seguita da un universale sospiro — O anima carissima — Inebriati costassù nell' altre dolcezze — che ti fu tolto largire ai mortali.**)

Der Grabſchrift des berühmten Mannes laſſen wir hier die eines zweijährigen Kindes folgen:

> Giovannino Albaneri — In due soli anni compiè la sua vita — Nato — Chi puo dir — L'allegrezza della madre sua Teresina? — Morto — Chi può dirne il dolore? — Ella ogni giorno vien qui.***)

*) Delle Iscrizioni di Luigi Muzzi Centuria IX. Bologna, Tipografia delle Muse, 1838.

**) Die weiche anmuthige Seele Vincenzo Bellini's — wohnte in dieſer ihrer würdigen Hülle — nur 34 Jahre — und nachdem ſie die Erde mit den Tönen des Paradieſes bekannt gemacht — kehrte ſie zum Urquell der ewigen Harmonieen zurück — am 23. September 1835 — von der allgemeinen Trauer begleitet. — O, theuere Seele — du berauſcheſt dich nun oben in jenen ſüßen Tönen — die den Sterblichen noch zu ſchenken dir nicht mehr vergönnt war.

***) Giovannino Albaneri — Zwei Jahre nur dauerte ſein Leben. — Als er geboren ward — wer kann ſie ſchildern — die Freude ſeiner Mutter Tereſina? — Als er ſtarb — wer kann ihren Schmerz darſtellen? — Täglich beſucht ſie das Grab ihres Kindes.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 26. Berlin, Freitag den 1. März 1839.

England.

Glasgow.

Kaum war James Watt, der Erfinder der Dampfmaſchine, geſtorben, als Herr Boulton, der bei den meiſten induſtriellen Unternehmungen deſſelben betheiligt geweſen war, eine Verſammlung der bedeutendſten Einwohner von Greenock und Glasgow zuſammenberief und in derſelben den Vorſchlag machte, das Andenken des Mannes, der durch die Entdeckung einer neuen Kraft ſo wunderbare Reſultate hervorgebracht hatte, durch die Errichtung einer Statue zu ehren. Der Vorſchlag wurde einſtimmig angenommen. Von Seiten der Einwohner von Greenock und Glasgow war dieſer Entſchluß der Ausdruck einer ſehr natürlichen Dankbarkeit, denn James Watt hatte durch die Anwendung der Dampfkraft auf die Schifffahrt und die Induſtrie den Wohlſtand beider Städte begründet. Vor ungefähr funfzig Jahren war Glasgow nur eine Provinzialſtadt dritten Ranges, die freilich ſchon ſeit dem Anfange des vergangenen Jahrhunderts in einem gewiſſen Aufſchwunge begriffen war. Der Abſcheu vor dem hergebrachten Schlendrian zeichnet alle Schotten aus. In Edinburg tritt dieſe Eigenthümlichkeit beſonders in den religiöſen und geiſtigen Beziehungen hervor und ruft alljährlich neue religiöſe Sekten ins Leben. Die Bewohner von Glasgow haben dies Beſtreben auf die Induſtrie übertragen; ſie nehmen, ohne ſich lange zu beſinnen und ohne lange Prüfung, jede nützliche Erfindung an, und auch James Watt's neues Verfahren brach ſich hier bald Bahn und gelangte in kurzer Zeit zu einem außerordentlichen Erfolge. Es entſtanden bald neue Fabriken, und auch die Arbeiter, denen man dieſe Neuerung als ihre gefährlichſte Feindin geſchildert hatte, legten bald ihre Vorurtheile ab. Innerhalb funfzig Jahren ſtieg die Bevölkerung Glasgow's in einem nie dageweſenen Verhältniſſe von 40,000 auf 220,000 Menſchen, und Glasgow iſt jetzt nach London die bedeutendſte Stadt des Königreichs.

Die Bevölkerung Glasgow's und der induſtriellen Umgebung der Stadt, zu welcher Paisley, eine Stadt von 60,000 Einwohnern, Renfrew, Dumbarton, Lanark, Port-Glasgow und Greenock hinzugerechnet werden müſſen, beläuft ſich jetzt auf faſt 450,000 Menſchen. Glasgow iſt London in verkleinertem Maßſtabe. Beide Städte haben übrigens manches Uebereinſtimmende. Beide liegen an einem ſchiffbaren Fluſſe, und längs der Ufer deſſelben liegt beſtändig eine dreifache Reihe von Schiffen jeder Größe vor Anker. Die handeltreibenden Theile Glasgow's liegen, wie die City in London, gegen Oſten, die neueren Stadttheile dagegen nach Süden und Weſten zu. Die Clyde hat allerdings nicht die Ausdehnung der Themſe, aber ſie iſt von prächtigen Kais eingefaßt. Dieſe Kais ſind mit mehreren Reihen von Bäumen bepflanzt, und in gewiſſen Abſtänden ſieht man geſchmackvolle Waaren-Magazine. An den Ufern herrſcht beſtändig ein außerordentlich reges Leben, und Matroſen, Kaufleute, Reiſende und Tagelöhner drängen ſich bunt durch einander; Waaren jeder Art werden ein- und ausgeſchifft; fremde Hölzer und Theekiſten, ſeidene Zeuge und die ungeheuren Baumwollen-Ballen, welche aus Nord-Amerika anlangen, treffen mit den Eiſenwaaren, leinenen und wollenen Stoffen, welche verladen werden, zuſammen. Dennoch geſchieht Alles ohne Geräuſch und Unordnung. Die Menſchen ſind ernſt, weil ſie mit Geſchäften überhäuft ſind, und kaum hört man zuweilen den Geſang eines frohgelaunten Matroſen.

Es dürfte indeß intereſſanter ſeyn, zum Urſprunge dieſer Bewegung, zur Quelle dieſer Reichthümer zurückzukehren und die Theile der Stadt zu beſuchen, in welchen ſich die Manufakturen befinden, um in eine der ungeheuren Anſtalten, von welchen jährlich jede ſo viel baumwollenes Zeug verfertigt, daß der größte Theil Schottlands damit bekleidet werden könnte, einzutreten. Man kann ſich eine ſolche als eine ungeheure Feſte des Mittelalters vorſtellen, als ein ungeſchicktes und weitläuftiges Gebäude mit hohen kahlen Mauern, die nur hier und da von kleinen Fenſtern durchbrochen ſind; an den Seiten erheben ſich Thürme von gebrannten Steinen, die an ihrem Fuße zuweilen funfzig Fuß im Durchmeſſer haben und eine Höhe von hundertundfunfzig Fuß erreichen. Dieſe hohen Thürme ſind nichts als Schornſteine, und man findet deren in Glasgow und in der Umgegend einige Hunderte. Die Garniſon dieſer Veſten beſteht aus hundertundfunfzig Unglücklichen, welche nie zur Ruhe kommen; es ſind die Fabrik-Arbeiter. Ein jeder derſelben hat eine beſtimmte Verrichtung. Die Heizer zuerſt leben in unterirdiſchen Räumen, welche man für die Luftlöcher der Hölle halten könnte; die Aufgabe ihres ganzen Lebens iſt, das Feuer in den ungeheuren Oefen beſtändig zu unterhalten. Das Waſſer, deſſen Dämpfe die Hebel der Maſchinen in Bewegung ſetzen, kocht in ungeheuren Keſſeln, und die Maſchiniſten, welche die belebende Seele der Maſchinen zu ſeyn ſcheinen, wandeln zwiſchen denſelben hin und her. Ihnen iſt eine jede Zerſtreuung unterſagt, denn dieſelbe würde lebensgefährlich ſeyn. Die Oefen und die Maſchinen ſind das Herz der Fabrik, von welchem aus das Leben in die übrigen Theile überſtrömt. Der Dampf treibt eine Welle, welche in ſenkrechter Richtung aufſteigt und durch alle zehn Stockwerke läuft; in jedem der zehn Stockwerke greifen Räder in die Zähne der Welle ein und ſetzen die verſchiedenen Maſchinen in Bewegung. Jede derſelben hat eine beſtimmte Verrichtung; die im zehnten Stockwerke ſondert die Baumwolle aus dem Ballen, reinigt ſie und breitet ſie in dünnen Schichten aus; die dünnen und zarten Blätter fallen dann auf die tauſend Zähne der Krämpel-Maſchine im neunten Stockwerk. Dieſe Maſchine hechelt die Baumwolle und zertheilt ſie in Streifen, welche die Maſchine des achten Stockwerkes erfaßt und zu Stricken zuſammendreht; dieſe Stricke werden dann wieder zu Fäden von gleicher Stärke verarbeitet. Die Fäden endlich werden von zahlloſen Spindeln, die durch die Maſchinen der folgenden Stockwerke in Bewegung geſetzt werden, verſponnen. Ein jeder Webeſtuhl löſt wie ein geſchickter und verſtändiger Arbeiter ſeine Aufgabe, ſchleudert das Webeſchiffchen, macht den Einſchlag, drängt die einzelnen Fäden zuſammen und breitet den fertigen Stoff aus. Ein Arbeiter, oft nur ein Kind, beaufſichtigt zehn ſolcher Webeſtühle, von denen jeder täglich 30 Ellen verfertigt. Geräth etwas in Unordnung, ſo rührt der Arbeiter an einer Feder, und es hört augenblicklich jede Bewegung auf.

Jetzt mögen wir die unermeßlichen Säle des benachbarten Gebäudes beſuchen; hier werden die gewebten Zeuge weiter bearbeitet. Die Druckmaſchine kann zwanzig Stücke Zeug, welche über einander ausgebreitet werden, auf einmal färben. In einem anderen Gebäude werden ſodann die bedruckten und gefärbten Stoffe durch eine ſinnreiche Anwendung der Luftpreſſe zuſammengepreßt. Von hier werden ſie dann abgeholt, um nach allen Weltgegenden hin verführt zu werden und um die Deportirten in Botany-Bay, die Neu-Seeländer oder die Neubekehrten auf den Sandwichs-Inſeln zu bekleiden. Der Anſtoß, welchen die Dampfkraft dem ganzen Manufakturweſen gegeben, läßt ſich kaum in Worte faſſen. Sie iſt das Prinzip jeder Bewegung; ſie treibt die Maſchinen, transportirt die Ballen und Pakete, bewegt die Hebel, dreht die Schrauben, und das Alles ohne Verwirrung und mit einer bewundernswürdigen Geſchicklichkeit. Der Dampf, kann man ſagen, iſt die vom Menſchen beherrſchte und geregelte Kraft; er iſt der ſtärkſte und treuſte Diener, ein Sklave, der weder Leidenſchaften, noch Launen, noch Trägheit kennt.

Glasgow zählt zwanzig Baumwollen-Manufakturen oder coton-mills, der ähnlich, die wir beſchrieben haben. Die Zahl der Fabriken, welche leichte Zeuge anfertigen, iſt ebenfalls ſehr beträchtlich. In einigen werden mit Hülfe der Dampfkraft geſtickte Muſſeline gemacht. Uebrigens fabrizirt Glasgow auch Tuch, wollenen Muſſelin, wollene Zeuge und grobe Leinewand.

Im Jahre 1668 kam ein Kaufmann in Glasgow, Patrick Gibſon, auf den Gedanken, ein Schiff mit Häringen zu befrachten und nach Frankreich zu ſenden; daſſelbe brachte Salz und Branntwein zurück. Dies iſt der Urſprung des Handels dieſer Stadt. Damals hatte Glasgow nur ſechs- bis ſiebentauſend Einwohner; aber ſchon damals kannten dieſelben ſehr gut den Werth eines Schillings und wendeten die ganze Betriebſamkeit, welche dem Schottiſchen Charakter eigenthümlich iſt, auf die Anhäufung des Geldes. Nicht allein ſendeten ſie jetzt Schiffe nach den Franzöſiſchen und Spaniſchen Häfen, ſondern einige gingen auch nach Amerika und kehrten mit reichen Ladungen zurück. Der Reichthum der Stadt wuchs nun ſchnell, und in weniger als einem Jahrhunderte ſtieg die Zahl der Bewohner auf das Fünffache. Glasgow, eine niedliche Stadt zweiten Ranges, mit dem beſten

Digitized by Google

Hafen des Königreiches, war eine Handelsſtadt, als James Watt ſie zu einer induſtriellen Stadt erſten Ranges erhob.

Die Geſchichtsſchreiber Glasgow's, welche, wie ſo viele andere, Propheten nach der Zeit geweſen ſind, behaupten übrigens, daß Glasgow von jeher zu einem außerordentlichen Glücke beſtimmt geweſen ſey: „Sehet nur das Wappen der Stadt: ein Baum, ein Vogel und ein Fiſch, ſagt einer, ſind es nicht die Symbole der dreifachen Macht ihrer Bewohner, welche ſie über die Luft, die Erde und das Meer ausüben?“ — Pennant, welcher Glasgow im Jahre 1769 beſuchte, behauptet, dieſelbe ſey die ſchönſte von allen Städten zweiten Ranges, die er je geſehen. Damals beſtand Glasgow nur aus drei Stadtvierteln. Das älteſte iſt High-Street, welches ſich von der Kathedrale zur Trongate niederſenkt. Es war auf dem jähen Abhange eines Hügels erbaut und konnte ſo leichter die Einfälle der Bergbewohner abwehren. Im Jahre 1450, als die Univerſität gegründet wurde, belief ſich die Zahl der Einwohner nicht über 1700 bis 2000, und die Häuſer der Stadt bedeckten kaum den dritten Theil des Hügels, welcher die Kathedrale beherrſcht. Im Jahre 1484 wurde eine Kirche zu Ehren der heiligen Jungfrau errichtet und die Stadt nach einer anderen Richtung hin erweitert; ſpäter breitete ſie ſich in Geſtalt eines Kreuzes aus. Im vergangenen Jahrhundert dehnte ſie ſich ſchneller aus, und der Friede und die Entwaffnung der Hochländer erlaubte den Bewohnern auch in die Ebene hinabzuſteigen. Von jetzt an geſchah der Anbau vorzüglich längs der Ufer der Clyde. Am Ende des vergangenen und am Anfange des jetzigen Jahrhunderts wurde das Wachsthum der Stadt immer gewaltiger; zwei große neue Städte, die eine im Norden, die andere im Weſten ſchloſſen ſich an die alte Stadt an. Die weſtliche Stadt war vorzüglich der Sitz des Handels, und die Kaufleute errichteten hier ihre Comptoire und ihre Manufakturen. Die nördliche Stadt am Abhange mehrerer Hügel war das ariſtokratiſche Viertel, und hier ließen ſich diejenigen, welche ſchon ein Vermögen erworben hatten, die Profeſſoren und der Adel der Umgegend nieder. Auch die großen Kaufleute hatten hier ihre Wohnhäuſer, in denen ſie ſich am Abend von den Anſtrengungen des Geſchäftslebens erholten. Ein Theil der weſtlichen Stadt, welcher dem Fluſſe zunächſt lag, war der Aufenthaltsort der Seeleute, der Hafenbeamten und der Schiffswächter.

Die Altſtadt erhebt ſich amphitheatraliſch auf dem Abhange des Hügels, der öſtlich von der Manufakturſtadt gelegen iſt. Die meiſten dieſer Häuſer, welche in engen Straßen gelegen und um den Gipfel des Hügels zuſammengedrängt ſind, haben hervorſpringende Stockwerke, wie dies auch größtentheils in der Altſtadt von Edinburg der Fall iſt. Einige derſelben haben ein ſehr hohes Alter und ſcheinen ſich nur noch wie durch ein Wunder auf ihrem ſchmalen und gebrechlichen Grunde aufrecht zu erhalten; die Kathedrale, Town-Hall und die Univerſitätsgebäude ragen mit ihren gewaltigen Steinmaſſen über ſie hinweg.

Die Kathedrale iſt außer der des heiligen Magnus von Kirkwall auf den Orkaden die einzige Schottiſche Kirche, welche der allgemeinen Zerſtörung zur Zeit der Reformation entgangen iſt. John Achacus, Biſchof von Glasgow, legte den Grund derſelben, aber er ſah ihre Vollendung nicht. Die verſchiedenen Bauſtyle, die in derſelben hervortreten, beſtätigen dies und thun dar, daß ſie erſt ein und ein halbes Jahrhundert nach dem Beginnen des Baus vollendet wurde. Die unterirdiſchen Grüfte z. B. ſind unzweifelhaft aus der Zeit des Achacus, einer Zeit, in welcher der gothiſche Styl aufkam. Dieſelben ſind 108 Fuß lang, 72 Fuß breit. Vierzig Fenſtern oder Luftlöcher laſſen das Licht in dieſe Räume dringen, welche in drei Galerieen abgetheilt ſind. Längs derſelben ſind 69 Chorſtühle aufgeſtellt, von denen ein jeder 6 bis 8 Perſonen faßt. Dieſer Theil der Kirche heißt barony kirk oder auch der gewölbte Kirchhof. Die niedrigen Bogenwölbungen werden von 60 Pfeilern getragen, die acht Fuß dick, ſechszehn Fuß hoch ſind. Der reine gothiſche Styl iſt hier noch nicht zu ſuchen.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Pariſer Kaffeehäuſer.

(Schluß.)

Im Kaffeehauſe hat der Garçon auf Deinen Ruf „une mi-tasse“ eine ſchneeweiße Taſſe, vier Stücke Zucker und ein petit verre vor Dir niedergeſtellt. Er hat das petit verre hinzugefügt, weil er aus Deinem purpurfarbenen Engliſchen Geſichte den Schluß gezogen, daß Du an Liqueur Geſchmack findeſt. Jetzt erſcheint ein anderer Garçon; in der Rechten hält er eine koloſſale ſilberne Kanne, mit einem Deckel darauf, und in der Linken eine dergleichen ohne Deckel: die eine Kanne enthält Kaffee, die andere aber Sahne. Du weiſeſt die Sahne zurück, und nun ſchenkt Dir der Garçon aus der erſten Kanne eine ſo reichliche Quantität Kaffee, daß die Obertaſſe überfließt und die Untertaſſe um ein Haar gleiches Schickſal hätte. Es iſt kaum noch Raum für die vier Stücke Zucker vorhanden, und doch mußt Du ſie irgendwie hineinfördern, indem ſonſt die konzentrirte Stärke des Kaffee's ihn faſt ungenießbar macht; durch die ſüße Beimiſchung wird er aber das edelſte aller irdiſchen Getränke. Sein flüſſiger Theil ſchmeichelt allen Geſchmacks-Nerven; ſein Geruch erfreut das Geruchs-Organ, und ſelbſt das Auge ergötzt ſich an jener dunkelklaren, Funken ſprühenden Farbe, die den ſilbernen Löffel anmuthig durchſchimmern läßt. Du fühlſt Dich gedrungen, zu bekennen — wär' es auch nur heimlich, daß der Franzöſiſche Kaffee der einzige wahre Kaffee iſt. In wenigen Augenblicken beginnt ſeine Wunderkraft zu wirken; Du fühlſt Dich ſpirituell geſprächig und liebenswürdig.

Der Garçon iſt ein Beau-Idéal in ſeiner Sphäre. Sein Haar iſt ſo ſtark pomadirt, daß es einen Glanz hat wie Ebenholz. Sein Geſicht hat einen balſamiſchen Ausdruck, der Dich bezaubert. Seine Kravatte iſt blendend weiß, ſeine ganze Tournüre zierlich und geſchmeidig. An ſeinem linken Arme hängt eine reinliche Serviette, und eine ſchneeweiße Schürze gürtet ſeine Hüften. Er gleitet in Tanzſchuhen über den Boden, und ſein Tritt iſt dem Ohre kaum vernehmlich. Der Gaſt braucht ſeinen Wunſch kaum laut werden zu laſſen; unſer Garçon lieſt ſchon Alles in ſeinen Zügen.

Jetzt tippſt Du mit einem Fünffranken-Stück auf Deine Taſſe; der Garçon nimmt es Dir mit Grazie aus der Hand, nähert ſich der Dame-du-Comptoir und ſpricht nur die beiden Worte: „huit-cent.“ Die Dame-du-Comptoir —

Und wo kannſt Du eine Dame-du-Comptoir finden, außer in Frankreich? Einige Plumperiane von unſeren Landsleuten geben ihr zuweilen den pausbackigen Namen „Schenktiſch-Jungfer“ (bar-maid). Allein es rollt ein breiter Ocean zwiſchen jener anmuthigen, elegant gekleideten, mit ihrem Scharfblick Alles überſchauenden Gottheit und jenem anderen Geſchöpfe, auf welches der erwähnte abſcheuliche Name paſſen mag, ein Name, der mit Bierflaſchen- und Stallburſchen-Dunſt geſchwängert iſt. Die Franzöſiſche Dame ſitzt königlich hinter ihrem Comptoir. Zwei große ſilberne Vaſen, mit Löffeln darin, ſtehen vor ihr; zu ihrer Rechten gewahrt man verſchiedene zierliche Klärkannen, und zu ihrer Linken wohl zwanzig mit Zucker gefüllte Schalen. Sie hat einen Schellenzug in ihrem Bereiche, um den Garçon zu zitiren, und die Schatzkiſten des Café's ſind vor ihren Blicken weit geöffnet.

Wie lange ſchon die goldenen Zeiten der Chevalerie vorüber ſind, ergiebt ſich nicht bloß aus der traurigen Thatſache, daß kein Schwert aus der Scheide gezogen wurde, um die liebenswürdige Marie Antoinette zu rächen. Reiſe durch ganz Europa, und Du findeſt in jedem Winkel Belege dazu. In München verrichten Weiber das Geſchäft der Preßbengel; in Wien ſieht man das zartere Geſchlecht Mörtel bereiten, Mörteltröge ſchleppen, Keller graben und den Lehm in Schiebkarren fortſchieben; oft iſt ſogar eine Frau in Geſellſchaft eines Mannes, eines Hundes oder Eſels vor eine Karre geſpannt und zieht das Fuhrwerk durch die belebteſten Straßen der Hauptſtadt. In Dresden ſägt und ſpaltet ſie Holz und fördert ungeheure Rollwagen mit Lebensmitteln durch die bloße Kraft ihres Armes ein paar Meilen weit über die Heerſtraße nach der Hauptſtadt.

Aber nichts reicht an die praktiſche Vielſeitigkeit, welche das Weib in Frankreich entwickelt. Eine Frau ſpannt Pferde an die Poſtkutſche; eine Frau verkauft Dir im Theater Dein Billet, und andere Frauen haben die Logen unter ihrer Obhut. In vielen Geſchäfts-Lokalen beſorgt ein Weib das ganze Geſchäft. Willſt Du in einem Holzhofe eine Ladung Holz erhandeln, ſo haſt Du es mit einer Frau zu thun; beabſichtigſt Du eine Reiſe nach dem ſüdlichen Frankreich, ſo empfängſt Du aus den Händen einer Frau Deine Berechtigung zu einem Platze im Coupée. Der größte Gaſthof in Paris ſteht unter der Direction einer Gaſtwirthin. Frauen führen die Ober-Aufſicht in den Leſe-Zimmern, Reſtaurationen, Tabagieen und Café's; ſie unterhalten ſogenannte cabinets inodores auf dem Boulevard Montmartre, verleihen Journale im Palais-Royal u. ſ. w. Hat die Frau ein Amt, das ſeiner Natur nach nicht öffentlich verwaltet werden kann, ſo kannſt Du ſie wenigſtens in funfzig Straßen von Paris lebensgroß auf Leinwand gemalt ſehen, mit der lakoniſchen Ueberſchrift: „An die Mutterſchaft (maternité)! Madame N. N. — Hebamme — 9 Tage, die Niederkunft mit eingeſchloſſen — 30 Franken und darüber.“

Was die Schönheit der Pariſer Geſchäfts-Damen betrifft, ſo hört man alte Veteranen aus den Zeiten des Konſulates und der Kaiſerherrſchaft über dieſen Punkt manchen Seufzer ausſtoßen. Ihrer Verſicherung gemäß, iſt die jetzige Generation alt und häßlich, wenn man ſie mit früheren Generationen vergleicht; und die alten Herren mögen nicht ſo ganz Unrecht haben. Bei den Dames-du-Comtoir in den Café's habe ich oft die vollendetſte Grazie und Liebenswürdigkeit des Benehmens mit der niedrigſten Schönheitsſtufe, ja mit wahrer Häßlichkeit, gepaart gefunden und dieſen Kontraſt — verſteht ſich, ſtillſchweigend — bewundert. Paris kann uns mehr als jeder andere Ort die Ueberzeugung beibringen, daß Schönheit der Formen, wenn es auf Bezauberung des Herzens ankommt, eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielt; daß geiſtige Lebendigkeit, Feinheit und natürliche Anmuth des Benehmens der wahre Magnet ſind, der das Starke zum Zarten, das Zarte zum Starken hinzieht.

Kehren wir nun von dieſer Epiſode an den Schenktiſch zurück. Sobald der Garçon das Fünffranken-Stück mit den lakoniſchen Worten: „huit-cent“ vor der Dame-du-Comptoir niedergelegt hat, ſubtrahirt ſie acht Sous von Hundert. Der Garçon bringt Dir, in Erwartung eines kleinen pour-boire, das übrige eingewechſelte Geld. Spendeſt Du ihm Einen Sous für ſeine Bemühung, ſo macht er nur eine Reverenz; läßt Du zwei Sous auf dem Tiſche, ſo begleitet er den Bückling mit einem „merci, Monsieur!“ Stellſt Du ihm großmüthiger Weiſe drei

Digitized by Google

Sous zur Diſpoſition, ſo öffnet er Dir außerdem noch ehrerbietig die Thür, wenn Du abziehſt — kurz, je mehr Sous, deſto mehr Aufmerkſamkeiten.

Von dem Café begeben wir uns, der bloßen Veränderung wegen, in eine Tabagie (estaminet). Wie ganz anders iſt die Scene, die ſich hier unſeren Blicken enthüllt! Aus dichten Tabaks-Wolken ſchimmern uns Gruppen von Schmauchern und Trinkern entgegen; um ein halbes Dutzend Billardtiſche tummeln ſich Leute in Hemdärmeln, jeder mit einem Queue bewehrt, und Garçon's laufen in die Kreuz und Queer, von denen der Eine ganze Bändel Thonpfeifen, der Andere ein Paar Flaſchen Straßburger Bier und der Dritte Branntwein ſchleppt. In einem Winkel des Zimmers thront die Dame-du-Comptoir, von Tabakspfeifen, Krügen und Flaſchen ohne Zahl umgeben; die Umriſſe ihrer Geſtalt zerfließen in dem blaugrauen Dampfe, der das ganze Lokal erfüllt. Ein Garçon — aber ach, Einer von ganz anderem Kaliber, als die dienſtbaren Genien des Café Veron — tritt hervor und ſtiert Dir ſo emphatiſch ins Geſicht, daß Du Dich gezwungen fühlſt, einen Cigarro und ein Glas Liqueur zu fordern. Hat Dein Ohr nach Ablauf einer halben Stunde an die lärmende Unterhaltung der Gäſte ſich gewöhnt, ſo unterſcheideſt Du allmälig ein halbes Dutzend Sprachen. Die fünf Herren, welche hier um ein Marmor-Tiſchchen ſitzen und Karte ſpielen, ſind Franzoſen. Sie ſchlürfen Kaffee, rauchen aus gewöhnlichen Pfeifen, und ihr Spiel iſt das beliebte Vingt-un. Einige von ihnen tragen die Uniform der Nationalgarde. Jenes olivenbraune Individuum, deſſen kohlſchwarzer Schnurrbart ſich bis an die Ohren zieht, iſt ein Spanier. Die nervigen Arme über der Bruſt verſchränkend, ſchmaucht er ſelbſtgenügſam einen delikaten Cigarro und beobachtet die Spieler mit düſteren Blicken. Ihm gegenüber ſitzt ein bejahrter Herr, der ſich bei einer großen Flaſche Straßburger Bier gütlich thut. Seine rechte Hand erfaßt den vollen Becher, während die Linke den rieſigen Meerſchaumkopf ſeiner kurzen Pfeife unterſtützt, bis er zu heiß wird. Ein wahres Bild des Phlegma's, ſitzt er da mit vorquellenden, gläſernen Augen und ſieht in abſoluter Gedankenloſigkeit den Wolken nach, die er vor ſich hinpufft — er iſt ſonder Zweifel ein Deutſcher. Die plappernden und geſtikulirenden Spieler am dritten Billard-Tiſche erkennſt Du an ihrer Sprache für Italiäner. Der benachbarte Billard-Tiſch iſt von Franzoſen okkupirt; in ihrer Mitte befindet ſich Eugène, der gefeiertſte Queue-Virtuoſe in ganz Paris.

Wer nur irgend an dieſem eleganten Spiele Geſchmack findet, dem muß es eine wahre Augenweide ſeyn, Herrn Eugène das Queue manipuliren zu ſehen. Wenn die elaſtiſche Spitze, von ſeiner Hand gerichtet, die Kugel begrüßt, ſo entſteht ein halb muſikaliſcher Ton! Wie verwickelt ſind ſeine Combinationen, und wie ſchnell ſind ſie konzipirt! Er iſt unwiderſprechlich ein Genie in dieſer Sphäre; ſeine Eingebungen ſind ihm ſelbſt räthſelhaft, und er will keinen Ruhm davon haben. Gewöhnlich ſpielt er das Franzöſiſche Dreikugel-Spiel. Du meinſt, die Stellung dieſer Kugeln biete unauflösliche Schwierigkeiten: Eugène wirft kaum einen Blick über den Tiſch, und ſogleich zuckt der elektriſche Funke ſeines Gedankens durch das Queue; die Spitze des Inſtrumentes begrüßt die weiße Kugel; dieſe ſtößt an die rothe, wirbelt ſich (ſpinnt) einen Augenblick, wendet ſich dann plötzlich, eine wunderbare Kurve beſchreibend, zur Linken und tippt anmuthig an die blaue Kugel. Die rothe Kugel iſt in die Mitte doublirt worden. Alle Zuſchauer brechen in ſtürmiſchen Beifall aus, aber Eugène hört dieſen Beifall kaum. Was in den Augen Anderer ein Mirakel iſt, das iſt bei ihm die einfachſte geiſtige Combination. Er hat die Kugeln überdies in der möglichſt beſten Stellung gelaſſen. Er läßt ſie faſt immer in ſolcher Stellung, und ſchon darum iſt er ein ſehr gefährlicher Mitbewerber, wenn die Reihe an ihn kommt. Keine Richtung, die ſeine Kugeln einſchlagen, hat für ihn etwas Ueberraſchendes; er ſieht Alles im Geiſte voraus. Der Gedanke, im Glück zu ſeyn, iſt eine Abſtraction, von der er kaum eine Ahnung hat. Seine Auslage beim Stoßen und überhaupt alle ſeine Bewegungen um den Billard-Tiſch ſuchen ihres Gleichen.

Erſt an dem Abende, als ich Eugène ſpielen ſah, erhielt ich eine würdige Vorſtellung vom Billard; damals erſt kam mir zum Bewußtſeyn, daß dieſes Spiel, um mit Virtuoſität geſpielt zu werden, keine geringere Concentration der geiſtigen Kräfte erfordert, als das Schach, und daß Stöße auf's Ungefähr in dem einen eben ſo verächtlich ſeyn ſollten, wie Züge auf's Ungefähr in dem anderen. (Bentley's Miscellany.)

Die Königl. Kapelle und Kammermuſik unter Ludwig XIV.

Wenn man den Zuſtand der Muſik gegen Ende des funfzehnten und während des ſechzehnten Jahrhunderts betrachtet und alsdann damit vergleicht, was aus ihr unter der Regierung Ludwig's XIII., Ludwig's XIV., der Regentſchaft und Ludwig's XV. wurde, ſo muß man über das Mißverhältniß erſtaunen, welches zwiſchen der ſchönen Blüthe dieſer Kunſt in ihrer früheſten Zeit und den geringen ſpäteren Fortſchritten derſelben in Frankreich obwaltet. Die Muſiker, welche zur Kapelle Ludwig's XI., zu der des Herzogs von Burgund, Karl's des Kühnen, Ludwig's XII., Franz I. und ihrer Nachfolger bis auf Karl IX. gehörten, ſtanden den Niederländiſchen Meiſtern in keiner Hinſicht nach und waren ſelbſt ausgezeichneter als die Italiäner; aber ſeit der Pariſer Bluthochzeit, bei welcher der letzte große Muſiker der damaligen Zeit, Claude Goudirmel, umkam, verfiel dieſe Kunſt in Frankreich immer mehr und ging zuletzt beinahe ganz unter, bis ſie endlich wieder durch Lully in neuer Geſtalt belebt wurde. Wenn nun auch in jenen früheſten Zeiten einige Franzöſiſche Künſtler ſich mit Erfolg in der Compoſition verſuchten, ſo blieb doch die Ausführung der Muſik ſtets weit zurück und war bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts meiſtentheils ſehr mangelhaft. Wenn man nach den Urſachen forſcht, die jenes Zurückſtehen der Franzöſiſchen Muſiker gegen die der anderen Europäiſchen Nationen verſchuldeten, ſo muß man es eigentlich der Regierung zur Laſt legen, die ſich immer zu viel in Alles miſchte, was die Künſte und beſonders die Muſik betraf. Statt den Künſtlern die Freiheit zu geſtatten, welche zu ihrem Aufſchwunge ganz unerläßlich iſt, wurden ſie durch eine Unmaſſe von Anordnungen, Befehlen und kleinlichen durch die Zeit geheiligten Gebräuchen ſo in Abhängigkeit und Zwang gehalten, daß ihre natürlichen Anlagen und Talente ſich unmöglich kräftig entwickeln konnten. Es wird nicht unintereſſant ſeyn, wenn wir einiges hierauf Bezügliche näher erläutern.

Auf die Freiheit, welche die Troubadoure des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts genoſſen, folgte im vierzehnten ein wunderlicher Zuſtand der Dinge, der faſt vierhundert Jahre hindurch jede Anſtrengung der Muſiker, in der bürgerlichen Geſellſchaft einen ehrenvollen Platz zu behaupten, ganz vereitelte. Es war dies die Vereinigung der Stadtpfeifer des heiligen Julian mit den ihnen zugeſtandenen Vorrechten. Im Jahre 1330 vereinigten ſich mehrere Pariſer Minſtrels, Muſikanten, die zum Tanz aufſpielten, Sänger und Gaukler, zu einer Körperſchaft, wählten den heiligen Julian und den heiligen Geneſt zu ihren Schutzpatronen und gründeten ein Hospital für arme Muſiker. Durch eine ſolche Vereinigung wollten ſie ſich gegen jeden Gewaltſtreich und gegen die üble Behandlung ſchützen, welche ſie damals, wo ſie allgemein verachtet waren, beſonders von den Kriegern und Rechtsgelehrten zu erdulden hatten. Die Akten dieſer neuen Brüderſchaft wurden den 23. November 1338 im Chatelet einregiſtrirt, und ſie erhielt den Namen Meneſtrandie; da ſich aber eine Menge von Poſſenreißern und verächtlichem Geſindel unter derſelben befand, ſo ſagten ſich die Muſiker wieder los und ſetzten im Jahre 1397 neue Geſetze für ſich auf, die auch durch ein Dekret Karl's VI. vom 24. April 1407 beſtätigt wurden. Dieſe Inſtitution war in ihrem Urſprunge und für den Augenblick ihrer Entſtehung ganz vortrefflich, ſpäter aber, wo ſie nicht mehr für die Zeit paßte, hemmte ſie nur die muſikaliſchen Fortſchritte. Wie alle Körperſchaften, hatte auch ſie einen Altmeiſter, unter welchem jeder zum Handwerk Gehörige ſtand. Die Stadtpfeifer und die Tanzlehrer waren dem Könige der Violinen, ſo wurde ihr Oberhaupt genannt, völlig unterthan, und ſie mußten ihm ſogar eine Abgabe für die Ausübung ihrer Kunſt entrichten. Dieſer despotiſche König nun wollte ſeine Herrſchaft auch über die Orgelſpieler und Komponiſten ausdehnen; dieſe ſträubten ſich aber dagegen und führten faſt ein halbes Jahrhundert hindurch mit ihm Prozeſſe. Zuletzt gelang es ihnen wirklich, ihre Unabhängigkeit zu behaupten; aber die Violiniſten und die Bläſer mußten ſich unterwerfen.

Ludwig XIV., der den König der Stadtpfeifer in ſeiner Würde beſtätigte, ordnete in den Statuten vom Monat Oktober 1658 von neuem die damit verbundenen Rechte und Einkünfte; ſelbſt die Muſiker ſeiner Kapelle waren dieſer ſeltſamen Oberherrſchaft unterworfen. Ludwig XIV. beſchränkte ſich aber nicht darauf, die Muſik-Angelegenheiten im Allgemeinen feſtzuſetzen, er ging ſelbſt auf die geringſten Kleinigkeiten ein, die ſich auf die Einrichtung ſeiner Kapelle, ſeiner Kammer- und Stallmuſik bezogen; wir wollen einige ſeiner ſonderbaren Anordnungen hier anführen.

Der Komponiſt, der damit beauftragt war, die Meſſen, Motetten, Veſpern, Tedeums und dergleichen zu ſchreiben und ihre Aufführung zu leiten, führte in Frankreich nicht, wie ſonſt überall, den Titel Kapellmeiſter; ſondern der Erzbiſchof von Rheims war Kapellmeiſter Ludwig's XIV.; er bezog dafür ein Gehalt von 1200 Livres, die ihm von den Schatzmeiſtern des Königlichen Haushaltes ausgezahlt wurden, und 3000 Livres Tafelgelder für ſeinen Aufenthalt am Hofe. Ihm waren ſowohl die Geiſtlichen der Kapelle, wie die dabei angeſtellten Muſiker und zwei Muſikmeiſter untergeordnet, die abwechſelnd jeder ein Semeſter hindurch den Takt ſchlugen; 1684 wurden, ſtatt zwei, vier ſolcher Taktſchläger angeſtellt, ſo daß nun jeder nur immer ein Vierteljahr den Dienſt hatte; ſie bezogen jährlich 900 Livres Gehalt. Der Muſikmeiſter hatte ganz ceremoniös, von einem Amtsdiener begleitet, ſich zum Kapellmeiſter zu begeben und die Erlaubniß zum Stimmen der Inſtrumente nachzuſuchen, womit man ſtets lange vor dem Eintritt des Königs in die Kapelle fertig ſeyn mußte. In den letzten Jahren ſeines Lebens ließ Ludwig XIV. die Meſſe oft früher, als gebräuchlich, anbefehlen; dann pflegte die Erlaubniß zum Stimmen verweigert zu werden, und der König mußte ſich mit einer Muſik begnügen, die ſelbſt die härteſten Ohren zerriſſen hätte. Frauen durften in der Kapelle des Königs nicht ſingen; da aber Sopranſtimmen durchaus nöthig waren, ſo wurden ſechs Pagen für die Muſik angeſtellt; ſechs Oberſtimmen reichten indeß zur Ausführung eines guten Geſanges auch noch nicht hin; es wurden daher noch einige Kaſtraten aus Italien dazu verſchrieben.

Die Chöre des Königs waren meiſtentheils fünfſtimmig; der Tenor zerfiel in hohe Tenore und Barytone; die Stimmlage, welche man jetzt unter dem letzteren Namen begreift, hieß damals

Digitized by Google

Baſſo-cantante; die Zahl der erſten Tenore belief ſich auf 18, die der zweiten auf 21. Das Orcheſter, welches die Chöre begleitete, war nur ſehr dünn beſetzt; es beſtand aus vier Diskant-Violinen, drei Bratſchen, welche die begleitende Stimme hatten, zwei Deutſchen Flöten, zwei Violoncellen, einem Contre-Baß, zwei Fagotten und einem Baß-Krummhorn. Man wird lächeln über dieſe Zuſammenſtellung, aber ſie war doch ſchon ein Fortſchritt. Man hat noch die Partitur einer von Monteverde im Jahre 1607 komponirten Oper „Orpheus“, dem erſten Werke dieſer Art, das in Frankreich erſchien. Die Geſangsbegleitung darin iſt in der That ſehr ſonderbar. Zwei Klaviere ſpielten die Ritornelle des von der perſonifizirten Muſik geſungenen Prologes; den Geſang des Orpheus begleiteten zwei Bäſſe, den der Eurydice aber zehn Bratſchen. Ein Nymphenchor wurde von der Doppelharfe accompagnirt. Ein Ritornell von zwei Franzöſiſchen Violinen kündigte die Hoffnung an; den Geſang des Charon begleiteten zwei Guitarren, den der Höllengeiſter zwei Orgeln, den Apollo's ein kleines Regal, welches etwas Aehnlichkeit mit unſerer Harmonika hatte, und bei dem Schlußchor der Schäfer endlich waren eine Vogelflöte, zwei kleine Hörner, ein Klarinet und zwei Klappentrompeten benutzt. Das Sonderbarſte bei dieſer Inſtrumentirung iſt noch, daß alle die angeführten Inſtrumente immer nur abwechſelnd und nie zuſammen ſpielten; und doch entzückte die Muſik des Orpheus alle Hörer.

Ein Sänger der Kapelle erhielt damals 600 und ein Muſiker 300 Livres. An gewiſſen hohen Feſttagen reichte man denſelben Brod, Wein und Fleiſch; dadurch wurde ihnen die Ehre zu Theil, Tiſchgenoſſen des Königs zu ſeyn, und dieſes verſchaffte ihnen wieder das ſeltſame Vorrecht, nicht Schulden halber verfolgt werden zu können.

Die Kammermuſik des Königs war nicht minder wunderlich eingerichtet, als die der Kapelle. Zwei Oberaufſeher waren dabei angeſtellt, welche die Stimmen und die Inſtrumente beaufſichtigen mußten, damit dem Könige auch gute Muſik vorgeſpielt würde; Alles, was man demſelben vortrug, wurde erſt bei ihnen probirt; die ausgezeichnetſten dieſer Oberaufſeher waren Lalande und Michel Lambert, der Schwiegervater Lully's; die Compoſitionen des Erſteren entzückten Ludwig XIV. ganz beſonders. Drei Pagen ſangen die Oberſtimmen bei der Kammermuſik, der Alt fiel aus, dafür waren aber drei hohe und zwei tiefe Tenore dabei, und zwei Baſſi-cantanti bildeten die Grundlage. Ein Klavier, eine kleine Laute, eine Bratſche und eine Theorbe begleiteten den Geſang. Außerdem beſtand die Inſtrumental-Muſik der Kammer aus vier kleinen Violinen und vier Violoncellen, wovon drei von jungen Mädchen geſpielt wurden. Neben dem kleinen Kammer-Orcheſter gab es noch ein großes Muſik-Corps, das aus 80 Violinen beſtand, welche bei der Mittagstafel des Königs, bei den Balletten, dem Schauſpiel, der Oper und anderen Feſtlichkeiten ſpielten. Lully, ehemaliger Küchenjunge der Mademoiſelle von Montpenſier, der ſich durch ſeine Fähigkeiten ſo auszeichnete, daß er aus ſeinem niedrigen Stande zum Secretair des Königs emporſtieg, und der beinahe ein Jahrhundert lang durch ſeine Compoſitionen die Franzöſiſchen Opern-Liebhaber entzückte, ſchlug Ludwig XIV. die Bildung eines neuen, zwar kleineren, aber aus beſſeren Muſikern beſtehenden Orcheſters vor. Sein Vorſchlag wurde beifällig aufgenommen, und Lully, der in kurzer Zeit ſelbſt ein tüchtiger Violinſpieler geworden war, bildete ſich ſelbſt Schüler, aus denen er das kleine Violiniſten-Corps des Königs zuſammenſetzte, welches denſelben auf allen ſeinen Reiſen begleitete und bei beſonderen Garten- oder Waſſer-Luſtbarkeiten des Königlichen Hauſes ſpielte. Die Kammermuſiker des Königs genoſſen auch das Vorrecht, mit bedecktem Haupte vor allen Franzöſiſchen und fremden Prinzen, ſobald dieſe ſich bedeckt hatten, ſpielen zu dürfen; dieſe Freiheit machte die Muſiker ſehr ſtolz und mißfiel den Prinzen ſo, daß ſie darüber beim Könige Beſchwerde führten, ſo daß das Privilegium abgeſchafft wurde. Bei den Feſten, die man auf dem Waſſer veranſtaltete, war aber Ludwig immer ſo beſorgt für die Sänger, daß er ihnen vor dem Beginn der Muſik gewöhnlich zurief, ſie möchten mit bedecktem Haupte ſingen. Ein anderes Privilegium der Kammermuſiker beſtand darin, daß ſie ohne Patent und Corporations-Abgaben in jeder Stadt Frankreichs, eben ſo wie die Hofbarbiere, einen Laden eröffnen konnten; für ſich ſelbſt machten ſie aber ſelten davon Gebrauch und verkauften vielmehr dieſes Vorrecht für hundert Thaler an Andere.

Die Waffenfeſte, Turniere und Karuſſelle, welche unter der Regierung Heinrich's IV. aufkamen, und die bei der Thronbeſteigung Ludwig's XIV. vorzüglich glänzend waren, hatten die Einrichtung eines beſonderen Muſik-Corps veranlaßt, das zum Marſtall des Königs gehörte. Dieſes Corps beſtand aus zwölf Diskant-Oboen, zwei Contrebaß-Oboen, zwei Tenor- und Baß-Inſtrumenten derſelben Art, zwei Diskant-Hörnern, einem Alt-, einem Tenor- und einem Baß-Krummhorn, zwei Trummſcheiten, zwei Trompeten und zwei Paar Pauken.

Ungeachtet dieſe gothiſche Zuſammenſtellung von Inſtrumenten mehr geeignet war, die Ohren zu zerreißen, als ſie zu entzücken, und obgleich die Turniere und Karuſſelle ſchon lange vor dem Ende der Regierung Ludwig's XIV. aus der Mode kamen, ſo beſtand die Muſik des Königlichen Marſtalles doch noch bis zum Jahre 1785. Dadurch, daß dieſer König ſeinen Muſikern viel Privilegien und Rechte bewilligte, glaubte er die Fortſchritte der Muſik in Frankreich zu befördern; aber der Erfolg entſprach nicht ſeiner Erwartung, weil die Aemter leider käuflich waren. Eine Anſtellung als Sänger, Violiniſt, Hoboiſt oder Kapellmeiſter konnte, wie jedes andere Amt, erkauft werden; der Reichſte trug folglich den Sieg über den Geſchickteſten davon, und diejenigen, für welche nur Jugend und Talent ſprachen, wurden des vergeblichen Petitionirens müde. Die Stellen waren Eigenthum ihrer Inhaber, aber Penſionen wurden nur bedeutenden Muſikern bewilligt. Mit dem Jahre 1760 jedoch erreichten alle dieſe Uebelſtände ihre Endſchaft. Ein Edikt vom Auguſt deſſelben Jahres vereinigte die verſchiedenen Muſik-Corps der Kapelle, der Kammer und des Marſtalles zu einem einzigen, deſſen Mitglieder man von nun an mit mehr Sorgfalt auswählte; alle unnütze und überflüſſige Aemter, namentlich das des bisherigen Kapellmeiſters, wurden aufgehoben und die Auswahl der Sänger und Muſiker fortan den Hof-Komponiſten übertragen; doch zahlte man den Verabſchiedeten, ſo wie ihren Wittwen, Penſionen aus. Von dieſem Zeitpunkte an vervollkommnete ſich die Ausführung der Muſik in Paris, und der Ruhm des Franzöſiſchen Konſervatoriums wurde allmälig vorbereitet. (France musicale.)

Mannigfaltiges.

— Talma in Dresden. Es hat ſich ein Brief des großen Helden der Franzöſiſchen Schaubühne aufgefunden, der aus Dresden vom 3. Juli 1813 datirt iſt und in ſeiner erſten Hälfte auch für Deutſche Leſer nicht unintereſſant ſeyn dürfte. Talma ſchreibt darin an ſeinen Schwager Ducis: „Lieber Freund! Zwanzig Tage bin ich nun hier und habe erſt zweimal geſpielt, in „Oedip“ und „Semiramis“; morgen trete ich zum drittenmal in „Andromache“ auf. Der Vorſtellung des „Oedip“ wohnte der Kaiſer bei, und er war ſehr zufrieden damit; gleich darauf reiſte er nach Mainz ab, von wo man ihn heute oder morgen zurück erwartet. Das Franzöſiſche Schauſpiel hat aber während ſeiner Abweſenheit keine Ferien gehabt, denn man ſpielte vor Sr. Majeſtät dem Könige von Sachſen. Wir theilen unſere Bühne mit den Italiänern und Deutſchen und wechſeln uns die Woche hindurch unter einander ab; daher kömmt es, daß ich ſo wenig aufgetreten bin. Alles langweilt ſich hier zum Sterben. Der Aufenthalt in dieſer Stadt iſt höchſt traurig, ſo viel Menſchen auch hier verſammelt ſind. Unſer Theater-Perſonal logirt in drei verſchiedenen Häuſern; ich wohne in der luſtigſten Geſellſchaft, denn Baptiſte der Jüngere und Michot ſind meine Hausgenoſſen, und ſie haben von früh bis Abend nichts als tolles Zeug im Kopfe. Ich kann alſo wohl ſagen, daß mir die Zeit noch mir am leidlichſten vergeht.“ Der zweite Theil des Briefes bezieht ſich auf eine Rivalität zwiſchen den Schauſpielerinnen Georges und Duchesnois, die Talma zu ſchlichten bemüht iſt, indem er meint, daß beide ganz gut neben einander ihren Platz behaupten könnten, wenn ſich nur nicht Parteien im Publikum und in den Journalen bilden und mit Gewalt zwiſchen ihnen Eiferſucht und Zwieſpalt anſtiften wollten. Fiat applicatio!

— Deutſche Lieder in Paris. Schon ſeit längerer Zeit hat ſich einer unſerer gemüthreichſten Lieder-Komponiſten, der verſtorbene Franz Schubert, großer Anerkennung unter den Franzoſen zu erfreuen, was er ſeinem Freunde, dem genialen Pianiſten Liſzt, verdankt, der ſich einige der Schubertſchen Lieder, namentlich den „Erlkönig“, für ſein Inſtrument allein einrichtete und durch die wunderbar poetiſche Weiſe, wie er dieſelben vortragen ſoll, die Aufmerkſamkeit auch auf die Compoſitionen ſelbſt hinlenkte. In der erſten Pariſer Ausgabe war man aber unbarmherzig damit umgegangen, indem man ihnen einen ganz anderen Text unterlegte, ohne ſich im mindeſten an die Gedichte der Deutſchen Lyriker zu kehren, die den Komponiſten zu ſo ſinnigen Tonſchöpfungen begeiſtert hatten. So war zum Beiſpiel der Cyklus von Göthe's Liedern über die Müllerin auseinandergeriſſen und jedem einzelnen Liede ein anderer Gegenſtand untergeſchoben. Jetzt hat ſich nun in Emile Deschamps ein Ueberſetzer der Original-Gedichte gefunden und Schubert's Compoſitionen in einer neuen Ausgabe derſelben für jene Entweihung gerächt. Wenn die Uebertragung nicht immer gelungen iſt, ſo darf man dies wohl einigermaßen entſchuldigen, indem man bedenkt, wie ſchwer es ſeyn muß, die Gedrängtheit der Deutſchen Lyrik, den konkreten Ausdruck unſerer poetiſchen Sprache in dem zerlegenden und paraphraſirenden Franzöſiſchen Idiom wiederzugeben. Die erſte Lieferung der Schubertſchen Geſänge enthält: Gretchen am Spinnrad, den Erlkönig, die Roſe, das Ave Maria, die Poſt und die Serenade. Am wenigſten iſt dem Ueberſetzer von Shakeſpeare's „Romeo und Julia“ und „Macbeth“, Schiller's „Glocke“ und Göthe's „Braut von Korinth“ die unnachahmliche Ballade „der Erlkönig“ geglückt; der darüber ausgebreitete Hauch der Naturpoeſie iſt ganz verloren gegangen. Als Probe geben wir eine Stelle aus Gretchens Liede:

Seiner Rede	Son parler qui semble
Zauberfluß,	Vous caresser;
Sein Händedruck	Sa main qui tremble,
Und ach ſein Kuß!	Et son baiser!
Meine Ruh' iſt hin,	De mon coeur a fui la paix;
Ich finde ſie nimmer und nimmermehr.	Elle n'y reviendra jamais.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 28. Berlin, Mittwoch den 6. März 1839.

Frankreich.

St. Marc Girardin, über das polytechniſche Inſtitut zu Wien.*)

Der Stifter und Direktor der polytechniſchen Anſtalt zu Wien iſt Prechtl. Er hat den größten Antheil an dem Gedeihen dieſer Anſtalt, denn wie zweckmäßig ſich auch eine neue Einrichtung erweiſen möge, ſo iſt doch damit nicht immer ſchon Alles gethan, ſondern es gehört auch ein Mann dazu, welcher alle ſeine Kräfte daran ſetzt und aus dem Erfolge der Anſtalt eine Hauptaufgabe ſeines Lebens macht. Das hat Prechtl gethan. Ein Mann, wie er, hätte freilich überall Anerkennung gefunden; in Oeſterreich iſt ſie ihm aber auf eine ausgezeichnetere Weiſe zu Theil geworden. Prechtl iſt eine Feuerſeele, ein ſpekulativer Geiſt, der in dem polytechniſchen Inſtitut etwas Anderes als eine bloße Lehr-Anſtalt der Chemie oder Phyſik ſieht. Ihm iſt ſie ein Mittel, ſeinem Vaterlande einen neuen Aufſchwung zu verleihen. Die Wiſſenſchaft wirkt auf die Erweiterung und Vervollkommnung der Induſtrie, und der Fortſchritt der Induſtrie wird für Oeſterreich von der höchſten Bedeutung ſeyn. Demzufolge befindet ſich im polytechniſchen Inſtitut außer der Schule auch ein Konſervatorium der Künſte und Handwerke, nebſt chemiſchen, phyſiſchen und mechaniſchen Kabinetten. Jährlich findet eine Ausſtellung der Erzeugniſſe der National-Induſtrie ſtatt. Das polytechniſche Inſtitut hat die Aufgabe, auf die Hebung und Verbeſſerung der National-Induſtrie zu wirken. Es vertheilt Preiſe für nützliche Erfindungen, giebt Rathſchläge und reicht der Verwaltungs-Behörde Berichte ein.

Das polytechniſche Inſtitut iſt oder vielmehr könnte eine wiſſenſchaftliche, kommerzielle und adminiſtrative Macht ſeyn, welche die Functionen der Akademie der Wiſſenſchaften, des Handels-Miniſteriums und der Handels-Kammern in Frankreich vereinigen würde. Wollte der Ausſchuß der Profeſſoren alle Jahre eine gewiſſe Anzahl Kaufleute aus den verſchiedenen Theilen der Monarchie zu ſeinen Berathungen hinzuziehen, ſo würde dadurch die Induſtrie gewiſſermaßen unter einer Art von Handels-Miniſterium repräſentirt werden. Indeſſen dürften dieſe Entwürfe, von denen es dahingeſtellt bleiben mag, ob ſie den Anſichten Prechtl's entſprechen, wohl ſchwerlich die Beiſtimmung der Regierung erhalten, und das polytechniſche Inſtitut iſt bis jetzt eine Handels- und Induſtrie-Schule geblieben, welche allerdings auf den Aufſchwung der Induſtrie in Oeſterreich einen großen Einfluß gehabt hat. In Italien können heutzutage die Oeſterreichiſchen Fabriken ſchon mit den Engliſchen und Franzöſiſchen die Konkurrenz aushalten. Oeſterreich hat nicht minder wie England und Frankreich alle neuere Entdeckungen der Wiſſenſchaft ausgebeutet, und bereits ſeit dem Oktober 1816 werden die Werkſtätten des polytechniſchen Inſtituts mit Gas erleuchtet. Auf dem Kontinente war dies der erſte derartige Verſuch.

Prechtl reichte ſchon im Jahre 1810 den Plan zur Errichtung des polytechniſchen Inſtituts ein, aber die Kriege verzögerten die Ausführung, und erſt im Jahre 1815 ging die Regierung ernſtlicher auf dieſen Gedanken ein. Im Auguſt 1815 berief der Kaiſer von Oeſterreich während ſeines Aufenthalts in Paris Prechtl dahin, um die dort vorhandenen Anſtalten zu beſichtigen. Der Kaiſer ſtellte eine anſehnliche Summe zu ſeiner Verfügung, welche zum Ankauf phyſikaliſcher und chemiſcher Apparate ſo wie auch werthvoller Bücher verwendet wurde. Am 14. Oktober 1816 legte der Kaiſer in eigener Perſon den Grundſtein des Haupt-Gebäudes der polytechniſchen Schule. Eine Pergament-Rolle, welche der Kaiſer ſelbſt unterzeichnet hatte und die in den Grundſtein eingeſchloſſen wurde, enthielt folgende Worte: „Zum Zeugniß Meines Strebens, die Wiſſenſchaft unter allen Ständen der Geſellſchaft in Oeſterreich zu verbreiten, ſo wie des lebhaften Antheils, den Ich an dem praktiſchen Unterricht Meiner getreuen und vielgeliebten Bürgerſchaft nehme, habe Ich mit Meiner Hand den Grundſtein dieſes Gebäudes gelegt und vermauert am 14. Oktober 1816."

Die Statuten des Inſtituts entſprechen den Abſichten des Monarchen. Die ganze Einrichtung iſt ſo getroffen, daß die Zöglinge in dem ſpeziellen Fache, welches ſie erwählt haben, den nöthigen Unterricht erhalten. Spezielles Eingehen auf jede Materie und praktiſcher Sinn ſind die beiden Hauptgrundſätze, welche hier in Anwendung gebracht werden. Die Anſtalt hat drei Abtheilungen: eine Induſtrie-Schule; ein Konſervatorium der Künſte und Handwerke; eine Geſellſchaft zur Beförderung der National-Induſtrie. Prechtl hatte die Errichtung einer großen induſtriellen Univerſität im Sinne; dieſelbe ſollte allmälig den Kreis ihres Unterrichts erweitern. Das Grundgeſetz aller Deutſcher Univerſitäten, die Lernfreiheit, kam auch dem Inſtitute zu Statten und erwies ſich in Wien nicht weniger wirkſam, als im übrigen Deutſchland. Das Eigenthümliche der Deutſchen Univerſitäten iſt, daß jeder Student die Vorleſungen beſucht, welche ihm anſtehen. Daſſelbe findet im polytechniſchen Inſtitut zu Wien ſtatt, und die Zöglinge ſind hier nicht, wie die des Pariſer polytechniſchen Inſtituts, gezwungen, alle Vorleſungen zu beſuchen. Die Pariſer polytechniſche Schule beruht nicht auf dem Prinzip der Lernfreiheit, ſondern auf einem ganz entgegengeſetzten. Hier werden alle Zöglinge derſelben Regel unterworfen, an alle derſelbe Maßſtab gelegt. Der Eine ſoll daſſelbe wie der Andere lernen, und auf die verſchiedenen Anlagen, Fähigkeiten, überhaupt auf die Individualität, wird gar keine Rückſicht genommen. In dem polytechniſchen Inſtitut zu Wien, welches keine Kaſerne mit einer beſtimmten Anzahl von Studirenden iſt, beſuchen die Zöglinge von ihrem Eintritt an unter den verſchiedenen Vorleſungen diejenigen, welche ihrem künftigen Berufe am angemeſſenſten ſind; und da die einzelnen Gewerbe und Handelszweige von ſehr verſchiedener Beſchaffenheit ſind und einen größeren oder geringeren Grad von wiſſenſchaftlicher Bildung erfordern, ſo können die Zöglinge einer Abtheilung auch eine oder mehrere Vorleſungen einer anderen Abtheilung beſuchen, je nachdem es ihnen angemeſſen ſcheint.

Wenn das polytechniſche Inſtitut nur eine Schule wäre, ſo würde es hinreichend ſeyn, eine Ueberſicht der Vorleſungen zu geben. Daſſelbe hat indeß noch eine andere Seite, die hervorgehoben werden muß; es iſt eine öffentliche Anſtalt, und dieſer Geſichtspunkt iſt ungleich wichtiger. Gewiß iſt es vom höchſten Intereſſe, hier eine Unterrichts-Anſtalt zu finden, die manche Formen der Oeffentlichkeit in ſich aufgenommen, mit einem Worte, eine Schule, welche, im Vertrauen auf die künftige Entwickelung des Gewerbfleißes, den Beginn einer Vertretung des Handels innerhalb der Regierung ſelbſt gemacht hat. Daß Prechtl Alles, was wir ihm hier unterlegen, wirklich bezweckt hat, läßt ſich natürlich nicht beweiſen, indeß ſcheint er doch dieſen Gedanken gehegt zu haben; aber der Gedanke hat noch nicht ſeine ganze Verwirklichung, und bis jetzt ſind nur Entwürfe, Ideen, Keime vorhanden. Das polytechniſche Inſtitut iſt eine induſtrielle Schule, weiter nichts, aber in den Statuten, die von der Regierung genehmigt worden ſind, liegt auch eine ganz andere Ausſicht.

Wenn die Zöglinge ihre Studien beendet haben, ſo ſtellt ihnen das Inſtitut ein Zeugniß aus. Dieſes Zeugniß des polytechniſchen Inſtituts iſt, den Statuten zufolge, eine Empfehlung für diejenigen, die ſich um Aemter bewerben, für welche die im Inſtitut gelehrten Kenntniſſe erfordert werden.

Das polytechniſche Inſtitut bildet für alle auf die Künſte und Gewerbe bezüglichen Gegenſtände einen Theil der Staats-Behörde. Wenn die Beamten einer Entſcheidung über Gegenſtände der Induſtrie bedürfen, ſo müſſen ſie dieſelben beim Inſtitut einholen. Will die Regierung eine Entdeckung des Auslandes prüfen laſſen, ſo wird ein Mitglied des Inſtituts damit beauftragt. Den Statuten zufolge, iſt das Inſtitut alſo ein berathender Ausſchuß, welcher die Verwaltung mit ſeinem Rathe und ſeinen Einſichten unterſtützen ſoll, und deſſen Mitglieder, ſo zu ſagen, als missi dominici in die Provinzen und ins Ausland reiſen.

Alle Sonnabende verſammeln ſich die Profeſſoren des Inſtituts unter dem Vorſitze des Direktors, und in dieſen Verſammlungen offenbart ſich beſonders der Charakter einer Akademie der

*) Wir haben bereits früher erwähnt, daß Herr Profeſſor St. Marc Girardin einen ſehr günſtigen Bericht über den Zuſtand der Oeſterreichiſchen Normal- und Gewerbe-Schulen abgeſtattet. In ähnlicher Weiſe, wie Herr Couſin früher die Schulen Nord-Deutſchlands beſprach, hat Herr St. Marc Girardin ſeitdem die Süd-Deutſchen Unterrichts-Anſtalten zum Gegenſtand ſeiner Darſtellungen gemacht. Wir theilen hier zur Probe, nach dem reichhaltigen Panorama de l'Allemagne, den Aufſatz über das polytechniſche Inſtitut in Wien mit.

Digitized by Google

Wiſſenſchaft und eines Verwaltungs-Ausſchuſſes, den wir dem Inſtitute vorhin beigelegt haben. In dieſen Sitzungen werden die Berichte, welche die Regierung über Gegenſtände des Handels und der Gewerbe gefordert hat, von den Profeſſoren, in deren Fach die aufgeworfenen Fragen eingreifen, der Verſammlung vorgelegt. Dieſe berathet ſich und entwirft das der Regierung zu überreichende Gutachten. Mindeſtens findet alle Woche eine Sitzung und eine Berathung ſtatt. Am Ende des Jahres, im Auguſt, hält das Inſtitut eine große öffentliche Sitzung. Dieſelbe hat den Zweck, das Publikum mit dem Geiſt und den Fortſchritten des Inſtituts bekannt zu machen. Wie die Sachen jetzt ſtehen, liegt die größte Wichtigkeit dieſer Sitzung in der Vertheilung der Preiſe. Nach den Statuten hat ſie indeß einen ernſteren und gewichtigeren Charakter. Es ſollen an dieſem Tage die Entdeckungen im Gebiete der Künſte, die Anwendungen der Wiſſenſchaft auf die Induſtrie hier geprüft und in einer überſichtlichen Zuſammenſtellung der Leiſtungen des vergangenen Jahres ein Urtheil abgegeben werden. Dieſer Bericht ſchildert den gegenwärtigen Zuſtand der National-Induſtrie, die bedeutendſten induſtriellen Inſtitute, ihre Hülfsquellen, Fortſchritte und Verbeſſerungen. Alljährlich werden Fragen, welche ſich auf die Gewerbe-Wiſſenſchaften beziehen, aufgeworfen und die Beantwortungen derſelben beurtheilt und mit dem Preiſe belohnt. Ferner ſoll das Inſtitut eine Zeitſchrift unter dem Titel „Jahrbücher des polytechniſchen Inſtituts" herausgeben. Die Beſtimmung der Zeitſchrift iſt, den Statuten zufolge, das Publikum mit der Entwickelung des Inſtituts bekannt zu machen. Dieſelbe handelt von den Arbeiten und Fortſchritten der Induſtrie, von der Entwickelung der Wiſſenſchaft innerhalb und außerhalb der Schule. Auch die Abhandlungen der Profeſſoren und im Auszuge die der fremden Gelehrten werden hier abgedruckt.

Das polytechniſche Inſtitut iſt ferner ein Muſeum der Künſte und Gewerbe. Die Sammlungen deſſelben ſtehen nicht allein den Zöglingen offen; ſie ſind zugleich Denkmäler des gegenwärtigen Zuſtandes der Gewerbe und ſchließen ſich in ſo fern an die Induſtrie-Ausſtellungen, welche jährlich in den Sälen des Inſtituts ſtattfinden. Daſſelbe ſollte der Mittelpunkt der geſammten Induſtrie werden. Von ihm gehen alle Vervollkommnungen der Induſtrie aus, und hier werden die jungen Leute, welche ſich den Gewerben widmen, unterrichtet. Die Sammlungen ſtehen unter der Aufſicht der Profeſſoren, und eine jede Sammlung entſpricht einer Abtheilung des Inſtituts.

In dem Inſtitut iſt eine Werkſtatt, wo die Modelle der mathematiſchen und phyſikaliſchen Inſtrumente ſo wie der Maſchinen, welche für die Anlegung der Brücken und Heerſtraßen erforderlich ſind, angefertigt werden. Dieſe Werkſtatt darf keine Arbeiten für die beſonderen Bedürfniſſe des Hauſes, der Profeſſoren oder gar Fremden übernehmen. Sie hat, wie man ſieht, einen ganz beſtimmten Charakter, denn ſie dient durchaus nicht zur praktiſchen Unterweiſung der Zöglinge. Im Inſtitut wird nur gelehrt, wie die Wiſſenſchaft zweckmäßig auf die Ausübung der einzelnen Gewerbe übertragen werden könne, aber die Zöglinge werden zu keinem beſtimmten Gewerbe angewieſen. Sie ſind Studirende, aber keine Lehrlinge. Prechtl hat ſehr wohl gefühlt, daß eine werkthätige Ausübung der Gewerbe dem Inſtitute einen ganz anderen Charakter verleihen würde. Daſſelbe würde dadurch eine Fabrik, eine Manufaktur werden und die Privat-Induſtrie eine gefährliche Konkurrenz zu beſtehen haben.

Es bleibt nur noch übrig, das polytechniſche Inſtitut unter einem dritten Geſichtspunkte zu betrachten, nämlich als eine Geſellſchaft, welcher die Beförderung des Gewerbfleißes obliegt. Nächſt dem Unterrichte iſt dies die beachtenswertheſte Seite, die aber bis jetzt noch am wenigſten hervorgetreten iſt. Dieſer Ausſchuß, welcher, den Statuten zufolge, einen weſentlichen Beſtandtheil des Inſtituts bildet, ſollte eine beſondere Organiſation erhalten. Dies iſt indeß noch nicht geſchehen und die Idee des Stifters ſomit unvollſtändig geblieben. Nach dem Entwurfe Prechtl's ſollte das Inſtitut eine Univerſität ſeyn, und deshalb wurde die Studienfreiheit in den Plan aufgenommen; es ſollte eine Verwaltungs-Behörde ſeyn, und zu dieſen Endzwecke wurde der berathende Ausſchuß gebildet, welcher Berichte erſtattet und Gutachten abgiebt; es ſollte endlich eine Akademie ſeyn. Nach dem Entwurfe des Stifters und nach den Statuten ſollten die angeſehenſten und gebildetſten Kaufleute Mitglieder des Inſtituts ſeyn. Dieſe würden im Verein mit den Profeſſoren den Ausſchuß gebildet haben, dem die Beförderung der Induſtrie oblag. Eine ſolche Vereinigung praktiſch und wiſſenſchaftlich gebildeter Männer würde von unberechenbarem Nutzen geweſen ſeyn. Ein Geſchäft dieſes Ausſchuſſes iſt die Vertheilung der Preiſe für die neueſten Erfindungen und Verbeſſerungen auf dieſem Gebiete. Man ſieht, daß Prechtl nichts vergeſſen hatte, was geeignet war, ſeine Schöpfung zu heben. Wäre ſie ganz nach ſeinem Plane ausgeführt worden, ſo unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß dieſelbe unter einer Regierung, welche ſich vorzugsweiſe die Beförderung des materiellen Wohls als Ziel geſteckt hat, die Seele der Regierung geworden wäre, denn ſie entſpricht allen Zwecken, welche die Regierung erreichen will. Durch den Unterricht bildet das Inſtitut praktiſche und nützliche Menſchen, keine hohle Theoretiker und Syſtemmacher. Die öffentlichen Sitzungen und die Zeitſchrift haben ebenfalls einen praktiſchen Zweck; ſie ſollen das Publikum mit der Anwendung der Wiſſenſchaft auf die Gewerbe bekannt machen.

Das polytechniſche Inſtitut iſt vielleicht noch nicht das, was es ſeyn könnte; aber es hat die Möglichkeit und die Fähigkeit, es zu werden. In ſeiner gegenwärtigen Geſtalt iſt es der paſſendſte Schlußſtein des in Oeſterreich herrſchenden Syſtems des öffentlichen Unterrichts. Die Spezialien und das Praktiſche ſind der Geiſt des öffentlichen Unterrichts in Oeſterreich. Je höher derſelbe ſteht, deſto mehr geht er auf das Spezielle ein, und deſto mehr zertheilt er ſich. In den niederen Anſtalten empfangen alle Schüler denſelben Unterricht, in dem polytechniſchen Inſtitut wird jeder Zögling in den Gegenſtänden unterrichtet, die ſein künftiger Beruf bedingt. In Oeſterreich duldet man keine oberflächliche und unbeſtimmte Kenntniſſe, und das encyklopädiſche Wiſſen, welches nur Halbgelehrte bildet, wird hier nicht begünſtigt. Scheint es doch in der That, als ob das Wiſſen eben ſo viel an Tiefe und Gründlichkeit verliert, als es an Ausdehnung gewinnt.

(Panorama de l'Allemagne.)

England.

Die neueſten Forſchungen über Stürme und Orkane.

(Fortſetzung.)

Somit hätten wir eine kurze Analyſe des erſten Memoire's des Herrn R. gegeben. Das zweite Memoire enthält eine kurze Notiz, den Sturm betreffend, welcher in der Nacht des 10. Auguſt 1831 auf Barbados wüthete, dann über Lucia, Domingo und Cuba hinſtrich und zu den nördlichen Küſten des Mexikaniſchen Golfes ungefähr unter 30° N. Breite vordrang, wo er gleichzeitig in Penſacola, Mobile und Neu-Orleans ſein Weſen trieb. Von hier aus drang er in die benachbarten Staaten der Union und brach ſich erſt an dem Alleghany-Gebirge. Eine große Landſtrecke im Norden des Mexikaniſchen Golfes wurde von heftigen Regengüſſen überſchwemmt; wenn aber der Sturm über Neu-Orleans hinaus ſich fortſetzte, ſo muß er auf die höhere Atmoſphäre beſchränkt geweſen ſeyn; denn weiter nördlich verſpürte man keine heftige Wirkungen deſſelben mehr. Dieſer Orkan, der ebenfalls von der Rechten zur Linken wirbelte, legte in beiläufig 150 Stunden eine Strecke von 2000 See-Meilen zurück. Sein rotirender Charakter zeigte ſich ſehr ſchön an den Wirkungen, die er auf Barbados hervorbrachte. Diejenigen Bäume, welche er an der Nordküſte entwurzelte, lagen von N. N. Weſt gegen S. S. Oſt, während andere Bäume im Innern und in einigen anderen Gegenden der Inſel von Süden gegen Norden lagen. Die erſteren waren in einer früheren, die letzteren aber in der letzten Periode des Sturmes niedergeſchmettert.

In ſeiner dritten Abhandlung lenkt Herr R. unſere Aufmerkſamkeit auf die verſchiedenen Punkte, die er hinſichtlich der vornehmſten Bewegungen der Atmoſphäre, welche einen Orkan ausmachen, für begründet hält.

In dem vierten Memoire erhalten wir eine Karte der Bahnen verſchiedener Stürme, und den Schluß bilden praktiſche Verhaltungs-Regeln für Schiffer.

Von dieſem transatlantiſchen Beobachter wenden wir uns zu einem Briten, Oberſtlieutenant Reid, der mit nicht geringerem Eifer und Talente dieſem Gegenſtand nachgeforſcht hat. Herr Reid wurde nach Barbados geſchickt, um den Wieder-Aufbau der von dem Orkane des Jahres 1831 zerſtörten Gebäude des Gouvernements zu leiten. Bei dieſer Gelegenheit erwachte in ihm die Luſt, die Urſachen und den Charakter der Orkane zu erforſchen; er ſammelte überall Nachrichten von früheren Stürmen und wurde auch mit den Memoiren des Herrn Redfield bekannt. Die Admiralität bewilligte ihm die Tagebücher Britiſcher Schiffe, welche die Region der Orkane beſchifft hatten, und eine prüfende Vergleichung der in denſelben aufgezeichneten Beobachtung mit ſolchen, die man auf dem Lande angeſtellt, machte es ihm möglich, die mannigfachen Phänomene verſchiedener Stürme zu klaſſifiziren, ihren rotirenden und progreſſiven Charakter, wie ihn Redfield beſchrieben, außer Zweifel zu ſtellen, zu ermitteln, daß ihre zerſtörende Gewalt von ihrer rotirenden abhängt, und eine ſcharfſinnige Vermuthung des Amerikaniſchen Forſchers, daß die Stürme in ſüdlichen Breiten bei ihrem Umſchwung einer entgegengeſetzten Richtung folgen, als die in nördlichen Breiten (d. h. von der Linken zur Rechten), zu beſtätigen.

Ehe wir jedoch auf dieſe Erörterungen eingehen, verſuchen wir es, dem Leſer einen Begriff von einem Weſtindiſchen Orkane zu geben, indem wir die intereſſanteren Theile der Beſchreibung des vorhin erwähnten Orkanes zuſammenſtellen. Auf dem Wege von Barbados nach St. Vincent bewegte ſich dieſer Orkan in einer Stunde nur zehn Engliſche Meilen weit. Bevor er St. Vincent erreichte, bemerkte ein Herr Simons gegen Norden eine fürchterliche Wolke von olivengrüner Farbe, dergleichen ihm während ſeines 40jährigen Aufenthalts in den Tropenländern noch nicht vorgekommen war. Herr S. eilte nach Hauſe, vernagelte Thüren und Fenſtern und ſchützte ſo ſeine Wohnung vor dem allgemeinen Unglück. Das Waſſer des Meeres ſchwoll in Kingſton-Bai zu einer ſolchen Höhe, daß es die Straßen überfluthete; verſchiedene Gebäude im Fort „Charlotte" wurden abgedeckt, und andere ſtürzten zuſammen. Das merkwürdigſte Phänomen aber, welches in St. Vincent ſtattfand, war die Wirkung des Sturmes auf den großen Wald, der einen Theil der Inſel überdeckt. Eine große Anzahl Bäume am nördlichen Rande deſſelben waren getödtet, aber nicht zu Boden geſchlagen. Oberſt Reid prüfte dieſe Bäume im Jahre 1832 öfter; und ſie ſchienen ihm nicht durch den Wind, ſondern durch die außerordentliche Quantität elektriſchen Stoffes, welche der Sturm ent-

Digitized by Google

wickelte, erſtickt zu ſeyn. Solche Entwickelungen elektriſchen Feuers ſcheinen mächtige Orkane immer zu begleiten; und namentlich berichtet man von den Blitzen während des Orkanes von 1671, daß ſie wie Flackerfeuer über die Erde hingeſtrichen ſeyen, ja ſogar von Unten nach Oben gezuckt hätten. Während der Sturm von 1831 am heftigſten wüthete, bemerkten zwei Neger auf Barbados mit Entſetzen, daß der Körper des Einen elektriſche Funken verſandte. Dies ereignete ſich in dem Garten von Coddrington-College, wo die beiden Neger, nachdem ihre Hütte eben niedergeriſſen worden, einander im Finſtern unterſtützten und das Hauptgebäude zu erreichen ſuchten. Ein anderes merkwürdiges Phänomen begleitete dieſen Orkan. Da die Meereswogen beſtändig über die 70 Fuß hohe Klippe an der Nordſpitze ſich wälzten, wurde der Schaum von dem Winde viele Miles weit ins Innere getrieben, und überall regnete es ſalziges Waſſer. Die Süßwaſſer-Fiſche in den Teichen des Majors Leacock kamen alle ums Leben, und in Bright-Hall, etwa zwei Miles ſüd-ſüd-öſtlich von der Klippe, behielt das Waſſer der Teiche noch viele Tage einen ſalzigen Geſchmack.

Die Vorläufer des großen Kampfes der Elemente, welche den Orkan auf Barbados bildeten, waren Windſtöße und Regenſchauer, die am Nachmittage des 18. Auguſt eintraten. Gegen vier Uhr lagerte ſich ein ſchreckliches Dunkel über Barbados; nur in der Nähe des Zeniths bemerkte man einen lichteren Halbkreis. Die folgende Beſchreibung des Sturmes, welche Oberſt Reid uns mittheilt, iſt gleich nach der Kataſtrophe in Bridgetown abgefaßt worden: —

„Nach Mitternacht war das beſtändige Leuchten der Blitze grauenvoll, und ein heftiger Wind blies aus Nord und Nord-Oſt. Um Ein Uhr nach Mitternacht, am 11. Auguſt, änderte dieſer Wind plötzlich ſeine Richtung und ſtürmte mit verdoppelter Gewalt aus Nord-Weſt und den Zwiſchen-Punkten. Die oberen Regionen wurden von dieſer Zeit an durch anhaltende Blitze erhellt; aber noch magiſcher leuchteten die elektriſchen Flämmchen in allen Richtungen. Kurz nach zwei Uhr wurde das Brüllen des Orkans ſo entſetzlich, daß keine Sprache einen Begriff davon geben kann. Gegen drei Uhr mäßigte ſich der Sturm von Zeit zu Zeit, oder zerſtückelte ſich gleichſam in einzelne furchtbare Windſtöße, die aus Weſt-Nord-Weſt, aus Weſten und Süd-Weſten kamen."

„Nachdem auch das Blitzen aufgehört hatte, war die Finſterniß ein paar Augenblicke grauenvoll. Aber plötzlich ſah man feurige Meteore vom Himmel fallen; namentlich beobachtete Schreiber dieſes eine dunkelrothe Feuerkugel, die aus ungeheurer Höhe ſenkrecht herabfiel. Ohne Zweifel ſank ſie vermöge ihrer ſpezifiſchen Schwere und ſtand nicht unter dem Einfluß einer äußeren Kraft. Als dieſe Kugel der Erde näher kam, wurde ihre Form oval und ihre Farbe ein blendendes Weiß; endlich ſchlug ſie praſſelnd an den Boden, zerſpritzte wie geſchmolzenes Metall und war erloſchen. Wenige Minuten nach der Erſcheinung dieſes Meteors wurde das betäubende Brüllen des Windes ein fernes dumpfes Getöſe, und die Blitze, welche ſeit Mitternacht in ſehr kurzen Intervallen am Himmelsgewölbe gezuckt hatten, trieben jetzt eine halbe Minute lang ein fürchterliches Spiel zwiſchen Wolken und Erde. Die ungeheure Wucht der Dämpfe ſchien auf den Häuſern zu ruhen und ergoß ſich in einen Flammen-Regen, den die Erde wieder zurück zum Himmel ſandte."

„Gleich nach dieſer wunderbaren Metamorphoſe des Blitzes brach der Orkan mit unerhörter Furie aus Weſten los, tauſend und aber tauſend Wurfgeſchoſſe — die Fragmente zertrümmerter Werke von Menſchenhand — vor ſich her durch die Lüfte ſchleudernd. Die maſſivſten Gebäude wurden bis in ihre Grundfeſten erſchüttert, und ſelbſt die Oberfläche der Erde bebte, als der Verderber über ſie hinzog. Den Donner konnte man zu keiner Zeit deutlich vernehmen. Das Brüllen und Heulen des Windes, das Toſen des Oceans, deſſen thürmende Wogen Alles zu verſchlingen drohten, was der Orkan verſchonte, das Praſſeln der Dachziegeln, das Gekrache einſtürzender Dächer und Mauern und tauſend andere unbeſchreibliche Mißtöne machten einen Total-Eindruck, den die ſchrecklichſten Phantaſie-Bilder vom jüngſten Tage nur kümmerlich darſtellen."

„Nach fünf Uhr mäßigte der Sturm von Zeit zu Zeit ſein Wüthen, und jetzt konnte man die Ziegeln und das übrige Bau-Material, welches der letzte Windſtoß wahrſcheinlich ungeheuer hoch emporgeſchleudert hatte, deutlich niederfallen hören."

„Sobald der grauende Tag die äußeren Gegenſtände ſichtbar gemacht hatte, begab ſich Schreiber dieſes nach dem Kai. Der Regen wurde ſo gewaltig vom Winde getrieben, daß er die Haut verletzte. Das Schauſpiel war über alle Beſchreibung majeſtätiſch. Die rieſigen Wogen rollten heran, als böten ſie jeder Schranke Trotz. Der Ort, wo man die Schiffe kalfatert, war mit durcheinander ſchwimmenden Schindeln, Faßdauben, Tonnen, Heubündeln und Trümmern von Fahrzeugen wie überſäet. Nur zwei Schiffe innerhalb des Steindamms hatten ſich flott erhalten; aber eine große Menge anderer lag umgeſchleudert im ſeichten Waſſer."

„Beſtieg man den Thurm der Domkirche, ſo zeigte ſich ringsumher ein großartiges, aber betrübendes Bild der Verödung. Das ganze Land, ſo weit die Blicke reichten, war eine Wüſte, und ſtatt aller Vegetation ſah man hin und wieder einige mit krankhaftem Grün bewachſene Stellen. Die wenigen noch übrigen Bäume hatten, da ſie ihrer Zweige und Blätter beraubt waren, ein kaltes, winterliches Anſehen, und die zahlreichen, ſonſt von dichten Hainen umgebenen Landſitze in der Nachbarſchaft der Stadt Bridgetown lagen jetzt unbeſchützt und in Trümmern vor dem Beſchauer."

Das fünfte Kapitel des Reidſchen Werkes iſt der Unterſuchung dreier Orkane des Jahres 1837 gewidmet, deren Evolutionen auf drei intereſſanten Karten verzeichnet ſtehen.

Der erſte dieſer Orkane zog am Morgen des 26. Juli über Barbados und erreichte zehn Minuten nach zwölf Uhr deſſelben Tages die Inſel Martinique. Am 26ſten um Mitternacht kam er nach Santa Cruz, und am 30ſten wüthete er in dem Golfe von Florida, wo einige Schiffe zu Grunde gingen und andere beſchädigt wurden. Von dort wendete er ſich nordwärts, erreichte Jackſonville in Florida am 1. Auguſt und zog dann in nordöſtlicher Richtung über Savannah und Charlestown.

Dem Tagebuch des Lieutenant James zufolge (der im Jahre 1837 auf dem Königl. Schiffe „Spey" vor Barbados lag), drang am 26ſten gegen vier Uhr Nachmittags ein mächtiger Wogenſchwall, begleitet von Donnern und Blitzen, in die Bai. Der Himmel hatte im Ganzen eine dunkelblaue Farbe; nur am Rande des Horizontes ſah man einen rothen Schimmer. Jeden Blitz begleitete ein ungewöhnliches Ziſchen, wie wenn ein glühendes Eiſen ins Waſſer getaucht wird. Das Barometer und das Sympiezometer fielen gegen ſechs Uhr bis auf 28,45 Zoll. Um halb ſieben brach der Orkan mit fürchterlicher Gewalt gegen das Schiff los. Um acht Uhr wendete er ſich von Oſt-Süd-Oſt nach Süden und blies eine halbe Stunde lang ſo heftig, daß die Leute kaum auf dem Verdecke ſtehen konnten. Das Schiff wurde von den Wogen ſo tief hinabgedrückt, daß Bugſpriet und Vorderkaſtell zuweilen unter dem Waſſer ſtanden. Gegen neun Uhr wendete ſich der Orkan nach Weſt-Süd-Weſt; das Barometer begann zu ſteigen, und als der dicke Nebel vorüber war, konnte Lieutenant James zwanzig Kauffahrer zählen, die zertrümmert am Strande lagen.

Die zahlreichen Data in Betreff dieſes Sturmes, welche Oberſt Reid geſammelt, lieferten ihm Material zu ſeiner fünften Karte. Statt nach Oſten hin konkav zu ſeyn, war der Sturm zu Anbeginn gegen Barbados und Santa Cruz hin konvex, als hätte er mit einer faſt ſüdlichen Richtung angefangen. Die Kurve nahm jedoch ihre gewohnte Form wieder an, und, was beſonders merkwürdig, ihr Zielpunkt befand ſich, wie bei allen übrigen von Redfield verzeichneten Orkanen, unter dem 30ſten Breitengrade. Der kreiſende Cylinder der Atmoſphäre, im Anfang des Orkanes vergleichungsweiſe eng, erweiterte ſich mehr und mehr, bis er endlich in gewöhnliche unregelmäßige Winde auf der nördlichen Atmoſphäre überging.

Der zweite Orkan des Jahres 1837, welcher der Orkan von Antigua heißt, beſaß die Eigenthümlichkeit, daß er viel weiter im Oſten anfing, als ſeine Kollegen. Die Details deſſelben, wie ſie Herr Reid geſammelt, ſind vom höchſten Intereſſe. Am Abend des 31. Juli bemerkte Capitain Seymour, welcher die Brigantine „Judith" befehligte, bei friſchem Nord-Oſt-Winde nahe am Zenith einen weißen Glanz von runder Form, und während er dieſes Phänomen aufmerkſam beobachtete, riß ein plötzlicher Windſtoß (aus Nord-Oſten) den Topmaſt und die niederen Segel des Schiffes fort. Um ein Uhr nach Mitternacht wurde der Wind heftiger, das Meer ſchwoll, und das Schiff hatte viele Noth. Gegen acht Uhr des Morgens war der Wind ſchon zu einem Orkane herangewachſen; Keiner hörte auf dem Verdecke, was der Andere ſprach, und Keiner ſah ſich im Stande, für ſeine Rettung etwas zu thun. Laſſen wir jetzt den Capitain weiter erzählen.

„Unſer Schiff wurde von einem mächtigen Wogenberg gehoben und auf das Backbord geſtellt, deſſen Bollwerke größtentheils ſich losriſſen. Nach einiger Zeit erhielt es wieder ſeine gerade Richtung, und der Wind wendete ſich plötzlich (von Nord-Oſt) nach Süd-Oſt. Eine kleine Weile fuhren wir vor dem Winde her; dann hob ſich unſer Schiff ein zweites Mal, daß das Backbord nach unten kam; und als es ſich wieder gerade richtete, waren alle Bollwerke der anderen Seite, bis auf wenige Planken, abgeriſſen. Dann wurde es etwa funfzehn Minuten hindurch lenkſam. Gegen Mittag trat eine viertelſtündige Windſtille ein; dann aber brach der Orkan aus Süden los, und wir verloren alle Hoffnung, uns retten zu können. Ein Wogenſchwall ſchlug an das Steuerbord unſeres Schiffes und hob es zum dritten Male auf das Backbord. Eine Zeitlang blieb es in dieſem Zuſtande; die Kajüte war faſt ganz mit Waſſer gefüllt, und das Vorder-Kaſtell ſammt den drei Böten war verſchwunden. Den Kadetten am Rade hatten die Wogen fortgeſpült, und das Rad dazu. Alle Stützen an der Steuerbordſeite waren zerbrochen und alle Segel, mit Ausnahme des Haupt-Segels, zerfetzt. Trotz dieſes anſcheinend ganz hoffnungsloſen Zuſtandes richtete ſich die „Judith" zu unſerer frohen Ueberraſchung ein drittes Mal gerade, und bald hatten wir die Gefahr überſtanden. Faſt eine Stunde lang konnten wir keine Hand vor den Augen ſehen, und, was beſonders merkwürdig iſt, die Nägel unſerer Finger waren kohlſchwarz und behielten dieſe Farbe beinahe fünf Wochen lang."

Die eben erwähnten intereſſanten Wirkungen auf die Sehkraft und die Fingernägel der Mannſchaft bewogen Herrn Reid, den Capitain Seymour um nähere Auskunft hierüber zu bitten. Der Capitain behauptet, die Finſterniß ſey an ſich gar nicht ſo bedeutend geweſen, daß die Leute einander nicht hätten ſehen können, und bemerkt dabei, die ſchwarze Färbung der Fingernägel hätte ſich gleichzeitig mit der Abſtumpfung der Sehkraft eingeſtellt. Beide Phänomene waren unſtreitig Wirkungen des elektriſchen Stoßes in den Elementen.

Digitized by Google

Von der „Judith" Abſchied nehmend, beſuchte der Orkan am 2. Auguſt Antigua, Nevis, St. Kitts, Santa Cruz, St Thomas und Porto-Rico (wo 33 Schiffe zerſtört wurden). Am 3. Auguſt erreichte er Porto Plata auf St. Domingo; am 6ten zerſtörte er zwei obrigkeitliche Gebäude und alle Baumwollen-Aerndten zu Jackſonville in Florida. Unter dem 30ſten Breitengrade hätte er, dem allgemeinen Geſetz zufolge, nach Norden und Oſten ſich wenden müſſen; aber eine unbekannte Urſache lenkte ihn nordweſtlich dem inneren Florida zu, wo er am 8. Auguſt Penſacola erreichte*) Die Zug-Linie dieſes Orkanes im Allgemeinen war nicht paraboliſch; ſie hat, auf der Karte verfolgt, große Aehnlichkeit mit einem menſchlichen Beine, das den Fuß ausſtreckt.

(Schluß folgt.)

Gretna-Green und die Fleet-Heirathen.

Jedermann weiß, daß Gretna-Green ein Schottiſches Dorf iſt, wohin ſich ſeit ſechzig Jahren alle die Liebespaare begeben, welche die Strenge der Engliſchen Ehe-Geſetze und die Einwilligung ihrer Aeltern und Vormünder umgehen wollen. Wenn man von dieſen Heirathen ſprechen hört, die, wie es heißt, von einem Schmidt vollzogen werden, ſo bildet man ſich gewöhnlich ein, daß es ſich dabei um ein ſeltſames Privilegium handele, welches dem Orte oder der Perſon zuerkannt ſey, und man wundert ſich, wie dergleichen Verbindungen auf dem klaſſiſchen Boden der Geſetzlichkeit geduldet werden können. Eigentlich ſind es aber auch keine echte Ehen, und ſie haben an und für ſich gar nicht die Wirkungen, welche das Geſetz mit der Ehe verknüpft. Nach einem alten Grundſatz des kanoniſchen Rechtes hat die Erklärung zweier Perſonen: „Wir ſind von jetzt an Mann und Weib", vor einem Prieſter, einem Notar, oder vor ſonſt irgend einem Individuum abgegeben, die Kraft eines Ehegelöbniſſes, wenn die gedachten Perſonen nachher als Eheleute bei einander wohnen. Dieſer Rechtsbrauch, von dem man ſelbſt in denjenigen Ländern noch Spuren vorfindet, welche das vom Tridenter Konzil dagegen gerichtete Verbot angenommen haben, wurde in England erſt unter der Regierung Georg's II. aufgehoben und gilt in Schottland ſogar noch heutiges Tages. Da nun aber das Engliſche Geſetz die Gültigkeit einer jeden außer dem Königreiche eingegangenen Heirath anerkennt, wenn ſie nur nach den Gebräuchen des Ortes der Vollziehung geſchloſſen wurde, ſo kann man die eigentliche Bedeutung der Vorgänge zu Gretna-Green leicht einſehen. Doch muß man nicht glauben, daß dieſe Art von Heirathen in Schottland durchaus an der Tagesordnung ſeyen, denn hier wie überall beſteht die Sitte des Aufgebotes, von dem man ſich nur durch richterliche Erlaubniß frei machen kann, und diejenigen, welche ſolchen heimlichen Heirathen beiwohnen, erhalten ſtrenge Verweiſe, müſſen eine Geldbuße entrichten und werden ſelbſt gefangen geſetzt, weshalb denn auch die Heirathsvollzieher von Gretna-Green ſehr große Geldforderungen machen; doch zieht die Uebertretung des Geſetzes keinesweges die Nichtigkeit der Ehe nach ſich. Uebrigens wird Gretna-Green nur deshalb vorzugsweiſe gewählt, weil es das erſte Dorf an der Schottiſchen Gränze iſt; die eheliche Einſegnung beſteht nur in einem Verſprechen, der dabei fungirende Prieſter iſt ein Fiſcher, Tiſchler, Schmidt oder Tabackshändler und beſitzt keine andere Würde, als die, welche Laune oder Vorurtheil ihm verliehen haben.

Das den Liebenden ſo theure Dorf erkennt man ſchon von weitem an einem Fichten-Wäldchen, wovon es wohl ſeinen Namen Green (grün) erhalten hat. Die Flüchtlinge ſteigen im Gaſthauſe zu Gretna-Hall ab, man läßt den Quaſi-Prieſter holen und einigt ſich um den Preis, der nach Umſtänden von zwei bis auf dreißig Guineen ſteigt. Der Gaſtwirth hat immer einen unausgefüllten Heiraths-Vertrag und ein Gebetbuch bei der Hand, und die Ceremonie wird im großen Gaſthofsſaale in Gegenwart der Zeugen vollzogen, die gewöhnlich aus dem Gaſtwirthe und dem Poſtillon beſtehen. Erſt wird der Eheſegen vorgeleſen, dann folgt die Frage, ob beide Theile ſich mit einander verehelichen wollen, und auf ihre Bejahung wird erklärt, daß ſie nun rechtskräftig vereinigt ſeyen. Der Mann ſteckt ſeiner Gattin einen Ring an, und dieſe giebt ihm, auf die ausdrückliche Aufforderung des dienſtfertigen Ehevollziehers, einen Kuß. Der Gaſtwirth füllt die Beſcheinigung aus, der Prieſter empfängt ſeinen Lohn, zu dem der junge Ehemann noch gewöhnlich ein Trinkgeld und die Frau eine mäßige Summe zum Ankauf von Handſchuhen hinzufügt.

Im Jahre 1825 wurde die Zahl der jährlich in Gretna-Green vollzogenen Ehen auf 60 angeſchlagen. In den darüber geführten Regiſtern des Ortes ſtehen die Namen des Grafen Weſtmoreland, des Lord Ellenborough, des Sir Thomas Lethbridge und ſelbſt die zweier Kanzler von England, der Lords Eldon und Erskine; dieſen berühmten Namen reihen ſich, wie um die Liſte derſelben würdig zu krönen, noch die von Karl Franz von Bourbon, Sohn Franz I., Königs beider Sicilien, und von Penelope Karoline Smith, Tochter des Grafen von Waterford, an, die ſich am 6. Mai 1836 in Gretna-Green verheirathet haben.

Das Ehegelöbniß per verba de praesenti beſtand in England, wie oben ſchon erwähnt iſt, bis zum Jahre 1753, wo die berühmte Bill über die Ehe gegeben wurde, und von dieſem Zeitpunkt an kam Gretna-Green in Aufnahme; damals waren auch noch die Fleet-Heirathen Sitte, die von dem Gefängniſſe Fleet, wo ſie am häufigſten ſtattfanden, ihren Namen erhalten haben. Dies waren heimliche Verbindungen, welche oft von Perſonen vollzogen wurden, die gar keine Berechtigung dazu hatten, und doch erkannte das Geſetz denſelben bürgerliche Gültigkeit zu. Da aber die geiſtlichen Gerichtshöfe ſolche Mißbräuche ſtreng tadeln und beſtrafen konnten, ſo wurden ſie gewöhnlich an Orten ausgeübt, wo man vor der Nachforſchung des Biſchofs ſicher war, alſo vorzugsweiſe in den Kapellen der Gefängniſſe und anderer Zufluchtsörter, wie May-Fair, Mint, Savoy, ja ſelbſt in eigens dazu beſtimmten Herbergen, auf deren Schild zwei vereinigte Hände oder ſonſt ein anderes Ehe-Attribut gemalt waren. In der Nähe dieſer Orte, ja ſelbſt an den Kirchthüren, ſtanden Aufpaſſer, von denen arme Brautpaare durch das Anerbieten ſehr niedriger Preiſe für die Trauung angelockt wurden. In London ſoll es früher ſechzig ſolcher Trauungs-Häuſer gegeben haben.

Man hat noch einen alten merkwürdigen Kupferſtich aus dem Jahre 1747, der eine dieſer ſogenannten Fleet-Heirathen vorſtellt. Ein junger Matroſe ſteigt mit ſeiner Braut und deren Mutter auf dem Platze vor dem Fleet-Gefängniß aus einem Miethswagen, zwei der Ortsprieſter in geiſtlicher Kleidung beeilen ſich, ihnen ihre Dienſte anzubieten, und Jeder iſt bemüht, das Liebespaar für ſich zu gewinnen.

Nach der Kapelle des Fleet-Gefängniſſes war die von May-Fair, im Jahre 1730 erbaut, die bekannteſte für ſolche Fälle. Der Prieſter derſelben, Keith mit Namen, war in jener Zeit durch die Originalität der ſich auf dieſe Heirathen ad libitum (wie er ſelbſt ſie nannte) beziehenden Anzeigen berühmt. Wir geben hier eine Probe davon:

„Um jedem Irrthum vorzubeugen, wird das Publikum benachrichtigt, daß ſich die kleine neue Kapelle von May-Fair, nahe bei Hyde-Park, in dem Eckhauſe befindet, welches der großen nach der City zu liegenden Kapelle gegenüber ſteht. Der Prieſter und der Schreiber bewohnen dieſes Haus und ſtehen täglich von frühmorgens an bis vier Uhr Nachmittags zur Dispoſition des Publikums. Der Preis für den Beiſtand des Prieſters und des Schreibers, den Erlaubnißſchein und die Beſcheinigung mit Königlichem Stempel inbegriffen, bleibt wie früher auf eine Guinee feſtgeſetzt. Man wird den Eingang zur Kapelle an einer kleinen Vorhalle erkennen, die denen ähnlich iſt, welche ſich vor den Provinzial-Kirchen befinden."

Dieſer Mann wußte Alles zu Anzeigen zu benutzen; im Jahrgang 1748 des „Craftsman" lieſt man, daß Keith, als er einen ſeiner Söhne verlor, die Leiche deſſelben von ſeinem Hauſe nach dem Kirchhofe von Covent-Garden tragen und unterweges mehrmals ſtillhalten ließ, damit die Leute Zeit hätten, die an der Bahre befeſtigten Anſchlagzettel zu leſen, auf denen das Gewerbe des unglücklichen Vaters und die Verfolgungen, denen er ausgeſetzt war, zur öffentlichen Kenntniß gebracht wurden. Den Tod ſeiner Frau benutzte er gleichfalls zu marktſchreieriſchen Bekanntmachungen. Dieſer Keith, der ſich durch ſeine zahlloſen Heirathseinſegnungen ein Einkommen geſichert hatte, welches dem des Biſchofs von London gleichkam, wurde ſpäter ins Gefängniß geſetzt; doch von ſeinem Kerker aus veröffentlichte der unerſchrockene Verheirather noch allerhand Anzeigen und Pamphlete gegen die Geſetz-Reform, welche, zum großen Nachtheil ſeines Erwerbszweiges, in England eingeführt werden ſollte. Aber das Aergerniß, welches dieſer öffentliche und lächerliche Mißbrauch mit der heiligſten aller Verbindungen verurſachte, war ſo groß geworden, daß die Behörden unmöglich länger dagegen gleichgültig ſeyn konnten. So lange es ſich dabei nur um die Heirathen einiger betrunkener Seeleute und anderer armer Schlucker handelte, hielt das Parlament es nicht für nöthig, ſich ſeiner Initiative zu bedienen, und es wurden nur unzureichende Maßregeln dagegen ergriffen. Doch ward auch den Mißheirathen dadurch zu großer Vorſchub geleiſtet, ſo daß die Ariſtokratie dagegen auftrat, und zwar vorzüglich bei Gelegenheit der Verheirathung der älteſten Tochter des Herzogs von Richmond mit einem Individuum von ganz niederer Herkunft.

Einige Jahre darauf wurde von Lord Hardwicke die obenerwähnte Bill eingebracht, welche, bei Strafe der Nichtigkeit, die Einwilligung der Angehörigen, das vorherige Aufgebot und den Segen der Kirche bei jeder ehelichen Verbindung als unerläßlich verlangte, und ſo hörte denn endlich nach drei Jahrhunderten der Mißbrauch der Fleet-Heirathen auf. Die Regiſter, worin dieſe Heirathen aufgezeichnet ſind, befinden ſich noch in den Archiven des Biſthums von London, und aus den Debatten eines im Jahre 1827 zu Shrewsbury verhandelten Prozeſſes geht hervor, daß zwiſchen 5 — 600 ſolcher Regiſter vorhanden waren, die zuſammen an 20 Centner wogen. Nun blieb den Liebenden nur noch Gretna-Green, doch auch dieſer letzte Zufluchtsort wird ſtark bedroht. Am 26. April 1837 brachte Herr R. Stewart im Unterhauſe eine Bill zur Unterdrückung der heimlichen Heirathen in Schottland ein; ſie iſt aber bis jetzt noch nicht durchgegangen.

(Gazette des Tribunaux.)

*) Vermuthlich war er in jener Gegend mit ſeinem Vorläufer, dem Orkane von Barbados, zuſammengeſtoßen, und dieſer hatte ihn aus ſeiner Bahn gedrückt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 29. Berlin, Freitag den 8. März 1839.

Rußland.

Ruſſiſche Volksberedſamkeit.

Von J. G. Kohl.

Keine der vielen ausgezeichneten Eigenſchaften des Ruſſiſchen gemeinen Mannes hat der Fremde häufiger zu bewundern Gelegenheit, als ſeine große Beredſamkeit, und wer die Sprache des Landes verſteht, verſchafft ſich dadurch Unterhaltung und Genüſſe, die ihm in den Unterredungen mit unſerem ſinnigen, verſtändigen, aber ungelenken und höchſt untheatraliſchen Landsmann nicht zu Theil werden. Dem Ruſſiſchen Jäger zuzuhören, wenn er ſeine Jagden beſchreibt, dem Fiſcher, wenn er von den Beſchwerden und Ereigniſſen ſeines Fiſchfangs ſpricht, dem Fuhrmann, wenn er im Zwiegeſpräche mit ſeinen Pferden, mit ſeiner Peitſche, mit den Zügeln und dem Geſchirr, kurz mit allem Lebenden und von ihm belebten Todten, das ihn umgiebt, begriffen iſt, oder ein Paar gemeine Ruſſen anzuſehen, wenn ſie ſich begrüßen und beglückwünſchen, ihre lebendigen Pantomimen dabei, ihre poetiſche Ausdrucksweiſe, der nie ſtockende Quell ihrer Rede, die immer neue Bilder zu Tage ſchafft, — dies Alles gewährt Schauſpiele, wie man ſie auf dem Theater ſelber nicht beſſer verlangen kann. Ich hielt mich längere Zeit in verſchiedenen Gegenden Rußlands auf, erlernte die Sprache des Landes und beobachtete den gemeinen Ruſſen fleißig. Einige Proben ſeiner Beredſamkeit, die ich treu nach dem Leben gebe, mögen meine Behauptungen beſtätigen.

I. Der Eisverkäufer zu Oſtern.

In ganz Rußland wird am Oſter-Sonntage, nach Beendigung der langen Faſten und nachdem das ungewürzte Eis der Felder weggeſchmolzen, zum erſten Male geſüßtes Eis auf den Straßen feilgeboten. Als wären es ſchöne Schmetterlinge, die aus den garſtigen Puppen hervorgeflattert, ſieht man auf ein Mal an jenem Sonntage eine Menge junger Burſchen, ihres ſchmutzigen Winterpelzes entäußert und in farbige Sommertracht gekleidet, in den Straßen umherflankiren und mit lauter Stimme an allen Ecken ſchreien das Wort, das man den ganzen Winter nicht gehört: „Moroschnije, moroschnije!" (Gefrorenes! Gefrorenes!) Gewöhnlich tragen ſie eine Blouſe von rothgeblümtem Baumwollenzeuge, welche über die weiten ſchwarzſammetnen Pantalons herabfällt. Beides hält ein einfacher Gürtel zuſammen. Ueber Bruſt und Schultern haben ſie ſich ein langes mit rothen Fäden ausgeſticktes und gefranztes Handtuch wie ein Ordensband drapirt, mit dem ſie ihre Gläſer ausſchwenken. In einem hölzernen Kübel tragen ſie in zwei zinnernen Flaſchen ihre kühlenden Fruchtſäfte. Unterweges machen ſie ſich nur bemerkbar durch ihr einförmiges Geſchrei: „Moroschnije, moroschnije!" Wenn ſie ſich aber hier und da auf den Straßenecken niederlaſſen, ſetzen ſie den Fluß ihrer Rede in Bewegung und laden alle Vorübergehenden auf die beredteſte und anmuthigſte Weiſe zu ihrem Traktament ein. In Moskau beſuchte ich häufig einen von dieſen flotten und gewandten Burſchen, deſſen Standort ich kannte.

„Ergebenſter Diener!" fing er an, jeden Vorübergehenden freundlich zu begrüßen, indem er ſeinen Hut ſo verbindlich abnahm, als wäre Jeder ſein beſter und alter Kunde. „Sie befehlen ein Gläschen Eis, mein Herr? Vanille etwa? Dies iſt das beſte! Sogleich werde ich Ihnen bereiten. O, es iſt ſehr heiß heute! Man muß ſich abkühlen!" — Schnell präſentirte er ein Glas Eis dem Vorübergehenden, der gar nicht an Eis dachte. „Wie? Nichts? gar Nichts? Das thut mir leid! — Gefrorenes! Gefrorenes! Wer kauft mein Gefrorenes? Das allerbeſte, das allerfriſcheſte, das allerkühlſte Eis! Chokolade-, Vanille-, Kaffee-, Roſen-, Citronen- und Limonen-Eis! Und vor allen Dingen mein beſtes Eis „zweti zwetot" (Blumen blühen). Dies Eis habe ich ſelbſt erfunden, Madame, und habe es „Blumen blühen" genannt. Es iſt das allerdelikateſte von allen. Ja, mein Eis blüht wie eine Mohnblume. Kommen Sie, mein ſchönſtes Mädchen, wollen Sie mohnblumiges Eis?*) Hier, genießen Sie! Es wird Ihnen ſchöner ſchmecken, wie der Kuß Ihres Bräutigams. Sie wollen lieber Gemiſchtes? Schön, meine Beſte! Ich will es miſchen aus Weiß und Roth, wie Ihre Wangen gemiſcht ſind. Belieben Sie gefälligſt!"

„Gefrorenes! Gefrorenes! Wer kauft mein Gefrorenes „Blumen blühen"? Die Blumen blühen! die Mohnblumen blühen! Vanille blüht! Kaffee blüht! Chokolade blüht! Wer will mein blühendes Eis? — Sieh, Väterchen! Komm' her! Roſiges, roth wie Roſen. Gelbes, gelb wie Gold. Närrchen, kauf' doch mein Gold für Dein Kupfer." — Dann füllte er etwas zur Probe ins Glas und hielt es gegen das Licht. „O, wie prächtig! Ach, wie gern möchte ich es ſelber eſſen. Aber ich bin nicht ſo reich, ich kann mir's nicht bezahlen. Väterchen, kauft nur doch etwas ab, ſo bekomme ich Geld und kann mir ein Gläschen „Blumen blühen" bei mir kaufen. Hier, nehmt, Väterchen, und genießt es mit Vergnügen! Und hier noch eins für Dein Söhnchen. Nicht wahr? So was haſt Du noch nicht gegeſſen?"

„Gefrorenes! Gefrorenes! Wer kauft mein ſchönes Eis? — Puh! wie das heute wunderbar heiß iſt! Ich ſchmelze faſt vor Hitze. Nein, ich halt's nicht aus, ich muß Eis eſſen." (Man kann ſich denken, daß dies am erſten Oſter-Sonntage in Rußland eine ziemlich poetiſche Uebertreibung iſt.) Dann koſtet er ein wenig, verdreht die Augen, hebt die Schultern, als wenn ihm Ambroſia im Munde ſchmölze. „Nun, Mütterchen, was gafft Ihr, macht Euch das noch keinen Appetit? Wahrhaftig! Ich kann es nicht anſehen, daß Ihr hier vor meinen Augen in der Sonne ſchmelzen ſolltet. Da! Koſtet! Eßt!" — Auf der Spitze ſeines hölzernen Löffels hält er der Alten ein Pröbchen Eis dicht vor den Mund. Dieſe kann ſich nicht ſo ſchnell aus der Affaire wickeln, muß unter Lachen in den Köder beißen und kommt nicht unter acht Kopeken von der Angel los.

„Gefrorenes, Gefrorenes, das allerſüßeſte Eis!" — Und damit leitet er wiederum neue Witze ein, deren Kette vor Sonnenuntergang nicht endet.

II. Die Bettler.

Die Ruſſiſchen Bettler kann man nicht anders als auf eine ſehr liebenswürdige Weiſe beredt nennen. Man lobt die Franzöſiſche Art zu betteln, und Yorick entwirft eine hübſche Schilderung von ihnen. Allein ich weiß nicht, ob die Ruſſiſchen Bettler leicht in Anſtand und Beſcheidenheit übertroffen werden können. „Zudringlichkeit der Bettler" iſt eine Redensart, die faſt in allen Ländern anzutreffen iſt. Auf die Ruſſiſchen Bettler paßt ſie kaum. Meiſtens ſitzen ſie ſtill am Wege, ohne ſich zu rühren, halten ihre Mütze oder ihr hölzernes Gefäßchen für den, welcher ſich ihnen erbarmen will, hin, indem ſie nur mit einem fortwährenden Geſange die Vorübergehenden aufmerkſam machen. Wenn ſie ſich an dieſe mit Bitten wenden, ſo iſt ihre Beredſamkeit weniger groß in Beſchreibung ihrer Leiden als in Verheißungen des Segens von oben: „Gebt doch dem armen Blinden ein Almoſen um Gottes willen. Gebt ihm um aller der heiligen Namen Gottes willen! Hier ſitzt ein Armer. Kommt doch, wer geben, wer einen Bekümmerten tröſten will, um Chriſti willen, um der Barmherzigkeit der Mutter Gottes willen! Spendet eine Gabe und empfanget dafür ein Almoſen des Danks, ein Almoſen des Segens Gottes, um der heiligen Kirche willen, um Eurer eigenen Seele Labung willen!" Die Gierigkeit, die wir bei unſeren Bettlern bemerken, ſcheint den Ruſſiſchen ganz fremd zu ſeyn, und nie kommt es vor, daß ein Bettler dem Vorübergehenden nachliefe. Noch weniger ereignet es ſich, daß er mit der ertheilten Gabe unzufrieden ſey. „Was Du giebſt, Väterchen, iſt mir willkommen und kann eine Beihülfe ſeyn für mich. Du weißt ſelber am beſten, was Du dem Armen geben kannſt, und mir geziemt es nicht, Deine Gabe zu beſchauen."

In der Art, wie ihre Bitte, iſt auch ihr Dank: „Gottes Segen, Väterchen! Verleihe der Himmel Euch ein langes Leben und viele, viele glückliche Jahre zur Geſundheit Eures Leibes! zum Heile Eurer Seele! zum Gedeihen Eures ganzen Wohlſtandes! zur Freude Eurer Aeltern! zum Glücke Eurer Kinder! und zur Luſt Eurer Freunde!" Da dieſe beredten Wünſche gewöhnlich mit großer Innigkeit und Frömmigkeit ausgeſprochen werden, ſo ſcheint es, als wenn ſie wirklich dieſes Heil vom Himmel herabflehen könnten. Und man muß geſtehen, daß man ſein Haupt einem alten bärtigen, weißhaarigen Ruſſiſchen Bettler mit derſelben Ehrfurcht zum Segnen hinneigen könnte, wie einem ehrwürdigen Prieſter.

*) Die Ruſſiſchen Mädchen, beſonders die Klein-Ruſſiſchen, ſchmücken ſich den Kopf im Frühling gewöhnlich mit einer ganzen Krone prunkender Mohnblumen.

Digitized by Google

England.

Die neueſten Forſchungen über Stürme und Orkane.

(Schluß.)

Oberſt Reid wendet ſich nun zu einem anderen Sturme von größerer Ausdehnung, dem die „Felicity“ von Glasgow am Orte ſeines Entſtehens (dem 12. Auguſt 1837) begegnete. Am 15ten erreichte der Sturm Turk's-Island. Am 16ten verſpürten ihn ſolche Schiffe, welche am öſtlichſten über die Bahama's hinaus waren. Das Schiff „Calypſo“ legte ſich am 17ten jenſeit Abasco auf die Seite. Der Capitain und 14 Mann, die um ihr Leben kämpften, gelangten eben zum Takelwerk des Haupt-Maſtes und des Beſan-Maſtes, als die Spitzen der Maſten unter's Waſſer kamen. Das Schiff ſank tiefer und tiefer, während Einige die Wetterſtangen des Takelwerks abſchnitten, Andere Gott um Hülfe flehten und wieder Andere vor Verzweiflung ſtumm waren. Einige arme Teufel, die das Leck ſtopfen wollten, ſchwammen im Kielraum. Die „Calypſa“ hatte im Sinken ſchon mehrere Maſten verloren, als ſie ſich plötzlich wunderbarer Weiſe langſam wieder aufrichtete und trotz ihres deſolaten Zuſtandes flott wurde. Die ganze Mannſchaft landete wohlbehalten auf dem Kai von Wilmington!

Das Schiff „Rawlins“, Capitain Macqueen, ſcheint gerade in den Wirbel des Orkans gekommen zu ſeyn, als dieſer den äußerſten Punkt ſeines paraboliſchen Laufes erreichte. Am 17ten blies der Wind zehn Stunden lang heftig aus Nord-Oſt; dann wendete er ſich plötzlich gegen Norden und tobte mit ungeſchwächter Kraft bis zur Mitternachts-Stunde des 18ten, um welche Zeit eine volle Stunde lang Windſtille eintrat. Nach Verlauf dieſer Friſt erhob ſich der Orkan wieder mit fürchterlichem Ungeſtüm aus Süd-Weſten, und zwar ſo jählings, daß keine Bewegung des Meeres ihn ankündigte. In der Mitternacht des 19ten legte ſich die Wuth des Sturmes; aber ſchreckliche Wogen ſchwollen in jeder Richtung empor. Auf den Verdecken der Schiffe ſuchten zahlloſe ermattete Seevögel Schutz gegen den Aufruhr der Elemente. Den ganzen Tag hindurch konnte man in einer Entfernung von 50 Yard keinen Gegenſtand erkennen. Das Geheul des Windes glich einem gellenden Geſchrei aus unzähligen Rieſenkehlen. Der Capitain eines anderen Schiffes, welches gleichfalls in den Wirbel dieſes Orkans gerieth, beobachtete am 17ten ein höchſt merkwürdiges Phänomen. Eine ſenkrechte ſchwarze Mauer erſchien 15 bis 20 Grad über dem Horizonte, verſchwand gleich darauf mit Blitzesſchnelle, kam wieder zum Vorſchein, zertheilte ſich nach fünf Sekunden und verſandte ihre Bruchſtücke ſo weit, als das Auge reichte.

Im ſechsten Kapitel handelt Herr R. von den Phänomenen der Stürme in der ſüdlichen Hemiſphäre. Er beweiſt mit ſiegenden Gründen, daß auch dieſe Orkane einen kreiſenden und fortſchreitenden Charakter haben, und beſtätigt in jedem Falle die ſcharfſinnige Hypotheſe des Herrn Redfield, daß der Orkan ſüdlich vom Aequator von der Linken zur Rechten ſich wälzt, folglich in dieſer Beziehung eine den nördlichen Orkanen entgegengeſetzte Richtung nimmt. In dieſem Abſchnitte ſind die Barometer-Beobachtungen zahlreicher und genauer; und die Regelmäßigkeit, mit welcher das Queckſilber fällt, bis die Mitte des Sturmes vorüber iſt, und wieder ſteigt, bis der ganze Sturm ſich gelegt hat, iſt ſo auffallend, daß Oberſt Reid ſchon hierin einen Beweisgrund für die Rotation der Stürme finden will.

Die dreizehn Stürme, von welchen der Verf. im ſechſten Kapitel handelt, wütheten größtentheils um Mauritius (Isle-de-France) und Madagaskar. Dieſe See-Region iſt der wahre Brennpunkt aller Orkane der ſüdlichen Hemiſphäre, wie Weſt-Indien und die Atlantiſche Küſte Nord-Amerika's der wahre Brennpunkt der nördlichen Orkane ſind.

Der einzige dieſer Südſtürme, welcher dem Verf. Material genug zu einer Karte geliefert hat, iſt derjenige, den die Oſtindiſche Flotte im März 1809 erfuhr. Vier Schiffe der Compagnie und eine Königliche Kriegs-Brigg, die „Harriet“, verſanken in dieſem Sturme, deſſen Details ſehr lehrreich ſind. Die meiſten Berichterſtatter ſprechen von zwei verſchiedenen Stürmen; allein Oberſt Reid's Karte beweiſt, daß der zweite nur der zweite Aſt der paraboliſchen Bahn des Orkanes war, in welchen das Schiff „Huddart“ gerieth, nachdem es den engen und ſtillen Raum zwiſchen beiden Aeſten zurückgelegt hatte. In dem erwähnten windſtillen Raume erfreuten ſich der „William Pitt“, der „Euphrates“ und die „Harriet“ zwei Tage lang eines ununterbrochen ſchönen Wetters, weil ſie Anker auswarfen, wogegen „Sir William Bensley“ und „St. Vincent“, weil ſie den erwähnten Schiffen um eine Tagefahrt voran waren, in neues Unglück geriethen.

Im ſiebenten Kapitel ſeines Werkes handelt Herr R. von den Typhon's der Chineſiſchen Meere und den Orkanen Indiens, beſonders den Bengaliſchen; und obſchon die ihm zu Gebote ſtehenden Berichte weder zahlreich noch zuſammenhängend genug waren, ſo glaubte er doch, aus denſelben ſchließen zu können, daß auch dieſe Stürme mit denen der nördlichen Breiten gleichen Charakter haben.

Der intereſſanteſte Theil des Reidſchen Werkes iſt das achte Kapitel, in welchem die Orkane des Jahres 1780 zur Sprache kommen. Dieſe beiden Orkane gehörten unſtreitig zu den fürchterlichſten Exploſionen der Naturkräfte, welche jemals unſeren Erdball heimgeſucht. Der erſte wüthete am 3. Oktober. Nachdem der Wind ſich gelegt hatte, gewährte die See ein ſchrecklich erhabenes Schauſpiel. Die Wogen ſchwollen zu einer ungeheuren Höhe, raſten mit unbeſchreiblichem Ungeſtüm gegen das Land und überflutheten die Stadt Savannah le Mar. Als das Waſſer allmälig zurücktrat, verſpürte man eine gewaltige Erderſchütterung. In der Montego-Bai folgten die Blitze regelmäßig auf einander; ſie waren in dem mitternächtlichen Dunkel, das über der verödeten Natur brütete, eine Wohlthat; denn jeder Blitz verbreitete die blendendſte Tageshelle und das ganze Firmament ſchien in Flammen zu ſtehen.

Dieſem Orkan folgte ſchon am 18. Oktober deſſelben Jahres ein zweiter, den Herr Reid auf ſeiner neunten und letzten Karte verzeichnet hat. Er entſtand ſüdöſtlich von Barbados und beſchrieb eine paraboliſche Bahn, indem die kreiſende Luftmaſſe in dem Maße ihres Vorrückens ſich ausdehnte. Er gelangte übrigens nicht bis zur Amerikaniſchen Küſte, da er zu früh eine nördliche Richtung nahm und allbereits unter 23° nördlicher Breite ſeinen Zielpunkt erreichte.*) Die Bewohner der Inſel Barbados verließen ihre Wohnungen und flüchteten ſich die Nacht über auf das offene Feld, wo ſie von Regen und Ungewitter heimgeſucht wurden. Die Bäume fuhren aus ihren Wurzeln, alle Feldfrüchte gingen zu Grunde, und über 3000 Menſchen büßten ihr Leben ein. Auf St. Euſtatia zerſchmetterten ſieben Schiffe an den Felſen, und ihre Mannſchaft kam ums Leben. Die Häuſer wurden theils niedergeriſſen, theils mit ihren Bewohnern in die See geſchwemmt, und gegen 6000 Menſchen getödtet. Zu St. Martinique verſanken vier Schiffe mit ihrer ganzen Mannſchaft in der Bai Port-royal. In St. Kitt's riß der Orkan alle Häuſer nieder und begrub 1000 Perſonen unter den Trümmern. Zu Port-royal ſtürzten 1400 Häuſer zuſammen, und 1600 Kranke und Verwundete fanden in den Ruinen des Hospitals Notre-Dame ihren Tod. Zu Barbados kam der Gouverneur mit ſeiner Familie in einen beklagenswerthen Zuſtand; obſchon die Mauern des Gouvernement-Hauſes drei Fuß dick und Thüren und Fenſter verbollwerkt waren, ſo brach ſich der Wind dennoch an allen Seiten Bahn und zerſtörte den größten Theil des Daches. Der Gouverneur und die Seinigen flüchteten in den Keller, wurden aber durch das eindringende Waſſer und die Trümmer des einſtürzenden Gebäudes wieder hinausgetrieben. Sie gelangten mit großer Mühe bis zur Batterie und ſuchten Schutz unter den Kanonen; aber der Sturm rüttelte an den letzteren ſo gewaltig, daß die Unglücklichen jeden Augenblick zerſchmettert zu werden fürchteten, noch abgeſehen von der Gefahr, womit die im Sturme fliegenden Trümmer ſie bedrohten. Sir George Rodney ſagt in ſeiner offiziellen Depeſche, nur ein Erdbeben hätte das Mauerwerk der ſtärkſten Gebäude ſprengen können. Nach ſeiner Ueberzeugung verſpürte man nur darum Nichts von der Erderſchütterung, weil der Orkan ſo furchtbar wüthete.

Oberſt Reid beſchließt ſein Werk mit vier Kapiteln vermiſchten Inhalts, die viele ſchätzbare Beobachtungen in ſich faſſen. Er handelt hier von der zweckmäßigſten Bauart der Häuſer, um ſie gegen Orkane zu ſchützen — von dem ſcheinbaren Zuſammenhang der Stürme mit Elektrizität und Magnetismus — von den arktiſchen Windſtößen und Afrikaniſchen Tornado's — von Wolkenbrüchen und kleinen Windwirbeln u. ſ. w.

So haben wir nun von dem Charakter und Werthe des Oberſt Reidſchen Werkes unſeren Leſern einen Begriff zu geben verſucht. In die Fußſtapfen des Herrn Redfield tretend, hat er den Leiſtungen ſeines Vorgängers volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen und die Anſichten deſſelben in jeder Beziehung feſter begründet. Die Konkurrenz zweier ſolcher Forſcher in derſelben Theorie iſt ſchon ein wichtiges Moment; und wir behaupten unbedenklich, daß ſie die Phänomene der Stürme am beſten generaliſirt haben; doch kennen wir auch den beſonderen Charakter der Thatſachen, auf welche ihre Theorie ſich ſtützt, und glauben daher, daß dieſer Gegenſtand dem Forſcher noch ein weites Feld darbietet. Erſt kürzlich hat ein Amerikaniſcher Autor eine neue Hypotheſe aufgeſtellt, die wenigſtens eine noch ſtrengere Prüfung der Thatſachen herbeiführen wird. Herr Espy iſt durch ſeine Forſchungen auf die Anſicht geleitet worden, daß der Wind in jedem Orkane nach einem Punkte ſeines Centrums wehe; und Profeſſor Bache in Philadelphia iſt dieſer Hypotheſe mit Rückſicht auf den Juni-Sturm 1835, der über New-Jerſey zog, beigetreten. Die von dem Winde niedergeſchmetterten Gegenſtände waren nach ſeiner Beobachtung gegen einen Mittelpunkt gerichtet.

Wie gewiſſenhaft aber dieſe neueſte Hypotheſe auch durchgeführt ſeyn möge, ſo glauben wir doch, daß ſie die Ergebniſſe der Herren Redfield und Reid, in Betreff der großen Orkane des Atlantiſchen Meeres, nicht erſchüttern werde; und ehe Herr Espy uns zeigen kann, daß bei ſolchen Orkanen die Idee einer Konvergenz des Windes nach einem Centrum zu Erklärung der anerkannten Phänomene ausreicht, müſſen wir annehmen, daß ſie nur auf bloße atmoſphäriſche Störungen Anwendung findet. Auch die Anzeigen des Barometers, welche mit der Rotations-Theorie ſo gut harmoniren, ſind Herrn Espy nicht günſtig; und Herr Redfield verſichert uns, alle von ihm verglichene Beobachtungen hätten ſeine Motivirungen beſtärkt, mit Ausnahme zweier oder dreier, die ſich bei genauerer Prüfung als irrig erwieſen.

Vielleicht könnten wir durch Berückſichtigung der Zwecke, welche die Orkane in der Oekonomie der Natur zu erfüllen ſcheinen, über ihre phyſiſche Conſtitution einigen Aufſchluß erhalten.

---

*) Eben aus dieſer Urſache kamen die ſonſt von allen näher bekannten Orkanen verſchont gebliebenen Bermudiſchen Inſeln in das Bereich des Orkanes.

Digitized by Google

Die Erhaltung des animaliſchen und vegetabiliſchen Lebens iſt unſtreitig das vornehmſte Geſchäft unſerer Atmoſphäre; aber dieſelben Prozeſſe, welche Wachsthum und Verfall der organiſchen Strukturen bedingen, verderben auch das heilſame Medium, und verſchiedene natürliche Urſachen im Innern und auf der Oberfläche unſeres Globus wirken zu ſeinem Verderben mit.

Eine alſo desorganiſirte Atmoſphäre wird das Geburtsland von Fiebern und Seuchen; ſie muß periodiſche Reinigungen erfahren, damit nicht jedes athmende Weſen in ihr ſein Grab finde. Es iſt daher nicht zu bezweifeln, daß der Vater des Lebens Mittel gefunden hat, wodurch dieſem Uebel geſteuert werden kann.

Die tägliche Umdrehung unſeres Globus unter einer vertikalen Sonne veranlaßt nothwendig allerlei Bewegungen in dem uns umhüllenden Luftkreiſe; aber dieſe Bewegungen würden, wenn ſie in gerader Linie vor ſich gingen oder ſelbſt nach einem Mittelpunkt konvergirten, aller Schnelligkeit zum Trotze, die zerſtreuten Ingredienzien einer angeſteckten Atmoſphäre nicht vereinigen können. Nur eine rotirende Bewegung, mit progreſſiver Schnelligkeit verbunden, kann die malariſche Maſſe genugſam aufregen. Ein ſolcher Tornado wirkt, einem Deſtillir-Kolben gleich, auf die einzelnen Giftheilchen; das von ihm erzeugte elektriſche Feuer verzehrt ihre ſchädlichen Sublimationen; und auf dieſe Weiſe neutraliſirt der große Alchymiſt Natur die azotiſchen Elemente, die er losgelaſſen, und bereitet einen Heiltrank für die organiſche Schöpfung.

Die Herren Redfield und Reid haben durch Bekanntmachung ihrer trefflichen Forſchungen der Nautik unberechenbare Dienſte geleiſtet, und jeder Seemann, der ihre Werke ſtudirt, wird ſich zum Kampfe mit den Elementen beſſer gewaffnet fühlen. Kann auch keine menſchliche Kraft den Stürmen Ruhe gebieten, ſie feſſeln, ſo ſind wir mindeſtens befähigt, eine wirkſame Polizei zu organiſiren, die den Hinterhalt des wüthenden Elementes ausſpürt und ſeine Evolutionen beobachtet. Können die Feſſeln und Schranken der Mechanik den Grimm des Orkanes nicht bändigen, ſo ermitteln wir wenigſtens ſeinen Lauf und lernen, ihm geſchickt auszuweichen. Iſt der Landbewohner nicht im Stande, hinter gewöhnlichen Bollwerken aus Stein ſich zu ſchützen, ſo laſſet ihn ſeine Mauern verglaſen und dem Orkane ſchräge Dächer entgegenſtellen, die ſo wenig Widerſtand, als möglich, leiſten; und verjagen dieſe letzten Bundesgenoſſen der Wiſſenſchaft ihren Beiſtand, ſo ſorge er für eine unterirdiſche Zufluchtsſtätte ſeiner Familie. Wo die Gefahr ſo beſchaffen iſt, daß wir, entweder ausweichend oder Widerſtand leiſtend, uns retten können, da vermag der menſchliche Scharfſinn wirkſame Förderungs-Mittel des Einen oder des Anderen zu erdenken.

Nur gegen die Peſtilenz, „die im Finſtern ſchleicht, gegen die Seuche, die am Mittage verderbet", giebt es kein phyſiſches Schutz- oder Trutz-Mittel. *) (Edinburgh Review.)

Frankreich.

Das Bagno zu Breſt.

Seit einiger Zeit iſt die Behandlung der Gefangenen und die verſchiedenen Straf-Syſteme auch in Frankreich zum Gegenſtande vielfacher Erörterungen gemacht worden. An Theorieen hat es bei dieſer Gelegenheit keinesweges gefehlt, aber die wirkliche Verbeſſerung dieſer Zuſtände hat erſt ſehr geringe Fortſchritte gemacht, und was in Frankreich in dieſer Beziehung geleiſtet worden, kann mit den gleichartigen Bemühungen in der Schweiz, in den Vereinigten Staaten, in Belgien und in England gar nicht verglichen werden. Auch hier ſcheint ſich der Ausſpruch Grimm's zu beſtätigen, daß die Franzoſen, trotz des Rufes der Unbeſtändigkeit, in dem ſie ſtehen, dasjenige Volk ſind, welches am meiſten am Hergebrachten klebt und ſich am ſchwerſten vom alten Schlendrian losmacht. Um die Nothwendigkeit einer durchgängigen Reform der jetzt üblichen Behandlung der Strafgefangenen zu begreifen, braucht man nur einen Blick auf die gegenwärtigen Einrichtungen zu werfen.

Frankreich beſitzt drei Bagno's, von denen das in Breſt das bedeutendſte iſt und, wenn davon überhaupt die Rede ſeyn kann, für das am beſten organiſirte gilt. Dieſes ſoll daher vorzugsweiſe betrachtet werden. Es iſt bekannt genug, was ſonſt die Galeerenſtrafe beſagen wollte; die Galeerenſklaven waren an den Ruderbänken angeſchmiedet und leiſteten auf der Königlichen Marine ſehr nützliche Dienſte. In den Häfen mußten Aufbewahrungs-Orte für ſie ſeyn, und nach der Unterdrückung der Galeeren wurden ſie ausſchließlich hier untergebracht. Es kam jetzt nur noch darauf an, den Sträflingen eine nützliche Beſchäftigung anzuweiſen, und die Zwangsarbeiten folgten auf die Galeerenſtrafe. Anfangs wurden die Sträflinge nur zu den härteſten, ekelhafteſten Arbeiten im Arſenale verwendet, aber allmälig wurde der Kreis ihrer Beſchäftigungen weiter ausgedehnt; ſie wurden ganz zur Verfügung der Hafen- und Marine-Beamten geſtellt und überſchritten nun den Umkreis des Arſenales. Man glaubte große Erſparniſſe zu machen, wenn man Menſchen, die faſt umſonſt arbeiteten, ſo ſchien es wenigſtens, zu Beſchäftigungen verwendete, die man früher hatte bezahlen müſſen. Die Sträflinge drangen nun in die Stadt, in den Straßen hörte man Kettengeraſſel und wurde überall durch das empörendſte Schauſpiel beleidigt. Dabei blieb man nicht einmal ſtehen, und es kam ſogar vor, daß Sträflingen von höherer Bildung der Unterricht der Jugend übertragen wurde. Dieſe Mißbräuche haben wohl ſo ziemlich aufgehört, und die Gefangenen ſind mit wenigen Ausnahmen jetzt auf das Bereich des Arſenals beſchränkt.

Das Bagno in Breſt wurde vom Ingenieur Choquet-Lindu erbaut und im Jahre 1752 beendet. Das ungeheure Gebäude entſpricht ſeiner Beſtimmung vollkommen und genügt allen Anforderungen der Geſundheit und Reinlichkeit. Die Länge deſſelben beträgt 420 Fuß, und der äußere Anblick macht, trotz der Schmuckloſigkeit, einen gefälligen Eindruck. Der ganze innere Raum iſt in ſechs Säle abgetheilt, von denen ſich in drei verſchiedenen Stockwerken in jedem zwei befinden. Dieſelben werden ſämmtlich von dem in der Mitte befindlichen Pavillon beherrſcht. Von dieſem aus wird durch ein großes eiſernes Gitter, welches die Gänge zu den einzelnen Sälen ſchließt, die Aufſicht über dieſe geführt. Wenn Unruhen ausbrechen ſollten, ſo können ſämmtliche Säle in ihrer ganzen Ausdehnung vom Gewehr- oder Kanonenfeuer beſtrichen werden, welches von den hier zu dieſem Zwecke angebrachten Schießſcharten ausgehen würde. Die Säle ſind in ihrer ganzen Ausdehnung von einer Scheidemauer durchzogen, welche in Zwiſchenräumen von je vierzehn Fuß durchbrochen iſt, ſo daß die dadurch entſtehende Oeffnung einem Fenſter gegenüberliegt und die freie Circulation der Luft geſtattet. In der Dicke dieſer Mauer ſind Küchen, Brunnen, Schenken u. ſ. w., die alle von Gittern umſchloſſen werden, angebracht. Die Feldbettſtellen ſind an jeder Seite an die Scheidewand angelehnt, ſo daß zwiſchen dieſer und der äußeren Mauer ein Gang für die Wächter und die Gefangenen übrig bleibt. Die Säle werden des Nachts erleuchtet; ein jeder Saal faßt 700 Menſchen. Die Gefangenen werden des Abends an der großen Kette befeſtigt, welche durch den ganzen Saal läuft. Morgens, wenn die Zeit, zur Arbeit aufzubrechen, gekommen iſt, werden ſie losgemacht und bleiben nur noch paarweiſe an einander gefeſſelt. Hierbei hat man gewöhnlich darauf Bedacht, die verſchiedenſten Charaktere mit einander in Verbindung zu bringen, um alle Verſuche zur Flucht zu verhindern. Dieſe Maßregel mag vom polizeilichen Standpunkte aus vortrefflich ſeyn, aber ſie iſt höchſt grauſam und bringt einen Unglücklichen mit einem verderbten und unverbeſſerlichen Verbrecher in eine unzertrennliche Verbindung. Der Eine muß die Flüche, Gotteslästerungen und ſchmutzigen Reden des Anderen hören, muß mit ihm eſſen, ſchlafen und natürlich am Ende in dieſelbe Verſunkenheit verfallen.

Nur während der Nacht, während der Mahlzeiten und an den Sonntagen ſind die Gefangenen in den Sälen verſammelt, wenn nicht anders dringende Arbeiten ihre Anweſenheit im Arſenale nothwendig machen. Am Tage bleiben ſie nur zur Strafe und in Krankheitsfällen zurück. Der Anblick der Säle, wenn alle Bewohner verſammelt ſind, iſt ein gräßliches Schauſpiel. Während die Einen mit kleinen Arbeiten beſchäftigt ſind, kauern die Anderen in ihren Betten oder ſchlafen; die Einen ſchwatzen, lachen, ſpielen, während Andere finſter und in ſich verſunken daſitzen. Dieſe Zeiten muß der Neugierige zu ſeinem Beſuche wählen. Das Gitter öffnet ſich, und es entſteht ein Gemurmel in den ungeheuren Sälen. Diejenigen, die eine kleine Auswahl von Waaren haben, treten aus den Reihen, um ihre Stroharbeiten, Ringe, Schnitzwerke von Kokosnüſſen, Haarketten zum Verkauf anzutragen. Als eine eigenthümliche Erſcheinung mag bemerkt werden, daß auf den von dieſen Unglücklichen angefertigten Landſchaften immer eine ſtrahlende Sonne zu ſehen iſt. Die Verkäufer folgen den Beſuchenden bis zu einem gewiſſen Punkte, denn ſie dürfen die ihnen von der Polizei geſteckten Gränzen nicht überſchreiten; im Allgemeinen ſind ſie höflich und entblößen das Haupt, wenn man bei ihnen vorübergeht. Das Mitleid befiehlt und die Klugheit räth, einige Kleinigkeiten zu kaufen. Auf ſeine Uhr, ſein Schnupftuch mag man jedoch immer ein wachſames Auge haben.

Die Fremden drängen ſich gewöhnlich ſehr zu dieſen Beſuchen, zum großen Verdruſſe der Bewohner von Breſt, welche ihnen als Führer dienen müſſen. Beſonders legen die Damen hierbei eine ungewöhnliche Neugierde an den Tag. Sie ſtehen

---

*) Vorſtehender Mittheilung erlauben wir uns die Berichtigung hinzuzufügen, daß bereits im J. 1828, alſo drei Jahre früher, als Herrn Redfield's erſter Aufſatz erſchien, von Herrn Profeſſor Dove in Berlin, im 13ten Bande von Poggendorff's Annalen, die beiden Hauptreſultate ſeiner Unterſuchung: der rotatoriſche Charakter der Stürme und die auf der ſüdlichen Halbkugel entgegengeſetzte Wendung derſelben, ausgeſprochen ſo wie das Verhalten des Barometers dabei ausführlich unterſucht worden iſt. Wir führen in dieſer Beziehung aus der Abhandlung „über barometriſche Minima" nur folgende Stelle an: „Ein barometriſches Minimum iſt eine Erſcheinung des Südſtromes. Gleichzeitig betrachtet, muß alſo dies Phänomen der Südſtrom ſelbſt ſeyn, lokal ein ſtürmiſcher Durchgang durch das Minimum (SW.) der Windroſe, oder wenn wir beides zuſammenfaſſen, ſo muß ein barometriſches Minimum ein in der Richtung des Südſtromes fortſchreitender Wirbel ſeyn. Dies iſt die Erſcheinung, wenn ſie ungeſtört hervortritt. So war es am 24. Dezember 1821. Aber oft treten Erſcheinungen ein, die ſie verdecken, wie am 2. Februar 1823. Dieſe beiden Minima ſind zugleich die Repräſentanten der Erſcheinung, wie ſie am verſchiedenſten ſich zeigen kann. Daß überhaupt Stürme Wirbelwinde ſind, iſt eine Erfahrung, die jeder Seemann beſtätigen wird. Da aber in unſeren Gegenden alle Stürme Süd-Weſt-Stürme ſind, ſo wird die Drehung SW., W., NW.... ſeyn. Hingegen ſind die meiſten von mir verglichenen Orkane auf der ſüdlichen Hälfte der Erde im entgegengeſetzten Sinne." Herr Dove zeigt nun, daß der Wind an 45 Beobachtungs-Orten vor dem Minimum O. war, zur Zeit des ſtärkſten Barometerfalles SW., nach demſelben W. und NW., und zeichnet, um über den Sinn des Wirbels keinen Zweifel zu laſſen, durch einen Pfeil von NO. in der beigegebenen Zeichnung die wahrſcheinliche Richtung des Sturmes auf der Amerikaniſchen Seite des Atlantiſchen Oceans an. Wir wollen nur noch hinzufügen, daß Herr Dove die entgegengeſetzten Verhältniſſe der Drehung des Windes auf der nördlichen und ſüdlichen Halbkugel als allgemeine, nicht bloß auf Stürme beſchränkte Regel unter dem Namen Drehungsgeſetz aus einfachen mechaniſchen Prinzipien abgeleitet und durch vielfache Beweiſe beſtätigt hat.

In dem Nautical Almanac, Januar 1839, iſt übrigens ein neuer Aufſatz von Redfield als Ergänzung des Reidſchen Werkes erſchienen.

Digitized by Google

bei jedem Schritte ſtill, um zu beſchauen, zu befühlen, zu befragen; ſie laſſen ſich mit den Sträflingen in lange Geſpräche ein und handeln und feilſchen wie in den Mode-Magazinen mit einer Langſamkeit und Unentſchloſſenheit, welche die Begleitenden oft für ſie zittern macht. Die Zurſchauſtellung des Verbrechens und des Unglücks, um eine unnütze Neugierde zu befriedigen, iſt ſehr zu beklagen, und es wäre leicht, hier eine andere Einrichtung zu treffen.

Der Schein trügt; das habe auch ich hier erfahren. Eines Tages bemerkte ich einen Greis von würdevollem Ausſehen, der mehr mit der Anfertigung von Zahnſtochern, als mit den Beſuchenden beſchäftigt zu ſeyn ſchien. Er flößte mir ein lebhaftes Intereſſe ein und würde mir an jedem anderen Orte Ehrfurcht abgenöthigt haben. „Das iſt ein braver Mann“, ſagte der Wächter, „der hier ſchon zwanzig Jahre verweilt, und der ſeine Begnadigung ausgeſchlagen hat, um ſich nicht von ſeinen Kindern zu trennen.“ — „Wie das!“ — „Die beiden Gefangenen, welche mit Ihren Damen ſprechen, ſind ſeine Kinder; ſie wurden mit ihrem Vater auf Lebenszeit verurtheilt, weil ſie ihre Mutter erſchlagen haben.“ — Als die Geſellſchaft, mit der ich gekommen war, ihre Einkäufe gemacht hatte, theilte ich ihr meine Entdeckung mit, die Allen einen Schrei des Entſetzens entlockte. „Was ſchadet das, meine Damen“, ſagte ich; „Ihre Einkäufe werden dadurch nur noch intereſſanter.“ — Wir wollten auch Contrafatto ſehen, der damals gerade der Modeheld des Bagno war; wir fanden ihn in ſeiner Bude, wo er ſeine Functionen als Secretair verſah. Wir unterhielten uns lange mit ihm; ſein geheimnißvoller Geſichtsausdruck, ſeine befremdliche Ausſprache, die Reſignation, die ſich in ſeinem ganzen Weſen ausſprach, flößten ein gewiſſes Intereſſe ein. Er erklärte ſich immer für unſchuldig und ſtellte ſein Schickſal der göttlichen Gnade anheim. Wir wünſchten hierauf den General Sarrazin und Delacollonge zu ſehen, aber Beide waren nicht anweſend. Der Wächter, der jetzt wohl ſchon ſah, mit was für Leuten er es zu thun habe, ſtellte uns zur Entſchädigung den Dieb des Diamantenſchmuckes der Dlle. Mars vor. Wir ſahen hinter den Eiſenſtangen eines Fenſters einen ausgezeichnet ſchönen Mann, deſſen glühende und ſtarre Blicke die unſrigen auf ſich ziehen zu wollen ſchienen. Mehrere der Gefangenen, welche einen gewiſſen Ruf erlangt haben, ſcheinen auf ihre traurige Celebrität ſogar ſtolz zu ſeyn und drängen ſich aus der Menge ihrer gemeinen Schickſalsgenoſſen hervor.

Eine Folge der gegenwärtigen Verhältniſſe iſt es, daß der Verurtheilte verderbter in das Bagno kömmt, als er es vor dem Aſſiſengericht war, und, wenn er das Bagno verläßt, den höchſten Grad der moraliſchen Verſunkenheit erreicht hat. Durch die Verordnung vom 9. Dezember 1830 iſt indeß in der Transportweiſe der Gefangenen ſchon eine weſentliche Verbeſſerung bewirkt worden; dieſelben werden jetzt auf großen zellenförmigen Wagen mit Poſtpferden weggeſchafft. Dadurch iſt wenigſtens den Neugierigen in Bicêtre, welche, wenn ſonſt die Galeerenſträflinge abgingen, begierig zuſammenſtrömten, ein erniedrigendes Schauſpiel entzogen worden. Dieſe Unglücklichen, welche faſt unter der Laſt ihrer Eiſenbande erlagen und von den Karren, an welche ſie angeſchmiedet waren, aufs jämmerlichſte zuſammengerüttelt wurden, mußten dem Tage ihrer Ankunft im Bagno ſehnſüchtig entgegenharren. Auch ſchien ſich ihrer, mit Ausnahme einiger ganz Verhärteten, bei ihrer Ankunft eine gewiſſe Freude zu bemächtigen. Vor ihrem Einzuge in die Stadt verſtrich indeß noch eine Friſt; die zerſtreuten Karren mußten ſich erſt ſammeln und den Blicken des neugierigen Pöbels ausgeſetzt bleiben. Währenddeß erhoben ſich die Notabilitäten des Zuges von ihren Bänken, geſtikulirten, haranguirten das Volk und führten die ſchamloſeſten Reden. Sie wußten, daß ihre Kleider im Bagno verbrannt werden würden; deshalb riſſen ſie ſich dieſelben vom Leibe und warfen die Stücke unter das Volk. Die halbnackten Geſtalten mit dem eiſernen Halsbande boten einen unheimlichen, grauſenhaften, hölliſchen Anblick dar. Unterdeß gingen die berüchtigtſten Namen in der umſtehenden Menge von Mund zu Munde, und man ſuchte diejenigen, die in den Zeitungen erwähnt waren, herauszuerkennen. Dann erhob ſich mit ſtolzer und ſelbſtzufriedener Miene ein Verurtheilter, und das Volk ſchrie: „Das iſt er! Laßt mich ihn ſehen!“ — Die Prieſter, welche wegen Angriffe auf die Keuſchheit verurtheilt waren, und diejenigen Sträflinge, die Proben einer beſonderen Wildheit abgelegt hatten, waren vorzugsweiſe beliebt. Molitor, Contrafatto, Delacollonge, Mandar, François wurden mit lautem Jubel empfangen.

Jetzt hat dieſer Skandal aufgehört; bevor derſelbe abgeſtellt wurde, mußte man, — wer ſollte es glauben! — den Ablauf des mit dem Entrepreneur abgeſchloſſenen Kontrakts abwarten. Indeß beſſer ſpät, als nie. Die Transportirung in den verſchloſſenen Wagen hat etwas Geheimnißvolles und Ernſtes, was dem Weſen der Juſtiz vollkommen angemeſſen iſt. Die Strafe folgt dem Urtheil auf dem Fuße, und die Schnelligkeit, mit welcher der Verurtheilte binnen wenigen Stunden vom Aſſiſengericht ins Bagno verſetzt wird, verfehlt ihren Eindruck auf die Einbildungskraft nicht. Das Fortführen an der Kette ließ noch Widerſetzlichkeit zu, ja, die große Zahl der Gefangenen mochte ſogar Furcht einflößen. Jetzt ſieht man nur noch den Wagen, der im Vorüberſchwinden die Ohnmacht des Verbrechens gegen das Geſetz offenbart. Die zellenförmig abgetheilten Wagen machen jedes Entweichen während des Transportes faſt unmöglich.

Sobald die Gefangenen an ihrem Beſtimmungsorte anlangen, überzeugt man ſich von ihrer Identität. Man nimmt ihnen ihre Kleider, badet ſie, raſirt ſie und legt ihnen die Livree des Ortes an, den Kittel und die Mütze. Sonſt war dies auch ein öffentliches Schauſpiel. Während einiger Tage erhalten die Sträflinge noch eine beſondere Nahrung. Wenn endlich alle dieſe Präliminarien beendet ſind, ſo paart man ſie, vertheilt ſie in den Sälen und verwendet ſie zu den Arbeiten im Arſenale. Dieſe Arbeiten ſind verſchiedener Art, aber alle an und für ſich nicht beſonders beſchwerlich, obgleich ſie in der Kunſtſprache „la fatigue“ heißen. Die Sträflinge werden je nach ihren Fähigkeiten, Kräften und ihrem Betragen verwendet. Die Verwaltung entwirft jedes Jahr einen Tarif der Arbeitspreiſe.

Die Sträflinge ſind paarweiſe zuſammengeſchmiedet. Die Ketten haben eine verſchiedene Länge und beſtehen je nach der Beſchaffenheit der Arbeiten aus achtzehn, ſechsunddreißig oder zweiundſiebzig Ringen. Die Kette iſt am Handgelenke oder mit einem eiſernen Ringe am Fuße befeſtigt. Die Paarung der Sträflinge iſt nicht unumgänglich nothwendig, und diejenigen, welche ſich gut aufführen und ſchon fünf Jahre ihre Strafe abgebüßt haben, werden dieſes Zwanges enthoben. Dieſe tragen die ſogenannte gebrochene Kette, welche nur drei Ringe hat und achtzehn Zoll lang iſt. Dieſelbe wird über dem Knie befeſtigt und hindert weit weniger beim Gehen und bei der Arbeit. Sie iſt das einzige Mittel, die weniger Verderbten einer gefährlichen Berührung zu entziehen. (Fortſetzung folgt.)

Bibliographie.

- Amours et malheurs des fiancés normands. Par l'Hermite de Saint-Elois des Vents. — 7½ Fr.
- Contes Rémois. — 3 Fr.
- Cours d'études anatomiques. — Von Rigaud. Erſter Bd. 6½ Fr.
- Du paupérisme en France et des moyens de le détruire. — Von dem Fürſten von Monaco, Herzog von Valentinois.
- Du travail intellectuel en France depuis 1815 jusqu'à 1837. — Von A. Duquesnel. Zwei Bde. 15 Fr.
- Essai d'économie sociale, ou recherches sur les moyens d'améliorer le sort du peuple. — Von H. Mathon de Fogères. 3½ Fr.
- Histoire de la littérature Allemande, d'après la 5me édition de Heinsius. — Von Henri und Apffel. Nebſt einer Vorrede von Matter. 7½ Fr.
- Notions historiques sur les vitraux anciens et modernes, et sur l'art de la peinture vitrifiée. — Von E. Thibaud.
- Le naufrage et le désert. — Von A. Creuſé de Leſſer.

Mannigfaltiges.

— Lady Eſther Stanhope. Ein Deutſcher Reiſender im Orient, Dr. Löwe, deſſen Entzifferungslehre der Aegyptiſchen Hieroglyphen in England mit großem Beifall aufgenommen und im Asiatic Journal mitgetheilt wurde, hat im Sommer 1838 der Lady Eſther Stanhope einen Beſuch abgeſtattet. Dieſe vornehme Engliſche Dame, eine Nichte des berühmten Pitt, reſidirt bekanntlich ſeit 25 Jahren in einem einſamen von vielen Mauern umgebenen Schloſſe auf den Gebirgen des Libanon, nicht weit von dem alten Sidon, deſſen Einwohner, ſo wie die Druſen überhaupt, ſie als eine Fürſtin betrachten, deren Zufluchtsſtätte als heilig geachtet werden müſſe. Sie läßt ſelten einen Fremden, am allerwenigſten aber einen Engländer, vor. Dr. Löwe ſchrieb ihr, er ſey ein Preuße, deſſen Studien ihn bis nach Aethiopien geführt und der ihr, die ſo viel auf Aſtrologie halte, über Religion, Philoſophie und Sternkunde der alten Aegypter manchen neuen Aufſchluß ertheilen könne. Dies bewog ſie, den Reiſenden anzunehmen, jedoch mit der Bemerkung, daß ſie ihn erſt bei einbrechender Nacht erwarte. Die Britiſche Aſtrologin ſtellt gewöhnlich jeder neuen Bekanntſchaft, die ſie macht, das Horoſkop, und darum empfängt ſie auch ihre Beſuche nur in den Abendſtunden. Ihre Unterhaltungen mit Dr. Löwe dauerten bis nach Mitternacht, und zwar bewegten ſie ſich hauptſächlich um Gegenſtände der Religion und der Philoſophie. Fünf Abende hinter einander mußte er auf ihren Wunſch ſeinen Beſuch wiederholen. Die ſeltſame Einſiedlerin, die ſich ihr eigenes Religions-Syſtem gebildet hat, äußerte ſich dabei ziemlich unverholen über ſich ſelbſt. „Die Welt“, ſagte ſie unter Anderem, „hält mich für verrückt; ich habe aber Heimat, Hab und Gut nur verlaſſen, um Gott, der meinen Geiſt erleuchtete, allein zu leben.“ Nachdem ſie erfahren, daß Dr. Löwe Israelitiſcher Abkunft ſey, bemerkte ſie, daß ſich ihre eigene Religion, wie ſie glaube, der moſaiſchen am meiſten nähere; in ihrem Palaſte gebe es zahlreiche Perſonen, welche die moſaiſchen Speiſegeſetze gewiſſenhaft beobachteten; auch feiere ſie den Sabbath dadurch, daß ſie an dieſem Tage gänzlich der inneren geiſtigen Betrachtung lebe, doch dürfe Niemand in Syrien wiſſen, wie ſie in dieſer Beziehung denke und was ſie vorhabe. — Dr. Löwe bemerkt hierzu: „Es iſt ſehr begreiflich, wie leicht der herrlichſte Geiſt mißleitet werden kann, wenn er beſtändig ungeſtört ſeinen eigenen Gedanken nachhängt; und nun lebt dieſe in jeder Hinſicht ſo überaus begabte Frau ſeit fünfundzwanzig Jahren auf dieſem von aller Welt iſolirten Platze und war ohnehin von jeher den weltlichen Vergnügungen unzugänglich.“ — Die Nachricht, daß Lady Stanhope mit dem bekannten Miſſionair Joſeph Wolf in eine engere Verbindung getreten ſey, erklärt der Reiſende für gänzlich ungegründet.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅛ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 30. Berlin, Montag den 11. März 1839.

Frankreich.

Ueber den bei den Franzoſen herrſchenden Geiſt der Oberflächlichkeit. *)

Ich bin neulich mit einem Ruſſiſchen Edelmanne gereiſt, welcher keinen allzu hohen Begriff von unſeren intellektuellen Fortſchritten zu haben ſchien, trotz aller Verſicherungen, welche ſich die Fabrikanten der Tagesblätter und Tagesbroſchüren erlauben, die laut ausſchreien, daß wir in dem Jahrhundert der Aufklärung leben. — Die Franzoſen, ſo ſprach er zu mir, haben Geiſt, viel Geiſt; aber forſchet ein wenig tiefer nach, und ihr werdet Nichts — ich ſage Nichts finden. Eine ſchimmernde und glänzende Spiegelfläche verdeckt die Leere; ein Mörtel, der hohl wiedertönt, wenn man ihn mit dem Hammer berührt. Uns Ruſſen betrachtet man als Barbaren, und doch widmen ſich unſere jungen Leute tieferen und ernſteren Studien, als die eurigen. Wir, wir ſind es, welche die Geſchichte Frankreichs kennen, und ihr wißt nichts von der Geſchichte Rußlands; es iſt ein ſeltener Fall, wenn ihr eure eigene Geſchichte vor der Umwälzung im Jahre 1789 kennt. Wir beſtreben uns, die philoſophiſchen Wiſſenſchaften zu ergründen, aber bei euch behandelt man dies Alles als alten Weiberſchnack. Seht, ſeit mehreren Jahren lebe ich zu Paris in den vornehmſten Kreiſen der Geſellſchaft; ich bin in nähere Berührung gekommen mit Söhnen Franzöſiſcher Pairs, mit Banquiers von der Chauſſée d'Antin, mit jungen Männern aus der Vorſtadt St. Germain, mit Advokaten, mit Präfekten, die ihren Abſchied erhalten haben, mit Mitgliedern des Jockey-Klubs, genug, mit den ausgewählteſten und hervorragendſten Perſonen in der jetzigen bürgerlichen Geſellſchaft. Nun wohl, fraget, was wiſſen ſie? Herzlich wenig, in der That. Fröhliche Leute ſind ſie der Mehrzahl nach, liebenswürdige Schwätzer, überluſtig, wenn ſie nicht im Uebermaße von der Melancholie ergriffen ſind, die ein beißendes, treffendes, geiſtreiches Wort über alle denkbare Gegenſtände vorbringen können, aber ſtocken und überraſcht ſind, wenn man nur ein klein wenig tiefer einzugehen verſucht, ſich luſtig über euch machen, wenn ihr den Faden einer ernſten Unterhaltung fortſpinnen wollt, ungeheure Abgeſchmacktheiten zu Tage fördern, wenn ſie euch die Ehre erzeigen, euch auf dieſem neuen Gebiete zu folgen, und ſich aus ihrem überſchwenglichen Unſinn durch ein beißendes Wortſpiel herauszureißen wiſſen. Sie ſind gleichzeitig geiſtvoller und unwiſſender als wir, und es erfüllt mit wahrer Trauer, wenn man ſieht, wie ſo herrliche Geiſtesgaben in baaren Rauch aufgehen.

So ſprach mein Ruſſiſcher Edelmann, ſog mit langen Zügen den Rauch einer Havannah-Cigarre ein und ſchien außerordentlich zufrieden mit ſeiner kleinen Rede. Es war eine ſchlechte Sache, für die ich kämpfen ſollte, weil ich im Grunde in den meiſten Punkten ſeine Anſicht theilte. Ich geſtand es ihm offen ein und ſagte ihm ſodann, er würde beſſer gethan haben, nach der Akademie der Wiſſenſchaften und dem anatomiſchen Theater in der medizinſchen Schule zu gehen, als nach dem Café de Paris und dem Jockey-Klub: er würde den Zuſtand der geiſtigen Bildung im heutigen Frankreich beſſer kennen gelernt haben. In Betreff der Geſchichte, ſetzte ich hinzu, begreife ich ſehr wohl, daß ihr mit der unſrigen vertrauter ſeyd, als wir mit der eurigen, die wir beinahe gar nicht kennen; denn man widmet eine ernſtere Forſchung nur der Geſchichte derjenigen Völker, die auf die Fortſchritte der Civiliſation einen erheblichen Einfluß ausgeübt haben, und wir haben — Niemand kann es in Abrede ſtellen — einen bedeutenden Platz auf dieſem Gebiete ſeit Karl dem Großen ausgefüllt; und ihr, wo waret ihr, was thatet ihr vor Peter dem Großen? Wer ſollte ſich damit abgeben, die Geſchichte der nomadiſchen Tataren zu durchforſchen? Haben ſie etwa eine Geſchichte? Und wenn ſie eine haben, was liegt daran? Was die philoſophiſchen Wiſſenſchaften betrifft, ſo haben wir ſo viele Syſteme über einander ſtürzen ſehen, daß uns wohl ein Widerwille gegen Alles, was dorthin gehört, hat beſchleichen können. Die Philoſophen ſind Leute, welche ſich auf gelehrtere Weiſe täuſchen und anſtändiger in der Irre umherwandeln, als das gemeine Volk; aber in der Mehrzahl der Fälle ſind ſie nicht minder plump und hegen überdies noch das Vorurtheil, daß die hochtrabenden Worte, deren ſie ſich bedienen, tiefe Wahrheiten in ſich ſchließen.

Das Geſpräch dauerte geraume Zeit, und der Ruſſiſche Herr, welcher unſere Sprache faſt eben ſo gut redete, als es nur irgend ein Mitglied der Franzöſiſchen Akademie vermag, bewies mir durch zahlreiche Beiſpiele, daß er nicht Unrecht habe, wenn er uns die Oberflächlichkeit unſeres Geiſtes und unſeres wiſſenſchaftlichen Treibens zum Vorwurfe mache. Uebrigens müſſen wir eingeſtehen, ſo ſchwer es auch unſerem Stolze werden mag, daß dies die allgemeine Anſicht iſt, die ſich im geſammten übrigen Europa von uns gebildet hat. In der Schweiz pflegt man zu ſagen: das iſt ganz Franzöſiſch, um geringhaltige Meinungen, ungenaue Behauptungen, voreilige Urtheile, Widerſprüche zwiſchen dem Anfang und dem Ende einer Rede oder auch nur eines Satzes zu bezeichnen. Es iſt allerdings wahr, daß die Schweizer kein Witzwort ſo geſchickt zu ſpitzen verſtehen (Uhland's Ausdruck hat ſich wohl das Bürgerrecht erworben), noch eben ſo angenehme Dinge über Nichts zu ſagen wiſſen; aber ſie ziehen die Logik der Rhetorik vor, den geſunden Menſchenverſtand den ſchönen Worten. Ich theile im Allgemeinen ihre Anſicht.

Die Deutſchen behandeln uns noch ſchlimmer, indem ſie von dem Gipfel eines Berges ihrer mit lauter Gelehrſamkeit geſpickten und vollgepfropften Bände auf uns herabblicken. Sie rühmen ſich, von uns nichts weiter zu entlehnen, als unſere komiſchen Opern, unſere Luſtſpiele und unſere Köche, unſerer Tanzmeiſter nicht zu gedenken; im Uebrigen aber ſehen ſie auf uns mit einem wahren Herrſcherſtolze herab. Die Wiſſenſchaft iſt, wenn man ſie hört, nur ihr Reich; ſie überlaſſen uns das des Geiſtes, aber welches Geiſtes? Die Deutſchen können Recht haben, aber ſie würden dieſem Rechte nichts vergeben, wenn ſie mit etwas größerer Beſcheidenheit aufträten. Sind wir allzu oberflächlich, ſo ſind ſie dafür häufig zu maſſiv, und Alles zuſammengenommen, haben wir einen weit bedeutenderen Einfluß auf ſie ausgeübt, als ſie ihrerſeits auf die geſammte übrige Menſchheit. Auch übertreffen wir ſie noch jetzt in dieſem Punkte, weil ſie ſich nur allzu häufig in leeren und unverſtändlichen Theorieen ergehen, während wir die praktiſche Seite der Dinge beſſer aufzufaſſen wiſſen.

Wie dem aber auch ſeyn möge, der Vorwurf der Oberflächlichkeit iſt da, und wir müſſen ihn annehmen. Unſere eigenen Mitbürger, ſobald ſie nur einigermaßen nachzudenken und zu beobachten befähigt ſind, bedauern die immer mehr und mehr ſich fühlbar machende Abweſenheit jener kräftigen, ernſten, gewiſſenhaften, ausdauernden Studien, welche erhabene und zugleich gehaltvolle Geiſter hervorbringen. Man ſucht in ſeiner Umgebung, in Paris und in den Provinzen Männer, welche durch ausdauernde und anhaltende Forſchungen gründliche Kenntniſſe in den philologiſchen, hiſtoriſchen, theologiſchen, metaphyſiſchen Wiſſenſchaften, oder ſelbſt nur in der Literaturgeſchichte, ſich erworben haben, und man findet deren nur in immer abnehmender Anzahl. Im Allgemeinen weiß man viel Dinge in Frankreich, aber man weiß ſie ſchlecht und oberflächlich. Eine Maſſe von Leuten verſteht es, über jedweden Gegenſtand zu ſprechen, ſo ſagte der Ruſſiſche Edelmann, aber wie und auf welche Art ſprechen ſie darüber? wie tief dringen ſie ein? Die Liebenswürdigkeit läuft auf den Straßen umher, wo aber bleibt das gelehrte Wiſſen? Es iſt im höchſten Grade auffallend, daß bei uns das Genie vielleicht weniger ſelten iſt, als eine wahrhafte Ausbildung der geiſtigen Fähigkeiten. Die Gelehrten ſind todt! **)

Doch muß man Ausnahmen zugeſtehen. Die Naturwiſſenſchaften und die Mathematik werden mit Sorgfalt bearbeitet und zählen ausgezeichnete Schüler auf ihrem Gebiete. Wir haben in dieſem Jahrhundert große Geologen gehabt, tiefe Mathematiker, ausgezeichnete Naturforſcher, berühmte Aerzte, Männer endlich von hervorragendem Verdienſt in allen poſitiven Wiſſenſchaften, in der materiellen Grundlage der menſchlichen Erkenntniß. Ausgezeichnete Studien macht man in der Polytechniſchen Schule,

*) Le Semeur, Journal religieux, politique, philosophique et littéraire. VIII, 1. 2 Janv. 1839.

**) Doch Letronne und einige ſeines Gleichen ausgenommen, namentlich Orientaliſten, wie Silv. de Sacy, Champollion (die freilich todt ſind), Eugene Burnouf u. m. A.

Digitized by Google

auf dem Gewerb-Inſtitut (Ecole des Arts et des Métiers). Der Zeitgeiſt bewegt ſich nach dieſer Richtung hin, und unſer Geiſt iſt nichts weniger als oberflächlich, ſobald es ſich um Erlangung eines ſich gut verzinſenden Platzes oder um Gewinnung von Millionen handelt. Aber verlaßt nur den Kreis jener Studien, welche die Materie und die Verbindungen der Materie zum Gegenſtande haben, wo in aller Welt findet ihr Folgehaltigkeit, Gründlichkeit, Beharrlichkeit und tieferes Eindringen!

Sehet unſere Profeſſoren an dem Collége de France! Sie haben Talent, ſie beſitzen Lebendigkeit — es muß zugegeben werden. —; ſie drücken ſich zierlich aus und angenehm über ſämmtliche ihnen vorliegende Fragen; ſie wiſſen viele ſinnreiche Beobachtungen und merkwürdige Thatſachen in einen geeigneten Hintergrund zu ſtellen, wie ich gern zugeſtehen will; ſie finden bisweilen, hier- und dorthin ſchweifend, einen erhabenen Gedanken, ein treffendes Bild, einen glücklichen Vergleichungspunkt, irgend etwas Neues, Anregendes und Feſſelndes, ich will es keinesweges leugnen; ihre Vorleſungen laſſen ſich mit Spannung anhören, mit Reiz, und feſſeln die Aufmerkſamkeit einer zahlreichen Zuhörerſchaft: ganz wohl! Will man von dieſem Geſichtspunkte aus die Lobeserhebungen noch weiter ausdehnen, ſo will ich meine Unterſchrift nicht verſagen, um bei Niemanden anzuſtoßen. Aber die Wiſſenſchaft! die Wiſſenſchaft! ich meine eine logiſche, regelmäßige, gewiſſenhafte Entwickelung und Darlegung, die jedem einzelnen Dinge ſeinen Platz anweiſt, einen unbedeutenden Platz dem Unbedeutenden, einen hervorragenden dem Hervorragenden, die nichts, was weſentlich iſt, übergeht, keine Lücke läßt in der Reihenfolge der Gedanken und Thatſachen; jene wahre Wiſſenſchaft, jene kräftig erſtarkte Wiſſenſchaft, hütet euch, ſie von unſeren Profeſſoren zu verlangen. Sie ſuchen ſie weder, noch bekümmern ſie ſich darum auch nur auf die entfernteſte Weiſe; ſie laſſen ſie von ganzem Herzen gern liegen in der Rumpelkammer der alten Université.

Und wenn die Lehrer ſo oberflächlich ſind, wie ſoll es mit den Schülern anders ſtehen? Wohl ſind es das Collége français und die übrigen ſogenannten wiſſenſchaftlichen Inſtitute von Paris, aus denen die jungen Leute hervorgehen, welche unſere Theater bevölkern, unſere Kaffeehäuſer, unſere Zeitungs-Büreaus, und die uns der Verhöhnung Europa's bloßſtellen. Sie haben drei oder vier Jahre damit zugebracht, dieſen philoſophiſchen, geſchichtlichen und literariſchen Vorträgen zu folgen, und Alles, was ſie dabei gewonnen haben, beläuft ſich auf einige oberflächliche und unzuſammenhängende Ideen, einige geiſtvolle, aber hohle Worte, die geeignet ſind, einen Platz in der Unterhaltung zu finden.

Ich weiß nicht, ob die Theologie gründlicher als die übrigen Zweige des encyklopädiſchen Baumes auf der Sorbonne gepflegt wird; darf man aber ein Urtheil darüber fällen nach den Tagesblättern der Römiſch-Katholiſchen Kirche und den Konferenzpredigern, die, wie ich vermuthe, aus den beſten und geſchickteſten gewählt werden, ſo hat die Theologie ſich verflacht, eben ſo wie alles Uebrige. Das Land, in welchem ſich die ſcholaſtiſche Gelehrſamkeit mit dem größten Glanz hervorgethan hat, das Land, welches der theologiſchen Gelehrtenwelt die gründlichen Männer des Port-Royal gab, bringt keine Gottesgelehrten mehr hervor. Es iſt ein völliges Elend, ein gänzlicher Mangel. Einige Seminariſten, von ſchneller Auffaſſungsgabe und glühender Einbildungskraft lernen vielleicht mehr oder minder romantiſche Verſe über die Dogmen der katholiſchen Kirche machen; andere, die mehr Reflexionsgabe und größeren Ehrgeiſt beſitzen, üben ſich darauf ein, mit Beredſamkeit gegen die ſündlichen Neigungen des Jahrhunderts anzudonnern; aber die Theologie, die Theologie! ſie iſt dahin oder liegt wenigſtens, wenn ſie nicht ſchon verblichen iſt, in den letzten Zügen. Was iſt, ich bitte euch, geworden aus den Brüdern des Oratoriums, aus den Benediktinern? Wir haben einige junge Leute geſehen, die ihnen nacheifern wollten, aber der ganze Gewinn dieſes Strebens lief auf eine Periode hinaus. Man kennt von ihnen gewiſſe Legenden im Modenſtile abgefaßt; prachtvolle Proſpektus in den Zeitungen zur Anpreiſung ihrer Geiſteserzeugniſſe. Das lohnte wahrlich nicht der Mühe, ſich in ein Kloſter einzuſperren.

Gehen wir von den wiſſenſchaftlichen Inſtituten zu den Büchern über, welche heutigen Tages in Frankreich erſcheinen, was erblicken wir? Etwa Abhandlungen ex professo über irgend einen Zweig der Wiſſenſchaft? Nein, wenn man auch hier wieder die Phyſik, Chemie, Mathematik, Aſtronomie und die übrigen verwandten Gebiete ausnimmt. Etwa Schriften mit mühevollem und gewiſſenhaftem Fleiße angefertigt, wenigſtens auf dem Gebiete der Literatur? Keinesweges; man trifft auf ſehr abſprechende und inhaltsleere Vorreden, in denen der Verfaſſer ſich vielfältig ſelbſt lobt und eine Theorie entwickelt, welche vollkommen genau ſeinen Mängeln ſich anpaßt. Verlangt man hiernächſt Broſchüren, in denen im Fluge die ſchwierigſten Fragen abgehandelt werden, Pamphlete, worin mit dem äußerſten Ende der Fingerſpitzen alles dasjenige berührt wird, was es Erhabenes und Ehrwürdiges in den Inſtitutionen der menſchlichen Geſellſchaft giebt? Von allen Seiten werden ſie auf euer Pult in zahlloſer Menge herabregnen. Wünſcht ihr endlich Romane? Geſchichtliche Romane, in denen die Geſchichte als Mummenſcherz erſcheint; Sittenromane, worin das ſittliche Gefühl unaufhörlich beleidigt wird; pſychologiſche Romane, in denen man nicht die geringſte Spur antrifft von den wirklichen Leidenſchaften des menſchlichen Herzens; pathetiſche Romane, wo die Entwickelung des Dramas auf dem Grèveplatze ſtattfindet? Es giebt deren von allen Farben, in allen Formaten, in allen möglichen Darſtellungsweiſen, für die mannigfaltigſten Arten von Geſchmack, nur nicht für den guten Geſchmack, nicht entſprechend der Anforderung des Schönheits- und Kunſtgefühls. Gefällt es euch außerdem, Theaterſtücke zu leſen? An jedem Tage werden deren neue ausgebrütet, und ihr müßt euch beeilen, denn ſie verlieren ſich ſchnell in dem Meere der Vergeſſenheit. Aber ſucht ihr ernſte Werke, die zehn oder zwanzig Jahre redlichen Bemühens erheiſchten; fragt ihr nach Geſchichtsforſchern, die Geſchichte kennen, nach Metaphyſikern, die mit der Metaphyſik vertraut ſind, nach Literatoren, denen die Literatur nicht fremd iſt, und Schriftſtellern, die Zeit und Mühe auf Schreiben verwenden, dann wird ſich eure Bibliothek nicht ſonderlich vermehren. Es giebt wohl noch einige wenige Männer dieſes Schlages: aber ſie ſind leicht zu zählen; rari nantes in gurgite vasto.

Im Allgemeinen (wir wollen die Einzelheiten nicht anhäufen, welche den Leſer nur ermüden würden) ſteht es feſt, daß das redliche Studium (man wird jetzt wiſſen, was wir unter dieſem Ausdruck verſtehen) immer ſeltener wird und ſeltener; es iſt ausgemacht, daß gelehrte Männer, — Spezialiſten könnte man ſie nennen, — welche mit kräftigem Geiſte und unermüdlicher Ausdauer eine Wiſſenſchaft erfaſſen, die es verdient, das Nachdenken ernſter Geiſter zu beſchäftigen und zu feſſeln, nur durch weite Zwiſchenräume geſondert in unſerer bürgerlichen Geſellſchaft daſtehen. Man beſchränkt ſich darauf, die Oberfläche der Dinge zu betrachten, man läuft von der einen zur anderen, ohne Stillſtand, ohne Ruhepunkt. Die Intelligenz hat auf der Oberfläche an Breitenausdehnung gewonnen, verloren an Tiefe. Es gilt eben ſo viel, es ohne Umſtände anzuerkennen, als uns durch allzu ſchlagende Beweiſe davon gezwungener Weiſe überführen zu laſſen: wir ſind wenig durchgebildet, wir ſind oberflächlich.

Woher kommt dies? Viele Leute ſagen, daß die Quelle dieſes Fehlers im Nationalcharakter zu ſuchen ſey. Dies iſt möglich, und ich werde mich wohl hüten, dieſen Grund geradehin und gänzlich zu verwerfen. Allein Frankreich hat im Mittelalter, wie ſchon bemerkt worden iſt, die ſcholaſtiſchen Doktoren von der fruchtbarſten Gelehrſamkeit hervorgebracht. Im ſechzehnten Jahrhundert ſah es die gelehrteſten Philologen entſtehen. In dem folgenden Jahrhundert beſaß Frankreich Theologen, Chronologiker, Helleniſten, Apologeten, Alterthumsforſcher voller Ausdauer und Gründlichkeit. Zweihundert Jahre hindurch — fremde Gelehrte mögen behaupten, was ſie wollen — haben wir das Scepter geführt, nicht allein auf dem Gebiete der Literatur, ſondern auch auf dem der Gelehrſamkeit im engeren Sinne des Wortes. Erſt im achtzehnten Jahrhundert beginnt der Franzöſiſche Geiſt ſich zu verflachen. Er wird ſchönredneriſch und hört auf, gelehrt zu ſeyn. Völlige Unwiſſenheit iſt ſeltener, aber auch die wahre Wiſſenſchaft ſeltener anzutreffen. An die Stelle eines Dacier, Bochert, Hunt, Boſſuet, Petau traten Lamotte, Fontenelle, Voltaire, Diderot, magere und dürre Philoſophen, armſelige Geſchichtsforſcher, höchſt zweifelhafte Gelehrte.

Hier ſtellt ſich uns ein Zuſammentreffen dar, nach dem ich nicht ſuchte, welches aber dennoch hervorgehoben zu werden verdient. Der Franzöſiſche Geiſt beginnt gerade in derjenigen Zeitepoche oberflächlich zu werden, in welcher der religiöſe Glaube abnimmt und verliſcht. Zu derſelben Zeit, wo die Seelen nicht mehr dem Chriſtenthume angehören wollen, weigern ſich die Geiſter, ſich ernſten Studien hinzugeben. Mit dem Evangelium wirft man auch die wahre Wiſſenſchaft fort, und es ſcheint, als ob der Unglaube die Oberflächlichkeit in jeglichem Dinge zur Folge hat. Dieſe Zuſammenſtellung widerſpricht einer bei uns ſehr in Gunſt ſtehenden Meinung, welche der Fortſchritt des Scepticismus dem Fortſchritte der Aufklärung zuſchreibt; aber dies iſt nicht meine Schuld. Die Geſchichte iſt da, welche dieſe Thatſache beglaubigt, und es würde vielleicht nicht ſchwer halten, ſie genügend zu erklären, wären hier der Ort und die Zeit dazu.

Die politiſchen Umwälzungen am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts haben redlich dazu beigetragen, unſere Studien zu verflachen. Ein Jeder beſchäftigte ſich mit dem, was ſich auf den öffentlichen Plätzen zutrug, anſtatt friedlich in ſeinem Hauſe mit den guten Schriftſtellern der alten und neuen Zeit zu leben. Da Alles und Jedes tagtäglich in Frage geſtellt war, ſo fühlte man weder die Luſt, noch hatte man den Muth oder die Kaltblütigkeit, welche erforderlich ſind, um den Wegen nachzuforſchen, welche die Menſchheit früher eingeſchlagen hat. Die Geſchichte des vorhergehenden Tages und die Furcht vor dem kommenden ließen keinen Raum für die ruhigen Forſchungen auf dem Studirzimmer. Die Gegenwart verwiſchte die Vergangenheit, indem ſie ſämmtliche Kräfte der Intelligenz aufzehrte; und da dieſe Umwälzungen, mit Unterbrechungen von kurzer Dauer, ſeit einem halben Jahrhundert fortwähren, ſo hat man ſich daran gewöhnt, ſchnell zu ſtudiren, d. h. ſchlecht zu ſtudiren, um alle ſeine Aufmerkſamkeit auf die Zuſtände der Gegenwart verwenden zu können. Das ſittliche Leben des Einzelmenſchen iſt von dem Fieber der bürgerlichen Geſellſchaft angeſteckt worden. Aber die Wiſſenſchaft bequemt ſich dieſem Fieber nicht an: ſie verlangt Ruhe, Zufriedenheit des Geiſtes und Herzens, eine Art von Theilnahmloſigkeit, wenn man ſo ſagen darf, an Allem, was nicht ſie ſelbſt iſt. Findet die Wiſſenſchaft den Menſchen nicht in dieſem Zuſtande, ſo zieht ſie ſich zurück, oder vielmehr ſie kommt nicht.

Nicht allein die politiſchen Ereigniſſe haben die Gemüther zu ſehr für die Thatſachen in Anſpruch genommen, von denen die Straße und die Klubs erfüllt waren, ſie haben auch jene unermeßliche Anzahl von Tagesblättern hervorgerufen, die gewöhnliche Nahrung für diejenigen, welche heutigen Tages leſen, das

Digitized by Google

tägliche Brod für alle Welt, das eine feſtere geiſtige Nahrung verſchmähen heißt. Der Journalismus iſt ſehr oberflächlicher Natur, er kann ſelbſt nicht anders ſeyn; er behandelt alle Gegenſtände im Fluge und in einigen wenigen Zeilen, kehrt jedes Ding nach allen Richtungen hin in einer Viertelſtunde um: der Journalismus hat ſich daher auch ein Volk nach ſeinem Bilde geſchaffen. Wir beſchränken uns hier auf die Bemerkung, daß ihm mehr als irgend einer anderen Urſache der Geiſt der Oberflächlichkeit beizumeſſen iſt, welcher jetzt das Franzöſiſche Volk charakteriſirt.

Endlich das Leben in den Kaffeehäuſern und in den Geſellſchaftszimmern, in den Theatern und an den öffentlichen Vergnügungsörtern, hat in unſeren Tagen übermäßig um ſich gegriffen. Man hat ſich immer mehr und mehr von dem Umgange mit ſich ſelbſt losgeriſſen, um ſich ohne allen Rückhalt in die Geſellſchaft der Außenwelt zu begeben. Man hat die Bücher verlaſſen, jene alten treuen Freunde, die uns ſtets ihre guten Dienſte leiſten, und hat ſich minder beſtändigeren, wankelmüthigeren Freunden hingegeben, die aber belebter ſind, geräuſchvoller, die der Seele lebhaftere Zerſtreuungen gewähren. Daher nur zwei Folgen, deren eine ſo unangenehm iſt, wie die andere: erſtlich, man hat weniger geleſen und alſo weniger gelernt; zweitens, man hat ſich Mühe geben müſſen, dahin zu kommen, daß man über Alles mitreden und ſein eigenes kleines Ich bei jeder Gelegenheit zur Schau tragen kann. Sollte es daher auffallend ſeyn, daß wir ſo oberflächlich geworden ſind? Staunen kann man nicht darüber.

Die Urſachen des Gebrechens geben zugleich die Mittel zur Heilung an die Hand. Es würde eine doppelte Arbeit ſeyn, die letzteren zu entwickeln; der Leſer wird leicht den Mangel zu ergänzen im Stande ſeyn.

Das Bagno zu Breſt.

(Fortſetzung.)

Den Reglements zufolge, ſollen die Sträflinge ſo viel wie möglich von den anderen Arbeitern getrennt werden; aber in der Wirklichkeit geſtaltet ſich die Sache ganz anders, und in den meiſten Fällen iſt es unmöglich, eine ſo gefährliche Berührung zu verhüten, ſo lange man die Sträflinge zu den Arbeiten im Arſenale verwendet. Wenn ein Schiff ausgerüſtet werden ſoll, ſo wird augenblicklich eine Schaar Sträflinge an Bord deſſelben geſchickt, und dieſe drängen ſich unter die Seeleute, ohne daß die Wachſamkeit der Aufſeher dies verhüten könne oder vielleicht auch nur wolle. Man begnügt ſich, ihre Entweichung zu verhindern. Ein Sträfling ſagte einſt zu einem Matroſen: „Mein Sklavendienſt dauert noch drei Jahre, der Deinige hört nie auf.“ Ueberall im Hafen ſieht man Galeerenſklaven; zur Behauung der Steine, zur Reinigung des Hafens, zur Transportirung der Baumaterialien, zum Sägen des Holzes iſt eine große Menge derſelben erforderlich. Andere ſind in den Werkſtätten beſchäftigt, denn man findet unter ihnen natürlich geſchickte Arbeiter jeder Art, die dann auch verhältnißmäßig bezahlt werden. Zuweilen kommt es ſogar vor, daß hier nicht unwichtige induſtrielle und mechaniſche Erfindungen gemacht werden; und ganz kürzlich noch haben zwei Galeerenſklaven Herrn Arago eine Maſchine überſendet, welche beſtimmt iſt, die Exploſion der Dampfkeſſel zu verhindern; die Akademie hat ſich zu Gunſten dieſer Erfindung ausgeſprochen. Die Sträflinge werden auch in den Schmieden gebraucht, und man kann in der vollen Bedeutung des Wortes von ihnen ſagen, daß ſie ihre Ketten ſelbſt ſchmieden. Noch auffallender iſt es vielleicht, daß die Krankenwärter des Marine-Hospitals, die Köche, die Gärtner u. ſ. w. aus ihrer Mitte genommen werden. Die Menſchlichkeit kann gewiß gegen eine Erleichterung der Strafe nichts einwenden, aber ein gewiſſes Maaß müßte doch hierbei gehalten werden. Als Krankenwärter ſind ſie allerdings vortrefflich, und in der Zeit der Cholera haben ſie Beweiſe des höchſten Muthes und der größten Aufopferung abgelegt, aber dennoch iſt es gefährlich, dieſen Menſchen einen ſo weiten Spielraum zu laſſen. Dies beweiſt ein Vorfall, der ſich vor nicht langer Zeit zugetragen hat. Joſeph Bodelet, der wegen der Ermordung ſeiner Frau eingezogen worden war, und der im Hospital das Amt eines Koches verſah, ſchnitt der Schweſter Saint-Malch mit dem Meſſer, welches dieſe ihm übergeben hatte, den Kopf ab. Sie fiel als Opfer ihres Vertrauens oder vielmehr ihres Beſtrebens, die Beamten zufrieden zu ſtellen, denn dieſe waren alle Verehrer der Kunſt dieſes Vatel, der früher im Dienſte des Herzogs von Bourbon geſtanden hatte. Dies Beiſpiel iſt freilich das einzige der Art.

Die Sträflinge werden im Allgemeinen nur als Inſtrumente, als Tagelöhner im Dienſte der Marine-Beamten betrachtet. Man nutzt ihre Fähigkeit ſo gut wie möglich, aber der moraliſche Geſichtspunkt bleibt ganz außer dem Spiele. Wenn ihr Betragen zufriedenſtellend iſt, ſo werden ſie wohl belohnt, aber das hängt größtentheils von den Launen des Zufalls ab. Für die moraliſche Beſſerung der Uebrigen ſorgt man nicht, ſie vegetiren, wie es eben geht, und mögen ſich nach Belieben beſſern oder noch tiefer ſinken. Man iſt nur auf der Hut vor ihnen und ſchmiedet ſie wie die wilden Thiere an. Im Jahre 1828 kam man auf den glücklichen Einfall, ſie in verſchiedene Klaſſen abzutheilen. Damals gab es einen Prüfungsſaal, in welchen diejenigen untergebracht wurden, die ſich durch ihr gutes Betragen auszeichneten; das wurde indeß bald wieder zu umſtändlich befunden. Was fragt man auch im Bagno nach moraliſchen Rückſichten? Und wie ſollte man am Ende unter drei- bis viertauſend Menſchen einen Jeden im Auge behalten und ihm ſeine beſtimmte Stellung anweiſen können? Jetzt ſind Alle ohne Unterſchied unter einander gemiſcht. Nur der Saal der Invaliden, in welchem die Alten und Gebrechlichen hauſen, macht eine Ausnahme. Dieſer Saal macht unzweifelhaft den ſchmerzlichſten und peinlichſten Eindruck. Da iſt ein wirres Durcheinander von gebrechlichen Greiſen, Verſtümmelten, Amputirten, welche die Verzweiflung und Gewiſſensbiſſe in einen Zuſtand thieriſcher Verdumpfung verſetzt haben. Der Eine kömmt lachend, ſingend den Eintretenden entgegen: das iſt ein Vatermörder. Ein Anderer, der traurig und niedergedrückt daſitzt, hat ſeinen jetzigen Aufenthalt der Freiheit vorgezogen, denn er hat keine Familie mehr und iſt unfähig zu jeder Arbeit. Ein Dritter, den der Wahnſinn noch nicht ergriffen hat, iſt eine Beute der wüthendſten Verzweiflung. Welches Bild des Elends! An jedem Tage rafft der Tod ein Opfer hinweg. Sein Name wird dann in die Todtenliſte eingetragen, und damit iſt Alles abgemacht. Ein berühmter Arzt, der neulich dieſen Saal beſuchte, äußerte: „Ich habe Jaffa, die Schlacht an der Moskwa und Waterloo geſehen, aber dieſer Anblick übertrifft Alles.“ — Lange Zeit waren dieſe Unglücklichen ganz unbeſchäftigt, jetzt läßt man ſie ſpinnen, Wolle kratzen u. ſ. w.

Des Morgens verlaſſen alle Sträflinge die Säle, um je nach den Bedürfniſſen des Arſenals verwendet zu werden. Die Art und Beſchaffenheit der Arbeit ſind nicht feſt beſtimmt, ſondern hängen von den Anforderungen des Augenblicks ab. Die Galeerenſklaven ſind in verſchiedene Compagnieen abgetheilt und marſchiren immer zu zweien. Ihre Bekleidung iſt häßlich, aber bequem, ſie beſteht aus einer Mütze, einem Kittel, weiten Beinkleidern von Leinewand oder von grobem Tuche. Die Farbe iſt häufigen Veränderungen unterworfen geweſen; jetzt iſt ſie roth, gelb und grün. Die Beinkleider ſind gelb, der Kittel roth und die Aermel, Aufſchläge oder Kragen gelb, um die zweimal Verurtheilten, die lebenslänglich Gefangenen und die Verdächtigen unterſcheiden zu können. Die auf eine beſtimmte Zeit Verurtheilten tragen eine rothe Mütze, die lebenslänglich Verurtheilten und die Verdächtigen eine grüne.

Der Arbeitslohn ſteht im Verhältniß zur Beſchaffenheit der Arbeit. Die Tagelöhner erhalten fünf bis fünfunddreißig Centimen, die Arbeiter den ſiebenten Theil des Lohnes der freien Arbeiter.

Wie ſchrecklich nun auch der Zuſtand der Galeerenſklaven ſey, ſo muß man doch anerkennen, daß die Verwaltung Manches gethan hat, um eine Verbeſſerung ihrer Lage vorzubereiten; nur Schade, daß die Grundlage, auf der das ganze Gebäude ruht, ſo ſchadhaft iſt und eine Ausbeſſerung im Einzelnen nicht viel helfen kann. Eine ſehr zweckmäßige Einrichtung war die Anlegung einer Sparkaſſe für die auf eine beſtimmte Zeit Verurtheilten, und es wäre nur zu wünſchen, daß dieſe Wohlthat auch den auf Lebenszeit Verurtheilten zu Gute käme, denn auch ſie dürfen eine Milderung ihrer Strafe hoffen. Die aus dem Bagno Entlaſſenen erhalten eine Summe von 20 Franken; der Ueberfluß ihrer Erſparniſſe wird den Maires der Gemeinde überwieſen, in welcher ſie ihren Aufenthalt nehmen.

Die Bewachung der Gefangenen iſt beſonderen Beamten anvertraut, welche „gardes-chiourmes“ heißen. Sie haben eine militairiſche Organiſation und werden gut beſoldet. Ihre Anzahl hängt von der der Sträflinge ab, und auf zehn kommt immer ein Aufſeher. Dieſelben ſollten eine große ſittliche Kraft haben und von energiſchem Charakter ſeyn, aber gewöhnlich wirkt der beſtändige Umgang mit den Sträflingen ungünſtig auf ſie ein, und ſie ſind nur zu häufig die Mitſchuldigen derſelben, ſehen ihnen ihre ſchlechten Streiche nach oder befördern wohl gar ihre Entweichung. Ihre Aufgabe iſt übrigens eine ſehr ſchwierige, denn ſie müſſen immer unter den Sträflingen ſeyn oder gar ſie an abgelegene Oerter geleiten und beſtändig vor den rachſüchtigen Plänen abgehärteter Verbrecher auf ihrer Hut ſeyn. Viele Wächter gehorchen daher auch vielmehr dem Triebe der Selbſterhaltung als der Pflicht. Noch kürzlich wurde ein Wächter wegen eines groben Vergehens beſtraft. Da er Zutritt in ein Büreau hatte, ſo war es ihm gelungen, eine Menge Reiſerouten zu entwenden, die er den Sträflingen das Stück zu 50 Franken verkaufte. Dieſe Veruntreuungen konnten zahlreiche Entweichungen zur Folge haben, denn die Sträflinge werden weniger durch die materiellen Schwierigkeiten als durch die Unmöglichkeit, ſich den Nachforſchungen der Polizei zu entziehen, zurückgehalten. Da die Sträflinge ſich beſtändig im Arſenal aufhalten, ſo kennen ſie auch alle Schlupfwinkel und Auswege; ſie haben tauſend Gelegenheiten, ſich mit ihren Helfershelfern zu verabreden und die Matroſen und Arbeiter zu verführen. Von ihrer Liſt iſt es ſchwer, ſich eine Vorſtellung zu machen. Sie ſelbſt behaupten, daß ein Jeder von ihnen jährlich ſeinen Entweichungstag hat, und daß ſeine Gefährten ihn dabei unterſtützen müſſen. Jemand erzählte mir, daß er einſt aus dem Fenſter den Sträflingen zuſah, die im Baſſin des Hafens beſchäftigt waren. Plötzlich bemerkte er unter ihnen einen vollſtändig ausgerüſteten Soldaten. Die Sträflinge ſetzten ruhig ihre Arbeiten fort, und der Soldat aus dem Stegreife war im Begriff, das Arſenal zu verlaſſen, als ihn ein Wächter erkannte. Die Umwandlung war ſo ſchnell vor ſich gegangen, daß derjenige, welcher die Gruppe unausgeſetzt betrachtete, ſie gar nicht wahrgenommen hatte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Bibliographie.

L'obelisque de Luxor. Histoire de sa translation à Paris etc. — Von A. Lebas. 4. 25 Fr.

Portefeuille d'un marin. — Von Ed. Bouvel. 7½ Fr.

Recueil de tables et de renseignemens utiles à la navigation. — Von Cap. E. Matenas. 8 Fr.

Annuaire général du commerce judiciaire et administratif de France et des principales ville du monde; pour 1839. — Von Ch. Lamy. 12 Fr.

La chambre des poisons. — Geſchichte aus der Zeit Ludwig's XIV. Von P. L. Jacob. 2 Bde. 15 Fr.

Histoire du droit romain au moyen âge. Par M. de Savigny. — Aus dem Deutſchen überſetzt von C. Guenoux. 3 Bde. 21 Fr.

Le livre du roy Modus et de la royne Racio. — Neue, nach den Handſchriften der Königl. Bibliothek veranſtaltete Ausgabe, mit Verzierungen, treu nach den im Manuſkript befindlichen Vignetten gearbeitet. Von Elzear Blaze. 50 Fr.

Rußland.

Ruſſiſche Volksberedſamkeit.

III. Der Jämſchtſchik (Poſtillon).

Die Beredſamkeit unſerer Deutſchen Fuhrleute ſteckt faſt einzig und allein in ihrer Peitſche, deren Geknall ihr Hauptgeſpräch mit den Pferden iſt. Dieſen Luxus des Knallens kennt man in Rußland durchaus nicht, denn hier giebt es nirgends eine ſolche Vorrichtung an den Peitſchen, die Knall-Effekt zu machen beſtimmt wäre. Ueberhaupt macht der Ruſſiſche Fuhrmann ſehr wenig Gebrauch von ſeiner Peitſche, und man muß geſtehen, daß, wenn die Ruſſiſchen Pferde auch ſonſt nicht beſonders zärtlich gepflegt und verwöhnt werden, vielmehr ein ſehr hartes Leben haben, man ſie doch auch nie mit unbarmherzigen Schlägen peinigt. Gewöhnlich bedient ſich der Ruſſiſche Jämſchtſchik (Fuhrmann, Poſtillon) bloß der Rede, um ſeine Pferde aufzumuntern, zu loben oder zu tadeln, und nie habe ich in Rußland ſo viele Rache und harte Strafe an den armen unſchuldigen Thieren ausüben ſehen, wie wohl in anderen Ländern und ſelbſt in unſerem Deutſchland. Der Schelt- und Schmeichelworte hat dagegen der Jämſchtſchik ein ganzes Wörterbuch voll. Um den Reichthum an ſolchen Redensarten kennen zu lernen, muß man durch ganz Rußland gereiſt ſeyn, denn jeder Poſtillon hat wieder ſeine eigenen Lieblingsausdrücke. Sie ſind aber alle in demſelben Geiſte, und um dieſen kennen zu lernen, reicht es hin, daß wir nur eine Station mit einem ſolchen beredten Jämſchtſchik fahren. Er wird uns genug Unterhaltung gewähren.

Obgleich es ſchlecht Wetter iſt, — wie ſollte es nicht ſchlecht Wetter in Rußland ſeyn? — obgleich es ſtürmt, regnet und zwiſchen durch auch ſchneit und wir Paſſagiere uns in warme Pelze hüllen, ſo hat unſer Jämſchtſchik doch faſt nichts als ſein Hemd auf dem Leibe. Wir wundern uns darüber. Er ſagt aber: „Nitschewo ſs'," (Thut nichts, mein Herr) beſteigt den Bock, wo er mit einem Zipfel des Haferſacks oder einem Stück Matte, das er zufällig findet, ſeine Glieder nothdürftig bedeckt. Er ordnet die Zügel, deren für vier Pferde immer ein Dutzend da iſt, ſteckt eine Peitſche, die er nicht nöthig hat, unter den Sitz, zieht ſich den noch vorhandenen Reſt ſeiner Hutkrämpe gegen die Windſeite herum, — denn dieſer 6 Zoll lange und ½ Zoll breite Flicken bildet ſein einziges Schutz- und Wetterdach, — blickt dann noch ein Mal nach den Paſſagieren um, und findet er Alles in Ordnung, ſo ruft er ſeinen Pferden zu: „Stepaitje ſa' bogom! (Nun fort, Kinder, mit Gott!) Lauft, lauft, ihr Freundchen, damit uns die Herren ein gutes na tschaju („zum Thee" Trinkgeld) geben!" Und nun hört bis zur folgenden Station ſein Gerede mit den Pferden, ſein Pfeifen und Lärmen nicht wieder auf. „So recht, ihr Burſchen, ſo recht! Schüttelt euch, ihr kleinen Pagen, Hallo! Ihr Freunde, vor! vor!" Dann aus dem Schmeichelton zum Schelten kehrend: „Nun! nun! raſcher, ihr alten Weiber! Was ſtolperſt du, Brauner. Nimm dich beſſer in Acht! Warum brauchſt du deine Augen nicht. Was? Schwarzer? Scheuſt Du dich? Sey kein Narr! Ich ſeh' kein Geſpenſt." Bei ſchlechten Stellen des Weges und wo es bergan geht, beginnt er mit Pfeifen, Schnalzen und Schreien, mit Händen und Füßen einen ſolchen Lärm, als wollte er den Pferden weis machen, daß der Böſe ſelber hinter ihnen ſäße. Zuweilen auch ſagt er ihnen, er wolle ihnen ein Lied vorſingen, und dann läßt er oft eine halbe Stunde lang unermüdlich einen Geſang nach dem anderen ertönen, trotz Sturm und Schnee. Wenn ein Strick reißt, ſpricht er, vom Bock ſteigend: „Ach, du verwünſchteſter Strick, dein Vater war ein Vagabund!" und hat dann dem Stricke während des Feſtbindens noch ſo viele Vorwürfe und ſo viele gute Rathſchläge zu geben, daß, wenn der Strick Ohren hätte, er gewiß ſich nicht wieder unterſtehen würde, zu reißen.

Die Ruſſiſchen Pferde ſind ſo unermüdlich wie die Jämſchtſchik's, und man hat oft genug zu thun, beide in den Gränzen eines gemäßigten Gallops zu erhalten. Hat man dem Poſtillon endlich ſtreng verboten, nicht ſo ſchnell zu fahren, ſo findet er ſich eine Weile darein und fährt langſamer, beſonders, wenn die Wege etwas ſchlecht werden. Kaum aber kommt wieder eine erträgliche Stelle, ſo dreht er ſich um, nimmt ſeinen Hut ab und bittet mit der ſchmeichleriſchſten Miene von der Welt: „Laßt mich doch los, Väterchen. Die Wege ſind ja ſo ſchön." Und ſobald er die Einwilligung hat, wendet er ſich zu ſeinen Pferden: „Juchhe! Ihr Freundchen, friſch! Ihr Barbaren! Bald ſind wir auf der Station. Nur noch dieſen kleinen Berg hinauf und noch dieſen hinab! Fürchtet nichts! Schüttelt euch! So! und nun noch den letzten Berg hinauf. Noch ein Bißchen! und noch ein Bißchen! So! Brrrr!"

Ich muß geſtehen, als ich dies Brrr auf der letzten Station des Ruſſiſchen Reichs hörte, und als ich dann einem grämlichen, eigenſinnigen, unzufriedenen und betrügeriſchen Brünner Lohnkutſcher ausgeliefert wurde, ich nicht ohne Wehmuth an jene luſtigen, unermüdlichen, willigen und beredten Jämſchtſchiks zurückdenken konnte, die, ohne ſich mit einem Worte zu beklagen, auf tauſenderlei Weiſe für den Reiſenden ſich abplagen und ihm am Ende noch für die geringſte Kleinigkeit den unterthänigſten Dank ſagen.

IV. Die Steppen und Ruſſija.

Nie iſt der Ruſſe beredter, als wenn er von ſeinem Vaterlande ſpricht, d. h. der gemeine Ruſſe, und zwar auch nur der Großruſſe, der echte Moskowite. Ich traf ein Mal mit einem ſolchen in den Süd-Ruſſiſchen Steppen zuſammen, wo er ſich niedergelaſſen hatte. Ich fragte ihn, wie ihm das Land gefiele. „Ach, Herr", antwortete er, „was kann hier gefallen?" — „Iſt denn Euer Rußland beſſer?" — „Unſer Ruſſija? Ruſſija? Wie ſollt's nicht beſſer ſeyn." — Ich ſah, daß er ſich erzürnen wollte, und um ihn nicht abzukühlen, hielt ich ihm das Widerpart und fragte: „Wie ſo denn?" — „O, in Ruſſija, Herr, da iſt von Jeglichem Jedes, und hier iſt ja — von Allem Nichts. In Ruſſija iſt das Brod beſſer, die Häuſer beſſer, das Land beſſer, der Schnee beſſer, der Sommer und Winter und alle Jahreszeiten beſſer. Da iſt Berg, Thal, Wald, Wieſe, Brunnen, Quellen und Flüſſe, Alles in Fülle. Alles wechſelt ab, und Alles iſt ſo ſchön. Im Lande fließen große ſchöne Ströme, und vor allen die prächtige Mutter Wolga mit allen ihren Kindern. Die Wälder ſind groß und prächtig, die Eichen, Linden, Buchen, die Tannen und Fichten, alle bis zum Himmel! Und in den Bäumen ſingen Vögel von jeder Art. Der eine ſo, der andere ſo." (Er pfiff dabei den Nachtigallen und Lerchen nach.) „Ach, und in den Wäldern, welche Luft voll Wohlgeruch!" (Dabei fächelte er ſich die Luft zu und athmete ſie ſo begierig ein, als wenn ſie mit lauter Veilchenduft geſchwängert wäre). — „Und wie nahe iſt Dir das Alles. Siehe! Hier iſt Deine Hausthür, — Du machſt ſie auf, — trittſt heraus, — und da biſt Du gleich mitten im ſchönen Walde" (Hier hielt er mich bei der Hand, und ich mußte ſtehen bleiben, als wenn ich die Hausthür wäre. Er aber trat einige Schritte in das hohe Gras hinein, als wenn es der Wald wäre). „Welche herrliche Muſik im Walde", ſagte er dann, „und wie die Sonne durch die Blätter ſcheint. Und im Raſen des Waldes auf dem Boden blühen und reifen allerlei Beeren um Dich her. Erdbeeren, Herr, ſo ſchöne, kleine, ſüße. Wilde Himbeeren und Brombeeren von jeglicher Art ſo viele, viele, als Du nur wünſchen kannſt. Du kannſt Dich niederlegen, wo Du nur willſt, und rund um Dich herum pflücken, ohne anders als ſatt wieder aufzuſtehen." (Dabei warf er ſich gar ins Gras und rupfte rund umher die Halme, als wenn es Erdbeeren wären. Und ich glaube, wenig fehlte, ſo hätte er ſie auch noch gegeſſen, um mir zu zeigen, wie ſüß und ſchön die Ruſſiſchen Erdbeeren zu eſſen wären.) „Auch Pilze ſind in Rußland von allen Sorten und in großer Menge. Man füttert bei uns die Schweine damit, doch giebt es auch ſchöne Arten für den Menſchen. Gras und Heu, das iſt noch das Einzige in dieſem Steppenlande, überall Gras und nichts als Gras. Und ſelbſt auch dies Einzige, was ſie haben, wie ſchlecht iſt es! Holzig, ſtruppig und den größten Theil des Jahres ſaftlos und vertrocknet. Bei uns hat's auch Gras, aber ſo hoch bis zu meiner Bartſpitze! Und was für Gras? grünes, feines, ſaftiges und ſüßes. Daß Gott erbarm! die Kühe werden ganz fett davon und ſo — dick. Seht, und in dem Allen mitten drin liegt unſere Moskwa, die vor allen prächtige und heilige Stadt, mit tauſend grünen Kirchen-Kuppeln und hundert ſilbernen und goldenen Thurmſpitzen. Wie ich ſage, dort iſt von Jeglichem Jedes; Und ſagt mir, was iſt hier? — O, Ruſſija iſt gewiß das erſte und beſte Land weit und breit. Wenn wir jetzt in Rußland gingen, wie würden wir ſchön ſpazieren! Bald an einem Bache, bald in einem Gehölze, bald durch ein Dorf. Und hier müſſen wir ein Paar Stunden, wie die Wachteln, ſchnurſtracks im Graſe hinſtreichen, bis wir unſer Haus erreichen. Ueberall Gras und Geſtrüpp. Die Sonne brennt uns auf den Kopf, und kein Baum giebt uns Schatten. Und wenn jene Wolke dort uns Regen und Wind geben wird, haben wir nicht einen Hügel zum Hinterſtehen. Und wenn uns auch die Zunge am Gaumen klebt, der Boden giebt uns nicht ein Erdbeerlein zum Erfriſchen." —

Reden und pantomimiſche Darſtellungen dieſer Art vernimmt man äußerſt häufig von den gemeinen Ruſſen. Freilich läßt ſich dergleichen nur unvollkommen auf dem Papiere wiedergeben. Beſonders bei Naturſchilderungen ſind die Ruſſen ſo lebhaft und imitativ, daß man nicht wenig durch ſie in der Erkenntniß und Auffaſſung der Natur profitiren kann.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 31. Berlin, Mittwoch den 13. März 1839.

Belgien.

Antwerpen.

(Nach der Quarterly Review.)

Der Urſprung Antwerpens iſt, wie der vieler anderer berühmter Städte, in einen geheimnißvollen Schleier gehüllt. Mehrere Schriftſteller behaupten, daß dieſe Stadt das Atuatucum des Ptolomäus ſey; andere, auf Traditionen fußend, ſchreiben ihren Urſprung einem Rieſen, Namens Druon oder Antigon, zu, der zur Zeit Cäſar's lebte. Dieſer Rieſe ſoll von allen Kaufleuten, welche die Schelde hinab oder hinauf ſchifften, die Hälfte vom Werth ihrer Waaren als Tribut gefordert haben; wurde er betrogen, ſo konfiszirte er die Waaren und hieb den Kaufleuten eine *Hand* ab, die er alsdann in den Fluß *warf*; daher ſoll der Name Hantwerpen ſtammen, den die Bewohner der umliegenden Gegenden dem Schloſſe des Rieſen gaben. Die Geſchichtsſchreiber legen die Sage vom Rieſen ſo aus: ein Ruſſiſcher Edelmann ſoll ſich im Lande angeſiedelt, das Schloß gekauft oder erobert haben und ſeines anſehnlichen Wuchſes wegen der Rieſe genannt worden ſeyn. Meyer und andere Chronikenſchreiber ſind der Meinung, Antwerpen leite ſeinen Urſprung von den Andoverpiern her, die ſich im ſechſten Jahrhunderte an den Ufern der Schelde niederließen; Andere wieder behaupten, der Name komme von der Benennung des Flußufers her, früher *Werp*, jetzt *Werf* genannt; alſo *Borcht ant werp* ein Schloß am Ufer. Es giebt noch eine andere Erklärung dieſes Namens, die auch die richtigſte zu ſeyn ſcheint; ein großer Theil der Stadt, ſo wie die alte Feſtung, ſind auf einem Boden erbaut, der vom Fluſſe angeſchwemmt wurde, wodurch nach und nach das Ufer ſich erweiterte und an Feſtigkeit zunahm, der Name der darauf erbauten Stadt kann alſo ganz gut von den Flamländiſchen Wörtern *an* und *werpen* entſtanden ſeyn. Als man im Jahre 1560 den Grund zum Stadthauſe von Antwerpen legte, fand man in der Tiefe ſehr viel bearbeitetes Holz und Eiſenwerk, was für dieſe Anſchwemmungen ſpricht und beweiſt, daß da, wo jetzt der Marktplatz iſt, früher gewiß noch das Flußbett war. Antwerpen kömmt unter dem Namen Castrum Antverpis in zwei Urkunden vor, die der Fürſt von Antwerpen, Robingus, im Jahre 725 ausſtellte und wodurch er die Kirchen von St. Peter und St. Paul, die der heilige Armand 641 in dem Theile der Stadt bauen ließ, welcher damals Borcht oder Schloß genannt wurde, dem heiligen Wilibrod ſchenkte.

Nach drei Jahrhunderten ihres Beſtehens hatte dieſe Stadt ſchon ſolche Wichtigkeit erlangt, daß ſie die Habgier ihrer Nachbarn erregte. Die Normannen, nachdem ſie die Inſel Walcheren verwüſtet und den Frieſen einen Tribut auferlegt hatten, drangen in die Provinz Ryen ein, verheerten Alles mit Feuer und Schwert und brannten im Jahre 837 die Stadt Antwerpen nieder. Dies war der erſte Ring in einer langen Kette von Widerwärtigkeiten derſelben Art, welche durch die glückliche Lage der Stadt und den Gewerbfleiß ihrer Einwohner herbeigezogen wurden. Man baute die Stadt nach dem Rückzuge der Normannen wieder auf; die Mönche von Epternach ſtellten die Abtei von St. Maur, den Garten von Affligem und die Kirche von Antwerpen wieder her. Im Jahre 874 aber erſchienen die Normannen von neuem, ſchifften die Schelde unter der Anführung Rollon's hinauf, ſiedelten ſich auf den Ufern der Dyle an und verheerten von dort aus ſieben Jahre hindurch die ganze Umgegend. Im folgenden Jahrhundert unterjochten die Könige von Frankreich Antwerpen, das bis 977 in ihrer Macht blieb; dann fiel dieſe Stadt als ein Theil von Lothringen dem großen Deutſchen Reiche zu.

Das eilfte Jahrhundert iſt für die Geſchichte Antwerpens von großer Wichtigkeit. Schon ſeit längerer Zeit war der Freiheitsſinn in den Einwohnern erwacht; durch die Kreuzzüge, welche die kleinen Flandriſchen Barone aus dem Lande entfernten, das ſie ſonſt durch Erpreſſungen und Gewaltthätigkeiten ausſaugten, ward die Entwickelung neuer Ideen begünſtigt, und der Ackerbau und der Gewerbfleiß machten immer glänzendere Fortſchritte. Antwerpen riß ſich von ſeinen Unterdrückern los, erklärte ſich zur Republik, ſetzte eine Stadt-Verwaltung ein und ernannte Richter und Magiſtratsperſonen, welchen die Macht zuſtand, die Bürger zuſammenzuberufen und ſie zur Vertheidigung gegen den gemeinſamen Feind zu nöthigen.

Unter dem wohlthätigen Einfluſſe dieſer ſtädtiſchen Verwaltung vergrößerte ſich Antwerpens Wohlſtand zuſehends; aus allen Ländern ſtrömten Fremde herbei, um ſich dort niederzulaſſen, und man ſah ſich daher im Jahre 1201, unter Heinrich I., Herzog von Brabant, genöthigt, den Umkreis der Stadt zu erweitern. Die zweite Vergrößerung fand 1304, unter Johann III., gleichfalls Herzog von Brabant, ſtatt; die dritte 1543, unter dem Kaiſer Karl V.; die vierte unter dem Könige von Spanien, Philipp II., und die fünfte 1701, unter Philipp V. Auf dem höchſten Gipfel ſeines Glanzes ſtand Antwerpen gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts; damals ſoll der Zuſammenfluß von Schiffen auf der Schelde ſo groß geweſen ſeyn, daß ſie eine Strecke von anderthalb Meilen von der Stadt an bis jenſeits der Haide von Hoboken einnahmen; man hat noch jetzt eine Flämiſche Redensart, die aus jener Zeit herſtammt: „Ich wünſchte, du wärſt in der Haide von Hoboken", denn die Schiffe, die dort lagen, mußten oft ein halbes Jahr lang warten, ehe ſie am Quai von Antwerpen ſich vor Anker legen konnten. Dieſer blühende Zuſtand iſt keinesweges übertrieben, er wird durch den Kanzler de l'Hospital beſtätigt, der in ſeiner Rede vor dem Parlamente von Paris 1560 Antwerpen die reichſte Stadt Europa's nennt, und der Prinz von Oranien, Friedrich Heinrich, rief aus: „Könnte ich Antwerpen nehmen, ich wollte ſeine Einwohner dergeſtalt erniedrigen, daß ſie ſich nicht wieder erheben ſollten."

Doch bei all' ihrem großen Wohlſtande waren die Einwohner Antwerpens nichts als Fabrikbeſitzer und Banquiers; der Seehandel wurde allein von den Italiäniſchen Republiken ausgebeutet, welche durch das Rothe Meer mit Indien und Aegypten verkehrten; ſie brachten die Aſiatiſchen Produkte nach Antwerpen und vertauſchten ſie dort gegen die Erzeugniſſe des Nordens, die ihnen von den Faktoren der Hanſeſtädte, welche das Ooſterlingſche Haus inne hatten, ausgeliefert wurden. Antwerpen war auf dieſe Weiſe die Niederlage der Produkte des Nordens und des Südens. Durch die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung wurde der Verkehr nur noch lebendiger, denn die Portugieſen, welche ſich ausſchließlich des Indiſchen Handels bemächtigten, brachten die Produkte ebenfalls nach Antwerpen, wo ſie ein Comtoir errichteten, welches noch jetzt den Namen das Portugieſiſche Haus führt. Mit den Engländern, deren Seeweſen ſich damals noch in der Kindheit befand und die noch keine weite Fahrten unternahmen, war der Handel in Antwerpen ebenfalls ziemlich bedeutend, auch ſie tauſchten daſelbſt ihre Landes-Erzeugniſſe gegen die Aſiatiſchen Waaren aus. Der Quai, an dem ihre Schiffe anlegten, hieß der Quai der Engländer, der Platz, wo ſie ihre Geſchäfte abmachten, die Engliſche Börſe, und ſo werden dieſe beiden Orte noch jetzt genannt.

Neben dem Gewerbfleiße gediehen aber auch die Künſte. Mathias Bill, Dionys Calvart, Jan Miel, Frans Pourbus, Seghers, Suedre, Floris, Vanaden, beide Teniers, Lukas, Johann von Antwerpen, Vandyk, ſämmtlich große Koloriſten, und der vorzüglichſte von Allen, Peter Paul Rubens, machten Flandern zum Italien des Nordens und Antwerpen zum Venedig Flanderns. Auch die Baukunſt wetteiferte mit der Malerei und dem Gewerbfleiß, um den Ruhm dieſer Stadt zu erhöhen. Es entſtanden in Antwerpen Gebäude zur Pracht und zum Nutzen, wie das Stadthaus, dieſes Volks-Louvre, aus vier von Quaderſteinen erbauten Flügeln und einem mit verſchiedenen Statuen verzierten Giebel beſtehend; dann das ſogenannte Ooſterlingſche Haus, deſſen wir ſchon erwähnt und wo früher die Waaren-Nielage der Deutſchen Kaufleute ſich befand. Später baute man auch die jetzige Börſe, welche den Börſen von London und Amſterdam durchaus nicht nachſteht; aber das merkwürdigſte unter den neueren Gebäuden iſt die prächtige Domkirche, deren Portal und Thurm durch Höhe und geſchmackvolle Bauart ausgezeichnet ſind und als Meiſterwerke gothiſcher Architektur geprieſen werden. Im Innern derſelben trifft man die Schätze der Flamändiſchen Malerſchulen an, unter welchen ſich beſonders die Werke von Rubens und von Floris auszeichnen. Man ſieht unter anderen darin die berühmte Kreuz-Abnahme von Rubens, ſo wie die Kreuzes-Erhöhung, das erſte Gemälde dieſes Künſtlers, welches er gleich nach ſeiner Rückkehr aus Italien anfertigte.

Antwerpens Glanz erloſch aber unter den bürgerlichen Unruhen, welche während der Spaniſchen Herrſchaft in Folge der Religionsſtreitigkeiten ausbrachen. Schon im zwölften Jahrhun-

Digitized by Google

dert, wo Tauquelin, ein berüchtigter Sektirer, ſeine Lehrſätze predigte, waren ernſte Spaltungen entſtanden. Tauquelin lehrte öffentlich, daß die Sakramente der katholiſchen Kirche nur Erfindungen des Teufels ſeyen, daß die Prieſter, Biſchöfe und Päpſte nicht beſſer als die Laien wären, und daß man den Zehnten nicht bezahlen müſſe. Bald ſammelten ſich um Tauquelin zahlreiche Jünger, man ſtrömte zu ſeinen Predigten herbei, und er übte ſo großen Einfluß auf den Geiſt des Volkes aus, daß man ihn wie einen König ehrte und ſeinen Befehlen gehorchte. Er zeigte ſich nie anders öffentlich, als umringt von einer aus 3000 Bewaffneten beſtehenden Leibwache, die mit bloßen Schwertern vor ihm herging; auch blendete er die Augen der Menge durch königlichen Aufwand. Die Mittel, deren er ſich bediente, um dieſen zu beſtreiten, zeigen, in welchem tiefen Aberglauben die Gemüther damals noch befangen waren. Als er eines Tages vor einer großen Menge von Zuhörern predigte, ließ er ein Gemälde der Jungfrau Maria neben ſich ſtellen, legte die Hand darauf und redete daſſelbe alſo an: „Jungfrau Maria, ich erwähle Dich heute zu meinem Weibe." Dann wendete er ſich gegen die Verſammlung und ſprach: „Ich habe mich jetzt mit der heiligen Jungfrau vermählt, nun müßt ihr zu den Hochzeitsfeierlichkeiten beiſteuern." Darauf ließ er an jeder Seite des Bildes einen Thron errichten, — auf dem einen ſollten die Frauen, auf dem anderen die Männer ihre Gaben niederlegen, — und fügte hinzu: „Aus dem Reichthum der Opfer werde ich erkennen, welches Geſchlecht die meiſte Liebe für mich und meine erwählte Ehegattin hegt." Nun beeilte ſich ein Jeder, dort Geld niederzulegen, und die Frauen beraubten ſich ihrer Ohrgehänge und Halsbänder, um großmüthiger als die Männer zu ſcheinen.

Unter der Regierung Philipp's II. begannen eigentlich erſt recht die Widerwärtigkeiten und Bedrängniſſe, von welchen dieſe Stadt drei Jahrhunderte hindurch heimgeſucht wurde. Die friedlichen Beſchäftigungen, welche den Wohlſtand Antwerpens begründet hatten, wurden vernachläſſigt, weil Alles zu den Waffen griff. Im Jahre 1556 plünderten die Bilderſtürmer die Kirchen und die Klöſter; zehn Jahre ſpäter überfielen die Spanier, welche ſich wegen des rückſtändigen Soldes empört hatten, die Stadt und verbrannten gegen 600 Häuſer nebſt einer großen Anzahl öffentlicher Gebäude und Paläſte; nahe an zehntauſend Menſchen fanden dabei ihren Tod, denn das Morden und Plündern währte drei Tage hindurch. Im Jahre 1582 fand hier die Einſetzung Franz von Valois, Herzogs von Alençon, eines Bruders des Königs von Frankreich, Heinrich's III., ſtatt. Er nahm den Titel Herzog von Brabant an; als jedoch ſein Anſehen nicht gebührend geachtet wurde, verließ er die Stadt, führte aber, unter dem Vorwand einer Heeresmuſterung vor ihren Mauern, ſiebzehn Compagnieen Fußvolk in dieſelbe ein; dieſe ganze Streitmacht wurde indeß von den Einwohnern überwältigt und getödtet; der Herzog ſelbſt flüchtete ſich nach Frankreich, wo er vor Gram ſtarb. Ein Jahr ſpäter belagerte der Herzog von Parma Antwerpen; er ließ eine Brücke über die Schelde bauen, nahm aber doch erſt nach Verlauf eines Jahres die Stadt ein. Um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts wurde dieſe Eroberung durch den Aachener Traktat der Spaniſchen Linie des Hauſes Oeſterreich zugeſichert. Nach dem Erbfolgekriege ging Antwerpen mit dem übrigen Theile der Belgiſchen Niederlande an die Kaiſerliche Linie über, bei welcher es bis zu den Franzöſiſchen Revolutionskriegen verblieb. Zu jener Zeit wurde es mit Frankreich vereinigt, unter deſſen Oberherrſchaft es bis zum Jahre 1814 ſtand, wo Belgien dem Scepter des Hauſes Oranien unterworfen wurde.

Trotz dieſer zahlreichen und harten Bedrängniſſe veränderte ſich der Charakter der Antwerpener nicht im geringſten; ſie bewahrten ſtets dieſelbe Liebe für die Unabhängigkeit, entglühten ſehr leicht in Haß, der in ihnen eben ſo feſt wurzelte, wie das Gefühl der Freundſchaft. Sie blieben einfach in ihren Sitten, zufrieden, arbeitſam, zurückhaltend, ſowohl aus Gewohnheit wie aus Neigung, und hielten ſtandhaft an ihren alten Gebräuchen. Noch jetzt findet man alle ihre alten Neigungen bei ihnen vor. Die Frauen in Antwerpen tragen noch immer ihre Mantille, und ſelbſt in den höchſten Ständen, wo doch die Pariſer Moden ſehr beliebt ſind, hat man dieſen anmuthigen Schleier beibehalten, zu dem man die koſtbarſten Stoffe verwendet. Bei dem Landmann trifft man noch dieſelbe Derbheit, Mäßigkeit und Offenheit, ja ſogar noch dieſelbe Nahrung an; ſein Lieblingsgericht beſteht in einer Art Brei, Pappe genannt, der aus einem Gemiſch von Buchweizen und unausgekleietem Roggenmehl beſteht, das mit Buttermilch eingerührt wird. Fleiſch ißt er nur zweimal des Jahres, Molken ſind ſein gewöhnliches Getränk, und ſeine Bekleidung iſt aus groben Stoffen verfertigt; er iſt von mittlerer Größe, aber ſtramm und kräftig. Unter dieſer rauhen Hülle birgt er eine freie und ſtolze Seele, und wenn es darauf ankömmt, zeigt er eine unerſchütterliche Tapferkeit; Bier und Tabak, dieſe Opiate des Nordens, machen einen großen Theil der Freuden ſeiner Erholungsſtunden aus. Er liebt das Bogenſchießen, wetteifert in Geſchicklichkeit mit ſeinen Nebenbuhlern und rühmt ſich noch lange Zeit der errungenen Preiſe; er hat ein heiteres Gemüth und überläßt ſich gelegentlich einer lärmenden Freude und trunkenen Luſt; genug, er iſt noch immer ganz der Bauer aus Rubens Kirmeß. Man zieht Tauben auf, die man dann zwanzig Meilen und wohl noch weiter von ihrem Schlage fliegen läßt; die, welche am ſchnellſten dahin zurückkehren, gewinnen anſehnliche Wetten für ihre Herren. Die Jagd mit Windſpielen und der Vogelfang in Netzen bilden ein Hauptvergnügen der Einwohner; ja, in einigen Gegenden jagt man ſogar noch mit Falken. Vielleicht hat eben dieſe Abneigung gegen alle Veränderung, dieſes Hängen an den alten Gebräuchen, welche den Bewohner Antwerpens charakteriſiren, dieſe Stadt trotz der härteſten Schickſalsſchläge aufrecht erhalten.

(Fortſetzung folgt.)

Frankreich.

Das Bagno zu Breſt.

(Schluß.)

Die Entweichungen ſind ſeltener geworden, ſeitdem die gute Aufführung belohnt wird und Anſpruch auf Milderung und Erlaſſung der Strafe giebt. Wenn ein Sträfling entflieht, werden drei Kanonenſchüſſe gelöſt; die Einwohner kennen dies Signal, aber es ſetzt nur diejenigen in Bewegung, welche ſich eine Belohnung verdienen wollen. Dieſelbe beträgt 100, 50 oder 25 Franken, je nachdem der Flüchtling außerhalb der Stadt, in der Stadt oder im Arſenale eingefangen wird. Von dreihundertundfunfzig Sträflingen, die innerhalb ſieben Jahren den Verſuch zur Flucht wagten, ſind nur vierzehn entkommen. Hierbei ſollen oft wunderliche Geſchichten vorkommen und manche Damen entflohene Sträflinge in ihrer Garderobe gefunden haben. Eine Dame aus Toulon, die auf dem Lande lebte, wird erzählt, ſah plötzlich einen derſelben in ihrem Zimmer, als ſie eben im Begriff war, ins Bett zu ſteigen. Der Eindringling war maskirt; als Mann von Erziehung wendete er die Augen ab, ſuchte die Dame zu beruhigen und bat ſie, ſich anzukleiden, während er im Nebenzimmer verweile. Er erſuchte ſie ſodann um einige Kleider ihres Gemahls, denn er hatte, wie er ſagte, nicht Zeit gehabt, ſein Bagno-Koſtüm mit einem ſchicklicheren zu vertauſchen. Er kannte die Dame und hatte ſie gerade in dem Augenblick überraſcht, wo ſie ein Miniaturgemälde küßte. „Madame", ſagte er, „ich bin genöthigt, Ihnen meine Feſſeln zu hinterlaſſen, aber dieſes Unterpfand wird Ihnen nicht Unglück bringen, und ich werde es einſt einlöſen; erlauben Sie mir, dies geſtickte Taſchentuch dagegen einzutauſchen." — Die Ketten wurden unter einer Diele verborgen. Nach einiger Zeit kehrte der Gemahl der Dame zurück, und auch das Original des Portraits hatte ſich einen neuen Stern auf ſeinen Epaulettes verdient. Eines Abends, es war im Marine-Miniſterium, ſagte ein höchſt feiner Mann, der eben aus Rußland zurückgekehrt war, ganz leiſe zu der Dame: „Wir beide können wohl auf gegenſeitige Verſchwiegenheit rechnen. Sie haben mein Geheimniß und ich das Ihrige. Ich werde mir erlauben, Sie auf ihrem Landgute aufzuſuchen, um Ihnen das Taſchentuch zurückzugeben, wenn ſie nicht anders es mir als Andenken überlaſſen wollen."

Manche Bewohner des Bagno haben ein wahres Evaſions-Genie. Der berüchtigte David bleibt nie länger, als er gerade nöthig hat, um einen Plan zur Flucht zu entwerfen. Eines Morgens erſchien er am Gitter in ganz ſchwarzem Anzuge, ein Buch unter dem Arme haltend. „Wer ſind Sie?" fragte der Wächter. — „Wer ich bin? Du Schlingel! Ein Chirurgus, der die Nacht bei den Kranken zugebracht hat. Beeile Dich, oder ich werde Dir die Augen öffnen." — Das Gitter öffnete ſich. In Breſt fingirte er eine Krankheit und ließ ſich ins Hospital bringen. Man wollte ihm Senfpflaſter am Fuße anlegen, aber er lehnte es ab, und das aus Gründen. Zur Vorſorge war er an das Bett geſchmiedet, aber am anderen Morgen fand man den Vogel ausgeflogen.

Daß im Bagno viel Vergehen, Verbrechen vorkommen und daß dieſelben ſtreng beſtraft werden müſſen, verſteht ſich von ſelbſt. Ehemals waren die Züchtigungen ſehr grauſam, und es kamen ſogar Verſtümmelungen vor. Man ſchnitt Naſen und Ohren ab, man durchbohrte die Zunge der Gotteslaͤſterer mit glühendem Eiſen. Wie ſollte man aber auch wohl im Bagno nicht Gott läſtern! Man war freilich konſequent und hatte auch einen Almoſenier. Dieſe Würde iſt ſeitdem als eine unnütze Ausgabe abgeſchafft. Sonſt las man auch alle Sonntage die Meſſe, da aber dieſe Feierlichkeit zu vielfachem Skandal Anlaß gab und durch Lachen, Flüche und andere Unziemlichkeiten geſtört wurde, ſo hat man auch dies abgeſtellt. Die jetzt gebräuchlichen Strafen ſind Entziehung des Weins für eine gewiſſe Zeit, Verluſt der gebrochenen Kette, paarweiſe Zuſammenſchließung, Aufenthalt im Polizeiſaale, Gefängniß und Schläge, die unumgänglichen Schläge. Die Verbrecher werden von einem beſonderen Gerichte unterſucht, das ohne Appellation entſcheidet und deſſen Urtheilsſprüche innerhalb vierundzwanzig Stunden vollſtreckt werden. Wenn ein Sträfling zum Tode verurtheilt worden iſt, ſo wird das Urtheil auf dem Hofe des Bagno's vollſtreckt. Die Hinrichtung eines Galeerenſklaven macht keinen Lärm; es wird wenig davon geſprochen und Alles bei verſchloſſenen Thüren abgemacht. Sie iſt, ſo zu ſagen, eine Familienſcene. Nichtsdeſtoweniger ſind die Fenſter und Dächer mit zahlreichen Zuſchauern beſetzt. Der Vorplatz des Bagno's hat die Geſtalt eines Oblongums. Hier wird dem Eingange gegenüber das Schaffot aufgerichtet. An einer Seite ſind zwei mit Kartätſchen geladene Kanonen aufgefahren. Wenn alle Vorbereitungen getroffen ſind, ſo werden alle Galeerenſklaven doppelt gefeſſelt herbeigeführt, und man hört die Ketten auf dem Boden klirren. Paarweiſe neben einander gehend und alle gelb und roth gekleidet, ziehen ſie vor dem Schaffot vorüber. Alles iſt ſtill, und die Sträflinge knieen mit entblößtem Haupte vor dem Schaffot nieder; dieſes

Digitized by Google

iſt ja auch im Bagno der einzige Altar und der Tod der einzige Gott. Jetzt ertönt die Glocke, die Trommeln wirbeln, die Kanoniere halten die brennenden Lunten in der Hand, und der Offizier kommandirt: Angelegt! Da erſcheint auch ſchon der Delinquent; er ſteigt die Treppe herab und geht in Begleitung des Prieſters und Henkers gerade auf das Schaffot los. Kaum iſt der Kopf gefallen, ſo werden auch die blutenden Ueberreſte zuſammengerafft und nach dem anatomiſchen Theater des Hoſpitals gebracht, wo man häufig mit den noch zuckenden Gliedern experimentirt. Weiß auch die Fakultät ganz ſicher, daß der Körper nicht mehr empfindet, wenn das Herz noch ſchlägt? Aber es iſt ja doch nur ein Galeerenſklave! Die Sträflinge ziehen wahrſcheinlich ſehr erbaut von dieſem Schauſpiele ab, und in kurzem iſt der Hof ganz leer.

Dieſe Unglücklichen halten es für einen Ehrenpunkt, nach ihrem Ausdrucke, gut zu ſterben. Viele begehen, wenn man ihnen glauben will, ein Verbrechen nur, um auf dieſe Weiſe zu ſterben. Im Jahre 1833 erſchlug ein Galeerenſklave einen Wächter. In der Unterſuchung erklärte er, daß er habe guillotinirt werden wollen; auch ging er feſt und ruhig dem Tode entgegen. Als er an dem Aufgange anlangte, hielt er einige Sekunden an und betrachtete das Schaffot, gleichſam, als wenn er die fühlloſe Maſchine hätte herausfordern wollen. Als er auf die Eſtrade geſtiegen war, wendete er ſich zu ſeinen knieenden Schickſalsgenoſſen und ſagte: „Ahmet mir nicht nach; ich bin ein Verbrecher und habe den Tod verdient; indeß ſchäme ich mich nicht, das Schaffot zu beſteigen, denn es iſt ſchon mit Königlichem Blute benetzt worden." — Hierauf umarmte er den Prieſter, ohne ihn anzuhören, und legte ſelbſt ſein Haupt unter das Beil.

Gegenwärtig enthält das Bagno von Breſt dreitauſendeinhundert Sträflinge, die unabläſſig überwacht werden müſſen, und es gehört gewiß ein ſeltener Scharfblick dazu, unter dieſem Haufen diejenigen herauszuerkennen, welche ſich durch Geduld und Gelehrigkeit auszeichnen, um ſich nicht durch Verſtellung täuſchen zu laſſen. Hier iſt die Aufgabe geſtellt, die Ausdehnung der Strafe zu beſtimmen, einen etwaigen Irrthum auf eine einſichtsvolle Weiſe gut zu machen, Belohnungen unparteiiſch zu vertheilen, eine nothwendige und heilſame Strenge zur rechten Zeit zu mildern, eine geheime Polizei und ein moraliſches Spürweſen zu unterhalten, überhaupt jeden Fehler zu vermeiden, denn hier hat ein jeder Fehler die gewichtigſten Folgen.

Die Säle der Sträflinge müſſen zu drei verſchiedenen Zeiten in Augenſchein genommen werden, am Tage, des Abends und des Nachts. Wenn man ſeinen Standpunkt im mittleren Pavillon wählt, ſo kann das Auge ungehindert rechts und links in den Sälen umherſchweifen. Am Tage iſt hier ein unaufhörliches Geraſſel, ein dumpfer Lärm; Geſänge und Lachen wechſeln mit Flüchen und Verwünſchungen, und die Augen, die Ohren und das Gefühl werden in gleicher Weiſe empört. Alles deutet auf das Verbrechen, nichts auf die Reue hin. Am Abend, wenn die Bewohner der Säle ſich auf mannigfaltige Weiſe mit Arbeiten beſchäftigen, herrſcht eine vollkommene Stille, oder man hört höchſtens ein leiſes Geflüſter. Aus dem Zuſammenſtrahlen der vielen kleinen Lichter entſteht eine maleriſche Beleuchtung. Will man aber ein ſchreckliches, ekelhaftes Schauſpiel genießen, das eben ſo ſehr die Fühlloſigkeit der Geſellſchaft wie die Ausgeſtoßenen ſelbſt ſchändet, ſo möge man ſich Nachts hier umſchauen. Dann leuchtet nur das matte Licht einiger an den Decken hängenden Laternen. Da liegen in jedem Saale ſiebenhundert menſchliche Weſen wild durch einander geworfen, vierundzwanzig auf jedem Feldbette. Sie ſind nicht nur hinter Mauern und Riegeln verwahrt, ſondern auch zwei und zwei an einander geſchloſſen und überdies insgeſammt durch eine große Kette zuſammengehalten. Wilde Thiere verwahrt man nicht mit ſo vieler Vorſicht und giebt jedem wenigſtens einen eigenen Käfig. Hier ſchläft das Verbrechen und ſchnarcht, denn das Verbrechen ſchläft ſo gut wie die Unſchuld.

Die Verbrecher im Bagno haben ſich freiwillig einer beſonderen, ſehr ſtrengen Disziplin unterworfen; es exiſtirt hier ein geheimes Tribunal, gegen deſſen Ausſprüche keine Appellation ſtattfindet und das kein Erbarmen kennt. Wenn ein Gefangener ſeine Pflichten verletzt, wenn er deſſen überführt wird oder nur einen ſtarken Verdacht gegen ſich hat, ſo wird er unausbleiblich geſtraft, ohne daß man erfährt, weshalb oder von wem die Züchtigung ausgeht. Man hat Galeerenſklaven, denen von dieſem Gerichte der Stab gebrochen war, todt niederſtürzen ſehen, ohne daß man einen Schrei vernommen, ohne daß man eine Wunde oder Spur von Vergiftung wahrgenommen hätte. Dieſer geheimnißvollen Gerichtsbarkeit ſind nicht nur die Verbrecher ſelbſt unterworfen, ſondern ſie erſtreckt ſich auch auf die Wächter und Verwaltungsbeamte. Wenn ein Wächter ſich irgendwie verhaßt gemacht hat, wenn er ſich zu Gewaltſamkeiten oder zu beſonderer Strenge hat verführen laſſen, ſo wird das Todesurtheil über ihn ausgeſprochen. Wehe ihm dann, wenn er nicht bei Zeiten gewarnt wird; alle ſeine Vorſicht würde ihm zu nichts helfen, denn der Mörder lauert auf ihn und wartet lange auf einen unbewachten Augenblick. Die Gerichtsbarkeit dieſes ſchrecklichen Tribunals beſchränkt ſich ſogar nicht einmal auf ein Bagno, ſondern ſie umfaßt alle insgeſammt. So wäre vor einigen Wochen ein Sträfling in Breſt beinahe von ſeinen Genoſſen erſtickt worden, weil er in Toulon die Vollſtreckung eines geheimen Urtheilsſpruches gehindert hatte. Trotz aller Wachſamkeit iſt die Polizei nicht im Stande, alle Verbrechen zu hindern, indeß will man doch ſeit einigen Jahren eine Abnahme derſelben innerhalb des Bagno's bemerkt haben.

Wenn man die ſtatiſtiſchen Liſten der Bagno's befragt, ſo weiſen dieſe beſonders auf eine Zunahme der Verbrechen des Fälſchens und des Vatermordes hin. Das Fälſchen erklärt ſich genügend aus der Geldſucht unſerer Zeit, aus dem Mangel einer wahrhaft ſittlichen Erziehung; aber ſollte der Vatermord, wie es den Anſchein hat, auch ein Produkt unſerer fortſchreitenden Kultur ſeyn? Seit 1830 ſind auch viele politiſche Verurtheilte in die Bagno's aufgenommen worden. Das iſt ein Schandfleck der Geſetzgebung. Mehrere haben eine Milderung oder Erlaſſung ihrer Strafe erhalten, und gegenwärtig befinden ſich deren nur noch achtzehn in Breſt. Ihr Betragen iſt natürlich ausgezeichnet. Bemerkenswerth iſt es, daß die Verwaltung manche Verbrecher, welche die abſcheulichſten Schandthaten begangen haben, für unſchädliche und friedfertige Leute hält. So iſt Delacollonge, welcher ſeine Maitreſſe tödtete und ihren Leichnam zerſtückelte, ein Muſter von Reſignation. Dennoch giebt es auch Menſchen, denen die Mordluſt angeboren zu ſeyn ſcheint, wie z. B. François, der Genoſſe Lacenaire's, der ein Blutmenſch ſeyn ſoll und beſtändig in einem Kerker ſitzt.

Wir haben uns bis jetzt bemüht, das Innere eines Bagno's zu ſchildern, und mögen darin vielleicht noch Stoff zu einigen allgemeineren Betrachtungen finden. In einem guten Straf-Syſteme ſollen die Strafen eine doppelte Wirkung hervorbringen, ſie ſollen einen phyſiſchen und moraliſchen Eindruck machen. Die phyſiſchen ſind die weniger wirkſamen, aber beide müſſen jedenfalls in einem richtigen Verhältniß zum Verbrechen ſtehen. Das Franzöſiſche Geſetz ſtellt die Todesſtrafe obenan. Dann kommen die Zwangs-Arbeiten auf Lebenszeit, die Deportation und die zeitweiligen Zwangs-Arbeiten. Der Grundfehler der Franzöſiſchen Bagno's iſt der, daß zwiſchen beiden Arten von Zwangs-Arbeiten kein Unterſchied beſteht, und daß beide derſelben Infamie unterliegen, beide derſelben Behandlungsart unterworfen ſind. Das Geſetz macht einen Unterſchied, aber in Wirklichkeit findet er nicht ſtatt. Die Verwaltung ſucht ſich dadurch zu rechtfertigen, daß ſie ſagt, die auf beſtimmte Zeit Verurtheilten ſeyen oft verderbter, als die auf Lebenszeit Verurtheilten. Die ganze Behandlungsart der Gefangenen iſt mehr geeignet, Verſtellung und Heuchelei, als aufrichtige Reue zu wecken. Die Oeffentlichkeit der Zwangs-Arbeiten, die Infamie derſelben und tauſend andere Urſachen machen aus der Begnadigung und Erlaſſung der Strafe in der That eine Parodie auf jede vernünftige Strafgeſetzgebung. Der Pranger exiſtirt nicht mehr, aber das Bagno iſt ja ein fortwährender Pranger, und man gewöhnt ſich am Ende an Alles.

Durch eine Verordnung vom Jahre 1828 war eine Claſſification der Galeerenſklaven a priori und nach der Zeit ihrer Strafe eingeführt worden; nach Breſt und Rochefort wurden die auf mehr als zehn Jahr Verurtheilten abgeführt, nach Toulon die Uebrigen. Das verurſachte größere Ausgabe und machte mehr Mühe, ohne daß es zu einem erheblichen Reſultate geführt hätte. So hieß es wenigſtens in den offiziellen Berichten. Dennoch läßt ſich nicht leugnen, daß dieſe Claſſification etwas ſehr Vernunftgemäßes war und dem Sinne und der Abſicht des Geſetzes entſprach.

In materieller Beziehung ſind die Bagno's gewiß jedem Gefängniſſe vorzuziehen. Die Gefangenen rücken Morgens aus, genießen den ganzen Tag hindurch reine Luft und die Sonne, welche die Gefangenen ſo ſchmerzlich entbehren. Die Nahrung iſt geſund und zureichend. Ihre Erſparniſſe erlauben ihnen, ſich manche Erleichterungen und Genüſſe zu verſchaffen. Die Arbeiten ſelbſt ſind weder ekelhaft noch anſtrengend. Ihre Ueberwachung iſt nicht allzu ſtreng, und man läßt ihnen manche Freiheit, oder der Wächter drückt ein Auge zu, wenn es ſeyn muß.

Es iſt ſchon bemerkt worden, daß die Bagno's Schulen der Laſter und Verbrechen ſind. Das Bagno iſt ein Abgrund, der Alles verſchlingt und Nichts wieder entläßt. Grob und roh zieht das Verbrechen ein, aber fein und raffinirt verläßt es die Bagno's. Denn hier ſcheint Alles nur auf die Ausbildung der Laſter und des Verbrechens, Nichts auf eine ſittliche Beſſerung hinzuwirken, und die Religion tritt dem Verbrechen nur am Fuße des Schaffottes in Geſtalt eines Prieſters nahe, der ſeine eingelernten Ermahnungen ableiert. Das Schlimmſte aber iſt, daß die Zwangsarbeit einen unvertilgbaren Stempel der Schmach auf die Stirn des Verbrechers drückt, daß ſie jeden Weg zur Beſſerung abſchneidet. Der Sträfling iſt für ewig gezeichnet und ohne Gnade aus der Geſellſchaft ausgeſtoßen. Wenn er entlaſſen wird, öffnet ſich ihm nirgends ein Zufluchtsort. Da er unter polizeilicher Aufſicht ſteht, ſo erfährt man bald das Geheimniß ſeiner Vergangenheit und flieht ihn wie einen Ausſätzigen, flieht aber weniger den Verbrecher, als den ehemaligen Bewohner des Bagno's. Die Familie, welche ihn aufnimmt, wird von derſelben Schmach getroffen. Der befreite Sträfling iſt gezwungen, wieder ein verbrecheriſches Leben zu ergreifen. Der Sohn des Guillotinirten kann ruhig auf ſeinem Beſitzthum leben, man beklagt ihn, man ſieht nur ſein Unglück und vergißt das Verbrechen ſeines Vaters. Der Sohn eines Galeerenſklaven iſt nicht minder wie der Vater von der Geſellſchaft ausgeſtoßen, und man weiſt mit Fingern auf ihn. Der Aufenthalt im Bagno drückt einen unauslöſchbaren Brandfleck auf, der vom Vater auf die Söhne forterbt. Das Bagno bewirkt nichts Anderes, als daß es den Verbrecher noch mehr verderbt, daß es einen gewiſſen Heroismus des Verbrechens unterhält und die Schmach des Vaters auf die Familie forterbt. Dennoch exiſtiren die Bagno's noch immer! (R. d. P.)

Digitized by Google

England.

Lord Brougham's Dialoge über Inſtinkt und Vernunft.

Dieſen Dialogen zwiſchen Lord Brougham und Lord Althorp (ſiehe Nr. 22) entnehmen wir zuerſt die Stelle, wo von der Präziſion die Rede iſt, mit der die Bienen ihre Zellen bauen. Lord Althorp hatte die Behauptung aufgeſtellt, ein Verlangen nach Thätigkeit ſey es, welches die Biene zur Arbeit treibe und welches, ſobald es befriedigt iſt, an einem beſtimmten Punkt inne hält. Es wird gezeigt, daß dieſe Annahme nicht genügend iſt, die Regelmäßigkeit des Baues begreiflich zu machen.

„Die Wabe iſt ſo gebaut: Bienen, welche Wachs bereiten, bringen eine kleine Maſſe dieſes Stoffes und befeſtigen ſie ſenkrecht auf die Fläche, von der die Wabe herabhängen ſoll; darauf fangen andere Bienen an, auszubohren, an jeder Seite eine; und ſie arbeiten ſo behutſam, daß ſie niemals durch die dünne Wachsſchicht durchbrechen, dabei auch ſo gleichmäßig, daß die Platte von durchaus gleicher Dicke iſt. Man muß daher vorausſetzen, daß ein Etwas in ihnen ſich gegen eine wenn auch noch ſo unbedeutend größere Dicke oder Dünne der Platte ſträube. Dieſe Vorausſetzung einiger Naturforſcher iſt jedoch ganz ungenügend und beweiſt eben ſo ungenaue thatſächliche Beobachtung als ihre ganz rohe Vorſtellung, daß die ſechseckigen Zellen aus eben ſo vielen Cylindern, die auf einander drückten, entſtanden wären. Der vorausgeſetzte Inſtinkt, das Wachs nicht zu durchreißen, ſondern bei einer gewiſſen Dicke ſtehen zu bleiben, iſt in der That unſtatthaft; denn die urſprüngliche Platte iſt uneben, an beiden Seiten von verſchiedener Dicke, und keine Biene in der Welt hat je cylindriſche Zellen gemacht. Huber, der ſie bei ihrer Arbeit beobachtete, hat mit Beſtimmtheit gezeigt, daß ſie ſie auf ganz andere Weiſe fertigten; kein Druck könnte ſonſt Sechsecke, noch weniger rhomboïdale Platten hervorbringen. Daß man die Wachs-Bienen Platten von gegebener Dicke bringen läßt, beweiſt gar nichts für die Winkel, d. h. für die Neigung der Platten. Denn vorausgeſetzt, die Biene machte eine Grube, ferner, ſie beſäße Mittel, ihren Bogen durch zwei Sehnen zu ſchneiden, ſo würde dies nebſt der Dicke der Maſſe nur den Inhalt des Rhomboïds beſtimmen, das Rhomboïd ſelber aber käme nicht zu Stande, wie leicht gezeigt werden kann. Sie macht vielmehr die Winkel ganz unabhängig von der Dicke; denn dürften wir auch annehmen, daß die Dicke des Kuchens das Ganze beherrſche, ſo hätten wir doch das Problem noch nicht gelöſt. Die Schwierigkeit wäre nur um einen Schritt hinausgeſchoben; wie kommen ſie nämlich zu dieſer abgemeſſenen Dicke? Aber ſelbſt bis auf dieſen Punkt genügt dies nicht; es müßte noch vielmehr angenommen werden, um es begreiflich zu machen, daß ſie einem primären, unmittelbaren Inſtinkt gehorchte. Sie arbeitet ſo, daß die rhomboïdale Platte immer einen beſtimmten Durchmeſſer hat und keinen andern, immer dieſelbe Länge, daß ihre vier Winkel immer dieſelben ſind, die gegenüberliegenden einander gleich, doch je zwei von verſchiedener Größe als die beiden anderen; dann neigt ſie auch die Platten in gegebenen Winkeln zu einander. Was iſt es, daß die Biene in einer geraden Linie, und zwar in einer geraden Linie, die mit einer Ebene rechte Winkel bildet, in Rhomboïden, und zwar in Rhomboïden mit beſtimmten Winkeln, mehr Befriedigung findet, als in Linien oder Ebenen, die in anderen Winkeln gegen einander geneigt ſind? Warum wechſelt die Biene nicht die Richtung, nachdem ſie eine halbe Viertellinie in derſelben fortgegangen, und wenn ſie weiter in ihr verbleibt, warum hält ſie in beſtimmten Punkten immer ſtill? Ja, was findet jede Biene an ihrem kleinen Beitrag zu dem zuſammengeſetzten Werk ſolches Behagen, ſolche Freude darin, das Nöthige, nach der Richtung, in der es Noth thut, zu vollführen, ſo daß es mit dem, was die anderen vorher zu Stande gebracht, andere ſpäter dazu thun werden, ein Ganzes darſtellen wird, ihr und allen ihren Mitarbeitern gänzlich unbekannt?"

Dieſe wunderbare Methode, durch welche die Biene, wie Lord Brougham ſagt, „gerade die Form trifft, die wir in jeder Hinſicht für die vollkommenſte halten müſſen, wenn wir bedenken, wer ihr Lehrer iſt", wird in Folgendem mit der Arbeit vermittelſt Maſchinen und Hände verglichen.

„Wie wir zu Werke gehen würden, wenn wir Zellen zu bauen hätten, iſt klar. Wir würden uns erſt auf mathematiſchem Wege die Umriſſe des Ganzen, das gehörige Verhältniß zwiſchen Breite und Länge und die Winkel am Boden zu beſtimmen ſuchen; ſodann würden wir uns Zeichnungen und Riſſe entwerfen, nach welchen wir, wenn der Bau von Holz ſeyn ſoll, die Planken zurechtſchneiden würden, oder, wenn von Stein, einem Material, das dem der Biene ähnlicher iſt und auch in der Bearbeitung größere Schwierigkeiten bietet, ſo würden wir nach dieſen Riſſen und vermittelſt gewiſſer Modelle das Werk zu Stande bringen. Ein ſolcher Bau wäre eine zarte und ſchwierige Arbeit, und der Bauende müßte, ſowohl beim Behauen der Steine als bei ihrem Zuſammenſtellen, den Einzelnheiten des Entwurfs genau folgen, ohne das Reſultat des Ganzen im Auge zu haben. So wie er ſich um dieſes kümmerte, würde er etwas ganz Schlechtes zu Stande bringen; ſein ganzes Werk würde ſchief ausfallen und ſich von der gegebenen Form entfernen, und er iſt alſo nur darauf angewieſen, ſeinen Riß ſo exakt wie möglich zu machen und die Modelle demſelben anzupaſſen; auch hat er Inſtrumente und Werkzeuge, Quadrate und Senkbleie, womit er ſeine Perpendikel zieht. Nach dieſen Inſtrumenten muß er ſich genau richten und ſeinem Auge und ſeiner Hand nicht mehr trauen, als zum Gebrauch der Werkzeuge und zur treuen Beobachtung des Riſſes erforderlich iſt. Die Biene dagegen hat weder einen Riß vor ſich, außer dem, was ihr Inſtinkt ihr vorſchreibt, noch ein Modell, das ihre Hand leitet, weder ein beſtimmtes Inſtrument, um ihr Werk dem Riß, der ihr vorſchwebt, anzupaſſen, noch ein Geräth, womit ſie arbeitet, außer den Füßen und dem Fühlhorn, das bei der Arbeit ihr Nage iſt."

Mannigfaltiges.

— Bibliographiſches. Daß die Bibliographie eine nützliche, ja, man kann ſagen, eine unentbehrliche Wiſſenſchaft ſey, wird wohl Niemand beſtreiten, der jemals einen Blick auf das unermeßliche Gebirge von Büchern geworfen hat, das über die ganze Erde ſich ausdehnt und mit jedem Jahre zunimmt. Gäbe es nicht tüchtige Führer, die dieſe Maſſen von einander zu unterſcheiden wiſſen und das Chaos mit ordnender Hand in ein geregeltes Syſtem verwandeln, ſo würde am Ende jeder Menſch, dem es um die Wiſſenſchaft redlich zu thun wäre, ein ganzes Leben damit zubringen, ſich nur in den Hülfsmitteln zu orientiren, die die Literaturen aller Völker und aller Zeiten ihm darbieten. Darum haben wir vor den Dibdins, den Camus, den Eberts und den Brunets einen viel größeren Reſpekt, als die guten alten Herren, deren ſogenannte Bibliomanie oft beſpöttelt wird, in der großen Welt zu genießen pflegen. Wir ſehen jeden Bücher-Katalog, wenn ſich darin ein ordnender kritiſcher Geiſt erkennen läßt, eben ſo gut, ja oft viel mehr, wie ein Lehrbuch an, als viele Lehrbücher der Literatur, die ſich als ſolche ſtolz ankündigen. Und als einen ſolchen Katalog, als einen Beitrag zur Bücherkunde, ſo wie zur geographiſchen und Reiſe-Literatur des ſiebzehnten Jahrhunderts, dürfen wir wohl auch den ſo eben von dem hieſigen Buchhändler, Herrn A. Aſher, in Engliſcher Sprache herausgegebenen „Bibliographiſchen Verſuch über die von Levinus Hulſius und deſſen Nachfolgern in Nürnberg und Frankfurt a. M. vom Jahre 1598 bis zum Jahre 1660 in Druck gegebene und verlegte Sammlung von Reiſebeſchreibungen" anſehen.*) Warum der Bibliograph dieſe Ueberſicht der Deutſchen Verlagswerke eines Deutſchen Buchhändlers in Engliſcher Sprache herausgegeben hat, wird uns nicht geſagt, doch vermuthen wir, daß der Verfaſſer damit den Engliſchen Raritäten-Liebhabern, deren es allerdings mehr giebt, als Deutſche, ein angenehmes Geſchenk machen wollte. Zwar ſind von dem Buche, wie in der Vorrede berichtet wird, nur 150 Exemplare abgezogen, und jedes Exemplar iſt mit einer laufenden Nummer verſehen (das unſrige trägt No. Fifteen), doch ſagt auch dies dem Geſchmacke Britiſcher Bücherfreunde zu. Gleichwohl hat der Verfaſſer es für ſeine Pflicht gehalten, dieſes Büchlein, welches Zeugniß giebt von der Vorliebe für Weltkunde, die unſere Voraltern ſchon vor zweihundert Jahren gehabt, dem erſten Repräſentanten der Deutſchen geographiſchen Wiſſenſchaft, Profeſſor Karl Ritter, zu widmen. Hulſius oder vielmehr Hülſe war ein wiſſenſchaftlich gebildeter Niederländer, der eben ſo wie ſeine Landsleute, die Brüder de Bry, im ſechzehnten Jahrhundert ſeine Vaterſtadt Gent wegen inquiſitoriſcher Glaubensverfolgung verlaſſen und ſich nach dem toleranteren geiſtesfreien Deutſchland gewandt hatte. Zuerſt ließ er ſich in Nürnberg nieder, wo er anfangs als Franzöſiſcher Sprachlehrer (linguae francogallicae magister nennt ihn Meuſel) ſeinen Unterhalt fand. Später machten ihn ſeine mathematiſchen Kenntniſſe mit dem Profeſſor der nahen Univerſität Altorff, Cornelius de Judaeis, bekannt, und dieſer bewog ihn, ein Werk über mathematiſche Inſtrumente drucken zu laſſen und in Verlag zu nehmen. Der Erfolg dieſes Buches und der Reiſebeſchreibungen in Franzöſiſcher Sprache, welche die Gebrüder de Bry in Frankfurt a. M. herausgaben, veranlaßte endlich unſeren Hülſe, ein ähnliches Deutſches Unternehmen zu begründen, wobei ihm ſeine Kenntniß der Holländiſchen Sprache nicht wenig zu Statten kam; denn die Holländer waren es damals hauptſächlich und zuerſt, die ihre Expeditionen nach Oſt- und Weſt-Indien, ſo wie nach dem noch ganz unbekannten fünften Welttheile, auf unterhaltende Weiſe beſchrieben und mit illuſtrirenden Holzſchnitten herausgaben. Im Jahre 1598 erſchien die „Erſte Schifffahrt" der Sammlung, welche bis auf 26 verſchiedene Schifffahrten anwuchs, deren letzte im Jahre 1650 herauskam, und die zum Theil drei, ja ſogar fünf Auflagen erlebt haben. Aber nicht bloß Holländiſche, ſondern auch Engliſche und urſprünglich Deutſche Reiſebeſchreibungen (Ulrich Schmiedel's Reiſe nach Süd-Amerika) nahm Hulſius, der ſpäter nach der Buchhändler-Stadt Frankfurt a. M. gezogen war und dort ſtarb, in ſeine Sammlung auf. Seine und ſeiner Nachfolger Verdienſte um ihre Zeit dürfen wohl darauf Anſpruch machen, wieder in Erinnerung gebracht zu werden, und ſo hat das Büchlein außer ſeinem bibliographiſchen auch einen allgemeinen kulturgeſchichtlichen Werth.

*) Bibliographical Essay on the collection of voyages and travels, edited and published by Levinus Hulsius and his successors at Nuremberg and Francfort from Anno 1598 to 1660. By A. Asher. London and Berlin. A. Asher. 1839.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 32. Berlin, Freitag den 15. März 1839.

Oſtindien.

Indiſche Eigenthümlichkeiten.

Verſtorbene unter den Lebenden.

Es ereignet ſich in Hindoſtan ſehr häufig, daß Perſonen, die man eine geraume Zeit lang todt geglaubt oder für todt erklärt hat, urplötzlich wieder zum Vorſchein kommen, und zwar oft unter Umſtänden, die man ſelbſt in einem Romane unwahrſcheinlich finden würde. Zuweilen iſt die ganze Sache ein wohlberechneter Plan, der irgend einen beſonderen Zweck hat; in anderen Fällen aber iſt es ein bloßes Werk des Zufalls, veranlaßt durch die Schwierigkeit, Perſonen ausfindig zu machen, welche den Ort ihres Aufenthalts plötzlich verändern und in ferne Gegenden ziehen.

In keinem Theile Indiens iſt das Land wilder, mit dichterem Dſchongle bewachſen und beſſer zum Verſtecken geeignet, als in der unmittelbaren Nachbarſchaft Kalkutta's, beſonders gegen die See hin. Auf dem größten Theile des Weges zwiſchen den Sandſpitzen und der „Stadt der Paläſte" ſind die Ufer des Hughli im höchſten Grade verödet, und gewahrten wir nicht die Fahrzeuge auf dem Fluſſe, ſo würde es uns ſchwer werden, anzunehmen, daß dieſes Waſſer dem Regierungs-Sitze eines blühenden Reiches und einem der bedeutendſten Handelsplätze des Oſtens uns zuführt. Die Anwohner dieſer Ufer ſind ein ſchwächlicher und verkümmerter Menſchenſchlag; allein ſie erſetzen durch große körperliche Gewandtheit und geiſtige Verſchlagenheit, was ihnen an phyſiſcher Kraft gebricht. Diejenigen, welche das Schifferhandwerk treiben, ankernde Schiffe mit Früchten und Vegetabilien verſorgen und Paſſagiere nach Kalkutta befördern, haben ſich an ſchlechte Behandlung von Seiten der Europäer ſchon einigermaßen gewöhnt; und man muß geſtehen, daß Leute, die mit Sprache und Sitten der Eingebornen nicht vertraut und dabei geneigt ſind, auf einen bettelarmen, halbnackten und anſcheinend feigherzigen Menſchenſchlag vornehm herabzuſehen, große Langmuth beſitzen müſſen, um nicht dann und wann aufzubrauſen, wenn ſie in einem Kalkuttaſchen Dinghih den Huhgli hinanfahren.

Ein Paſſagier auf einem der Schiffe im „Diamond-Hafen" miethete ſich eines jener Böte, um die Fahrt ſtroman zu machen. Dieſer Gentleman kam friſch aus Europa; er beſaß nicht eben große Kenntniß von Indien und war dabei ſehr jähzornig. Als er ſich in dem kleinen Fahrzeuge mit einer Anzahl Perſonen, die ihm wie plappernde Affen vorkamen, zuſammen ſah, wurde er bald ſehr üblen Humors. In Oſtindien geſchieht nichts ohne großen Lärm, heftiges Geſtikuliren und ſcheinbare Verwirrung. Das wußte aber unſer Neuling nicht; er hielt die lebhafte Unterhaltung der Bootsleute für ein großes Gezänk und ſchloß daraus, daß ſie ſelber nicht wüßten, was jetzt zu thun ſey. Das Fahrzeug ging bald unter Segel, und nun ärgerte ſich der Reiſende noch mehr über die Kaltblütigkeit, mit welcher alle Bootsleute Beſchäftigungen vornahmen, wodurch die Fahrt, nach ſeiner Meinung, ſehr verzögert werden mußte. Einige ſpielten mit ihren Turbanen, die ſie abwechſelnd aufrollten und wieder ſäuberlich zuſammenlegten; Andere holten ihre Pfeifen hervor und ſchmauchten, und wieder Andere bereiteten ſich eine Mahlzeit. Er bedeutete ihnen durch Winke, ſie möchten am Ruder bleiben, erhielt aber, wie ſich von ſelbſt verſteht, keine befriedigende Antwort. Alle ſchwatzten in einer unbekannten Sprache durch einander, und je mehr ſie ſich abmühten, ihm die Urſache ihres Nichtsthuns zu erklären, deſto mehr entflammte ſein Zorn. Er überlegte nicht, daß dieſe Leute, als erfahrene Schiffer auf dem Hughli, vielleicht ihre guten Gründe haben könnten, jetzt nicht zu rudern; und als das Proteſtiren kein Ende nehmen wollte, ergriff er ſeinen guten Stock und ſchwang ihn ſo nachdrücklich, daß drei von den Bootsleuten über Bord ſprangen und ſpurlos verſchwanden. Jetzt erſt wurde unſer Paſſagier ſeiner Sinne wieder mächtig und bereute ſeine Unklugheit von ganzem Herzen, während die übrigen Bootsleute weinend und jammernd ihre Arbeit fortſetzten. Gleich nach ihrer Ankunft in Kalkutta machten die Schiffer einer obrigkeitlichen Perſon von der Unthat des Fremden Anzeige, und dieſer wurde ins Gefängniß geſteckt.

Die Sache erhielt einen ſehr bedenklichen Charakter; das Leben dreier Menſchen war dem Jähzorn eines Fremden geopfert, und man glaubte allgemein, der Europäer würde ſchwer büßen müſſen. Da er nur wenige Bekannte und Freunde in Kalkutta hatte, ſo konnte er auch nur auf geringe Fürſprache rechnen; und kam er mit dem Leben davon, ſo war lebenslängliche Verbannung die gelindeſte Strafe, die ihm bevorſtand. Der Prozeß wurde inſtruirt und der Fremde für ſchuldig erklärt; doch man verſchob den Urtheilsſpruch auf kurze Zeit, weil der Sachwalter des Angeklagten einen Artikel des Geſetzes beſonders erörtert wiſſen wollte. Unterdeß beſuchte ein Mann, der geläufig Engliſch ſprach, den unglücklichen Verhafteten und machte ſich anheiſchig, für eine gewiſſe Summe Geldes die drei Schiffer, welche man ſchon lange von den Fiſchen verzehrt glaubte, wieder herbeizuſchaffen. Der Gefangene zögerte nicht; er holte alles Geld hervor, was ihm noch zu Gebote ſtand, händigte es ſeinem Rathgeber ein, und — ſchon am folgenden Tage erſchienen die drei Vermißten! Ihre Identität wurde befriedigend feſtgeſtellt und die Perſon, die ihren Tod verſchuldet haben ſollte, freigeſprochen. Dieſe Burſche waren, als vortreffliche Schwimmer, nach ihrem verzweifelten Sprung eine lange Strecke unter dem Waſſer fortgeſchwommen und unbemerkt ans Ufer geſtiegen. Ihre Kameraden verſtanden es recht gut, aus dieſem Umſtande Vortheil zu ziehen, und ſo blieben die Flüchtlinge unentdeckt, bis ihr Vortheil es erheiſchte, daß ſie ans Licht traten. Die ganze Sache war von den armen, unwiſſenden und verachteten Bootsleuten außerordentlich geſchickt eingeleitet und durchgeführt; es gelang ihnen, ihren Peiniger zu beſtrafen und für alles Unrecht, das ſie erlitten hatten, eine ſchöne Belohnung zu erhalten. Man konnte ſie keines Komplots beſchuldigen; denn ſie erklärten, ſie hätten ſich nur aus Furcht verſteckt gehalten, und der weitere Verlauf der Sache ſey ihnen nicht zu Ohren gekommen. Man glaubte ihnen zwar nicht unbedingt, konnte ſie aber auch nicht des Gegentheils überführen; und diejenige Perſon, welche den Unterhändler geſpielt hatte, machte ſich bald aus dem Staube.

Ein anderes Komplott dieſer Art war viel verbrecheriſcher und gefährlicher. Ein reicher Kaufmann in einer großen Stadt Indiens hatte eine junge und ſchöne Frau, die er mit großer Eiferſucht bewachte. Die Ehe war kinderlos, und der Kaufmann ſah vorher, daß ſein Vermögen, im Falle ſeines Todes, an einen Verwandten übergehen würde, mit dem er in ſchlechtem Vernehmen ſtand. Dieſer Menſch, ſeines Namens Chan-Beg, ein Wüſtling und Müßiggänger, betrachtete die ſchöne Erbſchaft mit gierigen Blicken und ſann über Mittel nach, wie er baldmöglichſt in ihren Beſitz gelangen könnte. Ibrahim-Beg hatte in einem Anfall von Eiferſucht faſt die ganze weibliche Dienerſchaft ſeiner Frau verabſchiedet; nur eine Sklavin, die ſo dumm war, daß ſie kaum bemerken konnte, was im Hauſe vorging, war geblieben. Bis dahin hatte der Alte ſein Weib immer freundlich behandelt; aber der Argwohn, den ihm ſein von Chan-Beg beſtochener Bediente, Imami, ein zweiter Jago, einzuflößen wußte, bewog ihn eines Tages, ſeine Hand gegen ſie zu erheben. Die arme Frau ſtieß vor Schrecken ein jämmerliches Geſchrei aus, und am nächſten Morgen war ſie ſpurlos verſchwunden. Man machte beim nächſten Gerichtshof die Anzeige, daß ſie ermordet ſey; es kamen ſofort Gerichtsbeamte, und Imami erzählte ihnen den ehelichen Zwiſt, ſetzte aber hinzu, ſein Herr habe ihn gleich nachher ausgeſchickt, und folglich wiſſe er nicht, was weiter vorgefallen. Man hielt eine Nachſuchung auf Ibrahim's Grundſtücken und entdeckte bald ein friſches Grab, in welchem ein weiblicher Körper ohne Kopf ſich fand. Ibrahim wurde ſogleich ins Gefängniß geworfen und dann vor Gericht geſtellt. Er betheuerte ſeine Unſchuld und erklärte, daß er gleich nach dem unſeligen Zwiſte, entweder von der leidenſchaftlichen Aufwallung erſchöpft, oder durch irgend ein Mittel, das man in ſeinen Trank gemiſcht, betäubt, in tiefen Schlaf verſunken und erſt am ſpäten Morgen wieder erwacht ſey. Die Abweſenheit Imami's nach dem Zwiſte wurde durch das Zeugniß einiger Kameraden deſſelben außer Zweifel geſtellt; man zeigte ihm eine Spange, welche die Ermordete am Arme gehabt, und er behauptete, dieſe Spange habe ſeiner Gebieterin angehört. Die Sklavin ſagte im Verhör, ſie ſey, während Ibrahim ſein Weib mißhandelte, vor Schrecken davongelaufen, und nach ihrer Ueberzeugung könne der gefundene Körper ohne Kopf nur der ihrer Gebieterin ſeyn. Es fehlte alſo nur noch der Kopf, um das Verbrechen Ibrahim's über allen Zweifel zu ſtellen. Man wußte, wie eiferſüchtig dieſer

Digitized by Google

Mann immer geweſen, und alle Nachbarn hatten die Frau an jenem verhängnißvollen Abend ſchreien hören. Trotz aller Einwendungen der Indiſchen Magiſtratsperſon, die auf Herbeiſchaffung des abgeſchnittenen Kopfes drang, wurde die Sache dem Niſam-Eddewiet vorgelegt. Selbſt die Freunde Ibrahim's glaubten an ſein Verbrechen, und faſt Alle ſetzten ihm lebhaft zu, daß er doch endlich geſtehen möchte. Im Allgemeinen weigern ſich Indiſche Delinquenten ſelten, ihr Verbrechen zu bekennen, beſonders, wenn ſie bereits verurtheilt ſind; und oft iſt das Bekenntniß des Schuldigen das vornehmſte Zeugniß wider ihn. Nicht ſo Ibrahim-Beg: dieſer leugnete ſtandhaft ſeinen ganzen Antheil an dem Verſchwinden der Unglücklichen und erklärte peremptoriſch, der gefundene Körper ſey nicht Tſchembeli's Leichnam. Allein Ibrahim hatte ſein Weib ſo ſtreng bewacht, daß nur wenige Menſchen ſie zu Geſicht bekamen, und ſo war er außer Stande, die Identität des Körpers zu widerlegen. Der oberſte Gerichtshof beſtätigte das Todesurtheil, und man beſtimmte einen Tag zur Vollſtreckung deſſelben. Die nahe Ausſicht auf das erſehnte Gut und Geld machte den Böſewicht Chan-Beg ſehr glücklich: er gab ſich ſchon die Miene eines Mannes, dem große Schätze zu Gebote ſtehen; und man bemerkte, daß Imami ſeinen alten Herrn ganz verlaſſen hatte und bei dem lachenden Erben in Dienſt getreten war. Dieſe Undankbarkeit erregte einigen Abſcheu, aber kein Menſch argwöhnte etwas noch Schlimmeres.

Endlich, am Tage vor der Hinrichtung, erhielt ein junger Engländer, der bei dem Gerichte angeſtellt war, die Nachricht, daß Tſchembeli, die todtgeglaubte Gattin des Kaufmanns, noch am Leben ſey und an einem etwa 20 Engl. Meilen entfernten Orte ſich aufhielte. Er zweifelte an der Wahrheit dieſer Kunde; da jedoch ein Menſchenleben in Gefahr ſchwebte, ſo wollte er perſönlich über die Sache Aufklärung erhalten. Er ſchickte einige bewaffnete Reiter an den bezeichneten Ort und folgte ihnen am Abende zu Pferde nach. Das Weib war, wie man vernahm, einem Trupp Fakirs, die ihren Sitz in einem Mauſoleum aufgeſchlagen hatten, zur Obhut übergeben worden. Die Obrigkeit des Dorfes erhielt geheime Befehle; das Grab wurde von Wachen umſtellt, und bei der Nachſuchung fand man in einer unterirdiſchen Kammer ein Weib, das Niemand anders als Tſchembeli war. Der gedachte Engländer ließ ſie in einem mitgebrachten Palankin nach der Stadt bringen. Schon vor ihrer Ankunft war der Morgen angebrochen und das Schaffot errichtet. Große Volkshaufen warteten bereits mit Ungeduld, als plötzlich, ſtatt des Verbrechers, ein Herold erſchien und den Zuſchauern die unverhoffte Wendung der Sache verkündete. Unterdeß waren Imami und Chan-Beg verhaftet worden; als der Erſtere den ganzen Plan geſcheitert ſah, entdeckte er dem Gerichte Alles. Ein unſeliger Hang zum Spiele hatte ihn, wie er ſagte, in die Gewalt des Chan-Beg gebracht, der ihn mit den lockendſten Verſprechungen an ſein Intereſſe zu feſſeln wußte. Der Plan war ſchon lange verabredet und wurde ſogleich ins Werk geſetzt, als es ihnen gelungen war, einen weiblichen Körper zu erhandeln, der für Tſchembeli's Leichnam paſſiren konnte. Ein nicht allzu troſtloſer Witwer fand ſich für Geld und gute Worte ſehr bereit, ihnen den Körper ſeiner verſtorbenen Frau zu überlaſſen; doch ſchnitt er zuvor aus Rückſichten den Kopf ab. Imami ſchürte nun die Kohlen der Eiferſucht ſeines Herrn durch eine erlogene Erzählung von der Untreue ſeiner Gattin; und als dieſe, von Weinen ermüdet, ihr Mann aber, von einem Tranke betäubt, in Schlaf verſunken war, verriegelte der ſchurkiſche Diener das Zimmer, in welchem die Sklavin ſich verſteckt hatte, wickelte Tſchembeli in ein Laken und übergab ſie den oben erwähnten Fakiren zur Obhut. Dann begrub er den gekauften Körper im Garten ſeines Herrn, bei welchem Geſchäfte Chan-Beg ihm wacker Hülfe leiſtete. Des anderen Tages kehrte Imami — nachdem er bei Chan-Beg übernachtet — in das Haus ſeines Herrn zurück und entſchuldigte ſich mit einer Verſpätung. Bald darauf wurde Tſchembeli vermißt; und Ibrahim, der ſogleich Verdacht ſchöpfte, ſie ſey mit einem Liebhaber entflohen, überließ ſich nun ſeinem Gram und ſeiner Reue. Unterdeß ſorgte Imami dafür, daß die Sache ruchtbar wurde; nur die Nachbarn, welche das Geſchrei der Frau gehört hatten, ahneten bald eine blutige That. Der teufliſche Plan wäre in keinem Falle geſcheitert, hätte nicht Chan-Beg einem ſeiner Gehülfen, der tiefer in die Sache eingeweiht war, als die Haupt-Perſonen ſelbſt wußten, den erwarteten Sold verweigert. Dieſer Mann war es, der jenem Engländer die Anzeige machte, daß Tſchembeli am Leben ſey. Die beiden Böſewichter Chan-Beg und Imami wurden zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt.

(Schluß folgt.)

B e l g i e n.

Antwerpen.

(Fortſetzung und Schluß.)

Die Occupation der Citadelle von Antwerpen durch den General Chaſſé und die Feuersbrunſt in der Stadt lähmten im Jahre 1830 für einige Zeit den Handelsverkehr; mehrere öffentliche Gebäude und eine große Anzahl von Speichern wurden verwüſtet; doch bald erwachte das alte Vertrauen wieder, und der auswärtige Handel erhielt bald einen neuen Aufſchwung. In den Jahren 1837 und 1838 war der Belgiſche Handel in allen ſeinen Zweigen, mit Ausnahme des Kaffees, viel bedeutender als in den Jahren 1835 und 1836, ja ſelbſt als in den Jahren 1827, 1828 und 1829, wo der Wohlſtand Belgiens unter der Holländiſchen Herrſchaft ſeinen höchſten Gipfel erreicht hatte. Im Jahre 1831 belief ſich der Werth der in Antwerpen eingeführten Waaren auf 46,887,000 Franken; 1832 ſtieg dieſe Zahl auf mehr als das Doppelte und betrug 110,340,000 Franken. Die Einfuhr-Artikel waren ſehr mannigfaltig, ſie beſtanden in Weinen, Geweben, Farben, Drogerieen, Oelen, Leder, Zucker, geiſtigen Getränken, Kaffee, Früchten und dergleichen mehr. In den folgenden Jahren war Ein- und Ausfuhr immer gleich vortheilhaft; in der erſten Hälfte des Jahres 1838 belief ſich die eingeführte Wolle auf 3557 Ballen, die ſämmtlich ins Innere des Landes gebracht wurden. In demſelben Semeſter, ſo wie im Lauf des folgenden Jahres, blieb die Einfuhr von Bauholz ebenfalls immer im Steigen. Die Einfuhr von Kaffee belief ſich im Jahre 1836 auf 52,000, im Jahre 1838 auf 92,000 Centner; die Einfuhr von Zucker dagegen im erſteren Jahre auf 120,000 und im letzteren nur auf 83,000 Centner. Dieſer Unterſchied rührt von dem Schutze her, der dem einheimiſchen Zucker bewilligt iſt, da dieſer Artikel allein das Privilegium der Steuerfreiheit genießt und die Kultur deſſelben daher außerordentlichen Aufſchwung genommen hat. Als Entrepot nimmt Antwerpen keinen bedeutenden Rang ein. Es kömmt in dieſer Hinſicht, was den Kaffee und Zucker anbetrifft, erſt nach Amſterdam, Hamburg, Trieſt und London und behauptet nur über Havre den Vorrang. Dieſer Unterſchied, dem ſehr leicht durch beſſere Geſetze hinſichtlich des Tranſito-Handels abgeholfen werden könnte, hat ſeinen Grund in Belgiens Verhältniſſen, denn dieſes Land beſitzt keine eigene Kolonieen, aus denen es ſich verſorgen könnte, wie Holland, England und Frankreich, ſondern bezieht den größten Theil des Zuckers, Kaffees, Reiſes, Tabacks und der Baumwolle, die in den Niederlagen von Antwerpen aufgeſpeichert werden, nur durch indirekte Einfuhr. Von Frankreich, England und den Häfen des Nordens wird dieſe indirekte Einfuhr bewerkſtelligt; auch von Holland geht ein großer Theil derſelben aus, denn im Jahre 1837 wurden von dort allein auf der Schelde 165,630 Ballen Kaffee eingeführt, während die direkten Zufuhren aus den Kolonieen nur insgeſammt 168,349 Ballen betrugen. Holland beſitzt jetzt nicht mehr wie ehemals das Monopol zur Einfuhr von Gerſte und Hafer; dieſe Getraidearten werden gegenwärtig zum Theil durch Oſtfrieſiſche und zum Theil durch Belgiſche Kauffahrteiſchiffe herbeigebracht. Belgiens Schifffahrt vergrößert ſich übrigens mit jedem Jahre; 1835 liefen in Antwerpens Hafen 250 Belgiſche Schiffe ein; 1836 ſchon 286, und im Jahre 1837 legten daſelbſt 353 Schiffe von allen Klaſſen und Größen an, die zuſammen 10,110 Tonnen geladen hatten. Daraus entſpringen immer neue Handelsverbindungen für Antwerpen, die deswegen um ſo vortheilhafter ſind, weil dadurch ſehr viel im Lande raffinirter Zucker nach Emden abgeſetzt wird, und weil dieſe Schiffe ſehr viel Nägel, Glasſcheiben und Manufakturwaaren aus Gent's Fabriken ausführen.

Auch die Dampfſchifffahrt des Antwerpener Hafens vervollkommnet ſich immer mehr. Von Antwerpen nach London und wieder zurück fahren die Dampfböte „Antwerpen“ und „Königin Viktoria“, beide von 1221 Tonnen; ſeit 1837 ſind noch drei mit vielem Aufwand und großer Pracht gebaute Dampfböte in Gang gekommen, der „Soho“ von 350 Tonnen, der „Rainbow“ von 372 Tonnen und die „Stadt Hamburg“ von 362 Tonnen. Außer dieſen Böten giebt es noch einige kleinere, ſo daß die Dampfböte des Antwerpener Hafens insgeſammt ungefähr 3000 Tonnen halten.

Die Schiffe liegen in drei großen Baſſins vor Anker und können auf acht Kanälen in das Innere der Stadt gelangen. In dieſen Baſſins liegen Schiffe von jeder Größe und Geſtalt, entweder reihenweiſe am Quai entlang oder zwiſchen den Holzmaſſen, die darauf umherſchwimmen oder wie Eisberge darauf feſtlagern. Das regſte Leben herrſcht im Hafen; hier ſieht man Bretterſchichten, Zucker- und Kaffeeſäcke aufgehäuft; dort werden Waarenballen ein- und ausgeladen, Schiffe kommen an und verlaſſen den Hafen, Rauchſäulen ſteigen aus den Schornſteinen der Dampfböte empor, und das ſiedende Pech erfüllt die Luft mit durchdringendem Geruche.

Das Manufakturweſen Antwerpens iſt nicht minder im Fortſchritt begriffen; auf der letzten Gewerb-Ausſtellung ſah man Gegenſtände aller Art, von den gröbſten Baumwollenſtoffen bis zu den feinſten Zwirn- und Seidengeweben, Geräthſchaften von Stahl, Kleinodien in fein bearbeitetem Silber und Gold, das gewöhnlichſte Fayence und das feinſte, durchſichtigſte Porzellan. Nach Tournay beſitzt jetzt Antwerpen die ſchönſten Teppich-Fabriken; das in denſelben verwendete Material wird alles im Lande gewonnen, und Belgien ſteht in dieſer Hinſicht über alle anderen Europäiſchen Ländern. Seit mehreren Jahrhunderten iſt die alte Spaniſche Schaf-Race hier akklimatiſirt; in der Gegend von Lüttich ſieht man die prächtigſten Merino-Schafheerden; dann findet man noch daſelbſt eine Abart der Franzöſiſchen Race, und endlich die Schafe von Texel oder Flandriſche Schafe, welche ſeit ihrer Einführung aus Indien den beſonderen Reichthum Belgiens ausmachen. Auch vorzüglich ſchöne Leinewand wird in Antwerpen angefertigt, und die Webereien Deutſchlands und Englands würden hierin ebenfalls vergebens mit Belgien konkurriren, denn wenn auch das Leinen der erſteren vielleicht beſſer ausſieht, ſo iſt doch ihr Flachs weniger dauerhaft und ihr Gewebe weniger feſt, als in den Antwerpener Webereien. Der alte Ruhm dieſer Stadt hinſichtlich der Spitzen iſt bekannt; als

Digitized by Google

der Adel noch reich war, lieferte Antwerpen die feinſten und ſchönſten Spitzenarbeiten nach Mecheln; jetzt, wo die Geld-Ariſtokratie die der Geburt erſetzt hat und unter ſich ſelbſt gewöhnlich genauer rechnet, theilt auch dieſer Induſtriezweig den Verfall ſeiner ehemaligen Beſchützer, doch werden in Antwerpen noch immer eine beträchtliche Menge der ſchönſten Schleier und Spitzen angefertigt. Auch Möbel, Stroh-, Filz- und Seidenhüte und Wachsleinewand werden hier fabrizirt. In den meiſten großen Manufakturen, Deſtillationen, Lazurblau- und Bleiweißfabriken, in den Ziegelbrennereien, Metallgießereien und Seifenſiedereien werden Dampfmaſchinen angewendet.

Neben dieſem zunehmenden Gedeihen iſt aber auch der immer mehr wachſende Druck zu erwähnen, dem die Bankgeſchäfte in Antwerpen und im ganzen übrigen Belgien erliegen. Im Allgemeinen entſprechen dieſe Anſtalten nicht dem Zwecke ihrer Stiftung; ſie beleben die Induſtrie nicht, verdoppeln keinesweges die Hülfsquellen derſelben, wie die Banken von Paris, London, Amſterdam und Wien, die das Geld ihrer Actionaire in den Handel fließen laſſen. Unter dem Patronat der Belgiſchen Bank ſtehen viele große Etabliſſements, — darunter fünf Hochöfen, die Werkzeug- und Maſchinenfabrik von St. Leonard, die Kohlengruben von Nerwe, Bray, Rumandes, die Galmeygruben von Vieille-Montagne, die Glashütten von Chaleroi, die Flachsſpinnereien von St. Leonard, die Luxemburgiſche Geſellſchaft für Gewerbfleiß, die vereinigte Actiengeſellſchaft, — und doch hat dieſe Bank, von welcher in Antwerpen und Lüttich noch zwei Filiale ſind, vor kurzem ihre Zahlungen eingeſtellt; Fehler in der Verwaltung und unüberlegte Actienankäufe ſind die Haupturſachen dieſes Falles. Die Belgiſche Bank hat immer Mangel an Gold und Silber gelitten, und dadurch wurde der Umlauf ihrer Bankſcheine ſo beeinträchtigt, daß dieſelben niemals den Betrag von 6 Millionen Franken überſtiegen, ja nicht einmal erreichten. Es iſt auch keine Hoffnung vorhanden, daß dieſem Uebelſtande abgeholfen werde, bevor nicht das jetzt in Kraft ſtehende Münz-Geſetz große Modificationen erfährt. Das fehlerhafte Finanzſyſtem nun, das der Belgiſchen Bank ſo verderbenbringend war, untergräbt ſchon ſeit langer Zeit auch die Antwerpener Banken. Die reichſten Geſellſchaften dieſer Stadt, deren ſegensreiche Thätigkeit während langer Zeit eine Quelle des Wohlſtandes und der Sicherheit für ihre Einwohner war, ſind ganz heruntergekommen, wie unter anderen die See-Aſſekuranz-Geſellſchaften. Es beſtehen deren zwölf in Antwerpen, doch ſind alle ſo in Mißkredit verfallen, daß die höchſte Verſicherungsſumme ſelbſt auf ein Schiff erſter Klaſſe nicht 25,000 Gulden überſteigt, während noch im Jahre 1830 die ſchwächſte dieſer Geſellſchaften ſehr leicht 250,000 Gulden zur Deckung eines einzigen Riſiko's aufbringen konnte. Auch auf das Gedeihen mehrerer anderer Geſellſchaften, die ſicher viel zum Wohlſtand des Landes beigetragen hätten, wirkten dieſe Verhältniſſe ungünſtig ein; ſo gingen drei Geſellſchaften zur Beförderung der Dampfſchifffahrt ſchon wieder unter, bevor ſie noch ins Leben treten konnten.

Wie traurig nun aber auch ſolche Reſultate ſeyn mögen, ſo wiegen ſie doch lange nicht die Vortheile auf, die für Antwerpen aus der Trennung von Holland erwachſen ſind. Was für wichtige Communicationswege ſind ſeit 1830 in Belgien entſtanden! Jede Gemeinde beſitzt einen ſchönen, ebenen und bequemen Weg, der mit der nächſten Chauſſee in Verbindung ſteht, und dadurch kann Alles am materiellen Wohlſeyn Theil nehmen, welches von den Hauptpunkten ausgeht. Eine Eiſenbahn verbindet Antwerpen mit Brüſſel, Gent, Brügge, Oſtende, Mecheln, Löwen, Lüttich und macht ſo aus ganz Belgien eine einzige große Stadt. Die Bahn wurde am 1. Mai 1834 angefangen, am 2. Januar 1837 war ſie bis Termonde beendigt und durchläuft alſo jetzt einen Raum von 15 Lieues, woran man nur zwei Jahr und acht Monate arbeitete. Die Bahn von Mecheln nach Brüſſel koſtete 1,403,150 Franken, die von Mecheln nach Antwerpen 2,092,855 Franken und die von Mecheln nach Termonde 1,618,435 Franken, ſo daß dieſe drei Sectionen zuſammen 5,420,000 Franken Koſtenaufwand betrugen. Zur Beſtreitung der nöthigen Erhaltungsausgaben ſind 1,069,000 Franken erforderlich, die Total-Einnahme des ganzen Jahres wird aber auf 1,500,000 Franken angeſchlagen, ſo daß dieſe Bahnen einen reinen Gewinn von 100,000 Franken, oder 5¼ % für jede Section abwerfen.

Auch der Ackerbau hat ſeit dem Jahre 1830 bedeutende Fortſchritte in der Umgegend von Antwerpen gemacht. Meiereien, die hier nur zu den gewöhnlichſten gehören, würden überall und ſelbſt da für Muſter gelten, wo man ſich einbildet, die möglichſte Vollkommenheit in dieſem wichtigen Induſtriezweige erreicht zu haben. Der Antwerpener Ackerbauer verſteht ſich gründlich auf Bearbeitung der Felder, alle ſeine Werkzeuge gelten für Muſter, man kömmt ſelbſt aus der Ferne herbei, um ihre Bauart zu ſtudiren. Hier ſpannt man nicht, wie in vielen Gegenden Frankreichs, ſechs bis acht Ochſen vor den Pflug, zwei Pferde ſind hinreichend, und doch ackert man hier in zwei Stunden eine Fläche, zu welcher der Franzöſiſche Bauer einen ganzen Tag brauchen würde.

Die Bevölkerung der Belgiſchen Provinzen insgeſammt iſt in den letzten zehn Jahren um 300,000 Seelen geſtiegen. In Antwerpen ſelbſt hat ſie von 1836 bis 1837 um 3287 zugenommen. Zu Anfang 1837 hatte Antwerpen 360,180 Einwohner, im Laufe deſſelben Jahres wurden 11,801 Kinder geboren, darunter befanden ſich 871 uneheliche, wonach alſo ein uneheliches auf dreizehn eheliche kömmt; es ſtarben 8462 Perſonen, und 2778 Ehen wurden geſchloſſen. Die Zahl der Armen iſt in Antwerpen ſehr bedeutend, denn ſie war im Jahre 1837 bis auf 37,432 Perſonen geſtiegen; es giebt dort 30 Hoſpitäler, in welchen man 2642 Individuen mit einem Koſtenaufwande von 471,346 Franken verpflegt; außerdem aber werden die Bedürftigen durch die Wohlthätigkeits-Bureaus unterſtützt.

Der öffentliche Unterricht hat ſeit 1830 in Antwerpen Rückſchritte gemacht, denn es befinden ſich jetzt nur 39,000 Kinder in den Schulen, früher, unter der Holländiſchen Herrſchaft, war dieſe Zahl weit bedeutender, und man ſchreibt dies dem katholiſchen Einfluſſe zu, der beſonders in der Provinz Antwerpen, in beiden Flandern und im Hennegau vorherrſchend iſt; doch giebt es einige ganz vorzügliche Inſtitute in Antwerpen, wie die Elementar-Muſterſchule und die Muſterſchule für die Fabrication der Spitzen, die vor einigen Jahren geſtiftet wurde. Auch zeichnen ſich die Königliche Akademie der ſchönen Künſte, und die Königliche Geſellſchaft für die Ermunterung zum Studium der Künſte ganz beſonders aus; das letztgenannte Inſtitut zählt jetzt mehr als 700 Subſkribenten.

Die Gefängniſſe und Zuchthäuſer Antwerpens verdienen auch eine beſondere Erwähnung; es giebt deren fünf in der Provinz Antwerpen: das Depot zu Hoogſtraeten, das Zuchthaus von St. Bernhard, das bürgerliche und militairiſche Sicherheitshaus in Antwerpen und die Arreſthäuſer in Mecheln und Turnhout. Auf dieſe Anſtalten wird die größte Sorgfalt verwendet, und der Geſundheitszuſtand derſelben iſt auch in jeder Hinſicht völlig befriedigend. Im Depot von Hoogſtraeten werden die Sträflinge in den Werkſtätten oder bei dem Ackerbau beſchäftigt; im Zuchthauſe von St. Bernhard werden die Gefangenen, ſowohl Erwachſene wie Kinder, gründlich unterrichtet. Seit mehreren Jahren und beſonders im Laufe des Jahres 1837 hat die Anzahl der Sträflinge in dieſen Anſtalten bedeutend abgenommen, welches den guten Einrichtungen der Verwaltungsbehörden und den Verbeſſerungen der Strafgeſetze zuzuſchreiben iſt; es ſind Armen-Werkſtätten errichtet worden, in welchen man die Brodloſen beſchäftigt; dadurch wird das Elend und die Zahl der Verbrechen auf das wirkſamſte vermindert.

Das ſind ungefähr die Phaſen, welche dieſe merkwürdige Stadt durchlaufen hat. Sie hat in der letzten Zeit an Bevölkerung, Ein- und Ausfuhr zugenommen; ihr Manufakturweſen hat ſich vergrößert, und ihr Handel, der in den Jahren 1831 — 32 daniederlag, erblühte von neuem, als die Ruhe wiederhergeſtellt war. Antwerpen hat viel harte Schläge auszuſtehen gehabt, doch ſind alle glücklich überwunden; noch im Jahre 1838 erlitt Antwerpen, wie alle Handelsſtädte Europa's, großes Mißgeſchick, aber dieſe Kriſis war nur vorübergehend; daſſelbe wird auch hoffentlich jetzt wieder der Fall ſeyn, und wenn die Politik ihrem Gewerbfleiße nicht hemmend in den Weg tritt, ſo wird Antwerpen ſich bald wieder emporſchwingen und nach wie vor an der Spitze aller Handelsſtädte Europa's ſtehen.

Frankreich.

Zur Statiſtik der Verbrechen in Frankreich.

Das ſo eben erſchienene

Compte général de l'administration de la justice criminelle en France, pendant l'anné 1836 etc. (Paris, Decembre 1838.)

bringt zur Kenntniß, daß in Frankreich bei den Aſſiſen im Jahre 1836 5300 Anklagen ſtattgefunden haben, wogegen im Jahre 1835 deren nur 5228 vorkamen. Dieſer Mehrbetrag (72 Fälle) iſt von keiner Wichtigkeit, wohl aber ein anderer, wenn man die Vermehrung der Fälle, welche Verbrechen am Eigenthum, mit denjenigen vergleicht, welche Verbrechen an Perſonen betreffen. Es waren nämlich im Jahre 1836 3742 Anklagen von Verbrechen gegen das Eigenthum anhängig, dagegen im Jahre 1835 nur 3457. Dies iſt eine Vermehrung von 285 Fällen; das will ſagen, ein Steigen von 8 auf 100. Dagegen ſtellt ſich eine Verminderung von 12 auf 100 in den Anklagen von Verbrechen gegen Perſonen dar.

Vom Jahre 1825 bis 1830 haben ſich die Verbrechen an Perſonen von Jahr zu Jahr vermindert; ſie waren 24 auf 100 im Jahre 1828; 25 im Jahre 1829; 23 im Jahre 1830; vom Jahre 1831 an iſt dieſe Zahl auf einmal geſtiegen, und dieſes Steigen hat ſich fortgeſetzt bis zum Jahre 1835. Es geſtaltet ſich dann wie 31 auf 100. Im Jahre 1836 iſt ſie gefallen bis 29 auf 100.

Bei genauer Erörterung der Verbrechen an Perſonen, welche bei Vergleichung der Jahre 1835 und 1836 ſich vermindert haben, ergiebt ſich, daß dieſe Verminderung ſich auf verſchiedene Arten der Verbrechen vertheilt. Die geringere Anzahl Fälle beziehen ſich auf Verbrechen der Nothzucht und der Sittſamkeit.

Die Jury hat 2398 Klagen für völlig zuläſſig, 1560 wurden für gänzlich unſtatthaft erklärt, und 1342 ſind in ihren Urtheilen ermäßigt worden. Die Anklagen ſelbſt ſind von dem Aſſiſenhofe auf zweierlei Weiſe unterſchieden worden, diejenigen nämlich, wo die Geſchworenen ſolche erſchwerende Umſtände der Angeklagten vorgefunden haben, ohne welche das Verbrechen geringer geachtet worden wäre, und ſolche ohne dieſe Merkmale. In 9 Fällen auf 100 hat ſich der Charakter des Verbrechens ſorgfältig herausgeſtellt, und in 16 Fällen auf 100 hat man ſelbige nur als leichte Verbrechen erachten können.

Die 5300 Anklagen, welche dem Aſſiſenhofe vorgelegt worden ſind, haben 7232 Angeklagte zum Gegenſtande gehabt. Im

Digitized by Google

Jahre 1835 hatten dagegen nur 7223 ſolcher Angeklagten vor Gericht geſtanden.

Bringt man die Zahl der Angeklagten mit der der Bevölkerung in Vergleich, ſo findet man, daß im Mittel ein Angeklagter auf 4638 Einwohner ſich herausſtellt; im Jahre 1835 einer auf 4644, und 1834 einer auf 4684 Einwohner.

Dieſes Mittel von 1 zu 4638 iſt überſtiegen in 28 Departements. Nämlich in dem der Seine, wo ein Angeklagter auf 1231, in Korſika, wo ein Angeklagter auf 1340, in dem der Oſt-Pyrenäen, wo ein Angeklagter auf 2029, in dem Ober-Rhein, wo ein Angeklagter auf 2235, und in dem Finisterre, wo ein Angeklagter auf 2617 Einwohner kommt.

Die Departements, wo jenes Mittel noch nicht erreicht worden, belaufen ſich auf 58. Fünf große Abweichungen ſind dabei bemerkbar: des Eher, wo ein Angeklagter auf 12,037 Einwohner, des Aude, wo einer auf 11,710, des Drôme, wo einer auf 10,383, und der Ober-Alpen, wo einer auf 10,089 zu rechnen iſt.

Von gedachten fünf Departements iſt dasjenige des Drôme das einzige, welches im Jahre 1836 1 auf mehr denn 10,000 Einwohner rechnete; in den anderen ſtellte es ſich wie 1 zu 5, 6, 7 und 8000 dar.

Dieſe Mehrung der Anzahl der Angeklagten wegen Verbrechen an Perſonen iſt vor den Aſſiſen in 2072 Klageſachen zur Erſcheinung gekommen, im Verhältniß alſo wie 29 auf 100, indem, wie bereits erwähnt wurde, die Geſammtzahl der Angeklagten 7232 geweſen war.

5160 Individuen ſind angeklagt worden wegen Verbrechen am Eigenthum, d. i. 71 auf 100. Für alle ſolche Verbrechen, ohne Unterſchied ihrer Natur, findet man 136 Angeklagte bei 100 Klagen.

Das Unterſcheidungsmittel, deſſen ſich die Aſſiſen bedienen, ſcheint bei Verbrechen am Eigenthum daſſelbe zu ſeyn, wie bei Verbrechen an Perſonen. Bei der erſteren Art rechnet man 133 Angeklagte bei 100 Klagen, bei der letzteren 138 Angeklagte bei 100 Klagen.

Weiblichen Geſchlechts ſind 1239 Individuen in Anklageſtand geſetzt geweſen; demnach 19 auf 100 Angeklagte. Unter ihnen befanden ſich 24 auf 100, welche uneheliche Kinder gehabt, oder ſolche, welche im Konkubinate gelebt haben. Es iſt zu bemerken, daß in den letzteren Jahren mehr Perſonen weiblichen Geſchlechts, im Vergleich zu denen des männlichen Geſchlechts, wegen Verbrechen an Eigenthum als wegen ſolcher an Perſonen ſind in Anklageſtand geſetzt worden. Von 100 Perſonen weiblichen Geſchlechts haben 22 wegen Verbrechen an Perſonen und 78 wegen Verbrechen am Eigenthum vor Gericht geſtanden.

Was das Alter der 7232 Angeklagten anbelangt, ſo haben 96 derſelben noch nicht das 16te Jahr erreicht; 1256 befanden ſich in einem Alter von 16 bis 21 Jahren; 1190 von 21 bis 25 Jahren; 1220 von 25 bis 30 Jahren; 1017 von 30 bis 35 Jahren; 876 von 35 bis 40 Jahren; 551 von 40 bis 45 Jahren; 373 von 45 bis 50 Jahren; 258 von 50 bis 55 Jahren; 184 von 55 bis 60 Jahren; 107 von 60 bis 65 Jahren; 58 von 65 bis 70 Jahren; 42 von 70 bis 80 Jahren, und 4 von 80 Jahren und darüber. Es geht daraus hervor, daß von 100 Angeklagten 35 noch nicht das 25ſte Jahr erreicht haben; 31 waren in einem Alter von 25 bis 35 Jahren, und 34 über 35 Jahre alt.

Nicht unintereſſant dürfte es ſeyn, das Alter der Angeklagten zu bemerken, in welchem Verbrechen an Perſonen begangen worden ſind. Man theile demnach die Anzahl der Angeklagten in drei Partieen; ſolche, die noch nicht das 25ſte Jahr erreicht haben, ſolche, welche ſich in einem Alter von 25 bis 60 Jahren befinden, und ſolche, die ein Alter von mehr denn 60 Jahren erreicht haben. Man findet dann, daß von hundert Angeklagten, die noch nicht das 25ſte Jahr zurückgelegt haben, 24 nur Verbrechen an Perſonen begangen haben; 31 der Angeklagten befanden ſich in einem Alter zwiſchen 25 und 60 Jahren, und 37 waren über 60 Jahre alt. Von den 7232 Angeklagten waren ferner 4306 (60 auf 100) unverheirathet; 2601 (36 auf 100) verheirathet; 324 (4 auf 100) waren verwittwet, und ein einziger Fall iſt in gedachter Beziehung unbekannt geblieben.

Es treffen aber auch von den 7232 Angeklagten 508 ſolche Perſonen, die außerehelich geboren worden ſind, und zwar 192 männliche und 316 weibliche Individuen.

Unter der Hauptſumme der Angeklagten (7232) befanden ſich 273 Fremde; 5135 waren in dem Departement, in welchem ſie geboren und wohnend waren, auch gerichtet worden; 86 waren zwar in dem Departement, in welchem ſie gerichtet worden, auch geboren, hielten ſich aber in einem anderen für gewöhnlich auf; 1287 wohnten zwar in dem Departement, wo ſie gerichtet wurden, waren aber anderwärts geboren; endlich 352 wohnten und waren geboren außer dem Departement, wo ſie gerichtet wurden. — 4073 Angeklagte waren Land-, 2830 waren Städtebewohner.

4239 Angeklagte konnten weder leſen noch ſchreiben; 2073 konnten nur unvollkommen leſen und ſchreiben; 665 konnten gut leſen und ſchreiben, und 255 hatten einen vorzüglichen Unterricht genoſſen. Diejenigen, welche demnach als vollkommen unwiſſend zu betrachten ſind, machen demnach 59 auf 100 aus. Bei Berückſichtigung der Geſchlechter findet man, daß von vollkommen Ununterrichteten 54 auf 100 bei dem männlichen Geſchlechte und 80 auf 100 bei dem weiblichen Geſchlechte zu rechnen ſind. In 51 Departements hat ſich die Anzahl unterrichteter Angeklagten (59 auf 100) über die Mitte hinaus erſtreckt; diejenigen Departements aber, wo ein beſonderes Mißverhältniß ſtattgefunden hat, ſind geweſen: Côtes du Nord (94 auf 100), Indre (87 auf 100), Ober-Vienne (81 auf 100) und Lot und Morbihan (80 auf 100).

Unter den Angeklagten unter 21 Jahren, welche weder leſen noch ſchreiben konnten, findet das Verhältniß wie 61 auf 100, von 21 auf 40 Jahren wie 59 zu 100 und von denen über 40 Jahr alt wie 56 zu 100 ſtatt.

Die gewöhnliche Beſchäftigungsweiſe iſt, ſo wie die Aufführung der Angeklagten, gleichfalls wichtig zu unterſuchen. Von der Hauptſumme der Angeklagten leben 1152 im Müßiggange, 2227 arbeiten auf eigene Rechnung, 3853 aber arbeiten für Rechnung Anderer. Die Anzahl vertheile ſich in neun Klaſſen des Geſchäftsbetriebs, welchem die Angeklagten zur Zeit der Arreſtation zugethan geweſen ſind. Sie ſind zuſammengezogen nach Analogie der Verrichtungen, welche ſie mit ſich führen. Die erſte Klaſſe begreift Perſonen, welche den Erdboden bebauen, und die achte diejenigen, welche ſich mit einem freien Gewerbe beſchäftigen: in dieſe zwei Klaſſen fallen die meiſten Verbrechen an Perſonen. Die zwei Klaſſen, wo weniger Verbrechen an Perſonen vorkommen, iſt die fünfte und die neunte, d. i., die der Handelsleute und der Landſtreicher. Die Angeklagten der ſchwerſten Verbrechen, d. h. des Meuchelmordes, des einfachen Mordes und der Vergiftung, vertheilen ſich unter verſchiedene Klaſſen, in demſelben Verhältniß wie die Angeklagten anderer Verbrechen gegen die Perſon.

Welches ſind nun aber die Erfolge dieſer Unterſuchungen geweſen?

Von der Geſammtſumme der Angeklagten ſind 30 zum Tode, 148 zu lebenslänglicher Zwangsarbeit, 737 zu zeitiger Zwangsarbeit, 763 zu einſamem ſchweren Gefängniß, 1 zur gemeinen Verhaftung, 2094 zu einfachen Correctionsſtrafen verurtheilt worden. 26 waren Kinder unter 16 Jahren, welche eine beſtimmte Anzahl Jahre unter ſpezielle Beaufſichtigung geſtellt worden ſind.

Mildernde Gründe zur Beſtrafung ſind von der Jury zu Gunſten von 2472 Angeklagten anerkannt worden; bei 867 hatte die Obrigkeit die Strafe für herabzuſetzen nothwendig erachtet.

Von den zum Tode verurtheilten Individuen ſind 22 wegen meuchelmörderiſcher Handlungen angeklagt, einer hat dieſes Verbrechen verſucht; 2 wegen Aelternmord; einer wegen Raub-Mord; 2 wegen Kindermord; einer wegen vollzogener und einer wegen verſuchter Brandſtiftung. An 21 iſt die Strafe vollzogen und bei 9 dieſelbe durch die Gnade des Königs in lebenslängliche Arbeitsſtrafe verwandelt worden.

2609 Angeklagte ſind durch die Aſſiſen freigeſprochen worden, d. i. 36 auf 100. Im Jahre 1835 war das Verhältniß wie 39 auf 100.

Wirft man nun noch einen ſummariſchen Blick darauf, in wie fern Art der Verbrechen, Geſchlecht des Angeſchuldigten und deſſen Bildungsſtufe ſich geſtalten, ſo ergiebt ſich: unter den Angeklagten haben 45 auf 100 wegen Verbrechen an der Perſon und 32 auf 100 wegen Verbrechen an Eigenthum vor Gericht geſtanden.

Unter 100 wegen Verbrechen Angeklagten männlichen Geſchlechts ſind 35 freigeſprochen worden, und unter 100 weiblichen Geſchlechts 39.

Angeklagte, gänzlich ununterrichtet, 33 auf 100 ſind völlig freigeſprochen worden.
" welche unvollkommen leſen und ſchreiben konnten, ſind 38 auf 100 freigeſprochen worden.
" welche gut leſen und ſchreiben konnten, ſind 43 auf 100 völlig freigeſprochen worden, und
" welche einen Anfang zu einem beſſeren Unterricht gemacht haben, ſind 57 auf 100 freigeſprochen worden.

Bibliographie.

Les loups-cerviers. — Vom Baron von Lamothe-Langon. 2 Bde. 15 Fr.
Histoire d'Allemagne. — Nach Luden, ſo wie mit Fortſetzungen nach Schmidt, Pfeffel, Menzel, Schiller, Poſſelt, Pfiſter ꝛc., von A. Savagner. Erſter Bd. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Gleichheits-Prediger. Ein Engliſches Blatt (The Mirror) ſagt: „Es giebt bei uns viele Gleichheits-Prediger, die nur immer predigen, daß es keinen höheren Rang geben ſollte, als ſie ſelbſt einnehmen, die es aber gleichwohl nicht bloß gern ſehen, ſondern auch darauf anlegen, daß ſie ſelbſt über eine Menge von Abſtufungen erhoben werden. Solche Gleichheitsprediger erinnern uns an jenen Irländer, der einen großen und einen kleinen Fuß hatte und nun bei ſeinem Schuhmacher einen Stiefel größer als den anderen beſtellte. Als dieſer das fertige Paar Stiefeln ablieferte, zog unſer Irländer zufällig erſt den kleineren, und zwar auf den großen Fuß an. „Der dumme Schuſter!“ rief er, „habe ich doch einen Stiefel größer beſtellt als den anderen, und ſtatt deſſen hat mir der Kerl einen kleiner als den anderen gemacht!“

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅛ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 33. Berlin, Montag den 18. März 1839.

Frankreich.

Ein Beſuch zu Port-Royal-des-Champs.

Von Antoine Delatour.

Nur Ruinen ſieht man noch von dem ehemaligen Janſeniſten-Sitze Port-Royal, aber aus dieſen Ruinen athmet uns Lebensfülle entgegen. Daß der Janſenismus noch nicht von der Erde verſchwunden, iſt bekannt; daß aber in dem Thale, wo ſich vor dem Jahre 1709 das Kloſter von Port-Royal erhob, noch ein Mann lebt, welcher die Tradition von den „Einſiedlern" bewahrt, der von ihnen in ihrer Sprache ſpricht, als hätte er ſie gekannt, als hätte er das Franzöſiſche von Nicole und das Griechiſche von Lancelot erlernt, — von dem Daſeyn des Herrn Silvy, der aus Pietät für das Andenken ſeiner Freunde von Port-Royal vor zwölf Jahren die Ruinen ankaufte, ſie bewohnt und die Gräber derſelben pflegt, davon wiſſen nur Wenige.

Obgleich man ſich jetzt nicht mehr viel um die Lehren des Janſenismus kümmert, ſo bewahrt doch gewiß ein Jeder von den Studien ſeiner Jugend her eine ehrfurchtsvolle Erinnerung an jene berühmten Männer von Port-Royal. Alles Große, was im Jahrhundert Ludwig's XIV. geſchrieben wurde, ging von ihnen aus; ſo viele andere Berühmtheiten haben ihr Intereſſe und ihren Glanz verloren, der Ruhm aber, den die Wiſſenſchaft verleiht, dauert ewig, wie die Meiſterwerke, welche ſie ſchafft und die zu allen Zeiten die Geiſter entzücken; Pascal und ſeine Provinzial-Briefe, Nicole und ſeine Abhandlungen über die Moral, Racine und ſeine Tragödien, welche Namen und welche Werke!

Port-Royal iſt ein kleines Thal zwiſchen Chevreuſe und Dampierre, drei Lieues von Verſailles; mit Recht führt es bis heute den ihm früher gegebenen Beinamen „die Einöde", und die Zeit hat noch über ſeine natürliche Einſamkeit jenen Anſchein von gänzlicher Verödung und geſunkener Größe verbreitet, der ſolchen Orten eigen iſt, die einſt Zeugen wichtiger Begebenheiten waren; es liegt ganz zwiſchen waldbewachſenen Hügeln verſteckt, als wolle es ſich noch jetzt, wie ehemals, den Blicken der Welt entziehen, als weile der Doktor Arnauld noch hier und ſchreibe eine ſeiner heftigen Apologieen des häufigen Abendmahl-Genuſſes.

Auf einem ſchmalen Fußpfade, der durch ein Gehölz führt, welches das Thal ganz verdeckt, gelangt man zu den Ruinen von Port-Royal; zuerſt betritt man einen großen Hof, auf dem ſich ein Taubenhaus und drei gewöhnliche Meierei-Gebäude befinden. Kurz zuvor, ehe ich meine Wanderung antrat, hatte ich Fontaine noch einmal durchgeleſen und meinem Gedächtniß den anziehenden Bericht dieſes guten Einſiedlers eingeprägt. Die Geſchichte Port-Royal's iſt von vielen Schriftſtellern erzählt worden, von Racine bis auf Sainte-Beuve, der jetzt für Alle das niederſchreibt, worüber er im vorigen Jahre zu Lauſanne Vorleſungen hielt. Ein jeder der Einſiedler hat darüber auf ſeine Weiſe berichtet, allen dieſen Schriften iſt eine gewiſſe myſtiſche Beredſamkeit gemein, doch hat jede ihren beſonderen Reiz; aber die anziehendſte derſelben, weil ſie die unbefangenſte iſt, floß aus der Feder Fontaine's.

Port-Royal war anfänglich ein Ciſterzienſer-Nonnenkloſter, das zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts einer gänzlichen Reform bedurfte, die denn auch durch den Geiſt und das Anſehen der berühmten Maria Angelika Arnauld ins Werk geſetzt wurde. Um den ungeſunden Ausdünſtungen der Sümpfe von Chevreuſe zu entgehen, verließ die Kloſter-Gemeinde ihre Zellen und zog ſich in ein Haus der Vorſtadt St. Jacques zurück, das nun den Namen Port-Royal de Paris führte. Durch dieſen Aufenthaltswechſel den geiſtigen Bewegungen ſo nahe getreten, fühlte ſich Angelika gedrungen, daran Theil zu nehmen; ſie ſchrieb einige Abhandlungen, die von den Jeſuiten heftig angegriffen, aber von Saint-Cyran lebhaft vertheidigt wurden. Dieſer Letztere, ein Freund Janſen's, glaubte eine Art von Verwandtſchaft zwiſchen den Lehren der Mutter Angelika und denen des Biſchofs von Ypern zu entdecken, und auf dieſe Weiſe wurde nicht nur der Abt von Saint-Cyran in den Janſeniſtiſchen Streit verwickelt, ſondern auch die ganze Familie Arnauld, welche ſowohl bei Hofe wie in der Armee, in der Kirche, an der Barre, kurz überall, großes Anſehen genoß. Der Haß zwiſchen dieſer Familie und den Jeſuiten ſtammte ſchon aus früheren Zeiten her, denn ſchon unter Heinrich IV. war ein Arnauld gegen die Geſellſchaft Jeſu aufgetreten. Richelieu liebte die öffentlichen Streitigkeiten nicht und ſchickte daher Saint-Cyran nach Vincennes. Dieſe Verfolgung fachte den Eifer der feurigen Geiſter an. Lemaitre hielt mitten in einem Plaidoyer plötzlich inne und rettete ſich vor der Welt in das verlaſſene Kloſter Port-Royal; ihm folgten ſogleich von ſeinen Verwandten de Sacy und ſein Bruder, ſpäter ſein Oheim d'Andilly und Nicole, Lancelot und Pascal. Bald wurde es ſogar Mode, nach Port-Royal zu gehen. Die vornehmſten Perſonen ſiedelten ſich dort an, um in der Einöde die Ruhe zu ſuchen, deren ſie ſich benöthigt glaubten: es mußte ſogar noch innerhalb der Kloſtermauer ein Schloß für die Herzogin von Longueville, Anna von Bourbon, erbaut werden: letzte Laune der launenhafteſten aller Frauen!

Bald gab es dort drei ſehr von einander unterſchiedene Geſellſchaften, deren Vereinigungsband jedoch die Einſiedler waren. Die Nonnen ſtellten ſich nach einiger Zeit unter den Schutz dieſer Herren, und die Großen, welche den Hof verlaſſen hatten, um ihre Seelen unter die Obhut der weiſen und gläubigen Einſiedler zu flüchten, wollten nur dieſen die Sorge für die Erziehung ihrer Kinder übertragen. Damals nun entſtanden jene geſunden, kräftigen Schulen, die Port-Royal ſo berühmt machten, zu jener Zeit wurden ſo viel vortreffliche Bücher geſchrieben und die vorzüglichen Lehrmethoden geprüft, welche noch jetzt in manchen Beziehungen angewendet werden. Unterdeſſen ging auch die Polemik ihren Gang; frei von allen Verbindlichkeiten, konnten die Einſiedler ſich immer dahin begeben, wo ihre Gegenwart nöthig war; ihr Feldlager aber blieb Port-Royal; von da aus wurden gleich Donnerkeilen die drei erſten Provinzial-Briefe geſchleudert, eben ſo zielten alle Entgegnungen gerades Weges auf Port-Royal, und das Geſchick des Kloſters war von allen Wechſelfällen der Polemik abhängig. Mehrmals mußten die Einſiedler ihre Einöde verlaſſen, um ſich im Getümmel der Welt zu verbergen, und glücklich war noch der, welcher durch ſolche freiwillige Verbannung dem Gefängniß entging. De Sacy wurde in die Baſtille gebracht. Jede Entfernung von der heiligen Kolonie war eine Quelle unendlicher Wehklagen, jede Rückkehr ein Freudenfeſt. Der Streit um die „fünf Sätze" gehörte nicht zu denen, die durch eine Bulle beigelegt werden, denn hier, wie bei den meiſten ſolcher Kämpfe, ſtand nicht die Wahrheit dem Irrthume gegenüber, es waren vielmehr zwei entgegengeſetzte Geſinnungen, zwei nebenbuhleriſche Richtungen, welche ſich in einer beſonderen Frage begegneten, um ſich hier einander zu bekämpfen und den Sieg unter ſich zu entſcheiden. Faſt ein Jahrhundert hindurch, von 1638—1710, wüthete dieſer Streit; dann wurde das Kloſter durch ein Regierungs-Dekret niedergeriſſen, im folgenden Jahre aber die Gebeine der Einſiedler wieder ausgegraben und auf den benachbarten Kirchhöfen von Magny, Saint-Lambert und Palaiſeau zerſtreut. Seit dieſer Zeit trennt ſich die Geſchichte des Janſenismus von der von Port-Royal; dieſer Ort wurde, was er jetzt iſt, ein öder Schauplatz, auf dem der Wanderer noch einige Spuren von den vorübergezogenen Schreckniſſen des Drama's antrifft.

Fünf kleine ſehr mittelmäßige Oden von Racine, „der Teich", „die Wieſen", „die Wälder", „die Heerden", „die Gärten" betitelt, enthalten die ausführliche Beſchreibung der Landſchaft, wie ſie damals war und noch jetzt iſt; nur die Ruinen ſind noch hinzugekommen, der Hof, in den man zuerſt eintritt, war früher einer der inneren Höfe des Kloſters, und die Gebäude, welche ihn an der Nordſeite begränzen, ſind allein bei der gänzlichen Zerſtörung des Kloſters verſchont worden, weil ſie dem Kaſtellan, dem Pächter und dem Gärtner zur Wohnung dienen ſollten; von da gelangt man in einen Garten, welcher ehemals der äußere Kirchhof war. Die Jahreszeit, in der ich meine Wallfahrt unternahm, war ſchon zu weit vorgerückt, um in Port-Royal noch jene ſchönen Früchte anzutreffen, mit denen einſt Arnauld d'Andilly auf ſo liebenswürdige Art ſeine Freunde vom Hofe bewirthete; aber dieſe Aprikoſenbäume, dieſe Pfirſichſpaliere erinnern daran, wie d'Andilly, nachdem er Frankreich mit Auszeichnung gedient, in den wenigen Erholungsſtunden, die ihm ſeine Geſchichte Joſeph's übrig ließ, ſein Vergnügen daran fand, Bäume zu pfropfen und Früchte zu ziehen. Im Hintergrunde dieſes Gartens ſieht man einen kleinen Teich in Kreuzesform. Als Port-Royal noch ein gewöhnliches Kloſter war, bedeckten ſumpfige Teiche das ganze Thal und überſchwemmten jedes Mal

bei hohem Waſſerſtande die niedrig liegende Kirche. Das Austrocknen dieſer Sümpfe war die erſte Sorge, die erſte Wohlthat der Einſiedler, und die Nonnen konnten wieder zurückkehren. In einen von den Händen dieſer Gelehrten angelegten Graben wurden die Gewäſſer abgeleitet; in ein enges Bett zuſammengedrängt, verwandelten ſie ſich in ſprudelnde Quellen, deren Murmeln Racine's Muſe begeiſterte. Ich überſchritt dieſen Graben gerade an der Stelle, wo einſt der Palaſt Longueville ſtand, und ich befand mich in einem Gehölze, welches ebenfalls zur Einſiedelei gehörte. In dieſen Gebüſchen irrte der junge Racine, den Sophokles oder Euripides in der Hand, gern umher; hier wurde er aber auch zweimal beim Leſen des Romans Chariklea überraſcht und empfing darüber ſtrenge Verweiſe von Lancelot. Durch dieſe Anekdote ward dies ein geſuchter Roman, obgleich derſelbe keine beſondere Aufmerkſamkeit verdient; aber welchen Roman hätte im Schatten dieſer Bäume das Herz des ſechzehnjährigen Racine nicht in eine bezaubernde Dichtung verwandelt; ſeiner ſelbſt unbewußt, drängte der große Dichter in dieſen ärmlichen Rahmen eine ganze Welt der Phantaſie zuſammen.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Mémoire sur la réhabilitation du maréchal Ney. — Vom Oberſt Deniſet. 2½ Fr.

Monumens français inédits, pour servir a l'histoire des arts depuis le sixième siecle jusqu'au commencement du dix-septième. Choix de costumes civils et militaires, d'armes, armures, instruments de musique, meubles de toute espèce, et de décorations intérieures et extérieures des maisons, dessinés, gravés et coloriés d'après les originaux par N. A. Willemin. Classés chronologiquement et accompagnés d'un texte historique et descriptif, par A. Pottier. — Bd. I. und II. Fol. 400 Fr.

Moyen-Age pittoresque. Monumens d'architecture, meubles et décors du 10e au 17e siècle. Trente-six vues dessinées d'après nature par Chapuy; avec un texte. — Von M. Moret. Erſte Abtheilung. Fol. 40 Fr.

Poemes. — Von M. de Norvins. 6 Fr.

Poids des médailles grecques d'or et d'argent du Cabinet royal de France, désignées par le numéro d'ordre de la description des médailles antiques grecques et romaines, etc., etc. — Von T. E. Mionnet. 10 Fr.

Six mois de correspondance. Diane et Louise. — Von J. Soulié. 2 Bde. 16 Fr.

Souvenirs du lieutenant-général comte Mathieu Dumas, de 1770 à 1836; publiés par son fils. 3 Bde. 27 Fr.

Statistique générale de la Pologne russe, ou provinces polonaises, dans l'empire de Russie. — Von R. Stowaczinski.

Le Tasse à Sorrente, Térentia, le Monge des Iles d'Or. — Gedichte von J. Canongé. 6 Fr.

L'Uscoque. — Von George Sand. 4 Fr.

Oſtindien.

Indiſche Eigenthümlichkeiten.

Verſtorbene unter den Lebenden.

(Schluß.)

Ein anderer merkwürdiger Fall ereignete ſich in einem niederen Kreiſe der Geſellſchaft. Ein achtungswürdiger Hindu, Namens Dhur, welcher in einem Dorfe am Doab wohnte, hatte eine Tochter, die gleich anderen Mädchen des Dorfes aus dem Brunnen der Gemeinde zu häuslichen Zwecken Waſſer ſchöpfte und auch täglich mit Opfergaben, die in Früchten, Blumen und Getraide beſtanden, nach der Pagode ging. Auf dieſen Ausgängen erregte das hübſche Mädchen die Aufmerkſamkeit eines jungen Nachbarn, Namens Kulian, und bald knüpfte ſich eine Bekanntſchaft zwiſchen Beiden. Die Kaſten-Unterſchiede werden von Verliebten ſelten beachtet. Nubia's Aeltern waren der Verbindung ihrer Tochter mit Kulian entgegen; da aber die Schweſtern beider Liebenden in freundſchaftlichem Verhältniſſe ſtanden, ſo fehlte es nie an Gelegenheit zu Fortſetzung der Bekanntſchaft. Endlich beſchloß Nubia, mit ihrem Liebhaber zu entfliehen; ſie packte ihren ganzen Vorrath an Kleidung, Schmuck und geſpartem Gelde und verließ, von Kulian begleitet, das Dorf. Der bekümmerte Vater begab ſich in die benachbarte Stadt Kahnpohr (Cawnpore), wo er Kulian vorfand, aber von dem Schickſal ſeiner Tochter nichts erfahren konnte. Dhur argwöhnte einen Mord und ließ den jungen Mann vor Gericht ziehen. Dieſer bekannte unbedenklich, daß er Nubia entführt hätte. Im Verlaufe der Unterſuchung ſagte er einem Freunde, er habe die meiſten Kleider und Schmuckſachen des Mädchens in einem Winkel ſeines Hauſes, den er genau bezeichnete, verſcharrt; und es ſey ſein Wunſch, daß man dieſe Gegenſtände ausſcharre und Nubia's Vater einhändige. Im nächſten Verhöre gab er unumwunden zu Protokoll, er habe das Mädchen ermordet und den Körper in einen Nullah verſenkt. Er erbot ſich, den Polizei-Beamten die Stelle zu zeigen. Dieſe brachen in ſeiner Begleitung dahin auf, konnten aber, trotz alles Nachſuchens, keine Spur von einem Leichnam entdecken. Sie fragten ihn mit großem Verdruße, warum er ihnen dieſe vergebliche Arbeit angemuthet habe; und Kulian entgegnete, dies ſey nur geſchehen, damit man ihn wegen des angeſchuldigten Verbrechens nicht foltern möchte. Alle Bemühungen der Europäiſchen Behörden, einen ſo barbariſchen Gebrauch abzuſchaffen, haben bis jetzt wenig gefruchtet; und die einheimiſchen Gerichts-Perſonen bedienen ſich noch ſehr gern einer Art Folter, um das Geſtändniß eines Angeſchuldigten zu beſchleunigen. Nachdem Kulian ſein erſtes Geſtändniß widerrufen hatte, erzählte er eine ſehr unwahrſcheinliche Geſchichte. Er ſagte, er habe ſeine Gefährtin in der Gegend von Cawnpore geſund und munter verlaſſen, wiſſe aber nicht, was nachmals aus ihr geworden ſey. Der Grund ihrer Trennung war die gemeinſchaftliche Beſorgniß, daß man ſie Beide, wenn ſie zuſammen blieben, viel eher erkannt haben würde. Kulian begab ſich, ſeiner Ausſage gemäß, in die Stadt, um eine Wohnung zu miethen, während Nubia an einem Brunnen ſeiner Rückkehr wartete. Sie gab ihm das Bündel, welches ihre Kleider enthielt, mit dem Bemerken, daß ſie unter ſeiner Obhut ſicherer ſeyen. In einer frühen Morgenſtunde hatte Kulian ſeine Geliebte verlaſſen; und als er um die Mittagszeit zurückkehrte, war ſie verſchwunden. Von dem vergeblichen Suchen endlich erſchöpft, verſcharrte er Nubia's Kleider in die Erde und hütete ſich, die Polizei von der Sache zu unterrichten, damit ſein und Nubia's Projekt nicht an den Tag käme!

Kein Menſch glaubte den letzten Theil der Erzählung. Das plötzliche Verſchwinden des Mädchens war ſehr verdächtig; und auch der Umſtand, daß die Kleider und Schmuckſachen Nubia's in Kulian's Händen und nicht eher von ihm ausgeliefert worden waren, bis man ſie finden und als Beweismittel wider ihn gebrauchen konnte, ſchadete ſeiner Sache ungemein. Da jedoch kein überzeugender Beweis von Nubia's Ermordung vorhanden war, ſo erließ man Kulian die Todesſtrafe und verurtheilte ihn zu dreißig Peitſchenhieben und vierzehnjähriger Einkerkerung.

Ungefähr drei Jahre nach dieſem Urtheilsſpruche erſchien einer von Kulian's Brüdern, Namens Midari, vor Gericht und produzirte ein junges Weib, das er für die ermordet geglaubte Nubia, Dhur's Tochter, erklärte. Die junge Frau ſelber ſchwur, daß ſie die nämliche Perſon ſey, welche Kulian auf der Flucht nach Cawnpore begleitet habe. Vater und Mutter wurden vorgeladen, leugneten aber die Identität dieſer Perſon mit ihrer verlorenen Tochter; wogegen vier andere Individuen, die Nubia ebenfalls ſchon als Kind gekannt hatten, dieſe Identität behaupteten. Die unaufgeforderte Komparentin erzählte, daß ſie, nachdem Kulian zur feſtgeſetzten Zeit ſich nicht wieder eingeſtellt, des Wartens müde, vom Brunnen aufgebrochen ſey, um ihn zu ſuchen. Während ſie der Spur ihres Liebhabers vergebens nachforſchte, begegnete ihr ein Soldat, der ſie nach langen Gegen-Demonſtrationen endlich bewog, in ſeinen Schutz ſich zu begeben, und ihm nach ſeinem Cantonnement zu folgen. Als das Regiment, zu welchem dieſer Soldat gehörte, kurz darauf verlegt wurde, zog ſie mit demſelben von Cawnpore ab, kehrte aber bald wieder und traf bei dieſer Gelegenheit mit Kulian's Bruder zuſammen.

Obſchon die Aeltern ſich ſtandhaft weigerten, dieſe Nubia als ihre Tochter anzuerkennen, ſo glaubte das Gericht dennoch, ſie und Kulian's Bruder von allem Verdacht des Betruges freiſprechen zu müſſen, da ſowohl die auffallende Aehnlichkeit des Mädchens mit Dhur's Ehegattin, als das einſtimmige Zeugniß von vier unbeſcholtenen Individuen ſehr zu Gunſten der Komparentin war. Der Urtheilsſpruch gegen Kulian erheiſchte nun eine Reviſion; er war nur inſofern ſtraffällig, als er eine unverheirathete Perſon entführt und Eigenthum von anſehnlichem Werthe fortgeſchleppt hatte; da er aber den größeren Theil des letzteren freiwillig zurückgeſtellt und außerdem ſchon beinahe vier Jahre im Gefängniß zugebracht hatte, ſo erklärte man ihn ſchon für hinlänglich beſtraft und entließ ihn aus ſeinem Kerker.

Die eben erzählte Begebenheit trug ſich im Jahre 1809 zu, iſt alſo von ziemlich altem Datum; aber diejenigen, welche ſich noch aller mit dieſem merkwürdigen Falle verknüpften Umſtände erinnern, ſind der Meinung, daß Kulian, wie hart man auch gegen ihn verfuhr, ſeine Strafe in vollem Maße verdient habe. Ohne Zweifel hatte er Nubia, ſobald er ſich im Beſitze ihres Eigenthums ſah, vorſätzlich verlaſſen und nicht eher nach ihr geforſcht, bis ſein eigenes Leben, wegen der verdächtigen Umſtände, die ihr plötzliches Verſchwinden begleiteten, in Gefahr kam. Keinen, der mit dem Charakter dieſes Volkes vertraut war, konnte es Wunder nehmen, daß die Aeltern ihr verlorenes Kind nicht anerkennen wollten; denn die Begriffe von Ehre und Schande ſind bei den Hindu's in gewiſſem Betrachte ſo excentriſch, daß ſie nicht ſelten gegen Verwandte, die ihnen ſonſt ſehr theuer ſind, auf eine Weiſe ſich benehmen, die mit ihren Gefühlen im ſchneidendſten Kontraſte zu ſtehen ſcheint.

Die langen Reiſen, welche Indiſche Eingeborene oft unternehmen, und ihre lange Abweſenheit von Hauſe veranlaſſen nicht ſelten falſche Gerüchte von ihrem Tode. Eine Familie von hoher Kaſte, die aber wenig bemittelt war, hatte ſich auf den Ueberreſten ihrer Grundſtücke in einem bei der Stadt Itawa belegenen Dorfe niedergelaſſen. Nur zwei Brüder waren noch am Leben, von denen der Jüngere ſein Glück in einer entfernten Gegend zu ſuchen beſchloß. Er nahm Abſchied von ſeinen Freunden und vertraute ſeine junge Gattin, mit der er erſt ein Jahr verheirathet war, dem Schutze ſeines älteren Bruders. Die ganze Familie bewohnte ein gemeinſchaftliches Haus, was in Hindoſtan, wo man noch jetzt ein patriarchaliſches Leben führt, keine Seltenheit iſt. Im erſten und zweiten Jahre ſeiner Abweſenheit ſchickte Beldſchit-Singh von Zeit zu Zeit Geld nach Hauſe und begleitete ſeine Sendungen auch mit Briefen, in denen er jedoch von ſeiner Stellung und ſeinen Ausſichten in die Zukunft ſehr unbeſtimmt ſprach. Dann aber ließ er drei ganze Jahre lang kein Wort von ſich hören, bis endlich die authentiſche Nachricht ſeines Todes einlief. Ein Mitbürger der Familie, der mit Beldſchit unter den Mahratten gedient hatte, war Zeuge der Kataſtrophe geweſen, die beim Ueberſetzen über einen Fluß ſich ereignete. Mehrere Reiter, worunter auch Beldſchit-Singh, wurden von der Gewalt des Stromes fortgeriſſen und ertranken. Sein Freund und Waffenbruder, Tſchait-Ram, rettete das Gepäck des Ertrunkenen und händigte es bei der Rückkehr ſeiner Familie ein. Dieſer treue Freund hatte aber ſo lange auf eine günſtige Gelegen-

Digitized by Google

heit zur Rückkehr warten müſſen, daß Beldſchit-Singh nach ſeiner Berechnung ſchon wenigſtens ein Jahr todt ſeyn mußte, als ſeine Familie die traurige Kunde erhielt. Der ältere Bruder des Verunglückten, Herrek-Singh, glaubte ſeiner Schwägerin rathen zu müſſen, daß ſie den Scheiterhauſen beſteige. Die Ernährung der unglücklichen Frau wäre ihm zwar, bei ihren ſehr geringen Bedürfniſſen, nicht ſchwer geworden; allein Gründe von anderer Art machten ihre Selbſtaufopferung wünſchenswerth. Es fehlte in ihrem Wohnorte nicht an Beiſpielen von Wittwen, die ſich wieder verheiratheten oder unverehelicht einen ſittenloſen Lebenswandel führten; und einige waren mit Muhammedanern davongegangen. Damit nun eine ähnliche Schmach nicht auf ihr laſtete, weihte ſich Kutſchili dem Scheiterhauſen, dem ſie ſonſt gern ausgewichen ſeyn würde, da ihr Schmerz um den Verluſt des Gatten nach einer ſo langen Trennung im Leben nicht mehr ſehr heftig war. Aber am Morgen der ſchrecklichen Feier ſank die Unglückliche in eine Art von Betäubung, die bis zur Stunde des Sonnen-Untergangs, in welcher ſie geopfert werden ſollte, anhielt. Das ganze Dorf war in größter Aufregung; denn ſeit vielen Jahren hatte die kleine Gemeinde nichts Aehnliches geſehen. Als die verhängnißvolle Stunde herannahte, mußte man die arme Kutſchili mit Gewalt zum Scheiterhauſen ſchleppen. Die gräßliche Feier ſollte am Ufer des Dſchemna ſtattfinden. Der Scheiterhauſen war hoch, wohl geſchichtet und mit einer hinreichenden Quantität Brennſtoff verſehen. Kutſchili ſchaute einmal mit ſcheuem Blicke auf und heftete dann ihr Auge voll verzweifelter Reſignation wieder an den Boden. Man pflegt einer Suttih, ehe der Holzſtoß, der ſie verzehren ſoll, in Brand geſteckt wird, allerlei Fragen zu ſtellen, und ihre Antworten gelten dann für Orakelſprüche; aber nur Enthuſiaſtinnen, die gleichſam triumphirend in den Tod gehen, bequemen ſich zu ſolchen Prophezeiungen. Kutſchili gab auf keine dieſer Fragen Antwort, und ſo hielt man es für gerathen, ſie in Ruhe zu laſſen. Nachdem ſie dreimal um den Scheiterhauſen geführt worden war, beraubte man ſie ihres Schmuckes und vertheilte denſelben unter ihre Verwandten; darauf ſchleppten ſie vier Brahmanen gewaltſam auf den Holzſtoß. Schon hatte man die Fackeln angezündet, als Kutſchili plötzlich mit einem durchdringenden Schrei emporſprang und ausrief: „Er iſt nicht todt — er lebt! — er kommt, mich zu befreien!“ Aller Augen waren ſogleich nach der Gegend hin gerichtet, wohin die Unglückliche deutete; und auf der Landſtraße erſchien ein Mahrattiſcher Reiter, der mit ſeinem Hengſte aus der Fähre ans Land geſprungen war und jetzt in vollem Galopp heranſprengte. Es war in der That kein Anderer, als Beldſchit-Singh, und nun glaubte Jeder, daß Kutſchili eine übernatürliche Eingebung gehabt haben müſſe, da ſie ihn im Augenblick ihres Ausrufs unmöglich ſehen konnte. Noch ehe die emporlodernde Flamme ihr Opfer erreichte, war Kutſchili erlöſt; ihr Gatte ſprang von ſeinem Pferde und umarmte ſie, tief gerührt wegen dieſes Beweiſes von Anhänglichkeit, den ſie ihm gegeben. Er war nach ſeiner ganz unverhofften Rettung in dem letzten Feldzuge ſehr glücklich geweſen. In bedeutender Entfernung von der Furt, die er zu paſſiren verſucht hatte, ans Ufer geworfen, fühlte er ſich eine Zeitlang in Folge einer bedeutenden Quetſchung zum Kriegsdienſte unfähig; nachmals gelang es ihm, anderswo um guten Sold in Dienſte zu treten, bis er mit einem ſchönen Erſparniß nach Hauſe kehren konnte. Die Brahmanen wurden ſtattlich bewirthet und alle im Dorfe vorräthige Leckereien angekauft und unter die Armen vertheilt. Es war ein Abend allgemeiner Freude, und beſonders glücklich ſchätzte ſich die erlöſte Märtyrerin, deren überſtandene Leiden durch den Ruf, den ſie erworben hatte, genügend vergolten wurden.

Die Rückkehr todtgeglaubter Individuen zu ihren Erben und Nachfolgern iſt jedoch, wie man ſich denken kann, den Letzteren nicht immer willkommen, beſonders, wenn man ſich Mühe gegeben hat, der Möglichkeit eines ſo verdrießlichen Ereigniſſes vorzubeugen. Chyrun-Chan war ein Jüngling von ſehr anſehnlichem Vermögen, nach deſſen Beſitze ſeinem nächſten Verwandten gelüſtete. Dieſer Menſch, ſeines Namens Mumtas-Ali, beſann ſich eine Zeitlang über die Mittel, wodurch er zu der Erbſchaft gelangen könnte, die ihm, falls der Knabe ſtarb, rechtmäßig zukam, und beſchloß endlich, ihn aus der Welt zu ſchaffen. Der Knabe liebte den Fiſchfang und begab ſich oft ohne Begleiter in einen Kahn, den er ſehr gut handhaben konnte; Mumtas-Ali wollte eine ſolche Gelegenheit benutzen, um ihn zu ertränken. Bei fernerer Erwägung fand er dieſes Projekt wieder zu gefährlich, da der Fluß ſtark beſucht war; er begnügte ſich demgemäß, am Abende des Tages, an welchem er das Verbrechen ausführen wollte, den Kahn loszubinden und ſtromabwärts treiben zu laſſen. Gleichzeitig warf er einen Turban und einen Shawl, die dem Knaben angehörten, ins Waſſer.

Der Böſewicht beredete nun ſeinen jungen Verwandten, mit ihm in das Dſchongle zu gehen, unter dem Vorwande, Pfauen zu ſchießen; denn die Vögel in der Nachbarſchaft ihres Wohnorts waren den Göttern geweiht. Als ſie mit einander zu einer Stelle gekommen waren, die Mumtas-Ali bei einer früheren Gelegenheit genau rekognoszirt hatte, packte er plötzlich den Knaben und warf ihn in einen Brunnen von 54 Fuß Tiefe, deſſen Waſſer mehr als zwölf Fuß hoch war. Nach vollbrachter Gräuelthat machte der Mörder ſich eilig davon, um nicht entdeckt zu werden. Es vergingen mehrere Stunden, ehe man Chyrun vermißte; endlich fragte ein Diener, der ihn ſeit dem Morgen nicht geſehen hatte, ſeine Mitbedienten, ob ſie wüßten, was aus ihrem jungen Herrn geworden ſey. Keiner wußte eine befriedigende Antwort zu geben; ſie gingen gemeinſchaftlich an das Ufer, und die Abweſenheit des Bootes machte ſie ſehr beſtürzt. Bei fernerem Nachſuchen fanden ſie die ins Waſſer geworfenen Kleidungsſtücke und vermutheten nun, der Körper ſey fortgetrieben oder von den Alligator's im Strome verzehrt worden. Kein Verdacht fiel auf Mumtas-Ali, der ſeinen jungen Verwandten niemals an den Fluß begleitete, und dem auch Niemand eine böſe Abſicht zutraute. Da Chyrun's Tod, allem Anſchein nach, gewiß war, ſo trat ſein Verwandter in den Beſitz des Vermögens und genoß eine Zeitlang die Frucht ſeiner Gräuelthat.

Der junge Chyrun-Chan war aber nicht umgekommen. Er hatte an der Brunnenwand einen vorragenden Stein erfaßt, auf dem er ſtehen konnte, und ſo vor dem Fallen ins Waſſer ſich geſchützt. Am nächſten Morgen zogen einige wandernde Fakirs durch das Dſchongle und begaben ſich nach dem ihnen wohlbekannten Brunnen, um Waſſer zu ſchöpfen. Zu ihrer nicht geringen Verwunderung fanden ſie einen Knaben darin, den ſie in ſehr elendem Zuſtande herauszogen. Als der junge Chyrun-Chan, der erſt zwölf Jahre zählte, mit dem Beiſtande der Fakirs wieder aufgelebt war, verſpürte er keine Luſt, nach Hauſe zu kehren, denn er befürchtete, von Seiten ſeines Verwandten einen zweiten Anſchlag auf ſein Leben, der beſſer gelingen könnte, als der erſte. Er belohnte die Fakirs mit den goldenen Ornamenten, die er zufällig an ſeinem Körper trug, und beſchloß, ſie auf ihrer Wanderung zu begleiten und einige Verwandte von mütterlicher Seite aufzuſuchen, bei denen er Schutz zu finden hoffte. Die Fakirs verſorgten ihn mit einem Pilgerkleide und zogen in ſeiner Begleitung weiter. Einige Monate verſtrichen, ehe die Fakirs ihre Pilgerreiſe vollendet hatten und in den Stand geſetzt waren, für ihren Schützling etwas zu thun. Dann führten ſie ihn nach der Stadt, wo die Familie ſeiner verſtorbenen Mutter wohnte. Die Oheime und der Großvater des Knaben hatten in beſter Form die Nachricht von ſeinem Tode erhalten; aber ſeine Geſchichte erhielt durch das einſtimmige Zeugniß der Fakirs und durch die Kleidungsſtücke und Ornamente, welche ſie noch aufbewahrten, unbedingten Glauben. Nach einiger Berathung beſchloſſen die Oheime, mit einander nach dem Wohnorte Mumtas-Ali's ſich zu begeben und ihn zu bewegen, daß er ſein unrechtes Gut wieder auslieferte. Die Fakirs wurden eingeladen, die Reiſe mitzumachen, und alle erreichten ohne Abenteuer den Ort, wo das Eigenthum ſich befand. Mumtas-Ali, der von Allem nichts ahnte, empfing die Geſellſchaft ſehr höflich, gerieth aber in große Beſtürzung, als man ihm einen Knaben vorſtellte, den er ſogleich für Chyrun-Chan erkannte. Die Geſchichte wurde bald ruchbar, und man traf Maßregeln, um den Böſewicht zu verhaften. Von den Fakiren begleitet, erſchien der Knabe vor Gericht und erzählte Alles, was mit ihm vorgefallen war. In einem Theile des Dſchongle fand man den Bogen und die Pfeile, welche Mumtas-Ali zum Pfauen-Schießen mitgenommen hatte; und bei Unterſuchung des Brunnens entdeckte man die vorſpringenden Steine, durch welche der Knabe vom Tode errettet ward. Mumtas-Ali wollte das Schickſal, dem er entgegen ſah, nicht erleben; er nahm Gift und ſtarb, ehe ſein Urtheil geſprochen war. (A. J.)

England.

Lord Brougham's Dialoge über Inſtinkt und Vernunft.

Zweiter Artikel.

Aus den in dieſem Werk geſammelten Thatſachen über den Inſtinkt der Thiere heben wir Folgendes hervor.

„In den Wildniſſen der Tartarei und Süd-Amerika's, wo das wilde Pferd heerdenweiſe lebt, giebt es Haufen von 5—600 dieſer Thiere, die, wenn ſie ſchlafen, immer eines nach der Reihe als Schildwache aufſtellen, damit ſie im Fall eines Angriffs, von ihr geweckt, fliehen. Nichts kann verſtändiger oder zweckmäßiger ſeyn, als dieſe Anordnung, ſo einfach ſie iſt. So wurde auch ein Roß, das einem Schmuggler in Dover gehörte, mit verbotenen Waaren beladen und ohne Aufſicht nach einem verabredeten Ort geſchickt. So oft das Pferd einen Soldaten witterte, ſprang es von der Landſtraße ab und verbarg ſich in einem Graben, und wenn es entdeckt wurde, kämpfte es um ſeine Ladung. Die Liſt der Füchſe iſt ſprüchwörtlich; doch ich weiß nicht, ob ſie je merkwürdiger hervortrat, als auf dem Gute des Herzogs von Beaufort, wo Reinecke, als man ihn hart verfolgte, plötzlich verſchwand und nach langem Suchen in einem Teich gefunden wurde, bis an die Schnauze im Waſſer, indem er ſich mit dieſer an einem Weidenzweig hielt, der über dem Weiher hing. Die Liſt eines Hundes, von der mir Sergeant Wilde erzählte, iſt der vorigen wenigſtens gleich. Dieſer Hund pflegte in ein Halseiſen geſchloſſen zu werden, damit er nicht auf Schafe Jagd mache; des Nachts machte er ſich von dieſer Feſſel frei, kehrte vor der Dämmerung zurück und legte das Halseiſen wieder an, damit man ihm ſeine Streiferei nicht anſehe. Auch erzählte mir der Sergeant eine merkwürdige Anekdote von dem Hunde eines Viehhändlers, dem wir begegneten. Der Mann hatte von der Weide ſtatt zwanzig Ochſen ſiebzehn zurückgebracht, indem ſich die übrigen drei unter eine andere Heerde gemiſcht hatten; er rief dem Hunde zu: „Geh', hol' ſie“, und der Hund ging und fand die drei heraus. Der Bruder des Sergeanten, der kürzlich Sherif von London war, hat einen Hund, welcher weiß, wann Sonnabend Abend iſt, weil man ihn zu dieſer Zeit auf den Sonntag feſſelt, was er nicht leiden kann; darum entflieht er immer Sonnabend

Digitized by Google

Abends und kehrt Montag früh zurück. Der Sergeant hatte auch einen Gänſerich, der in einer Entfernung von der Gans war; da hörte er auf einmal, wie ſie ein außerordentliches Geſchrei machte, ſogleich lief er herbei, ſteckte den Kopf ins Neſt und brachte alle Jungen, eines nach dem anderen, zur Mutter zurück, deren Trennung von ihrer Brut ihr Geſchrei verurſacht hatte; ſodann kehrte er an den Ort zurück, von welchem ihr Geſchrei ihn fortgerufen."

In Folgendem ſucht Lord Brougham den feinen Unterſchied zwiſchen Inſtinkt und Vernunft feſtzuſtellen.

„Eine Handlung, die unter gewohnten oder natürlichen Verhältniſſen ſtattfindet, kann man dem Inſtinkt zuſchreiben oder nicht, je nachdem ſie etwas iſt, was wir mit unſerer Vernunft unter denſelben Umſtänden ausführen könnten oder nicht, und je nachdem das Thier in einer Lage iſt, die uns annehmen läßt, daß es wiſſentlich handelt oder nicht. Eine Biene, die ihre Zelle baut, handelt inſtinktmäßig, denn ſie hat es nicht gelernt, und eben ſo die einſame Wespe, die für ein Junges Futter beſorgt, das ſie nie ſehen kann und von dem ſie nichts weiß. Wenn die Pferde aus Furcht vor Gefahr eine Schildwache aufſtellen, ſo kann dies allerdings Inſtinkt ſeyn, aber auch eben ſo gut Vernunft, denn was ſie thun, ſetzt eine Abſicht voraus, und ſo unterſcheiden ſie ſich von der Biene; ſie kennen den Gegenſtand, den ſie bezwecken, und ſo unterſcheiden ſie ſich von der Wespe. Doch dieſe Bemerkungen beziehen ſich auf gewohnte, wiederkehrende Handlungen unter Umſtänden, die nichts Beſonderes an ſich haben; ſolche Handlungen, gebe ich zu, können vom Inſtinkt geleitet ſeyn oder nicht. Wenn dagegen das Thier in irgend künſtliche Verhältniſſe verſetzt iſt und in dieſen handelt, dann muß man ſchon Vernunft annehmen; denn hier ſind die Mittel mannigfaltig und müſſen ſich nach der Verſchiedenheit des Gegenſtandes richten: ſo z. B. wenn das Pferd eine Stallthür, die Katze eine Zimmerthür öffnet, oder die Dohle in einen Waſſerkrug Steine wirft. So erzählt Dupont de Nemours in Autun's Animaux Célèbres eine ſonderbare Geſchichte, die er ſelbſt, wie er ſagt, mit anſah. Eine Schwalbe hatte ihren Fuß in die Schlinge eines Stricks verwickelt, der an eine Rinne des Collége des Quatre Nations in Paris befeſtigt war, und durch ihr Streben, zu entfliehen, den Knoten feſt zugezogen. Als ſich ihre Kraft in vergeblichen Verſuchen, zu fliegen, erſchöpft hatte, ſtieß ſie ein klägliches Geſchrei aus, welches eine große Menge anderer Schwalben von dem Baſſin zwiſchen den Tuilerieen und dem Pont Neuf herbeizog. Sie ſchienen erſt ſich zu verſammeln und eine Weile ſich zu berathen; dann flog eine von ihnen auf die Schnur zu und pickte danach mit dem Schnabel, die anderen thaten raſch hinter einander daſſelbe, bis es ihnen endlich gelang, nachdem ſie dieſe kombinirte Operation eine halbe Stunde lang fortgeſetzt, den Strick zu zerreißen und ihre Gefährtin zu befreien. Sie blieben alle bis zur Nacht zuſammen, doch nicht mehr in der Unruhe und Aufregung, in der ſie bei ihrem erſten Zuſammenkommen geweſen waren, ſondern ſie zwitſcherten, als ſey alle Angſt vorüber und als ſeyen ſie ſich bewußt, ihren Zweck erreicht zu haben."

In folgender Stelle wird die Gewandheit, mit der ſich alle Geſchöpfe in neue Umſtände zurecht finden und aus Schwierigkeiten aller Art herausziehen, ſehr ſchön beſchrieben.

„Als die Biene von Huber in ihren Arbeiten unterbrochen wurde, machte ſie die Länge ihrer Zellen kürzer, verkleinerte ihren Diameter und richtete ihren ganzen Bau den neuen Umſtänden gemäß ein, in die ſie verſetzt worden, ſo daß er im Verhältniß zu dieſen das wurde, was er im Verhältniß zu den urſprünglichen Umſtänden geworden wäre, wenn dieſe unverändert fortgedauert hätten, und mit einem Wort der Inſtinkt ſich der Zweckmäßigkeit unterordnete. Die Ameiſe, die mit ihrem Inſtinkt ſo wunderbare Arbeiten zu Stande bringt, hat die Liſt, aphides (?) zu halten, die ſie ernährt, um von ihnen den Honigthau zu ziehen, der ihre Lieblingsnahrung bildet, gerade wie die Menſchen Kühe um der Milch und Bienen um des Honigs willen halten."

Brougham. Gegen dieſe Entdeckung Huber's ſind neulich einige Zweifel erhoben worden, und da, wo der Text im Ganzen ſo groß und rein iſt, wollen wir uns mit nichts Apokryphiſchem einlaſſen. Doch die Raubfahrten, die mit einigen der ärgſten Verbrechen des Menſchengeſchlechts Aehnlichkeit haben, werden von Allen zugegeben. Die Ameiſen unternehmen Züge zur Gefangennehmung und Wegführung von Sklaven, die ihnen ihre Arbeit verrichten müſſen, ſo daß das unbedeutendſte und das höchſte aller Geſchöpfe ſich gleicherweiſe das größte aller Verbrechen zu Schulden kommen laſſen — Sklavenhandel.

Althorp. Doch iſt hierbei der weſentliche Unterſchied, daß die Ameiſe nicht phariſäermäßig mit Religion und Tugend prahlt, während unſere widerliche Scheinheiligkeit mit Religion unſere Verbrechen bemäntelt. Doch auch die Wespe zeigt eben ſowohl Klugheit als Kraft. Dr. Darwin erzählt von einem Fall, dem er ſelbſt zuſah, wo eine Wespe eine Fliege fing, die faſt ihre eigene Größe hatte; ſie ſchnitt ihr Kopf und Schwanz ab und verſuchte mit dem Körper wegzufliegen, doch als durch einen Wind, der gerade blies, die Flügel der Fliege ſie im eigenen Flug hemmten und in der Luft umherdrehten, kam ſie auf den Boden herab und ſchnitt mit dem Munde die Flügel der Fliege, einen nach dem anderen, ab; dann flog ſie mit dem Körper davon, ohne durch den Wind gehindert zu werden.

B. Ich ſelbſt habe viele Fälle einer ähnlichen Gewandtheit, ſich zu helfen, bei Bienen beobachtet. Auch gehört hierher die alte Anekdote von der Dohle, die, als ſie fand, daß ihr Schnabel nicht das Waſſer, das ſie trinken wollte, erreichen könne, ein Steinchen nach dem anderen in den Krug warf, bis das Waſſer die Höhe ihres Schnabels erreicht hatte. Lord Bacon erzählt dies von einem Raben, der die Höhlung in einem Baum ausfüllte, wo ſich Waſſer befand.

A. Oder die Krähen, von denen Darwin ſpricht, die im Norden Irlands mit Muſchelſchalen in die Luft ſteigen und ſie auf die Felſen fallen laſſen, damit ſie zerbrechen und die Fiſche treffen. Man ſagt, Thiere gebrauchten nie Werkzeuge, und Franklin hat den Menſchen als ein Werkzeuge machendes Thier definirt. Doch das Thier gebraucht eben ſo gut Werkzeuge, wie wir, wenigſtens weiß es gewiſſe Mittel zu einem beſtimmten Zwecke anzuwenden.

B. Noch mehr: es beweiſt die höchſte Stufe des Verſtandes, wenn man es verſteht, mit den einfachſten Mitteln ſeinen Zweck zu erreichen — ein Vorzug, durch den ſich Franklin's eigener Geiſt beſonders auszeichnete. Er konnte mit viel geringerem Apparat Experimente und mit viel gewöhnlicheren Mitteln phyſikaliſche Entdeckungen machen, als irgend ein anderer Naturforſcher. Mit einem alten Schlüſſel, einem ſeidenen Faden, etwas Siegellack und einem Blatt Papier entdeckte er die Identität von Blitz und Elektrizität. Hier ſtellen wir einen ſehr harmloſen Vergleich zwiſchen dem Vogel und dem Philoſophen an; doch iſt es bekannt, daß die Krähe einmal in einer unangenehmeren Weiſe mit dem Kopf eines Philoſophen in Kolliſion gerieth, als ſie, den weißen Schädel des Anaxagoras für einen Felſen haltend, die Muſchel aus ſolcher Höhe auf ihn herabfallen ließ, daß ſie ihn tödtete.

A. Doch die Thiere nähern ſich noch viel mehr der Verfertigung oder wenigſtens dem Gebrauch von Werkzeugen. Es giebt viele Inſekten, die gewiſſe Höhlungen, z. B. hohle Binſenröhre zu ihren Wohnungen benutzen.

B. Allerdings, und vielleicht liefert den merkwürdigſten Beweis von thieriſchem Verſtand die Puppe der Waſſermotte, die in Stroh hineinkriecht und das Gewicht ihrer Hülle ſo einrichtet, daß ſie immer ſchwimmen kann — wenigſtens ſagt Herr Smellies, daß, wenn ſie zu ſchwer iſt, ſie ein Stück Stroh oder Holz hinzufügt und, wenn zu leicht, ein Stück Kiesſand. Iſt dies wahr, ſo kann man dieſem Inſekt unmöglich großen Verſtand abſprechen.

A. Warum ſollten wir es bezweifeln? Die Krähe, die emporfliegt und die Muſchelſchale herabwirft, zeigt eben ſo große Kenntniß der Schwere, als die Motte in dieſem Fall."

In dem zweiten Theil des Werks iſt viel von den neueren Forſchungen und Prinzipien der foſſilen Oſteologie die Rede. Die Reſultate dieſer Wiſſenſchaft liefern den Beweis, daß die Erde eine Periode hatte, wo der Menſch noch nicht exiſtirte, wo die Kugel von Thieren bevölkert war, aber ohne ein Weſen menſchlicher Race. Es ſcheint, die Erde hat eine Reihe von Stufen durchgemacht, deren jeder ein beſonderes Thiergeſchlecht angehört; in der erſten Periode gab es kein thieriſches Leben, in der zweiten entſtanden die Reptilien, und ſo ſtieg die Entwickelung immer höher, bis zum Menſchen. Daraus nun will Lord Brougham die Annahme herleiten, daß die Entwickelung noch nicht geſchloſſen iſt, und daß auf den Menſchen vielleicht ein höheres Geſchlecht folgen wird, ein Geſchlecht, das uns an Geiſt und Fähigkeit eben ſo ſehr übertrifft, wie wir das mastodon und megatherium der alten Welt. Doch begründet er dieſe Hypotheſe durch weiter nichts als die Vergangenheit, und wir überlaſſen es daher dem Leſer, weiter darüber nachzudenken, in wie weit dieſelbe durch eine höhere Vernunft und Naturphiloſophie gerechtfertigt wird.

Mannigfaltiges.

— Das Leben Napoleons. Neuerdings iſt eine Geſchichte Napoleon's in Engliſcher Sprache erſchienen.*) Verfaſſer derſelben iſt Herr R. W. Horne, der auch ein Leben Cosmo's von Medici und das einaktige Trauerſpiel „Marlowe's Tod" geſchrieben. Die Engländer wollen jetzt wieder gut machen, was Walter Scott an dem großen Capitain verbrochen hat. Darum bemühen ſie ſich, vor allen anderen Dingen die Unparteilichkeit hervorzuheben, mit der ſie bei neuen Lebensbeſchreibungen des Helden zu Werke gegangen. Die gegenwärtige, deren erſte Abtheilung vorläufig herausgekommen, iſt mit Abbildungen nach Horace Vernet, Raffet und Jaque geſchmückt. Mit Recht bemerken jedoch die Engliſchen Kritiker, daß die Franzöſiſchen Künſtler ſich ordentlich verabredet zu haben ſcheinen, Napoleon ſo einförmig als möglich darzuſtellen. Immer erblicken wir ihn mit über einander geſchlagenen Armen, oder mit einem Arm in der Bruſttaſche und in ähnlichen didaktiſch-theatraliſchen Stellungen. Engliſche Künſtler ſind darum auch aufgefordert worden, für die folgenden Lieferungen des gedachten Werks Zeichnungen zu liefern, in denen der Held als ſolcher und nicht wie ein Philoſoph oder wie ein Schulmeiſter erſcheint.

*) The History of Napoleon. Edited by R. W. Horne.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 34. Berlin, Mittwoch den 20. März 1839.

England.

Die gute Geſellſchaft.

(Aus Fraser's Magazine.)

Was die Franzoſen ehemals gute Geſellſchaft (bonne compagnie) nannten, und was der Engländer noch jetzt mit lächerlicher Emphaſe ehrenwerthe Leute (respectable people), nette Leute (nice people), Vornehme (gentlemen), gewählte Geſellſchaft (select people) nennt, das beſteht in England noch immer, obgleich die Engliſche Ariſtokratie in Folge der revolutionnairen Bewegungen eine ſtarke Beimiſchung aus dem Volke erhalten hat. London iſt noch nicht ſo herabgeſunken wie Paris, und die Whigs verdienen mehr den Namen vornehme Leute, als die Franzöſiſchen Liberalen. Die gute Geſellſchaft iſt eigentlich ſehr beſchränkt, doch giebt es unzählige Kandidaten zu derſelben; jeder beſtrebt ſich, daran Theil zu haben, und kann auch mehr oder weniger dazu gezählt werden; dennoch iſt die gute Geſellſchaft, man kann es mir aufs Wort glauben, nicht in allen Fällen etwas Vortheilhaftes und Gutes.

Du ſtandeſt, o mein ehrwürdiger Vater, noch unter dem Zauber eines alten Vorurtheiles, als Du mir ſo lebhaft anempfahlſt, meine Freunde nur aus der guten Geſellſchaft zu wählen, und nur dieſe zu beſuchen. Iſt die alte Bedeutung dieſes Wortes ganz von der Erde verſchwunden, oder hat an meinen traurigen Abenteuern, die ich durch folgende Erzählung auf die Nachwelt übertragen will, allein meine Thorheit ſchuld?

„Mein Sohn Karl“, ſprach mein Vater in dem Augenblick zu mir, als ich das älterliche Haus verließ, um mich nach London zu begeben, „Du wirſt jetzt Deinen Kurſus der Rechtsgelahrtheit beginnen; der alte Advokat O'Meagher hat mir verſprochen, Deine Studien zu beaufſichtigen. Du biſt auf gutem Wege, denn Du widmeſt Dich einem herrlichen Stande; doch bedenke, daß Alles von Deinem erſten Auftreten abhängt. Die beſte Lebensweisheit eines jungen Mannes beſteht darin, ſich nur in guter Geſellſchaft zu bewegen; daran erinnere Dich ſtets. Nur keine gefährliche Verbindungen, keine verderbenbringende Vergnügungen. Wähle unter Deinen Bekannten diejenigen zum Umgang aus, deren behagliches und regelmäßiges Leben ihnen das unantaſtbare Recht verleiht, ſich zur guten Geſellſchaft zu rechnen.“

Mein Vater hatte ſich ſehr wenig in der Welt umgeſehen; er war Friedensrichter in der Provinz und von ſeiner früheſten Kindheit an immer von der größten Ehrfurcht vor Allem durchdrungen geweſen, was nur irgend eine Beziehung zum Richterſtande hatte. Nicht für eine Krone hätte er den ſchönen Titel eines Advokaten hingegeben, den er jetzt vor meinen Ohren erklingen ließ. Er bewunderte die Haarfülle der Perrücke unſerer Gerichtsperſonen; er fühlte Hochachtung für die Fleiſchmaſſe des Thürſtehers, und ich glaube ſelbſt, daß ihm der Flederwiſch des Amtsdieners der Verehrung würdig ſchien. Seine Bibliothek beſtand faſt aus lauter juriſtiſchen Büchern, und die, welche er ſich nicht hatte anſchaffen können, wurden durch einen leeren mit dem Titel bemalten Einband erſetzt, was eine ganz vortreffliche und täuſchende Wirkung auf den Beſchauer hervorbrachte, der auf dieſe Weiſe die koſtbarſten Werke in höchſter Ordnung vor ſich aufgereiht ſah.

Ich war von ſtillem und ſanftem Charakter, liebte die Studien und benutzte das erſte Jahr meines Aufenthaltes in London ſo gut, daß mein Vater, bei dem mich der alte Advokat, unter deſſen Vormundſchaft ich ſtand, wegen meines großen Fleißes belobte, mich in ſeinen Briefen an ſeine Abſchieds-Ermahnungen erinnerte und mich dringend aufforderte, die Welt kennen zu lernen und mir Zutritt in die gute Geſellſchaft zu verſchaffen. Wo aber war die aufzufinden, an welchem Unterſcheidungszeichen ſollte ich dieſe Raçe erkennen? Wenigſtens bedurfte ich einiger Empfehlungs-Briefe, und eben ſchrieb ich an meinen Vater, um mir dergleichen auszubitten, als einer meiner Kollegen, ein junger Student, Buttler genannt, in mein Zimmer trat. Die einzige Erholung, die ich mir zuweilen geſtattete, beſtand im Rauchen einer Zigarre. Buttler nahm Platz, und wir hüllten uns bald mit Wonne in eine Wolke wohlriechenden Dampfes ein. Nachdem wir einige Zeit über Politik geſchwatzt hatten, ſagte mein Freund: „Ich beſuche dieſen Abend den Ball bei Willis, willſt Du von der Partie ſeyn?“ — „Ich kenne ja Willis nicht, wie könnte ich daher auf ſeinem Ball mich einfinden?“ — „Ei, Freundchen, das iſt ja ein öffentlicher Ball; ich bin Mitglied und werde Dich einführen. Nun, ſchlag' ein.“ — „Nein, in der That, ich habe keine Luſt“, entgegnete ich, eingedenk der väterlichen Ermahnungen. — „Aber weshalb? Es iſt dort eine glänzende Verſammlung und ein ſehr gutes Orcheſter; wir werden heute gewiß ſehr gute Geſellſchaft antreffen.“ — „Gute Geſellſchaft?“ fragte ich, dieſe beiden Zauberworte ſtark betonend. — „Ganz gewiß: die Fitzroy, die Cavendiſh, die Burleigh werden da ſeyn; o, ich könnte Dir noch mehr als funfzig vornehme Herren herzählen, denen ich Dich vorſtellen werde, wenn Du es wünſchen ſollteſt. Was meinſt Du dazu? Nun, entſchließe Dich.“ — „Wann aber muß ich bereit ſeyn?“ — „Um halb eilf hole ich Dich in meinem Kabriolet ab.“

Wozu noch länger ſchwanken? Die gute Geſellſchaft war gefunden. Ich machte glänzende Toilette und erwartete mit Ungeduld das Kabriolet meines Freundes. In Zeit von zehn Minuten befand ich mich mitten unter der glänzenden Verſammlung; die ſtrahlenden Kronenleuchter, der reizende Putz der Damen machten ganz den Eindruck auf mich, den der Zauber eines Balls immer auf Einen aus der Provinz ausübt. Mein Freund, der mir zum Führer diente, ſteuerte auf eine Gruppe von vier Perſonen zu, die aus einem großen, ſchmachtenden, blonden Fräulein, ihrer jüngeren und kleineren Schweſter, einer nach der neueſten Mode ganz mit Bändern bewimpelten Mutter und einem bleichen jungen Stutzer beſtand, deſſen zarter Teint und leichter Gang ihn eigentlich dem anderen Geſchlechte annäherten. Wer hätte an dieſen untrüglichen Merkmalen nicht die gute Geſellſchaft erkannt? Der Vater war ein Graukopf, der durch ſeine ſchlaue und ſatyriſche Phyſiognomie auffiel; keine Spur von Idealität war darin aufzufinden. Doch war es kein gemeines Geſicht; die Züge waren nur durch Weltkenntniß und durch die Verſtellungskunſt, zu welcher uns der geſellſchaftliche Verkehr zwingt, etwas abgeſchliffen. Uebrigens gehörte er, dem Schnitte ſeines Kleides, der Feinheit und Weiße ſeiner Halsbinde nach, unfehlbar zur guten Geſellſchaft, die mir von meinem Vater ſo dringend anempfohlen war. Buttler, der dieſe Familie ſehr genau kannte, ſtellte mich allen Mitgliedern derſelben vor und machte mich nachher auch mit ihren Verhältniſſen bekannt. Ich war ein wenig erſtaunt, als ich erfuhr, Herr Pringle ſey nur ein einfacher Geſchäftsmann und wohne in Brunſwick-Square. „Aber er iſt ſehr reich“, fuhr Buttler fort, „und ein Mann, der überall Zutritt hat; er giebt ſelbſt prächtige Geſellſchaften, hat eine liebenswürdige Frau, die ihre Töchter anbetet, und dieſe Töchter, o, das ſind köſtliche Mädchen! Doch Du wirſt Dich davon ſelbſt überzeugen.“ — Und übrigens war denn doch wohl ein reicher Londoner Geſchäftsmann eine hinreichend gute Geſellſchaft für den Sohn eines armen Rechtsgelehrten aus der Provinz.

„Mein lieber Friedrich“, ſprach Buttler zu dem bleichen, röthlich-blonden Jüngling, deſſen nachläſſiger Blick die Verzierungen der Decke zu überzählen ſchien, „mein lieber Friedrich, erlauben Sie mir, Ihnen einen meiner guten Freunde, Herrn Valentin Fleming, vorzuſtellen.“ — Der Dandy geruhte, ſeine ſchmachtenden Wimpern niederzuſchlagen und mich anzuſehen, wobei er ein parfümirtes Batiſt-Schnupftuch an ſeinen Mund drückte. Das war nun eine ganz regelrechte Präſentation. Um zu zeigen, daß ich ein Weltmann ſey, forderte ich die älteſte Miß Pringle zum Tanze auf. Meine Tänzerin hatte ſchon ſeit langer Zeit alle jugendliche Schüchternheit bei Seite geſetzt; ſie war für eine Jungfrau bereits ziemlich bei Jahren, lachte, ſcherzte und ſchwatzte mit einer Ungezwungenheit, die ihr manche verheirathete Frau hätte beneiden können. Während der Pauſe zwiſchen den Touren ſtockte die Unterhaltung auch nicht einen Augenblick; ich verglich ſie mit den kargen Erwiederungen der jungen Damen in der Provinz, die während eines Balles kaum eine oder zwei Silben ſtotternd hervorbringen; welch' ein Unterſchied war das! Ich erhielt ſogar zwei leichte Fächer-Schläge, als Mißbilligungs- und Erinnerungszeichen, denn ſo etwas iſt Ton in der guten Geſellſchaft. Beim Schluſſe des Eté war ich mit meiner Tänzerin ſehr zufrieden, nach dem Ende der Poule aber war ich über mich ſelbſt entzückt. — „Die Mutter ſpielt dort unten Whiſt“, ſagte ſie plötzlich zu mir, „ich dächte, wir gingen zu ihr“; ſogleich nahm ſie ohne Umſtände meinen Arm und ſchritt raſch mit mir durch den mit Tänzern und Tänzerinnen angefüllten Saal. Mit der Mutter ſaß an demſelben Whiſttiſche

Digitized by Google

eine alte Stiftsdame mit gekrümmten langen Nägeln und hervorſtehender Naſe. Die Mutter maß mich aufmerkſam mit den Augen, und als ſie die Art von improviſirter Vertraulichkeit bemerkte, deren die Tochter mich würdig befunden, beehrte ſie mich mit ihrem anmuthigſten Lächeln.

„Sie ſind zum erſtenmal hier, Herr Fleming.“ — „Miſtreß“, rief ihre Partnerin ihr zu, „Sie geben einen Pique für einen Carreau, ſeyen Sie auf Ihrer Hut.“ — „Ein ganz vortreffliches Orcheſter!“ fuhr ſie fort, ohne auf ihren Mißgriff zu achten; „ein herrlicher Abend, nicht wahr, Herr Fleming?“ Ein zärtlicher Blick der Miß Pringle bewies mir, daß ſie dies als ein auf ſie bezügliches Kompliment anſah. Aber die Partie war verloren, und die feindliche Stiftsdame ſcharrte mit ihren räuberiſchen Fingern ſchon das von Miſtreß Pringle verlorene Geld ein. — „Ich habe ſchlecht geſpielt“, rief dieſe Letztere aus, „ich muß es nur eingeſtehen.“ — „Man achtet hübſch auf ſein Spiel“, brummte die unzufriedene Partnerin. — Miß Pringle ſtieß mich leicht an den Arm, und ſich zu mir neigend, flüſterte ſie mir leiſe zu: „Wir haben das Spiel dieſer Damen geſtört, man ſtellt ſich ſchon wieder zur Quadrille.“ — Wenn ein weibliches Weſen ſich des Wörtchens „wir“ bedient, ſo zieht die Hoffnung ſelbſt in das beſcheidenſte Herz ein; und ich muß geſtehen, daß mich die Gewißheit, eine Eroberung gemacht zu haben, mit einem gewiſſen Stolz beſeelte; nach drei oder vier Contretänzen, welche Miß Zephyra und Miß Georgina, ihre jüngere Schweſter, ſo gütig waren, mit mir zu tanzen, erblickte ich endlich auch die dritte Tochter der Miſtreß Pringle, Miß Emilie, die klein, aber ſchön gebaut, weniger kühn und zutraulich, als ihre älteſte Schweſter Zephyra, und weniger ſatyriſch und ſtreng als Miß Georgina war. Ihre großen ſchwarzen, zugleich ſinnigen und klugen Augen, die Grazie und Leichtigkeit ihres Ganges, ihr feines Lächeln und eine gewiſſe Offenheit des Charakters, wodurch ſich alle ihre inneren Bewegungen mit anziehender Lebhaftigkeit offenbarten, nahmen meine ganze Seele für ſie ein. Ich führte Emilie zu ihrer Mutter zurück, die auf einer Ottomane neben einer großen blaſſen, von einem ganzen Walde von Dahlias beſchatteten Dame ſaß. Sie ließen die Tänzer und Tänzerinnen Revüe paſſiren und rächten ſich durch ein wenig Spottſucht für die Langeweile des Zuſehens. Die Witzeleien wurden nicht geſpart, da aber ſelbſt die Satyre langweilig wird, wenn man ſie zu ſehr abnutzt, ſo flechten die Mütter in ihre ſpöttiſchen Bemerkungen zärtliche und rührende Phraſen über ihre eigenen Töchter ein. — „Wer iſt nur“, fragte Miſtreß Pringle, „jenes Fräulein dort mit der kurzen Taille, das nach unten ſo dünn, nach oben zu ſo dick und dadurch einem umgekehrten Ausrufungszeichen ſo ähnlich iſt?“ — „Das iſt meine Tochter, Miſtreß“, rief die andere Dame aus, ſtand wüthend auf und empfahl ſich mit einem niederſchmetternden Blick. Ich blieb bei der glücklichen Mutter zurück, die ſich abwechſelnd in Lobeserhebungen über die intereſſante Zephyra, die geiſtreiche Georgina und die lebhafte Emilie gegen mich ergoß; ſie drückte mir ihre Karte in die Hand und liſpelte mit ſanftem, anmuthigem Ton: „Erwarten Sie von uns keine förmliche Einladungen, wir lieben die Umſtände nicht. Meine Töchter ſind muſikaliſch, Sie ebenfalls; man ſpielt bei uns Sonaten, man ſchwatzt, kurz, wir werden erfreut ſeyn, Sie zu ſehen.“ — Ich verbeugte mich und dankte. Alles ging vortrefflich, und auf meinen Lippen ſchwebte jenes Lächeln innerer Befriedigung, welches uns dann eigen iſt, wenn wir mit dem Schickſal und mit uns zufrieden ſind. Ein Glück kömmt nie allein, und ſo erhielt ich denn auch noch denſelben Abend einen Brief von meinem Vater, in welchem er mir ſchrieb, daß ihm die Baronetwürde zu Theil geworden ſey. Acht Tage darauf ſtarb mein älterer Stiefbruder, der in Indien diente, und den ich nie geſehen hatte, bei ſeiner Ausſchiffung in Plymouth, wodurch ich Erbe des väterlichen Titels ward, was mich immer mehr zur guten Geſellſchaft befähigte. Ich zollte ihm den Tribut der Thränen, welchen der Anſtand erforderte, traf Vorkehrungen, um zu meinem Vater zu reiſen, erhielt aber von dieſem die Nachricht, daß er ſich nach Windſor begeben wolle, und ſo blieb ich denn in London.

In der neuen Lage, in die ich mich aus Gehorſam gegen meinen Vater verſetzt hatte, konnte ich Anſtands halber unmöglich die einfachen Gewohnheiten meines Studentenlebens beibehalten. Ich konnte unmöglich noch ferner arbeiten, das Nichtsthun gehört zur guten Geſellſchaft, die Neger und die Bauern arbeiten; dann durfte ich auch nicht mehr jene ſparſamen ſchwarzen Handſchuhe tragen, die vermöge ihrer Farbe für die Ewigkeit zu brauchen ſind; als Mitglied der guten Geſellſchaft, als künftiger Baronet mußte ich jeden Abend ein Paar neue weiße Handſchuhe anziehen, deren Glanz leider nur zu bald verſchwindet und die darum ſehr koſtbar werden. Unmöglich konnte ich noch ferner gewöhnlich gewichſte Stiefeln tragen; bei der Bekleidung meiner Füße, wie bei der meiner Hände, mußte Alles aufgewendet werden, was der raffinirteſte Luxus nur zu erdenken vermochte, und was der arme Mann unmöglich ausführen kann; das Leder mußte mit Gott weiß welcher chemiſchen Zubereitung, mit einem Lack überzogen werden, der zwei bis dreimal durch einen Kunſtverſtändigen mit ganz beſonderen Bürſten aufgetragen wurde, und das koſtete für einen Tag bloß ein Geringes mehr als früher das Wichſen während eines ganzen Monats. Ich durfte keine abgetragene Kleider anlegen, meine Excellenz konnte in keinem gewöhnlichen Fiaker einherkutſchiren, ich war alſo genöthigt, mich der eleganteſten und theuerſten Miethwagen zu bedienen. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Ein Beſuch zu Port-Royal-des-Champs.

(Schluß.)

Ich ſchlug einen der Fußwege ein und befand mich bald am Fuße einer halb verfallenen, mit Epheu umrankten Baſtion. Was bedeutete dieſes Bild des Krieges an einem dies nur der Seelenruhe und dem Frieden geweihten Orte? Und Feſtungswerk iſt nicht das einzige, das man hier findet; noch andere erheben ſich an den verſchiedenen Winkeln der äußeren Mauer; als nämlich 1653 die Unruhen der Fronde von neuem ausbrachen und die Nonnen zum zweiten Male nach Paris flohen, befeſtigten ſich die Einſiedler, welche bis dahin eine Meierei auf der nördlichen Anhöhe bewohnt hatten, die noch jetzt die Scheunen (les Granges) genannt wird, in Port-Royal, mit dem Entſchluß, ſich tapfer gegen die Parteigänger zu vertheidigen, welche das Land durchzogen. Es befanden ſich unter ihnen alte Haudegen, die manchen Krieg mit durchgemacht und ganz damit zufrieden waren, wieder einmal zur Muskete greifen zu können. Unter den Bauern der Umgegend hob man Füſiliere aus, die Einſiedler wurden einexerzirt, und es gab nun feſtgeſetzte Stunden zu den Kriegsübungen, wie ſonſt zum Gebet. Die Lage war nicht die günſtigſte, deswegen mußte man um ſo mehr auf Befeſtigung derſelben bedacht ſeyn. Der Herzog von Luines ließ ſich dort ſein Schloß Vaumurier erbauen und übernahm den Oberbefehl des Platzes; von jener Zeit her ſtammen die Thürme, deren Ruinen man noch jetzt ſehen kann. Der Herzog von Luines ging beſtändig von Einem zum Anderen und feuerte die Arbeiter an; Lemaitre begleitete ihn überall und citirte mitunter eine Bibelſtelle, zum großen Troſt de Sach's, der ſich, wie Fontaine erzählt, gar nicht in die Neuheit dieſer Vorgänge finden konnte, denn Alle waren ſo emſig bei der Arbeit beſchäftigt, daß, um mit Fontaine zu ſprechen, ihre Hände den Händen Eſau's glichen, wenngleich ihre Stimme ſtets die Stimme Jakob's blieb. Fontaine giebt eine ſehr anziehende Beſchreibung von dieſem zur Feſtung umgeſchaffenen Kloſter; im Mittelalter war dies etwas ganz Gewöhnliches, aber im ſiebenten Jahrhundert war dergleichen veraltet genug, um wieder als etwas ganz Neues zu erſcheinen, und ſo kann dies gewiß mit als eine der denkwürdigſten Epiſoden dieſes an ſich ſchon ſo merkwürdigen Frondekrieges gelten. Der Prinz von Condé nahm jedoch gar keine Notiz von allen dieſen Anſtalten, obgleich ſeine Feinde es ſehr gern geſehen hätten, wenn er ſein gewaltiges Schwert gegen ein Häuflein ſchwacher Mönche gekehrt hätte.

Aber ach, zwölf Jahre ſpäter mußte Port-Royal eine andere Belagerung aushalten, und diesmal nützten leider die Thürme dem Feinde. Im Jahre 1664 hatten ſich die Nonnen geweigert, das Formular zu unterzeichnen, welches die fünf Sätze Janſen's verdammte; der Erzbiſchof Perefixe erſchien an der Spitze einer Häſcher-Compagnie vor Port-Royal de Paris; die älteſten Nonnen wurden fortgeſchleppt, mit denen von Port-Royal des Champs vereinigt und das Thal in Belagerungszuſtand erklärt. Tag und Nacht umzingelten die Häſcher die Kloſtermauer und drangen oft ſelbſt in den Garten ein, in welchen die Nonnen ſich nicht mehr wagten, aus Furcht, jenen Männern hier zu begegnen. Die Einſiedler waren alle auf der Flucht, aber die chriſtliche Liebe machte ſie erfinderiſch, ſie täuſchten die Wachſamkeit der Beſatzung, und ihre Briefe gelangten mitten durch die Lanzen ins Kloſter. Es fand ſich auch, daß der Erzbiſchof ſtatt eines einfachen Arztes einen gefährlichen Theologen im Kloſter zurückgelaſſen hatte. Hamon war einer jener wohlthätigen Sonderlinge, die ihre Kranken zwar mißhandeln, ſie aber doch herſtellen, denen die Kenntniß des menſchlichen Herzens von großem Gewicht für die Wiſſenſchaft ſcheint, und die deshalb auch die Krankheiten der Seele zu heilen verſtehen. Ein ſolcher Mann war ganz dazu geeignet, die Nonnen in ihrem Widerſtande zu beſtärken, er konnte ihnen im Nothfall als Almoſenier, ja ſelbſt als Beichtiger dienen. Dieſe Gefangenſchaft dauerte drei Jahre, und der Schmerz der Nonnen darüber war ſo gränzenlos, daß ſie in ihrer Verzweiflung eine Bittſchrift an Jeſus Chriſtus richteten und ſie einer eben geſtorbenen Schweſter in die Hand gaben. Dieſe Schmerzenstage gingen endlich auch vorüber, aber wenn man noch heute die Feſtungswerke ſieht, die an die Vergangenheit erinnern, kann man ſich eines trüben Lächelns und eines düſteren Rückblicks in jenen Zeiten nicht erwehren, wo die Gottesgelahrtheit ſich mit dem Kerkermeiſter verbündete, um einige arme Nonnen zu zwingen, Dinge zu bekennen, die ſie in einem Lateiniſch geſchriebenen Buche nicht einmal leſen konnten.

Wenn man den Garten verläßt, um nach dem Kloſter und der Kirche zu gehen, ſtößt man auf einen ſchönen Nußbaum, der noch für den letzten Zeitgenoſſen der Einſiedler gilt; Nicole ſoll unter demſelben einige ſeiner Abhandlungen geſchrieben haben, wie mir Herr Silvy lächelnd erzählte. Aus Dankbarkeit für dieſe intereſſante Mittheilung ſagte ich ihm meinerſeits, daß ſich in Paris im Hofe eines ehemals von Racine bewohnten Hauſes noch ein von der Hand des großen Dichters gepflanzter Weinſtock befinde, der eine ganze Mauer bedecke und die Fenſter des Zimmers umranke, in welchem vielleicht „Mithridates“ geſchrieben worden. Die Tragödie entſtand ja an den Bacchusfeſten, dieſe Anekdote paßt alſo nicht übel zu dem Andenken eines tragiſchen Dichters.

Ich ging halb überzeugt am Janſeniſtiſchen Nußbaume vorüber und befand mich auf einem von einer grünen Hecke umge-

Digitized by Google

benen und mit Pappeln beſetzten Raſenplatze. Die fleißige Hand, welche dieſe Bäume hier in Geſtalt eines Kreuzes pflanzte, wollte ſo ein Abbild der Kirche bewahren, die ſich in dieſer Geſtalt einſt auf derſelben Stelle erhob. Hier häufen ſich die Erinnerungen; in dieſer Kirche hatte die berühmte Angelika im achten Jahre ihr Gelübde abgelegt; hier hatte d'Andilly das Herz des Abts von St. Cyran niedergelegt. Hierher brachte man bei Nacht und heftigem Schneegeſtöber heimlich die Leiche de Sacy's von Paris; die Nonnen wünſchten ihn noch einmal zu ſehen, ſein Antlitz wurde aufgedeckt, und ſie näherten ſich der Reihe nach, um dieſe noch nicht ganz erſtarrten Ueberreſte zu küſſen. Gegen Ende Oktober 1694 verlangte ein Fremder noch ſpät Abends die Aebtiſſin am Gitter zu ſprechen; er kam aus Belgien, wo er dem großen Arnauld die Augen zugedrückt hatte, und überbrachte ſeinen geliebten Töchtern das Herz des Verbannten. Dieſe ganze Nacht durchwachte man im Gebete, und am nächſten Morgen wurde das Herz am heiligen Abendmahls-Gitter den Nonnen überreicht, die es unter Kerzenſchein beiſetzten. Da, wo einſt der Gang hinter dem Hochaltar der Kirche war, iſt jetzt ein kleines Heiligthum, eine Kapelle, deren Wände ganz mit Inſchriften, Bildniſſen und Gemälden bedeckt ſind, die noch alle vom alten Port-Royal herſtammen ſollen; auch einige Bruchſtücke von Grabmälern ſind in der Mauer befeſtigt, und ich fand unter Anderem eine kleine halb zerbrochene Säule, auf der mit alten Buchſtaben „Thekla" eingegraben war; ſo hieß die Tante Racine's, die einſt Aebtiſſin von Port-Royal war. Unter den Bildniſſen hatte ich mit Erſtaunen das Paſcal's vermißt; ich erkundigte mich laut danach, und eine Magd, die gerade in der Nähe war, antwortete, davon befände ſich ein Kupferſtich in dem Zimmer des Herrn Silvy. So bewahrt hier noch ein Jeder das Andenken der Vergangenheit, ſelbſt eine Bäuerin kennt Paſcal's Namen und hat vielleicht ſogar ſeine Provinzial-Briefe geleſen.

Wenn man die Stelle verläßt, wo früher das Kloſter ſtand, von dem auch nicht die kleinſte Spur mehr vorhanden iſt, ſteigt der Boden etwas empor, man gelangt zu einem Gehölze, das zu den Gärten der Abtei gehörte und worin eine Quelle ſprudelt, die noch den Namen der Mutter Angelika führt. Ehemals nahmen dieſe Gärten die ganze eine Seite des Thales ein und gingen gegen Süden an der Terraſſe vorbei, auf der ſich die Herzogin von Longueville mit den Einſiedlern zu unterhalten pflegte. Jenſeits der Kloſtermauer ſind die ſchönen friſchen Wieſen, auf denen Racine ſo gern verweilte und den Kämpfen der Ringer zuſah. Einige Arbeiter, die im Schatten der Bäume ruhten oder an ihr Tagewerk zurückkehrten, erinnerten mich an Lemaitre, der, wie Fontaine erzählt, mit den Tagelöhnern Korn um die Wette mähte und ſie immer weit überholte. Da, wo das Thal ſich erweitert, ſieht man die Ruinen des Schloſſes Chevreuſe. „Mein Vater", ſagt Louis Racine in ſeinen Memoiren, „mußte einige Zeit zu Chevreuſe verweilen, wohin er geſandt wurde, um die Ausbeſſerungen des Schloſſes zu beaufſichtigen." Racine langweilte ſich ſehr zu Chevreuſe, und alle Briefe, die er von dort ſchrieb, datirte er aus „Babylon". Wenn man den ſchönen Ort ſieht, fragt man ſich, wie es möglich war, daß er ihm nicht gefallen konnte; in einem gewiſſen Alter aber können ländliche Stille und Einſamkeit das Herz des Menſchen nicht befriedigen. Die Natur iſt meiſt das, was wir aus ihr machen; der Jüngling betrachtet ſie im Spiegel ſeiner Leidenſchaft, der Greis in dem ſeiner Erinnerungen.

Bei der Rückkehr ſchlug ich den Weg über Verſailles ein, der ſich um Port-Royal herumzieht und nach langen Umwegen auf die Höhe des Berges führt. Von dort warf ich noch einen Blick auf das Thal zurück; im Süden ſuchte ich einige Spuren des Schloſſes Vaumurier, aber vergeblich, denn die Ruinen deſſelben waren auf Befehl der Mutter Angelika gänzlich zerſtört worden, weil ſie erfahren hatte, daß der Dauphin dort ſeine Geliebte verbergen wollte. Im Norden entdeckte ich „les Granges", wo die Schulen der Einſiedler ſich befanden. Man kann dort noch einen Korkboden beſteigen, der einſt das Zimmer des großen Arnauld war, und im Hofe befindet ſich ein verſchütteter Brunnen, deſſen Waſſer ehemals durch die Kraft einer von Paſcal erfundenen Maſchine in die Höhe getrieben wurde. Von dieſem Punkte aus geſehen, war die Landſchaft in einen ganz eigenen Zauber gehüllt. Mir war es, als erſtände Port-Royal aus ſeinen Ruinen: vor meinen Augen thürmte ſich Stein auf Stein; hier war die Kirche, dort das Kloſter, das Hoſpital, die Schlafſäle, das Kapitel, das Sprachzimmer, die Höfe, die Gärten und ganz im Hintergrunde der Palaſt Longueville; die Nonnen gingen in den Gärten und unter den Bogengängen des Kloſters ſpazieren; auf jedem Pfade der „Einöde" erblickte ich einen der großen Männer, Nicol, Arnauld, Racine, Paſcal; ich durchlebte mit ihnen die verſchiedenen Schickſalsphaſen, wo nur der Ruhm dem Unglücke gleichkam, und doch, einige herrliche Schriften abgerechnet, wie wenig iſt von Port-Royal auf unſere Zeit gekommen!

Rußland.

Die Meſſe in Niſchnei-Nowgorod.

Nach einem Engliſchen Reiſenden.*)

Je näher wir auf der Straße von Moskau nach Niſchnei-Nowgorod, dem berühmten Meßplatz, kamen, deſto zahlreicher und größer wurden die verſchiedenen Menſchen- und Waarenzüge, die alle nach ihrem gemeinſchaftlichen Sammelpunkt hinſtrebten. Die Koſakenhaufen, die mit ihren langen hinter den Bäumen hervorſchimmernden Lanzen von Polizei wegen in ſchlechten Zelten längs der Straße ſtationirten, wurden immer häufiger; immer dichter wurden die Wagenzüge und die Schaaren wilder Männer mit orientaliſchen Geſichtern in neuen, verſchiedenartigen Koſtümen, bis endlich der Lärm und das Drängen Alles übertraf, was wir je Aehnliches geſehen hatten. Zwar werden viele, vielleicht der größere Theil der Güter zu Waſſer transportirt, doch iſt es auch eine ungeheure Maſſe, die in Landwagen kommt und abgeht; daher iſt während der ganzen Meſſe die große Straße von Weſten her beſtändig mit zahlloſen Wagen bedeckt. Während wir bisher nur alle zwei bis drei Meilen einem ſolchen Zuge begegneten, hatten wir jetzt eine zuſammenhängende Reihe, die oft viele Meilen ohne Unterbrechung fortging; jeder knarrende Wagen wurde von wenigſtens zwei, zuweilen vier großen Ochſen gezogen. Auch ſah man lange Züge von Hürden von verſchiedener Geſtalt und Größe, die von ſchönen Pferden gezogen wurden. Die Folge all dieſer Bewegung war, daß die ganze Straße zuletzt ein unwegſames, unfahrbares Lehmfeld von mehreren Fuß Tiefe wurde; fünf Stunden brauchten wir, um eben ſo viele Engl. Meilen zurückzulegen. Der Anblick gehörte zu den eigenthümlichſten auf der Welt. Ein Fuhrmann fuhr auf der einen Linie, der andere auf einer neben derſelben, ſo daß die ganze Breite des Weges von tiefen Furchen durchpflügt war. Eine Zeit lang ging Alles gut, bis eine verrätheriſche Pfütze den langen Zug zum Stehen brachte. Kamen wir an einen Fleck, der von Wagen freier war, ſo ſah der Platz beinahe wie ein Seeſtrand nach einem Sturme aus, ſo dicht und düſter lagen die Bruchſtücke von Karren und Wagen da, welche in dieſer Schlammwüſte zu Grunde gegangen waren.

Kaum hatten wir den Ort ſelbſt betreten, ſo fragten wir uns: Was iſt aus der Meſſe geworden? Nicht eine Spur davon war zu ſehen, nachdem wir die Thore paſſirt. Doch man muß von der Wolga weg jenſeits der Oka hinüberſehen: da wogt auf einer tiefen, faſt überſchwemmten Niederung, die den Fluthen beider Ströme ausgeſetzt iſt, ein Treiben und Lärmen, wie es in Europa nicht ſeines gleichen hat. Eine ungeheure Budenſtadt breitet ſich da aus, die in regelmäßige Straßen getheilt iſt, mit Kirchen, Hoſpitälern, Barracken und Theatern, jetzt von mehr als 100,000 Seelen bewohnt und in einigen Wochen ſo todt, wie die Wälder, die wir geſehen: denn wenn die Meſſe vorüber iſt, ſieht man nicht ein lebendes Weſen außerhalb der Stadt auf dem Platz, der jetzt von Menſchen wimmelt. Gleichwohl ſind dieſe Buden nicht ſchwache Bauten von Leinwand und Stricken, wie man ſie ſich bei einer Meſſe in anderen Ländern vorſtellt. Es ſind vielmehr regelmäßige Häuſer, aus feſten Materialien gebaut, gewöhnlich einen Stock hoch, mit großen Läden nach vorn und Schlafzimmern für den Kaufmann und ſeine Diener nach hinten. Rinnen und andere Mittel zur Erhaltung der Reinlichkeit und Geſundheit ſind hier in noch größerem Umfang vorhanden, als in den regelmäßigen Städten Rußlands Die Meſſe iſt von ſolcher Wichtigkeit, daß der Gouverneur der Provinz, der Repräſentant des Kaiſers ſelbſt, den größeren Theil des Herbſtes hindurch ſeinen Aufenthalt daſelbſt nimmt. Ein großer und ſchöner Palaſt ſteht für ihn im Mittelpunkt des Ganzen, für einen Schwarm von Secretairen und Schreibern eingerichtet, die zahlreich genug ſind, die Einkünfte eines Königreichs zu verwalten.

Die Meſſe iſt ungefähr eine Engl. Meile vom Mittelpunkt der Stadt entfernt, den äußeren Enden derſelben aber ziemlich nahe; auch iſt ſie mit dieſen durch eine lange, breite Schiffbrücke über die beiden Arme der Oka verbunden, und durch eine Reihe von guten Häuſern längs des ſteilen Abhangs, der an das Ufer dieſes Fluſſes führt. Dieſe abſchüſſige Straße iſt von Morgens bis Abends mit einer zahlloſen Menge überſchwemmt — Karren, Kutſchen, Droſchken, Fußgänger, die zuſammen die einzige Scene außerhalb Englands bilden (den Toledo von Neapel vielleicht ausgenommen), welche ſich mit den Meſſen von Ludgatehill oder Cheapſide vergleichen läßt.

So wie man die Brücke verlaſſen hat, beginnt der Meßplatz. Dieſer Punkt iſt immer von Arbeitern beſetzt, die Beſchäftigung ſuchen, und von Koſaken, die in ihre Mitte geſtellt ſind, um Ordnung zu erhalten. Dann kommen Reihen von temporären Buden, welche Gegenſtände von geringerem Werth für die unteren Klaſſen zu verkaufen haben, Knöpfe, Spielereien und einige Kleidungsartikel, beſonders Mützen. Von dieſen liegt eine große Menge aus: runde Turbane von kurzer, krauſiger Wolle aus Aſtrachan (die man hier crimmels nennt, weil das Lamm der großſchwänzigen Schaafheerden, die aus der Krim'ſchen Tartarei abſtammen, die beſte liefert) — hohe, ſchwarze Kirgiſenmützen aus haarähnlicher Wolle und flache goldgeſtickte Kappen aus Kaſan. Dieſe Buden ſtehen vor Kaffee- oder Theeſtuben, die mit kleinen Tiſchen beſetzt ſind, und Speiſehäuſern, worin 2 bis 300 Menſchen komfortabel eſſen können für jeden Preis von zwei Pence bis zwei Pfund Sterl.

Die Menge jedoch bietet nicht den geputzten Anblick einer gewöhnlichen Meſſe. Die Bänder und die Spitzen, die bunten Mützen und, was der ſchmerzlichſte Verluſt iſt, die rothen Wangen ſind hier nicht zu ſehen. Auch die Luſt, der Tanz, die Trommeln und die Taſchenſpieler fehlen hier. Denn es iſt dies kein feſtlicher Vergnügungsort, ſondern ein Platz für ernſte Geſchäfte. Die Käufer in Niſchnei ſind keine Landtölpel, die nur ein Paar Schillinge in der Taſche haben, ſondern reiche Kaufleute und

*) Aus Robert Bremner's Streifereien im Innern Rußlands.

Digitized by Google

ernſte Banquiers, deren ganzes Vermögen hier auf dem Spiele ſteht. Doch dies macht das Ganze der näheren Betrachtung, zu der wir den Leſer einladen, noch würdiger. Zuerſt bemerken wir einen blaſſen, plattnaſigen Kaufmann aus Archangel, der mit ſeinen Pelzen hierher kommt. Ihm folgt ein bronzefarbiger, langgeohrter Chineſe, der ſeinen Thee abgeſetzt und ſich jetzt in die Stadt begiebt, um etwas vom Europäiſchen Leben kennen zu lernen, ehe er ſeine Monate lange Reiſe in die Heimat antritt. Sodann kommen ein Paar Tataren von den **Fünf Bergen**, von einem Knaben begleitet, deſſen regelmäßige Züge ſeine Cirkaſſiſche Abkunft andeuten. Jene mit Muslins an den Armen und Bündeln auf dem Rücken ſind Tatariſche Hauſirer. Koſaken, die Felle aus der Ukraine gebracht haben, gaffen verwundert ihre Brüder an, die mit Kaviar aus der Achtuba kommen. Die Folgenden müſſen, ihrer wallenden Kleidung und dem dunkeln Haar nach, Perſer ſeyn; ihnen verdanken die Ruſſen ihre Parfümerieen. Der Mann, der wegen ſeines Paſſes Schwierigkeiten hat, iſt ein Kujur aus Aſtrabad, der einen Turkomanen von dem nördlichen Ufer des Gurgan um Beiſtand bittet. Der wild ausſehende Baſchkire vom Ural verweilt mit ſeinen Gedanken unter den Bienenſtöcken ſeiner Hütte, zu welchen er ſchon gern zurückgekehrt ſeyn möchte; und der muthige Kuzzilbaſch von Orenburg ſieht aus, als wolle er ihm mit Freuden Geſellſchaft leiſten, da er lieber das Geſchrei ſeines Adlers auf der Jagd hört, als das Brauſen dieſer Zungenſee. Auf einer anderen Seite ſteht der dumm lächelnde Grieche aus der Moldau mit dem Roſenkranz in den Fingern, in Unterhandlungen begriffen mit einem Kalmücken, der ſo wild iſt, wie die Pferde, unter denen er erzogen wurde. Hier kommt ein Drogman (Dolmetſcher), der von ſeinem Nachbar Ghilan (aus dem weſtlichen Perſien) Bezahlung verlangt, und ein gedankenloſer Buchare grüßt eine Agrikhaniſche Bekanntſchaft, d. h. einen Mann, der aus dem gemiſchten Blut der Hindus und Tataren abſtammt. Nogai's miſchen ſich unter Kirgiſen, und Pariſer Schnittwaarenhändler handeln um die Shawls von Kaſchmir mit dem Individuum eines Aſiatiſchen Stammes von unausſprechbarem Namen. Juden aus Brody rechnen mit Türken aus Trapezunt, und ein Berliner Decorationsmaler ſpaziert Arm in Arm mit einem Petersburger Schauſpieler, der am Abend den Hamlet ſpielen ſoll. Mit einem Wort, Baumwollenhändler aus Mancheſter, Juweliere von Augsburg, Uhrmacher von Neuchatel, Weinhändler von Frankfurt, Igelkäufer aus Hamburg, Gewürzkrämer aus Königsberg, Bernſteinhändler aus Memel, Pfeifenmacher aus Dresden und Kürſchner aus Warſchau bilden hier zuſammen die bunteſte und eigenthümlichſte Menge, welche der wunderwirkende Geiſt des Handels je zuſammentrieb.

Man hat berechnet, daß der Werth der Güter, die jährlich hier verkauft werden, 125,000,000 Rubel oder 5,000,000 Pfund Sterling beträgt; doch ein Herr, der eine hohe Stellung einnimmt, verſicherte uns, dies ſey bloß der offizielle Werth, den die Kaufleute der Regierung angeben, der aber immer kleiner ſey, als der wirkliche Werth der verkauften Waaren. „Es iſt notoriſch", ſagte er, „daß die Kaufleute, um einen Theil der Zölle nicht zahlen zu dürfen, nie den wahren Werth ihres Vorraths angeben." Auch hat ſeit der Zeit, auf welche ſich jene Angabe bezieht, eine große Vermehrung ſtattgefunden, ſo daß man die wirkliche Summe Geldes, die am Platze umgeſetzt wird, jetzt auf 300 Millionen Rubel oder 12 Millionen Pfund Sterling abſchätzen kann.

Die Straßen dieſer Budenſtadt ſind ſo regelmäßig und breit, wie die der neuen Stadt in Edinburgh. Wie zahlreich ſie ſind und wie ſtark die Geſchäfte, die hier gemacht werden, kann man daraus ſchließen, daß der Miethszins, den ſie für die kurze Zeit der Meſſe bringen, die Summe von 18,000 Pfund Sterling oder 445,000 Rubel beträgt. Ein Quartier hat ſeinen Namen von den **hölzernen Buden**; die Hauptviertel aber ſind von Stein erbaut. Die meiſten Straßen haben elegante Kolonnaden auf jeder Seite, die vorn durch Tauſende von gußeiſernen Säulen getragen werden, wo die Käufer, vor jeder Unbill des Wetters geſchützt, umherwandeln können, um die lockenden Ausſtellungen an den Fenſtern zu betrachten. Die Läden ſind meiſt ſehr ſchön und reichen zuweilen von einer Straße zur anderen, ſo daß ſie eine doppelte Front haben. Sie zeigen in ihrer inneren Einrichtung nichts von der Verwirrung einer Meſſe; die Waaren jeder Art ſind ſo ſauber geordnet, wie in einer Stadt. Eine Aufzählung aller zum Verkauf ausgeſtellten Artikel wäre unmöglich; es fehlt hier im buchſtäblichen Sinne des Wortes nichts, von den ſchwerſten Handelsartikeln bis zu den leichteſten, von Kirchenglocken bis zu Straußfedern. Einen großen Raum nehmen die gröberen Artikel ein, die im Lande verfertigt werden, als Stricke, hölzerne Geräthe, ſowohl häusliche als landwirthſchaftliche, Nägel, Thürriegel u. ſ. w., rohe Felle, Hüte, Winterſtiefeln, mit Pelzen und den gewöhnlichſten Kleidungsſtücken. Um die Geſchäfte zu erleichtern, iſt ein beſonderes Quartier eingerichtet für jede Art der wichtigeren Waarengattungen. Ein Bezirk enthält Gewürze, von denen hier ein großer Werth verkauft wird. In einem anderen liegen Fiſche und Kaviar aus in der duftendſten Mannigfaltigkeit: von dieſen werden in jeder Meſſe ungefähr für 60,000 Pfund Sterling verkauft. Ein drittes Quartier enthält Lederwaaren jeder Art, die man erſtaunlich wohlfeil bekommt, beſonders aber Stiefeln und Schuhe, die hier in großer Menge fertig ausgeſtellt ſind. Korduan, worin Rußland ſo berühmt iſt, wird auch en gros ſehr viel verkauft; ein großer Theil davon kommt aus Aſtrachan, wo man, wie in anderen Theilen des Europäiſchen Rußlands, Ziegen hält, mehr um aus ihren Häuten dies Leder zu machen, als um ihrer Milch oder ihres Fleiſches willen. Die angenehme Seife von Kaſan wird in großer Maſſe verkauft. Eiſerne Waaren aus Tula und glänzende Waffen jeder Art nahmen einen bedeutenden Theil der Straßen ein. Das Tuchviertel iſt auch groß und wohl verſehen; der Werth der Ruſſiſchen und fremden Wollenwaaren, die jährlich verkauft werden, beträgt ſelten weniger als 3,000,000 Rubel (120,000 Pfund). Doch das intereſſanteſte unter allen iſt das Theequartier, welches den größeren Theil eines abgeſonderten, unermeßlichen Bezirks einnimmt. Dies iſt einer der ſonderbarſten Plätze, nicht bloß wegen der Menge der Chineſen, die man daſelbſt ſieht, ſondern auch wegen der großen Menge Geldes, die von ihnen umgeſetzt wird. Die Kiſten ſind alle in harte Häute eingenäht. Ein Quartier enthält fertige Kleider jeder Art; die Mäntel für Männer und Frauen ſind aus Stoffen mit den eigenthümlichſten Muſtern gemacht. Das Quartier für Geſchmacksartikel, Handſchuhe, Taſchentücher, Bänder, Stöcke iſt immer vollgedrängt von Käufern, welche durch die Reize der ſchönen Inhaberinnen von der Rue St. Honoré angezogen werden. Die Abtheilung für Weine iſt nicht ſehr groß. Die für Baumwollenwaaren ſchien ſehr reich verſehen zu ſeyn. Die meiſten Artikel hatten ein Engliſches Anſehen, doch unter den tauſend Händlern, die aus allen Städten hier verſammelt ſind, begegneten wir nur einem einzigen Landsmann. Der Werth der Ruſſiſchen und Baumwollenwaaren, die gewöhnlich verkauft werden, beläuft ſich auf 22,000,000 Rubel oder 880,000 Pfd. Den glänzendſten Anblick unter allen bieten die zahlreichen Läden für Seiden- und Shawlwaaren. Da die meiſten dieſer Waaren von orientaliſcher Manufaktur ſind, ſo überglänzen die Muſter bei weitem ſelbſt die Weſten unſerer modernen Stutzer. Die fabrizirte Seide, die jedes Jahr hierherkommt, wird auf $10\frac{1}{2}$ Millionen Rubel oder 420,000 Pfd. geſchätzt, während rohe Seide für 308,000 Pfd. verkauft wird. Doch nichts erregte mehr unſere Bewunderung als die Möbelläden; prachtvolle Tiſche, Stühle, Sopha's, die ſchwerſten Möbelwaaren bringt man bei ſo großen Entfernungen und über ſo ſchlechte Straßen ohne Schaden auch in dieſes Univerſal-Emporium. Auch große Spiegel von Frankreich und Petersburg und Kryſtallartikel aus Böhmen waren in großer Menge zu ſehen, und manches Auge mochte ſehnſüchtig nach den Fenſtern der Juweliere und Silberarbeiter blicken, die hier bedeutende Geſchäfte machen ſollen, indem ſie nicht bloß ihre zu Hauſe angefertigten Waaren losſchlagen, ſondern auch Juwelen aus Aſien an ſich kaufen.

Mannigfaltiges.

— **Pneumatiſcher Telegraph.** Ein Modell eines pneumatiſchen Telegraphen, den Herr Crosley in Vorſchlag bringt, iſt kürzlich zu den übrigen Merkwürdigkeiten des polytechniſchen Inſtitutes in London gekommen. Die allgemeine Anlegung von Eiſenbahnen und die Schnelligkeit des Reiſens auf denſelben machten ſchon ſeit Jahren ein Communications-Mittel zwiſchen den verſchiedenen Stationen wünſchenswerth, das bei Tage wie bei Nacht Anwendung finden und ein verhängnißvolles Zuſammentreffen der Wagenzüge verhüten könnte. Man brachte hydrauliſche und elektro-magnetiſche Telegraphen in Vorſchlag, die aber, unſeres Wiſſens, nicht zur Anwendung gekommen ſind. In dem pneumatiſchen Telegraphen iſt die atmoſphäriſche Luft das leitende Agens. Die Luft wird durch eine Röhre, die von einer Station bis zur anderen ſich erſtreckt, iſolirt — das eine Ende der Röhre ſteht mit einem Gasbehälter oder anderem Gefäße in Verbindung, das als Reſervoir dient, um jede durch Temperatur-Wechſel der im Tubus enthaltenen Luft entſtehende Verringerung oder Vermehrung des Volumens auszugleichen. Am anderen Ende der Röhre befindet ſich ein Druck-Zeiger (pressure index). Wenn nun an der einen Station irgend ein Druck in dem Behälter erzeugt und unterhalten wird, ſo pflanzt ſich dieſer Druck ſchnell bis zur anderen Station fort, wo der Beobachter ihn am Zeiger (index) wahrnimmt. Auf dieſe Weiſe kann man, wie Herr Crosley behauptet, vermittelſt zehn Gewichten, die zehn verſchiedene Arten von Kompreſſion hervorbringen, numeriſch von einander unterſchieden und durch entſprechende Figuren am Zifferblatt repräſentirt ſind, jede telegraphiſche Chiffre übermachen. Auf den Eiſenbahnen von Edinburg, Liverpool und Euſton Square (London) ſind ſchon ſeit mehreren Jahren Luftröhren von $1\frac{1}{4}$ bis 2 Engl. Meilen Länge im Gebrauche, vermittelſt welcher man Kunde giebt, wenn ein Wagenzug bereit und im Stande iſt, um von der Lokomotive, die immer auf dem höchſten Punkte einer abhängigen Ebene ſteht, hinangezogen zu werden, damit man die Maſchine unverzüglich in Bewegung ſetze. Am tiefſten Punkte der Ebene wird eine Luftſtrömung in den Tubus gelaſſen, die am entgegengeſetzten Ende eine Orgelpfeife ertönen macht. Wie Herr Crosley ferner berichtet, ſo hat man mit einer Röhre von einem Zoll Durchmeſſer und beinahe zwei Miles Länge, die ſo im Kreiſe gelegt war, daß beide Enden an dieſelbe Stelle kamen, einen ähnlichen Verſuch gemacht. Der Druck auf das eine Ende war dem einer Waſſerſäule von ſieben Zoll gleich, und die Wirkung auf den Index des anderen Endes erfolgte in funfzehn Sekunden. (Athenaeum.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 35. Berlin, Freitag den 22. März 1839.

Frankreich.

Nantes während der Schreckenszeit.*)

Von E. Souveſtre.

.... Wir waren einige Stunden geritten, ohne Jemand zu begegnen. Unſer anfangs ziemlich munterer Führer war allmälig ſehr ſchweigſam geworden und blickte öfters ſeitwärts. Ich befragte ihn nach dem Grunde. Er machte mich darauf aufmerkſam, daß auf dem Graſe Pferdehufe abgedrückt ſeyen. „Was thut das?“ fragte ich. — „Sehr viel“, erwiederte er; „die Royaliſten lauern den Reiſenden wie der Jäger dem Wilde auf, und ſie müſſen dieſe Richtung eingeſchlagen haben!“ — Wir waren unterdeß bei einem Kreuzwege angelangt. — „Sieh' nur, Bürger!“ fuhr Ivon fort, indem er auf ein zerbrochenes Kreuz hinwies, das man augenſcheinlich wieder zuſammenzuſetzen verſucht hatte; „das iſt ihr Werk.“ — Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als er plötzlich ſtarr auf eine Eiche hinblickte und einen Schrei ausſtieß. „Was giebt's?“ fragte ich. — „Siehſt Du nicht, daß die unterſten Zweige des Baumes alle nach derſelben Richtung hin geknickt ſind? Das iſt das Signal der Royaliſten.“ — „Und was bedeutet es?“ — „Daß ſie ſchon angekommen ſind oder ankommen werden.“ — „Was iſt aber da zu thun?“ — Ivon ſann einige Augenblicke nach und machte dann den Vorſchlag, den Weg fortzuſetzen, da wir eben ſo viel Ausſicht hatten, die Royaliſten auf dem Rückwege anzutreffen, als wenn wir unſere Reiſe fortſetzten. „Jetzt müſſen wir unſere Ohren ſpitzen“, ſagte unſer Führer, „denn wir kommen durch ein Dickicht, in welchem wahrſcheinlich mehr Ariſtokraten als Wölfe hauſen.“

Der Weg ſchlängelte ſich in der That durch ein buſchiges Gehölz. Ivon ritt voraus auf der Mitte des Weges. Ich folgte im Schritte, ohne die Zügel meines Pferdes je loszulaſſen. Meine Begleiterin war mir unterdeß näher gerückt, und ich fühlte ihren Arm zittern; die Stille der Nacht, die Gefahr, der wir entgegengingen, der warme Athem, der in meine Haare hauchte, hatten mich in eine ungewöhnliche Stimmung verſetzt, der eine gewiſſe zärtliche Aufregung nicht fremd war. Ich hatte die Gefährlichkeit unſerer Lage faſt ganz vergeſſen und fühlte nur den weichen Druck der ſchönen Hand, die den Schlag meines Herzens beflügelte. Ich legte meine Hand auf die ihrige und ſagte: „Warum zittern Sie? Wenn wir den Royaliſten wirklich in die Hände fielen, ſo hätten Sie doch nichts zu fürchten. Ihre Brüder kämpfen ja in den Reihen derſelben.“

Sie war im Begriff zu antworten, als Ivon einen lauten Schrei ausſtieß und im geſtreckten Galopp davonjagte. Plötzlich fielen zwei Schüſſe, und mein Pferd brach zuſammen. Mehrere Männer ſetzten über den Graben, welcher das Gebüſch vom Wege trennte, und wir wurden umringt. Obgleich ich mit einem Beine unter das Pferd gefallen war, ſo gelang es mir doch, mich wieder aufzurichten; ich ſtellte mich vor das junge Mädchen hin, um ſie mit meinem Körper zu vertheidigen. „Das iſt Fräulein von La Hunoterie!“ rief ich aus. Kaum hatte ich dieſe Worte ausgeſtoßen, als ich einen Schlag gegen den Kopf erhielt. Ich ſank betäubt zur Erde. An das, was mir ferner begegnete, kann ich mich nur noch dunkel erinnern. Es kam mir vor, als ob man mich tiefer ins Gehölz ſchleppe, und als ob die Dornen meine Hände und mein Geſicht ritzten. Aber mein Bewußtſeyn verlor ſich endlich ganz.

Das Gefühl einer durchdringenden Kälte brachte mich wieder zur Beſinnung. Als ich meine Hand ausſtreckte, fühlte ich Zweige und Blätter. Ich verſuchte, mich auf den Ellbogen zu ſtützen, aber ich brauchte lange Zeit, um mich wieder zu ſammeln. Mein Kopf ſchmerzte mich gewaltig, und vor meinen Augen ſchwamm Alles in einander wie die Gebilde eines wüſten Traumes. Endlich kam mir die Erinnerung wieder, und ich blickte prüfend um mich. Ich lag auf einem Lager von Haidekraut in einer großen aus Zweigen und Laubwerk erbauten Hütte. In der Mitte derſelben brannte ein großes Feuer, um das ein Dutzend Menſchen hingeſtreckt waren und plauderten. Sie waren ſämmtlich mit der Nationaltracht, einem Ziegenfelle, bekleidet und trugen lange Haare, außer einem Einzigen, welchen ich an dem Tuche, das um ſeinen Hut gewickelt war, an ſeiner Weſte, die mit einem geweihten Kreuze und einem Roſenkranze geziert war, augenblicklich für einen flüchtigen Vendeer erkannte.

Anfangs wurde es mir ſchwer, etwas von ihrer Unterhaltung zu erfaſſen. Sie lärmten Alle durch einander im Landesdialekte. Plötzlich ertönte draußen ein gellendes Pfeifen, welches durch ein ähnliches erwiedert wurde. Jetzt ließen ſich auch Tritte vernehmen, und es traten mehrere Männer ein. „Nun, Fine-Oreille?“ fragte der Vendeer. — „Herr von La Hunoterie war nicht in ſeiner Wohnung“, erwiederte der junge Mann, welcher eingetreten war, „aber die alte Roſe hat die Nichte des gnädigen Herrn erkannt, und ich habe ſie dort gelaſſen.“ — „Für die Anderen hat man Dir nichts aufgetragen?“ — „Es war ja Niemand da. Ja, doch! das Fräulein läßt bitten, man möchte Keinem etwas zu Leide thun.“ — „Schon gut!“ ſagte der Vendeer. „Man wird ſie auch danach fragen; das nehme ich auf mich.“ — „Morgen wird ſie mit ihrem Onkel hierher kommen und ſie abholen“, fügte Fine-Oreille hinzu. — „Sie ſoll ſie finden, denn Menſchenfleiſch eſſen wir nicht. Ich werde ſie ihr in Stücken aufbewahren, des beſſeren Transports wegen.“ Die Bretagner ſahen ſich unſchlüſſig an. Endlich wagte Einer ſchüchtern zu äußern: „Wenn aber der Capitain nicht will, daß man ſie tödte.“ — „Der Capitain bin ich jetzt, mein Junge!“ ſagte der Vendeer, „und man wird thun, was ich heiße. Aber erſt wollen wir doch ſehen, was in dem Papiere ſteht, das man bei dem Kleinen gefunden hat. Lies, Fine-Oreille, Du kömmſt ja aus dem Seminar.“ — Der junge Bretagner nahm das Papier und forderte eine Leuchte.

Ich hatte geglaubt, daß Ivon entflohen ſey; jetzt überzeugte ich mich vom Gegentheil. Ich ſpähte in allen Winkeln umher und bemerkte ihn am anderen Ende der Hütte mit gebeugtem Haupte auf der Erde ſitzen. Der junge Seminariſt begann die Depeſche zu leſen, welche man bei unſerem Führer gefunden hatte. Ich horchte hin. Es war ein langer Brief, in welchem die National-Repräſentanten den Gewalthabern in la Roche-Sauveur auftrugen, das flache Land zu durchſuchen, Garniſonen in alle Gemeinden zu legen, welche ſich weigern ſollten, der Republik ihre Getraidevorräthe oder ihr Vieh auszuliefern, und endlich diejenigen, welche die Waffen ergriffen hätten, der gerechten Wuth der Vaterlandsvertheidiger zu übergeben. „Laſſet alle verfügbare Truppen gegen die aufrühreriſchen Bezirke anrücken“, hieß es am Schluſſe; „brennet nieder, was verbrannt werden kann, tödtet, was getödtet werden kann, und zerſtöret alles Uebrige, damit man auf der wüſten Stätte der aufrühreriſchen Dörfer einen Pfahl mit der Inſchrift aufrichten könne: Hier war ein reiches und bevölkertes Land, welches die Obergewalt der Nation nicht anerkannte, und die Nation hat aus dem Lande eine Wüſte gemacht.“

Das Ableſen des Briefes wurde mehrmals durch die Verwünſchungen der Royaliſten unterbrochen; am Schluſſe erhob ſich ein einſtimmiger Schrei des Unwillens und der Wuth. „Sie ſollen nur kommen, die Laffen!“ ſchrieen Alle durch einander; „wir haben noch Pulver und Kugeln in den Gemeinden und wollen ſie ſchon empfangen.“ — „Nur ruhig, meine Lämmer!“ ſagte der Vendeer höhnend. „Sie werden früh genug kommen. Da wir jetzt nur noch niedergebrannte Häuſer, unbebaute Felder und Brunnen haben, welche Modergeruch duften, werden die Blauen ſchon hierher kommen; die Reihe kömmt an einen Jeden. Bald werdet Ihr die Mainzer Grenadiere ſehen, welche die Ohren Eurer Frauen ſtatt Roſenkränze tragen und die Köpfe Eurer Kinder auf ihre Bajonnette geſpießt haben. Wen Ihr nicht tödtet, der wird Einen der Eurigen tödten. Die Blauen und die Weißen ſind, Ihr wißt es ja, wie Wolf und Hund; wenn ſie zuſammenſtoßen, muß Einer auf dem Platze bleiben.“ — „Wir wollen über ſie herfallen“, riefen die Bretagner. — „Schön; Ihr könnt gleich ans Werk gehen.“ — Bei dieſen Worten wandten ſich alle Augen auf Ivon. „Es iſt wahr“, ſagte ein Bauer, „er hat den Befehl überbracht, uns Alle niederzumetzeln.“

Bei dieſen Worten überlief mich ein kalter Schauder. Ich wußte, welche grauſame Foltern die Royaliſten über ihre Gefangenen verhängten, und ich ſah in allen Augen eine düſtere Wuth

*) Vgl. den Artikel „Die Schreckenszeit in der Bretagne“ in Nr. 85—87 des „Magazins“ von 1838, an welchen ſich der gegenwärtige anſchließt.

Digitized by Google

erglänzen. Die Erbitterung der Royaliſten war mit ihren Drohungen gewachſen, die Grauſamkeit ſchwebte nicht mehr bloß auf ihrer Zunge, ſondern ſie war in ihre Herzen übergegangen. Sie umringten den Vendeer, welcher kaltblütig ſeine Pfeiſe ſtopfte. „Was wollt Ihr mit dem Laffen machen, Herr Storel?" fragte der Keckſte. — Der Angeredete blickte um ſich und ſagte: „Ich ſehe, Ihr ſeyd auf gutem Wege. Wenn Ihr wollt, werde ich ihn barfuß auf den Kohlen tanzen laſſen, oder ich werde ihm die Ohren abſchneiden und ſie ihm zum Abendeſſen auftiſchen." — „Ja! Ja!" ſchrieen Alle im Chor. — „Aber davon ſtirbt er nicht", wandte Einer ein. — „Nur Geduld!" erwiederte Storel, man muß ſich nicht übereilen!... Der Bürger ſoll ſchon die Qualen des Todes fühlen; aber vorher muß er zu unſerer Unterhaltung beitragen... Wenn er müde iſt, nageln wir ihn wie eine Fledermaus an die Thür unſerer Hütte und heften ihm den Brief der Repräſentanten auf die Bruſt. Wie gefällt Euch das, meine Jungen?" — „Ja! Ja!" ſchrieen Alle. —

Man wäre gleich zur Ausführung dieſes hölliſchen Planes geſchritten, wenn Nägel und Stricke bei der Hand geweſen wären. Da dieſe fehlten, ſo machten ſich einige Bauern auf. Storel ging mit ihnen, um die Vorpoſten zu inſpiziren. In der Hütte blieb Fine-Oreille mit ſechs oder acht Bauern zurück. Ich erhob mich, um Ivon zu beobachten. Als die Schritte Storel's und ſeiner Begleiter verhallt waren, richtete er ſeinen Kopf langſam auf. Sein Geſicht war bleich, ſeine Augen weit geöffnet. Er blickte einige Augenblicke um ſich, als ob er ſich ſammeln wollte; dann fielen ſeine Augen auf die Gruppe, welche am Heerde ſaß. Allmälig ſchien er Muth zu faſſen; er richtete ſich ganz auf ſeinem Sitze auf und ſagte mit einem Ausdruck der Ruhe, der mich überraſchte: „Guten Tag, Guillaume Salatin." Alle wendeten ſich ihm zu. „Dieſer Prieſterſohn kennt Deinen Namen", ſagte ein Bauer zu Fine-Oreille. — „Auch Deinen, Claude Menez", ſagte Ivon; „auch Deinen, Jean Guiader, Pierre Leguern, Louis Ledu." — Alle ſtanden auf und riefen: „Wer biſt Du denn?" — „Ein Menſch aus Eurer Gemeinde." — Die Bauern traten näher. „Mir iſt's, als ob ich die Geſtalt dieſes Chriſtenmenſchen ſchon irgendwo geſehen hätte", ſagte Fine-Oreille. — „Iſt das nicht der kleine Ivon Guesno?" fragte Louis Ledu. — „Richtig", riefen die Anderen, „es iſt der kleine Ivon, der mit uns zu Vannes Tragödie ſpielte." — Es trat ein Augenblick der Ueberraſchung und der Verlegenheit für Alle ein. „Und warum haſt Du Dich zu den Blauen geſellt?" fragte Fine-Oreille barſch. — „Ein armer Junge wie ich", erwiederte dieſer, „wählt ſeinen Platz nicht, ſondern geht dahin, wohin ihn Gott geſtellt hat." — „Wenn Du in der Roche-Bernard angelangt wäreſt, ſo würde man uns Alle niedergemetzelt haben." — „Ich habe den Befehl nicht gegeben." — „Aber Du überbrachteſt ihn." — „Mein Pferd trug mich und den Befehl, und Ihr ſeyd ihm doch nicht böſe."

Da die Bauern hierauf nichts zu antworten wußten, ſo trat eine augenblickliche Stille ein. Fine-Oreille näherte ſich wieder dem Feuer. „Es iſt ſchlimm, daß Du keinen anderen Weg eingeſchlagen", ſagte er endlich; „Storel kennt kein Erbarmen gegen die Blauen." — „Ich wußte nicht, daß die Leute aus dem Oberlande hier Herren ſind", ſagte Ivon. — „Der Vendeer iſt nicht unſer Herr", erwiederte Fine-Oreille raſch. — „Dennoch achtet er auf Niemand." — Die Bauern ſahen ſich verlegen an und kratzten ſich hinter den Ohren. Ivon hatte zwei empfindliche Saiten angeſchlagen, den Nationalhaß gegen die Bewohner jenſeits der Loire und die Abneigung gegen einen fremden Führer. Das Geſpräch, welches ſich zwiſchen ihnen erhob, wurde ſo leiſe geführt, daß Ivon es nicht verſtehen konnte; er ſchien indeß den Inhalt deſſelben zu ahnen, denn nach einer Weile wendete er ſich wieder zu Salatin. „Was willſt Du?" fragte dieſer barſch. — „Ich will Dir die Aufträge eines Sterbenden übergeben." — Fine-Oreille trat näher. „Da der Mann aus dem Oberlande befehligt", ſagte Ivon, „ſo habe ich kein Erbarmen zu erwarten. Er wird gern ſehen wollen, wie das Blut eines Bretagners ausſieht. Du aber, Guillaume, kannſt die letzte Bitte eines Sterbenden nicht abſchlagen." — „Sprich!" ſagte Salatin. — „Du kennſt meine arme Muhme, welche die Blauen geplündert haben. Ich theilte mein Brod mit ihr und dem Prieſter, welchen ſie verborgen hält. Sage ihnen, daß ich ſie nicht verlaſſen habe." — „Ich werde es ihnen ſagen", antwortete Fine-Oreille mit ſichtlicher Bewegung. — Ivon war immer weicher geworden. Die Erinnerungen, die er hervorgeſucht, um Salatin zu rühren, ſchienen ihn ſelbſt ergriffen zu haben, und er war ganz pathetiſch geworden. In ſeinem Auge ſpiegelte ſich eine überſpannte Begeiſterung. Er war auf die Kniee geſunken und hatte ſeine Hände zu Guillaume erhoben.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Les Bourbons de Goritz et les Bourbons d'Espagne. — Vom Grafen Robert von Cuſtine. 8 Fr.

De la régence d'Alger. (Notes sur l'occupation.) — Von E. Cavaignac. 3½ Fr.

La famille exceptionnelle, ou l'une belle-mère, chronique champenoise. — Von P. Fleuzal. 5 Fr.

Les martyrs d'Arezzo. — Von M. J. Lefèbvre. 2 Bde. 15 Fr.

Le résurrectionniste. — Von Mark. 7½ Fr.

Traité complet des saccharates liquides, connus sous les noms de sirops de sucre, de mellites et d'oximellites. — Von M. E. Mouchon. 6 Fr.

England.

Die gute Geſellſchaft.

(Schluß.)

Schon träumte mir von Equipage, von Hunden, Hähnen, Reitknechten zum Jagen, Kämpfen und Wettrennen. Eine Loge in der Oper, eine Geliebte, ein Duell, Schulden, ein Sturz beim Wettrennen, ein ausgerenkter Arm, dies folgte nun raſch auf einander, kurz, ich weihte mich in alle Geheimniſſe des faſhionablen Lebens, in alle Myſterien der guten Geſellſchaft ein. Und doch ging ich nur mit einem Geſchäftsmanne um; welche Fortſchritte würde ich erſt durch den Umgang mit einem Lord gemacht haben? Dann hätte ich ſicher meine Wohnung verändert, denn bis jetzt hauſte ich noch in meinem beſcheidenen Studentenzimmer, das, weit von dem Modeviertel und dem Mittelpunkte aller Vergnügungen entfernt, eigentlich nur eine für ſchlechte Geſellſchaft paſſende Wohnung war. Nur außerhalb meiner vier Pfähle war ich ein Gentleman, nur auf der Straße, wo man nur für ſeine Perſon Luxus zu machen braucht. Ich gehörte zur guten Geſellſchaft als Junggeſelle, und das war eigentlich ſchon zu viel, mehr als ich ausführen konnte und ſollte! Und doch hatten mich nur die weiſen Rathſchläge meines Vaters dazu verleitet; ja, ja ſo geht es immer, wenn man ſich veralteter Wörter bedient, die ihre Bedeutung geändert haben, daher geben die Väter, die nichts zulernen und nichts vergeſſen wollen, ihren Söhnen oft einen ganz verderblichen Rath, wenn ſie wähnen, einen recht guten zu ertheilen. Treuherzig dem Zureden des Greiſes nachgebend, ſuchte ich da mein Heil, wo ich mein Verderben finden ſollte; ich war müßig und verſchwenderiſch geworden, aber ich gehörte zur guten Geſellſchaft.

Als ich meines kranken Armes wegen das Zimmer hüten mußte, gab die ganze Familie Pringle ihre Karten bei mir ab; eine zarte und höfliche Aufmerkſamkeit, die mich ſehr rührte. Eines Sonnabends Morgens endlich wurde meine Thür durch einen mächtigen Fauſtſchlag erſchüttert; ich hatte meine Wohnung immer noch nicht verändert, und ich glaube, daß dies von den Studenten bewohnte Quartier noch nie eine ſo gewaltige Erſchütterung erlitten hatte; ich öffne, ein Bedienter, in Blau, Roth und Gold gekleidet, ſteht vor mir, ſtrahlend von Treſſen und Abgeſchmacktheit, und erſucht mich, doch Herrn Fleming zu benachrichtigen, daß Miſtreß Pringle und ihre Töchter ihn an der Eingangsthür des Temple erwarteten. — „Ich werde ſogleich erſcheinen", gab ich zur Antwort. — Da merkte der Lakai, daß er ſich geirrt habe, und nahm ſeinen Hut vor mir ab, aber dieſe gezwungene, eilige Verbeugung ſah ſehr ironiſch aus. Eiligſt ordnete ich meine Toilette, ſtieg hinunter und nahm mir vor, ein anderes Zimmer zu miethen, damit man mich künftighin nicht mehr für meinen Bedienten halte. Die Kaleſche der Dame fiel mir auf und blendete meine Augen; ſie war von bedeutendem Umfange, ſtrahlte von Lack, der die gelbe Farbe leuchtend hervorhob, und über ihr hinaus ragten die Federn, Schleier und Blumen, mit welchen die ganze Pringleſche Familie ſich dieſen Tag ſo reich ausgeſchmückt hatte. Man empfing mich überaus freundlich. Sie hatten ſchon von der Standeserhöhung meines Vaters und vom Tode meines Bruders gehört und berührten dieſe beide Begebenheiten mit zartem Takt und vollkommener Grazie. Ich mußte zu den Damen einſteigen, ſie begleiten und mit ihnen zu Mittag ſpeiſen. Nun ſtand ich in jeder Hinſicht mit der guten Geſellſchaft gleich; ich war ſelig und ſtolz im Gefühl der Auszeichnung, die mir widerfuhr. Die ſatyriſche Georgina, ſonſt ſo reich an Witzeleien, denen ſo leicht Niemand entging, lächelte mir zu und ſchonte meiner. Zephyra warf mir ihre freundlichſten Blicke zu, und die muntere Emilie behandelte mich wie einen Bruder. Der alte Pringle ſpielte mit mir Schach und freute ſich über meine Bekanntſchaft, obgleich wir ganz entgegengeſetzter politiſcher Meinung waren. Er ſchien ein Mann von ſehr gutem, nachgiebigem Charakter zu ſeyn, den Widerſpruch gar nicht erzürnte, denn mit der größten Gelaſſenheit hörte er alle die Argumente an, die ich ſeinen Tory-Raiſonnements entgegen ſetzte. Als ich verſuchte, ihn zu überzeugen, ſtützte er ſich mit beiden Ellenbogen auf das mit den geſchlagenen Bauern bedeckte Schachbrett, und mich mit einem langen und durchdringenden Blicke anſchauend, ſprach er: „Nun am Ende, könnten Sie doch Recht haben", — ſein Kopf, den er taktmäßig hin und herwiegte, ſchien noch ſeine Niederlage zu bekräftigen und das Zugeſtändniß zu beſtätigen, das er mir eben gemacht; niemals ſah ich einen höflicheren und leutſeligeren alten Mann. Mit Nachgiebigkeit ſich in die Meinung eines Anderen fügen, iſt eine wahrhaft unwiderſtehliche Schmeichelei, und nicht bloß der alte Pringle, ſondern auch Miſtreß Pringle und ihre Töchter bedienten ſich dieſer mächtigen Waffe mit der liebenswürdigſten Geſchicklichkeit. Wollte man einen Spaziergang nach Hyde-Park machen, ſo ſprach Miſtreß Pringle, „wir müſſen doch erſt Valentin um Rath fragen." War man über die Wahl des Theaters unſchlüſſig, ſo fragte man wieder Valentin, ob Drury-Lane oder Coventgarden vorzuziehen ſey; kurz, Valentin war das Hausorakel, der Freund, der Liebling Aller, ein Muſter von Geiſt und Eleganz. Niemand zog ſeine Urtheile in Zweifel, Niemand widerſprach ſeiner Meinung. Was für ein herrliches Leben war das! Wie iſt doch die gute Geſellſchaft ſo nachgiebig in ihren Anſichten, ſo liebenswürdig und gefällig im Umgange!

Ich fuhr fort, Emilien den Hof zu machen, die immer munter und liebenswürdig zu mir war und meine Huldigungen, wenn

Digitized by Google

auch nicht zu ermuthigen, doch ohne Widerwillen aufzunehmen ſchien. Als ich aber eines Tages unerwartet in die Bibliothek eintrat, wo Emilie arbeitete, war ich ganz erſtaunt, das junge Mädchen im Leſen eines Briefes verſunken zu ſehen, der ſo die Kreuz und Quer beſchrieben war, daß ich nicht begreife, durch welches Wunder ſie ihn zu entziffern vermochte. — „Sie ſind beſchäftigt, Emilie, ich bitte um Verzeihung, ſogleich werde ich mich entfernen.“ — „O, nicht doch“, entgegnete ſie unbefangen, „ich leſe hier nur einen Brief vom Vorgebirge der guten Hoffnung, wo mein Couſin Auguſt in Garniſon ſteht. Mein Couſin und ich, wir ſind wie Geſchwiſter mit einander. O, Sie hätten ihn nur in ſeiner einfachen blauen Uniform mit den rothen Klappen ſehen ſollen! Er ſah ganz prächtig aus! Sie würden ſich freuen, ſeine Bekanntſchaft zu machen; ein großer junger Mann mit blonden Haaren, ſchwarzen Augen und dem ſchönſten Schnurrbarte im ganzen Regimente; übrigens dichtet er auch wie ein Engel! Aber mein Gott, Herr Fleming, was iſt Ihnen, Sie ſcheinen angegriffen zu ſeyn? Wollen Sie nicht Platz nehmen? Sie ſtören mich durchaus nicht, ich verſichere es Ihnen.“ — „Ihr Couſin Auguſt iſt ſehr glücklich, Miß ....“ — „Bilden Sie ſich nur nichts Falſches ein, ich bitte Sie; die Verwandtſchaftsbande ſind die einzigen, die zwiſchen uns beſtehen, und Ihre Folgerungen ſind durchaus grundlos.“

Das junge Mädchen hatte errathen, daß mein Herz nicht ruhig ſey, und daß die Qualen der Eiferſucht es zerriſſen. Soll ich meinen Leſern die nun folgende Unterhaltung mittheilen, ſoll ich die Menge der ſo wichtig ſcheinenden Kleinigkeiten, ſoll ich jene bedeutungsloſen Worte wiederholen, die unſer Herz mit Hoffnung berauſchen, und von dem Lächeln ſprechen, das man ſo leicht für ein Verſprechen hält? Trugbilder, Narrheiten, die das Paradies der Thoren oder, wenn man will, der Liebenden verherrlichen. Am Schluſſe dieſer Unterhaltung zweifelte ich durchaus nicht mehr daran, daß mir der Weg zum Glücke gebahnt ſey, und daß mich die liebenswürdige Emilie allen meinen Nebenbuhlern vorziehe. Doch war ſie es nicht, die mich am meiſten auszeichnete; ihre Schweſter Zephyra konnte gar nicht mehr ohne mich fertig werden. Sie machte ohne Rückhalt von der Engliſchen Sitte Gebrauch, ich mußte ſie bei allen Beſuchen begleiten, die ſie abſtattete, in allen Läden von Pall-Mall kauften wir zuſammen Stoffe und Kleinodien. Ich hätte es lieber geſehen, wenn es Emilie geweſen wäre, aber was ſollte ich machen? Zephyra begünſtigte unſer Alleinſeyn und gab mir faſt mütterlichen Rath. Sie warnte mich, doch ja niemals eine kleine Penſionärin, das heißt ein ganz junges Mädchen zu heirathen. Sie befragte meinen Geſchmack in Allem, was ſie betraf, und durch den Grad von Vertraulichkeit, den ſie zwiſchen uns einzuführen ſich bemühte, überzeugte ſie mich feſt, daß ich ihr ſehr wohlwolle. Sie eignete ſich auch das Monopol an, das ich lieber der jüngeren Emilie zugeſtanden hätte, mir Halstücher zu ſäumen, das Zeichen in meinen Batiſt-Schnupftüchern aus ihrem Haar zu arbeiten, mir Filet-Börſen anzufertigen, Pantoffeln zu ſticken und ſeidene Uhrbänder zu häkeln. Sie wählte keine Haube für ſich aus, ohne mich zu Rathe zu ziehen; ſie ſang nur die Romanzen, welche mir vorzüglich gefielen, und ließ ſich durch meine Bemühungen um Emilien durchaus nicht abſchrecken. Was Georgina anbetraf, ſo bezeigte ſie mir ihr Wohlwollen dadurch, daß ſie nie etwas Böſes von mir ſagte, und das war ein ganz beſonderer Vorzug, den ich nur noch mit meinem Freunde Butler theilte. Zuweilen war ſie ſogar ſo ausnehmend herablaſſend, mich zu fragen, was ich von der Oper oder dem neuen Ballet halte.

Nur das Herz einer einzigen Perſon aus der ganzen Familie hatte ich noch nicht für mich gewonnen, das des muthmaßlichen Erben, des jungen und glänzenden Friedrich Pringle. Das war aber ſehr einfach, natürlich und unvermeidlich, denn ich war ja erſt ein Dandy-Neuling. Ich bezeigte ſeiner Mutter und ſeinen Schweſtern ſehr viel Aufmerkſamkeiten, die er aber nicht im geringſten beachtete; bald indeß ſtürzte die uns trennende Schranke von ſelbſt zuſammen. Erſt waren wir höflich zu einander, dann freundlich und zuletzt ſehr vertraut. Friedrich führte die Rolle des ſchönen jungen Mannes in der ganzen Bedeutung des Wortes durch. Er beſaß Pferde, Jokeien, Livree wie ein Lord. Er war mit dieſem und jenem Herzog vertraut, und die Söhne faſt aller Pairs grüßten ſich mit ihm. Ich wußte ſchon ſeit langer Zeit, daß ſeine Familie zur guten Geſellſchaft gehöre, doch begriff ich nicht recht, wie die gute Geſellſchaft eines Geſchäftsmannes ſich ſo mit der ariſtokratiſchen Sphäre verbinden konnte, in welcher der junge Dandy ſich doch ſo augenſcheinlich bewegte; ich befragte ihn alſo darüber. „Mein Gott“, antwortete er ganz unbefangen, „man will doch auch einmal reine Luft ſchöpfen, denn in unſerer Familie hat ſich ein Kreis von ſeltſamen Originalen gebildet.“ — Durch den Umgang mit Herrn Friedrich Pringle erhob ich mich alſo noch zu einem höheren Grade der guten Geſellſchaft. Wir beſuchten mit einander die berühmteſten Klubs und die Italiäniſche Oper. Als wir eines Abends der Vorſtellung eines neuen Balletes beiwohnten, näherte ſich uns ein ſehr häßlicher und gemein ausſehender, aber reich gekleideter Herr und ſprach mit Friedrich in jenem ſonderbaren Kauderwälſch, das ich noch nicht kannte und das ganz beſonders in den Caffé's und in den Spielhäuſern unter denjenigen Mode iſt, welche man wohl „die Canaille der großen Welt“ nennen könnte. Der Ton und die Manieren dieſes Herrn überſchritten den Wohlſtand und gränzten an Unverſchämtheit. Große Brillanten glänzten an ſeinen Fingern und an ſeiner Halsbinde; er kannte und rief Jedermann bei Namen; dieſem lächelte er zu, mit Jenem ſchwatzte er, einem Dritten drückte er die Hand. Friedrich ſtellte ihn mir als den Chevalier Vincent Silkner vor. — „Wir ſehen uns doch heute Abend am bewußten Orte?“ fragte Silkner. — „Ich hoffe ....“ Friedrich konnte nichts weiter antworten, weil Silkner ſich mit einem leichten Gruße ſchnell entfernte. „Wir wollen dem Rathe Silkner's folgen“ ſprach Friedrich; „es iſt ein gutes Haus, Sie werden dort Glanz und Ueberfluß antreffen. Wir wollen eilen.“

Ich nahm Friedrich's Arm, und wir gingen nach der Seite von St. James Square zu. Friedrich klopfte an eine ſchöne Thür und ließ mich im Vorzimmer allein; bald kam er mit Jemand zurück, den er mir als Hausherrn vorſtellte; dieſer Mann nahm mich ſehr höflich auf und führte mich in den ſchon mit Gäſten angefüllten Saal. Ich war ganz erſtaunt über den Anblick, der ſich mir darbot; ein fürſtlicher Palaſt, ein Feenſchloß konnte nicht herrlicher glänzen. An den Wänden hingen werthvolle Gemälde, und überall blitzte das Kryſtall. Friedrich Pringle unterhielt ſich mit allen Anweſenden, achtete gar nicht auf mein Erſtaunen und ſchien hier ſo zu Hauſe wie im Speiſeſaal ſeiner Mutter. Man ſetzte ſich um einen großen grünen Tiſch zum Spiel nieder. Das Gold lag aufgehäuft und rollte umher, ſo daß mir kein Zweifel über den Rang und Reichthum der mich Umringenden übrig blieb. Ungeheure Summen wurden um mich her bald gewonnen, bald verloren, und zwar mit einer Gleichgültigkeit, über die ich höchlich erſtaunte. Nach dem Spiel kam das Feſtmahl. Zwei oder drei der Anweſenden luden mich ſehr höflich ein, Platz an der Tafel zu nehmen; es abzuſchlagen, war ganz unmöglich, ich folgte ihnen und nahm an einem wahren Göttermahl aus Tauſend und einer Nacht Theil; nichts fehlte, auserleſene Speiſen, feine Weine, herrliche Blumendüfte, eine lebhafte und geiſtreiche Unterhaltung, kurz, jede Raffinerie des Luxus war hier aufgewendet. Dann verſammelten wir uns von neuem um den Spieltiſch, und bald darauf, ich war ein wenig benebelt von dem ſchäumenden Champagner, gewahrte ich zu meinem größten Erſtaunen, daß ſich wohl an dreißig Bankzettel als Gewinn in meiner Hand befanden. Solcher Anfang war ermuthigend, und erſt ſpät verließ ich, ſehr zufrieden mit dem verlebten Abende, an Friedrich's Arm die Geſellſchaft. — „Wie nennt man dieſes Hotel?“ fragte ich meinen Freund. — „Ei, das iſt ja eine unſerer „Höllen“, oder, einfacher bezeichnet, eines unſerer großen Spielhäuſer.“ — „Ein Spielhaus“, rief ich mit ungeheucheltem Abſcheu und Erſtaunen aus; „ich glaubte, Sie hätten mich zu Ihren Freunden geführt, und dieſe Herren wären Leute aus der vornehmen Welt. Wer war denn jener Mann mit dem aufgedunſenen, erhitzten Geſicht, der total betrunken von der Tafel aufſtand?“ — „Der Herzog von B.“ — „Und jener Andere, der am grünen Tiſch die Fäuſte ballte und wie ein Fuhrmann fluchte?“ — „Der Lord W. Graf von L.... denn Sie ſpeiſten, mein Lieber, mit den Geſetzgebern Englands, mit den erſten Edelleuten des Königreichs, mit den vornehmſten Perſonen der großen Welt, zu Abend. Ich gebe Ihnen den Rath, wechſeln Sie ſich für ihre Bankzettel Gold ein, und ſagen Sie mir, ob dieſelben falſch waren.“ — „Aber ein Spielhaus!“ — „Laſſen Sie doch Ihre Provinz-Ideen fahren. In dieſem Hauſe verſammelt ſich die beſte Geſellſchaft Londons.“ — Diejenigen, welche uns zu einem Laſter verführen, werden gewöhnlich unſere beſten Freunde; ſo wurde auch meine Freundſchaft mit Friedrich immer inniger, und je weniger ich mich ſelbſt achten konnte, deſto höher ſchätzte er mich. Was mich vorzüglich an ihn feſſelte, war die Art von Protection, die er meiner Liebe zu Theil werden ließ; er hatte meine Leidenſchaft für Emilie entdeckt und bemühte ſich, mir die Mittel zu erleichtern, dieſelbe zu ſehen und ihr Herz zu erobern. Uebrigens war es auch hohe Zeit, mich zu erklären, denn in Folge der neuen Lebensart, die ich führte, fingen meine Kapitalien an, bedeutend abzunehmen, ich mußte dieſem koſtbaren und zerſtreuten Leben, ſo wie der Angſt, welche mir meine Leidenſchaft verurſachte, ein Ende machen. An den Spieltiſchen hatte ich 600 Pfund Sterling, den letzten Reſt meines kleinen eigenen Vermögens, verloren; außerdem hatte ich 300 Pfund an Friedrich geliehen, die freilich bei ihm in ſehr guten Händen waren; mein inniges Verhältniß mit ſeiner Mutter und ſeinen Schweſtern aber hatte mich noch vollkommen ruinirt, denn keine neue Oper wurde aufgeführt, keine neue Schauſpielerin trat auf, kein fremder Violinſpieler erregte Aufſehen in der faſhionablen Welt, ohne daß unſer Urtheil nicht ihren Erfolg ſanctionirt hätte. Alle Tage waren neue Erfindungen an der Ordnung, durch die man Zeit und Geld auf die angenehmſte Weiſe verſchwenden konnte; Waſſerfahrten oder Spazierritte, durch Blumen und Erfriſchungen verſchönt; Beſuche in den Werkſtätten der Künſtler; Muſterung aller Merkwürdigkeiten, die Mode waren; ländliche Feſte in den Umgebungen von London, Feſte mit Muſik, Konzerte und Bälle auf Subſcription, nichts ließen wir uns entgehen. Die Damen ſchienen ſo viel Vergnügen an meinem Umgang zu haben, und ich begleitete ſie ſo gern! Unſere Vertraulichkeit ſteigerte ſich immer mehr, wir verſtanden einander ſo wohl, daß man mich recht gut für ein Glied ihrer Familie halten konnte; auch beſaßen ſie keineswegs die falſche Delikateſſe, irgend eine der Ausgaben zu bezahlen, welche dieſe häufigen Vergnügungen verurſachten. Ich war in der guten Geſellſchaft wie in einer Räuberhöhle ausgeplündert worden!

Mit einem Worte, ich war arm wie Hiob. Der alte Pringle hatte mich in eine Speculation auf die Schur der Merino's verwickelt, in eine ganz ſichere Speculation, die mir wenigſtens 10—15,000 Pfund Sterling Gewinn bringen mußte, für die ich aber mein ganzes jetzt disponibles Vermögen und eine Ver-

Digitized by Google

ſchreibung meines zukünftigen einlegen mußte; durch die Schuld des Sohnes, der mich in die „Hölle" einführte, verſpielte ich Alles, was ich zur Verfügung hatte .... kurz, ich war ganz auf dem Trocknen, als ich eines Tages zu Mittag bei den Pringle's ſpeiſte, die ich noch liebenswürdiger fand. Wie witzig war heute Georgina! Welcher Glanz und welches ſanfte Schmachten in Emiliens Augen! Nach der Mittagstafel war mir eine Unterhaltung mit Miſtreß Pringle aufbehalten, und ich wollte die günſtige Gelegenheit benutzen, um endlich jene Eröffnungen zu wagen, die man von mir erwartete. Die Dame theilte mir gleich anfangs mit, daß Buttler ſie um Georgina's Hand gebeten habe; ich öffnete ſchon den Mund, um mit ihr von Emilien zu ſprechen, da kam mit einem Mal der Afrikaniſche Verwandte zum Vorſchein, der reich wie ein Nabob, ſchön wie ein Offizier, geliebt wie ein Couſin war, und raubte mir jede Hoffnung auf den Beſitz der jüngſten Miß Pringle. Freilich blieb mir noch die Aelteſte übrig .... aber mir graute doch vor dieſem Opfer zu Gunſten der guten Geſellſchaft. Die gute Geſellſchaft war ſchon an meinen ſchlechten Angewöhnungen, an meinen ſchlechten Vermögensumſtänden Schuld, ſie ſollte nicht auch noch das größte aller Mißgeſchicke, eine ſchlechte Heirath, für mich herbeiführen, ... und da der Geiſt des Menſchen ſtets dazu geneigt iſt, von einem Extrem zum anderen überzugehen, ſo entſchloß ich mich, eine ganz entgegengeſetzte Handlungsweiſe anzunehmen und die Kehrſeite meines bis jetzt geführten Lebens zu verſuchen, kurz, mich unter die ſchlechte Geſellſchaft zu begeben, von der ich in Zukunft meine Leſer unterhalten werde.

Bibliographie.

The Architectural Magazine. Articles on Architecture, Buildings and Furniture. — Herausgegeben von J. C. Loudon 5 Bde.
Britain's Historical Drama. — Von J. F. Pennie. 14 Sh.
The Cabinet Minister. — Von Mrs. Gore. 3 Bde.
The Convalescent. — Roman von Mrs Gilbert.
The Conveyancers Assistant. — Von G. Crabb. 2 Bde.
The Gift of all Seasons. — Von W. Anderſon.
Journey through Russia, the Caucasian Alps and Georgia. — Von Capitain R. Wignan. 2 Bde.
Lectures on Midwifery. — Von Dr. Blundell. Herausgegeben von Dr. C. Severn.
Memoirs of the Early Life and Services of a Field Officer on the Retired List of the Indian Army.
A Narrative on Canada. — Von Sir F. Head.
Peru as it is; Residence in Lima. — Von Dr. A. Smith. 2 Bde.
Selections from the American Poets.
Works of T. Hobbes. — Nebſt einer Lebensbeſchreibung von Hobbes, von Sir W. Moleſworth. Erſter Bd.
Woodland Rambles, with 40 illustrations.
The Year Book of Facts in Science and Art.
The Youth of Shakspeare, by the author of „Shakspeare and his Friends". — 3 Bde.

T i b e t.

Schmidt's Tibetiſche Sprachlehre. *)

Nachdem der gelehrte Ungar Cſoma Köröſi im Jahre 1834 (zu Kalkutta) die erſte Grammatik der Tibetiſchen Sprache drucken laſſen, welche dieſes Namens wahrhaft würdig iſt, erhalten wir in dieſem Jahre aus den Händen des verdienſtvollen Oſtaſiatiſchen Forſchers J. J. Schmidt zu St. Petersburg eine zweckmäßigere Bearbeitung deſſelben Werkes, mit vielen neuen, die grammatiſchen Regeln erläuternden Beiſpielen, welche Herr Schmidt ſeiner reichen Beleſenheit in Tibetiſchen Original-Werken verdankt. Außerdem empfiehlt ſich die Arbeit des Deutſchen Gelehrten durch eine ſehr ſchätzbare Zugabe, beſtehend in zwei Abſchnitten aus einer Buddhiſtiſchen Sutra (Text und Ueberſetzung), welche die Stelle einer Tibetiſchen Chreſtomathie vertreten können. Ungern vermiſſen wir aber die Alphabete der minder gewöhnlichen Tibetiſchen Schriftarten, die Cſoma Köröſi auf lithographirten Tafeln ſeiner Grammatik beigefügt hat.

Tibet hat ſeine Religion (die Buddhiſtiſche), ſeine Kultur und den größten Theil ſeiner faſt unermeßlichen Literatur aus Indien empfangen, d. h. die meiſten in Tibetiſcher Sprache vorhandenen Werke ſind Ueberſetzungen oder Nachbildungen verloren gegangener Indiſcher Originale Buddhiſtiſch-religiöſen Inhalts und füllen demnach in der alten Sanskrit-Literatur, namentlich, ſofern ſie von den Anhängern des Buddhismus gepflegt wurde, eine bedeutende Lücke aus. Doch fehlt es auch nicht an ſehr umfaſſenden, der Geſchichte, Geographie und den Natur-Produkten des zum Theil noch ſehr unbekannten Tibet gewidmeten Werken, deren ſelbſtſtändige Abfaſſung ſchon durch ihr Material verbürgt wird, die aber leider bis jetzt unberührt geblieben ſind. In ihren Ueberſetzungen haben die Tibeter, wie ſehr auch der Genius ihrer Landesſprache dem Genius des Sanskrit widerſtrebte, Bewundernswürdiges geleiſtet: der kühne geiſtige Aufſchwung und das tiefe Seelenleben Indiens ſchimmern uns aus der fremden Hülle, die ihnen auf Tibet's eiſigen Hochebenen umgethan worden, ſo treu und wahr entgegen, daß wir den Untergang der Originale kaum zu beklagen brauchen.

Die Tibetiſche Sprache bietet dem Forſcher viele intereſſante Eigenthümlichkeiten. Die ſcharfe Abgränzung ihrer Wurzellaute, welche im Allgemeinen mit einer dem Chineſiſchen analogen Starrheit auseinandergehalten werden, bringt ſie dem ſogenannten einſilbigen Sprachengebiet ſehr nahe, während der regelmäßige Gebrauch vieler die grammatiſchen Kategorieen andeutender Partikeln, deren ſelbſtſtändige Bedeutung verloren gegangen, und einzelne Beiſpiele wahrer Lautverſchmelzung ihr auf der anderen Seite einen der Tatariſchen Sprachenklaſſe analogen Typus geben. Auch ihre Schrift, eine bloße Modification des Indiſchen Dewanagari, haben die Tibeter aus Indien empfangen; vergleichen wir aber das heutige *geſprochene* Tibetiſche mit dem *geſchriebenen*, ſo erſcheint uns erſteres wie ein artiger Schmetterling, der einer unförmlichen Puppe entkrochen iſt. Sehr viele Tibetiſche Wurzelwörter ſind mit ſchwer verträglichen Konſonanten-Häufungen belaſtet, die in der lebenden Sprache durch Eliſion und Metamorphoſe beinahe ſpurlos verſchwinden, z. B. bsgrag, *bekannt machen* (ſprich dag); brngan, *belohnen* (ſprich ngan); bsngags, *preiſen* (ſprich ngag), u. ſ. w. Dieſe ungemeine Abſchleifung und Ausglättung hat nun freilich in Verbindung mit einem zu einſeitigen Lautwechſel *) die nachtheilige Folge gehabt, daß Wörter von der verſchiedenſten Bedeutung nur noch in der Schrift ſich unterſcheiden. Dennoch ſcheint dieſer Umſtand dem gegenſeitigen Verſtehen nicht ſehr hinderlich, obſchon die Tibeter keine den Sprachen China's und Hinter-Indiens analoge Accente beſitzen.

Die Rangordnung der Wörter im Tibetiſchen iſt beinahe das gerade Widerſpiel der unſrigen, findet aber in den Sprachen Hoch-Aſiens manchen Berührungspunkt. Als Beiſpiel diene folgende Stelle aus einer Buddhiſtiſchen Sutra, die Herr Schmidt im ſyntaktiſchen Theile (S. 200) beibringt. In der erſten Zeile geben wir den Text nach der Schrift, in der zweiten nach der Ausſprache, und in der dritten die wörtliche Ueberſetzung:

Ssangss-rgjass Od-ssrung-gi ts'he, dge-sslong tschig gang-sag-
Ssang-dschai Od-rung-gi ts'he, ge-long tschig gang-sag-
Verklärteſter Odrung des Zeit, Gelong ein, Laienbruder

gi lass bjass-pa-lass, 'brui khal tschig bkal-te,
gi lai dschai-pa-lai, dui khal tschig kal-te,
des Geſchäft thun während, Getraides Laſt eine aufgeladen,

ssong-ssong-ba-lass, lam-du tschhar-pass non-te,
ssong-ssong-ba-lai, lam-du tschhar-pai non-te,
gehen gehen während, Weg auf Regen von überfallen,

bross-pai gnass med-pass, 'bru dang ssnod-du
doi-pai nai med-pai, du dang nod-du
Entlaufen des Ort nicht weil, Getraide auch Gefäß dem

btschass-pa thamss-tschad gscher-bar gjur-te.
tschai-pa tham-tschad scher-war dschur-te.
zugleich Alles zuſammen Durchnäſſung in überging.

Das heißt: „Zur Zeit des Buddha Odrung (Kaſſapa) hatte ein Gelong (Prieſter), welcher die inneren (ökonomiſchen) Geſchäfte (der Geiſtlichkeit) beſorgte, eine Laſt Getraide aufgeladen und ſich auf den Weg gemacht. Unterweges wurde er vom Regen überfallen, und da kein Ort vorhanden war, wohin er flüchten konnte, ſo wurde Alles, das Getraide ſammt dem Behälter deſſelben, durchnäßt."

Die Tibetiſchen Typen der Schmidtſchen Grammatik ſind ſo ſchön, deutlich und elegant, als man ſie nur wünſchen kann. Ueberhaupt verdient die ganze äußere Ausſtattung des Werkes großes Lob. W. S.

M a n n i g f a l t i g e s.

— *Handſchriften berühmter Männer.* Gewöhnlich nimmt man an, daß geniale Leute eine ſchlechte, unleſerliche Hand ſchreiben. Dem iſt jedoch nicht ſo, wie wir z. B. ſchon aus einer ſehr intereſſanten Autographen-Sammlung, die hier in Berlin durch den Steindruck veröffentlicht worden, entnehmen können. Shakeſpeare, Napoleon, Lord Byron hatten es freilich in der Kalligraphie nicht ſehr weit gebracht; Schiller dagegen und Goethe ſchrieben nicht bloß für die Geiſter, ſondern auch für die Augen ganz ausgezeichnet. In einem neueren Journal leſen wir: „Canning's Handſchrift hat ein keuſches und klaſſiſches Ausſehen; Brougham ſchreibt eine eilfertige Hand, aber mit einer trefflichen Feder, getränkt von Dinte; Sir Robert Peel's Schrift hat einen etwas ſteifen Charakter, aber zugleich Feſtigkeit und Eleganz; Waſhington ſchrieb eine ſchöne, gleichartige, männliche und entſchiedene Hand, bei der jeder Buchſtabe lesbar und deutlich war; in Jefferſon's Schrift war ſeine Kühnheit und Männlichkeit ausgedrückt; Waſhington Irving ſchreibt wie ein Advokat, d. h. als ob er die Abſicht hätte, daß Niemand das Geſchriebene ſoll leſen können, außer ihm ſelbſt; Crabbe dagegen ſchrieb fein und zierlich; Jeremy Bentham's Hand hatte das Anſehen, als ob er ſich eines Stocks ſtatt der Feder bedient hätte, und Sir Harcourt Lee's Manuſkripte ſehen ſo aus, als ob eine Spinne mit ihren Beinen in Dinte getaucht und dann über das Papier gejagt worden wäre."

---

*) Grammatik der Tibetiſchen Sprache, herausgegeben von der Kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften. St. Petersburg. 1839.

*) So verwandeln ſich dgra, bgra, sla und bsla gleichmäßig in da — khra, rkja und pja in tscha, u. ſ. w. Daneben giebt es noch urſprüngliche Wurzeln, wie da und tscha.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 36. Berlin, Montag den 25. März 1839.

Polen.

Kojata.

Eine Slawiſche Volksſage.

Es lebte einſt ein König, Namens Kojata, dem der Bart bis an das Knie reichte. Er beherrſchte ein großes herrliches Reich, ſeine Reſidenz glänzte von Gold und prächtigen Paläſten, und doch fühlte er ſich nicht glücklich, weil Gott ihm ſeinen liebſten Wunſch unerhört gelaſſen und bisher keine Nachkommenſchaft geſchenkt hatte.

Einſt faßte Kojata den Entſchluß, das weite ihm unterthänige Land zu durchreiſen und ſelbſt nachzuſehen, ob überall ſein Wille erfüllt würde. Er riß ſich mit Schmerzen von ſeiner geliebten Gemahlin los, beſuchte faſt alle Städte ſeines Reiches und verſtattete jedem der Unterthanen, ſich ihm mit ſeinen Bitten zu nahen. So ging faſt ein Jahr vorüber, bevor der König der Rückkehr gedachte.

Da trat eines Tages, als der König mit ſeinem Gefolge durch wüſte Feldmarken reiſte, eine unerträgliche Hitze ein; vom Himmel ſchien Feuer herabzuſprühen. Es war unmöglich, weiterzureiſen, und der König mußte durch ſeine Hof-Bedienten Zelte aufſchlagen laſſen, um unter dieſen die Kühle des Abends abzuwarten. Zugleich befahl er, Trinkwaſſer herbeizuſchaffen. Die Hofleute durchſtreiften die Gegend nach allen Seiten, doch nirgends war ein Tropfen Waſſers zu finden. Der König, ungeduldig und vom Durſte gepeinigt, beſtieg endlich ſelbſt ſein Pferd, um eine Quelle oder einen Bach aufzuſuchen.

Er hatte ſich auch noch gar nicht weit von den Seinigen entfernt, als er einen Brunnen gewahrte, der bis oben an mit dem reinſten, durchſichtigſten Waſſer angefüllt war. Kojata ſtieg freudig vom Pferde. Die Einladung, hier ſeinen Durſt zu ſtillen, war für ihn um ſo größer, da er oben auf dem Waſſer einen goldenen Becher ſchwimmen ſah. Er griff danach, doch, wunderbarer Weiſe, plätſchernd wie ein Fiſch duckte der Becher unter und kam darauf an einer anderen Stelle des Brunnens wieder hervor. So oft nun der König den Becher zu faſſen glaubte, entwand er ſich ſeinen Händen und erſchien dann wieder auf der Oberfläche des Brunnens.

Ei, dachte der König, wozu das Geſpaße! und legte ſich, ohne ſich lange zu beſinnen, ſo lang er war, auf die Erde, hielt den Mund über den Brunnen und trank nach Herzensluſt, nicht beachtend, daß ſein langer Bart in den Brunnen hinabhing.

Nachdem Kojata ſeinen Durſt geſtillt hat, will er aufſtehen, aber er vermag es nicht, denn es hält ihn Jemand in dem Waſſer bei dem Barte feſt. Erzürnt ruft er aus: „Wer da? Laß mich los!" Doch ſtatt der Antwort ſtiert ein gräßliches Geſicht aus dem Waſſer den König an. Zwei große grüne Augen ragen aus dem Kopfe hervor, der Mund iſt zu einem widerwärtigen Lächeln verzogen und zwei Adlerklauen ſind in des Königs Bart eingeſenkt.

„Dein Zerren und Ziehen iſt vergeblich, Herr König!" ruft das Geſpenſt; „ich laſſe Dich nicht los, bevor Du mir verſprichſt, mir das aus Deinem Hauſe zu ſchenken, wovon Du bis jetzt noch nichts weißt."

Das wird auch was Rechtes ſeyn! denkt der König, wenn ich nicht einmal davon weiß. „Gut!" ſpricht er, „das ſollſt Du haben!"

In dem Augenblicke fühlt der König ſich frei und vernimmt den Ruf: „Wehe! Wehe Dir, wenn Du wortbrüchig wirſt!" Er erhebt ſich, trocknet den Bart, beſteigt ſein Roß und eilt wieder ſeinem Gefolge zu.

In Eil reiſte er nun geraden Weges nach Hauſe. Als der Ruf in der Hauptſtadt erſchallte, daß der König ſich nahe, ging ihm das ganze Volk entgegen, jubelnd und ihm Heil und Segen wünſchend. Vor dem Palaſte ſtand die ſchöne Königin und hielt ein reizendes Knäblein in ihren Armen. Bei dieſem Anblicke erblaßte der König; er ließ das Haupt auf die Bruſt ſinken und ſprach mit dumpfer Stimme: „Alſo mein Kind war's, von dem ich noch nichts wußte." Zwei große Thränen fielen ihm in ſeinen grauen Bart hinab.

Die Königin und das ganze Volk wurden durch des Königs plötzliche Trauer nicht wenig erſchreckt, doch wagte Niemand, den König nach der Urſache derſelben zu fragen. Niemand erfuhr das Geheimniß, doch war es Allen offenbar, daß ein Wurm an des Königs Herzen nagte, denn ſeine Tage verlebte Kojata oft in trauriger Einſamkeit, und in den Nächten floh der Schlaf von ſeinem Lager.

So floſſen Monate und Jahre hin. Milan, der Königsſohn, wuchs heran, ward einer der ſchönſten und in den ritterlichen Uebungen gewandteſten Jünglinge des Hofes, und dem Könige kam mit der Zeit jenes Ereigniß am Brunnen ganz aus dem Gedächtniß. Doch es gab Jemanden, der ſich geleiſteter Verſprechen länger zu erinnern verſtand!

Es geſchah, daß Milan mit mehreren anderen Jünglingen ſich auf die Jagd begab. Indem er ein angeſchoſſenes Reh verfolgte, entfernte er ſich von ſeinen Genoſſen und ſah ſich in dem wildeſten Theile des Waldes allein. Ringsum lagen alte geborſtene Bäume, und eine tiefe Stille herrſchte durch den Wald. Plötzlich vernahm er neben ſich in dem Geſträuch ein auffallendes Geräuſch, und auf einmal trat ein wunderlicher Alter hinter dem Gebüſche hervor, der den Prinzen mit ſeinen großen grünen Augen anſtarrte.

„Sieh' da, Prinz Milan!" rief der Alte. „Beſuchſt mich doch endlich einmal? Hab' lange genug auf Dich gewartet!"

„Kennſt Du mich denn, Alter?" fragte der Prinz.

„Ha! ich wußte eher von Dir, als Dein Vater. Jetzt merk' auf das, was ich Dir ſage. Grüß' Deinen Vater, den König Kojata, von mir und erinnere ihn in meinem Namen an das Verſprechen, das er vor zwanzig Jahren Jemanden am Brunnen gegeben hat. Nun, auf baldiges Wiederſehen!"

Nach dieſen Worten verſchwand der wunderliche Alte; dem Prinzen war unheimlich zu Muthe geworden, und nur mit Mühe wand er ſich aus dem Dickicht wieder heraus. In dem Palaſte angelangt, erzählte er ſeinem Vater von der auffallenden Erſcheinung. Bleich vor Schrecken rief Kojata: „Wehe Dir, mein geliebter Sohn, binnen kurzem werden wir von einander ſcheiden müſſen!" Und nun erſt theilte er ſeiner Gemahlin und ſeinem Sohne das furchtbare Geheimniß mit, das er ſo lange auf dem Herzen getragen hatte.

„Weine nicht, geliebter Vater!" ſagte heiteren Sinnes der Sohn; „laß mir mein Roß ſatteln und mich ziehen, ich werde mir ſchon Rath zu ſchaffen wiſſen. Kehre ich jedoch in einem Jahre ſieben Wochen und ſieben Tagen nicht zurück, ſo ſiehſt Du mich niemals wieder."

Es waren bald alle Vorbereitungen zu Milan's Abreiſe getroffen. Der König gab ihm ein ſtählernes Schwert und ſeinen Segen mit, die Königin hing ihm mit Thränen in den Augen ein goldenes Kreuz um den Hals und ſegnete ihn dreimal. So machte ſich denn Prinz Milan eines Morgens auf den Weg, der Gegend zu, wo er nach des Vaters Beſchreibung den verhängnißvollen Brunnen zu ſuchen hatte.

Er reiſte drei Tage hindurch ununterbrochen fort, ohne den Brunnen anzutreffen. Endlich gelangte er am vierten Tage, als die Sonne bereits hinter die Berge hinabſank, an einen großen im Abendroth herrlich glänzenden See, der bis auf den Grund durchſichtig ſchien und deſſen ſpiegelglatte Oberfläche kein Lüftchen bewegte. Mit Verwunderung bemerkte er, als er ſich dem See genähert hatte, dreißig Hemden, weiß wie Milch, die an dem Ufer des Sees umherlagen. Zugleich zogen dreißig graue Enten, die auf dem See umherſchwammen, ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Neugierig ſtieg er vom Pferde, nahm eines der Hemden vom Boden auf und verbarg ſich in das nahe hohe Geſträuch, in Erwartung deſſen, was es mit den Hemden für eine Bewandtniß haben möchte.

Eine Weile erluſtigten ſich die Enten in ihrem Elemente: bald ſuchten ſie es einander im Schwimmen zuvorzuthun, bald tauchten ſie unter, bald wieder flogen ſie auf, ließen ſich dann wieder auf das Waſſer hinab und ſchaukelten ſich fröhlich auf den Wellen. Endlich ſchwammen neunundzwanzig von ihnen an das Land; erſtaunt ſah Prinz Milan eine jede, ſobald ſie mit den Füßen den Erdboden berührte, als eine liebreizende Jungfrau daſtehen, ſich das Hemd überwerfen und verſchwinden. Eine Ente bleibt allein an dem Rande des Sees zurück, ängſtlich ſchwimmt ſie umher und ſtößt ein klagendes Geſchrei aus, ſie reckt ihr Hälschen in die Höhe, ſie fliegt auf, läßt ſich wieder auf den See nieder und äußert ihre Beſorgniß auf ſo rührende Weiſe, daß Milan's Herz erweicht wird, er aus ſeinem Verſtecke hervortritt und das Hemd auf das Gras legt.

Digitized by Google

Im Augenblicke ſteht eine Jungfrau von ſo reizender Geſtalt vor Milan, dergleichen es heute unter der Sonne nicht mehr giebt. Erröthend reicht ſie dem Prinzen ihre Hand und ſpricht: „Dank Dir, Prinz Milan, Du wirſt es nicht bereuen, mir mein Hemd zurückgegeben zu haben. Ich bin Welena, die jüngſte Tochter des Zauberers Czernuch, und habe noch neunundzwanzig Schweſtern. Unſer Vater herrſcht in dem unterirdiſchen Reiche über tauſend prachtvolle Paläſte. Seit langer Zeit erwartet er Dich und iſt gar böſe, daß Du ſo lange nicht erſcheinſt. Ich werde Dich zu ihm führen. Doch wird er Dir nichts Uebles anthun, wenn Du meinen Rath befolgſt. Sobald Du nämlich meinem Vater unter die Augen trittſt, wirf Dich auf die Kniee und rutſche alſo an ihn heran. Er wird anfangs mit den Zähnen knirſchen und mit den Füßen auf den Boden ſtampfen, doch achte nicht darauf, Dein wunderliches Beginnen, das ich unter Euch Menſchen geſehen habe, wird ihn beſänftigen. — Nun faſſe Muth!“

Bei dieſen Worten ſtieß Welena mit dem Fuße auf den Erdboden, und Milan fühlte, wie er mitten in den Erdboden hineingeriſſen wurde.

Im unterirdiſchen Reiche ſtand ein aus glühenden Kohlen erbauter Palaſt, der nach allen Seiten hin das Dunkel eben ſo erhellte, wie unſere Erde von der Sonne erleuchtet wird. Milan trat muthigen Sinnes in den Palaſt und erblickte alsbald den Zauberer, der mit einer glänzenden Krone geſchmückt auf einem feurigen Throne ſaß. Er erkannte an den ſmaragdgrünen Augen ſogleich jenen Alten wieder, der ihm einſt in unheimlicher Gegend des Waldes begegnet war. Sofort warf ſich Milan, der Weiſung ſeiner Beſchützerin Welena gedenkend, auf die Kniee und ſchleppte ſich zum Könige hin.

Czernuch begann, ſobald er des Prinzen anſichtig wurde, wuthentbrannt mit den Füßen zu ſtampfen, daß der Palaſt erdröhnte. Als Milan jedoch immer näher an ihn heran rückte, wich plötzlich der Zorn des Zauberers, und er brach in ein ſchallendes Gelächter aus.

„Haſt gewonnen, wunderlicher Kauz!“ rief er; „haſt mich zum Lachen gebracht, denn ich hab' noch Niemanden alſo gehen geſehen. Gut, ich will Dich für Dein langes Ausbleiben nicht gleich beſtrafen; drei Arbeiten nur ſollen Deine Strafe ſeyn. Zum Erſten ſollſt Du mir in der heutigen Nacht einen Palaſt von Marmor erbauen, ganz nach dem Muſter des meinigen. Steht der Palaſt morgen früh nicht fertig da, ſo nimm Deinen Kopf in Acht.“

Czernuch winkte, zwei Diener eilten herbei und führten Milan in ein prachtvolles Gemach, in dem ein Bett in Bereitſchaft ſtand. Doch ſpürte Milan kein Verlangen nach Ruhe; traurig und ſeiner fernen Aeltern gedenkend, die er nun nicht wiederzuſehen hoffen durfte, ſtand er, an das Fenſter gelehnt, da und ſchaute hinaus nach dem wunderbar erleuchteten Lande.

Da flog ein Bienchen ſummend heran, und deutlich vernahm Milan die Worte: „Laß mich hinein! Laß mich hinein!“ Er öffnete, und im Augenblicke ſtand die ſchöne Welena vor ihm mit freundlichem Gruße.

„Sey gutes Muthes“, ſprach ſie; „ich kenne meines Vaters Verlangen, morgen früh ſoll der Palaſt an der bezeichneten Stelle ſtehen. Verlaß Dich auf mich, doch ſey hübſch zeitig munter, nimm eine Axt zur Hand und gehe um den neuen Palaſt umher, als wenn Du hier und da noch etwas auszubeſſern fändeſt.“

Und ſo geſchah's. Czernuch ſelbſt war über die Schönheit des nächtlichen Werkes erſtaunt. „Biſt ein tüchtiger Baumeiſter“, rief er; „hätt's nicht gedacht, daß Ihr da oben dergleichen verſtändet. Ich bin zufrieden. Aber ſo leichten Kaufs kommſt Du mir nicht davon. Sollſt mir erſt noch ein paar Nüſſe knacken. Merk' auf! Ich habe dreißig Töchter; morgen früh werde ich ſie Dir vorſtellen, und dann ſollſt Du mir ſagen, welche meine jüngſte, Welena, iſt. Dreimal darfſt Du ſie Dir anſehen. Errathe es ja, Du kennſt Deine Strafe!“

Milan lachte in ſeinem Herzen und kehrte freudig in ſein Zimmer zurück. „Diesmal haſt Du Dich in Deinen eigenen Netzen gefangen, Herr Hexenmeiſter“, ſagte er; „ich ſollte meine Welena nicht kennen?“

„Wer weiß, ob Du ſie ohne meine Hülfe herausfinden wirſt“, rief das Bienchen, das unvermerkt wieder hereingeflogen war. „Wir Schweſtern gleichen einander, wie ein Tropfen Waſſer dem anderen. Darum höre! Auf meine Stirn wird ſich eine kleine Fliege ſetzen, daran wirſt Du mich erkennen. Merk' daher wohl auf, und bis dahin lebe wohl!“

Am anderen Tage mußte Milan wieder vor dem Könige erſcheinen. Dreißig Mädchen in weißen Gewändern ſtanden mit geſenkten Augen vor dem ſtaunenden Königsſohne. Czernuch ſelbſt ſaß hohnlächelnd da. Milan ging einmal die Reihe hinunter, er erblaßte, denn auf keiner Stirn war eine Fliege zu ſchauen. Er ging wieder zurück, das verheißene Abzeichen fehlte, und ſchon entſtand ein dumpfes Gemurmel unter dem Hofgeſinde des unterirdiſchen Königs. Da trat Milan ſeine Wanderung zum dritten Male an, und nun erſah er plötzlich eine Fliege, klein wie ein Mohnkörnchen, auf Welena's Stirn. Er ergriff die Erröthende bei der Hand und ſagte: „Dieſe iſt Welena, Deine jüngſte Tochter!“

Hm! dachte Czernuch, der hat's Rathen gelernt. Werd' Dich aber doch noch fangen, Patron. — „Gut“, ſagte er laut. „In drei Stunden ſollſt Du die letzte Probe beſtehen. Haſt da ſo eigene Dinger an den Füßen, möcht' wohl ein Paar dergleichen machen ſehen. Alſo friſch daran, ich werde Dir mit einem Strohhalme leuchten, und ehe er herabgebrannt iſt, müſſen die Dinger fertig ſeyn!“

Als Milan wieder auf ſein Zimmer gebracht worden war, ging er mit großen Schritten auf und ab und rief ein Mal um das andere: „Wie? Ich, ein Königſohn, ſoll wie ein Schuſter Stiefeln zuſammenkleben? Nimmermehr! Niemals werde ich meine Abkunft alſo beſchmutzen; lieber den Tod, als die Schande!“

Indem flog das Bienchen wieder herzu. „Nun, Milan!“ ſagte die vor dem Prinzen ſtehende Welena, „ich komme, um Dir bei Deinem neuen Kunſtſtücke zu helfen.“ — „Diesmal bedarf ich Deiner Hülfe nicht“, erwiederte Milan, „denn ich will lieber ſterben, als mich vor den Augen der Welt zum Schuſter erniedrigen. Nie, nie erfülle ich Deines Vaters wunderliches Gelüſt, und ſollte es mir auch das Leben koſten!“

„O, mein Geliebter!“ ſeufzte Welena erſchreckt, „da müßte ja Deine Welena mit Dir ſterben. Willſt Du aber Deinen Widerwillen nicht aufgeben, ſo kann Dich nichts retten, als die Flucht, und ich fliehe mit Dir aus meines Vaters Reiche.“

Bei dieſen Worten hauchte Welena ein klein wenig Speichel an das wiederverſchloſſene Fenſter, führte den Prinzen aus dem Zimmer, ſchob die Riegel der Thür vor und gelangte an den Ort, an welchen ſie mit Milan von der Erde herabgeſunken war. Sie ſchlug mit dem Fuße an den Erdboden an, und wieder ging's gerades Weges nach oben, an die Ufer des Sees, wo Milan's Roß noch wohlgemuth weidete. Milan hob ſeine Geliebte raſch auf den getreuen Rappen, ſetzte ſich ſelbſt auf, und das Roß eilte, als wenn es ſelbſt die Gefahr ahnte, angeſtrengteſten Laufes davon.

Indeſſen wartet Czernuch auf den Königsſohn; der kommt und kommt nicht. Er ſendet ſeine Hofleute nach ihm aus. Sie pochen an die verſchloſſene Thür. „Ich komme gleich!“ ruft ihnen das am Fenſter befindliche Tröpflein Speichel entgegen. Sie bringen dieſe Antwort dem Könige, der zum Warten ſich bequemt. Doch bald ſendet er zum zweiten Male hin; und abermals vertröſtet der Speichel die Hofleute mit den Worten: „Ich komme ſogleich!“ Nun aber iſt Czernuch's Geduld zu Ende. „Denkt er, mich zum Narren zu machen? Brechet die Thür auf und ſchleppt ihn her zu mir!“ ruft er entrüſtet aus. — Das Hofgeſinde eilt fort, die Riegel fliegen auf, doch das Zimmer iſt leer und nirgends eine Spur des Prinzen zu finden. Zugleich kommt Kunde von der Flucht der Prinzeſſin Welena.

„Ha!“ rief Czernuch voll Ingrimm ſeinem Hofgeſinde zu, „fort! ihnen nach! bringt ſie zurück, reichen Lohn verſpreche ich Euch!“

Czernuch's Diener eilten in Haſt von dannen und fanden die Spur der Entflohenen.

„Wir werden verfolgt“, begann auf einmal Welena; „ich höre deutlich unſere Verfolger. Steig' ab, mein Geliebter, hier gilt ſchnelles Beſinnen.“ — Sie murmelte einige Worte, und im Nu war ſie ſelbſt in einen Bach, ihr Geliebter in eine Brücke, die darüber führte, und das Pferd in einen Raben verwandelt.

Die Verfolger waren der Spur der Flüchtlinge bis an die Brücke gefolgt, nun aber ſuchten ſie vergeblich nach weiteren Zeichen; verwirrt und unſchlüſſig ritten ſie eine Weile umher, dann aber wandten ſie ihre Roſſe und eilten zu ihrem König zurück, um neue Befehle einzuholen. — Sogleich löſte Welena die Wandlung, und in höchſter Eil ward die Flucht fortgeſetzt.

Czernuch brach über den Bericht in die höchſte Entrüſtung aus. „Hat die Dirne Euch durch ihre Künſte bethört! Der Bach war ſie ja ſelbſt. Fort! Ihnen nochmals nach, und wehe Euch, laßt Ihr Euch wieder berücken und bringt Ihr ſie diesmal nicht wieder.“

Wieder vernahm Welena ihres Vaters Knechte, als dieſe noch eine weite Strecke entfernt waren. Im Augenblick ſtand auf ihr Geheiß eine dichte Haide mit vielen gewundenen Wegen da, und zugleich hatte ſie ſich ſelbſt, den Prinzen und das Pferd in drei Bäume verwandelt, die an der dichteſten Stelle ſich befanden. — Als die Verfolger an die Haide gelangten, da ſchien es ihnen, als wenn ſie auf mehreren Wegen zwei Reiter in der Ferne erblickten. Sie jagten hinter ihnen her, verirrten ſich aber in den engen Windungen und kamen zuletzt an den Ort zurück, von dem aus ſie die Haide betreten hatten. Sie mußten mißmuthig den Rückweg antreten.

Gränzenlos war Czernuch's Wuth über das abermalige Fehlſchlagen der Verfolgung. Er ließ ſich ſein eigenes Roß vorführen, um den Entflohenen ſelbſt nachzuſetzen.

Welena erbleichte, als ſie diesmal die Verfolgenden vernahm. „Weh!“ rief ſie, „es iſt mein Vater, der uns verfolgt. Gegen den vermag ich nichts.“ Da erblickte ſie an dem Halſe Milan's das Kreuz, das dieſer von ſeiner Mutter erhalten hatte. „Das Kreuz kann uns retten“, rief ſie, „das wird meines Vaters Sinne verwirren!“ Welena erfaßte das Kreuz, ſofort ſtand ein Kloſter da, ſie ſelbſt war in eine Statue, das Pferd in einen Glockenthurm und Milan in einen Mönch verwandelt.

Als Czernuch die Spur bei dem Kloſter verſchwunden ſah, fragte er den Mönch, der in der Thür ſtand, ob nicht ein Ritter und ein Mädchen auf einem Pferde hier vorübergekommen wären. „O ja“, antwortete der vermeintliche Mönch, „die ſind aber ſchon weit voraus.“

„So mag ſie mit dem Landſtreicher ziehen, wohin ſie will!“ rief Czernuch, wandte ſein Pferd und kehrte in ſein unterirdiſches Reich zurück.

Milan und Welena gelangten glücklich in die Reſidenz des

Digitized by Google

Königs Kojata, und dieſer vergaß beim frohen Hochzeitsmahle des alten Czernuch und ſeiner Tücke. (Prz. lud.)

Frankreich.

Nantes während der Schreckenszeit.

(Fortſetzung.)

Unterdeß waren auch die anderen Bauern näher getreten. „Und wenn willſt Du nichts?“ ſagte Salaün, der ſeine Beſtürzung kaum noch verbergen konnte. — „Nichts, als ein Gebet, meine Jugendfreunde.“ — Er kniete nieder, faltete die Hände mit frommer Ergebung und ſagte mit erhobener Stimme: „Geſegnet ſey jetzt die Dreieinigkeit. Jetzt bin ich rein, ich hoffe es zum wenigſten; mein Muth iſt befeſtigt. Möge der Sohn Gottes mich ſchützen! Ich werde mein Gebet mit aufrichtigem und liebendem Herzen verrichten.“ —

Die Wirkung dieſer Verſe war zauberähnlich; alle Bretagner waren bis ins Innerſte erſchüttert, ihre Blicke trafen funkelnd auf einander, und ſie riefen aus: „Das iſt das Gebet aus der Tragödie.“ — „Woher kennt er es?“ fragte Guïader. — „Er ſpielte die heilige Nona“, erwiederte Salaün. — „Und ich Gott den Vater“, ſagte Menèz. — „Ich den Prieſter“, ſagte Ledu. — „Ich den Tod“, ſagte Leguern. — Bei Allen flammte die Erinnerung wieder lebendig auf. — „Wir ſpielten das Stück zuerſt in der Tenne Olièr Moreau's.“ — „Hinter dem Theater war eine Fliederhecke.“ — „Erinnerſt Du Dich noch, welchen Beifall man uns ſchenkte?“ — „Und was für ſchöne Mädchen uns zuſchauten?“ — Alle Jugenderinnerungen tauchten wieder in ihnen auf, und Jeder fing an, ſeine Rolle herzuſagen. Da fiel Yvon wieder ein, und ſeine Stimme übertönte die der Anderen: „Herr Gott, der Du die Sterne geſchaffen haſt, meine Stunde iſt gekommen. Heilige Jungfrau, zu Dir flehe ich, befreie mich von Schmerz und Qual!“ — Menèz fuhr fort: „Ich, Gott der Vater, befehle Dir, kalter Tod, unverzüglich zur Erde niederzuſteigen; führe mir Nona zu, die mein Geſetz geachtet hat, damit ich ſie von allem Schmerz befreie, wie ſie es verdient.“ — Yvon fuhr fort: „O, mein Gott! Ich muß dulden und ſterben. Es iſt die Zeit, daß ich die Erde, ihren Schmerz und ihre Täuſchungen verlaſſe. Meine Stunde iſt gekommen, und ich muß an die Zukunft denken. Ihr weißen Prieſter, gebt mir die letzte Oelung, denn ich muß von hinnen ſcheiden. Dir Gott, Du wahrer König der Welt, befehle ich meine Seele; möge mein Körper einen Platz in geweihter Erde finden. Helfet den Armen, und der Friede ſey mit Euch. Kein Krieg mehr! Das bitte ich von einem Jeden.“ — Leguern fuhr fort: „Ich bin's, der Tod; in dieſem Thale tödte ich alles Geborne ohne Erbarmen. Junge Nonne, Deine Zeit iſt abgelaufen. Ich berühre zuerſt Deine Stirn, und dann treffe ich ſicher in's Herz.“ — Alle, außer Yvon, fielen im Chor ein: „Zwiſchen dieſen beiden großen Steinen wollen wir einen angenehmen und ſchönen Platz ſuchen. Er iſt im Lande Rivelon gelegen, ſo ſagten die Alten. Dort wollen wir den reinen Körper der Nonne begraben, am Meere von Armorika, wo er Allen ſichtbar ſeyn wird. An dieſem einſamen Orte hat ſie die Trennung vom Körper vollbracht. Ihre keuſche Seele iſt zu Gott heimgegangen, und ihr Körper ruht unter dem Graſe zwiſchen der Stätte Erne und der Stätte der beiden Morde.“

Dieſe Verſe ſchienen wie eine Zauberformel auf die Bretagner zu wirken. Ihre Bewegungen waren immer lebendiger geworden, und ein poetiſcher Enthuſiasmus hatte ſich Aller bemächtigt. Das Opfer und die Henker hatten die Verſchiedenheit ihrer Meinungen und Stellungen vergeſſen, um in Eine Empfindung zuſammenzufließen. Meine Gefühle bei dieſem wunderbaren Schauſpiele laſſen ſich nicht beſchreiben. Ich war aufgeſtanden und horchte mit einer Art von Entzücken, als der Schrei ertönte, welcher den Schluß der Tragödie bezeichnet. Ich glaubte draußen Schritte zu vernehmen und ſtürzte mich auf Yvon, der noch kniete. „Da iſt der Vendeer!“ rief ich. — Die Bauern ſchwiegen und lauſchten. Ich ergriff die Hand des jungen Bauern. „Wenn Ihr Chriſten ſeyd“, ſagte ich, „ſo zeigt es; wollt Ihr unter Euren Augen ein Kind Eurer Gemeinde, welches mit Euch aufgewachſen und nie etwas Böſes gethan hat, tödten laſſen?“ — Sie ſahen ſich an. „Er iſt ein Blauer“, ſagte Celaiin mit ſchwankender Stimme. — „Er iſt ein Bretagner“, erwiederte ich, „der Mehrere der Eurigen gerettet hat. Ohne ihn wäre Fräulein von la Hunoterie nie aus Rennes entkommen. Thut ihm, was er Anderen gethan.“ — „Der Herr Chevalier gebietet hier, und wir können keinen Gefangenen ohne ſeinen Befehl frei laſſen.“ — „Warum ſoll denn der Vendeer den Befehl zum Morde geben?“ ſagte Yvon. — „Wenn alſo Herr von la Hunoterie“, fuhr ich fort, „allein das Recht, zu befreien, hat, ſo hat er auch allein das Recht, zu ſtrafen. Seine Nichte hat Euch anempfohlen, uns nichts Böſes zu thun; wenn Ihr uns morden laſſet, habet Ihr ihren Zorn zu fürchten. Ihr müßt wenigſtens auf Befehle warten.“ — Die Bretagner ſchienen zu ſchwanken. „Ich könnte nachſehen, ob der Herr Chevalier zurückgekommen iſt“, ſagte Fine-Oreille; „aber wenn die Anderen vor meiner Rückkunft heimkehrten, ſo wäre Alles vergeblich. Was iſt da zu thun?“ — „Nimm uns mit Dir“, ſagte Yvon. — „Das iſt wahr!“ ſchrieen die Bauern. Der Herr Chevalier mag thun, was ihm beliebt, aber ſchnell!“

Die Bauern nahmen ihre Flinten und ließen uns in der Mitte gehen. Wir verloren uns bald im Dickicht, und die Hütte entſchwand unſeren Blicken. „Jetzt ſind wir gerettet“, ſagte ich leiſe zu Yvon. — „Noch nicht“, erwiederte dieſer. — Er war ſtehen geblieben und horchte. — „Vorwärts!“ ſagte Menèz. — „Still!“ flüſterte der junge Bauer. — Wir lauſchten ebenfalls und hörten deutlich das Geräuſch von Schritten. „Das ſind die Anderen, die von dem Pachthofe zurückkommen“, bemerkte Salaün, „ſie haben den Fußpfad eingeſchlagen; wir ſind verloren!“ — „Sie gehen alſo bei uns vorüber?“ — „Auf der anderen Seite des Gebüſches.“ — In der That konnten wir ihre Worte vernehmen. Unſere Führer ſtanden ſtill, aber das kleinſte Geräuſch konnte uns verrathen. Mein Herz ſchlug laut. Immer näher kamen die Schritte und die Stimmen, und wir ſahen Siorel und ſeine Gefährten deutlich durch das kahle Gebüſch ... Sie gingen vorüber, ohne uns gewahr zu werden .... Jetzt ſchritten wir wieder raſcher zu und langten bald am Ziele an.

Herr von la Hunoterie war glücklicherweiſe angekommen. Er bemühte ſich, uns zu beruhigen. Meine Reiſegefährtin trat zugleich mit ihm ein und erzählte ihm alles Vorgefallene. Herr von la Hunoterie entſchuldigte ſich leichthin über das, was er ein Mißverſtändniß zu nennen beliebte, und dankte mir für den Dienſt, den ich ſeiner Nichte geleiſtet. Er bat mich, ſeine Gaſtfreundſchaft bis zum Morgen in Anſpruch zu nehmen. Am folgenden Tage brach ich mit Yvon nach la Roche-Sauveur auf, wo wir ungefährdet anlangten.

Aſien.

Die Siahpuſchen in Kjaferiſtan.

In Elphinſtone's Beſchreibung von Kabul und in Capitain Burnes' Reiſe nach Buchara erhalten wir einige unvollſtändige Notizen über die Siah-puſchi's oder Schwarzröcke, ein Volk von Kjaferiſtan, das wegen ſeiner Bekleidung aus ſchwarzem Ziegenfell dieſen Namen führt.*) Die Siahpuſchen, von Sultan Baber und Ebul-Faſil für Nachkommen Griechiſcher Anſiedler (in Baktrien) erklärt, bewohnen ein gebirgiges Land und ſind vielleicht als Aboriginer zu betrachten, die bei Gelegenheit einer Völkerwanderung von den Eroberern der Ebenen in ihre jetzigen Wohnſitze gedrängt wurden.

Wilſon, der berühmte Indiſche Sprach- und Alterthumsforſcher, hat in ſeinen Anmerkungen zu Kteſias ſcharfſinnig dargethan, daß die Kalyſtrioi oder Kynoskephaloi des Griechiſchen Autors und die Siah-puſchen ein und daſſelbe Volk ſind. Schon Vans-Kennedy erkannte in dem erſteren Namen ſehr glücklich die Sanskritiſchen Worte kala, ſchwarz, und wastri, Kleidung; allein erſt Herr Wilſon identifizirt die Kalyſtrioi mit den heutigen Siahpuſchen und zeigt uns, daß ſie ein Stamm desjenigen Volkes waren, welches bei den Geographen der Hindu's Dárada's oder Derd's, bei Ptolemäus Daradrai und bei Strabo Dardai heißt. Dárada kommt von der Wurzel dri, in Stücke reißen (Engliſch tear), — daher ohne Zweifel die langen Hauzähne und ſcharfen Klauen, welche der leichtgläubige Kteſias dieſem Volke beilegt.

Ein Memoire des Capitains Burnes, welches unlängſt im Druck erſchienen, giebt uns einige intereſſante, obwohl zerſtückelte Details über dieſes merkwürdige Volk, die der berühmte Reiſende auf ſeiner neueſten Wanderung in Kabul aus dem Munde mehrerer Individuen des Stammes und ſolcher Perſonen, die in Kiaferiſtan verweilt, geſammelt hat. Laſſen wir den Verfaſſer ſelbſt reden:

„Die Siahpuſchi's geben ſich ſelbſt den Namen Kjafir, womit die Muhammedaner ſie belegt haben, obſchon dieſes Wort, das bekanntlich ſo viel als Ungläubiger heißt, keine ehrenvolle Bedeutung hat. Sie beſitzen keine geſchriebene Urkunden, wie denn die Schreibekunſt ihnen überhaupt unbekannt iſt. Ihre geographiſchen Kenntniſſe erſtrecken ſich nicht über die Gränzen des Landes hinaus, das ſie ſeit undenklicher Zeit bewohnen. Dieſes Land enthält viele Hochebenen; der Winter iſt ſtreng, allein im Sommer wuchert die Rebe üppig.“

„Ein junger Kjafir von ungefähr 18 Jahren, deſſen Bekanntſchaft ich kürzlich in Kabul machte, hat mir über die Sitten ſeiner Nation viele Aufſchlüſſe gegeben. Dieſer Jüngling verirrte ſich vor anderthalb Jahren auf einer kleinen Fußreiſe und fiel bei dieſer Gelegenheit den Muhammedanern in die Hände. Nach ſeinem gewaltſamen Uebertritt zum Islam vertauſchte er ſeinen früheren Namen Dihnber mit Feriduhn. Er iſt von ausgezeichnet ſchöner Geſtalt, hat regelmäßige Geſichtszüge und ein lebhaftes blaues Auge. Zwei andere Kjafir-Knaben, erſt acht bis neun Jahre alt, die mit Feriduhn gefangen wurden, haben rehfarbene Augen und nußbraunes Haar. Schon dem oberflächlichen Beobachter künden ſich dieſe Kjafir's als ein beſonderes Volk an, das weder den Afghanen, noch den Kaſchmiren gleicht.“

„Die Kjafir's haben, wie Feriduhn mir verſicherte, kein gemeinſchaftliches Oberhaupt; aber große Männer heißen bei ihnen Salmunaſch. Sie unternehmen keine förmliche Kriegszüge gegen ihre Nachbarn, ſondern begnügen ſich mit Wiedervergeltung, wenn die Muhammedaner ihre Gränzen feindlich überſchreiten. Sie ſind ein ſehr gewandtes, rühriges und verſtändiges Volk, aber grauſam gegen Feinde, denen ſie niemals Pardon geben. Das höchſte Weſen heißt bei ihnen Doghan; ſie opfern ihm Kühe und Ziegen, beſonders an einem großen, ſchnäigigen

*) Das Wort iſt Perſiſch, von ſiâh, ſchwarz, und püſchiden, einhüllen, bekleiden.

Digitized by Google

Feſte, das in den Anfang des April fällt. Ihre Todten werden weder verbrannt, noch begraben; man hüllt den Leichnam in ein ſchönes Gewand aus Ziegenfellen oder Wollenzeug von Kaſchgar und trägt ihn dann auf einen benachbarten Hügel, wo er unter freiem Himmel vermodert. Bei der Mahlzeit ſitzen die Männer von den Frauen getrennt. Tiſche giebt es nicht; man ſetzt die Schüſſel mit der Speiſe auf einen eiſernen Dreifuß. Die Kjafir's lieben beſonders den Honig, den Wein und den Eſſig; Waizen und Gerſte ſind ihre Getraide-Arten. Sie haben kein Haus-Geflügel, und im ganzen Lande giebt es keine Pferde. An Muſik und Tanz finden ſie großen Geſchmack; wie aber bei der Mahlzeit beide Geſchlechter ſich abſondern, ſo iſt auch der Tanz der Männer von dem der Frauen verſchieden; die Männer hopſen drei Mal auf Einem Fuße und ſtampfen dann mit dem anderen Fuße auf die Erde, wogegen die Frauen, mit beiden Füßen hüpfend und die Hände auf die Schultern legend, einen Kreis beſchreiben. Ihre muſikaliſchen Inſtrumente ſind eine zweiſaitige Zither oder Geige und eine Art von Trommel."

„Die Kjafir's leben geſellig und lieben fröhliche Gelage. Im Winter verſammeln ſie ſich um das Feuer und plaudern von ihren Waffenthaten. Sie trinken aus ſilbernen Bechern, die größtentheils von Feinden erbeutet ſind. Der Wein, von dem es eine weiße und eine rothe Sorte giebt, hält ſich Jahre lang. Man keltert die Trauben mit den Füßen in einem großen irdenen Gefäße, das gar zierlich gearbeitet ſeyn ſoll. Leute von jedem Alter trinken Wein, und dem Kinde an der Mutterbruſt reicht man ſchon Traubenſaft. Eine Sklavin von dieſer Nation, die bald nach ihrer Ankunft in Kabul entbunden wurde, verlangte kurz nach der Entbindung Wein oder Eſſig als Erquickung. Man reichte ihr ein kleines Gefäß voll Eſſig; ſie warf ein halbes Dutzend geröſteter Nüſſe hinein und trank den ganzen Inhalt mit großem Appetit."

„Die Töchter ausgezeichneter Kriegsmänner haben das Privilegium, gewiſſe Ornamente aus Muſcheln in ihrem Haar zu tragen, und die Krieger ſelbſt winden ſich ſo viele dünne Gürtel um die Hüften, als die Zahl der von ihnen erſchlagenen Muhammedaner ausmacht. Unter ſich ſelbſt liegen ſie oft in Fehde; aber die tödtlichſte Zwietracht kann verſöhnt werden, wenn man die linke Bruſtwarze ſeines Gegners küßt, oder, wie die Siahpuſchen ſich ausdrücken, „die Milch ſeiner Freundſchaft trinkt."

„Ich fragte den älteſten Kjafir, ob er ſich nach ſeiner Heimat zurückſehnte; und er antwortete ganz unbefangen: „Unſere Gebräuche ſind zwar ſehr gut, allein hier in Kabul gefallen mir die Muhammedaniſchen Sitten beſſer." Der Islam ſchien ihm ſehr gut zu behagen, denn er ſagte öfter: „Hier zu Lande giebt es doch wenigſtens eine Religion; bei uns aber ſo gut als gar keine."

„Die Sprache der Siahpuſchi's wird von keinem Nachbar-Volke verſtanden. Einige gelinde Lippenbuchſtaben, die ihr eigenthümlich ſind, vermag wohl kein Europäer nachzubilden."

„Andere Notizen über die Siahpuſchi's verdanke ich einem Muhammedaner, der kürzere Zeit unter ihnen geweſen. Dieſer nennt ſie ein ſehr fröhliches, wohlgemuthes Volk, deſſen Gewohnheiten und äußere Erſcheinung gar ſehr an die Europäer erinnern. Sie tragen Alle knapp anliegende Kleider, ſitzen auf Stühlen mit ledernen Ueberzügen und ſind außerordentlich gaſtfrei. Dem Fremden wird immer Wein gereicht; und oft ſteht ein Vorrath dieſes Getränkes in Krügen auf öffentlichen Plätzen, wo dann jeder Vorübergehende nach Gefallen und ohne Zahlung ſich gütlich thun kann. Dem allzufrühen Abſchneiden der Weintrauben iſt hier, wie in Europäiſchen Ländern, durch ſtrenge Geſetze vorgebeugt. Mein Berichterſtatter behauptet, jeder Reiſende könne in Kjaferiſtan unbeſorgt herumwandern, ſobald er ſich des Schutzes und der Bürgſchaft eines Siahpuſchen verſichert habe. Die Nation iſt nicht grauſam, wie barbariſch auch einige ihrer Gebräuche erſcheinen mögen; und hat ein Kjafir zehn Individuen eines Stammes getödtet, ſo darf er doch auf Gnade rechnen, wenn er ſein Meſſer im Angeſicht des Feindes zu Boden wirft, daſſelbe mit Füßen tritt und dann niederkniet."

„Außer dem erwähnten Muhammedaner traf ich in Peſchawer einen Hindu, der im Hochlande von Kjaferiſtan eilf Tage verweilt hatte. Er ſtand unter dem Schutze eines vielvermögenden Kjafir's und erduldete keine Art von Bedrückung; doch würde ihm eine Exkurſion zu den entfernteren Stämmen nicht erlaubt geweſen ſeyn: ein Verſuch dieſer Art hätte ihn das Leben oder die Freiheit gekoſtet. Er wurde freundlich behandelt, wo er hinkam, und durfte jedes Haus betreten. Auch dieſer Mann beſchreibt die Siahpuſchen als ein Volk von ausgezeichneter Schönheit, mit hochgewölbten Augenbrauen und regelmäßigen Geſichtszügen. Von Waffen bemerkte er bei ihnen nur Bogen und Pfeile; die Spitzen ihrer Pfeile nehmen ſich wie Lilien aus, und den Bogen ſpannten ſie mit den Füßen. Ihr Land iſt ſehr ſchattig und reich an Blumenflor. Man findet in demſelben eine Menge antiker Münzen, zum Theil mit Griechiſchen Inſchriften."

„Noch muß ich eines merkwürdigen Individuums gedenken, das ums Jahr 1829 von Kabul aus Kjaferiſtan beſuchte. Dieſer Mann kam von Kandahar; er gab ſich für einen Gebern oder Feuer-Anbeter aus, der gekommen ſey, um in dem Lande der Kjafir's Denkmäler ſeiner Vorfahren zu ſuchen. In Kabul nahm er bei den Armeniern Quartier und nannte ſich Schehrijar, welcher Name bei den heutigen Parſi's gar häufig vorkommt. Seine Wirthe boten ihre ganze Ueberredungskunſt auf, um ihn von dieſer gefährlichen Reiſe abzuhalten; er aber ließ ſich nicht bedeuten und wanderte über Dſchelalabad und Lughman, wo er ſeinen Klepper und ſeine Baarſchaft zurückließ, als ein gemeiner Bettler in das Land der Siahpuſchen, wo er mehrere Monate verweilte. Auf ſeiner Heimkehr wurde Schehrijar von den benachbarten Hajára's vom Stamme Ali-Pereſt barbariſcher Weiſe überfallen und ermordet. Das Oberhaupt des erwähnten Stammes, ein gewiſſer Melik Ußman, empörte ſich dergeſtalt über dieſes Betragen ſeiner Untergebenen, daß er eine bedeutende Geldbuße von ihnen erpreßte. Alle dieſe Thatſachen habe ich aus dem Munde der Armenier in Kabul. Ob der unglückliche Schehrijar ein Geber aus Bombay oder aus Perſien geweſen ſey, kann ich nicht ermitteln; doch iſt mir das Letztere wahrſcheinlicher, da er ein Rekem oder Dokument von dem Schach mit ſich führte. Der Tod dieſes Mannes iſt ſehr zu beklagen, da er ohne Zweifel ſchätzbare Notizen über Kjaferiſtan geſammelt hat; doch ſteht zu hoffen, daß irgend ein anderes unternehmendes Individuum dem abenteuerlichen Beiſpiel dieſes Schülers des Zoroaſter folgen werde. Ich weiß nicht, warum Einige behauptet haben, die Siahpuſchen ſeyen direkte und unvermiſchte Nachkommen der alten Perſer; denn der einzige Umſtand, daß ſie ihre Todten, wie Jene, unbegraben laſſen, kann dieſe Vermuthung nicht begründen, und Alles, was ich ſonſt von ihren religiöſen Begriffen und Ceremonien erfahren konnte, hat mit den Satzungen und dem Rituale des Zend-Aveſta nichts gemein." (A. J.)

Mannigfaltiges.

— Mäßigkeits-Geſellſchaften in Nord-Amerika. Im Jahre 1813 wurde zu Boſton die erſte Mäßigkeits-Geſellſchaft begründet, die ſich den Namen „Geſellſchaft von Maſſachuſſets" beilegte und aus Geiſtlichen, Aerzten und Advokaten beſtand. Zweck derſelben war die Unterdrückung der Unmäßigkeit unter ihren Mitbürgern, und zu dieſem Behuſe vertheilte man anfangs von Jahr zu Jahr gedruckte Abhandlungen, in welchen die übeln Folgen, die aus der Gewöhnung an geiſtige Getränke entſpringen, auseinandergeſetzt wurden. In den erſten Jahren wurden die Bemühungen dieſer Geſellſchaft vielfach verſpottet; nach und nach verbreiteten ſich jedoch ihre Anſichten und Grundſätze mehr unter dem Volke, und ſo kam es, daß im Jahre 1826 ein viel ausgedehnterer Verein unter dem Namen „Amerikaniſche Mäßigkeits-Geſellſchaft" in Boſton begründet werden konnte. Dieſer Verein hatte gleich anfangs die glücklichſten Erfolge, und der Krieg, den die zahlreichen Mitglieder deſſelben gegen alle Arten geiſtiger Getränke führten, konnte über die ausgedehnteſten Mittel verfügen. Geiſtliche und Aerzte blieben auch in dieſem Vereine die Seele des Ganzen. Von 1826 bis 1835 hatten ſich nicht weniger als 8000 Tochter-Geſellſchaften gebildet, die an 1½ Mill. Mitglieder zählten. 4000 Branntweinbrennereien waren in dieſem Zeitraume eingegangen; mehr als 1200 Schiffe waren ohne ſpirituöſe Getränke ausgerüſtet worden, und die Aſſekuranz-Prämie auf dieſe Schiffe hatte eben deshalb ſehr herabgeſetzt werden können. Ungefähr 12,000 Menſchen, die als Trunkenbolde bekannt waren, hatten dem Laſter des Trunkes ganz entſagt, und mehr als 200,000 Perſonen hatten den Gebrauch berauſchender Getränke aufgegeben. Seit dem Jahre 1835 ſind dieſe Zahlen noch bedeutend angewachſen und andere wichtige Reſultate erlangt worden. So haben in denjenigen Orten, wo die neue Sitten-Reform Wurzel faßte, die Sterblichkeits-Liſten ſich bedeutend vermindert; ferner hat, ungeachtet der Bevölkerungs-Zunahme, die Zahl der Bewohner von Armenhäuſern und Hospitälern ſehr abgenommen; Verbrechen kommen viel weniger vor, und zuweilen lieſt man in den Zeitungen, daß das Gefängniß in dieſer oder jener Grafſchaft leer ſtehe. Verſchwendungen, wie ſie ſonſt häufig bei Familienvätern vorkamen, die dem Trunke ergeben waren, ſind viel ſeltener geworden. Auch das Weintrinken in den wohlhabenderen Familien hat ſich vermindert, und ſtatt der ſtarken hitzigen Weine von Spanien und vom Kap trinkt man jetzt mehr die leichten Sorten von Frankreich und Deutſchland. Eine chroniſche Krankheit des Magens, die unter dem Namen „Dyspepſie" bekannt iſt und ſonſt in Amerika ſehr verbreitet war, iſt jetzt gänzlich verſchwunden, und auch die Gicht kommt nicht mehr ſo häufig vor. Man nimmt an, in den nördlichen Staaten habe die größere Nüchternheit die phyſiſche Kraft der Einwohner mindeſtens um den ſechsten Theil verſtärkt, ſo daß eine Bevölkerung von fünf Millionen jetzt ſo viel zu Stande bringt, als früher ſechs Millionen. So entſchieden hat ſich jetzt dort die öffentliche Meinung zu Gunſten der Mäßigkeits-Geſellſchaften erklärt, daß die Legislatur von Maſſachuſſetts im Jahre 1837 veranlaßt worden, ein Geſetz zu erlaſſen, wodurch am Sonntage der Verkauf geiſtiger Getränke gänzlich verboten wurde. Dieſes Geſetz hat ſo günſtige Reſultate geliefert, daß im Jahre 1838 eine andere Verordnung erlaſſen werden konnte, wodurch feſtgeſetzt wird, daß von ſolchen Getränken keine geringere Quantität als funfzehn Gallonen auf einmal verkauft werden darf. In Folge dieſes Geſetzes haben alle Branntweinſchänken (grog-shops) ihr Geſchäft eingeſtellt. Dies hat jedoch ſo wenig Unzufriedenheit erregt, daß ſich vielmehr der Staat Tenneſſee veranlaßt geſehen, dem Beiſpiele von Maſſachuſſetts zu folgen, das bald auch noch von anderen Staaten der Union nachgeahmt werden dürfte.

(Aus einem Schreiben des Dr. Warren, Profeſſors in Boſton.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 37. Berlin, Mittwoch den 27. März 1839.

Frankreich.

Die Kleinkinder-Bewahr-Anſtalten.

Herr von Gerando, Franzöſiſcher Pair, beſuchte auf ſeinen Reiſen durch Frankreich und durch verſchiedene andere Länder Europa's die Hoſpitäler und Barmherzigkeits-Anſtalten. Er hat intereſſante Dokumente geſammelt, die noch durch einen bedeutenden Briefwechſel vermehrt ſind, und ſo eben legt er die letzte Hand an eine Abhandlung über die öffentliche Wohlthätigkeit: dieſes Werk beſchäftigte ihn ſchon ſeit ſehr langer Zeit, er nennt es ſelbſt das Werk ſeines Lebens. Seine Gelehrſamkeit, ſeine hohe Stellung, ſeine früheren Beſchäftigungen, ſo wie der Rang, den er bei der Verwaltung des öffentlichen Armenweſens einnimmt, befähigen ihn vorzugsweiſe zur ausführlichen Behandlung eines ſo weit umfaſſenden Gegenſtandes. Wir entlehnen daher dieſem Werke folgenden intereſſanten Abſchnitt:

„Unter allen Schöpfungen, welche der Geiſt der chriſtlichen Barmherzigkeit ins Leben gerufen, giebt es gewiß keine liebevollere und erfreulichere, als jene Anſtalten, wo unter ſchützender Aufſicht eine Menge kleiner Kinder verſammelt ſind, die ſpielend mit der zarteſten Sorgfalt geleitet und, ohne daß ſie es wiſſen, auf eine ernſtere Erziehung vorbereitet werden. Dort wird das Auge nicht durch das Bild des Elends, der Leiden und der unheilbaren Uebel getrübt, welche die Wohlthätigkeit ſonſt überall antrifft, wo ſie rettend und tröſtend herbeieilt. Dort wird der Menſchenfreund nicht durch den Anblick der ſchrecklichſten Laſter beleidigt, die nur zu oft mit dem Elend Hand in Hand gehen. Hier fließen keine Thränen, hier ertönt nicht der Seufzer des Kummers, das Geſchrei der Verzweiflung. Hier giebt es für die Wohlthätigkeit keinen Zweifel, kein Vorurtheil zu überwinden, ſie iſt nicht in Gefahr, über die Anwendung ihrer Gaben getäuſcht zu werden, es wird kein Mißbrauch damit getrieben, und Undank iſt nicht ihr Lohn. Beſuchet ſolche Anſtalten, ſchon ihr bloßer Anblick verurſacht ein angenehmes Erſtaunen; Alles macht einen freundlichen Eindruck auf den Beſchauenden; die Gegenwart ſo vieler Kinder vom zarteſten Alter, ihre Fröhlichkeit, ihr geſundes Ausſehen, die Ordnung und die Reinlichkeit, die überall herrſchen; die Uebungen, welche mit ſo großer Genauigkeit und Uebereinſtimmung vollzogen werden, und wobei die Geiſteskräfte und die Gefühle dieſer kleinen Weſen ſich unter der liebevollſten Leitung ausbilden. Die Spuren des Elends verſchwinden und machen den heiteren Bildern des Glücks Platz; Religion und Moral walten im Kreiſe dieſer kindlichen Verſammlungen und laſſen dort ihre erhabene Stimme in rührenden und anmuthigen Tönen erklingen. Ein günſtiges Morgenroth umgiebt die jugendlichen Weſen mit den Strahlen der Hoffnung; es iſt ein Blumenbeet, das unter den Schritten der Wohlthätigkeit die duftenden Kelche erſchließt. Hätte die Malerei es ſich zur Aufgabe gemacht, uns die Geſchichte der Werke der Barmherzigkeit aufzubewahren, ſo wäre dies ein würdiger Gegenſtand für Albano geweſen.

Eine ſolche Anſtalt mußte durch das Wirken der Mutterliebe ins Daſeyn gerufen und erhalten werden; ſie mußte ein Werk der Frauen ſeyn, und ſie ſind es auch in der That, die den erſten Gedanken dazu faßten und ausführten; ſie waren es vorzüglich, die bis jetzt dieſe Einrichtungen leiteten und förderten.

Doch müſſen wir nicht vergeſſen, daß die erſte dieſer Anſtalten vom würdigen Pfarrer Oberlin im Steinthale, ſchon im vorigen Jahrhundert, in Verein mit ſeiner Gattin geſtiftet wurde; auf jenen Höhen der Vogeſen ſammelten ſie unter der Obhut von Aufſeherinnen eine Menge Kinder um ſich, und ihre Magd, Louiſe Scheppler, ſtand ihnen bei ihrer neuen Schöpfung treu und helfend zur Seite; doch blieb dieſe ſegensreiche Stiftung faſt ganz unbekannt. Erſt ſpäter, zu Anfang dieſes Jahrhunderts, machte eine wohlthätige Dame, die Marquiſe von Paſtoret, einen ſolchen Verſuch in Paris. Einige Jahre nachher entſtanden in England, unter dem Namen Kleinkinderſchulen, eine gewiſſe Anzahl ähnlicher Schöpfungen, an deren Leitung die Engliſchen Damen thätigen Antheil nahmen. Die erſte Muſterſchule wurde in New-Lanark von Herrn Robert Buchannan im Jahre 1819 geſtiftet. Man berief ihn das Jahr darauf nach London, um dort Kleinkinderſchulen auf Koſten von zwölf Subſkribenten einzurichten, an deren Spitze Herr Brougham, der Marquis von Lansdowne und Andere ſtanden. Franzöſiſche Philanthropen rühmten dieſe glücklichen Verſuche, eine Dame beſuchte die Kinderſchulen in London und brachte den Plan derſelben nach Paris, den ſie noch vervollkommnete und unſeren Sitten anpaßte. Ein Damen-Comité richtete die erſte Anſtalt nach dieſem neuen Vorbilde in Paris ein und beaufſichtigte zehn Jahre hindurch alle die Schulen, die unter ihrem Schutze faſt täglich in allen Theilen der Hauptſtadt entſtanden und den Namen „Zufluchtsſäle für die Kindheit" führten. Bald fanden ſie würdige Nacheiferung in allen Provinzen. Man muß dieſen Damen um ſo lebhafteren Dank für alle ihre Aufopferungen wiſſen, weil es hauptſächlich ihrem Geſchlechte zukommt, ſolchen Anſtalten vorzuſtehen, den wahren Geiſt derſelben zu beleben und alle die kleinen Bedürfniſſe derſelben anzuordnen. In allen Ländern Europa's haben die Frauen mit rührendem Eifer dieſe neue Gelegenheit aufgefaßt, um jene Milde auszuüben, die ihnen ſo eigen iſt; ſie haben ſich über dieſe Einrichtungen gefreut, wie über eine neue Eroberung, die das Gebiet ihres Wirkens vergrößerte. Die kleinen Weſen jauchzen bei ihrem Erſcheinen, und ihr Lächeln ſcheint ihren Wohlthäterinnen zuzurufen: Wir ſind glücklich, ſo liebevolle Pflegemütter zu haben.

Ueber England, wie wir ſchon erwähnten, verbreiteten ſich dieſe herrlichen Einrichtungen zuerſt und am ſchnellſten, Dank dem Aſſociationsgeiſt, der hier allen Werken der Wohlthätigkeit ein ſo merkwürdig reges Leben verleiht. Im Jahre 1834 traten in London zu dieſem Behufe zwei Geſellſchaften zuſammen, und ſchon im folgenden waren funfzig Engliſche Städte und Flecken mit ähnlichen Anſtalten verſehen. Im Jahre 1837 beſtanden in London bereits mehr als hundert ſolcher Schulen, die von wenigſtens 20,000 Kindern beſucht waren. England, Schottland und Irland haben deren zuſammen mehr als tauſend. Auf dieſe Weiſe haben ſich dieſe Einrichtungen über die Vereinigten Königreiche verbreitet, obgleich ſie dort nicht den Charakter geſetzlich geordneter Anſtalten tragen, weil die öffentliche Verwaltung ſich weder um ihre Einrichtung, noch um ihre Beaufſichtigung kümmert; es giebt freilich überhaupt eigentlich gar kein öffentliches Verwaltungs-Syſtem für den Unterricht in England. Die Muſterſchule für kleine Kinder in Glasgow wurde von der Erziehungs-Geſellſchaft dieſer Stadt geſtiftet, und ſeit ihrem Entſtehen im Jahre 1832 hat ſie über hundert Lehrer für die verſchiedenen Theile Schottlands gebildet; ſie hat ſolche Männer auch nach Irland, ja ſelbſt nach Oſtindien geſchickt.

In Paris wurde dieſe Einrichtung 1826 durch eine wohlthätige Geſellſchaft und durch freiwillige Beiträge gefördert; auch erhielt ſie bald bedeutende Unterſtützungen von der Verwaltungs-Behörde der Hoſpitäler, von den Wohlthätigkeits-Büreaus und von der ſtädtiſchen Verwaltung; 21 ſolcher Anſtalten ſind nach und nach in der Hauptſtadt entſtanden.

Mehrere große Städte, wie Straßburg, Lyon, Bordeaux, Nantes, Toulouſe, Rouen, Arras, Verſailles, Angouleme, Breſt, Nimes, Angers, folgten dieſem Beiſpiele und nahmen Theil an der Wohlthat. Die erſte Anregung dazu war gegeben, und ſo traten denn auch bald ähnliche freiwillige Anſtalten, entweder durch Geſellſchaften oder durch wohlthätige Privatleute, ins Leben, welche häufig auf ihre Koſten Schulen einrichteten, die wahrlich zum Muſter dienen konnten. Die Städte-Verwaltungen belobten ſolche Unternehmungen und wirkten oft ſelbſt thätig dabei mit; an vielen Orten intereſſirte ſich auch die Geiſtlichkeit ſehr dafür. In Bordeaux entſtanden wie durch ein Wunder plötzlich 12 ſolcher Anſtalten unter der Obhut eines würdigen Prälaten und durch den unermüdlichen Eifer eines werkthätigen Geiſtlichen. Doch gab es im Jahre 1834 erſt 102 Anſtalten der Art, die über 34 Departements vertheilt waren. Die öffentliche Stimme erklärte ſich aber zu ihren Gunſten, alle wohlmeinende Leute waren ihres Lobes voll, und der heilſame Einfluß, den ſie ausübten, ja ſchon der bloße Anblick, den ſie dem Beobachter darboten, gewannen ihnen bald allgemeine Theilnahme. Die Regierung überzeugte ſich von der Wichtigkeit dieſer Anſtalten, und da man gerade in jener Zeit ſich mit löblichem Eifer der Verbeſſerung des Elementar-Unterrichts in Frankreich widmete, ſo bedachte man, daß ſolche Einrichtungen ihrer Natur nach eigentlich zu den Elementarſchulen gehörten, weil ſie die Kinder zu dieſen vorbereiteten. Die „Zufluchtsſäle der Kindheit" zerfielen in drei Kategorieen; einige waren nur Privat-Unternehmungen, andere hingegen öffentliche Anſtalten und eine dritte

Digitized by Google

Klaſſe, welche die Mehrzahl in ſich begriff, war gemiſchter Art, weil ſie zu gleicher Zeit durch jene beiden Quellen erhalten wurde. Sie gehörten auch ſämmtlich, und zwar vermöge ihres Urſprungs, zu den milden Stiftungen, und vermöge ihres Zwecks zu den Lehr-Anſtalten. Im Jahre 1837 wurden ſie durch das Miniſterium auch den Geſetzen und Anordnungen dieſes letzteren unterworfen, und bald darauf ordnete ein Königliches Dekret das ganze Unterrichtsweſen derſelben, ſetzte dafür beſtimmte Gegenſtände und Gränzen feſt, unterſchied die öffentlichen und die Privat-Anſtalten von einander und beſtimmte die Direction, die Privilegien und die Perſonen, welche mit der Verwaltung und der Beaufſichtigung derſelben beauftragt ſeyn ſollten. Mit weiſer Umſicht wurde feſtgeſetzt, daß jede dieſer Schulen unter einer Directrice oder Aufſeherin ſtehen ſollte, obgleich auch die Beigeſellung eines Direktors oder Aufſehers in gewiſſen Fällen geſtattet war. Die Prüfung der Perſonen, welche ſich zu dieſen Aemtern meldeten, ſollte einer Verſammlung von Familien-Müttern anvertraut werden, und dieſen Vorſteherinnen ward die Verpflichtung auferlegt, täglich die Anſtalten zu beſuchen und zu beaufſichtigen. Uebrigens wurden dieſe Zufluchtsſäle den allgemeinen Vorſchriften für den Elementar-Unterricht und der Oberaufſicht der geſetzlich beſtellten Beamten für die Elementar-Schulen unterworfen.

In Folge dieſer Beſtimmungen haben die Inſpektoren der Elementarſchulen alle Zufluchtsſäle beſucht, die 1837 in Frankreich beſtanden. Nach ihren Ausſagen gab es damals 328 Anſtalten, in 62 Departements und 192 Städte vertheilt; 28,080 Kinder beſuchten dieſelben; die Gemeinden ſteuerten dazu die Totalſumme von 164,607 Franken bei, und das außerdem noch Erforderliche wurde durch Privat-Geſchenke gedeckt. In dieſen Ueberſchlag iſt das Departement der Seine und Oiſe nicht mit einbegriffen, welches zu derſelben Zeit 13 Zufluchtsſäle beſaß, worin ſich 534 Knaben und 539 Mädchen, alſo im Ganzen 1073 Kinder befanden, von denen 831 Freiſchüler waren und 242 einen kleinen Beitrag entrichteten. Beinahe 30,000 Kinder genießen alſo jetzt in Frankreich, vermöge dieſer neuen Einrichtung, von ihrer zarten Jugend an die Vorzüge einer guten Erziehung; 23 Departements hatten bis zu dem oben angeführten Zeitpunkt noch nichts für die Errichtung ähnlicher Anſtalten gethan; doch haben Privatleute an den verſchiedenſten Punkten von Frankreich aus ihren eigenen Mitteln ſolche Zufluchtsſäle eingerichtet und ſie ſo reich beſchenkt, daß ihnen dadurch eine feſte Dauer geſichert iſt.“

Nantes während der Schreckenszeit.

II.

Meine beabſichtigte Reiſe nach Breſt, die ſchon ſo viele Unterbrechungen erlitten hatte, ſchien nicht gelingen zu ſollen. In la Roche-Sauveur wurde ich durch eine Krankheit feſtgehalten. Dann bekam ich Briefe, welche meinen Plan änderten und mich nach Nantes zu reiſen zwangen.

Es war der 20. Nivôſe 1793, d. h. das von Carrier organiſirte Syſtem des Schreckens hatte ſeinen Gipfel erreicht. In Rennes hatte man wohl von den energiſchen Maßregeln geſprochen, die der Repräſentant angeordnet, aber man wußte nicht, was es damit eigentlich für eine Bewandtniß habe. Die erſte Wirkung der Gefahr iſt, daß die Menſchen ſich feſter an einander ſchließen; wenn dieſelbe aber drohender wird, ſo zerreißen alle Bande, und es erwacht das Gefühl der Selbſterhaltung. Damals war jede von Hunger, Krieg und der Proſcription bedrängte Stadt einem Kranken ähnlich, welcher mit dem Tode ringt und kein Gefühl für die Außenwelt hat. Der Tod ſtand übrigens Allen ſo nahe, daß man ſich an ihn gewöhnt hatte. Alle entfernter Stehenden glauben daher auch, daß die Hinrichtungen in Nantes ſich nicht von den übrigen unterſchieden. Die Zahl der Hingerichteten erklärte man ſich aus der Menge der gefangenen Vendeer, und dieſen gönnte man ihr Schickſal; es war ja nur gerechte Wiedervergeltung.

Ich machte die Reiſe nach Nantes ohne Widerſtreben und ohne Furcht. Wie hätte ich auch ahnen können, welches Schauſpiel mich hier erwartete! Aber Carrier war ein Auserwählter unter ſo vielen Ungeheuern und vereinigte alle Laſter der Zeit in ſich. Was ich bei meiner Ankunft in Nantes geſehen, werde ich nie vergeſſen, und wenn ich tauſend Jahre alt werden ſollte. Es war gegen Abend, als die Stadt vor mir aus den Nebeln der Loire auftauchte. Ich hörte ein lautes und anhaltendes Gewehrfeuer, in welches der Donner der Kanonen einfiel. Erſtaunt blieb ich ſtehen, denn es wurde unfehlbar in der Stadt geſchoſſen. Ich fragte einen Volontair, der vorüberging, ob man ſich in der Stadt ſchlüge. Er ſah mich erſtaunt an, zuckte die Achſeln und ſagte lächelnd: „Man läßt die Räuber ihr Abendgebet verrichten.“ — „Aber die Kanonen!“ — „Das iſt eine Idee des Repräſentanten, um ſchneller fertig zu werden.“ — Der Volontair ging weiter, und ich ſetzte meinen Weg fort. In den Vorſtädten waren die Häuſer ohne Thüren und Fenſter und meiſt von Kugeln durchlöchert. Als ich mich der Erde näherte, begegnete ich einem Haufen Kinder, welche blutbefleckte Kleider trugen und ſich um dieſe ſtritten. Es war Nacht geworden. Ich ritt gedankenvoll weiter, als plötzlich mein Pferd zur Seite ſprang und laut aufwieherte.... es hatte auf einen Leichnam getreten. Ich wollte es antreiben, aber es ſtieß gegen einen zweiten, dritten, vierten Leichnam; es war nicht mehr von der Stelle zu bringen. Ich mußte abſteigen; mein Fuß traf auf einen weichen Gegenſtand .... es war der Körper eines Kindes. Der ganze Platz war mit Leichnamen bedeckt, und das Blut floß in Strömen. In der Luft war ein unbeſchreiblicher Geruch verbreitet; es überlief mich ganz kalt. Mein Pferd wollte noch immer nicht vorwärts. Plötzlich ertönte in der Ferne lautes Gebell. Ich wendete mich um und ſah eine Meute hungriger Hunde herbeiſtürzen, welche nach allen Richtungen auseinanderfuhren und ſich unter den Leichen zerſtreuten. Dann ward Alles ruhig, und man hörte nur noch ein dumpfes Geſchnupper, das gierige Wühlen im Fleiſche und Benagen der Knochen. Von Schrecken ergriffen, ſchwang ich mich aufs Pferd und ſetzte ihm die Sporen in die Seite. Jetzt jagte es davon, aber nicht ohne auf dem ſchlüpfrigen Wege öfter auszugleiten.

Ich war endlich dieſem ſcheußlichen Anblicke entflohen und auf dem Platz der Kathedrale angelangt, wo ich in meinem gewöhnlichen Wirthshauſe abſtieg. Als ich eintrat, ſah ich mich der Bürgerin Benoiſt gegenüber; wir ſtießen Beide einen Schrei der Verwunderung aus. Als wir einige Worte gewechſelt, zog ſie mich zur Seite und ſagte mir, daß ihr Mann eingekerkert ſey, weil er ſeinen Unwillen über die Gräßlichkeiten, die an der Tagesordnung waren, nicht habe unterdrücken können. Ich fragte, ob ſie Hoffnung habe, ihn zu retten. „Ich weiß nicht“, erwiederte ſie. „Schrecken hemmt die Feigen, und die Muthigen ſind ermüdet. Es iſt zu viel während einiger Monate gewüthet worden, und Erſtarrung hat ſich aller Gemüther bemächtigt. Jeder hat den Kampf aufgegeben und ſieht ruhig dem Tode entgegen; man läßt ſich hinſchlachten und verſucht nicht einmal, das Schlachtmeſſer abzuhalten. Indeß habe ich Philippe Tronjally und mehrere Andere beſucht und will noch nicht alle Hoffnung aufgeben. Ein ſolcher Zuſtand kann nicht von Dauer ſeyn; und es giebt Schmerzen, welche ſelbſt die Todten aufwecken müſſen. Der Konvent muß endlich Gerechtigkeit üben, wenn ſich von allen Seiten das Geſchrei der Verzweiflung vernehmen läßt. Je raſcher man vorwärts gegangen iſt, deſto raſcher wird man auch umkehren müſſen.“ — Wir ſprachen hierauf noch von den Mitteln, ihren Mann zu retten, und ich bot ihr meine Mitwirkung an; aber ſie lehnte ſie ab. „Ich würde Sie ohne Nutzen bloßſtellen“, ſagte ſie. „Laſſen Sie mich erſt allein handeln und ſehen, ob es mir gelingt. Wir leben in einer Zeit, wo man das Leben ſeiner Freunde nicht aufs Spiel ſetzen darf. Ich habe Verwandte, welche mir theuer ſind, aber ich habe ſie nicht beſuchen wollen, um nicht die Proſcription auf ſie herabzuziehen, und ich werde nur in der äußerſten Noth meine Zuflucht zu ihnen nehmen. Entſchuldigen Sie mich; Philippe erwartet mich.“

Ich hatte ſelbſt Geſchäfte, und Alles, was ich vernommen, ließ mich wünſchen, ſie ſo bald wie möglich zu beenden. Ich begab mich alſo zu dem Bürger Dufour. Er war nicht zu Hauſe, aber man bezeichnete mir ein Wirthshaus, das „Café du vrai Sans-Culotte“, wo ich ihn finden ſollte.

Ich trat in einen niedrigen und durchräucherten Saal; auf den Fenſterladen hatte die ungeſchickte Hand des Malers eine mit der phrygiſchen Mütze und den Worten: Liberté Fraternité verzierte Guillotine hingeſudelt. Gläſergeklirr, wildes Lachen und Flüche ſchallten mir entgegen. Ich ſuchte den Bürger Dufour, als ich plötzlich meinen Namen hinter mir ausſprechen hörte. Ich drehte mich um und ſah einen Menſchen in einer Carmagnole, der mir beide Hände entgegenſtreckte; es war Pinard. Ich hatte ihn ſeit meinem früheren Aufenthalt in Rennes nicht geſehen, und die Art, wie wir uns verlaſſen hatten, ſtimmte wenig zu ſeinem jetzigen freundſchaftlichen Entgegenkommen. Ich weiß nicht, ob es eine Folge der Trunkenheit oder der Zeit war, aber er ſchien Alles vergeſſen zu haben. Ich erwiederte ſeine Begrüßung mit einiger Kälte. Er bemerkte es und ſagte: „Sind wir noch erzürnt? Friede! Donnerwetter! Friede! Und komm her zu Deinen Freunden.“ — Ich wollte mich ſträuben, aber er riß mich fort und ſagte, indem er ſich zu ſeinen Trinkgefährten wendete: „He! Ihr da! Einen Platz für einen wahren Republikaner.“

Die Angeredeten rückten zuſammen, und ich war gezwungen, mich zu ſetzen. Pinard ließ mir ein Glas reichen. Ich mußte trinken. Ich fühlte mich ſehr unbehaglich, da ich nicht wußte, neben welchen Leuten ich hier ſaß, und, wenn ich ſie nach Pinard beurtheilte, nicht ſehr günſtig von ihnen denken konnte. Er ließ mich nicht lange in Ungewißheit darüber. „Du biſt alſo hergekommen, um zu ſehen, was wir hier für Geſchäfte machen“, begann er wieder, indem er ſich ein Glas Punſch eingoß. — Ich ſetzte ihm kurz aus einander, was mich nach Nantes geführt hatte, aber er hörte nicht und war eigentlich nur mit ſeinem Glaſe beſchäftigt. „Es ſind ſchwere Zeiten, Cincinnatus“, fuhr er dann mit dem Ernſte eines Trunkenen fort. „Die wahren Patrioten haben furchtbare Anſtrengungen zu erdulden. Wenn man auch Tag und Nacht arbeitet, ſo ſind doch ſo viele Räuber in den Gefängniſſen, daß man ihnen gar nicht Gerechtigkeit widerfahren laſſen kann. Es fehlt an Zeit.“ — „Gewiß!“ ſagte ein kleiner Mann mit rothem Barte, der ſein Glas mit mürriſcher Miene leerte; „es fehlt an Zeit, ſie zu entkleiden, ſie niederzuſchießen, ſie todtzuſchlagen. Es geht zu viel Zeit verloren.“ — Pinard neigte ſich zu mir. „Das iſt Ducou“, flüſterte er mir ins Ohr. — „Wenn es bloß an Zeit fehlte“, ſagte ein Anderer, „ſo könnte man raſcher arbeiten; aber dieſer Unglücks-Präſident, Tronſolly, will die Angeklagten vernehmen, als ob man noch Beweiſe brauchte, um die Ariſtokraten unter das National-Scheermeſſer zu liefern.“ — „Das iſt Goullin“, ſagte Pinard leiſe; „er iſt der Beſte von uns Allen.“ — „Weißt Du nicht, ob man die Räuber noch dieſen Abend nach Château d'Aux ſendet?“ fragte Ducou. — „Nach

Digitized by Google

Château d'Aux!" wiederholte ich. „Ich komme von dort und habe keine Gefangene geſehen." — Ein allgemeines Gelächter erhob ſich. „Das iſt köſtlich!" rief Pinard; „er hat das Calembour nicht verſtanden. Die Loire iſt das Château d'Aux."

Bei dieſen Worten konnte ich eine Geberde des Abſcheus nicht zurückhalten. Pinard hielt dieſelbe für ein Zeichen der Ungeduld und ſagte: „Werde nicht ärgerlich, Cincinnatus; das iſt ein Witz, den man mit den Gefangenen macht, wenn man ſie aus dem Gefängniſſe in das Nationalbad führt. Zuerſt glaubten ſie, wenn man ſie einſchiffte, ſie würden nach England gebracht. Carrier nennt dieſe Badeweiſe auch die vertikalen Deportationen. Gieb doch Dein Glas her. Aber zum Teufel! Lamberty, was lieſt Du denn in den Wiſchen, ſtatt zu trinken?" — „Ich ſehe nach, wen ich heute Abend zu befördern habe." — „Du haſt eine Liſte der Verdächtigen?" — „Freilich; der Ausſchuß hat ja eine Verordnung gegen diejenigen erlaſſen, welche den Lauf der revolutionnairen Juſtiz durch Fürbitten für ihre Verwandten zu unterbrechen ſuchen." — „Sind's viele?" — „Eine Menge Namen, die ich nicht kenne — — Jeanne Papin, Pierre Fourant, die Bürgerin Benoiſt." — Ich hatte mich erhoben, um wegzugehen; dieſer Name hielt mich feſt. — „Das iſt ein Wild, welches entwiſchen kann", ſagte Lamberty, „ich muß mich gleich aufmachen." — „Zum Teufel!" ſchrie Pinard, „wenn Du die nicht mehr findeſt, nimmſt Du Andere. Setze Dich, tauſend Donnerwetter!.... Du ſollſt die Bekanntſchaft des Bürgers Cincinnatus machen." — Als Lamberty einwendete, daß ich mich ebenfalls zu gehen anſchicke, erklärte ich, bleiben zu wollen.

Lamberty machte zwar noch einige Einwendungen, aber er ließ ſich endlich überreden. Ich ſah ein, daß es kein anderes Mittel gab, die Bürgerin Benoiſt zu retten, als daß ich ſie von der ihr drohenden Gefahr in Kenntniß ſetze, während ich die mit ihrer Feſtnehmung beauftragten Menſchen am Tiſche feſthielt. Ich beſchloß daher, zu bleiben, und ſchützte nur noch vor, daß ich Jemand zu einem Geſchäftsgeſpräch nach meinem Gaſthauſe beſtellt habe. Pinard ſchlug mir ſelbſt vor, einige Worte zu ſchreiben, damit man nicht auf mich warte. Ich gab nach und ſchrieb auf einer Tiſchecke folgende Worte mit Bleiſtift: „Verbergen Sie ſich ohne Zeitverluſt an einem ſicheren Orte. Ihre Freunde wachen über Ihr und Ihres Mannes Schickſal, aber bedenken Sie, daß Ihre Gefangennehmung denſelben auch deſſen Befreiung erſchweren würde. Sie würden für zwei Köpfe zu fürchten haben." — Ich unterzeichnete nicht, denn die Bürgerin Benoiſt kannte meine Schrift. Ich ſiegelte hierauf das Billet und übergab es einem kleinen Bettelmädchen, welches an der Thür des Kaffeehauſes ſtand. Als daſſelbe ſich entfernt hatte, ſetzte ich mich wieder zu Pinard. — „Seit wann biſt Du hier, Bürger?" fragte mich Gouillin. — „Erſt ſeit einigen Stunden." — „Dann weißt Du alſo noch nicht, wie die Sachen ſtehen. Die wahren Männer des Berges ſind überall Herren, und wir ſchreiten über Leichen und ſchöne Frauen dahin." — „Wir müſſen doch dem Bürger die Honneurs des Landes machen", ſagte der kleine Mann mit dem rothen Bart. „Lamberty, Du kannſt ihn ja ins Gefängniß führen, damit er ſich eine Räuberin nach ſeinem Geſchmack ausſuche." — „Wenn nicht anders", ſagte Gouillin, „der Bürger, wie Pinard, ein Weiberfeind iſt und glaubt, daß die Weiber bloß zum Tödten gut ſeyen."

Pinard ſchickte ſich eben an, auf dieſe Worte zu antworten, als die Thür ſich öffnete und noch ſechs Sans-Culotten eintraten. „Ah! das iſt ja Chaux und die Anderen", ſagte Lamberty. — „Endlich", rief Ducon, „das trifft ſich gut, ich glaubte Euch auf einer außerordentlichen Miſſion." — „Der verfluchte Ausſchuß hat uns hingehalten", antwortete Chaux; „ich wurde toll, wenn ich daran dachte, daß Ihr hier wäret. Ich hätte den Kopf meines Vaters hingegeben, um bald fertig zu werden." — „Sie haben nicht einmal geſagt", ſchrie ein Rieſe, der mit den neuen Ankömmlingen eingetreten war „daß man ihnen acht Gefangene übergeben hatte, um ſie ins Gefängniß zurückzuführen." — „Nun?" — „Nun! Es war wahrhaftig zu weit. Ich habe ihnen daher auch gerathen, die Lumpenhunde niederzuſchlagen, und ich habe ſelbſt geholfen. Wir haben Euch, meine Römer, eine Arbeit abgenommen." — „Dieſer Heron iſt doch ein Teufelskerl!" ſchrie Lamberty; „er weiß immer Rath." — „Ich habe mir bei dieſer Gelegenheit noch einen Orden verdient", ſagte der Rieſe. „Sieh' nur!" — „Was iſt denn das?" — „Das, mein Theurer, iſt die wahre Kokarde eines Patrioten — — das Ohr eines Räubers habe ich an meinen Hut geheftet." — „Ihr werdet noch erleben", rief Chaux „daß er uns als Proviant-Meiſter geräuchertes Vendeerfleiſch auftiſchen wird." — „Warum nicht? Hat doch ein Chirurgus, den ich kenne, dem Konvent den Vorſchlag gemacht, die Häute der Vaterlandsfeinde gerben und zu Hoſen für unſere Grenadiere verarbeiten zu laſſen. Iſt denn aber kein Platz und kein Glas für mich da?" — Es wurde zuſammengerückt, und die ſpäter Gekommenen ließen ſich neben uns nieder. (Fortſetzung folgt.)

Bibliographie.

L'Architecture du moyen-âge à Ratisbonne. — Herausgegeben von J. Popp und Th. Bulean. Fol. 80 Fr.
Des chemins de fer en France. De la Crise qui paralyse toutes les compagnies; des moyens de faire cesser. Par J. Milleret, ancien député.
Les deux frères, histoire intime. — Von Mad. Ribonet. 7½ Fr.
Les deux reines, roman historique. — Von A. Delisle. 7½ Fr.
Le Faubourg Saint-Honoré. Cécile de Vareil. — Vom Grafen Horace von Vieil-Caſtel. 2 Bde. 15 Fr.
Harpe des peuples, ou Paroles d'un croyant, de M. F. de Lamennais, mises en vers par M. Mercier. — 7½ Fr.

Mexiko.

Zur Kenntniß von Californien.

Californien, das jetzt einen Theil der Republik Mexiko bildet, hat vermuthlich die Beſtimmung, in einer kürzeren oder entfernteren Periode politiſch wichtiger zu werden, als es bis auf dieſen Tag geweſen, und iſt aus dieſem Grunde wohl werth, näher gekannt zu werden. Herr Alex. Forbes, deſſen jüngſt erſchienene intereſſante Geſchichte des Landes*) dieſem Artikel zum Grunde liegt, hatte eigentlich nur den Zweck, die Schickſale der Oberen Provinz zu erzählen; aber auch der Anhang zu ſeinem Werke, welcher Unter-Californien betrifft, verdient unſere Beachtung. Entdeckt wurde das Land durch Grijalva, den Cortes im Jahre 1534 dahin abſchickte; aber der Boden zeigte ſich ſo unfruchtbar, daß nur ſein vorgeblicher Reichthum an Gold und Silber die Spanier bewegen konnte, häufige Expeditionen nach Californien auszurüſten, die jedoch von geringem Erfolge waren. Endlich erreichte die Geſellſchaft Jeſu, die in Amerika eben ſo viel Segen ſtiftete, als ſie in Europa Unheil verbreitete, einen Zweck, an welchem der Spaniſche Krieger geſcheitert war. „So wollte es Gott", ſagt Pater Venegas, „daß die Sanftmuth und Demuth ſeiner Boten und die Macht ſeines Wortes den Triumph herbeiführten. Gott ſchien nur darauf zu warten, bis der Menſch ſeine Schwäche erkannt hatte, um dann die Kraft ſeines allmächtigen Armes zu zeigen und durch die ſchwächſten Werkzeuge den Hochmuth der Welt zu Schanden zu machen." Wirklich haben die frommen Bemühungen des Pater Bino und ſeiner geiſtlichen Amtsbrüder, Salvatierra, Ugarte und Piccolo, auf dem Wege der Milde ein Werk vollendet, das die rohe Kraft nicht zu vollenden im Stande geweſen. Fünf Soldaten und ihr Befehlshaber bildeten die ganze bewaffnete Macht, die Salvatierra auf ſeiner Expedition im Oktober 1697 begleitete.

An dem Mißlingen aller früheren Verſuche war nicht ſowohl der kriegeriſche Sinn der Eingebornen, als die ungaſtliche Natur des Landes Schuld. Die Ergiebigkeit des Meeres mußte den neuen Koloniſten für die Undankbarkeit des Bodens ſchadlos halten. Salvatierra erlernte die Sprache der Eingebornen und ſuchte ihre Zuneigung dadurch zu gewinnen, daß er manchem ihrer weltlichen Bedürfniſſe abhalf; aber ſeine Wohlthätigkeit erregte nur ihre Habgier: ſie wünſchten Alles zu beſitzen, was dem Geber angehörte, und machten endlich einen Angriff auf ſein Leben. Fünfhundert Wilde ſtürmten Salvatierra's kleine Verſchanzung. Die Vertheidiger, im Ganzen nur zehn Mann, durften nicht eher feuern, bis ſie hart bedrängt waren und kein gütliches Mittel mehr fruchten wollte; aber die Wilden entſetzten ſich dermaßen vor dem Knall der Gewehre, daß ſie flohen und um Frieden baten.

Nach dieſer ihnen abgenöthigten Demonſtration verfolgten die Jeſuiten den friedlichen Zweck ihrer Niederlaſſung mit vielem Glücke, und der Muth, die Kenntniß und der bewundernswürdige Takt des Paters Ugarte förderten dieſes Ergebniß in hohem Grade. Die folgende von Vinegas mitgetheilte Schilderung ſeines täglichen Wirkens iſt eben ſo maleriſch als rührend.

„Am Morgen, wenn er Meſſe geleſen hatte (der ſie mit Ordnung und Ehrerbietung beiwohnen mußten), gab er denjenigen, die an ihre Arbeit gingen, ein Frühſtück aus Puzoli's. Er ließ ſie die Kirche und die Häuſer für ſich und ſeine Indianer bauen, das zum Anbau beſtimmte Erdreich ſäubern, Waſſergräben anlegen und andere Feldarbeiten thun. Bei den zu errichtenden Gebäuden mußte der Pater abwechſelnd die Rolle des Aufſehers, Zimmermanns, Ziegeldeckers und Maurers übernehmen. Trotz ſeines guten Beiſpiels, konnten die Indianer ihrer natürlichen Faulheit nicht entſagen und feierten immer, wenn ſie nicht ſahen, daß der Pater noch mehr als Einer von ihnen ſich plagte. Er war der Erſte, wenn es Steine zu fahren, Lehm zu bereiten und das Zimmerholz zu behauen galt. Eben ſo thätig zeigte er ſich bei anderen Beſchäftigungen: bald fällte er Bäume mit ſeiner Axt, bald grub er mit dem Spaten die Erde auf oder ſprengte die Felſen mit Brechſtangen. Die Indianer, deren Beſchränktheit und Stumpfſinn anfänglich den Nutzen dieſer Plackerei nicht einzuſehen vermochten, prüften die Geduld des Paters auf alle erdenkliche Weiſe: ſie kamen zu ſpät, liefen von der Arbeit, verhöhnten ihn und ſchmiedeten zuweilen ſogar Anſchläge auf ſein Leben. — Am Abend hielt der Pater zum zweiten Male Gottesdienſt, wobei der Roſenkranz gebetet und der Katechismus erklärt wurde. Nach dem religiöſen Akte empfingen die Arbeiter ihr Abendbrod. Während der Predigt waren ſie in der erſten Zeit ſehr unruhig; ſie lachten und beſpöttelten Alles, was der Pater ſagte. Er duldete dies eine Weile und verwies ihnen dann ihr Betragen; da aber der Verweis nichts fruchtete, ſo entſchloß er ſich eines Tages zu einem gefährlichen Experimente, um ihnen Furcht einzuflößen. Ganz in ſeiner Nähe ſtand ein wegen ſeiner Leibeskraft berühmter Indianer, der ſich im Vertrauen auf dieſen natürlichen Vortheil noch mehr herausnahm, als die Uebrigen. Pater Ugarte, ſelbſt ein Mann von ungewöhnlicher Stärke, faßte den Unverſchämten, ehe er ſich's verſah, bei den Haaren, hob ihn vom Boden auf und ſchwang ihn wie einen Pendel hin und her. Dieſe Demonſtration flößte den Uebrigen ſolchen Schrecken ein, daß ſie ſammt und ſonders davonliefen und in Zukunft ſich anſtändiger betrugen."

*) A History of Upper and Lower California etc. (Geſchichte von Ober- und Nieder-Californien, von der erſten Entdeckung bis auf unſere Zeit.) London, 1839.

Digitized by Google

Pater Kias erwarb ſich kein geringeres Verdienſt als Ugarte, wie denn überhaupt die Menſchlichkeit der Miſſionnaire zu dem Verfahren der Entdecker und Eroberer Amerika's in ſchneidendem Kontraſte ſtand. Die frommen Väter unterſagten dem Volke jeden Antheil an der Perlenfiſcherei und dem Perlenhandel, damit es von ſeinen religiöſen Pflichten ſo wenig als möglich abgezogen würde; und ſo blieb dieſer Induſtrie-Zweig eine Zeit lang faſt ganz in den Händen kecker Abenteurer, die von jener Seite des Golfes herkamen.

Die Beſchreibung der Perlenfiſcherei in Californien, wie ſie unter der Spaniſchen Herrſchaft getrieben wurde, dürfte wohl für manchen Leſer den Reiz der Neuheit haben.

„Wenn das Schiff vor Anker lag und alle Zurüſtungen getroffen waren, tauchte eine Anzahl Perſonen in allen Richtungen in die Tiefe, wo ſie mit ſcharf geſpitzten Stäben ſo viele Perlenmuſcheln ablöſten, als ihnen möglich war, ehe das Bedürfniß des Athemholens zu dringend wurde. Dann tauchten ſie wieder auf, ſchöpften Athem und ſteckten die Muſcheln in Beutel, welche an den Wänden des Schiffes hingen. Dieſes abwechſelnde Nieder- und Auftauchen wiederholten ſie ſo lange, bis ſämmtliche Beutel gefüllt waren. Hierauf wurden dieſelben in einem Kreiſe um den Rheder (armador) gelegt, der ſie der Reihe nach öffnete und den Inhalt ſo vertheilte, daß je zwei Muſcheln ihm ſelber, je zwei den Tauchern und je eine dem Könige zufielen. Vom Vertheilen der Muſcheln ſchritt man zum Oeffnen derſelben; dieſe Operation erheiſchte aber von Seiten des Armador's die ſtrengſte Wachſamkeit; denn die Taucher verſtanden es, die werthvollſten Perlen nebſt der lebendigen Auſter mit wahrer Taſchenſpieler-Kunſt aus der Muſchel in ihren Mund zu fördern. Der ihnen von Rechts wegen zukommende Antheil wurde gleichmäßig unter ſie vertheilt und gewöhnlich ſofort an den Armador verkauft; doch vertauſchten ſie auch einen Theil der Perlen bei herumziehenden Verkäufern gegen geiſtige Getränke, Chokolade, Zuckerwaaren, Cigarro's und andere wohlfeile Artikel, denen der Indianer leidenſchaftlich zugethan iſt. — Die Periode der Perlenfiſcherei fällt zwiſchen den erſten Juli und den erſten Oktober. Es läßt ſich nicht mit Sicherheit beſtimmen, wie viel der Geſammt-Werth der jährlich gewonnenen Perlen betrug, als dieſer Erwerb-Zweig noch blühend war. Hardy ſagt in ſeiner „Reiſe nach Mexiko", auf die Autorität des Don Joſe Maria Retes geſtützt, daß alle Jahr ſechs bis acht Schiffe zur Perlenfiſcherei bei Loreto abgeſegelt ſeyen, und daß man die Summe der gewonnenen Perlen, vier bis fünf Pfund an Gewicht, auf acht- bis zehntauſend Dollars geſchätzt habe."

Der Gebrauch, den die civiliſirten Spanier unſerer Zeit von ihrer höheren religiöſen und wiſſenſchaftlichen Aufklärung machen, kann für jeden Staatsmann eine wichtige Lehre ſeyn. Wir finden keine Beiſpiele mehr von jener empörenden Grauſamkeit, die in Cortes' Zeitalter mit der Ausbreitung des Glaubens Hand in Hand ging; aber noch heutiges Tages unterjocht man die Indianer unter dem ſcheinheiligen Vorwande, ihre ewige Wohlfahrt begründen zu wollen. Die Art und Weiſe der Bekehrung lehrt dies unwiderſprechlich.

„Eine dieſer Bekehrungs-Expeditionen in das Indianiſche Gebiet, welche 1826 erfolgte, endete damit, daß 34 getaufte Indianer in einer Schlacht auf dem Platze blieben und 40 Frauen und Kinder gefangen fortgeſchleppt wurden. Man verzeichnete dieſe Individuen ſogleich in der Miſſions-Liſte und verwandelte ſie beinahe eben ſo ſchnell in Chriſten. Ein Augenzeuge ihrer erſten Lection im Chriſtenthum, Capitain Beechey, giebt uns folgende Beſchreibung derſelben: „„Die gefangenen Individuen (Weiber und Kinder) ſtanden vor einem Alkalde, wie zur Muſterung, in Reihe und Glied. Ihr geiſtlicher Lehrer war ein blinder Indianer, der ihren Dialekt verſtand. Dieſer befahl ihnen, niederzuknieen, mit dem Bemerken, er wolle ihnen die Namen der heiligen Dreifaltigkeit vorſagen, die ſie ihm auf Spaniſch nachſprechen müßten. Dann ſprach er hinter einander die Worte: „Santisima Trinidad — Dios — Jesu Cristo — Espiritu Santo", und pauſirte nach jedem Namen, um zu hören, ob ſeine ungeſchlachten Schäflein die hehren Worte bei der Wiederholung nicht verſtümmelten. Darauf machte er ſie noch mit einer Menge Namen von Heiligen bekannt, und hiermit endigte die erſte Lection."" — Ein paar Tage darauf wurden dieſe vielverſprechenden Katechumenen getauft und erlangten alle Privilegien chriſtlicher und vernünftiger Perſonen (gente cristiana y de razon). Ich glaube wirklich, daß Bekreuzungen und Kniebeugungen zur vorgeſchriebenen Zeit und andere mechaniſche Gebräuche ähnlicher Art keinen geringen Beſtandtheil der Religion dieſes armen Volkes ausmachen. Uebrigens beſchleunigt man die Bekehrung oft durch ein Verfahren, das mit dem Menſchenraube, der in früheren Zeiten Sitte war, große Aehnlichkeit hat. Wenn, was nicht ſelten der Fall iſt, ein gefangener Indianer keine Luſt hat, ſich bekehren zu laſſen, ſo ſperrt man ihn wohl ein paar Tage ein, und läßt ihn dann auf einem Spaziergang um die Miſſions-Anſtalt etwas friſche Luft ſchöpfen, damit er bei dieſer Gelegenheit ſehe, wie gut ſeine bekehrten Landsleute daran ſind. Dann wird er von neuem eingeſperrt und bleibt ſo lange im Gefängniß, bis er ſich bereit erklärt, dem Glauben ſeiner Väter zu entſagen. Das Rituale der Römiſch-katholiſchen Kirche nimmt den bekehrten Indianern viele Zeit weg. An Werktagen wird zweimal täglich Meſſe geleſen; an Sonn- und Feiertagen iſt der Gottesdienſt von weit längerer Dauer. Jeder Indianer muß bei Strafe der Peitſche in die Kirche gehen; und man bemerkt an den Zugängen jeder Kirche eifrige Büttel, die jederzeit bereit ſind, den Neubekehrten Zucht und Sitte einzuprügeln."

Bis zur Zeit der Süd-Amerikaniſchen Revolution war Californien Spaniſch. Nach dieſer Kataſtrophe wurde es in zwei von dem General-Gouvernement zu Mexiko abhängige Provinzen getheilt. Jede Provinz erhielt das Privilegium, ein Mitglied zu der General-Verſammlung zu ſchicken, aber von den drei Deputirten, welche nach einander zu verſchiedenen Kongreſſen kamen, ſtand der Eine immer tiefer im Range als der Andere. Man darf alſo annehmen, daß Leute von Rang und Vermögen eben nicht nach dieſer Ehre geizen mochten. Die Bewohner verſchiedener Theile Englands hielten in früherer Zeit öfter darum an, daß man ihnen die Koſten einer Stellvertretung beim Parlamente erlaſſen möchte. In Californien hat der Letzte von den drei Deputirten höchſt wahrſcheinlich ſein Amt nicht eher antreten können, bis man ihn bezahlte; denn er ſoll Unter-Offizier geweſen ſeyn. Der Erſte war Hauptmann geweſen, der Zweite Lieutenant. Wenn es bei dieſer fallenden Progreſſion bleibt, ſo wird auf dem nächſten Kongreſſe vielleicht ein Tambour erſcheinen.

Mexiko's eigenes Schickſal iſt in dieſem Augenblicke ſo precair, daß die erfahrenſten Politiker im Zweifel darüber ſind, ob es ein unabhängiger Staat bleiben, oder bei der Nord-Amerikaniſchen Union Schutz ſuchen, oder endlich, in Uebereinſtimmung mit dem neueſten Plane zur Beruhigung Spaniens, an Don Carlos übergeben werden dürfte. Mexiko's Schickſal muß auf Californien zurückwirken, im guten oder übeln Sinne. Obgleich aber die beiden Californien eine große Seemacht werden könnten, ſo würde es doch gegenwärtig keinem größeren Europäiſchen Staate ſchwer werden, ſich dieſes Landes zu bemeiſtern. Rußlands Niederlaſſung zu Bodego befindet ſich ſchon auf Mexikaniſchem Boden; doch haben die Bewohner dieſer Kolonie den Mexikanern bis jetzt eine ſo harmloſe Seite gezeigt, daß Letztere kaum einem leiſen Verdachte gegen Erſtere Raum zu geben ſcheinen.

Mannigfaltiges.

— **Ein neues Drama von Bulwer.** Der beliebte Romandichter ſcheint ſich dem Genre, dem er ſo viele Triumphe zu verdanken hat, ganz ab- und dagegen der Bühne zuwenden zu wollen, die ihm bisher noch keine glänzende Erfolge verſchaffte. Trotz der Kälte, mit der die „Herzogin von Lavallière", und trotz der kurzen Theilnahme, mit der die „Dame von Lyon" aufgenommen worden, hat er vor kurzem ein drittes Schauſpiel, einen „Richelieu", auf das Drurylane-Theater gebracht, und dieſes Drama iſt jetzt im Druck erſchienen.*) Der Verfaſſer wußte ſehr wohl, was er jetzt dem verwöhnten Theater-Publikum bieten dürfe, und darum wurden bei der Aufführung gerade die poetiſchſten Stellen, die glänzendſten Monologe, weggelaſſen. Sein Bühnen-Richelieu war ein bloßes Melodrama in Verſen; das gedruckte Buch dagegen iſt nicht ohne den Anſpruch, ein dramatiſches Gedicht zu ſeyn. Dem Drama angehängt ſind drei Oden des Dichters, den letzten Tagen der Königin Eliſabeth, Oliver Cromwell und dem Tode Nelſon's gewidmet, drei Gegenſtänden, die das National-Gefühl der Engländer auf mannigfache Weiſe berühren.

— **Shakeſpeare's Jugend.** Der Verfaſſer des bereits ins Deutſche überſetzten Werkes „Shakeſpeare und ſeine Freunde" hat jetzt ein Seitenſtück zu dieſem Buche unter dem Titel „Shakeſpeare's Jugend"**) herausgegeben, das der Zeit nach dem erſteren vorangeht, in Bezug aber auf Originalität und durchgeführte Charakteriſtik gegen daſſelbe ſehr zurückſteht. Der Stoff mußte ſich ja auch, wenngleich er an einen der außerordentlichſten Menſchen ſich knüpfte, endlich erſchöpfen. Nicht zufrieden damit, das „Dichterleben", das Ludwig Tieck früher ſchon zu einer trefflichen Novelle verarbeitet hatte, in einen Roman von drei Bänden ausgeſponnen zu haben, liefert uns derſelbe Engliſche Autor abermals drei Bände voll erfundener Scenen aus der Jugendzeit Shakeſpeare's, und zwar nicht bloß in Stratford, ſondern wieder in London, wo die Geiſter Spenſer's, Marlowe's und Greene's neuerdings heraufbeſchworen werden, um als Staffage zu dem Gemälde zu dienen, in welchem der junge Shakeſpeare den Vordergrund einnimmt. Es mag allerdings eine captatio benevolentiae bei dem größeren Publikum ſeyn, populaire Namen zum Gegenſtande romantiſcher Darſtellungen zu machen; mit Recht machen jedoch Engliſche Kritiker darauf aufmerkſam, daß ſolche Behandlung literariſcher Charaktere ganz dazu geeignet iſt, von ihnen ſelbſt und ihren Werken einen ihrer unwürdigen Begriff zu verbreiten.

*) Richelieu, or the Conspiracy; a play in five acts.
**) The Youth of Shakespeare. By the Author of „Shakespeare and his friends". 3 vols. London, 1839.

Das mit dem 31ſten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieſer Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 38. Berlin, Sonnabend den 30. März 1839.

Nord-Amerika.

Amerika's Ausſichten auf eine National-Literatur.

„Wenn die Nationen ſterben, ſo bekommen ſie die Sucht, zu bauen", ſagt Herr Niſard etwas preziös, indem er von Rom ſpricht. Wenn man irgendwo baut, ſo geſchieht dies in Amerika: kann man nun auf dieſen jungen Staat Niſard's Satz umgekehrt anwenden? Allerdings würde man ein Recht dazu haben, wenn man die Vereinigten Staaten nur nach den äußeren Erſcheinungen ihrer Civiliſation beurtheilte. So lange der Bewohner eines neuen Landes die ganze Energie ſeines Geiſtes nur zur Ueberwindung und Unterwerfung der Materie braucht; ſo lange er, um ſeine Induſtrie und ſeinen Handel auszudehnen, Kanäle gräbt und den Boden der Urwälder und die ſumpfigen Ufer der Flüſſe austrocknet, um ſeine Hütte darauf zu bauen; ſo lange der muthige Koloniſt ſich mit ſeiner Familie in eine wüſte Steppe wagt, um daſelbſt einen Anbau zu beginnen, der das Centrum einer großen ackerbauenden Gegend werden wird, thut er nur das, was ſein natürliches Werk iſt; er ſtellt einen nützlichen, thätigen Bürger dar, und ſein Volk iſt im Fortſchritt. So wird es Jedem erſcheinen, der dieſe unabläſſige Arbeit mit Bewunderung betrachtet. Wenn aber in großen und reichen Städten der Bewohner ſich ausſchließlich damit beſchäftigt, durch Speculation Reichthümer zu erwerben, die jetzt ſein einziger Stolz ſind; wenn es für ihn nichts Höheres giebt, als die Genüſſe eines ſinnlichen Luxus und eines reichen Lebens; wenn ſein Ehrgeiz und die Kräfte ſeiner Seele darauf und nur darauf gerichtet ſind, ſo ſind ein ſolcher Bürger und eine ſolche Nation innerlich krank, und mit Wehmuth ſieht der Beobachter mitten unter den Zeichen der blühendſten Civiliſation dieſen Verfall zunehmen.

Die Civiliſation in Nord-Amerika iſt glänzend, aber es iſt eine Civiliſation, wie ſie in den Straßen von London und Paris ſchimmert, ein Produkt der triumphirenden Induſtrie. Eine Politik, die jeden Tag engherziger wird und ſich auf den immer brutaleren Kampf egoiſtiſcher und materieller Intereſſen beſchränkt, und die Leidenſchaft, zu ſpekuliren — darin beſteht die einzige geiſtige Thätigkeit, die man auf den erſten Blick an der ſtädtiſchen Bevölkerung der Vereinigten Staaten entdeckt. Nun wird in dieſem Lande bald Alles Stadt ſeyn, und wenn dieſes Fieber nicht inne hält, ſo wird es allmälig dahin kommen, daß die aufmunternden Arbeiten des Anſiedlers dem ausſchließlichen Jagen nach Reichthum durch Speculation nicht mehr das Gleichgewicht halten werden. Zum Glück für die Zukunft der Vereinigten Staaten erheben ſich neben den Keimen der Auflöſung andere, deren Entwickelung vielleicht dieſe Nation retten kann.

Man fängt dort an, die Leere der Gegenwart zu fühlen und die Armuth dieſes von den Europäern erborgten Civiliſations-Luxus; es erheben ſich Stimmen, welche darauf dringen, daß das Land Inſtitutionen bekomme, die im Stande ſind, höhere Intelligenzen hervorzubringen; der National-Stolz fühlt ſich beleidigt, wenn er den großartigen Unterricht, welcher in den Europäiſchen Staaten den beſſeren Geiſtern einen ſo hohen Schwung giebt, mit den ärmlichen Reſultaten der im Bunde herrſchenden Erziehung vergleicht, die ſo lange ein Gegenſtand ſeines Stolzes war. Das Erwachen iſt merkwürdig: Patrioten träumen ſich mit Begeiſterung eine glorreiche Zukunft für ihr Land, das auch einmal eine originelle, ſchöne und geachtete Literatur beſitzen wird. Ihnen iſt der beredte Apoſtel einer reineren Moral, wenn nicht eines rechtgläubigen Chriſtenthums, der Doktor Ellery Channing, ein auch in England geachteter Schriftſteller und Moraliſt.*) Channing hat bei aller Zurückhaltung, die ſeine Schriften charakteriſirt und vielleicht eine Folge des Volksſchreckens iſt, der in den Demokratieen die individuelle Intelligenz gefangen hält, doch mehr als einmal den Wunſch angedeutet, die Civiliſation ſeines Vaterlandes, durch eine National-Literatur getragen, einige Stufen höher ſteigen zu ſehen. Aber ermuthigt von der wachſenden Sympathie der Geiſter, hat er in der Schrift „über den gegenwärtigen Zuſtand der Literatur in Nord-Amerika und über die Wichtigkeit einer National-Literatur" ſeinen ganzen Gedanken ausgeſprochen. Der Doktor beſchäftigt ſich etwa nicht mit den Amerikaniſchen Schriftſtellern und ihren Büchern: nicht zwei Schriftſteller-Namen findet man auf dieſen kurzen Blättern; denn er behauptet ja, es gebe in den Vereinigten Staaten keine National-Literatur. Der Romanſchreiber Cooper, den wir in Europa nach dem Titel ſeiner Werke und den Namen ſeiner Helden für ein echtes Kind der Amerikaniſchen Savannen gehalten haben, iſt in ſeinen Augen nur ein glücklicher Schüler Walter Scott's, und eben ſo hat bei ihm nur das alte Mutterland Anſprüche auf den Ruhm W. Irving's, jenes geiſtreichen, anmuthigen Koloriſten, der die Poeſie der Engliſchen Heimat und die maleriſche Natur der inneren Landſchaften Großbritaniens ſo treu und glücklich aufgefaßt hat. Doch laſſen wir den Doktor ſelbſt ſprechen: „Beſitzen wir wirklich, was man eine National-Literatur nennen kann? Haben wir in den verſchiedenen Kreiſen, in welchen der Geiſt produziren kann, ausgezeichnete Schriftſteller? Verdanken wir nur uns ſelbſt die Hauptmittel literariſcher Belehrung und Unterhaltung? Es iſt ein Unglück für uns, daß die Antwort auf dieſe Fragen ſo einfach und leicht iſt. Die wenigen verdienſtlichen Werke, die unter uns entſtanden ſind und ein längeres Leben verſprechen, ſind kaum als National-Werke anzuſehen. Die Beweiſe, wie es mit uns ſteht, liegen gerade in den Gründen, womit man unſere Armuth rechtfertigen will: Mögen dieſe Gründe haltbar ſeyn oder nicht, ſie zeigen wenigſtens, daß wir uns wohl bewußt ſind, wie wenig wir unſererſeits zu den Fortſchritten des Geiſtes beitragen. Wie wenige Namen können wir den in Wiſſenſchaft und Literatur berühmten Namen gegenüberſtellen, die von jenſeits des Oceans herüberſtrahlen? Solche Leuchtthürme, die ein Land in die Ferne hin glänzen laſſen, fehlen uns. Man ſage nicht, das neidiſche, eiferſüchtige Europa mache uns unſere gerechten Anſprüche ſtreitig. In einem Jahrhundert, wie das gegenwärtige, wo die geiſtige Welt eine große Familie bildet und die Produkte des Geiſtes ſich ſchneller verbreiten, als die der Maſchinen, iſt es lediglich die eigene Schuld eines Volkes, wenn ſein Name draußen nicht mit Ehre genannt wird."

Channing will alſo eine einflußreiche Literatur, eine Literatur, die gewiſſermaßen dem Boden des Vaterlandes entſproſſen iſt, welche die Tugenden und die Schönheit deſſelben beſitzt, und die, auf die Bürger zurückwirkend und ihrem Leben einen edlen Aufſchwung mittheilend, jene Klaſſe höherer Geiſter unter ihnen ſchafft, die den größten Ruhm eines Landes bilden. So Großes von der Literatur verlangen, heißt, ihr einen hohen Platz unter

---

*) Channing's Werke beſtehen aus Predigten und verſchiedenen Abhandlungen über Gegenſtände der Theologie, der Literatur und der praktiſchen Philoſophie. Zu den ausgezeichnetſten dieſer Stücke, die alle ſehr ideenreich ſind, gehört eine Beurtheilung des Miltonſchen Geiſtes und Charakters, eine Würdigung Napoleon's von religiöſem Geſichtspunkt aus, Bemerkungen über Fénélon's Werke und andere über den Aſſociationsgeiſt. Dieſer letzte Artikel iſt voll neuer und tiefer Betrachtungen über das in unſeren Tagen ſo vorherrſchende Streben der Geiſter, zu jeder Unternehmung eine Aſſociation zu bilden. Der Dr. Channing leugnet nicht, was für große Dinge die vereinigten Kräfte der Menſchen zu Stande bringen können, aber er zeigt, daß die Entwickelung der Individuen darunter leidet, wenn dieſe Combination ſchlecht oder auf Alles angewandt wird. Das Verdienſt einer Aſſociation, ſagt er, iſt nach der Energie, der Freiheit, der Thätigkeit und der moraliſchen Kraft abzuſchätzen, welche ſie hervorruft und verbreitet. Viele Aſſociationen, die nach dieſem Maßſtab beurtheilt werden, ſind ſehr verdienſtlich anerkannt, viele andere dagegen, die jeder Tag entſtehen ſieht, ſind die unreifen Produkte einer wohlwollenden Geſinnung, die an ſich ſehr lobenswerth, aber wenig philoſophiſch und für menſchenfreundliche Zwecke wenig förderlich iſt. Man muß Channing bei dieſer Muſterung der verſchiedenen Aſſociationsarten folgen; natürlich kommen dabei die meiſten unſerer gegenwärtigen Anſichten über den Zuſtand und die Zukunft der Geſellſchaft zur Sprache; ein kurzes Citat mag genügen, von dem philoſophiſchen Geſichtspunkt und dem Intereſſe ſeiner Betrachtungen einen Begriff zu geben: „Wir wiederholen es", ſagt er, „die Thätigkeit des Individuums iſt der große Ausgangspunkt, den man feſthalten muß. Derjenige allein erkennt den wahren Nutzen der Geſellſchaft, welcher in dieſer Schule lernt, ſtets mehr nach ſeiner vernünftigen Ueberzeugung zu handeln, mehr ſelbſt zu denken, weniger von der Maſſe geleitet zu werden und ſich mehr auf ſeine eigenen Kräfte zu ſtützen. Eine gute Handlung, die durch ein inneres Prinzip in uns hervorgerufen und ohne die Aufmunterung und den Beifall der öffentlichen Meinung ausgeführt wird, iſt verdienſtlicher als Alles, was wir maſchinenmäßig nachahmen oder von der Menge fortgezogen thun. Alle große Handlungen ſind von Einzelnen ausgegangen. Die herrlichen Produkte des Genies ſind die Frucht langen und tiefen Nachdenkens. Die Schriften, die den menſchlichen Geiſt erweckt und erleuchtet haben, ſind nie das Werk einer Aſſociation. Das Individuelle, was den eigenthümlichen Charakter ſeines Urhebers an ſich trägt, iſt immer das Beſte. Die Aſſociationen ſind darum beſonders nützlich, weil ſie den glücklich begabten Individuen Mittel und Gelegenheit ſchaffen, zu wirken. Wir heben dies beſonders hervor, weil wir fühlen, daß wir Alle in Gefahr ſind, unſere Individualität und Unabhängigkeit unſeren ſocialen Verbindungen zu opfern. Wir fürchten, die Geſellſchaft beſchwert uns mit neuen Ketten: die, welche wir tragen, ſind ſchon zahlreich genug." Eines der neueſten Werke des Dr. Channing führt den Titel: Adreſſe an Aeltern und Erzieher über die öffentliche und häusliche Religionserziehung.

Digitized by Google

den Dingen dieſer Welt einräumen; man ſieht, der Amerikaniſche Philoſoph theilt nicht die bitteren Declamationen gegen alle Künſte, wie ſie der Genfer Philoſoph, Rouſſeau, vor achtzig Jahren ausſprach.

Die Literatur bildet nach dem Doktor Channing eine Macht der Staaten; alle Werke der höheren Geiſter, welches auch ſonſt ihr Inhalt ſeyn mag, gehören ihr an, gerade wie alle Menſchen von Genie nur ein Volk bilden, „mögen ſie ſich den exakten Wiſſenſchaften, der Philoſophie, der Geſchichte, der Geſetzgebung, der Poeſie widmen." Alle ſind, vom moraliſchen Standpunkt aus betrachtet, Handlanger derſelben Arbeit, der National-Bildung. Die Vorzüge, die ein Land von Natur hat, ſind wichtig, aber in der Reihe der Reichthümer jedes Volks ſtehen ſie nicht obenan. „Welches Thiergeſchlecht der Boden ernährt, darauf kommt es nicht ſo ſehr an, als daß er von einem edlen Menſchenſtamme bewohnt wird. Ein rauhes Klima iſt mir ganz willkommen, wenn es die Kraft des Gedankens, den Muth der Tugend ſtählt! Das ſind Früchte, die ein Volk achtungswerth machen. Man hat geſagt, die großen Genies kommen da am beſten fort, wo nichts Anderes gedeihen will; wir glauben das nicht, denn der Geiſt hängt weder vom Boden, noch vom Klima ab. Aber wenn es wahr wäre, ſo würden wir ſagen, daß es beſſer ſey, unter Felſen und Sand zu leben, als in den fruchtbarſten, vom Himmel begünſtigſten Gegenden."

Frage man den Doktor, worin die geiſtige Vervollkommnung beſteht, die er für den Bewohner ſeines Vaterlandes erwartet, ſo wird er antworten, „ſein Geiſt ſoll weiſer, ſtärker, mehr vertrauend auf ſeine unvergänglichen Schätze, von ſeinen Beziehungen zu Gott erfüllter ſeyn; er ſoll fähiger werden, Glück und Vergnügen weiſe zu genießen und Elend, Schmerz und Unglück ſiegreich zu bekämpfen." Das Werkzeug dieſer großen Erziehung iſt natürlich: die Literatur, und der Doktor weiß ſchon, welcher Vorwurf ihn hier erwartet. Man wird ihm ſagen, indem er die Kraft der Intelligenz ſo hoch ſchätze, ſtelle er ſie über den Einfluß der Sittlichkeit und Religion; man wird ihm im Lande der Meetings noch andere Dinge ſagen, und darauf antwortet er: „Der Religion ſteht es allerdings zu, die Menſchheit fortzubilden, aber nicht der Religion, wie ſie durch die beſchränkten Geiſter aufgefaßt und dargeſtellt, durch die Blinden verfinſtert, durch die Abergläubiſchen erniedrigt, von intoleranten Fanatikern mit Donnern und Drohungen bewaffnet und von den Phantaſten in einen myſtiſchen, unverſtändlichen Jargon verwandelt wird. Wie alle Wahrheiten, will auch ſie, um ſich ganz und herrlich zu offenbaren, einen freien, kräftigen Geiſt. Jede religiöſe und ſittliche Wahrheit läßt ſich auf einen großen Gedanken zurückbringen, die Vervollkommnung der Seele, einen Gedanken, der die ganze Herrlichkeit der göttlichen Natur in ſich faßt und uns Zweck und Ziel unſeres eigenen Daſeyns aufdeckt." Dieſe Religions-Auffaſſung iſt eine Lieblings-Idee des Verfaſſers; ſie ſtrebt, wie man ſieht, nach dem reinſten Spiritualismus und fällt in ihrem Weſen mit der ganzen Bildung und Entwickelung des Geiſtes zuſammen.

Jene Literatur, die eine ſo ſchöne Aufgabe zu erfüllen hat, fehlt noch in dem Vaterlande des Philoſophen, welcher mit Schmerz geſteht: „Es herrſcht unter uns viel oberflächliches Wiſſen, aber wenig ernſtes Forſchen." Man kann nicht ungeſcheuter die National-Eitelkeit herausfordern, als hier der Moraliſt mit einer Kühnheit thut, die weniger feine Sitte, als eine Konſequenz ſeiner Gedanken iſt; ja ſelbſt jene Freiheit, deren ſein Land ſich mit Stolz rühmt, weiß er nach Verdienſt zu ſchätzen. „Wenn ſie in nichts den Fortſchritt des Geiſtes beförderte, wenn die erblichen Regierungen dies beſſer verſtänden, ſo wäre es gerathener, dieſe wieder herzuſtellen, als ſich blind an eine unfruchtbare Freiheit anklammern."

Unſer Prediger geht weiter und weiſt auf die Urſachen hin, welche in ſeinem Lande den Fortſchritt einer National-Literatur unmöglich machen. „Wir brauchen einen nützlichen Unterricht!" das iſt das einſtimmige Geſchrei, womit man in den Vereinigten Staaten die Entwickelung einer National-Literatur beſeitigt. — „Nützlich!" erwiedert der Doktor. „Aber was iſt das für eine Nützlichkeit, die ſich darauf beſchränkt, die materiellen Bedürfniſſe zu befriedigen, das äußere Leben leicht und bequem zu machen, während das Höhere, das rein Geiſtige im Menſchen vernachläſſigt wird!" Channing vertheidigt eine eben ſo leichte als edle Sache; er zeigt, daß viele Dinge nützlich ſind, die weder zu eſſen noch zu trinken geben, daß der Menſch, wie die heilige Schrift ſchon ſagt, nicht bloß von Brod lebt, und daß er noch edlere Bedürfniſſe zu befriedigen hat.

Doch das ſelbſtzufriedene Volk, mit dem er zu thun hat, macht hundert Einwendungen: Europa, heißt es, verſieht uns mit Büchern und Wiſſen, Europa bringt Gelehrte hervor, die für unſere geiſtigen Bedürfniſſe ſorgen; da haben wir mehr Wiſſenſchaft und Literatur, als wir brauchen. Darauf antwortet der Doktor: Um die Früchte der edlen Literatur anderer Völker zu genießen, müßt ihr mit ihnen auf gleicher Stufe ſtehen. Je leichter ein Land eine fremde Literatur annimmt, deſto wichtiger wird eine National-Literatur. „Die wahren Häupter eines Volkes ſind die, welche ſeinen Geiſt leiten, ſein Denken, ſeinen Geſchmack, ſeine Prinzipien beſtimmen, und dieſes Amt fremden Händen zu überlaſſen, dazu können wir uns nicht verſtehen. Welches Geſchrei hat man nicht gemacht, daß wir uns unſere Kleidungsſtoffe ſelbſt fabriziren müſſen! Aber ob die Anderen für uns ſpinnen und weben, kann uns gleich ſeyn, wenn ſie nur nicht für uns denken. Ein Volk, deſſen Regierung und Geſetze nur der Ausfluß der öffentlichen Meinung ſind, muß dieſe Meinung mit Eiferſucht gegen jede fremde Diktatur ſchützen."

Ein letztes Argument Channing's, wie er glaubt, das unwiderſtehlichſte, iſt folgendes. Nach ſeinen exaltirten Anſichten iſt das Volk ſeines Landes in einer Lage, die es am fähigſten macht, die Menſchheit, ihre Entwickelungen, ihre Geſchichte zu verſtehen und alſo auch durch eine National-Literatur der Sache der Wahrheit und der menſchlichen Moralität zu dienen; unbeſchränkt durch den mehr oder minder mächtigen Einfluß der Vergangenheit und ihrer Erbſchaft, iſt es in ſeiner männlichen Jugend der ſchönſte Boden für das Gedeihen der perſönlichen Freiheit und Würde, und durch kein Vorurtheil geblendet, können ſeine Blicke ohne Gefahr der Täuſchung erkennen, was an der Menſchheit ſchwach und leidend und was an ihr echt und groß iſt. — Man iſt nicht umſonſt Menſch und Patriot: der Landsmann Waſhington's läßt hier, trotz ſeiner Philoſophie, jenes ſtolze Ueberlegenheitsgefühl durchſchimmern, von dem ſeine Mitbürger überfüllt ſind, indem ſie alle die Ueberzeugung hegen, daß unter ihnen die große Göttin ihren Wohnſitz aufgeſchlagen und daß ſie zum erſten Male, ſeitdem es auf der Erde Staaten giebt, die Aufgabe gelöſt haben, wie ein Volk zugleich frei und beherrſcht ſey. Aber welche Quelle von Irrthümern enthält dieſer Patriotismus für jene hohen Gedanken und Geſichtspunkte, die uns der Doktor von ſeiner Literatur verſpricht. Man ſieht, ſeine Hiſtoriker werden parteiiſch ſeyn, ſo gut wie die der alten Welt, ſeine Philoſophen werden ihre Lieblings-Ideen auf Alles anwenden. Ich glaube, die Philoſophie des Doktors läßt ſich hier von ſeinem Patriotismus überrumpeln. Es giebt eine Freiheit, die höher iſt als alle politiſche Freiheit, und das iſt die Freiheit unſeres Geiſtes; ſo lange der Menſch fähig iſt, ſeinen Verſtand durch Studium, ſeine Vernunft durch Denken zu üben, iſt ſeine Unabhängigkeit nicht durch Inſtitutionen gefährdet. Der Menſch iſt dem Irrthum ausgeſetzt, auf der anderen Seite des Oceans ſo gut wie auf der unſrigen; aber kein Recht ſeiner Natur behauptet er ſo eiferſüchtig als das, frei zu irren: ſein Geiſt beſitzt eine unglaubliche Kraft des Widerſtandes, die im Kampfe ſich verzehnfacht und in hellen Zeiten nur einem Despotismus weicht, dem der Meinung. In Frankreich unter der abſoluten Herrſchaft Ludwig's XIV. finde ich, hinter den etwas ſervilen Formen des Herkommens, mehr wirkliche Unabhängigkeit, mehr wahrhaft freie Geiſter als im 18ten Jahrhundert, wo die Regierung, wiewohl ſie die Baſtille für ſich hatte, ſchwächer war als die intolerante, von fanatiſchen Dienern vertheidigte öffentliche Meinung: Molière, Boſſuet, La Fontaine, Boileau, Fénélon waren viel kräftigere Geiſter und weit mehr Herren ihrer ſelbſt, als die Encyklopädiſten bei aller Kühnheit ihrer Angriffe, einer Kühnheit, die mehr ſcheinbar als reell und im Grunde nichts als ein Weihrauch auf dem Altar der öffentlichen Meinung iſt, welche ihn mit Beifall und Gunſt reichlich vergilt. Alle mehr oder weniger von derſelben Bewegung, die ſie verbreiten halfen, fortgeriſſen, zwangen ſich Jene, nach gewiſſen als unfehlbar aufgeſtellten Prinzipien zu denken, über deren Kreis ſie nie hinausgingen, und verdammten Jeden, der ſich davon entfernte und ſich eigene Wege ſuchte. Die Schriftſteller des 17ten Jahrhunderts waren, ſobald ſie dem großen König ihren Tribut an Schmeicheleien abgetragen, im Reiche des Gedankens unabhängig und kümmerten ſich weder um den Hof, noch um die Stadt und den großen Haufen. Channing kann dies nicht beſtreiten, er, der ſelbſt mit Feuer dargeſtellt hat, welch' eine tiefe Freiheit des Geiſtes bei Fénélon hervortritt. Sprechen wir es nur aus: die Eiferſucht, mit welcher in den Demokratieen die Gleichheit bewacht wird, iſt der Freiheit des Geiſtes gefährlicher, als die Hierarchie der Stände in den ſtarken Monarchieen: die Gleichheit der Republiken hat die Wirkung, die Menſchen auch geiſtig ganz gleich zu machen und zuletzt ihnen nur die Mittelmäßigkeit zu erlauben; denn die Intelligenz des Haufens iſt und bleibt mittelmäßig.

Doch kehren wir zu dem Amerikaniſchen Redner zurück; was er will, hat er geſagt: das Volk der Union ſoll ſich ſelbſt eine eigene Literatur ſchaffen. Hören wir nun, welchen Weg er dazu vorſchlägt. „Zuerſt muß man in liberaler und großartiger Weiſe für die geiſtige Erziehung ſorgen, man muß unſere wiſſenſchaftlichen Inſtitute veredeln, einen vielſeitigen, tieferen Unterricht anordnen, die Talente unterſtützen, daß ſie ſich ganz den anhaltendſten Forſchungen widmen können, man muß Centralpunkte des Wiſſens gründen, d. h. Univerſitäten, wo die Männer der Wiſſenſchaft ſich alles Bekannten bemächtigen, ſich durch den Verkehr mit gleichartigen Geiſtern gegenſeitig ſtärken und bereichern können. Man wende uns nicht ein, daß dies unausführbar ſey. Für Pracht, Unmäßigkeit und Luxus ſind wir reich genug; wir verſchwenden Millionen für Modeartikel, Möbel, Schmuck, Paläſte, Genüſſe, und für den Geiſt ſollten wir nichts übrig haben! Wo ſteckt nun unſere Armuth? In der Börſe oder im Herzen!" (Schluß folgt.)

Bibliographie.

The revolutionary adventures of Ebenezer Fox, of Roxbury. — Boſton.

The life of George Washington. Written for the use of schools. — Philadelphia.

Introduction to the German Language, with Selections from the classical literature of Germany. — Von David Fosdick. Andover.

A history of the state of Ohio, natural and civil. — Von Caleb Atwater. Cincinnati.

History of the controversy in the University of the city of New-York. By the Professors of the faculty of science and letters. — New-York.

Slavery in America; being a brief review of Miss Martineau on that subject. By a South-Carolinian. — Richmond.

Digitized by Google

Frankreich.

Nantes während der Schreckenszeit.

(Fortſetzung.)

Bis jezt hatte ich dieſen Reden in einer Art von Erſtarrung und Entſetzen zugehört. Ich wollte aufſtehen und weggehen, aber ein Antrieb der Neugierde hielt mich wieder zurück. Ich glaubte in einer Höhle wilder Thiere zu ſeyn, welche laut aufbrüllten. Bald kam mir die Wirklichkeit wie ein wirrer Traum vor. Die Rückkehr des Kindes, das ich nach dem Gaſthofe geſchickt hatte, entriß mich dieſem träumeriſchen Hinbrüten. Mein Billet war übergeben worden. Das beruhigte mich wieder. In der allgemeinen Verwirrung und begünſtigt von der immer wachſenden Trunkenheit meiner Gefährten, gelang es mir, unbemerkt zu entwiſchen. Was ich empfand, als ich allein war, läßt ſich nicht beſchreiben.

Am folgenden Morgen weckte mich die Wirthin, welche mir einen Brief übergab. Madame Benoiſt dankte mir für meine Warnung und zeigte mir an, daß ſie ſich in Sicherheit befände. Sie beſchwor mich, Alles zur Rettung ihres Mannes aufzubieten, und bezeichnete mir die Perſonen, welche ſie ſchon geſprochen und auf die ſie rechnen zu können glaubte. Dieſer Brief kräftigte mich, indem er mir eine Pflicht zeigte, der ich nachzukommen hatte. Ich beſchloß, das Vertrauen zu verdienen, welches man mir geſchenkt hatte, und keine Gefahr zu ſcheuen. Da ich nicht wußte, wie ich dies anzufangen habe, ſo begab ich mich zu Dufour, dem ich unbedingt traute. Er ſagte: „Wie ſoll ich Ihnen einen Rath geben, wenn alle Vorſicht und Klugheit zu Schanden werden? Man wird jezt durch das gerettet, was ins Verderben ſtürzen ſollte, und durch das ins Verderben geſtürzt, was retten ſollte. Weiß der Bürger Benoiſt kein Mittel, den ihm drohenden Streich abzuwehren? Man müßte ihn beſuchen und befragen.“ — „Aber wie das?“ — „Ich kenne den Kerkermeiſter Lagueze, der uns vielleicht zu dem Gefangenen laſſen wird.“

Wir gingen zuſammen nach dem Bouffai. Als wir auf dem Platze anlangten, ſahen wir hier eine Menge Leute, welche aßen, arbeiteten oder plauderten. Wie in den Kirchen, waren hier Bänke aufgerichtet, welche mit Namen verſehen waren; andeee wurden ſtundenweiſe vermiethet. In der Mitte ſtand das Schaffot über einer ungeheuren Kufe, welche mit einem getheerten Tuche überdeckt war. Mein Gefährte ſagte mir, daß dieſe Neuerung auf Anſuchen der Einwohner, deren Läden ſonſt in Blut geſchwommen hatten, eingeführt worden ſey. „Du ſiehſt“, ſagte er zu mir, „daß dies der Sammelplatz und allgemeine Vereinigungsort iſt; man gruppirt ſich um die Guillotine und iſt hier wie zu Hauſe. Die Frauen bringen ihre Arbeiten mit, wie zu einem Kaffeebeſuche, und die Kinderwärterinnen führen die Kinder hiee ſpazieren. Diejenigen, welche dem Tode muthig entgegengehen, werden applaudirt; wer zittert, wird ausgepfiffen. Mit wenigen Ausnahmen weiß der Haufe nichts von Haß und Zorn; es ſind weniger erbitterte Feinde, als Kenner, welche ein Urtheil fällen, oder Leute, die ſich amüſiren wollen.

Wir gelangten zum Gefängniß, wo man uns ohne Schwierigkeit den Eintritt in den Kerker des Bürgers Benoiſt geſtattete. Wir folgten dem Kerkermeiſter durch einen langen dunkeln Gang. Von beiden Seiten tönte uns das Geräuſch von Stimmen und Seufzern entgegen. Endlich öffnete uns Lagueze eine Thür und ſagte: „Hier iſt's.“ — Ich wollte eintreten, aber es wehte mir ein ſo fauler Geruch entgegen, daß ich ohnmächtig zu werden fürchtete und mich gegen die Mauer lehnte. Ich ermannte mich indeß wieder und ſchritt weiter vor. Alles ſchwamm vor meinen Augen wie ein Traum; in der Ferne bemerkte ich in nebelhaften Umriſſen Männer, Frauen und Kinder, welche mir unbeweglich ſchienen. Als ich indeß am Ende des Saals anlangte, ſah ich einige derſelben ſich regen. Durch ein halbgeöffnetes Fenſter wehte etwas friſche Luft herein. In dieſem Augenblicke ſah ich auch Benoiſt und ſtürzte auf ihn zu. „Kommt Ihr meinetwegen?“ fragte er. — Ich bejahte es. Er erkundigte ſich nach ſeiner Frau, und ich erzählte ihm, was ſich begeben. „Laß ſie abreiſen“, ſagte er dann, „beſchwöre ſie im Namen des Himmels, Nantes zu verlaſſen. Sieh' nur“, fuhr er fort, indem er auf die lange Reihe unbeweglicher Körper wies, die ich ſchon bemerkt hatte, „es ſind nur noch vier Lebende hier. Das ganze Strohlager iſt mit Todten bedeckt, und die, welche heute oder morgen hinzukommen, müſſen auf den Leichen liegen und werden ſelbſt in einigen Tagen den neuen Ankömmlingen als Unterlage dienen. So ſchichtet man die faulen Körper über einander, bis die Gefangenwärter ſelbſt es nicht mehr aushalten können. Die, welche ſonſt die Leichen fortſchafften, wollen es nicht mehr thun, weil ſie angeſteckt zu werden fürchten. Vor einiger Zeit hatte man vierzig Gefangene bewogen, dies gefahrbringende Geſchäft gegen Angelobung ihrer Freiheit zu übernehmen. Dreißig ſtarben und die Uebrigen wurden guillotinirt. Du haſt wahrſcheinlich gehört, was man ſich von unſerem Uebermuthe erzählt. Wenn man Marat und ſeinem Gelichter glauben wollte, ſo lebten wir hier üppig und in Freuden und wieſen die Nahrungsmittel, die man uns liefert, von uns, während doch in der That die wahren Patrioten Hungers ſterben. Unſere Nahrung beſteht in einem halben Pfunde Brod, welches mit Stroh gemengt iſt, und einem halben Pfunde Reis, den man uns nicht kochen will. Zwei Tage haben wir gar nichts erhalten. Das Waſſer wird uns verkauft, und Kinder ſind vor Hunger und Durſt unter meinen Augen geſtorben.“

Ich fragte ihn, ob es gar keinen Weg zur Rettung gebe. „Keinen“, ſagte er. „Die Frauen, welche ſchön ſind, glauben dadurch dem Tode zu entgehen, daß ſie ſich Carrier hingeben; aber ſein Lager vertraut ſeine Geheimniſſe, wie das der Kleopatra, nur für eine Nacht, und die Loire verſchlingt die Betrogenen. Die Gefängniſſe von Nantes ſind Sklaven-Baſare, wo einige alte Weiber für ihr ſchändliches Gewerbe Aushebungen veranſtalten. Es gelingt ihnen; denn die Furcht iſt noch wirkſamer als das Gold. Aber wozu hilft's, alle dieſe Gräßlichkeiten aufzudecken?“ ſagte Benoiſt, als er unſer Entſetzen bemerkte. „Wenn die Menſchen ſich ſelbſt aufgeben, verdienen ſie kein beſſeres Schickſal. Jeder muß die Strafe der Feigheit für Alle tragen. Ich für meinen Theil erwarte den Streich, der mich niederſtrecken ſoll.“ — „Ich hoffe“, ſagte ich, „Dich zu retten. Der Zufall hat mich einem Manne zugeführt, der mit dieſen Henkersknechten vertraut iſt und der uns nützlich werden kann.“

Ich erzählte ihm hierauf mein Zuſammentreffen mit Pinard und die Dienſtanerbietungen, welche mir dieſer gethan. Er ſchüttelte den Kopf und ſagte mir: „Rechne nicht darauf; dieſe Menſchen lieben das Böſe um ſeiner ſelbſt willen und verhüten es nie. Das Opfer, welches man ihnen empfiehlt, wird zuerſt geſchlachtet.“ — Dufour ſtimmte ihm bei. „Sie wiſſen gar nicht, was ſie morden“, fuhr Benoiſt fort; „unſere Gefängniſſe ſind Viehſtälle, in die man nach Gutdünken hineingreift. Wenn ein Gefangener ſich im Augenblicke des Aufrufs nicht vorfindet, ſo gehen die Henker weiter, denn die Stunde drängt, und am nächſten Tage haben ſie es vergeſſen. Jetzt darf man nicht vom Rechte, von der Aufopferung oder vom Muthe Rettung erwarten, ſondern vom Zufall, ob etwa ein Name undeutlich geſchrieben iſt, oder ob der Wind die Liſte wegweht.“ — Ich forderte Benoiſt auf, Alles anzuwenden, um ſich den Nachforſchungen zu entziehen, wenn ſein Name aufgerufen würde, während ich mir alle mögliche Mühe geben wolle. Lagueze benachrichtigte uns, daß es Zeit wäre, uns zu entfernen. Ich umarmte Benoiſt, und wir gingen.

Italien.

Die ſchöne Fornarina.

Wenig nur iſt von Raphael's berühmter Geliebten, von dieſer wunderbaren Schönheit, auf die Nachwelt gekommen, ſo groß auch der Einfluß war, den ſie auf das Herz und den Genius jenes Fürſten der Maler ausübte; und dies Wenige iſt ſo unzuſammenhängend, daß man daraus nur eine ſehr unvollſtändige Vorſtellung von dem Leben des jungen Mädchens ſchöpfen kann, welchem ein Platz neben Petrarka's Laura und Dante's Beatrix gebührt.

Mit dem Einfluſſe der Fornarina beginnt eigentlich eine neue Aera in der Malerei, vorzüglich in jenem Gebiete der Kunſt, vielleicht dem wichtigſten von allen, in der Idealiſirung der Wirklichkeit. Der Aufſchwung des religiöſen und moraliſchen Gefühls, dem wir die Meiſterwerke der Italiäniſchen Schule verdanken, nahm durch dieſes Weib eine höhere und beſtimmtere Geſtalt an. Man erkennt das Streben nach dem Ideal freilich ſchon in den Gemälden und Statuen der Schulen vor Raphail; aber es war mehr ein dunkles Suchen nach demſelben. Der ſtrenge und reizloſe Ausdruck der heiligen Jungfrauen des Duccio, Cimabue und Maſaccio veranſchaulichte die Idee eines aſcetiſchen, büßenden Lebens; die Madonnen Raphael's aber ſind die Gebilde einer erhabeneren Inſpiration. Er war ein zweiter Pygmalion, der im Geiſt die abſtrakte und reine Schönheit der menſchlichen Geſtalt ſchaute und ſie auf der Leinewand wiedergab; er verſtand es, dieſer herrlichen Form eine reine göttliche Seele einzuhauchen und ſo irdiſche und himmliſche Schönheit mit einander zu verbinden. Dieſe Idealiſirung der Materie in der Mutter Gottes war immer vergebens verſucht worden, bis Raphael ſeine Fornarina fand; ſie wurde der gute Genius des Malers, ſie lieh ſeinen heiligen Jungfrauen ihre reizenden Formen, die zu gleicher Zeit ſo keuſch und ſo üppig waren, und die uns zur höchſten Bewunderung hinreißen. Jedesmal, wenn er eine Jungfrau in allem Glanze irdiſcher Schönheit darſtellen wollte, war es nun eine Maria oder eine Galathea, ſchwebte Fornarina's herrliches keuſches Bild vor der glühenden Phantaſie des Malers und führte ſeinen Pinſel. Um das Weſen dieſer Liebe richtig aufzufaſſen, muß man eine klare Vorſtellung von dem Verhältniß Raphael's und Fornarina's haben. Als der Künſtler die ſchöne Bäckerstochter zuerſt ſah, war ſein Ruf als einer der größten Maler Italiens ſchon begründet; die Schöpfungen ſeines Genius wurden allgemein bewundert, und er ſelbſt, mit Ehrenbezeugungen und Reichthümern überſchüttet, lebte in ſeinem Palaſte wie ein Fürſt; ſein Name war in Aller Mund, und das Herz mancher vornehmen Römerin ſchlug für den edlen ſchönen Maler, deſſen ruhige, ſanfte Züge die ſeltenſten Eigenſchaften des Geiſtes und des Herzens widerſtrahlten; denn Raphael beſaß jene Beſcheidenheit und Anmuth, jene wohlwollenden, freundlichen Manieren, die alle Herzen gewinnen und einen tiefen, unauslöſchlichen Eindruck machen. Und Fornarina, das arme Mädchen aus niederem Stande, beſaß nichts als ihre Schönheit; aber wie entzückend ſchön mußte ſie ſeyn, um Raphael's Liebe zu gewinnen; ſie hing an ihm mit der ausſchließlichen und unbegränzten Hingebung, welche die Liebe der Römiſchen Frauen charakteriſirt; Fornarina wurde Raphael's Idol, das Urbild aller ſeiner Träume und ſei-

Digitized by Google

ner Schöpfungen. Jenes göttliche Weib, mit der jugendlichen Geſtalt, das auf einer Muſchel, von Göttern und Tritonen umringt, ſich auf den Wellen ſchaukelt; es iſt weder Thetis, noch Amphitrite, es iſt Galathea, welcher Fornarina ihre ſchlanken herrlichen Körperformen und ihre kindlichen Züge lieh, auf denen ein leichter Hauch der Wolluſt ſchwebt. Wer die unbegränzte Glaubensbegeiſterung, die glühendſte Andacht ſchauen will, deren das weibliche Herz nur immer fähig iſt, der betrachte die Transfiguration. Jene im Vordergrund knieende Frauengeſtalt, welche einem Kinde das Wunder zeigt, das ſich vor ihnen zuträgt, dieſe Frau iſt Fornarina. Ueber den Altären, wie in den Paläſten ſeiner päpſtlichen oder fürſtlichen Beſchützer, überall malte Raphael das Bild ſeiner heißgeliebten Fornarina. In dem Garten-Pavillon des Palaſtes Borgheſe ſieht man das Fresko-Portrait der Fornarina, und in der Gemälde-Galerie deſſelben Palaſtes wird noch ein anderes von ihr aufbewahrt; doch das getreueſte und ächteſte Abbild der Geliebten Raphael's ſieht man im Palaſt Barbarini; es iſt in halber Figur und in einem etwas ſeltſamen Style gemalt. Bis zum Gürtel nackt, verhüllt Fornarina ihren Buſen mit einem leichten durchſichtigen Schleier; mitten unter Blumen ſitzt ſie in einem Gebüſch; um ihr Haupt iſt eine Art Turban geſchlungen; am linken Arme trägt ſie eine Spange, auf welcher „Raphael Urbino" geſchrieben ſteht. Die Naſe iſt ein wenig breit, und die Augen groß und lebhaft; ihre Haare waren hellbraun, ſind aber etwas ausgeblaßt und mehr goldgelb geworden. Es ſcheint, als wären die Italiäniſchen Meiſter dem Geſchmack ihrer Vorgänger, der Italiäniſchen Dichter, treu geblieben, die eine große Vorliebe für das goldene Haar zeigten. Horaz, Ovid, Properz, Catull, die in ihren unſterblichen Verſen die Schönheit einer Lesbia, Pyrrha, Sagana und Canidia beſingen, preiſen ſtets die ſchöne Haarfarbe, flavam comam, ihrer Geliebten. Auf der Tribune der Galerie zu Florenz befindet ſich noch ein anderes Portrait von Raphael, welches ebenfalls die Fornarina vorſtellen ſoll.

Von der Geſchichte der Fornarina iſt uns nur wenig durch Sagen, die noch jetzt im Munde des Römiſchen Volkes leben, aufbehalten worden. Ihr eigentlicher Name iſt ganz unbekannt, denn Fornarina iſt nur ein Diminutiv von Fornaja (Bäckerin); doch heißt noch jetzt ein kleines, altes Haus, in dem ſich ein Bäckerladen befindet, und das an einer Brücke nahe am Eingange der Straße Balbi liegt, Casa Fornarina. Auf einer kleinen Marmortafel in der Mauer des Häuschens ſind dieſe beiden Italiäniſchen Worte eingegraben und ſollen Zeugniß davon geben, daß es einſt von der Geliebten Raphael's erbaut wurde. Dieſes Haus ſteht in einer öden, abgelegenen Straße, in einem der wenig beſuchten Viertel von Rom. Selten verirren ſich Reiſende, welche die Denkmäler und Alterthümer der ewigen Stadt beſuchen, bis hierher zu dieſer Ruine, von deren Daſeyn man kaum etwas weiß, und nur zuweilen begegnet man daſelbſt irgend einem ernſten, nachdenklichen Deutſchen Wanderer, der dieſen Ort aus Ehrfurcht vor dem Andenken des großen Römiſchen Meiſters aufſucht. Hier erblickte Raphael Sanzio di Urbino im Jahre 1508, als er ſich nach dem Palaſte des reichen Banquiers Agoſtini Chigi begab, deſſen Familien-Kapelle er mit Gemälden ausſchmückte, zuerſt ſeine Fornarina, die im Laden ihres Vaters kleine Brodte verkaufte. Da vergaß er, trotz aller freundlichen Erinnerungen ſeines Gönners, ſeine angefangenen Fresken und entworfenen Gemälde; ſeine Morgenbeſuche im Bäckerladen waren ſo häufig und dauerten ſo lange, daß ſie dem Fortſchreiten ſeines ſpäter unter dem Namen der Raphaeliſchen Stanzen ſo berühmten Werkes ſehr nachtheilig wurden. Da nun aber der alte reiche Banquier gern die herrlichen Entwürfe des jungen Künſtlers vollendet ſehen wollte, ſo entſchloß er ſich, die ſchöne Bäckerstochter in ſeinen Palaſt einzuladen, um dadurch den Flüchtling zu ſeinen verlaſſenen Werken zurückzuführen. Sie folgte dieſer Einladung, und der junge verliebte Meiſter arbeitete nun wieder ununterbrochen an ſeinen Gemälden.

Von dieſer Zeit an blieb Fornarina bis zu Raphael's Tode ſeine unzertrennliche Gefährtin; er konnte ohne ſeine Geliebte gar nicht mehr leben, und als er die berühmten Vatikaniſchen Logen malte, nahm er ſie ſelbſt mit in den päpſtlichen Palaſt. Dem Papſte war die beſtändige Anweſenheit der Geliebten Raphael's ein Aergerniß, denn jedes Mal, wenn er den Künſtler beſuchte, um ſeine neuen Entwürfe und die Fortſchritte ſeiner Arbeiten zu betrachten, fand er zu ſeinem Verdruſſe die ſchöne Fornarina bei ihm. „Wer iſt eigentlich dieſes Mädchen, das ich hier beſtändig ſehe?" fragte Seine Heiligkeit einſt mit unverſtellter übler Laune und Bitterkeit. „Ew. Heiligkeit werden entſchuldigen, ſie iſt mein Augapfel", antwortete der liebeerfüllte Raphael. Mit Unrecht flucht die Welt dem Andenken Fornarina's und mißt ihr allein die Schuld des Unglückes bei, das Raphael in der Blüthe des Lebens und der Kunſt dem Grabe zuführte. Die übermäßigen Ausſchweifungen, denen ſich der Künſtler hingegeben, ſollen, ſo ſagt man, ſeine Kräfte aufgerieben und die Welt aller der herrlichen Kunſtwerke beraubt haben, die man noch von dem Urbiniſchen Maler zu erwarten berechtigt war, der ſchon im Frühling ſeines Lebens ſo ſtolze und große Hoffnungen für die Zukunft erweckte. Eines Tages kam er ganz erſchöpft nach Hauſe und wurde von einem heftigen Fieber, deſſen Urſache er verbarg, ergriffen; man ließ ihm zu Ader, doch verſchlimmerte ſich ſein Zuſtand immer mehr. Als er ſein Ende herannahen fühlte, wünſchte er die Entfernung ſeiner Geliebten und ſicherte ihr in ſeinem Teſtamente ein anſtändiges Auskommen für die Zukunft. Sein Tod wurde allgemein betrauert, und ſelbſt der Papſt Leo X. beweinte den Verluſt des Malers der „Logen."

Die Lebensgeſchichte der meiſten großen Geiſter, deren Haupt ſchon in der Blüthe der Jugend die Glorie des Ruhmes umſtrahlte, hinterläßt einen traurigen Eindruck. Sie blenden die Welt durch ihren plötzlich auflodernden Glanz, wie jene Meteore, die von Zeit zu Zeit über die Erde dahineilen; aber dieſer kurze Glanz verlöſcht nur zu bald auf ewig. Wenn man auf die Annalen der Muſik, dieſer Schweſter der Malerei, einen Blick wirft, ſo ſieht man Mozart und Weber aufleuchten und ſterben wie Raphael. Und wie viel berühmte Männer, die einem traurigen Geſchick zum Opfer fielen, trifft man nicht in der Geſchichte der Literatur. Wie manchen berühmten Geiſt könnten wir nicht anführen, der mit ſo mächtigen Fähigkeiten begabt war, daß er wie der Julius-Stern des Römiſchen Dichters — micat inter omnes Julium sidus — alle neben ihm auftauchende Geiſter verdunkelte. Die regen Gedanken, die gewaltigen Schöpfungen, die Arbeiten eines ſchaffenden, glühenden Geiſtes, welche ein langes Leben zu erfordern ſcheinen, füllen kaum den Raum einiger, zwar ruhmvoller, doch fieberhaft aufgeregter, verzehrender Jahre. Der zu feurige Geiſt erſchöpft ſich ſchnell zum Nachtheil ſeiner Körperkraft. Das unerläßliche Gleichgewicht zwiſchen den phyſiſchen und geiſtigen Fähigkeiten iſt auf immer zerſtört, und das Leben erliſcht plötzlich mitten in der erhabenſten Thätigkeit; ſolche Menſchen leben zu viel, um lange leben zu können.

So erloſch mancher große Genius, ſo ſtarb auch Raphael. Wenn man ſeinen Tod anderen Urſachen, als den eben angeführten, zuſchreiben will, ſo ſollte man doch wenigſtens das Andenken ſeiner vielgeliebten Fornarina nicht ſchmähen und ſie nicht einzig und allein mit der Schuld ſeines frühen Dahinſcheidens belaſten. Empfindet auch der ſtrenge Sittenrichter keine Sympathie für die Geliebte Raphael's, ſo ſollte er doch wenigſtens aus Achtung für den Mann, der ſie ſo leidenſchaftlich geliebt und mit ſeinem Ruhme umſtrahlt hat, ihrem Namen nicht fluchen; und wenn er ein Abbild ihrer Reize in irgend einer reinen, keuſchen Madonna des Meiſters ſieht, ſo ſollte er ihr mit der wohlwollenden Geſinnung des Dichters verzeihen, der von ihr ſagte:

> Magſt immer Mängel an ihr finden,
> Schau ihr ins Antlitz, und ſie ſchwinden.

Mit dem Tode Raphael's verſchwindet jede hiſtoriſche oder traditionelle Spur vom Geſchick der Fornarina. Einer in Rom verbreiteten Sage nach, ſoll ſie ſpäter bei Giulio Romano, dem Lieblingsſchüler Raphael's, gelebt haben; wahrſcheinlich hat die Aehnlichkeit, die zwiſchen den weiblichen Figuren des Meiſters und Schülers vorwaltet, dieſe Vermuthung veranlaßt. Doch findet man dieſe Aehnlichkeit nicht bloß in den Werken des genannten Künſtlers, ſondern bei allen, die zur Schule Raphael's gehören, was alſo nur den Einfluß beweiſt, den das Vorbild des Meiſters auf ſeine Schüler übte. Und dieſer Einfluß iſt ein durchaus natürlicher, der den Ruhm dieſer Schüler durchaus nicht verkleinert. Man muß ihn nur nicht mit jener ſklaviſchen Nachahmung verwechſeln, die freilich nichts als ein Plagiat iſt; er leitete nur alle auf denſelben, einmal als vorzüglich anerkannten Weg, und daher ſehen wir in mehreren Galerieen ſo viele weibliche Portraits, die alle für die der Fornarina gehalten werden.

So wurde durch die Liebe eines großen Künſtlers die Schönheit eines einfachen Mädchens unſterblich; ſeltſame Laune des Schickſals, die mit dem Abbild einer namenloſen, aus der niederen Volksklaſſe ſtammenden Frau die Mauern der Paläſte und Kirchen ſchmückte und daraus eine Augenweide der Fürſten und Päpſte, die Freude und den Stolz der Künſtler machte. Wie manche hochgeborene Schönheit mag das glänzende Loos der armen Fornarina beneiden, die von einem Raphael gemalt und von allen kommenden Geſchlechtern bewundert wurde.

(New Monthly Magazine.)

E n g l a n d.

Bibliographie.

- The African Slave Trade. — Von T. F. Burton. 6 Sh.
- Alfred Marcland, the would-be Traveller. — 5½ Sh.
- America and the American Church. — Von dem Geiſtlichen H. Caswell. 10 Sh.
- The Book of the Grand Junction Railway. — Von T. Roscoe.
- The Eight Watches. — Von J. Bruce.
- Essays on some of the Dangers to Christian Faith. — Von J. Whately.
- Geometrical Theorems and Analytical Formulae. — Von Dr. W. Wallace.
- Lectures against Owenism. — Von J. Beard.
- Lives of Scottish Writers. — Von Dr. D. Irving. 2 Bde.
- Outlines of Military Surgery. — Von Dr. Sir G. Ballingall. Zweite Aufl.
- Principia Saxonica. — Von T. Langley.
- Town and Country Practice of the Court for relief of insolvent Debtors. — Von R. Allen.
- Treatise on Probabilities. — Von T. Galloway (from Encyclopedia Britannica).

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieſer Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 39. Berlin, Dienſtag den 2. April 1839.

Schweden.

Laing's Reiſe durch Schweden. *)

Wer Herrn Laing's (auch in dieſen Blättern früher erwähnte) Norwegiſche Reiſe geleſen hat, dem wird es ſchwer werden, in dem vorliegenden Werke über Schweden denſelben Verfaſſer zu erkennen. Man vermißt hier ganz jene herzliche Sympathie mit der Natur und den Sitten des Nordens, welche den Zauber der erſtgenannten Reiſebeſchreibung ausmacht. In Norwegen verweilte der Verfaſſer einige Monate; er beſuchte geſellige Zirkel und miſchte ſich unter das Volk, deſſen Freimüthigkeit und hausbackener Verſtand ihm ſehr zuſagten. Das kräftige Freiheitsgefühl der Norweger fand in ſeinem Herzen vollen Anklang; aber auch ihre nationale Antipathie gegen Schweden ſcheint Herrn Laing angeſteckt zu haben, und zwar in viel höherem Grade, als dies mit dem Geiſte ruhiger Beobachtung verträglich iſt. Herr Laing reiſt wie im Fluge durch das letztgenannte Land — er ſieht von den meiſten Dingen nur die Oberfläche, bringt die Eindrücke des Augenblicks, ohne fernere Prüfung, zu Papier und ſchreibt ſo ein Buch zuſammen, das eine Menge voreiliger, auf Nichts begründeter Urtheile enthält. Deſſenungeachtet iſt Herr Laing ein geiſtreicher Schriftſteller, immer ſcharf blickend und oft lebendig ausmalend. Er hat ſehr geſunde, treffende Anſichten von den Zwecken und Gegenſtänden politiſcher Einrichtungen; und aus dieſer Urſache mag man es ihm zu Gute halten, daß neun Zehntheile ſeines Buches mit Politik angefüllt ſind.

Als Herr Laing um die Mitte des Mai in Norwegen ankam, war der Boden noch mit Schnee bedeckt. Im Anfang des Juni betrat er Schweden, wo ihm alsbald neben der größeren Fruchtbarkeit des Erdreichs größere Aermlichkeit der Bewohner und Verwahrloſung an allen Ecken auffiel. Schweden iſt im Vergleiche mit Norwegen ein durchaus ebenes Land; aber ſeine flachſten Strecken erhalten durch die Ueberreſte phyſiſcher Revolutionen, welche man daſelbſt vorfindet, einen eigenthümlichen Reiz.

„Das Merkwürdigſte in dieſen Gegenden ſind die zahlloſen Blöcke von Granit, Gneis und anderem Urgeſtein, mit welchen die Oberfläche bedeckt iſt. Auch auf der ganzen Däniſchen Halbinſel und in einem Theile des nördlichen Deutſchlands findet man ſolche erratiſche Blöcke, wie die Geologen ſie nennen. Es iſt ſchwer zu ſagen, woher dieſe Steinmaſſen gekommen ſind und welches Agens ihnen den Impuls zur Wanderung gegeben hat.**) Die im Norden des Wener befindlichen Blöcke haben abgerundete Formen, als wären ſie einer bedeutenden Friction ausgeſetzt geweſen, wogegen man an denen, welche zwiſchen dem Wener und Hielmare liegen, ſcharfe Kanten wahrnimmt. Die letzteren müſſen alſo von dem nagenden Einfluſſe der Gewäſſer mehr verſchont geblieben ſeyn. Dieſe charakteriſtiſche Verſchiedenheit wird immer merklicher, je weiter man nach Oſten vorrückt."

„Von der Gränze aus iſt das ganze Land ſo flach, wie die mittleren Grafſchaften Englands. Nur ſanfte, wellenartige Anhöhen begränzen den fernen Horizont. Die erratiſchen Blöcke ſind hier nicht, wie höher im Norden, regellos über die Ebene verſtreut; ſie gruppiren ſich wie Kieskörner, die ein Kind auf einem Tiſche zuſammenfegt, und bilden längliche, ſchmale Reihen, wie Felſen-Eilande in der grünen Ebene. Selten ragen ſie mehr als 30 bis 40 Fuß über den Boden empor; aber die Straße windet ſich doch um ſie herum, wie um Gebirge, da es nicht möglich iſt, darüber hinweg zu kommen."

Herr Laing beſpöttelt mit Unrecht die in Schweden herrſchende Sucht, Inſchriften in Runen-Charakteren abzufaſſen und an der Landſtraße aufzupflanzen. Nationale Liebhabereien erſcheinen dem Fremden ſehr leicht ſeltſam und lächerlich; wenn aber irgend eine derſelben vorzugsweiſe Nachſicht verdient, ſo iſt es gewiß diejenige, welche einen warmen Sinn für die Ueberreſte einer alten Literatur bekundet. Viel tadelnswerther noch, als ſein Spott über die Runen, iſt ſein abſprechendes Urtheil über Islands Sprache und Literatur, die ihm beide ein fremdes Gebiet ſind. Er läßt die Edda's und Saga's ohne vernünftigen Grund im vierzehnten Jahrhundert entſtehen, ſtatt im zwölften, und behauptet am Ende gar (wie einige Stock-Philologen vom Sanskrit angenommen), die Isländiſche Sprache ſey eine moderne Erfindung.

Von der Scenerie auf dem Mälar-See, der jetzt mit Dampf befahren wird, giebt Herr Laing folgende Beſchreibung: „Die Umgebungen dieſes Sees haben einen lieblich-maleriſchen Charakter. Schön bewaldete Landſpitzen kreuzen einander — ſchön bewaldete Eilande ſteigen hinter einander empor. Die Bäume ſtehen dem Waſſer ſo nahe, daß der Uferrand verſchwindet; und dieſe Bäume ſind nicht etwa düſtere, lanzenartig zum Himmel hinanſtarrende Tannen, wie an den Seen Norwegens, ſondern wohlgerundete, in üppigem Laubwerk prangende Buchen, Maßholder und Birnbäume. Zehn Stunden lang glaubſt Du, zwiſchen bezauberten Inſeln dahin zu gleiten, und endlich landeſt Du — in der komfortloſeſten, proſaiſchſten Wirklichkeit, in Stockholm! Hier giebt es weder große noch kleine Gaſthöfe, weder Laſtträger noch Lohnkutſcher, die auf dem Kai des Fremden warten, ihre Karten in ſeine Hand drücken und ihn auf den erſten Wink nach dem gewählten Logis fördern. Der Reiſende muß ſich ſelbſt um eine Nachtherberge und um alle Bequemlichkeiten des Lebens bemühen."

Dieſe komfortloſe Stadt beſitzt nach Herrn Laing nur ein wahrhaft ſchönes Gebäude. „Das Königliche Schloß iſt der erſte und zugleich letzte Gegenſtand, welcher das Auge des Fremden feſſelt. Die edle Einfalt ſeines Baues, der nicht mit ſinnloſen Schnörkeleien überladen iſt, die Großartigkeit ſeiner Dimenſionen und der Eindruck, den er auf jeden Zuſchauer von geläutertem Sinn für das Schöne hervorbringt, ſichern dieſem Palaſte einen ehrenvollen Rang unter den trefflichſten architektoniſchen Kunſtwerken der neueren Zeit. Er hat den ungemiſchten Charakter des einfach Erhabenen."

Die Hauptſtadt Schwedens iſt keinesweges eine reiche Stadt; faſt alle Privathäuſer verkünden, daß ihre Beſitzer nur in mittelmäßigen Glücksumſtänden ſind. Das ſchlichte Anſehen der Häuſer und der Mangel an Equipagen in den Straßen ſtehen mit den vielen wohlgekleideten Perſonen, denen man auf den Straßen begegnet, in lebhaftem Kontraſte. „Man ſieht hier", ſagt der Verf., „den Einfluß des Hofes in einer kleinen Stadt. Wohlhabend ſcheinen iſt ihre Lebensregel." Die große Sterblichkeit in Stockholm iſt bereits von Forſell beſprochen worden, einem ſchätzbaren Schriftſteller, dem Herr Laing Vieles verdankt. Allein der Letztere verweilte in Schwedens Hauptſtadt zu kurze Zeit, als daß er jene verborgenen Urſachen der Abnahme ihrer Bevölkerung, welche ſogar den einheimiſchen Statiſtikern entgangen ſind, hätte erforſchen können. Stockholm iſt für eine Bevölkerung von 80,000 Seelen ſehr geräumig gebaut und außerdem eine reinlich gehaltene und gut mit Waſſer verſorgte Stadt. Herr Laing behauptet, auf dieſe Thatſachen geſtützt, daß jene große Sterblichkeit nur moraliſche oder politiſche Urſachen haben könne. Er iſt im Allgemeinen auf ganz gutem Wege; allein der von Forſell angeführte Umſtand, daß die Sterblichkeit Stockholms im März am größten und im September am kleinſten iſt, hätte ihm einleuchtend machen ſollen, daß jene Urſachen in jedem Falle mit der Lebensweiſe der Bevölkerung während der Winter-Monate in Verbindung ſtehen und alſo zur Sommer-Zeit, in welche Herrn Laing's Beſuch fällt, nicht wohl ermittelt werden können. Gleich mit Winters Anfang beginnt man in Stockholm, zu walzen, und man walzt ſo lange, bis aller Schnee verſchwunden iſt. Dabei werden die Fenſter luftdicht gemacht, um die Kälte abzuwehren; und ſo athmen die Bewohner mehrere Monate lang in wohlbevölkerten Stuben eine angeſteckte und verdorbene Atmoſphäre. Ungezügelter Hang zum ſinnlichen Lebensgenuß iſt ohne Zweifel eine der vornehmſten Urſachen, warum der numeriſche Werth des Lebens in Stockholm um ein gutes Theil tiefer ſinkt, als in London; aber ohne Zweifel iſt auch die unſinnige Gewohnheit, alle friſche Luft aus den Gemächern entfernt zu halten, eine weſentliche phyſiſche Ingredienz, die dem moraliſchen Gifte ſich beigeſellt.

Der Verfaſſer philoſophirt mit beſonderer Ausführlichkeit über die merkwürdige, jeden Statiſtiker verwirrende Thatſache, daß die Schweden, obgleich von dem übrigen Europa abgeſchieden, größtentheils Landbau und Viehzucht treibend, im Beſitze wohl organiſirter und wohl vertheilter Schulen und einer ſoliden Kirchenverfaſſung, in welche kein Sektirer oder Schismatiker verderbliche Eingriffe thut, nichtsdeſtoweniger moraliſch entarteter

*) A Tour in Sweden etc. (Wanderung in Schweden im Jahre 1838. Enthaltend Beobachtungen über den moraliſchen, politiſchen und ökonomiſchen Zuſtand der Schwediſchen Nation.) Von Samuel Laing. London, 1839.

**) Neueren Beobachtungen zufolge, die man in Finnland gemacht, ſcheint es das Eis geweſen zu ſeyn, das dieſe vereinzelten Steinblöcke in Bewegung geſetzt und nach entfernten Gegenden getragen hat.

Digitized by Google

ſind, als jede andere Nation Europens, entarteter, als irgend ein der Bevölkerung Schwedens entſprechender Theil des dicht gedrängten, fabriktreibenden Brittiſchen Volkes. Es ergiebt ſich aus ſtatiſtiſchen Tabellen, daß im Jahre 1835 auf 140 Bewohner Schwedens durchſchnittlich ein Verbrecher kam. In England und Wales ſtellte ſich das Verhältniß der überführten Verbrecher nach dem letzten bekannt gewordenen Cenſus (1831), wie 1 zu 1005, und in Irland (1834) wie 1 zu 723 der übrigen Bevölkerung. Welch ein Unterſchied!

Herr Daumont, der im Jahre 1831 Schweden bereiſte, ſpricht von dem langen Lebensalter der Bewohner und macht, angeblich auf die Autorität der Forſell'ſchen Tabellen geſtützt, hinſichtlich der dortigen Sterblichkeits-Berechnungen, die mit Forſell's Angaben ganz unvereinbar ſind. Auch giebt er uns ein ſehr verdächtiges Zeugniß zu Gunſten der Schwediſchen Moralität. Er ſagt unter Anderem: „Solche Verbrechen, welche die Geſellſchaft erſchrecken und ihre Exiſtenz bedrohen, ſind hier beinahe unbekannt. Kaum findet man ein Beiſpiel von Räuberei oder Mord auf den Landſtraßen.“ Ganz anders urtheilt Herr Laing, dem die nämlichen Tabellen vorliegen; dieſer ſummirt die in Schweden begangenen Mordthaten und Räubereien, und ſein Ergebniß lautet, daß die Schwediſche Nation an Sittenloſigkeit alle Europäiſche Nationen übertreffe. Der Franzöſiſche Reiſende war in ſeinen Unterſuchungen ſchwerlich genau, wogegen Herr Laing die numeriſchen Details der Schwediſchen Gräuel mit der Schärfe und Strenge eines Rhadamanthus darlegt. Man kann ihm zwar einwenden, daß die Verſchiedenheiten der polizeilichen Syſteme, der Sprache des Kriminal-Geſetzbuches und der Claſſification der Verbrechen eine moraliſche Vergleichung mehrerer bürgerlicher Geſellſchaften, die unter verſchiedenen Geſetzen leben, ſehr erſchweren müſſen; aber dieſer Einwurf iſt doch zu allgemeiner Natur, als daß er die Ergebniſſe des Herrn Laing von Grund aus erſchüttern könnte.

Forſell erklärt die moraliſche Entartung des Schwediſchen Volkes aus ſeinem leidenſchaftlichen Hange zu berauſchenden Getränken; wogegen Herr Laing behauptet, daß die Quantität der in Schweden konſumirten Branntwein-Sorten nicht unverhältnißmäßig groß und alſo nicht geeignet ſey, ein ſolches Problem zu löſen. Er hätte jedoch bedenken ſollen, daß die Zunahme der Conſumtion berauſchender Getränke in Schweden unverhältnißmäßig groß iſt, wenn man dies auch nicht von der ganzen Quantität ſagen kann. Die Quantität Branntwein, welche auf jedes Individuum kommt, iſt heutzutage um das Doppelte größer, als ſie vor funfzig Jahren geweſen. Hören wir nun Herrn Laing's eigene Motivirung des ſittlichen Ruins der einſt ſo kräftigen Schweden, die, trotz ihrer numeriſchen Unbedeutendheit, den Europäiſchen Kontinent zwei Mal in Schrecken geſetzt haben

„Ich für meinen Theil argwöhne, daß die bürgerliche Verfaſſung des Landes ein tief wurzelndes Uebel in ihrem Schoße birgt. Die öffentliche Meinung zu Gunſten der Moralität wird von dem allzu furchtbaren Uebergewicht privilegirter Klaſſen — ſolcher Perſonen, die jeden ihrer Wünſche und Lebenszwecke durch ganz andere Mittel, als öffentliche Achtung, die auf ſittlichen Werth gegründet iſt, erreichen — niedergedrückt und vernichtet. Zu den erwähnten Klaſſen gehören aber nicht bloß der erbliche Adel, das Militair und die Gelehrten, ſondern auch der Schneider, der Schuſter, der Schmied, der Material-Händler — kurz, jedes Individuum, das ein Gewerbe treibt, im weiteſten Sinne des Wortes. Alle höhere und mittlere Stände bilden eine privilegirte Klaſſe oder Körperſchaft, von der jedes Mitglied in ſeinem Bereiche auf geſetzlichen Schutz rechnen kann, wenn fremde Einmiſchung ſeine Erwerbs-Mittel gefährdet. Es iſt in Schweden nicht wie bei uns, wo das tägliche Brod des Geſchäftsmannes und die Werthſchätzung des Individuums, gleichviel, welchem Rang es angehöre, nur auf ſeine Thätigkeit und Geſchicklichkeit, ſeinen Charakter und moraliſchen Werth ſich gründen; dieſe Vortheile erwachſen bei den niederen und mittleren Klaſſen in Schweden ſchon aus den Rechten und Privilegien der Körperſchaft; und bei den höheren bedarf es nur der Geburt und der Gunſt des Hofes oder der Regierung, um ſie ungeſtört zu genießen. Die öffentliche Meinung von ſeinem Charakter und ſeinem Benehmen in den mannigfachen Verhältniſſen des Lebens iſt ſelbſt für den Handarbeiter kein nothwendiges Element zu ſeinem Gedeihen und Fortkommen.“

Sehr treffend ſind Herrn Laing's Bemerkungen über die Zweckmäßigkeit einer unbeſoldeten Magiſtratur, aus denen wir zugleich erſehen, in welchem Grade er den Geiſt einer Conſtitution zu ſchätzen weiß, welche mehr auf den wachſenden Einfluß der öffentlichen Meinung und Geſittung zählt, als auf die Möglichkeit, das Gute und Tüchtige mit Geld zu erkaufen.

„Wenden wir uns nun zu der phyſiſchen Lage des Schwediſchen Volkes. Herr Laing verſichert uns, auf die Autorität eines ſehr verſtändigen und in der Statiſtik ſeines Vaterlandes wohlbewanderten Mannes, daß die Brittiſchen Verbrecher und Armen beſſer leben, als eine gute Hälfte der Schwediſchen Nation. Unter Armuth verſteht man in Schweden abſoluten Mangel an Speiſe, Kleidung und Brennmaterial. Der Tagelohn der arbeitenden Klaſſen hat ſich in den letzten Jahren dergeſtalt verringert, daß ihre ganze Lage um Vieles ſchlechter geworden iſt; und ein großer Theil des Landvolkes lebt von der gröbſten Koſt und wohnt in Baracken, die kaum gegen das Wetter ſchützen. Unter ſolchen Umſtänden glauben wir unbedenklich, daß die graſſirende Armuth der Schweden eine wirkſamere Urſache ihres ſittlichen Verfalles iſt, als irgend eines der Gebrechen ihrer politiſchen Verfaſſung oder alle zumal. Herr Laing hat aber gerade den Zuſammenhang der öffentlichen Noth mit dem ſittlichen Verderben unbegreiflicher Weiſe überſehen; er vergißt, daß Menſchen, die an jedem phyſiſchen Comfort Mangel leiden, nicht eben einen beſonderen Impuls zu ſittlicher Veredelung haben. Die erſte und weſentlichſte Bedingung geſellſchaftlicher Tugend in jedem Staate, gleichviel, nach welchen Prinzipien er regiert wird, iſt die bürgerliche Wohlfahrt der niederen Stände.“

Ein Dampfſchiff, das von Stockholm aus nordwärts nach dem Bottniſchen Meerbuſen fuhr, lockte Herrn Laing glücklicher Weiſe von dem Schauplatze ſeiner düſteren Betrachtungen ab. In wenigen Tagen erreichte er Umeå, ein Städtchen der Provinz Lappmarken, unter 63° 50′ N. Breite, welches im Sommer eine Menge Beſucher aus der Hauptſtadt anzieht, die ſämmtlich nach einem etwas nördlicher belegenen Berge eilen, von deſſen Gipfel man im Sommer-Solſtiz die Sonne um Mitternacht über dem Horizonte ſehen kann. Von Umeå ſpricht unſer Reiſender in folgenden Ausdrücken ſchmeichelhafter Vergleichung:

„Dieſes Städtchen, wie überhaupt alle Städte, bei denen ich vorbeigekommen, hat mit unſeren Küſtenſtädten große Aehnlichkeit. Die Einwohner leben hier, wie dort, von Fiſchereien, Schiffbau und Waaren-Spedition. Die Tracht der Bauern iſt ungefähr wie die des Schottiſchen Landvolks. Der Unterſchied zwiſchen den Städten an der Schwediſchen und denen an der Brittiſchen Küſte neigt ſich, meines Bedünkens, zu Gunſten der erſteren. Dieſe ſind offener und luftiger gebaut, die Straßen reinlicher gehalten und beſſer gepflaſtert, die Häuſer geräumiger und zierlicher. An jedem Hauſe bemerkt man Fenſtergardinen, und jedes Fenſter iſt mit Blumentöpfen geſchmückt. Die Gaſthäuſer ſind vorzüglicher. Ich befinde mich hier in einem Hotel, wie es ſchwerlich eine der kleineren Städte Nord-Schottlands, Inverneß etwa ausgenommen, aufweiſen dürfte. Umeå, deſſen Einwohnerzahl nur 1100 Individuen und deſſen Entfernung von Stockholm 470 (Engl.) Meilen beträgt, hat zwei Buchhandlungen, in denen man eine ſchöne Auswahl neuerer Bücher vorfindet. Alle Bequemlichkeiten und ſelbſt alle Luxus-Artikel ſind hier eben ſo reichlich zu haben, wie in unſeren kleinen Städten, und vielleicht auch den niederen Klaſſen zugänglicher, da die tägliche Lebensweiſe hier weniger koſtſpielig iſt. Weder das äußere Anſehen, noch die Sitten des Volkes verkünden Rohheit, Unwiſſenheit oder Sittenverderben. Nichts erinnert an Lappland als etwa die Nahrungsmittel.“

Herr Laing ſcheint die raſche Zunahme der Bevölkerung im nördlichen Schweden wenig beachtet zu haben, und doch iſt es faktiſch, daß in Lappmarken, in der Nähe des Polarkreiſes, die Bevölkerung um das Fünffache mehr anwächſt, als in dem Diſtrikte von Upſala. Zum Theil hat dies ſeinen Grund in den beſtändigen Wanderungen nach Norden. Warum aber, ſo kann man fragen, warum wandert der Schwediſche Bauer nach Lappland? Sind die weiten Ebenen des ſüdlichen Schwedens weniger fruchtbar, oder haben ſie ein rauheres Klima als die Wälder und Einöden am Bottniſchen Meerbuſen? Nein — wir müſſen es mit Schmerz ſagen — das Schwediſche Volk verläßt den weit früher kultivirten Theil ſeines Vaterlandes und flieht in minder wirthliche Gegenden, um nur außer dem Bereiche einer Ariſtokratie zu ſeyn, die das Volk in Armuth ſtürzt und es durch ihr Beiſpiel zur gröbſten Sittenloſigkeit verführt. Dies iſt ein Punkt, den Herr Laing nur oberflächlich berührt. In ſeinem Eifer, die verborgeneren Urſachen des Sittenverderbens der Nation ans Licht zu bringen, überſieht er diejenigen, welche hell am Tage liegen. Seine Nachrichten von der kleinen Inſel Gothland ſind nicht ohne Intereſſe; und in ſeinen Betrachtungen über das wahrſcheinliche Schickſal der in Schweden regierenden Dynaſtie zeigt ſich uns wieder der kühne und ſelbſtſtändige politiſche Denker. Wir können aber in die Schilderung der Geſinnungen einer Nation, welche von der Hand eines eilfertigen Reiſenden entworfen iſt, kein unbedingtes Vertrauen ſetzen. Unzufriedenheit und aufrühreriſcher Sinn des großen Haufens haben immer ein Heer kleinlicher Intereſſen im Hintergrunde, während diejenigen, denen Glück und Wohlfahrt eines Staates wahrhaft am Herzen liegt, gern in Ruhe bleiben, und wär' es auch zum Nachtheil ihrer perſönlichen Intereſſen. (Athenaeum.)

Nord-Amerika.

Amerika's Ausſichten auf eine National-Literatur.

(Schluß.)

Doch die Inſtitutionen allein reichen noch nicht hin, eine Literatur zu erzeugen, wie ſie Channing meint: die Inſtitute können wohl das Genie der Individuen bilden, aber nicht ſchaffen. Um zu entſtehen, braucht ſie irgend einen großen Impuls von außen. Die älteren Schweſtern der Amerikaniſchen Literatur ſind aus Einflüſſen hervorgegangen, welche ſich jetzt erſchöpft haben und die, wenn ſie auch einen Reſt von Leben behalten hätten, nicht jene ſaftigen Früchte liefern könnten, die der Moraliſt für ſein Volk braucht. Von dieſen alſo erwartet er nichts: ſeine ganze Hoffnung beruht auf einer neuen Entwickelung des religiöſen Prinzips, auf einer Reform des Chriſtenthums. „Die herrſchend gewordene Theologie, welche uns die finſteren Zeitalter vererbt haben, hat ihre Aufgabe erfüllt. Alles, was unter ihrem Schatten wachſen konnte, hat ſich ausgebildet. Sie hüllt die Natur Gottes und des Menſchen in undurchdringliche Schleier; ſie

Digitized by Google

überladet das Chriſtenthum mit willkürlichen Dogmen. Der wahre Glaube iſt von anderem Gehalt.“ Dieſer höhere Glaube, der eine neue Aera für die Literatur herbeiführen ſoll, „iſt durchaus ein rein geiſtiger, ein Glauben an die Realität und Unveränderlichkeit unſerer Seele, ein unbeſchränktes Vertrauen auf die echte Tugend, auf die Herrlichkeit des Geiſtes als höchſtes Gut, auf Gott, als die Quelle dieſes höchſten Guts, auf Jeſus Chriſtus, als den, der gelebt hat und geſtorben iſt, um dieſes Gut in den Geiſt einzuprägen: ein Vertrauen auf die Macht dieſes geiſtigen Glaubens, auf ſeine Siege, ſeine Unſterblichkeit, ein Vertrauen, das allen Wechſeln, Hemmungen und Leiden trotzt oder vielmehr ſie zu Mitteln der Vervollkommnung macht.“

Wie dieſer geiſtige Glaube eine Revolution in der Literatur bewirken wird, iſt aus den unbeſtimmten und enthuſiaſtiſchen Allgemeinheiten, in die ſich der Reformator verliert, ſchwer zu entdecken. Man ſieht wohl eine rein geiſtige Welt und in dieſer Welt ein neues ſoziales Leben, welches durch das religiöſe Prinzip eine neue Kraft bekommt, und endlich als Reflex dieſes allgemeinen höher entwickelten Geiſtes eine reinere und höhere Literatur; aber dieſe Welt iſt nicht die unſere, dieſer allgemeine Spiritualismus nicht das Leben unſerer Menſchheit. Ich leugne nicht die große und fruchtbare Gewalt des religiöſen Geiſtes, aber ſeine höchſte Kraft ſehe ich darin, daß er die Völker ſittlich macht; die allgemeine Intelligenz dagegen wird nur indirekt durch ihn befördert. Einige unter uns, die herrlich begabt und durch die doppelte Schule der Studien und außerordentlicher Schickſale gegangen ſind, werden immer jene Höhen erreichen, wo der Geiſt des Menſchen dem Himmel am nächſten iſt. Aber die Menge klebt am Boden, wie der Leibeigene an der Scholle; der Wahn wüthender Leidenſchaft miſcht ſich unter ihre beſten Regungen, und ihre reinſten Glaubenslehren ſind ihr leider immer darum theurer, weil ſie die ihrigen, als weil ſie ſchöner ſind.

Der Doktor Channing malt ſich einen ſchönen Traum; ſeine Phantaſie befreit die Vernunft von den tauſend Schleiern, die nur ſchwachen Schein zu ihr dringen laſſen: er denkt ſich den Menſchen frei von lügneriſchen Täuſchungen, frei von jener unſeligen Eitelkeit, die ihn fortwährend verleitet, ſein Gold mit einem ſchlechten Gemiſch zu verunreinigen. Auch iſt ſein Gedanke eben ſo ſehr mit Täuſchung behaftet, als zu unbeſtimmt und weſenlos. Die religiöſe Reform, die er erwartet, iſt unmöglich, wenigſtens in dem Charakter und den Wirkungen, die er ſich davon verſpricht; denn ſie ſetzt den Menſchen ſchon ſo voraus, wie ſie ihn erſt machen ſollte, ſie verläßt ſich auf eine Kraft der Vernunft, die ihm fehlt, auf die Mängel ſeines gemiſchten, endlichen Daſeyns.

Dieſe verworrene Abſtraction, welche mit Recht an der Solidität der Gedanken des Verfaſſers zweifeln läßt, findet ſich ſchon in dem Abſchnitt, wo Channing einen Blick auf den wirklichen Anbau des Literaturfeldes wirft. Indem der Doktor für ſein Land eine ernſte, geiſtige Literatur will, wehrt er ſich gegen eine Abſicht, die man ihm vielleicht unterſchieben könnte. Er ſagt, er wolle nicht „in ſeinem Lande ein Geſchlecht von Pedanten, von Bücherwürmern ſchaffen, die ſich in Abhandlungen über einen Griechiſchen Accent oder eine verroſtete Münze erſchöpfen.“ Aber wir ſind der Meinung, daß die Vereinigten Staaten dies Alles mitnehmen müſſen, oder daß ſie keine Literatur haben werden; es iſt dies eine von dem wiſſenſchaftlichen Leben, das der Doktor erſehnt, unzertrennliche Bedingung. Es giebt allerdings edlere Aufgaben für den Geiſt, als die Münzen zu entziffern oder mit Ernſt nach Kleinigkeiten zu forſchen; aber erſtens können ſich nicht alle Geiſter zu den höhern Gebieten des Gedankens hinaufſchwingen, und zweitens iſt es ganz natürlich, daß, wenn die Geiſter im Laufe ihrer Studien auf Dinge ſtoßen, die ihren Geſchmack beſonders lebhaft intereſſiren, ſich literariſche Manier und Einſeitigkeiten ausbilden. Das einzige Mittel, dieſen kleinen Krankheiten, die in Form und Weſen mit der Zeit ſich verändern, zuvorzukommen, wäre dies, gar keine Literatur zu haben. Uebrigens iſt keine Arbeit des Geiſtes mit Verachtung zu behandeln, ſo unbedeutend ihr Inhalt und Reſultat ſeyn mag. Die literariſche Republik iſt eine Stadt, die Menſchen aus allen Ständen zählt: den niedrigen Handlanger, den Arbeiter jeder Art, die Maurer neben den Baumeiſtern; Reiche, die prachtvolle Paläſte errichten, Arme, welche den Marmor und die Ceder dazu bereiten und etwas gelten, weil ſie an der Arbeit geholfen haben. Ein ſo gereinigter Literaturgeiſt, wie ſich Channing ihn denkt, wird auf das Volk der Vereinigten Staaten nicht herabſteigen. Die Amerikaniſche Literatur wird eine menſchliche ſeyn, ſo gut wie die Republikaner Nord-Amerika's Menſchen ſind.

Wer könnte jetzt vorherſagen, was dieſe Literatur ſeyn wird? Man kann es nicht einmal nach dem vermuthen, was wir gegenwärtig von dieſem Volke wiſſen, denn der Beſitz einer Literatur iſt ſchon das Reſultat einer ungeheuren Umgeſtaltung des National-Charakters: doch ſo viel läßt ſich vorherſehen, daß ſie auf zwei Arten nicht entſtehen kann. In den Vereinigten Staaten lieſt Alles, aber was? Der thätige Theil dieſes Volkes von verwegenen Handelsleuten lieſt politiſche Zeitungen und Sammlungen „nützlicher“ Thatſachen, die man für ihn alle Morgen in den kleinſten Flecken des Bundes druckt; die Reichen, die Muße haben — und auch dies iſt ein Prädikat, das ausſchließlich den Frauen zukommt — leſen, was die ſogenannte elegante Welt in ganz Europa lieſt: Romane, Fabrik-Memoiren, die frivole Literatur der Revues, und, zur Abwechſelung, den empfindſam religiöſen und eigentlich ſehr profanen Jargon einer anderen Literatur, die nicht weniger ſtark bearbeitet, nicht weniger leer und ſteril iſt. Wie dieſe doppelte Klaſſe von Leſern die Entſtehung einer ernſten und originellen Literatur herbeiführen ſoll, kann ich nicht finden. Der Staat ſelbſt muß den Saamen dazu ſtreuen, was Channing recht gut gefühlt hat, indem er den öffentlichen Unterricht ſeines Vaterlandes ungenügend nennt. Es müſſen Univerſitäten geſtiftet werden, wo die Jugend einen vielſeitigen und gründlichen Unterricht empfangen wird; Bibliotheken müſſen ſich bilden, wo der Geiſt Materialien zu bearbeiten und der Forſchungsſinn Schätze zu graben finden wird. Die verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft werden ſich dann mit Menſchen von reichem Wiſſen und gebildetem Geiſt füllen. So bildet ſich ein Publikum, wo bisher nur ein Volk war. Aus dieſem Publikum erheben ſich die Höherbegabten, die Dichter, die Hiſtoriker, die Philoſophen, die Kritiker, die Redner und Gelehrte aus allen Gebieten des Wiſſens. Dieſes neue Leben wird ſich an ſeiner Quelle immer aufs neue befruchten; ſo iſt die National-Literatur gegründet.

Nun fragt es ſich, wird dieſe Literatur ihr beſonderes Leben führen, wird ſie auf das öffentliche Leben wirken, ohne ſich mit ihm zu verſchmelzen, oder wird ſie, mit der Politik zuſammen gehend, manchen Zug der Griechiſchen Republiken ins Leben rufen? Wird die Kunſt den Handel und die Induſtrie von den hohen Stellungen, die ſie in der Geſellſchaft einnehmen, verdrängen? Dieſe Fragen löſen, hieße, noch viel tiefere und wichtigere für die Freiſtaaten von Nord-Amerika entſcheiden. Entweder wird die Literatur durch und für ſich leben, und dann wird ſich in der Nation eine Art Ariſtokratie bilden, die ſtark genug iſt, der reinen Wiſſenſchaft einen Theil der Geiſter wiederzugeben, indem ſie dieſelben über die politiſchen Intereſſen erhebt, die unter der Demokratie alle Geiſter beſchäftigten; oder aus der übermäßigen Zerſtreuung der Gewalten werden der Nation Häupter erwachſen, die ſie durch Genuß beherrſchen und in der Entwickelung der Künſte die Mittel ſuchen werden, ſie zu täuſchen und zu unterwerfen. An dieſe letztere Alternative glaube ich nicht. Die Amerikaniſchen Republiken werden vielleicht ihre Tyrannen haben, aber keinen Perikles, wie die ſchon ſo oft angeſtellte Vergleichung zwiſchen dem Alterthum und dem modernen Leben leicht ergiebt.

Die andere Alternative iſt weniger unwahrſcheinlich, und ſchon die Kühnheit einiger aus der hier angezeigten Schrift hervorgehobenen Stellen iſt ein merkwürdiges Symptom. Hätte der Amerikaniſche Doktor nicht gefühlt, daß er ſich auf eine ſchon mächtige Meinungs-Sympathie ſtütze, ſo würde er es nicht gewagt haben, die National-Freiheit der Unfruchtbarkeit anzuklagen, und man kann Herrn Channing anſehen als den auserwählten Sprecher der geiſtigen Ariſtokratie ſeines Landes, die in ihrem Herzen entſchloſſen iſt, den edlen Eifer, den ſie von der Literatur verlangt, durch Opfer zu erkaufen, damit das Vaterland dem doppelten Verderben des Egoismus und des Materialismus entrinne. Ja, die Vereinigten Staaten werden eine National-Literatur haben, nur wird ſie ihnen die allmälige Unterdrückung der ausſchließlich demokratiſchen Tendenzen koſten, die noch gegenwärtig an ihren Inſtitutionen arbeiten. Ob dies ein Fortſchritt oder ein Rückſchritt ſeyn wird, muß das neunzehnte Jahrhundert (ſchon?) entſcheiden.

Frankreich.

Nantes während der Schreckenszeit.

III.

Als ich den Bürger Dufour verlaſſen hatte, begegnete ich Pinard und Gouillin, welche mich anredeten. Sie wollten beim Volksrepräſentanten ſpeiſen und forderten mich auf, mitzugehen. Ich lehnte es ab, aber ſie drangen in mich. Ich bedachte, daß ich hier vielleicht Gelegenheit finden könnte, Benoiſt nützlich zu werden, und das machte mich ſchwankend. „Komm“, ſagte Gouillin; „wenn wir Dich vorſtellen, wird man Dich gut aufnehmen, und Du wirſt die Bürgerin Caron kennen lernen.“ — „Carrier's Maitreſſe?“ — „Ja, eine Sirene, der zu Liebe man auf dem Kopfe tanzen könnte.“ —

Ich entſchloß mich. Carrier wohnte damals am äußerſten Ende von Richebourg. Sein Haus wurde ſorgfältig gehütet, und wir mußten uns zu erkennen geben, ehe uns die Schildwache einließ. Wir fanden den Repräſentanten auf dem Treppenabſatze mit einem jungen Mädchen, welches in Thränen zu ihm flehte. „Du liebſt die Ariſtokraten“, ſagte er, „ich die hübſchen Mädchen; ich habe Dir geſagt, unter welchen Bedingungen Dein Bruder die Freiheit erlangen kann; eine Gefälligkeit iſt der anderen werth.“ — Unter dieſen Worten wollte er ihre Hände faſſen; das junge Mädchen bebte zurück. — „Ich will nicht zu einem Unglück ein zweites fügen“, ſagte ſie mit edler Verzweiflung. „Dann ſcheere Dich zum Teufel“, ſchrie Carrier; „die Blondinen liebe ich überdies nicht.“ — Wir waren oben angelangt. — „Ah“, rief Gouillin, „das iſt die kleine Brevet; will ſie noch immer ihrem Bruder Brod bringen?“ — „Ach!“ ſchluchzte ſie, „gewähret mir wenigſtens dieſe Gnade.“ — „Das könnten wir wirklich thun“, ſagte Gouillin; „da ihr Bruder geſtern ſo viel getrunken, ſo wäre es nicht mehr als billig.“ — Das Mädchen ſchrie laut auf; Gouillin und Pinard wußten ſich vor Lachen nicht zu laſſen. „Iſt es wahr?“ rief ſie endlich; „Michel, ſie haben Dich getödtet!“ — „Dummes Mädchen“, ſagte Carrier, „würde ich Dir ſonſt ſeine Begnadigung angeboten haben?“ — Sie ſchrie laut auf und breitete die Arme aus, um eine Stütze zu

Digitized by Google

ſuchen. Ich wollte ſie halten, aber Carrier hielt mich zurück. — „Man werfe dieſe Thränenlieſe hinaus“, ſagte er, „und die Schildwache ſoll einem Jeden, der mit einer Bitte kömmt, das Bajonnet durch den Leib rennen.“

Wir traten in den Saal. Die Geſellſchaft war ſo ziemlich dieſelbe, die ich ſchon im „Café du vrai Sans-Culotte“ geſehen hatte. Ich wurde Carrier vorgeſtellt. „Iſt es ein guter Patriot?“ fragte er, indem er ſeine düſteren Augen auf mir ruhen ließ; „Du weißt, daß wir hier Patrioten brauchen, welche, wie Gouillin ſagt, ein Glas Blut trinken können.“ — Pinard verbürgte ſich für meine Grundſätze. „Dann möge er zu uns zählen“, ſagte Carrier. Hierauf nahm er die beiden Männer, welche mich eingeführt hatten, zur Seite, um ſich mit ihnen zu unterhalten. Ich benutzte die Gelegenheit, ihn mir genauer anzuſehen. Er mochte fünfunddreißig Jahre alt ſeyn; er war groß, aber ſchlecht gewachſen. Das ſchwarze Haar, welches eng an den Schläfen anlag, ſtach gegen ſein olivenfarbiges Geſicht ab; die Stirn war niedrig, die Augen rund und unruhig umherſchweifend, ſeine Naſe gebogen, ſeine Lippen faſt gar nicht zu ſehen. Obgleich er ſtark zu ſeyn ſchien, ſo lag doch in ſeinem Geſicht etwas Vorſichtiges und feig Lauerndes, welches durch die Rohheit ſeines Benehmens hindurchſchimmerte. Von welcher Seite man ihn auch anſah, ſo ſchien es immer das Profil zu ſeyn; in dem Henker war noch der Advokat zu erkennen.

Man benachrichtigte uns, daß aufgetragen ſey, und wir begaben uns in das Nebenzimmer. Hier waren mehrere Frauen. Pinard bezeichnete mir die beiden Begünſtigten des Repräſentanten, Madame Le Normand und Angelika Caron. Die Letztere fiel mir auf. Ich hatte noch keine ſo ſchöne Frau geſehen, wenigſtens war mir keine ſo verführeriſch erſchienen. In ihrem Blick lag eine gierige Wolluſt, aber auch etwas Geiſtvolles; ihre Bewegungen waren weich und harmoniſch. Sie hatte ihre Pflichten aus den Augen geſetzt, aber die Anmuth bewahrt. Zwiſchen ihr und den übrigen weiblichen Weſen war ein Unterſchied wie zwiſchen einem gefallenen Engel und Kaliban. Ich weiß nicht, ob ſie die Bewunderung bemerkte, die ich ihr zollte, oder ob ſie mich für minder roh hielt; genug, bei Tiſche ſaß ich an ihrer Seite, und ihre Zuvorkommenheit vermittelte bald eine gewiſſe Vertraulichkeit zwiſchen uns. Ihre Unterhaltung war lebendig, originell, beweglich. Dieſe wurde von uns Beiden halblaut geführt, und inmitten der wüthenden Declamationen und Gotteslāſterungen mußte ſie bald eine gewiſſe Innigkeit annehmen. Das ſchändliche Leben, welches Angelika Caron führte, hatte ihr nicht Alles genommen, und was ſie nicht verſtand, wußte ſie wenigſtens zu würdigen. Sie ſprach mit mir von ihrer Kindheit, von ihren damaligen Neigungen und Träumereien. Zufällig ſprach ſie den Namen des Kloſters aus, in welchem ſie erzogen worden war. Auch Madame Benoiſt hatte dort ihre Erziehung erhalten. Ich nannte Roſe Boivin, und ſie erinnerte ſich derſelben. Ich wollte von dieſer Entdeckung Nutzen ziehen, als die Tafel aufgehoben wurde. Glücklicherweiſe ſetzten die Freunde Carrier's, welche vom Wein erhitzt waren, ihr Geſpräch fort, ohne auf uns zu achten. Ich ließ ſie in den Saal gehen und trat in ein Fenſter. Angelika näherte ſich mir.

„Dieſe Geſpräche ermüden Sie“, ſagte ſie, indem ſie aufhörte, mich zu dutzen. — „Ich vermeide ſie nicht immer“, antwortete ich; „aber hier gilt es, klug ſeyn.“ — „Wir leben in einem Schmelzofen“, fuhr ſie fort; „die Kraft wird zum Wahnſinn, der Unwille zur Wuth. Ihr wißt in Eurer Bretagne nicht, wie niederträchtig und grauſam ſich die Feinde der Republik gezeigt haben. Ihr könnt ſie nicht wie wir haſſen.“ — „Ich haſſe diejenigen, welche grauſam und niederträchtig geweſen ſind; aber es werden jetzt ſo viele Unſchuldige mit den Schuldigen verwechſelt.“ — „Die Pflichten derer, die an der Spitze ſtehen, ſind hart.“ — „Die Strenge darf alſo nie nachlaſſen?“ — „Sie iſt nöthig.“ — „Dennoch giebt es hier, wenn ich dem Gerüchte trauen darf, eine Stimme, die immer Verzeihung erhält.“ — Angelika ſah mich an und fragte: „Wen wollen Sie retten?“ — „Einen echten Patrioten.“ — „Unſere Freunde ſind es Alle“, ſagte ſie. — „Den Mann einer Ihrer Freundinnen, derjenigen, die ich vorher nannte.“ — „Roſe Boivin?“ — „Eben dieſe.“ — „Wie heißt er?“ — „Der Bürger Benoiſt.“ — „Morgen werde ich mit Carrier davon ſprechen“, ſagte ſie lebhaft. — „Morgen iſt es vielleicht zu ſpät.“ — Sie dachte nach. „Was kann ich thun?“ begann ſie wieder; „jetzt ſind ſie Alle da, und meine Bitte würde abgewieſen werden.“ — Ich drang in ſie, als Carrier ſie abrufen ließ. „Ich werde es mir überlegen“, ſagte ſie, als ſie mich verließ.

Ich fürchtete, daß meine Abweſenheit auffallen möchte, und begab mich wieder zu den Gäſten. Die Zahl derſelben hatte ſich vermehrt. Man ſah Generale mit wollenen Epaulettes nach der damaligen Sitte, Mitglieder der Departemental-Verwaltung in Holzſchuhen und Richter beim revolutionnairen Gerichtshofe ohne Weſte und Halstuch. Die Meiſten rauchten, ſpielten oder tranken. Einige liefen hinter den halbnackten Frauen her, welche ihnen lachend entſchlüpften. Man hörte nichts als Gläſergeklirr, Flüche, ſchmutzige Geſänge und lautſchallende Küſſe. Nur eine häßliche und mürriſch ausſehende Frau ſaß allein in einer Ecke des Zimmers und ſtrickte. Ich erkundigte mich nach ihrem Namen. — „Es iſt die Gattin des Repräſentanten“, ſagte Pinard, „ein wahres Stachelſchwein. Wenn ich Carrier wäre, hätte ich ſie mir ſchon längſt vom Halſe geſchafft. Aber wo iſt denn Carrier? Gewiß bei der Bürgerin Caron, ich wette! — Sagte ich's nicht? Da ſind ſie Beide.“ — Der Repräſentant erſchien in der That mit Angelika, welche er umſchlungen hielt. Dieſe war mit einer einfachen Tunika bekleidet. In ſeine Arme hingegoſſen, ſchien ſie ſeine Küſſe herauszufordern. Auf mich machte dieſer Anblick einen ekelhaften und befremdenden Eindruck. Ihre Schönheit ſchien mir entweiht. Als ich ſah, daß ſie auf mich zukam, wich ich zur Seite, um ihr Platz zu machen. Sie bemerkte es und erröthete. Hierauf entwand ſie ſich den Armen ihres Liebhabers, der ein Geſpräch mit Lamberty anknüpfte, und drückte mir im Vorübergehen ein Papier in die Hand. „Nehmen Sie“, ſagte ſie, „aber er möge Nantes augenblicklich verlaſſen.“ — Meine Antwort wartete ſie nicht ab.

Als ich in meinen Gaſthof zurückkehrte, ſagte man mir, daß mich Jemand auf meinem Zimmer erwarte. Es war Madame Benoiſt. Sie ſagte mir, daß der Name ihres Mannes auf der Liſte der Gefangenen ſtände, welche noch heute Abend hingerichtet werden ſollten. Wir machten uns ſogleich auf. Die Thür des Bouffat war mit Bewaffneten beſetzt, welche uns nicht durchlaſſen wollten. Alle unſere Bemühungen waren vergeblich. Schon ſtiegen die Vorderſten der Verurtheilten zwiſchen einer Doppelreihe von Soldaten die Treppe hernieder. Sie waren faſt nackt und jede Frau an einen Mann gebunden. Unter ihnen befanden ſich junge Mädchen, welche das Gefühl der Scham noch bewahrt hatten; ſie ſenkten das Haupt. Alle ſchritten langſam mit erſtickten Seufzern oder Gebete murmelnd die große Treppe herab. Die Fackeln, welche zwiſchen den Piken und Bajonnetten hin und her flackerten, erhellten das grauenvolle Schauſpiel. Mütter erhoben ihre Kinder und riefen: „Eine Mutter für mein armes Kind!“ — Zuweilen tauchten Hände zwiſchen den Bajonnetten auf, und Mütter warfen ihre Kinder hin, ohne zu wiſſen, wem ſie zufallen würden.

Als der Zug vorüber war, ſtieß Madame Benoiſt einen Freudenſchrei aus, denn ihr Mann befand ſich nicht darunter. Wir traten in den Schatten, um nicht geſehen zu werden. Die Bewaffneten ſchlugen den Weg nach der Loire ein, und man ſah die Fackeln auf dem Fluſſe glänzen. Hierauf ertönten Axtſchläge, dann ein ſchmerzlicher Aufſchrei, und Alles war wieder ruhig. Die Gefängnißtreppe war frei geworden. Wir ſtürzten hinauf, und ich überreichte dem Kerkermeiſter das Papier. „Der Bürger Benoiſt iſt wahrſcheinlich ſchon todt“, ſagte dieſer, „denn man hat ihn eben aufgerufen, ohne daß er ſich gemeldet hätte.“ — Madame Benoiſt ließ ſich indeß das Gefängniß öffnen und erſchien bald wieder mit ihrem Manne. Wir ſtürzten uns in die Arme.

Nach Verlauf einer Stunde hatten ſie Nantes verlaſſen, und auch ich machte Anſtalten, mich zu entfernen. E. Souveſtre.

Bibliographie.

Madame la duchesse de Longueville (épisode de la Fronde). — Von J. de Saint-Félix. 7½ Fr.

Origine de la forme des caractères alphabétiques de toutes les nations, des clefs chinoises, des hiéroglyphes égyptiens etc. — Von Moreau de Dammartin. 4. 8 Fr.

Le sucre colonial et le sucre indigène. — Von L. Fournier. 2½ Fr.

Mannigfaltiges.

— Die Kaiſerkrönung in Mailand. Als ein kompetentes Zeugniß für den Werth der bei Creuzbauer in Karlsruhe erſchienenen bildlichen Darſtellungen der Mailänder Krönung, zu denen Herr Aug. Lewald den Text geliefert, darf wohl das Urtheil der Gazzetta di Milano gelten. Dieſe erklärt in ihrem Blatte vom 21. März, daß es keine vollſtändigere und glänzendere Beſchreibung und keine auch in künſtleriſcher Hinſicht vollendetere Illuſtration geben könne, als die in Deutſchland herausgekommene Darſtellung jener Italiäniſchen Feſte und Feierlichkeiten. Während die pracht- und ſchönheitliebenden Mailänder es den Franzoſen gar nicht vergeben können, daß ſie in der letzten Zeit ſo oberflächliche und lügenhafte Berichte über das Thun und Treiben des nördlichen Italien verbreiteten, laſſen ſie Deutſchem Kunſtfleiße und Deutſcher von Schmeichelei weit entfernter Redlichkeit der Auffaſſung ihre vollſte Anerkennug zu Theil werden.

— Die Juli-Revolution. Eine vollſtändige Zuſammenſtellung alles deſſen, was ſeit dem Jahre 1830 über die Geſchichte der Franzöſiſchen Juli-Revolution geſchrieben worden, liefert die ſo eben bei Dejenne in Paris erſchienene „Geſchichte von Frankreich während des letzten Jahres der Reſtauration, von einem ehemaligen richterlichen Beamten.“ *) In der Vorrede führt der Verfaſſer nicht weniger als 91 Werke an, die er bei ſeiner Darſtellung benützt hat. Indeſſen iſt Vollſtändigkeit das geringere, Unpartheilichkeit dagegen das größere Verdienſt, das das Buch für ſich in Anſpruch nimmt. Wir werden vielleicht durch Mittheilung eines Kapitels aus demſelben unſere Leſer in den Stand ſetzen, ein eigenes Urtheil darüber zu fällen.

*) Histoire de France, pendant la dernière année de la Restauration, par un ancien Magistrat. 2 vols. — Leipzig und Paris, bei Brockhaus und Avenarius.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 40. Berlin, Mittwoch den 3. April 1839.

Frankreich.

Konnte die Franzöſiſche Revolution aufgehalten oder geleitet werden?

In einem kürzlich erſchienenen Werke: „Histoire du règne de Louis XVI., pendant les années où l'on pouvoit prévenir ou diriger la révolution française, par J. Droz", wird, wie es ſchon der Titel zeigt, dieſe Frage bejahend beantwortet. Der Verfaſſer ſucht in demſelben durch eine Darſtellung der Begebenheiten und der Männer, welche das Geſchick Frankreichs vom Jahre 1774 bis zum 4. Auguſt 1789 leiteten, die Anſicht feſtzuſtellen, daß, wenn zur Zeit der Thronbeſteigung Ludwig's XVI. die Revolution ſchon eine unvermeidliche Nothwendigkeit war, doch die Regierung noch eine hinreichende materielle und moraliſche Gewalt gehabt habe, um ſelbſt in der Verwaltung, Geſetzgebung, in den Finanzen, der Armee und in der Vertheilung der Abgaben die nothwendig gewordenen Verbeſſerungen einzuführen und Frankreich den Grad der Freiheit zu Theil werden zu laſſen, den die Bedürfniſſe der Zeit und die Bildungsſtufe der Nation gebieteriſch forderten. Dadurch, meint er, würden derſelben die Gräuel der Schreckenszeit und der Despotismus des Kaiſerreichs erſpart worden ſeyn.

Wenn dieſe Anſicht nun auch in Bezug auf die Franzöſiſche Revolution noch nicht ſo konſequent durchgeführt worden iſt, ſo iſt ſie doch nichts weniger als neu. Es iſt vielmehr die bekannte Hofmeiſterei der Geſchichte, welche dieſer gern ihren Lauf vorzeichnen möchte und, ſtatt ſich bei dem zu beruhigen, was geſchehen iſt, und den Gründen des Geſchehenen nachzuforſchen, ſich lieber die unfruchtbare Mühe giebt, herauszuſpintiſiren, ob, wenn das und das geſchehen wäre, es nicht ſo oder ſo hätte kommen können. Nicht bloß der Franzöſiſchen Revolution, ſondern allen großen Weltbegebenheiten iſt es ſo gegangen; hinterher ſind dann immer Leute gekommen, welche, den nothwendigen Gang der Geſchichte verkennend, Lärm geſchlagen und gemeint haben, wenn man es nur anders angefangen oder ſie gar um Rath gefragt hätte, ſo würden ſich die Sachen ganz anders geſtaltet haben. Von dieſem Geſichtspunkte aus iſt, beſonders auf katholiſcher Seite, die Reformation betrachtet worden. Dieſelbe, iſt geſagt worden, wäre durchaus nicht nothwendig bedingt geweſen, oder es hätte wenigſtens ein anderer Gang eingeſchlagen werden können. Wozu hätte es einer Reformation bedurft? Eine Reform der Kirche wäre vielleicht wünſchenswerth geweſen; aber dieſe hätte ja von der Kirche ſelbſt, von dem Oberhaupte derſelben ausgehen können. Hätte man ſich auf friedlichem Wege einigen können, ſo wäre die bedauernswerthe Kirchenſpaltung und alles Unheil, was im Gefolge derſelben hereinbrach, die Religions-Kriege, die Schwächung Deutſchlands und Gott weiß, was noch, vermieden worden. Das klingt Alles ſehr plauſibel, nur Schade, daß die Geſchichte bei dieſen Beſſerwiſſern nicht Rath einholen will! Nicht minder haben diejenigen, welche ſich in den Sturz Napoleon's nicht finden konnten, ſich damit zu tröſten geſucht, daß ſie meinten, wenn er nur nicht nach Rußland gegangen oder der ſtrenge Winter nicht eingetreten wäre, oder nicht zwei Kriege zu gleicher Zeit angefangen hätte, ſo würde er nicht gefallen ſeyn. Auf dieſe Weiſe ſind alle große Ereigniſſe durch Wenn's und Aber's in Frage geſtellt worden. Diejenigen, die ſo ſprechen, vergeſſen aber, daß die Geſchichte nie einen ihrer Helden oder eine Sache fallen läßt, ſo lange ſie der Menſchen bedarf, oder ſo lange ſie die Begebenheiten noch nicht zu allen Konſequenzen fortgeführt hat. Bei dieſen Wahrſcheinlichkeitsberechnungen hält man ſich dann gewöhnlich an die Menſchen und bürdet ihrer Unfähigkeit oder Verblendung die Schuld auf. Das mag in vielen Fällen zutreffen, aber darum bleibt es nicht minder wahr, daß der Gang der Begebenheiten im Ganzen und Großen beſtimmt iſt, und daß, wenn der menſchlichen Thätigkeit und Tüchtigkeit ein weiter Spielraum verſtattet iſt, es derſelben doch nie gelingt, mit Erfolg gegen die Zeitſtrömungen anzukämpfen oder den Strom der Geſchichte zurückzudämmen. Gegen eine fataliſtiſche Auffaſſung der Geſchichte empört ſich mit Recht unſer Gefühl; die Menſchen ſollen keine willenloſe Werkzeuge, keine Gliederpuppen in der Hand der blinden Nothwendigkeit ſeyn, aber man möge auch das Vertrauen zu der Geſchichte haben, daß ihr eine ewige Vernunft inwohne, oder, wenn man es lieber hört, daß ſie die Offenbarung des göttlichen Willens in der Zeit ſey, und daß eine Vorſehung die anſcheinend wirr durch einander laufenden Fäden ordne und eine. Um dieſe Ueberzeugung zu gewinnen, muß man aber die äußerliche Zufälligkeit und den unweſentlichen Schein von der inneren Nothwendigkeit zu unterſcheiden wiſſen, muß man wiſſen, daß der Geſchichte in jedem Falle mehr als ein Weg offen ſteht, um zu ihrem Ziele zu gelangen.

Auch in Bezug auf die Franzöſiſche Revolution iſt die Anſicht aufgeſtellt worden, daß ſie hätte gehindert oder anders geleitet werden können. Die Verfechter des ancien régime verkannten alle die derſelben zu Grunde liegende Nothwendigkeit und meinten, wenn man es nur klug anfinge und zur rechten Zeit nachgäbe oder entſchieden aufträte, ſo würde ſich der Sturm ſchon beſchwören laſſen. Als wenn man die Wellen des ſtürmiſchen Meeres durch einige Oeltropfen glätten könnte, bevor der Sturm ausgetobt hat! Bertrand de Molleville, obwohl nicht zu dieſer Partei gehörig, bildete ſich ein und hat dieſe Meinung auf eine wahrhaft lächerliche Weiſe in ſeinen Memoiren ausgeſprochen, daß, wenn man ihn nur hätte machen laſſen, wenigſtens die Gräuel der Revolution verhindert ſeyn würden. Die Gründe der Franzöſiſchen Revolution ſind indeß tiefer zu ſuchen, als in der drückenden Schuldenlaſt, in der Schwäche des Königs, in der durch die vorangegangenen Regierungen verbreiteten Depravation, den Umtrieben zügelloſen Ehrgeizes u. ſ. w., obwohl auch dieſe Einwirkungen in Anſchlag gebracht werden müſſen, aber nur als ſekundäre Urſachen, als Veranlaſſungen, an denen der nothwendige Umſchwung aller Verhältniſſe hervorbrach. Palliative konnten hier zu nichts helfen; Vorſicht und Klugheit konnten höchſtens das Eintreten der Kriſis hinausſchieben.

Kann nun auch der Standpunkt, von welchem in dem angeführten Werke ausgegangen iſt, nicht zugegeben werden, ſo erhält die Darſtellung doch dadurch ein beſonderes Intereſſe, daß ſie auf die der Revolution vorangehenden Jahre ausführlicher eingeht. In den meiſten Bearbeitungen treten dieſe gerade hinter den gewaltigen Kämpfen des blutigen Drama's zurück, und faſt alle Werke beginnen mit der Eröffnung der General-Stände. Und dennoch ſind die funfzehn Jahre der Regierung Ludwig's XVI., welche der Eröffnung der General-Stände vorangehen, für den Staatsmann und denjenigen, der die Geſchichte philoſophiſch zu betrachten gewohnt iſt, von nicht geringerem Intereſſe. Sie ſind die Expoſition des großartigen Drama's, der Beginn der Handlung. In der erſten Epoche ſehen wir die Auflöſung und das Abſterben der alten Geſellſchaft, während die Saatſpitzen einer neuen Zeit eben aus dem Boden hervorſproſſen.

Der Anſicht des Herrn Droz zufolge, waren Turgot und Necker die beiden Staatsmänner, welche am beſten wußten, was Frankreich damals Noth that, und der Geſchichte ihrer Verwaltung entnimmt er auch die meiſten Beweiſe zur Unterſtützung ſeiner Anſicht. Turgot wollte eine gleichmäßige Vertheilung der Abgaben einführen, den Handel aus ſeinen Feſſeln befreien. Er bezweckte Einheit der Maße und Gewichte, eine gemeinſame Geſetzgebung für ganz Frankreich, die Abſchaffung der Corporationen, ein populäres und freiſinniges Unterrichts-Syſtem, und im Gefolge aller dieſer Verbeſſerungen Munizipal-, Provinzial- und General-Verſammlungen, durch welche die Idee einer National-Repräſentation vorbereitet worden wäre. „Ich ſtehe dafür", ſagte Turgot zu Ludwig XVI., „daß die Nation in zehn Jahren nicht wiederzuerkennen ſeyn wird. Der Eingang zu dem Dekrete, durch welches die Corporationen abgeſchafft wurden, kann einen Begriff von ſeinen freiſinnigen Anſichten geben. Er lautet: „Indem Gott dem Menſchen Bedürfniſſe gab und ihm die Nothwendigkeit, zu arbeiten, auferlegte, machte er das Recht, zu arbeiten, zum Eigenthum eines jeden Menſchen, und dieſes Eigenthum iſt das erſte, heiligſte, unveräußerlichſte. Wir wollen daher die willkürlichen Einrichtungen abſchaffen, durch welche der Arme verhindert wird, von ſeiner Arbeit zu leben, welche den Wetteifer, die Gewerbthätigkeit erſticken und die Talente derjenigen, die durch die Umſtände vom Eintritt in eine Zunft ausgeſchloſſen werden, erſticken, welche die Gewerbthätigkeit mit einer ungeheuren Abgabe belaſten, die läſtig für die Unterthanen, nutzlos für den Staat iſt und, indem ſie den Mitgliedern der Zunft das Zuſammenhalten erleichtert, die ärmeren Mitglieder den reicheren zinsbar macht u. ſ. w." —

Digitized by Google

Ueber die politiſchen Reformen, welche Turgot beabſichtigte, ſpricht ſich der Verfaſſer folgendermaßen aus: „Mit Hülfe der Königlichen Gewalt wollte Turgot Einrichtungen einführen, welche unſeren Sitten entſprachen und geeignet waren, ſie zu verbeſſern. Ein ſo feiner Beobachter wie er, dachte, bevor man den Franzoſen geſtatte, ſich über die National-Intereſſen zu berathen, müſſe man zuvor für ihre moraliſche und politiſche Erziehung ſorgen, ihnen poſitive Ideen von der Landes-Verwaltung geben und Gefühle des Wohlwollens und des Patriotismus, von denen damals viel geſprochen wurde, die aber noch weniger in Handlungen als in Schriften hervortraten, unter ihnen verbreiten."

„Turgot wünſchte, daß ein Theil der Verwaltung den Eigenthümern anvertraut werden möge. Sein Plan war umfaſſend; er wollte ihn allmälig, mit kluger Vorſicht, immer Schritt haltend mit der geiſtigen und ſittlichen Bildung, ausführen. Sein erſter Verſuch ſollte ſeyn, in jeder Stadt und in jeder Landgemeinde eine Munizipalität zu wählen, welche die Abgaben vertheilt hätte, mit der Anordnung der für die Gemeinde nützlichen Arbeiten beauftragt worden und zugleich das Organ der lokalen Bedürfniſſe und Wünſche geweſen wäre. Hernach wären Kreis-Munizipalitäten eingeſetzt worden, welche die Gemeinde-Munizipalitäten hätten wählen müſſen. Turgot hatte bemerkt, daß die Verſammlungen, welche aus drei Ständen beſtanden, ſich oft verſchiedenen und dem Gemeinwohl ſchädlichen Intereſſen zuneigten. Deshalb wollte er, daß in den Munizipalitäten oder bei den Wahlen Niemand als Geiſtlicher, Adliger oder Bürgerlicher auftrete: man ſollte bloß als Eigenthümer über alle gemeinſame Intereſſen ſeine Stimme abgeben. Durch dieſe Verwaltungsweiſe ſah ſich die Regierung einer Menge Einzelheiten entledigt; dieſe fielen nun denjenigen zu, welche, vermöge ihrer Stellung, die vollſtändigſte Kenntniß davon hatten. Dies Verfahren ſicherte vor der Willkür der Beamten, gab den Eigenthümern ein Intereſſe am Gemeinweſen und erweckte unter ihnen einen edlen Ehrgeiz. Es war ganz geeignet, die Menſchen weniger leichtfertig und ſelbſtſüchtig zu machen, indem es ihren Sinn auf wahrhaft nützliche Gegenſtände hinlenkte."

„Die beiden erwähnten Abſtufungen waren die einzigen, welche Turgot von vorn herein einzuführen geſonnen war. Wenn die Geſchäftskenntniß ſich erſt weiter verbreitet hätte, ſo würden die Kreis-Munizipalitäten die der Provinzen ernannt haben. Den Schlußſtein des ganzen Gebäudes hätte dann die Munizipalität des Reiches gebildet. Dieſe Verſammlung, zu der jede Provinzial-Munizipalität ihren Vertreter geſchickt hätte, würde dem Monarchen die Bedürfniſſe des Landes vorgelegt haben und von der Regierung zu Rath gezogen worden ſeyn. Als Organ der öffentlichen Meinung würde ſie einen außerordentlichen Einfluß geübt haben. Hätte ein Edikt den Wünſchen derſelben entſprochen, ſo würde ſchwerlich Widerſtand dagegen verſucht worden ſeyn. Hätte die Verſammlung dagegen Einwendungen vorgebracht, ſo würden die Miniſter von ihren Plänen haben abſtehen müſſen, und dem Könige wären die Irrungen ſeiner Rathgeber bekannt geworden. Turgot beabſichtigte übrigens, dieſer Einrichtung noch eine größere Ausdehnung zu geben, und die Magiſtratur ſollte nur die richterlichen Functionen bewahren, die Einregiſtrirung der Geſetze aber der Munizipalität des Königreiches vorbehalten bleiben."

Durch eine ſolche Verfaſſung glaubte Turgot den Staat gegen die Mißbräuche der Gewalt ſchützen zu können, durch ſie hoffte er, die ſich gegen die Königliche Gewalt erhebende Oppoſition niederzuhalten. Nach einem Ausdrucke Sénac de Meilhan's verfuhr indeß Turgot wie ein Chirurgus, der mit Leichnamen zu thun hat; er bedachte nicht, daß er auf lebende Weſen einwirken ſolle, und beachtete nur die Sachen, nicht die Perſonen. Bald erhob ſich eine ſtarke Oppoſition gegen ihn; diejenigen, deren Intereſſe durch ſeine Reformen verletzt wurde, ſtanden wider ihn auf, und zu ihnen geſellten ſich alle die, welche ſpäter an die Reihe zu kommen fürchteten, und ſchmiedeten Kabalen und Intriguen gegen ihn. Obgleich Ludwig XVI. ſagte: „Nur Turgot und ich lieben den Staat", ſo hatte er doch nicht die Kraft, ihn zu halten. Der Miniſter, der, vom Könige unterſtützt, viel Gutes hätte wirken und manche heilſame Reformen hätte einführen können, wurde gezwungen, ſeine Entlaſſung zu nehmen.

Necker's Pläne entſprachen denen Turgot's einigermaßen, aber ſie waren bei weitem nicht ſo umfaſſend. Droz ſagt: „Sein Plan ging dahin, in jeder Allgemeinheit eine Verwaltung zu bilden. Die drei Stände ſollten geſchieden ſeyn, die Geiſtlichkeit den Vorſitz führen, aber die Stimmen nur nach Köpfen zählen. Die Mitglieder ſollten aus der Geiſtlichkeit, dem Adel, dem dritten Stande der Städte, dem dritten Stande des flachen Landes, aus jedem Stande zu einem Viertheil, gewählt werden. Das Parlament und viele Adlige fanden, daß Necker die Geiſtlichkeit zu günſtig behandle, und er ſetzte die Zahl der Geiſtlichen von einem Viertheil auf ein Fünftheil herab. Für den Anfang ſollte der König ein Drittheil der Mitglieder ernennen und die Uebrigen von dieſem Drittheil erwählt werden. Die Erneuerungen ſollten theilweiſe geſchehen und von den Provinzial-Verwaltungen, unter Vorbehalt der Königlichen Beſtätigung, ausgehen. Auf dieſe Weiſe war der Haupteinfluß weder dem Könige noch den Eigenthümern geſichert, ſondern wurde den Beamten in die Hände geſpielt, welche das Recht erhielten, ihre Kollegen ſelbſt zu ernennen. Dieſe Verſammlungen ſollten nach und nach eingeführt werden; aber die Ausführung ſtieß bald auf Schwierigkeiten, und es waren erſt zwei ins Leben gerufen, als Necker abdankte. Die erſte, welche in Berri im Jahre 1778 zuſammentrat, hatte dennoch erfreuliche Folgen gehabt; ſie hatte die Frohndienſte abgeſchafft und in einigen Monaten 200,000 Livres zuſammengebracht, welche für das Gemeinwohl verwendet werden ſollten.

Droz zieht folgende Parallele zwiſchen Necker und Turgot: „Das Bedauern, welches Necker's Ausſcheiden aus dem Miniſterium verurſachte, bildet einen auffallenden Gegenſatz zu dem Eindrucke, den Turgot's Entlaſſung machte: Fünf Jahre waren ſeitdem verfloſſen, und die politiſchen Ideen hatten ſich weiter verbreitet. Derjenige, deſſen Ausſcheiden ein ſo großes Aufſehen machte, verdiente daſſelbe weit weniger. Beide bezweckten freilich das allgemeine Wohl und verfolgten die Mißbräuche; aber Turgot beſaß die Uneigennützigkeit eines Weiſen, der ſich ſelbſt vergißt und ſich ganz dem Wohle des Staats und der Menſchheit widmet. Necker war nur in Geldſachen uneigennützig, und der Durſt nach Ruhm verzehrte ihn. Turgot vertraute ſeinen Prinzipien, Necker ſich ſelbſt."

„Die Verhältniſſe, unter welchen jener die Verwaltung der Finanzen übernahm, waren ungleich ſchwieriger als die, welche dieſer vorfand, und der Letztere half den Bedürfniſſen des Schatzes durch gefährliche und zuweilen unmoraliſche Auskunftsmittel ab. Turgot würde im Fall eines Krieges zu einer Anleihe gezwungen worden ſeyn, aber ſeine Grundſätze und ſeine Feſtigkeit bürgen dafür, daß er ſelbſt aus einer mißlichen Lage Nutzen gezogen haben würde, um eine durchgreifende Reform zu bewerkſtelligen. Turgot wollte eine den Bedürfniſſen entſprechende Geſetzgebung, eine dauerhafte Regierungsform. Necker bekämpfte nur einzelne Mißbräuche, und ſelbſt in einer Zeit, wo die Umſtände einen beſtimmten Plan forderten, fehlte es ihm an einer durchgebildeten Anſicht."

„Turgot wollte die Eigenthümer zur Verwaltung hinzuziehen und rief ſie zur Vertheidigung des gemeinſchaftlichen Intereſſe's auf. Necker warf zuweilen, ohne es zu wiſſen, feindliche Ideen unter dieſe zahlreiche Klaſſe hin. Im Widerſpruche mit dem Miniſter, an deſſen Stelle er trat, ſagte er in ſeinen Getraide-Geſetzen: „„Faſt alle Beſtimmungen der Civil-Geſetzgebung ſind zu Gunſten der Eigenthümer. Man erſchrickt, wenn man das Geſetzbuch öffnet und überall auf dieſe Wahrheit ſtößt. Es ſcheint, als ob eine kleine Anzahl Menſchen ſich in die Erde getheilt und gemeinſchaftlich Geſetze zum Schutz gegen die Menge gemacht hat, gerade wie man in den Wäldern Schutzwehren gegen die wilden Thiere aufrichtet. Dennoch iſt, trotz aller Geſetze über Eigenthum, Gerechtigkeit und Freiheit, faſt gar nichts für die zahlreichſte Klaſſe der Bürger gethan worden. Was kümmern uns Eure Geſetze über das Eigenthum? werden ſie ſagen; wir beſitzen nichts. Was Eure Geſetze über die Gerechtigkeit? wir haben nichts zu vertheidigen. Was Eure Geſetze über die Freiheit? wenn wir heute nicht arbeiten, ſterben wir morgen Hungers."" Der Geſetzgeber, welcher ſo ſprach, hatte eine ſo geringe Einſicht in die wichtigſten Theile der Staatswirthſchaft, daß er die Corporationen vertheidigte, welche dem Aufſchwunge der Induſtrie ſo ſehr im Wege ſtanden und gegen welche Turgot alle ſeine Anſtrengungen richtete."

„Turgot bezweckte die ſittliche und politiſche Bildung der Nation; er wollte die öffentliche Meinung bilden. Necker hielt dieſelbe für ſchon genügend aufgeklärt und beugte ſich vor ihr. Der Eine wendete ſich zum Volke als Geſetzgeber, der Andere als Höfling. Die Staatsmänner unterliegen ſehr häufig, wenn ſie auf dem Höhepunkt ihrer Macht angelangt ſind; ſo ging es auch Necker kurze Zeit nach dem compte rendu, der ihn ſo ſehr in Gunſt geſetzt hatte. Turgot ſtarb zwei Monate nach der Entlaſſung Necker's in einem Alter von zweiundfunfzig Jahren. Er hatte die letzte Zeit ſeines Lebens in der Zurückgezogenheit, einzig mit den Wiſſenſchaften beſchäftigt, zugebracht. Necker's Verluſt, obgleich derſelbe Turgot und Machault weit nachſtand, war immer ſehr empfindlich; um ſich davon zu überzeugen, braucht man nur ſeine Nachfolger zu betrachten. Er wußte wenigſtens, daß, wer Frankreich beherrſchen wolle, das Gemeinwohl im Auge haben müſſe, und eine ſo einfache Wahrheit einzuſehen, wollte ſchon immer etwas ſagen. Er ſchaffte Mißbräuche ab und dachte darauf, den Stürmen zu begegnen. Seine Neider haben zwar oft behauptet, er habe das Königliche Anſehen geſchwächt, aber er machte den Namen des Königs beliebt, und auf dieſes Lob dürfen nur wenige ſeiner Nachfolger Anſpruch machen."

„Ein arger Fehler, zu dem Necker durch ſeine unbezwingliche Eigenliebe verleitet wurde, war der, daß er ſich nicht länger im Beſitz der Macht zu behaupten ſuchte. Maurepas ſtand am Zielpunkte ſeiner verhängnißvollen Laufbahn und würde ihm bald Platz gemacht haben. Necker hat es mehr als einmal bereut, daß er ſo übereilt abdankte, aber vermöge ſeines Stolzes zweifelte er keinen Augenblick daran, daß er unentbehrlich ſey, und daß man ihn werde zurückrufen müſſen. Er täuſchte ſich, wenn er glaubte, daß dieſer Fall bald eintreten würde, und er ſah nicht voraus, daß, wenn er wieder eintreten würde, die Lage des Staates eine andere geworden ſeyn mußte, und daß er unmöglich darauf rechnen konnte, dieſelbe Nation und dieſelben Ideen wiederzufinden. Die Zeitumſtände forderten ganz andere Talente, als er zur Zeit ſeines erſten Miniſteriums entfaltet hatte und als er überhaupt beſaß." (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die phyſiſche Schwäche der heutigen Franzoſen.

(Nach der Revue Brittanique.)

Die Würdigung des phyſiſchen Zuſtandes einer Nation bietet manche Bedenklichkeiten dar. Die Eigenliebe einer geſellſchaftlichen Verbindung iſt ſo leicht zu verletzen, wie die eines Individuums. Keiner Nation iſt aber wohl ein größeres Maaß von Eitelkeit zugemeſſen, als der Franzöſiſchen. Stolz auf eine ruhmvolle Vergangenheit, begünſtigt durch einen glücklichen Himmel, hat ſie ſich von jeher mit beſonderer Vorliebe betrachtet. Begnügt man ſich indeß nicht mit einer oberflächlichen Betrachtung, ſo wird man finden, daß dieſes Volk, welches ſo ſtolz auf ſeine glorreichen Thaten und den beweglichen und ſpottſüchtigen Sinn ſeiner Bewohner iſt, keinesweges die Auszeichnung verdient, die es ſich ſelbſt beilegt. In Bezug auf Gewerbfleiß und großartigen Unternehmungsgeiſt ſtehe es den Engländern und Amerikanern weit nach; in wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Hinſicht findet es auch noch ſeinesgleichen, wenn es auch das ausſchließliche Vorrecht zu haben ſcheint, Europa mit Vaudevilles und Calembourgs zu verſorgen. Daß im Gebiet der Muſik Italiäner und Deutſche die Meiſter der Franzoſen ſind, bedarf kaum einer Erwähnung, und ſelbſt das Scepter der Mode ſcheint Frankreich aus den Händen gegeben zu haben; — der Jockey-Klub und die Paletots triumphiren.

Wäre Frankreich bei Vertheilung der phyſiſchen Kräfte beſſer bedacht geworden, ſo hätte man dies als eine Art von Erſatz anſehen können; aber ſeit fünfundzwanzig Jahren giebt ſich in dieſem Lande eine auffallende Entartung des Menſchengeſchlechts zu erkennen. Die Revolutionskriege, die Schaffote haben eine reiche Aerndte gehalten. Die kräftigſten Männer, diejenigen, welche in der Blüthe ihres Alters am geeignetſten zur Fortpflanzung waren und eine geſunde Nachkommenſchaft hätten erzielen können, wurden gerade am erſten hinweggerafft. Die Kriege haben die ſtärkſten Menſchen verſchlungen, und für die Zeugung blieben nur die übrig, welche das Schwert des Feindes oder gar das Beil des Henkers verſchmäht hatte.

Ein gelehrter Arzt, Dr. Villermé, dem die Schwäche der Generation, welche ſich jährlich zu den Conſcriptionen einſtellte, auffiel, forſchte den Gründen nach und kam auf dieſes Reſultat. Ihm gebührt die Ehre, in ſeinen ſtatiſtiſchen Darſtellungen darauf hingewieſen zu haben, daß die Erhaltung des Menſchengeſchlechts die ernſteſte Aufmerkſamkeit verdiene. Mit Hülfe des Meßſtockes, mit welchem die geſammte Jugend gemeſſen wird und deſſen Angaben genau aufgezeichnet werden, hat er den gewöhnlichen Wuchs der Männer genau angeben und die wahren Gründe der ſchwächlichen Körperbeſchaffenheit der Franzöſiſchen Jugend erforſchen können. Aus ſeinen Unterſuchungen ergiebt ſich, daß ſeit vierzig Jahren der Wuchs der Männer beträchtlich kleiner geworden iſt. Vor der Revolution nahm man in Frankreich keinen Grenadier unter 5 Zoll an; während der Republik begnügte man ſich mit 4 Zoll, während der Kaiſerherrſchaft mit 3 und zur Zeit der Reſtauration mit 2½; jetzt endlich befähigt die gute Aufführung in jedem Falle zur Aufnahme in die Eliten-Compagnieen.

Oben ſind ſchon einige Urſachen der phyſiſchen Entartung angegeben worden: der Krieg und die politiſchen Einflüſſe. Es giebt indeß noch andere, welche eine eben ſo große Beachtung verdienen.

Bekannt iſt es, welche ſonderbare Verbindungen die Furcht vor dem Soldatenſtande in der letzten Zeit des Kaiſerreichs zu Stande brachte. Das Geſetz, vermöge deſſen gewiſſe Klaſſen von verheiratheten Bürgern vom Militairdienſte befreit wurden, vermochte viele junge Leute, Ehen mit ſchwächlichen oder bejahrten Weibern einzugehen. Die Kinder, welche unter ſo ungünſtigen Umſtänden zur Welt kamen, waren ebenfalls von ſchwächlicher Körperbeſchaffenheit; dies iſt eine unbeſtreitbare Thatſache, welche in den Conſcriptionspflichtigen aus den Jahren 1812, 1813 und 1814 ihre Beſtätigung findet. Dieſelben Reſultate ergeben die Altersklaſſen aus den Zeiten der Revolution. Die Hungersnoth, das Elend, die verderblichſten Einflüſſe haben auf dieſe Epoche eingewirkt. Als in Folge des Traktats vom Jahre 1815 die Engliſche Armee, welche in Frankreich kantonnirte, bei Franzöſiſchen Lieferanten Tſchako's beſtellte, nahmen dieſe die vom Franzöſiſchen Kriegs-Miniſterium vorgeſchriebenen Maße zur Richtſchnur. Wie groß war aber ihr Erſtaunen, als zwei Drittheile der gelieferten Tſchako's zu klein befunden wurden. Nur die kleinſten Engliſchen Köpfe konnten die größten Franzöſiſchen Helme gebrauchen. Dennoch können die Engliſchen Truppen nicht den Vergleich mit den Preußiſchen, Sächſiſchen oder Ungariſchen aushalten. Hiernach mag man den körperlichen Unterſchied zwiſchen den Franzöſiſchen Soldaten und anderen Nationen abmeſſen.

Auf dem Lande ſind die Rekruten gewöhnlich kräftiger gebaut als in den Städten, wogegen die Städter wieder größer ſind. Dieſe verlieren alſo an Kraft, was ſie an Länge gewinnen. Nach der Meinung der Kriegsverſtändigen ertragen die kleinſten Soldaten eines Regiments am beſten anſtrengende Märſche und Krankheiten, weil ihre ganze Organiſation gedrungener iſt. Dem ſey indeß wie ihm wolle; wenn die Länge des menſchlichen Wuchſes nichts für die Kraft beweiſt, ſo iſt daraus noch nicht der Schluß zu ziehen, daß die Kleinheit der Proportionen in militairiſcher Hinſicht als gleichgültig zu erachten ſey. Die Sorgfalt, mit welcher man in manchen Armeen Elite-Corps bildet, beweiſt das Gegentheil. Kömmt man aus London, Rußland oder Deutſchland und betrachtet dann die Franzöſiſche Infanterie, ſo fällt die Vergleichung derſelben mit den Engliſchen Regimentern, mit den Preußiſchen und Ruſſiſchen Garden nicht ſehr günſtig aus. Bringt man die militairiſche Organiſation und die moraliſchen Triebfedern, welche auf den Soldaten einwirken, nicht in Betracht, ſo kann man von der Franzöſiſchen Armee keine hohe Meinung faſſen.

Die Größe einer Nation beſteht nicht einzig und allein in ihren wiſſenſchaftlichen und induſtriellen Fortſchritten. Das Byzantiniſche Kaiſerreich zählte eine Menge Rhetoren und Ingenieure, aber die Entkräftung der Nation war ſo groß, daß ſie ihre Vertheidigung fremden Söldlingen anvertrauen mußte.

Unter den Urſachen, welche vorzüglich die Unvollkommenheit der Fortpflanzung bewirken, dürfen die Unwiſſenheit des Volkes, die Armuth, die Vernachläſſigung der gymnaſtiſchen Uebungen, die übermäßige Arbeit und die Zuſammendrängung der Kinder in den Fabriken nicht überſehen werden. Die letzteren, welche ſchon in ihrer früheſten Jugend der Berührung mit ausgewachſenen und verderbten Menſchen ausgeſetzt werden, nehmen alle Laſter der Erwachſenen an. Entkräftet durch den Druck der Arbeiten, verderbt durch den Genuß berauſchender Getränke, kommen dieſe armen Kinder mit den Keimen aller Krankheiten zu den Regimentern. Die neue Lebensweiſe kann dem Uebel keinen Einhalt thun, denn die geringe Löhnung geſtattet ihnen nur eine grobe und ungeſunde Nahrung; und der übermäßige Genuß alkoholhaltiger Getränke, verbunden mit dem Müßiggange und den Ausſchweifungen des Garniſonlebens, geben dem Uebel nur neue Nahrung.

Nächſt dem Elende und der Armuth, fordert die Induſtrie die meiſten Opfer. Hätte das Engliſche Parlament nicht dieſe traurige Wahrheit eingeſehen, ſo würde es nicht wiederholentlich die Geſetze zum Schutze der Jugend aufgerufen haben. In dieſer Hinſicht hat daſſelbe ſich wahrhaft menſchlich gezeigt, aber es hätte ſeine Verbeſſerungs-Pläne durch Verordnungen über die Schul-Disziplin und durch größere Beachtung der phyſiſchen Erziehung vervollſtändigen ſollen. Es wäre zu wünſchen, daß die Franzöſiſche Geſetzgebung dieſe Lücke ausfülle. In Frankreich ſpricht man beſtändig von Unabhängigkeit und Nationalwürde; wie können aber beide beſſer geſichert werden, als wenn man die Franzoſen nicht zu einem Volke von Krüppeln und Schwächlingen herabſinken läßt.

Bibliographie.

Amante et mère. — Von P. L. Jacob. 2 Bde. 15 Fr.

Considérations sur l'emploi des troupes aux grands travaux d'utilité publique. — Vom General Marquis Oudinot. 2 Fr.

Cours d'ophthalmologie, ou Traité complet des maladies de l'oeil. — Von Rognetta. 6 Fr.

Des lettres de change et des effets de commerce en général. — Von L. Nouguier. Erſter Theil. 9 Fr.

La duchesse de Chateauroux. — Von Mad. Sophie Gay. 2 Bde. 15 Fr.

Esprit des papes. — Von N. Santo Domingo. 6 Fr.

Examen des résultats à espérer du chemin de fer de Paris à la mer, lié avec un grand port de commerce européen au Hâvre etc. — Von V. Degenetais aus Havre. 1 Fr.

Fragmens sur la prohibition et les collections industrielles. — Von P. Blondin.

Hellias. — Von F. Déus. 6 Fr.

L'Irlande. — Von J. G. C. de Feuillide. 2 Bde. 15 Fr.

Notice sur la disposition des grands chantiers de terrassement, observée dans les travaux exécutés récemment en Angleterre et en France. — Von Karl Etzel. 4. 18 Fr.

Révolutions des peuples de l'Asie moderne; influence de leurs migrations sur l'état social de l'Europe. — Von N. Jarbot. 2 Bde. 16 Fr.

Souvenirs de l'ouest. — Von M. T. Muret. 5 Fr.

Traité de l'éclairage au gaz tiré de la houille, des bitumes, des lignites, de la tourbe, des huiles, des résines, des graisses etc. — Von Pelouze. 12 Fr.

Vingt jours à Londres. 1838. — Vom Baron Perignon.

England.

Die Handlungsdiener und die Ladenmädchen in London.

Ein Gegenſtand, welcher die höchſte Beachtung verdient, iſt die Lage eines zahlreichen Theils der Bevölkerung der großen Städte, nämlich die der Handlungsdiener und Ladenmädchen. Dieſer Schwarm junger Leute beiderlei Geſchlechts, von denen alle Läden, beſonders die Modewaarenhandlungen, wimmeln, bildet in London eine Maſſe von 140,000 Individuen. Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß der Zuſtand und die Bildung einer ſo zahlreichen Menſchenklaſſe einen bedeutenden Einfluß auf die öffentliche Sittlichkeit ausüben muß. Dieſer Einfluß iſt indeß kein heilſamer.

Betrachtet man den Handel vom moraliſchen Geſichtspunkte aus, ſo muß zugegeben werden, daß derſelbe ſeit funfzig Jahren ſehr geſunken iſt. Damals ſahen ſich die Vorſteher der Handlungshäuſer als die Beſchützer und Vormünder der jungen Leute an, welche bei ihnen beſchäftigt waren. Die Geſetze ſelbſt legten ihnen dieſe Verpflichtung auf, welche übrigens auch mit ihrem Vortheile vollkommen in Einklang war. Eine der erſten Anforderungen, welche an einen Commis gemacht wurde, war die, daß er ſich den Sitten und Gewohnheiten der Familie anbequeme. Ein Handlungsherr, welcher die Handlungen ſeiner Commis nicht in jedem Augenblick des Tages hätte überwachen können, würde ſein Vermögen und ſein Leben für gefährdet erachtet haben. Der

Digitized by Google

beſtändige Verkehr zwiſchen beiden hatte Vertrauen und eine gewiſſe Innigkeit zur Folge. Die jungen Leute ſahen in dem Ladendienſte nur eine Uebergangsſtufe, welche ſie ſpäter zum Antheil am Geſchäft leitete. Dieſer Antrieb hat die Corporation der Engliſchen Kaufleute ſo ſehr gehoben.

Der edle Wetteifer iſt jetzt, wie viele andere Dinge, verſchwunden; alle Dienſtleiſtungen werden mit Geld bezahlt, und Vertrauen wird weder gefordert noch bewilligt. Kaum iſt man dazu gelangt, ſelbſt ein Geſchäft einzurichten und Herr zu werden, ſo glaubt man ſich auch in eine ganz andere Sphäre verſetzt. Man ſagt ſich von allen denjenigen, welche man für ſeine Untergebenen hält, vollſtändig los und glaubt keine Verpflichtungen weiter gegen ſie zu haben, wenn man ihnen ihren nothdürftigen Unterhalt gewährt. Die Kaufmannsfrau ſucht ſich ebenfalls von den zahlreichen häuslichen Verrichtungen und Pflichten, welche ſonſt der Hausſtand eines Kaufmannes auferlegte, loszumachen und bringt lieber Opfer, läßt die Commis außerhalb des Hauſes ſpeiſen und ſchlafen. Die Gleichgültigkeit der Handelsherren wird oft ſogar zur Undankbarkeit. Vor nicht gar zu langer Zeit würde ein Londoner Handlungshaus es für eine Schande gehalten haben, einen alten Diener darben zu laſſen; jetzt machen ſich die reichſten Kaufleute kein Gewiſſen daraus. Dieſe Verhärtung der kaufmänniſchen Sitten hat einen traurigen Einfluß auf die ganze Geſellſchaft. Die Commis gehen aus einem Hauſe in ein anderes über, wenn ſich eine Ausſicht auf eine kleine Zulage eröffnet. Da dieſe raſchen Veränderungen durchaus nichts Entehrendes haben, ſo iſt die Mehrzahl der jungen Leute eine Zeitlang unbeſchäftigt und lebt von früheren Erſparniſſen.

Die Modehändler wollen in ihren Magazinen nur elegante Verkäufer haben; ein junger Mann iſt alſo genöthigt, mehr für die Bildung ſeines Körpers als für die ſeines Geiſtes zu ſorgen. So entſteht eine zahlreiche Klaſſe von Hohlköpfen und Taugenichtſen. Die Sitte erlaubt ihnen, ſich nach der neueſten Mode zu kleiden, und ſie ſtreben hierin ſowohl wie in anderen Beziehungen, ſich über ihren Stand zu erheben. Wollen ſie ſich in dieſer falſchen Stellung behaupten, ſo iſt es vielen ſehr nahe gelegt, ſich durch Unterſchleiſe zu erniedrigen. Sie verſchwinden, und an ihren Platz treten Andere, welche demſelben Schickſale verfallen. Der Herr findet ſeinen Vortheil dabei, denn er weiß, daß die Kunden neue Geſichter lieben.

Bedenkt man, daß die unglücklichen jungen Leute, welche durch ihr ſchlechtes Betragen ihre Stellen einbüßen, kein anderes Erwerbsmittel haben, ſo fragt man ſich mit Schrecken, was aus ihnen werden ſoll. In London giebt es 600,000 Individuen, welche Morgens aufſtehen, ohne zu wiſſen, wovon ſie am Tage leben ſollen. Wer ſind die Menſchen, die gewöhnlich elegant gekleidet ſind und ſich ein Anſehen zu geben wiſſen? Handwerker ſind es nicht, denn dieſe wiſſen meiſt, was zu ihrem Stande paßt. Ein zahlreiches Kontigent zu dieſem Heere von Abenteurern liefern die höheren Klaſſen, welche unmittelbar auf den Handwerkerſtand folgen, das Gros aber bilden die Commis. Wäre es möglich, alle unnütze Menſchen dieſer Klaſſe aus London zu verbannen, ſo würden viele Laſter verſchwinden und der Polizei ihr Geſchäft ſehr erleichtert werden.

Es kann nicht in unſerer Abſicht liegen, mit einem Federzuge eine Anzahl junger Leute, deren Thätigkeit für den Fortſchritt der Induſtrie unentbehrlich iſt, anzuſchwärzen, aber wir wollen zeigen, daß ihre Anzahl unverhältnißmäßig groß iſt, und daß dieſer Ueberfluß die Veranlaſſung aller Uebelſtände iſt. Gewiß iſt, daß beſtändig eine große Menge Commis auf dem Pflaſter von London unbeſchäftigt umherlaufen. Sichere Angaben geben dieſe Zahl auf 5—6000 an. Jetzt enthalten die Beſchäftigungen in den Magazinen ſelbſt einen Keim der Verderbniß. Was fordert man von einem jungen Manne? Daß er ein guter Verkäufer ſey, d. h. daß er nie eine Dame gehen laſſe, ohne ihr zwanzigmal mehr Waaren aufzudringen, als ſie zu kaufen beabſichtigte. Der Commis, der dies Talent beſitzt, gilt für einen unbezahlbaren Menſchen, und die Handlung, welche das Glück hat, ihn zu beſitzen, überträgt ihm die Anlernung ſeiner Kameraden. Von ihm lernen die Novizen die Kunſtgriffe des Handwerks, welche darin beſtehen, daß man ein Stück Zeug mit dem anderen vertauſcht, daſſelbe für verſchiedene Preiſe hinreicht, die Käufer unterhält und Lügen mit einem Eide bekräftigt.

Dem Mangel an Vertrauen, welches ſolche Charaktere nothwendig einflößen müſſen, hat man durch verſchiedene Mittel vorzubeugen geſucht. Die Kaſſe wird einem anderen Menſchen übergeben, welcher die Rechnungen einzieht und die Bücher führt; der Verkäufer darf kein Geld annehmen. Ungeachtet dieſer erniedrigenden Vorſichtsmaßregeln entgehen ſie doch nicht leicht den Gefahren der Schule, in welcher ſie gebildet worden ſind. Unter den wegen Diebſtahls Verurtheilten kommen zwanzig Handlungsdiener auf einen Handwerker, und von dieſen zwanzig ſind wieder zehn Commis aus einer Modewaarenhandlung. Mancher Kaufmann ſchickt zu jeder Verſammlung der Geſchwornen zwei oder drei ſeiner Commis.

Die Handlungsherren begehen das große Unrecht, alle junge Leute von gutem Ausſehen, ohne Rückſicht auf ihr früheres Leben, in Dienſt zu nehmen, weil ſie Nutzen von ihnen zu ziehen hoffen. Sie wiſſen, daß die Frauen am liebſten die Magazine beſuchen, wo die Commis hübſch ſind. Man miethet jetzt die Handlungsdiener wie Arbeitsleute und verabſchiedet ſie im Augenblicke. Daraus entſpringen viele Mißbräuche. Die Leichtigkeit, augenblicklich eine Stelle zu finden, zieht mehr junge Leute in den Detailhandel, als erforderlich ſind. Da nur ein Theil derſelben beſchäftigt werden kann, ſo bleibt der Reſt ſich ſelbſt überlaſſen. Lord Byron hat unglücklicherweiſe geſagt, daß eine weiße und zarte Hand das Kennzeichen eines feinen Mannes ſey, und ſeitdem konſervirt man lieber ſeine Hand, indem man Bänder hinter dem Ladentiſche mißt, als daß man die Säge und den Hobel führte.

Welchen traurigen Einfluß dieſe jungen Leute auf das Schickſal der Ladenmädchen und Comtoirdamen ausüben, läßt ſich kaum beſchreiben. Jene halten nämlich eine Menge Tanzſäle aufrecht. Außer dieſen öffentlichen Vergnügungsörtern giebt es dann noch eine Menge anderer, welche die Polizei nicht beaufſichtigen kann. Manche Hausbeſitzer haben Lokale, welche ſich zu Konzerten oder theatraliſchen Vorſtellungen eignen. Sie geben Einladungskarten aus und bedienen ſich dazu der Vermittelung der jungen Leute, welche als Liebhaber ſolcher Vergnügungen bekannt ſind. Die Karten ſcheinen nun nichts Anderes als Einladungen an Freunde zu ſeyn; der Herr des Hauſes läßt an der Thür kein Geld abfordern, aber im Saale nehmen drei oder vier ſeiner Freunde den Eintrittspreis in Empfang. Gewiß ſind dieſe heimlichen Häuſer die gefährlichſten. Durch den Reiz eines erlaubten und anſtändigen Vergnügens werden junge Mädchen angezogen, welche leichtfertig, aber tugendhaft ſind. Gewöhnlich ſpekuliren die Entrepreneurs dieſer Schlupfwinkel auf die Berühmtheit dieſes oder jenen jungen Mannes und engagiren ihn für eine gewiſſe Zahl von Abenden.

Beſuchen die unbeſchäftigten Commis dieſe Oerter nicht, ſo bleiben ihnen die Spielhäuſer. In der Nähe von Regent-Street und Oxford-Street giebt es äußerlich ſehr anſtändige Häuſer, deren Beſitzer keine andere Erwerbsquelle haben. Beſucht man eine dieſer Höhlen, ſo findet man die Tiſche von eilf Uhr Abends bis neun Uhr Morgens immer von denſelben Perſonen umringt. Die Gewinnſucht der Herren trägt auch hiervon die Schuld. Die Modehandlungen werden um Mitternacht geſchloſſen, und die meiſten Commis haben dann noch eine oder zwei Stunden mit dem Zuſammenfalten der Waaren zu thun. Sind nun die jungen Leute in keinem Geſchäfte, ſo behalten ſie die Gewohnheit, ſpät aufzubleiben, bei; ſie beſuchen alſo die Vergnügungsörter, welche die ganze Nacht geöffnet bleiben.

Das Loos der Putzmacherinnen und Näherinnen iſt noch bedauernswerther. Fällt ein junges Mädchen in die Hände einer harten und geizigen Herrin, ſo muß ſie ſechzehn Stunden ununterbrochen arbeiten. Giebt es viel zu thun, ſo müſſen ſie ſogar ganze Nächte lang aufbleiben. Iſt es nun noch zu verwundern, wenn ein Theil der Bevölkerung Londons die Farbe der Krankheit und des Elends auf den Geſichtern trägt? Die meiſten jungen Mädchen, welche mit Nadelarbeiten beſchäftigt ſind, haben daher auch ein ſchiefes Rückgrat; bei vielen iſt das Bruſtbein eingebogen und die Bruſthöhle zuſammengedrängt, wodurch denn Beklemmungen und chroniſche Krankheiten entſtehen.

(Bentley's Mag.)

Mannigfaltiges.

— Laing in Angermanland. Auf ſeinem Abſtecher ſüdwärts von Umeå lernte der Engländer Laing ein wohlhabendes, zufriedenes und gewiß auch nicht unmoraliſches Völkchen kennen. „Angermanland, wo ich jetzt verweile, gleicht einem Manufaktur-Diſtrikte Englands. In jedem Gemach jedes Hauſes hört man den Webſtuhl knarren. Jede Feuerſtelle hat ihre Leinwand-Bleichen. Dieſer Artikel iſt eine rein häusliche Arbeit, die auf dem kleinen Bauerhofe, wo der Flachs wächſt, begonnen und vollendet wird und, mit Ausnahme des Pflügens und Säens, ganz dem weiblichen Geſchlechte obliegt.... Die Bewohner des nördlichen und ſüdlichen Angermanland ſcheinen alle Vortheile einer Ackerbau und Manufakturen treibenden Bevölkerung, verſteht ſich im kleinen Maßſtabe, harmoniſcher zu genießen, als irgend ein anderes mir bekanntes Volk. Alte und junge Perſonen weiblichen Geſchlechts haben am Webſtuhl und am Spinnrocken immer Beſchäftigung im Ueberfluß. Dienſtboten ſind keine Laſt. In den Häuſern und um die Häuſer bemerkt man die Reinlichkeit und Ordnungsliebe einer durch Gewerbfleiß emporkommenden und allen Ueberfluß einer Ackerbau treibenden Bevölkerung. Das Tiſchtuch iſt immer rein, wenn man Dir auch nichts als Milch und Brod vorſetzt; die Betten ſind immer ſauber und weiß überzogen. Jedermann erſcheint wohlgekleidet; denn der Ertrag des Kunſtfleißes iſt zunächſt für die Bedürfniſſe der Bewohner beſtimmt, und nur der Ueberſchuß wird außer Landes verkauft. Die Güte und Zierlichkeit der Mobilien, das ſchöne Bettzeug, die tapezirten Gemächer — Alles beweiſt, daß dieſe Leute auf keiner niedrigen Stufe des geſellſchaftlichen Wohllebens ſtehen. Mit einem Worte, in Schwedens Nord-Provinzen finden wir Alles vereinigt, was den Stolz eines Landes ausmachen kann."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 41. Berlin, Freitag den 5. April 1839.

Rußland.

Die Ruſſiſchen Swätki.

Aus einer Erzählung von W. Miroſcheffski.

Die Swätki (Feiertage von Weihnachten bis zum 6. Januar) gehören zu den fröhlichſten Feſten Rußlands; zwar geht es in der ſogenannten Butterwoche (vor den Oſterfaſten) und in der Oſterwoche auch ſehr luſtig her, aber ſo mannigfaltig wie in den Swätki ſind die Beluſtigungen nicht. Abends z. B. erſcheinen bei Euch eine Menge verkleideter Leute, ihre Luſtigkeit ſteckt Euch an; Ihr ſucht zu erfahren, wer ſie ſind, und was ihre räthſelhaften Reden bedeuten; Gelächter, Scherze, Lieder und Tänze miſchen ſich durch einander. Junge Mädchen verſtecken Gold, ſpielen Pfänderſpiele, und ſo entſchwinden die langen Abende, ehe man es ſich verſieht. Und nun das Wahrſagen, das Wahrſagen! wie koſtbar iſt nicht ſchon dieſes allein? Wir lieben das Wunderbare, das Geheimnißvolle; es hat einen ganz eigenen Reiz für uns, und ſo erſtaunlich iſt es auch nicht, da wir von Geheimniſſen umgeben ſind, die wir in dieſem Leben nicht errathen können, und das größte Geheimniß für uns iſt dieſes Leben ſelbſt! Und die Zukunft? Wie ſehr wir uns auch anſtrengen, ſie kennen zu lernen, immer bleibt ſie uns hinter dunkelem Schleier verborgen. Da nehmen wir unſere Zuflucht zum Wahrſagen, in der Hoffnung, irgend ein guter Geiſt könnte den Schleier lüften. Hierzu nun bieten die Swätki ein weites Feld dar; manches junge Mädchen wird hier mit Geheimniſſen bekannt, die ſie im übrigen Theil des Jahres vielleicht nie erfahren haben würde.

Dieſesmal befinden wir uns während der Swätki bei einem Ruſſiſchen Land-Edelmann im Räſanſchen Gouvernement; er heißt Ruf Wſewoloſchky. Schöne Möbel ſieht man nicht, wohl aber ſchöne Kuchen; er iſt nicht reich, aber gutherzig und gaſtfrei; ſeine Gattin iſt eine gute Hausfrau und gaſtfrei wie er. Das häusliche Glück dieſer achtbaren Leute bildeten ein zehnjähriger Sohn, ein ſchöner Knabe und eine ſiebzehnjährige Tochter, ein Engel an Körper und Seele; Vater und Mutter liebten ſie über Alles, und faſt vergöttert ward ſie von ihrer alten Näna (Wärterin). Wenn zuweilen des Abends Sophie mit ihrer Näna am Spinnrade ſaß und, ihre reizenden blauen, von langen Wimpern beſchatteten Augen auf den Rocken gerichtet, ein Lied ſang, fiel der Näna der Faden aus der Hand, ſie war wie verſteinert, ſah unverwandt auf Sophie, und Thränen rannen ihre bleichen mageren Wangen hinunter; es waren aber Thränen der Freude. Sophie fiel ihr dann um den Hals und rief: „Ach, Näna, Näna, wie liebe ich Dich!“

Vor alten Zeiten war es bei unſeren Vorfahren Sitte, ſogenannte Einladungs-Frauen abzuſenden, um Gäſte zu den Swätki zu laden. Dieſe Frauen wurden von den Hauswirthinnen immer freundlich aufgenommen und gut bewirthet, weil man ihre Zungen fürchtete. Wenn ſie Gäſte einluden, begannen ſie gewöhnlich: „Väterchen Iwan Iwanowitſch und Mütterchen Anna Iwanowna bitten gehorſamſt, den Abend bei ihnen zu ſitzen, die ſchönen Mädchen anzuſehen, Salz und Brod zu eſſen und eine Gans zu zerſchneiden.“ Manche Gutsbeſitzer gebrauchten ihre Näna's zu dieſer Geſandtſchaft. So war es auch bei Wſewoloſchky's; die alte Näna fuhr in einem einſpännigen Schlitten zu den nächſten Nachbarn und lud ſie im Namen ihrer Herrſchaft zu den Swätki ein. In Folge deſſen fanden ſich drei oder vier Familien ein, unter welchen ſich auch Vettern und Muhmen Sophia's befanden.

Die Gäſte waren in Feſtkleidern: die Männer erſchienen in Fuchspelzen, aus welchen Kaftane mit ſilbernen Knöpfen herausſchauten; einige hatten ſeidene Perſiſche, andere wieder Gürtel von Kumatſch, einem Bucharlſchen rothwollenen Zeuge. Die Frauen trugen Saraſane und kurze Mäntel von Seidenſtoff (bei den Reichen waren letztere mit Zobel beſetzt), lange und weite Aermel von weißem Muſſelin, ſilberne oder goldene Ketten um den Hals und Schuhe mit hohen Abſätzen. Ihre Töchter hatten gleichfalls Saraſane und Duſchagreckl (eine Art Jacke oder Bruſtlatz); weiße kleine Halstücher bedeckten die üppigen Buſen, und rothe Bänder zogen ſich durch Flechten des ſchönſten Haares; eine lange blonde Flechte ward für ein unſchätzbares Kleinod gehalten, und eine ſolche beſaß Sophie. Es verſteht ſich von ſelbſt daß man damals die Korſets nicht kannte; der Buſen des ſchönen Geſchlechts athmete frei. Indeſſen folgten, die Wahrheit zu geſtehen, faſt alle Frauen und Mädchen der damals in der ganzen Welt und auch in Rußland herrſchenden Mode, ſich weiß und roth zu ſchminken, wenn ſie es auch gar nicht nöthig hatten. Sophie jedoch machte eine Ausnahme; was ihre Mutter that, verrathe ich nicht.

Erleuchtet war das Haus des gaſtfreien Wirthes. In der Ecke, zunächſt dem Eingange, ſtand ein eichener Tiſch, bedeckt mit einem weißen Tiſchtuch; auf zinnernen Tellern ſah man Aepfel verſchiedener Gattungen, friſche, eingemachte und getrocknete; an Nüſſen: Wallnüſſe, Sibiriſche, Lamberts-Nüſſe, friſch und gebacken; Pfefferkuchen aus Wäſma und Tula in allen Formen, Feigen, Roſinen, Pflaumen, Preißelbeeren und eingemachte Kronsbeeren; Hollanderbeeren in Honig und eine Menge anderer Näſchereien.

Der Herr vom Hauſe bewirthete ſeine Gäſte mit verſchiedenen Sorten von Frucht- und Obſt-Weinen, Meth und Kräuter-Branntweinen. Die jungen Damen dankten für die ſtarken Getränke, aber weil es im Gaſtzimmer heiß war, begaben ſie ſich in ein anderes Zimmer, um Quaß (eine Art ſehr leichten Bieres) zu trinken; die Hausfrau kredenzte ihn in einem dunkelen Glaſe. — Wie man ſagt, habe der Narr oder ſogenannte Spaßmacher, dem zu jener Zeit große Freiheiten zugeſtanden wurden, nachdem er die Reſte aus zwei dunkelen Gläſern zu ſich genommen, laut ausgerufen, es ſey in dem einen Kirſchwein und in dem anderen ſtarker Meth geweſen.

Die jungen Mädchen hielten ſich an die Süßigkeiten, und während ihre Väter ihre Gläſer leerten, begannen ſie, Gold zu verſtecken.

Aber nicht nur im herrſchaftlichen Hauſe ging es luſtig her: auch die Bauern im ganzen Dorfe hatten Feiertag. Nicht weit vom Herrnhauſe wohnte der Staroſt (Dorf-Aelteſte, Schulze), und ſeine Stube war ſo voll gepfropft von alten und jungen Weibern, Mädchen und Bauern, wie ein Ameiſenhaufen von Ameiſen. Geiſtliche Geſänge tönten weit durchs ganze Dorf hin. Während man in den Häuſern jubelte und ſang, tobte außerhalb das heftigſte Schneegeſtöber, was indeſſen die allgemeine Fröhlichkeit noch zu vergrößern ſchien. Ich ſelbſt habe es bisweilen erfahren, daß es viel angenehmer iſt, ſich in ſtürmiſchen Nächten in warmen Zimmern des Lebens zu freuen, aber Reiſende, die unterweges ſind, theilen dieſe Anſicht nicht; ſie verwünſchen das Wetter, ſich ſelbſt und ihre Reiſe. So war es auch diesmal der Fall. In der Nähe des Dorfes fuhr ein großer verdeckter Schlitten, verfehlte in der Dunkelheit den Weg und gerieth in tiefe Schneegruben. „Pfui Teufel! Welch' verfluchtes Wetter!“ rief einer der im Schlitten Sitzenden aus; „nicht die Hand vor Augen kann man ſehen. In Räſan ſagte man uns, daß wir das Dorf, in welchem die ſchöne Wſewoloſchka wohnt, in 4 Stunden erreichen würden, aber ich glaube, wir fahren ſchon 14 Stunden, und noch ſieht man nichts; am Ende müſſen wir hier in dieſer öden Steppe die Nacht zubringen!“ — „Ruhig, ruhig, Leonty Stepanowitſch“, antwortete eine andere Stimme, „mich dünkt, ich hörte Hundegebell; ja wahrlich, da brennt auch Licht.“ Sie waren im Dorf. — Wer ſind aber dieſe vom Unwetter überraſchten Reiſenden? — Es ſind der Okolnitſch (zweite Klaſſe der Würdenträger im alten Rußland) Leonty Stepanowitſch Pleſchtſcheieff und ſein Schwager Peter Tichonowitſch Trochaniatoff, die vom Zaar auf Brautſchau abgeſendet waren. „Oho!“ rief Pleſchtſcheieff aus, „hier geht es munter her. Hörſt Du, wie ſie ſingen? — Wir wollen bei dieſem Hauſe halten und anklopfen.“ Geſagt, gethan. Es war das Haus des Staroſten; die Diener halfen ihren Herren aus dem Schlitten, was beſonders bei Pleſchtſcheieff nöthig war, deſſen bedeutender körperlicher Umfang ihn hinderte, ſich frei zu bewegen. — Das Klopfen der Reiſenden am Fenſter ward nicht gleich gehört; man ſang in der Stube die Kolǎda.

Man wird natürlich wiſſen wollen, was die Kolǎda iſt und woher dieſe Benennung ſtammt? Wenn ich mich aber darüber auslaſſen und die Meinungen der Herren Gelehrten anführen ſoll, die über die Abſtammung dieſes Wortes durchaus nicht einig ſind, ſo bedenke man nur, ob man die beiden Reiſenden ſo lange in der Kälte ſtehen laſſen darf? Würde man die Herren Gelehrten in die Kälte ſtellen, um zu disputiren, ſo würden wir wahrſcheinlich ſchneller ein Reſultat erfahren. Doch zur Sache: Einige

Digitized by Google

glauben, das Wort Kolăda ſtamme von der Römiſchen Kalenda ab. Karamſin iſt der Meinung, daß Koläda eine Gottheit der Feſttage ſey; in Böhmen nennt man Koläda einen religiöſen Gebrauch des Alterthums, wenn die Geiſtlichen mit Kreuz und Reliquien die Runde um die Häuſer der Eingepfarrten machten, was noch jetzt mit gewiſſen bei uns und in Klein-Rußland beſtehenden Gebräuchen große Aehnlichkeit hat. Als unſere Reiſenden an die Fenſter des Staroſten klopften, ſangen die Mädchen Folgendes:

Kolada, Kolada, wo warſt Du?
  Ich habe Pferde gehütet.
Was haſt Du Dir durchs Hüten verdient?
  Ein Pferd mit Sattel und goldenem Zaum.
Wo ſind die Pferde?
  Aus dem Thor gezogen.
Wo iſt das Thor?
  Das Waſſer riß es fort.
Wo iſt das Waſſer?
  Die Ochſen haben es ausgeſoffen.
Wo ſind die Ochſen?
  Ueber die Berge gegangen.
Wo ſind die Berge?
  Die Würmer haben ſie durchnagt.
Wo ſind die Würmer?
  Die Gänſe haben ſie ausgepickt.
Wo ſind die Gänſe?
  In das Schilf gegangen.
Wo iſt das Schilf?
  Die Mädchen haben es ausgeſpült.
Wo ſind die Mädchen?
  Sie haben Männer genommen.
Wo ſind die Männer?
  In den Krieg gegangen.
Wo iſt Krieg?
  Hinter dem Ofen im Winkel.

Hier ſtürzten die Mädchen mit Ruthen in den Händen und lärmend auf den Ofen zu. Dort hatte ſich der herrſchaftliche Spaßmacher oder, wie er gewöhnlich hieß: „Narr", wiewohl es ihm nicht an Verſtand fehlte, verſteckt. Als die Mädchen die Koläda ſangen, murmelte er auch hinter dem Ofen ein unter dem Namen Koſchurka bekanntes, für dieſe Feiertage beſtimmtes Lied her: „Komm, liebe Koſchurka, mit mir hinter dem Ofen ſchlafen; bei mir, dem Kater, findeſt Du ein Gläschen Wein; ein Gläschen Wein und ein Stück Kuchen; ich, der Kater, habe auch ein weiches Bett." Der Narr flüchtete ſich vor den Mädchen aus dem Hauſe; dieſe und die jungen Männer verfolgten ihn unter lautem Gelächter. In dieſem nämlichen Augenblick öffnet der dicke Pleſchtſchejeff die Thür, um Jemanden herauszurufen und nach dem Herrenhauſe zu fragen, als plötzlich der ganze Trupp auf ihn losſtürzte; er ward umgeworfen, riß den Narren mit ſich und fiel mit ſeiner ganzen Laſt auf denſelben. — „Ai, Ai!" ſchrie dieſer, „zieht mich hinaus!" — Pleſchtſchejeff, der nicht wußte, was dies Alles heißen ſollte, ward zornig und ſchlug auf den Narren los; unterdeſſen hoben die Bauern den Okolnitſch mit Mühe empor und blickten erſtaunt auf die Fremden. Pleſchtſchejeff, ſchon ohnehin übler Laune durch das ſchlechte Wetter und den ſchlechten Weg, und nun gar zur Erde geworfen, ſchimpfte auf die Bauern und rief: „Ihr verdammten Kerle! Iſt in Eurem Dorfe Alles toll geworden? Welcher böſe Geiſt warf mich zu Boden?" — „Nun Herr, was haſt Du?" unterbrach ihn der Narr, „Gott ſey mit Dir, Du ſiehſt mich für einen böſen Geiſt an; nimm Dich in Acht! Wie kannſt Du mich ſo beleidigen! ich dagegen ſah Dich für Gottes Geſchöpf an, für unſeren Ochſen; ich glaubte, unſer Geehrter hätte ſich in ſeinem Stall gelangweilt, unſeren Geſang vernommen und wäre gekommen, um uns zuzuhören; als ich vor den Mädchen floh, glaubte ich, auf ihn zu ſtoßen und unter ihn zu fallen, und ſiehe da, anſtatt eines Ochſen liegt ein vornehmer Herr auf mir."

„Den Ochſen werd' ich Dir bezahlen, Spitzbube! Und Ihr", ſich zu den Bauern wendend, „was ſteht Ihr Lümmel da?" rief der Okolnitſch; „ſeyd Ihr Tataren, daß Ihr mich nicht verſteht? Führt uns zu Eurer Herrſchaft." — „Was willſt Du mit Deinen Tataren?" antworteten die Bauern; „wir ſind Gottlob Alle Rechtgläubige; aber ſiehſt Du, wir haben jetzt Swätki; die Mädchen und jungen Leute ſangen und lärmten, und wie konnte es uns in den Sinn kommen, daß Deine Gnaden vor unſerer Thüre ſtand. Herzlich gern wollen wir Dich zum Herrenhauſe führen; da iſt es, ſiehſt Du, an jenem Ende des Dorfes." Die Bauern gingen voran, und der auf dem Schnee knirſchende Schlitten fuhr hinten nach. Während der ganzen Zeit hatte Trochaniotoff vor Lachen berſten mögen, was Pleſchtſchejeff's Aerger noch vergrößerte. „Aber ſage mir, Bruder, warum lachſt Du? Was findeſt Du Lächerliches dabei, daß der Narr mich zu Boden wirft?" — „Glaube mir", erwiederte der Schwager, „wenn Du ruhig wäreſt, ſo würdeſt Du ſelbſt über Dich lachen. Es war gar zu komiſch, wie Du mit dem Narren Dich umherſchlugſt, und namentlich, wie Deine Dicke Dich hinderte, aufzuſtehen." Der Narr, der dieſe Worte gehört hatte, miſchte ſich ſogleich ins Geſpräch. „Da haſt Du wahrhaftig Recht, lieber Herr, daß er dick iſt; unſer herrſchaftliches Waſſerfaß iſt Nichts gegen ihn." — Der Staroſt, befürchtend, der erzürnte Fremde möchte den Narren ernſthaft hauen, fiel ihm in die Rede und bat den Okolnitſch, des Narren unverſtändige Reden nicht zu beachten; er ſey der Spaßmacher des Dorfes: was ihm in den Kopf käme, könne er nicht bei ſich behalten; gut oder ſchlecht, er platze mit Allem heraus. — Die Reiſenden waren vor dem Thore des Herrenhauſes. Aber auch hier erwartete den Okolnitſch eine Widerwärtigkeit: an und für ſich war ſie unbedeutend; iſt man aber einmal übler Laune, ſo wird man durch die geringſte Kleinigkeit außer ſich gebracht, was jedoch eben nicht zu loben iſt.

„Nun endlich ſind wir angelangt!" ſagte Pleſchtſchejeff. Bei dieſen Worten fiel ihm Etwas, was aus dem Hofe übers Thor geworfen ward, auf Naſe und Bart. „Wer Teufel bewirft mich da?" rief er aus und irrte ſich ſehr, denn von Teufeln war hier keine Rede. Die Werfenden waren reizende Mädchen, Sophia's Freundinnen. Um die Zukunft zu befragen, welchem Manne ſie zu Theil werden würden, hatten ſie ihre Schuhe übers Thor hinausgeworfen*), von denen nun unglücklicher Weiſe der Okolnitſch getroffen ward. Die Gäſte wurden dem Hausherrn gemeldet; er eilte ihnen entgegen, führte ſie freundlich ins Haus und wies ihnen den erſten Platz an. Gaſtfreundſchaft ſpricht für ein gutes Herz, für eine edelmüthige Seele. Die zuvorkommende Aufnahme beſänftigte den Okolnitſch und erheiterte ſeinen Schwager noch mehr. Kaum hatten Beide, nachdem ſie vor den Heiligenbildern ihr Gebet verrichtet, Platz genommen, als die Frau vom Hauſe ihnen eigenhändig in kleinen Bechern Kräuterbranntwein kredenzte, der ſie angenehm erwärmte. Den wahren Grund ihrer Reiſe noch zurückhaltend, gaben ſie vor, ſich auf der Rückkehr von ihren Gütern nach Moskau verirrt zu haben und zufällig in dieſes Dorf gerathen zu ſeyn.

„Ihr ſeyd uns herzlich willkommen", erwiederten die Wirthsleute. „Gott ſey Dank, daß Ihr zu uns kommt; Alles, was wir haben, ſteht zu Euren Dienſten!"

Nun begann das Bewirthen, und jedesmal, wenn die Hausfrau den Gäſten Wein reichte, ſang der Chor:

Du überlaufendes Becherlein,
Weshalb ſollſt du noch voller ſeyn?
Zeit iſt es, dich zu leeren.
Fürſten und Bojaren
Wird Wein dargereicht.

Auch ward das Salz- und Brodlied geſungen:

Ruhm ſey Gott im Himmel,
      Ruhm!
Unſerem Herrſcher auf dieſer Erde!
Möge unſer Herrſcher nie altersſchwach werden,
Sein farbiges Gewand nicht abgetragen,
Sein gutes Pferd nicht matt,
Sein treuer Diener kein Verräther!
      Ruhm!

Jetzt meldete ſich wieder der verwünſchte Narr und rief, ſich an den Okolnitſch wendend: „Als ob unſer Vater, der Zaar, nur lauter treue Diener hätte! Einige unter ihnen ſcheinen treu zu ſeyn, wenn man ſie ſo füttert, wie dieſen Bojaren hier. Vor ſeinen Augen ſind ſie anders, wie hinter ſeinen Augen. Unſer Vater, der Zaar, will, daß Jeder von uns ſatt und zufrieden ſey, aber Bojaren, wie dieſer, denken nur an ſich ſelbſt." — „Willſt Du wohl ſchweigen, Narr!" rief der Hausherr und blickte ſorgſam umher, ob ſich ſeine Gäſte nicht beleidigt fänden; ſie waren aber ſchon guter Laune und lachten nur über die Reden des Narren.

Nun erſchienen die Verkleideten. In Städten gebrauchte man ſchon damals Larven; aber auf dem Lande färbte man das Geſicht mit Ruß und rothen Ziegelſteinen! Ziege und Bär waren in umgekehrte Pelzröcke gehüllt und tanzten; blinde Bettler, in Lumpen und mit Stöcken verſehen, ſangen geiſtliche Lieder, und alte Weiber bewachten im Gemüſegarten die Erbſen und fingen Diebe ein; zu dieſen gehörten gewöhnlich die Freier, weil aber Sophie noch keinen hatte, ſo fingen die Alten den Narren und quälten ihn; Alles lachte.

Nach Beendigung dieſer Scherze ward in die Mitte des Zimmers ein Tiſch hingeſtellt und mit einem reinen Tiſchtuch bedeckt; die alte Näna ſetzte auf denſelben eine Schüſſel mit Waſſer; alle anweſende Gäſte, Männer, Frauen, Mädchen, legten ihre Ringe und Ohrringe auf den Tiſch, um durch ſie ihr Schickſal zu erfahren. Dann legte die Näna kleine Stücke Brod, Salz und drei kleine Kohlen auf den Tiſch. Man ſtimmte jetzt das Salz- und Brodlied an, während die Näna Brod, Salz und Kohlen und die Gäſte ihre Ringe ins Waſſer fallen ließen. Dann verdeckte man die Schüſſel und ſang der Feier angemeſſene Lieder. Während des Geſanges rührte die Näna die in der Schüſſel befindlichen Gegenſtände um und nahm ſie endlich, nachdem ſie die Schüſſel geſchüttelt hatte, einzeln heraus. Ein Jeder erfuhr ſein Schickſal, je nachdem das Herausnehmen ſeines Eigenthums mit dem jedesmaligen Geſange zuſammentraf. Beim Herausnehmen eines einer Freundin Sophia's gehörenden Ringes ſang man gerade:

Der Schmied kommt aus der Schmiede,
      Heil!
Der Schmied trägt drei Hämmer:
Schmied, o Schmied, ſchmiede mir einen Kranz;
Einen Kranz ſchmiede von Gold und neu;
Aus Ueberbleibſeln von Gold einen Ring,
Aus Abſchnitzeln eine Tuchnadel.
Den Kranz brauche ich zur Hochzeit,
Den Ring zur Verlobung,
Die Tuchnadel zum Zuſtecken.
      Heil!

Und Alles beeilte ſich, dem jungen Mädchen zur baldigen Hochzeit Glück zu wünſchen. Mit Ungeduld wartete man, bei welchem Geſange das Ringelchen der lieben Sophie zum Vorſchein kommen würde; ſchon waren faſt alle Sachen heraus, doch ihr Ring entglitt immer den Händen der Näna.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Gedichte von Wokonoff.
Repertoir des Ruſſiſchen Theaters. Herausgegeben von J. Peſotzky.

---

*) Der Glaube iſt nämlich, daß ein Mädchen nach der Himmelsgegend hin verheirathet wird, nach welcher der Schuh hinfällt.

Digitized by Google

Wörterbuch der ausgezeichnetſten Ruſſen. Von Bantiſch-Kamensky.
Baſurman. Hiſtoriſcher Roman von J. Laſhetſchnikoff.
Verſuch einer Beſchreibung des Olonezkiſchen Gouvernements. Von K. Bergſtraſſer.
J. Kukolnik's Schriften.
Fabeln und Erzählungen von Chemnitzer. Dreizehnte Aufl.
Geſchichte der Unruhen in Rußland zu Anfange des 17ten Jahrhunderts. Vom Senator D. Buturlin.
Derar. Morgenländiſche Erzählung in Verſen.
Fra-Diavolo oder die letzten Jahre Venedigs. Hiſtoriſcher Roman von Soloff.
Wladimir und Julia oder die Liebe eines ſechzehnjährigen Mädchens. Roman von K—ſ—r—n.
Die Kunſt, ſich beſtechen zu laſſen. Morgenländiſche Sage. Von W. Serebrennikoff.
Mehrere Kinderſchriften, Grammatiken und Elementarbücher.
Mediziniſche und chirurgiſche Abhandlungen.
Skizzen aus der großen Welt. Von einem Hellſehenden.
Abhandlung über Ketzer und Sektirer, von den Zeiten Wladimir's des Großen an bis auf Joann den Strengen. Von Nicolai Rudneff, Studenten der geiſtlichen Akademie in Moskau, auf Veranlaſſung des Grafen Rumanzoff.
Neſtor. Hiſtoriſch-kritiſche Abhandlung über den Anfang Ruſſiſcher Chroniken. Von Pogodin, Profeſſor der Geſchichte an der Moskauer Univerſität.
Neue Ruſſiſche Lieder.
Sommer-Wanderung durch Finnland und Schweden. Von T. Bulgarin.
Methodiſches Gruſiniſch-Franzöſiſch-Ruſſiſches Wörterbuch. Von Suchuroff.
Beſchreibung der Meſſe in Niſhegorod. (Abkürzung von Niſchnei-Nowgorod.)
Mädchen-Intriguen. Roman aus dem Privatleben. Von A. M—ky.
Vollſtändige Werke A. Puſchkin's in Proſa und in Verſen.
Taſchen-Wegweiſer der Stadt Petersburg mit einem Plan.

Frankreich.

Konnte die Franzöſiſche Revolution aufgehalten oder geleitet werden?

(Schluß.)

„Als Necker zum zweitenmale ins Miniſterium trat, fand er nicht fünfmalhunderttauſend Livres im Schatze, und dennoch waren in jeder Woche zur Beſtreitung der dringendſten Bedürfniſſe mehrere Millionen erforderlich. Alle Staatspapiere waren werthlos geworden und auf Kredit gar nicht zu rechnen. Die Verlegenheit ſtieg noch höher, als außerordentliche Bedürfniſſe eintraten. Der Mißwachs brachte ein allgemeines Elend hervor, und die Getraideankäufe und die Geldunterſtützungen verſchlangen 70 Millionen. Necker kämpfte während eines ganzen Jahres gegen ſo viele Hinderniſſe an. Hätte er einen genauen Bericht ſeiner finanziellen Operation während ſeines zweiten Miniſteriums verfaßt, ſo würde derſelbe ein lehrreiches Studium für alle Staatsmänner ſeyn. Man würde daraus erſehen, welche Wunder eine angeſtrengte Thätigkeit und die Vereinigung kleiner Mittel bewirken kann. Wie groß aber auch ſeine Geſchicklichkeit war, ſo würde ſie nichts ausgerichtet haben, wäre ſie nicht vom Rufe ſeiner Unbeſcholtenheit unterſtützt worden. Necker's Gegenwart machte an einem Tage die Rente um dreißig Prozent ſteigen. Seine große Gewalt war rein moraliſch; er hat gezeigt, daß der Staatsmann, auf deſſen Wort man baut, unerſchöpfliche Hülfsquellen hat. Seine erſte Verwaltung der Finanzen iſt nicht frei von Charlatanerie, ein Vorwurf, der die zweite nicht trifft. Er war ehrenwerth, klug und feſt und machte keinen Gebrauch von dem unter ſeinem Vorgänger erlaſſenen Beſchluſſe, welcher ihn berechtigte, einen Theil der Staatsſchuld in Papieren zu bezahlen. Eben ſo wenig gab er dem Andringen der Leute nach, welche ihn bewegen wollten, dieſen Beſchluß augenblicklich und auf eine auffallende Weiſe zurückzunehmen."

„Vielleicht konnte Ludwig XVI., als er von dem Defizit in Kenntniß geſetzt war, anſtatt die Notabeln zuſammenzuberufen, die Ordnung in den Finanzen wiederherſtellen und das Land auf den Weg der friedlichen Verbeſſerungen zurückleiten, wenn er Calonne entließ und das Miniſterium Necker übergab. Die ſpäte Zurückberufung Necker's iſt ein augenſcheinlicher Beweis der Gefahren, welchen ſich Regierungen ausſetzen, wenn ſie Maßregeln hinausſchieben, die unter anderen Umſtänden einen unzweifelhaften Erfolg gehabt haben würden, die aber, zu ſpät ergriffen, keine Folgen haben. Die Talente eines Finanzmannes genügten für die damaligen Umſtände nicht mehr. Als die Verſammlung der General-Stände im Anzuge war, bedurfte es eines Geſetzgebers und eines Staatsmannes, und das war Necker nicht. Es kam darauf an, zu erfahren, ob die drei Stände ſich ſelbſt überlaſſen und ohne andere Leitung als die ihrer unbeſtimmten Anſichten und einander widerſtrebenden Leidenſchaften einen eigenen Weg einſchlagen würden, oder ob das Miniſterium einſichtsvoll, charakterfeſt und geſchickt genug wäre, um von der Majorität einen paſſenden Reformplan annehmen zu laſſen."

„Dieſe Aufgabe war ſchwierig und überſtieg Necker's Kräfte. Diejenigen, welche in ihm einen Verſchwörer, einen dem Adel feindlichen Plebeier, einen ſtarrköpfigen Genfer, der den Thron und Altar umſtürzen wollte, ſahen, bekämpfen ein leeres Phantaſiegebilde. Der Parteigeiſt ſchleudert grundloſe Anſchuldigungen und überſieht die wirklichen Fehler. Necker war ein moraliſcher Menſch, der das allgemeine Beſte wollte und dem Könige und dem Vaterlande treu geſinnt war. Er diente beiden ſchlecht, aber ſeine Abſichten waren vortrefflich, und es fehlte ihm nur an Kenntniſſen und an Charakter, um das Geſchick eines aufgeregten Volkes zu leiten. Seine politiſchen Kenntniſſe waren ſehr unbedeutend, und er lernte nur wenig zu. In ſeinen Mußeſtunden hatte er eine Schrift über die Finanz-Verwaltung und eine Abhandlung über die Wichtigkeit der religiöſen Meinungen verfaßt. Seine Schriften athmen die reinſte Menſchenliebe, aber man vermißt den Publiziſten und noch mehr den Geſetzgeber. In den Schriften, die er nach ſeiner Abdankung hat erſcheinen laſſen, ſagt er, als Bewunderer der Engliſchen Verfaſſung habe er gewünſcht, die General-Stände ſich nach eben dieſer Seite hinneigen zu ſehen. Aber man ſieht durchaus nicht, daß er dabei nach einem feſten Plan verfahren ſey und verſucht habe, demſelben die Billigung der General-Stände zu verſchaffen. Einige in ſeinem Salon hingeworfene Phraſen, einige Aeußerungen zu Gunſten derſelben in ſeiner Familie waren nicht im Stande, Frankreich zu neuen Inſtitutionen zu verhelfen. Necker's Ideen waren immer ſehr verwirrt und unbeſtimmt. Er ſelbſt bezeugt dies in ſeinen Memoiren: „„„Niemals"""", ſagt er, „„„wurde ich aufgefordert, näher zu prüfen, was ich mit meiner hohen Achtung für die Engliſche Regierung anfangen könne; denn wenn ich auch von vorn herein in meinen Betrachtungen und in meinen Geſprächen meine Meinung abprägte, ſo erkannte ich auch gleich anfangs die Abneigung des Königs gegen alles Engliſche Weſen."""" Ludwig XVI. hatte in der That in ſeiner Kindheit zu oft ſagen hören, daß ein König von England in Vergleich zu einem König von Frankreich nur wenig bedeuten wolle. Der größte Theil ſeiner Umgebung hatte eine entſchiedene Antipathie gegen die Engliſchen Inſtitutionen, und in den Augen des Hofes war es eine Ehrenſache, ſich nie zu denſelben zu bequemen. Necker hätte ſich bemühen ſollen, dieſe Abneigung zu zerſtören. Unter einem Geſichtspunkte ſteht er ſogar Calonne nach, der wenigſtens beſtimmte Anſichten hatte und zum Könige ſagte: Es gilt, die Monarchie zu retten oder ins Verderben zu ſtürzen. Vielleicht war es nicht ſo unmöglich, Ludwig XVI. zu überzeugen, daß das einzige Mittel, den heranziehenden Stürmen zu begegnen, darin beſtände, daß er vor die General-Stände mit einem Plan hintrete, den die Majorität angenommen hätte. Mehrere Monate hindurch folgte Ludwig XVI. getreulich Necker's Rathſchlägen, und ein Menſch, durch deſſen Abgang die Finanzen in eine hoffnungsloſe Lage geriethen, mußte eine große Gewalt auf den König ausüben. Necker entfaltete als Finanzmann ein großes Talent und eine bedeutende Geſchicklichkeit, aber als Staatsmann war er eine ſehr mittelmäßige Erſcheinung."

Es iſt bekannt, daß Necker die Rathſchläge Malouets, welcher ihn zur Annahme eines beſtimmten Plans bewegen wollte, damit die Grundpfeiler der Königlichen Gewalt nicht durch tumultuariſche Berathungen erſchüttert würden, hartnäckig zurückwies. Mirabeau, welcher die dem Staate von der Demokratie drohenden Gefahren vorausſah, wollte mit Necker in Unterhandlungen treten, aber dieſer ging nicht darauf ein. Als Ludwig XVI. im Beginn der National-Verſammlung einige der verlangten Reformen bewilligte, vermehrte er augenſcheinlich ſeine Macht und leitete einen Augenblick den Gang der Revolution. Am Ende dieſer Periode wurde dagegen jedes Zugeſtändniß von ſeiner Seite als ein Akt der Schwäche betrachtet und es beſchleunigte nur ſeinen Untergang. Zwiſchen dem 5. Mai 1789 und dem 4. Auguſt deſſelben Jahres liegt eine ungeheure Kluft. „Die Inſtitutionen einer tauſendjährigen Monarchie wurden in einer Nacht vernichtet und die alte Ordnung der Dinge umgeſtürzt. Jetzt war nicht mehr von Reformen, ſondern von Revolution die Rede. Dieſe ging von jetzt an gerade auf ihr Ziel los, ſtürzte alle Hinderniſſe über den Haufen und zerſchmetterte unter den blutigen Rädern ihres Wagens Alle, die ihren Lauf aufhalten wollten." (Bibl. Univers. de Genève.)

Schweden.

Schwedens neuere Dichterſchule.

Von X. Marmier.

1. Franzén.

Michael Franzén ward den 9. Februar 1772 zu Uleaborg in Finnland geboren. Er ſtudirte auf der Univerſität Åbo, erlangte die akademiſchen Grade und wurde daſelbſt Profeſſor. Darauf nahm er zuſammen, was er beſaß, und machte eine Reiſe durch Dänemark, Deutſchland und Frankreich. Seine Ankunft fiel in die Zeit, wo die Schreckensherrſchaft mit Robespierre zu Ende ging und die Revolution von 1793, wie eine Bacchantin aus ihrem Taumel erwachend, die Spuren des verübten Mordes von ihrer Bruſt zu tilgen ſuchte. Der Sohn des Nordens ſah nur das Hünenſchwert, das ſie ihren Armeen gegeben hatte, und den Lorbeer, der ihre Stirn ſchmückte. Er begrüßte, er beſang ſie. Klopſtock hatte ſie auch beſungen und Schiller wie die Dichter Englands und Dänemarks. Aber ſchon waren ihre Hymnen vor dem Jammer der Opfer verſtummt, als die Begeiſterung des jungen Finnländers ſich zu regen begann. Mit ſeiner ſanften und friſchen Einbildungskraft konnte er nur die Züge von Großherzigkeit in dem blutigen Schlußdrama eines ganzen Jahrhunderts, einer ganzen Nation, die reichlich eingeſtreut waren, die Perlen des Edelmuths und der Vaterlandsliebe aus dem Schlamme und der Zerſtörung ſammeln. Es giebt Menſchen, die bei ihrer Geburt mit jener wunderbaren Aegide verſehen worden, die ihnen Alles verbirgt, worüber ſie erröthen könnten, Sterbliche, die mitten unter den Anderen wandeln, in einem Schatz von guten Gedanken, wie der Seidenwurm in ſeinem Geſpinnſt verſchloſſen. Einer dieſer Glücklichen iſt Franzén. Alle, die ihn näher kennen, rühmen die Reinheit ſeiner Seele, die Milde ſeines Charakters.

Nach Finnland zurückgekehrt, wurde er Geiſtlicher, bekleidete verſchiedene Würden, wurde Doktor der Theologie und 1831

Digitized by Google

Biſchof von Hernöſand. Sein Biſchofsſitz iſt der nördlichſte Schwedens und begreift nomadiſche Lappländer und unbemittelte Kirchen, die oft meilenweit aus einander liegen. Noch immer macht der Hochbejahrte, ſo oft er es für Pflicht hält, Inſpections-Reiſen, zieht über baumloſe Höhen und luftige Schneefelder, um eine Schule zu gründen oder eine Kirche einzuweihen. Er iſt ſeinem Berufe des Geiſtlichen treu geblieben, wie dem des Dichters; er hat gebetet, er hat geſungen. Der iſt glücklich, deſſen Leben in dieſen beiden Gedanken aufgeht, deſſen Herz Kraft genug hat, dieſes doppelte Prieſterthum des Himmels und der Erde zu verwalten, der in ſeinen Händen die tröſtende Lyra und das ſegnende Kreuz trägt.

Einfach wie das Leben Franzén's iſt die Geſchichte ſeiner Werke. Er iſt kein Genie, wenn man dieſem Adlerflügel leiht; zärtlicher, träumender, idylliſcher Natur iſt ſeine Seele, die eine Welt von Gedanken in ſich trägt und ſie wie Blüthen auf den Weg ſtreut. Seine Dichtungen gleichen den von leuchtendem Abendroth erhellten Landſchaften, geſegneten Thälern, wo man mit dem Gefühl der Behaglichkeit ausruht, das Lied des bergan ſteigenden Schäfers oder die tönende Veſperglocke in dem nahen Gehölze hört. Einige einfachere Balladen Millevoye's ausgenommen, haben die Franzoſen keinen ähnlichen Dichter; die Deutſchen zählen in ihrem Matthiſſon und Hölty verwandte Geiſter; unter den Engländern würde Burns die meiſte Aehnlichkeit zeigen, aber Burns iſt tiefer und mannigfaltiger, und unter den Italiänern möchte nur die Idylle Metaſtaſio's einen Vergleich aushalten.

In der Zeit, in welcher Franzén als Schriftſteller auftrat, herrſchte eine unnatürliche Modepoeſie in Schweden. Nur Schwulſt und Bombaſt verſchafften einem Gedichte Eingang. Man ſpielte mit einem beſtimmten Vorrath von Effekt-Phraſen und Prachtreimen, die den ſchönen Geiſtern zu Gebote ſtanden und immer neue Bewunderung ärndteten. Selbſt die Natur, wenn ſie die vorgeſchriebene Tournüre anzunehmen ſich bequemte, war in dieſen Zirkeln nicht unwillkommen. Man empfing ſie auf nachgemachten Raſenplätzen oder in Geisblatt-Lauben; trug ſie Atlas-Schleifen, Mode-Beſätze, Schminkpfläſterchen im Geſicht, Puder in der Friſur, ſo galt ſie als eine Perſon von guter Erziehung und war ſalonsfähig. — Franzén war der Erſte, der ſich dieſer künſtlichen Atmoſphäre entzog, um die Natur da zu ſuchen, wo ſie wahrhaft ſich findet, der eine rührende Bitte, eine wahre Empfindung auszudrücken verſtand. Mit ſeiner zarten und gefühlvollen, aber wenig kühnen Dichterſeele war er jedoch nicht geſchaffen, eine Geſchmacks-Umwälzung zu unternehmen, noch ſich in die entlegenen Gebiete zu wagen, die der Deutſche Romantizismus eben zu entdecken begann. Er blieb an der Schwelle dieſer wunderbaren Welt, in der Göthe und Byron ſich begegnen ſollten, ſtehen und pflückte mit emſiger Hand die ihm nahe liegenden Blumen. Die Sammlung ſeiner lyriſchen Gedichte gehört zu den Büchern, die man gern bei ſich trägt und oft zu leſen nicht müde wird. Jede einzelne Strophe iſt der Abdruck eines ſeelenvollen Gemüthes, das zur eigenen Erheiterung dichtet; jede Seite ſchildert eine gewinnende Träumerei, eine treffende Empfindung, eine tröſtliche Hoffnung. Er regt nicht auf, er beſchwichtigt; er gleicht dem klaren See, deſſen durchſichtiges Waſſer und jauchzendes Murmeln uns zum Stehen bewegt; das Waſſer des Sees iſt nicht tief, aber eine Fläche des Himmels ſpiegelt ſich unter einer beſchattenden Weidengruppe darin. Manches Gedicht iſt wie ein Seufzer der nach Luft ringenden Seele, eine fromme Bitte, ein vorüberfliehender Traum, den eine geſchickte Hand haſcht. Dann wird es zur Elegie eines jungen Mädchens, das ſein blondes Lockenköpfchen ergeben unter die Hand des Todes beugt und wie eine Blume hinwelkt; oder zum Wiegenliede einer klagenden Mutter, zum Seufzer eines unglücklichen Liebhabers. Von dieſer Art iſt folgendes einfache Liedchen, das in Schweden viel geſungen wird.

Der einzige Kuß (Den enda kyßen).

Du ziehſt: verſtehſt Du meine Zähren,
    Mein Herz, wie's nahe Meer ſo wild?
Dann wolle nicht dem Mitleid wehren,
    Dem Händedruck, der oft mein Weh geſtillt.

Verſchwunden ſind die goldnen Sonnen,
    Da Deine Thür mir offen ſtand;
Ich jauchzt' und glüht' von Himmels-Wonnen,
    Wenn plötzlich rauſchte Dein Gewand.

Einathmend Deiner Blumen Düfte,
    Träumt' ich im Saale, warſt Du fern,
Befragte jeden Hauch der Lüfte,
    Bis Du erſchienſt, mein Friedensſtern.

So war es ſonſt. Der Liederkehle
    Melod'ſchen Schmelz entbehr' ich nun,
Der Locken Füll', auf der die Seele,
    Auf der mein Auge pflegt' zu ruhn.

Leb' wohl, ein Bruderkuß dem Armen,
    Es ſey das erſt' und letzte Mal;
Den einz'gen Kuß, den thränenwarmen,
    Gönn' dieſen Balſam meiner Qual.

Die Deinen nahn; daß man nicht grolle,
    Mit dieſem Kuß hab' ich entſagt;
Zu hoffen ſelbſt hab' ich das volle,
    Das Glück der Liebe nie gewagt.

Leb' wohl, denk' an den fernen Lieben;
    Denk' ſein, denk' ſeiner ſürder nicht;
Ich werd' allein mich nur betrüben,
    Dein Herz hab' Ruh', wenn ſeines bricht. *)

Franzén iſt ein weſentlich lyriſcher Dichter; ſo oft er es mit einer anderen Gattung verſucht hat, iſt er geſcheitert. So hat er einen Vorfall aus der Zeit Guſtav's III. aufgegriffen und daraus eine Komödie in fünf Akten gemacht, die niemals hat aufgeführt werden können. Er hat ein Drama geſchrieben, dem es an Kraft und Handlung gebricht. Er hat die Vermählung Guſtav Waſa's in einem Epos von 24 Geſängen beſungen; es iſt eben ſo lang als einförmig. Endlich hat er die Franzöſiſche Revolution zum Gegenſtande eines Heldengedichtes gemacht; es iſt ein Gemiſch von froſtigen Handlungen und didaktiſchen Sentenzen geworden. Einſt wurde ein neues Gedicht: „Ein Abend in Lappland“, von ihm angekündigt. Der Titel war anlockend genug, und das Publikum mochte eine naturgetreue Schilderung jener Gegenden darin erwarten, in denen Franzén ſo lange verweilt, ſo wie der nomadiſchen Bevölkerung, mit der er umgegangen, eine anziehende Beſchreibung jener Hütten von Rennthierfellen, die in Wüſten, auf baumloſen Hügeln, grasloſen Ebenen ſporadiſch aufgeſchlagen ſind. Von dem Allen enthält das Gedicht nichts. Es iſt ein philoſophiſches Geſpräch zwiſchen einem Geiſtlichen, der ſich im Lande niederlaſſen will, und einer Lappländerin, welche dieſe menſchenleeren Ebenen und nackten Gebirge den Feſtlichkeiten und lärmenden Aufzügen der Reſidenz vorzieht. Franzén ſelbſt ſcheint übrigens das Bewußtſeyn zu haben, daß, ſo oft er das Reich der Lyrik, in welchem er König iſt, verließe, er ſeinen Ruhm einer Gefahr ausſetze. Ein umfaſſendes Epos: „Chriſtoph Columbus“, das er angefangen, iſt daher unvollendet geblieben.

Mannigfaltiges.

— Italiäniſches Urtheil über Erdkunde in Deutſchland. Herr Adriano Balbi ſpricht ſich in der Gazzetta di Milano vom 27. März d. J. mit großem Lob über den von Profeſſor Berghaus herausgegebenen phyſikaliſchen Atlas aus. Bei dieſer Gelegenheit ſagt er: „In Berlin arbeitend **), kann Herr Berghaus die vielen wiſſenſchaftlichen Schätze benutzen, die in den großartigen Etabliſſements jener blühenden Hauptſtadt angehäuft ſind, welche in unſeren Tagen als der Centralpunkt der ausgezeichnetſten Gelehrten Deutſchlands angeſehen werden darf. Hierzu kommt, daß Berlin der gewöhnliche Aufenthaltsort des erſten jetzt lebenden Geographen, Profeſſors Ritter, ſo wie des großen Naturforſchers und univerſellſten Gelehrten, den es jemals gegeben, Alexander's von Humboldt, iſt, ſo daß Herr Berghaus über ſeine Zweifel in dem einen oder anderen Gebiete ſich ſofort Auskunft und Belehrung zu erholen vermag. Es kann daher auch in Italien nur Freude erregen, daß ſich ein für die Erdkunde ſo wichtiges Werk in ſolchen Händen befindet.“

— Eine alte Stadt im Stillen Meere. Ein Deutſcher, der lange in Sydney auf Neu-Süd-Wales gelebt, Herr Dr. Lhotsky, hat dort zuerſt eine kleine Schrift über eine alte Stadt herausgegeben, die auf einer Inſel im Stillen Meer entdeckt worden. Da jedoch von dieſer Schrift nach Europa keine Kunde gelangt iſt, ſo hat Herr Lhotsky ſich veranlaßt geſehen, über jene Entdeckung eine neue Mittheilung in der Sitzung der Londoner Aſiatiſchen Geſellſchaft vom 2. März zu machen. Die Inſel ſelbſt, auf der die alte Stadt ſich findet, gehört zu der Gruppe der Karolinen, heißt Aſcenſis und iſt erſt kürzlich unterm 11ten Grad nördlicher Breite von dem Engliſchen Kriegsſchiffe „Raven“ entdeckt worden. Ein Engländer aus Sydney, der ſich dort mehrere Monate aufhielt, erzählte dem Dr. Lhotsky, daß an einem Orte der Inſel, welcher Tamen genannt werde, die Ruinen einer ausgedehnten Stadt ſich befänden, die jedoch jetzt nur durch Boote zu erreichen, da das Waſſer bis an die Treppen der Häuſer gedrungen ſey. Die Steine ſind künſtlich in einander gefügt, jedoch ohne allen Kitt, und manche derſelben ſind 20 Fuß lang. Der Beſchreibung nach, ſcheinen dieſelben von der bekannten cyklopiſchen Struktur zu ſeyn. Die auf dieſer Inſel lebenden Menſchen unterſcheiden ſich zu ihrem Vortheile von allen anderen Südſee-Inſulanern und beſitzen ſogar ſchon einen gewiſſen Grad geſellſchaftlicher Einrichtungen; namentlich ſind die Frauen den Männern mehr gleichgeſtellt und weniger roh als irgendwo unter den Menſchen auf dem Stillen Meere. Die Gründung jener alten Stadt ſchreiben ſie Leuten zu, die nicht mehr unter ihnen leben; ob dieſe jedoch von ihrer eigenen oder von einer fremden Raçe waren, konnte man nicht erfahren. Dr. Lhotsky hat ſeit ſeiner Ankunft in England durch ein Schreiben aus Sydney erfahren, daß die Inſel Aſcenſis neuerdings von dem Capitain eines Wallfiſchjägers beſucht worden. Dieſer hat zahlreiche Karten und Skizzen aufgenommen, um ſie nach England zu bringen. Auch verſichert er, daß die meiſten Inſeln in dieſer Gegend des Stillen Meeres mit Ruinen bedeckt ſeyen.

*) Da bei dieſer Deutſchen Uebertragung das Schwediſche Original nicht vorgelegen, ſo werden die Kenner des letzteren Nachſicht mit der erſteren haben.

**) Herr Profeſſor Berghaus wohnt eigentlich jetzt in Potsdam, wo er die geographiſche Kunſtſchule leitet; durch die Eiſenbahn ſind jedoch Berlin und Potsdam ſo verbunden, daß man ſie füglich wie eine einzige Stadt betrachten kann.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 42. Berlin, Montag den 8. April 1839.

Frankreich.

Die Salpetrière.

Das Hoſpital der Salpetrière in Paris iſt geräumig, gut gebaut und liegt an einem ſchönen, luftigen Platze. Rings herum herrſcht die größte Stille; dicht an die Salpetrière gränzt der Pflanzengarten, und die Seine fließt nahe genug, um ſie für die Bedürfniſſe der Anſtalt zu benutzen, und wiederum auch ſo entfernt, daß der ſchädliche Einfluß ihrer Ausdünſtung ſich nicht bis dahin erſtrecken kann. Obgleich der Boulevard, auf dem das Hoſpital ſich befindet, einen Namen von ſchlimmer Vorbedeutung führt, Boulevard des Hoſpitals, ſo ſcheinen doch die Leute, denen man dort begegnet, — meiſtentheils Bewohner der Vorſtadt St. Antoine und der Vorſtadt du Marais, — im Allgemeinen kräftig und geſund zu ſeyn, was wohl der reinen Luft zuzuſchreiben iſt, welche man in dieſen dem Mittelpunkte von Paris ſo fern liegenden Stadtvierteln einathmet. Der Eingang zum Hoſpital der Salpetrière hat übrigens etwas Feierliches, Erhabenes, was ſehr gut zu der Beſtimmung eines der Barmherzigkeit geweihten Gebäudes paßt, auf deſſen Giebel man die Inſchrift: „Zuflucht des Alters“, lieſt.

Der Name Salpetrière kommt daher, weil man ehemals in dieſem Viertel viel Salpeter anfertigte. Im Jahre 1656 wurde dies Gebäude auf Befehl des Parlaments-Präſidenten von Paris gegründet, der vom Könige die Erlaubniß erhalten hatte, ein öffentliches Hoſpital zu errichten, worin alle Bettler, mit denen Paris in Folge der durch die Fronde und Ligue verurſachten Unordnungen überſchwemmt wurde, aufgenommen werden ſollten. Seit jener Zeit wechſelte die Salpetrière mehrmals ihre Beſtimmung; ſie war nach einander ein Arbeitshaus für Bettler, ein Zufluchtsort für kleine Kinder und ein Zuchthaus für öffentliche Dirnen. Jetzt iſt ſie ein Hoſpital für alte Frauen.

Das Hoſpital der Salpetrière iſt das weitläufigſte in Europa; mit Recht hat man von demſelben geſagt, daß manche Stadt keinen ſo großen Raum einnehme und nicht ſo viel Einwohner zähle. Die Höfe, die Säle, die Gärten, Alles iſt geräumig, bequem und ſehr gut vertheilt. Die Mittelzahl der jährlich in der Salpetrière aufgenommenen Frauen beläuft ſich ungefähr auf ſechstauſend. Leidende aller Art finden hier eine Zuflucht: Fieberkranke, Gichtbrüchige, Epileptiſche, Blinde und ſo fort. Aber mitten in dieſer nur von den Kranken und ihren Wärtern bewohnten Stadt iſt ein Viertel, welches ganz beſonders die Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt; es iſt die ſogenannte fünfte Abtheilung des Gebäudes, in welcher ſich die Wahnſinnigen befinden. Früher war der Zutritt in dieſe Abtheilung des Hoſpitals Jedem geſtattet, doch wurde durch die häufigen Beſuche und durch die Gegenwart fremder Perſonen die Aufregung der Irren nur geſteigert und die Ordnung und Disziplin geſtört, deren Aufrechthaltung gerade bei ſolchen Kranken von äußerſter Wichtigkeit iſt. Oft machten ſich ſogar unvorſichtige Perſonen kein Gewiſſen daraus, die Wahnſinnigen zu erzürnen, ſie einzuſchüchtern und ſich auf ihre Koſten zu beluſtigen; aller dieſer Urſachen wegen trugen die bei dieſer Abtheilung beſonders angeſtellten Aerzte auf Unterſagung jedes Beſuches an, und man erhält jetzt nur mit großer Mühe die Erlaubniß dazu.

Wer die Salpetrière zum erſtenmal betritt, kann ſich einer Anwandlung von Trübſinn nicht erwehren, wenn er dieſe weiten ſtillen Höfe durchſchreitet und nur hin und wieder einigen armen alten, kranken und gebrechlichen Frauen begegnet, die ſich an Krücken fortſchleppen und von Zeit zu Zeit auf den hier und dort angebrachten ſteinernen Bänken ausruhen. Die Blinde athmet hier ein wenig friſche Luft ein und ſagt der angenehmen Wärme des Tages Lebewohl; die Gichtbrüchige verſucht zu gehen, vielleicht ſind dies die letzten Schritte ihres Lebens. Traurige und dahinwelkende Ueberreſte des menſchlichen Daſeyns, die langſam ihrem Grabe zuſchleichen, und denen man ſelbſt von Herzen ein ſchnelles Ende ihrer Leiden wünſchen muß! Doch giebt es einen noch betrübenderen Anblick, der unſer Mitleid und unſer Intereſſe noch mehr erregt; das ſind die Kämpfe und Todeszuckungen der Vernunft, die von jenem Uebel befallen wird, welches die Menſchheit ihrer ſchönſten Rechte beraubt und ſie dem Thiere gleichſtellt.

Der Tag beginnt in der Salpetrière, wie in allen öffentlichen Anſtalten, ſchon ſehr frühzeitig. Bei dem erſten Morgenſtrahl ſieht man bereits die Hausbeamten in den Höfen umherwandern. Doch kommen die Aerzte ſelten vor acht bis neun Uhr an; drei derſelben ſind bei der Irren-Abtheilung insbeſondere angeſtellt. Früher hatte jeder von ihnen unter ſeiner Behandlung eine beſtimmte Anzahl von Kranken, welche in drei Klaſſen eingetheilt waren: in ſolche, die noch unter ärztlicher Behandlung ſtanden, in Unheilbare und in Blödſinnige. Jetzt aber hat jeder Arzt Kranke aus allen drei Kategorieen unter ſeiner Obhut, was ſeine Beſuche für ihn weniger einförmig macht. Oft werden die Aerzte bei ihrer Rückkehr aus dem Hoſpital auf dem Hofe von den Verwandten irgend einer der Wahnſinnigen mit thränenden Augen über das Befinden einer Mutter, einer Tochter oder Schweſter befragt; eine traurige, fromme Pflicht, welche zeigt, daß die Gefühle des Herzens durch nichts entmuthigt und geſchwächt werden, ſelbſt wenn auf keine Erwiederung derſelben mehr zu hoffen iſt. Wenn ſo ein Arzt gefragt wird: „Wie geht es ihr? Iſt ſie ruhiger? Können wir hoffen, ſie bald herauszunehmen?“ ſo antwortet er gewöhnlich: „Es geht beſſer“, — was oft aber vielmehr ſagen will: „Es geht ſchlechter, oder es geht weder gut, noch ſchlecht“, — denn der Zuſtand der Irren bleibt ſich faſt immer gleich: die Heilungen ſind in den meiſten Fällen mehr zufällig, als vorhergeſehen, da bei den Gemüthskranken Alles dunkel und ungewiß iſt; oft ſind gar keine bemerkbare Urſachen, keine organiſche Verletzungen vorhanden, das Gehirn, der Kopf und die übrigen Organe befinden ſich oft in vollkommen regelmäßigem Zuſtande. Es ſcheint, als wolle die Vernunft, deren erhabene Thätigkeit für uns ein Geheimniß iſt, ſich auch in ihren Zuckungen und Störungen dem menſchlichen Forſchen entziehen. Wenn die Angehörigen eine Wahnſinnige, die ſich längere Zeit ohne Spur von Beſſerung in der Kur befunden, wieder zu ſich nehmen wollen, ſo widerſetzt man ſich dieſem Wunſche ſehr ſelten, weil oft ein Ortswechſel, eine andere Atmoſphäre, eine andere Reihefolge von Gegenſtänden, Eindrücken und Ideen ſchon hinreichend iſt, um eine heilſame Veränderung in dem Zuſtand der Irren hervorzubringen. Oft ſind nach einem bloßen Wechſel des Schlafgemachs plötzlich die Zeichen der Heilung eingetreten. Eine Wahnſinnige wird manchmal ſchon am Tage nach ihrem Eintritt in das Hoſpital völlig geheilt, weil das Betragen, die Sprache, ja der bloße Anblick der ſie umgebenden Irren einen gewaltigen Eindruck auf ſie macht und ſie gleichſam durch das warnende Beiſpiel wieder zu ſich ſelbſt bringt. Zuweilen aber, wenn eine Wahnſinnige aus der Salpetrière herausgenommen wird, übt gerade dieſe Rückkehr zu ihrer Familie eine entgegengeſetzte Wirkung aus; denn Rückfälle ſind bei ſolchen Kranken immer zu fürchten, und nichts iſt gewöhnlicher, als daß eine Irre wieder in das Hoſpital zurückgebracht werden muß, nachdem ſie einen oder zwei Monate außerhalb deſſelben den vollſtändigen Gebrauch ihrer Vernunft gehabt hat.

Wie mächtig wir uns aber auch von Traurigkeit und Entſetzen ergriffen fühlen mögen bei dem Gedanken, daß wir in die Höfe, Zellen und Schlafſäle von Weſen eintreten ſollen, welche ihres Verſtandes beraubt ſind, ſo iſt es doch rathſamer, ſich vorher keine zu übertriebene Vorſtellungen von dieſem Anblick zu machen, weil man ſonſt die Wirklichkeit tief unter der Erwartung finden wird. Man glaubt kaum, unter Weſen zu ſeyn, welche eingeſperrt worden, weil ſie wahnſinnig ſind, da ſie ſich doch ſo ruhig und ſo vernünftig geberden; man meint, nur gewöhnliche Kranke zu ſehen. Jede Irre ſitzt in dem Raum zwiſchen ihrem Bett und dem ihrer Nachbarin; die eine ſtrickt, die andere näht, eine dritte hilft den Mägden bei ihren Arbeiten. Man wird ihre Krankheit erſt gewahr, wenn man länger bei ihnen verweilt, tiefer eindringt und jenen Scenen von Aufregung und Wuth beiwohnt, die zu den ſeltenen Fällen gehören und oft nur ganz zufällige Kriſen des Wahnſinns ſind.

Die Schlafſäle beſtehen aus langen, ſehr hellen Galerieen, die alle mit einander zuſammenhängen, ſo daß man oft ein bis zwei Stunden gehen kann, ohne ſonſt irgend Jemand als Wahnſinnigen zu begegnen, welche den Fremden grüßen, Verbeugungen machen, lächeln und einige Worte an ihn richten, Worte, die mit den Ideen, von denen ſie beſeſſen ſind, in Verbindung ſtehen, denn nur ſelten fällt ihnen etwas auf den Augenblick Bezügliches ein; ſie ſprechen nur aus ihrer Erinnerung oder Dinge, die ſie für ihre

Digitized by Google

Erinnerungen halten. Im Allgemeinen ſind ſie ſanft, und ihre kleinen Liſten verrathen, mit wenigen Ausnahmen, keine ſehr arge Bösartigkeit. Nach einiger Uebung iſt es ſehr leicht, ſie zu durchſchauen; eine große Einförmigkeit in ihrer Handlungsweiſe, in ihren Gedanken, Geberden und Stellungen, wenig oder gar kein Thätigkeitstrieb und eine faſt unbeſiegbare Apathie, das ſind ihre gewöhnlichen, charakteriſtiſchen Kennzeichen. Diejenigen, welche arbeiten, folgen dabei weniger einem inneren Antriebe, als einer ihnen eingeimpften Gewohnheit. Sie ſind Automate, deren Räderwerk man aufzieht und die dann ihre Aufgabe vollziehen. Uebrigens nehmen die von ihnen verrichteten Arbeiten keinen großen Aufwand von Klugheit und Aufmerkſamkeit in Anſpruch; man will dadurch bei ihnen nur den ſchlimmen Folgen des Müßigganges vorbeugen. Viele unter ihnen weigern ſich hartnäckig zu arbeiten, ſie bleiben entweder auf ihren Betten oder um die Oefen herum ſitzen, hängen den Kopf und geben faſt kein Lebenszeichen von ſich; auf alle an ſie gerichtete Fragen antworten ſie mit Ja oder Nein, und nur ſelten laſſen ſie ſich durch das Geräuſch der Schritte, durch die Bewegungen und Geſpräche der Hin- und Hergehenden aus ihrer Ruhe und Unbeweglichkeit aufſchrecken.

Die Wahnſinnigen in der Salpetrière gehören meiſtentheils der niedrigen Volksklaſſe an. Der Preis einer Penſion beträgt jährlich 400 Franken; die, welche außerdem noch Geld beſitzen, erhalten für das Uebrige Taback, Leckereien oder andere ihnen angenehme Dinge, denn größtentheils gleichen die Irren in ihren Launen und Wünſchen den Kindern. Das ihnen zugehörige Geld geht durch die Hände der Wärterinnen, welche ihnen nur geringe Summen zuſtellen und ſo dem ſchlechten Gebrauch vorbeugen, den ſie davon machen könnten.

Die größte Zahl der Wahnſinnigen ſind bejahrte oder wenigſtens in Jahren vorgerückte Perſonen, man findet ſehr wenig junge darunter, und faſt nie iſt eine derſelben hübſch zu nennen, weil das gewöhnliche Einfallen der Züge und die Muskel-Verzerrungen, die faſt immer mit dem Wahnſinn verbunden ſind, der Geſichtsbildung alles Angenehme rauben. Ueberhaupt ſind die Frauen in Frankreich mehr hübſch und angenehm, als wirklich ſchön; ſelten trifft man hier auf den ausgeſprochenen, beſtimmten Schönheits-Typus, wodurch ſich die Frauen in Italien, Spanien und ſelbſt in England auszeichnen. Die Franzöſinnen ſind vielleicht nur deshalb anmuthiger, als die Frauen anderer Völker, weil ſie es ſeyn wollen, weil ſie ſich auf die Kunſt, anziehend zu ſeyn, ſo gut verſtehen; ihr Reiz entſpringt mehr aus dem Willen, zu gefallen, und aus der Aufmerkſamkeit, die ſie beſtändig auf ſich ſelbſt haben, als aus der natürlichen Korrektheit und Makelloſigkeit der Schönheitslinien ihres Geſichtes. Nun kann man ſich leicht denken, daß die Wahnſinnigen, welche keinen Begriff mehr von Reiz und Anmuth in ſich tragen, dieſe Eigenſchaften auch äußerlich nicht wiederſpiegeln können. Die Mehrzahl derſelben hat düſtere oder wilde Züge, einen ſtarren oder wüthenden Blick und keinen beſtimmten Ausdruck. Die Gefallſucht, die doch im Herzen der Frauen ſo feſt eingewurzelt iſt, ſcheint ſich bei den Irren in das Gegentheil verkehrt zu haben. Statt eines Blumenſtraußes ſtecken ſie ſich einen Strohwiſch vor, ſtatt eines Kranzes flechten ſie Grashalme in ihr Haar, ſie wiſſen nicht mehr, was ſie kleidet, und gewöhnlich wählen ſie lächerliche oder gemeine Gegenſtände zu ihrem Schmuck. Die meiſten ſind beinahe ganz gleichgültig in Betreff ihres Anzuges; ſie ſind darin den Blinden ähnlich, die ebenfalls in gänzlicher Nichtbeachtung und Vernachläſſigung ihres Aeußeren leben; aber dieſe Gleichgültigkeit entſpringt aus einer anderen Quelle; ihnen ſind die Augen des Körpers, jenen die Augen des Geiſtes geſchloſſen.

Wenn man ſo durch die Schlafſäle wandert, kann man an dem veränderten Geſichtsausdruck der Wahnſinnigen die verſchiedenen Arten ihrer Geiſteszerrüttung ſtudiren. Hier heftet eine Wüthende ihre blutigrothen Augen auf uns, die ſie mit erſchreckender Lebhaftigkeit in ihren Höhlen umherrollt; dort ſtimmt uns der Anblick einer Tiefſinnigen, die man an ihrer Niedergeſchlagenheit, ihrer faſt unbeweglichen Haltung, ihrem ſtieren Blick, ihrer ſchlaff herabhängenden Lippe erkennt, zur Traurigkeit; hier murmelt eine Blödſinnige beſtändig vor ſich hin und verſchlingt mit echt thieriſcher Gierigkeit die ihr vorgeſetzten Speiſen. Außer dieſen von der Art des Wahnſinns hergenommenen Claſſificationen unterſcheidet ſich eine Irre von der anderen auch noch durch gewiſſe Charakterzüge. Die Stolze zum Beiſpiel wiederholt ſich unendlich oft in allen Irrenanſtalten; denn der Stolz iſt einer der Hauptzüge des Wahnſinns und oft ſelbſt eine der Urſachen, die zu ſeiner Unheilbarkeit beitragen. Die Stolze erkennt man an der Selbſtgefälligkeit, die über ihr ganzes Weſen verbreitet iſt, und an der Ziererei, mit welcher ſie ſich aufbläht und in die Bruſt wirft, wenn man an ihr vorübergeht. Die Aerzte empfehlen allen Beſuchern, ſo wie den Aufwärtern, ſolche Kranke ſtets nur mit Gleichgültigkeit, ja, ſelbſt mit Verachtung zu betrachten.

Andere zeigen ſich abwechſelnd mürriſch oder redſelig; ſie muſtern die Fremden entweder mit Mißtrauen und Zorn, oder ſie nehmen dieſelben bei der Hand, umarmen, liebkoſen ſie, empfangen ſie mit Freudengeſchrei und einem unerklärlichen Entzücken. Sie beſitzen aber einen Sinn, eine Vorliebe, die ihnen immer bleibt, die Liebe zum Gelde; beim Anblick irgend einer Münze erzittern ſie gewöhnlich vor Wohlbehagen. Das Wort Geld wiederholt ſich unendlich oft in allen ihren Klagen und Reden, und ſie bedienen ſich zuweilen der ſeltſamſten Wendungen, um nur wieder darauf zurück zu kommen. Eine Wahnſinnige fragte unter Anderem die Perſonen, welche ſie ſah, ob ſie nicht den Doktor Richerand kennten? Fragte man ſie nach der Urſache dieſer Erkundigung, welche ſie unaufhörlich und bei jedem Anlaß wiederholte, ſo antwortete ſie: „Er iſt mein Landsmann, und ich habe ſchon ſehr oft an ihn geſchrieben, er ſolle mir doch Geld ſchicken, weil ich gar keines beſitze und es mir ſelbſt am Nothwendigſten fehlt.“

Man hat leider die ſchmerzliche Bemerkung gemacht, daß die Wahnſinnigen eigentlich keiner Empfindung, keiner Zuneigung mehr fähig ſind. Zuweilen ſpringen ſie beim Erblicken eines Verwandten, eines Bruders, eines Mannes hoch auf vor Freude, als fühlten ſie ſich darüber ganz glücklich, aber ein anderes Mal bleiben ſie dabei in ſich verſunken, ſchweigen hartnäckig ſtill und bezeugen weder Freude noch Verdruß über ihren Beſuch. Das beſte Mittel, ihre Zuneigung zu gewinnen, iſt, wenn man ihnen zuweilen kleine Geſchenke macht. Einer der Oberbeamten zum Beiſpiel hatte die Gewohnheit, täglich einer Irren einen oder zwei Sous zu geben, und dafür hing ſie mit ſo lebhafter Dankbarkeit an ihm, daß ſie jedes Mal, wenn derſelbe durch die Höfe ging, wo ſie mit Kehren beſchäftigt war, ihm mit ihrem Beſen Platz machte, vor ihm her ſchritt und die anderen Irren zu Ehrenbezeugungen gegen ihn veranlaßte.

Oft wird man auch durch die Gefühle, welche dieſe Unglücklichen ausdrücken, und die nur eigentlich das Reſultat ihres Wahnwitzes ſind, irre geführt. So ſprach unter anderen eine Wahnſinnige beſtändig von ihren Kindern, beklagte ſich, daß man dieſelben vor Hunger ſterben laſſe, und verlangte von Jedem Brod, Milch und Früchte, um ſie ernähren zu können. Ihre Klagen waren um ſo unbegreiflicher, weil man von ihrem Manne wußte, daß ſie nie Kinder gehabt hatte. Wollte man ihr Bett machen, ſo widerſetzte ſie ſich lebhaft, drohte mit den Fäuſten und rang voll Verzweiflung die Hände. Nach einem Monate endlich entfernte man ſie mit Gewalt von ihrer Matratze und kam dadurch endlich hinter dieſe vorgeblichen Kinder, für die ſie ſo viel Angſt und Zärtlichkeit bewies; man fand nämlich in ihrem Strohſack acht bis zehn Puppen, die ſie ſich aus allerhand Leinenzeug verfertigt hatte und für deren Ernährung ſie ſo ängſtlich Sorge trug. Um ihre Aufregung nur etwas zu dämpfen, ließ man der Wahnſinnigen ihre geliebten Puppen, die ſie mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt und Anhänglichkeit pflegte.

Die Fälle aber, wo der Wahnſinn an einem Gegenſtande haftet, ſind ſeltener, als man gewöhnlich glaubt; man hat die Irren ſehr gut bezeichnet, indem man von ihnen ſagte, ſie beſäßen alle ihre Fähigkeiten bis auf eine; oft könnte es aber auch von ihnen heißen, daß ſie mit allen Fähigkeiten begabt ſeyen, doch eine zu viel beſäßen, was hinreicht, um die anderen alle zu trüben und zu ſtören. Die Perſonen, denen man in den Schlafſälen der Salpetrière begegnet, ſehen häufig ſehr geſund aus, denn der Wahnſinn, der auf den Geiſt ſo zerſtörend einwirkt, verſchont faſt immer den Körper, der dabei oft an Fülle zunimmt, was doch ein Zeichen vortrefflicher Geſundheit iſt. Traurige Entſchädigung, die das Schickſal den Wahnſinnigen als Erſatz für die geraubten geiſtigen Vorzüge zu bieten ſcheint!

Die Unheilbaren und die in der Kur befindlichen Wahnſinnigen bilden die beiden größten Abtheilungen der Salpetrière. Sie bewohnen entweder die Schlafſäle oder abgeſonderte Zellen, je nachdem ſie ruhig oder heftig ſind. Uebrigens trifft man bei den Unheilbaren keinesweges auf wüthendere oder nur aufgeregtere Wahnſinnige, als in den anderen Abtheilungen. Die Unheilbarkeit einer Wahnſinnigen zeigt ſich durch Symptome, die mit ihrem äußeren Betragen oft in gar keiner Verbindung ſtehen. Hinfälligkeit, Gicht und Blödſinn machen den Wahnſinn faſt immer unheilbar; doch trägt die Gicht, welche mit dem Wahnſinn verbunden iſt, einen ganz eigenen Charakter. Sie bekundet ſich gewöhnlich durch eine zu Anfang faſt unmerkliche Lähmung der Sprache, durch eine gewiſſe Schwere der Zunge, die oft ſchwer zu erkennen iſt. Sie verbreitet ſich dann immer weiter und erſtreckt ſich nach und nach über den ganzen Körper. Beobachtet man die gichtbrüchigen Wahnſinnigen genau, ſo kann man oft keines der Zeichen oder Symptome bei ihnen entdecken, woran man die gewöhnliche Gicht erkennt.

Es iſt in der That ein ſehr trauriger Anblick, wenn man die doppelte Reihe dieſer Kranken der Salpetrière überſieht, welche ſowohl der Denk- wie der Bewegungsfähigkeit beraubt ſind; ſie gleichen den Mumien, die nur noch die menſchliche Form bewahrt haben und ſtumme Zeugen einer Welt ſind, der ſie nicht mehr angehören. Geht man durch dieſe mit unbeweglichen Gäſten bevölkerten Säle, ſo glaubt man irgend eine Verſteinerungsſcene zu überſchauen. Welche traurige Betrachtungen flößen dieſe noch lebenden und athmenden Statuen ein, dieſe in ſtarre Körper eingeſchloſſenen erloſchenen Seelen, welche ein ſo treffendes Bild des Todes und der Vernichtung darbieten!

Aus den Schlafſälen begiebt man ſich in die Höfe, wo ſich die Zellen für die raſenden Irren befinden, und hier überſieht man endlich jene Art von Wahnſinn, welche die Einbildungskraft ſich gewöhnlich bei dieſem Worte vorſpiegelt. Die Raſenden, welche ſich in der freien Luft befinden, ſind gewöhnlich lärmender, als die eingeſchloſſenen; ſie laufen, ſingen und ſtoßen ein wildes Geſchrei aus; doch wie die freie Luft ihre Aufgeregtheit zu vergrößern ſcheint, ſo verleiht ſie auch ihren Fähigkeiten mehr Lebensfriſche, und ſelten ſieht man in den Höfen jene ſtarren, niedergeſchlagenen Weſen, wie man ſie in den Schlafſälen antrifft. Es iſt übrigens bekannt, daß der von Wuthausbrüchen

Digitized by Google

und lebhaften Bewegungen begleitete Wahnſinn gerade nicht am ſchwierigſten zu heilen iſt; bei dem ſchlaffen und trägen Irrſinn will im Gegentheil gar keine Kurmethode anſchlagen.

Um den doppelten Einfluß der freien Luft und der Abſonderung auf den Zuſtand der in der Behandlung befindlichen Irren zu prüfen, hat man kürzlich auf einem der Höfe der Salpetrière mehrere kleine von einander abgeſonderte Hütten, die Schweizer-Logen genannt, erbauen laſſen. Doch ſcheint es, als habe man bis jetzt durch dieſe Neuerung noch nichts Weſentliches erzielt; die Behandlung und Bedienung der Irren wird nur dadurch erſchwert, weil dieſe Hütten auf abgeſonderten, ungepflaſterten Höfen liegen, auf welchen bei Schnee- und Regenwetter das Hin- und Hergehen ſehr beſchwerlich iſt. Die dort eingeſchloſſenen Wahnſinnigen ſind übrigens in demſelben Zuſtande geblieben, wie früher, wo ſie noch die Schlafſäle und gewöhnlichen Zellen bewohnten.

Um den Grad von Entmenſchung oder Wuth kennen zu lernen, in den ein von Geiſtesverwirrung befallenes Weſen gerathen kann, muß man in eine dieſer Zellen eintreten, und doch gehört eine gewiſſe Kraft dazu, ſich hinein zu wagen. Die halbnackte Wahnſinnige liegt gewöhnlich auf einem an die Mauer befeſtigten Bett, das nur aus einem Strohſack beſteht, auf welchem die Kranke ſich umherwälzt und ab und zu ein Geheul, ſo ſchrecklich wie das eines wilden Thieres, ausſtößt. Man ſchneidet ihnen die Haare ab, und der Anblick des ſich ſträubenden Haares, der funkelnden Augen, des geöffneten Mundes und der verſtörten Züge erinnert an die Vorſtellungen der Alten vom Haupte der Gorgone. Unter den Wahnſinnigen der Salpetrière befinden ſich mehrere Bäuerinnen, die ihre Klagen und Verwünſchungen in der Mundart ihrer Gegend ausſtoßen. Dieſe unverſtändlichen Laute erhöhen noch das Schauerliche der Scene; man wähnt, Verdammte zu hören, die ſchon im Voraus die Sprache der Hölle reden.

Beim Anblick des Elendes, in das ein ſolches unglückſeliges Weſen verfallen, gedenke man der glücklichen Augenblicke, der heiteren Tage, die ihr einſt in ihrer Jugend lächelten; man ſchmücke dieſes dämoniſche Haupt mit dem lieblichen Kranze der Braut, der jungen Mutter, oder auch nur mit den trügeriſchen Blumen des Vergnügens und der Luſt, und man wird es ſich verzeihen, daß man dieſe Zellen nur aus bloßer Neugierde betrat; denn es iſt unmöglich, daß der Gedanke nicht aus dieſem traurigen Aſyle hinüber in die Welt ſchweife, um die Urſachen und Vorboten ſolcher Qualen aufzuſuchen. Will man ſich über das frühere Leben der Wahnſinnigen und über die Urſachen ihrer Geiſtesverwirrung unterrichten, ſo erhält man leider nur ſehr unbeſtimmte Belehrungen, die ſich gewöhnlich nur auf gleichgültige Umſtände beziehen. Unter den Wahnſinnigen der Salpetrière befinden ſich ungefähr gegen zwanzig öffentliche Dirnen; die übrigen ſollen durch Geldverluſte, übermäßiges Eſſen und Trinken, durch häusliches Unglück, die größere Anzahl aber durch Herzenskummer in dieſen Zuſtand verfallen ſeyn. Was ſind das für Leiden, worin beſtand dieſer Kummer! Davon weiß man nichts, und man wird auch nie etwas darüber erfahren, denn wenn ein Weib ſo ganz von einem Leiden dieſer Art ſich beherrſchen läßt, daß ſie darüber den Verſtand verliert, ſo verſchließt ſie auch meiſtentheils dieſes Geheimniß aus Schamgefühl tief in ſich und läßt es ſich nicht entreißen. Iſt ſie erſt zu dem Grade von Wahnſinn gelangt, der eine beſondere Einſperrung nöthig macht, ſo iſt es zu ſpät, ſie zu befragen. Es beſteht übrigens bei der Mehrzahl der Irren eine ſo große Verſchiedenheit zwiſchen ihrem jetzigen und früheren Weſen, daß es ſehr ſchwierig iſt, aus ihren Worten und Handlungen im Hoſpital irgend einen richtigen Schluß zu ziehen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Le chien de Jean de Nivelle. — Von Fabre d'Olivet. 2 Bde. 15 Fr.

De l'air comprimé employé comme moteur, ou de la Force obtenue gratuitement et mise en réserve. Von M. Andeaud.

Des diverses espèces de morve et de farcin, considérées comme des formes variées d'une même affection générale contagieuse. — Von U. Leblanc.

Élémens de géologie pure et appliquée. — Von A. Rivière. 12 Fr.

Le lys d'Israel. — Von Anna Marie. 2 Bde. 15 Fr.

Marcuna; roman de moeurs. — Nach Saindler. 2 Bde. 15 Fr.

Mignard et Rigaud. — Von P. de Muſſet. 2 Bde. 15 Fr.

Oeuvres complètes de Chatterton. — Ueberſetzt von Javelin Pagnon. 2 Bde. 15 Fr.

Revue des romans. Recueil d'analyses raisonnées des productions des plus célèbres romanciers français et étrangers, contenant 1100 analyses raisonnées, faisant connaître avec assez d'étendue pour en donner une idée exacte, le sujet, les personnages, l'intrigue et le dénouement de chaque roman. — Von Euſebe G***. 2 Bde. 15 Fr.

Traité sur la morve chronique des chevaux, considérée dans sa nature, son siége, ses causes spéciales dans l'armée, et son traitement. — Von M. Sagt. 1½ Fr.

Le vol des heures. Poésies. — Von F. Dugué. 7½ Fr.

Schweden.

Schwedens neuere Dichterſchule.

II. Hammarſköld und die Phosphoriſten.

Während Leopold's Anſehen in der Schwediſchen Literatur noch ungeſchmälert herrſchte und Franzén in der Zurückgezogenheit wirkte, ohne ſich um die Geſetze zu kümmern, nach welchen er ſang, fand der Romantizismus, nachdem er in England und Deutſchland Wurzel gefaßt hatte, auch in Schweden Eingang. Bereits im Jahre 1803 wurde Hamamrſköld das Haupt einer literariſchen Verbindung, deren Zweck die Verbreitung umfaſſenderer Ideen in der Kritik war, als diejenigen, bei denen man ſich bisher hatte begnügen laſſen. 1807 ſtiftete Atterbom zu Upſala die Geſellſchaft Aurora, die für Schweden im neunzehnten Jahrhundert ungefähr das wurde, was der Göttinger Hainbund für Deutſchland in der zweiten Hälfte des achtzehnten. 1809 erlangte das Land die Preßfreiheit wieder, deren es unter Guſtav IV. beraubt war, eine Erwerbung, die nicht wenig dazu beitrug, die literariſche Revolution, deren Ausbruch ſich nicht mehr verkennen ließ, zu beſchleunigen. Nicht lange darauf gaben die Anhänger Leopold's ihre „Literatur-Zeitung" heraus, ein Tageblatt, das Anekdoten, Sagen, Novellen und einige äſthetiſche Abhandlungen von magerer Ausbeute enthielt. Hammarſköld und Atterbom warfen ſich als Ritter der neuen Schule zu Gegnern deſſelben auf. Der Eine redigirte den „Polyphem", der Andere den „Phosphoros", der ſich in kurzem eines ſo glänzenden Erfolges erfreute, daß die Romantiker dieſen Namen zu ihrem Feldgeſchrei machten und ſich Phosphoriſten nannten. So war der Krieg eingeleitet und drohte, von Tage zu Tage heftiger und bitterer zu werden. Was Mann gegen Mann auszufechten hatte, wurde bald allgemeiner Parteikampf, und beißende Epigramme befeuerten den Streit der Theorieen. Aber in dieſem Streite war die Literatur-Zeitung nicht der Stärkere. Die Phosphoriſten ſiegten eben ſowohl durch ihren Eifer, des Gegners Blößen zu zeigen, als durch ihr Talent, und das Publikum ſchien ſich auf ihre Seite zu neigen. Sie wurden unterſtützt von zwei der ausgezeichnetſten Kritiker, welche Schweden jemals hervorgebracht hat, Thorild und Ehrenſvärd, und von mehreren jungen Dichtern, die mit einer friſchen und kühnen Einbildungskraft glänzende Eigenſchaften des Styls verbanden. Zu ihnen gehörte unter Anderen Elgſtröm, der in der Blüthe ſeiner Jahre ſtarb und einige ſchmelzende Elegieen hinterließ.

Im Jahre 1811 fanden die Phosphoriſten eine neue Stütze an der Geſellſchaft Iduna, die Geijer, Tegnér, Afzelius und Ling zu Stockholm gründeten. Die Aufmerkſamkeit des Publikums auf die nur allzu lange vergeſſenen alten Denkmäler der Schwediſchen Literatur zurückzuführen, war Hauptzweck derſelben. Sie gab eine Sammlung heraus, in der Geijer Poeſieen von echt vaterländiſchem Gepräge dichtete, Tegnér die Schönheiten und den Ruhm Schwedens beſang, Afzelius eine Uebertragung der Edda bekannt machte. So lehnte ſich die romantiſche Schule an die Ueberlieferungen der Vergangenheit und an die Ahnungen der Zukunft. Zugleich ſuchte ſie ſich durch ein gründliches Studium des klaſſiſchen Alterthums zu befeſtigen, lieferte verſtändliche und treue Ueberſetzungen Homer's und Virgil's, ſo wie Abhandlungen über die Poetik der Alten, die durch richtige Auffaſſung und Entwickelung ihrer Grundſätze ſich allenthalben Eingang verſchafften. — Gegenwärtig iſt der Krieg beendigt, die Gährung, die der Streit beider Schulen hervorbrachte, hat ſich gelegt und der Beobachter, der über die Wahlſtatt ſchreitet, kann, um die Heftigkeit des Kampfes zu ermeſſen, Trümmer von beiden ſammeln, wie man von einem Schlachtfelde die Lanzenſplitter und goldenen Sporen der Ritter aufließt.

Der Redacteur des klaſſiſchen Journals, Herr Walmark, hat einige Gelegenheits-Broſchüren hinterlaſſen, deren Andenken allein die Meß-Kataloge bewahren, und eine Schwediſche Anthologie, die ihm keine andere Mühe gekoſtet hat, als von hier und da mit ziemlich ungeſchickter Hand die Dichtungen verſchiedener Zeiträume aufzugreifen und ſie ohne literariſche Notizen, ohne Biographieen zuſammen drucken zu laſſen. — Die beiden Haupt-Redacteure der Iduna, Geijer und Tegnér, ſind heute zwei der größten Lichter Schwedens. Hammarſköld, der Redacteur des Polyphem, hat unter vielen anderen zwei vortreffliche Schriften verfaßt, die eine „über das Studium der Philoſophie", die andere „über die Geſchichte der Schwediſchen Literatur."*) — Ehrenſvärd und Thorild legten den Grund zu der neueren Kritik, und Atterbom, das erklärte Haupt der Phosphoriſten, hat dieſen Rang durch ſeine philoſophiſchen Werke und Poeſieen gerechtfertigt.**)

Rußland.

Die Ruſſiſchen Swätki.

(Schluß.)

Auch der Okolnitſch und ſein Schwager hatten ihre Ringe in die Schüſſel gethan; ſie wurden bei einem und demſelben Liede herausgenommen:

„Ich ſitze auf dem Trog und ſehe nach Gewinn;
Ich ſitze immer fort, ich ſehe immer fort:
Unermüdet ſeh' ich — der Gewinn iſt auf dem Hofe,
Der Gewinn iſt auf dem Hofe, hundert Rubel liegen auf dem Tiſch."

Da Beide in der That ſehr gewinnſüchtig waren, ſo gefiel ihnen

---

*) Hiſtoriſka Anteckningar ꝛc. af det philoſophiſka Studium i Sverige 1 vol. 1821. — Svenſka Vitterheten. 1 vol. 2te Auflage. 1833. Herr Marmier konnte auch noch das letzte umfaſſende Werk ſeines Lebens anführen: „Grundzüge der Geſchichte der Philoſophie." 4 Bände. 1825 — 27. H. ſtirbt 1827.

**) Geboren zu Åbo den 19 Januar 1790, ſtudirte zu Upſala, reiſte drei Jahre durch Deutſchland, Italien und Dänemark, wurde 1819 Profeſſor der Deutſchen Literatur bei dem Kronprinzen, 1821 Privatdocent an der Univerſität Upſala, 1828 Profeſſor in der philoſophiſchen Fakultät.

Digitized by Google

dieſer Geſang ſehr wohl, und ſie lachten ſogar laut auf, als der Narr bei dieſer Gelegenheit ſich nicht enthalten konnte, auszuruſen: „Nu, nu, auch das Lied weiß ſchon, wie ſie auf Geld verſeſſen ſind; nur immer nehmen, immer nehmen. Freigebig ſollt Ihr ſeyn? Ja, freigebig, um Anderen zu ſchaden. Sollte auch ich doch vorher für nichts und wieder nichts Prügel erhalten." — „Schon gut, ſchon gut, Narr", ſagte lachend der Okolnitſch; „wenn Du mich deshalb für geizig hältſt, daß ich Dich nicht genug geſchlagen habe, und wenn Du deshalb auf mich zürneſt, ſo ſey ruhig, ein anderes Mal werde ich Dich beſſer bedenken."

Wo aber iſt Sophia's Ring? Der vorletzte wird herausgenommen, und immer iſt es nicht der ihrige: dieſer blieb zuletzt nach; einem ſolchen letzten Ringe wird gewöhnlich etwas Widerwärtiges prophezeit, obwohl es Leute giebt, die das Gegentheil behaupten. Wie ſollte dieſer Zweifel nun entſchieden werden? Die Näna wollte Sophia's Ring ſchnell herausnehmen, ſtieß zufällig an den Tiſch, die Schüſſel fiel zu Boden und ging entzwei, das Waſſer ſtrömte auf die Diele, und Sophia's Ring rollte vor Aller Augen dahin. Dies war ein ſchlechtes Zeichen; einen Mann bekommt ſie ſchon nicht, und Gott weiß, welches Unglück ihr ſonſt noch bevorſteht! Alle waren erſchüttert, am meiſten aber die Näna. „So ſeyd doch ruhig", rief eine Frau aus; „wäre die Schüſſel ganz geblieben und der Ring herausgefallen, ſo würde es freilich nicht gut geweſen ſeyn; Ihr ſeht ja aber, daß die Schüſſel in Scherben daliegt: dies verkündet unſerer lieben Sophia eine glänzende Zukunft."

„Wie freue ich mich, daß Du reich werden ſollſt", flüſterte eine Freundin ihr ins Ohr. — „Ach Liebe", antwortete Sophia, „an Reichthum denke ich am wenigſten, denn dabei iſt man oft arm an Glück."

Inzwiſchen war Mitternacht ſchon lange vorbei; die Gäſte hatten ſich herrlich beluſtigt. In Folge der eifrigen Bewirthung der Hausbeſitzer konnten der Okolnitſch und ſein Schwager nur mit Mühe in ihre Schlafkammer gelangen. Sie legten ſich zu Bette und ſchliefen wie die Todten.

Am nächſten Tage wachten ſie gegen Mittag auf. „Nun, Bruder, dagegen läßt ſich nichts ſagen, wir ſind geſtern gut bewirthet worden", ſagte Trochaniotoff zu ſeinem Gefährten, als er ſich von ſeinem Lager erhob. „Und die Tochter, die Tochter, wie ſchön iſt ſie! Weißt Du wohl, Leonty", fuhr er mit leiſerer Stimme fort, „daß es mich einigermaßen beunruhigt, daß ſie ſo überaus ſchön iſt; Du biſt ein geſcheidter Menſch und haſt wohl gemerkt, daß unſer Verwandter Ilja Miloslawski eine ſeiner Töchter gern als Zaarin ſehen würde; ihm würde es gewiß nicht angenehm ſeyn, wenn wir mit einem ſo ſchönen Mädchen, wie Sophia, erſchienen." — „Wahr iſt es freilich", antwortete der Okolnitſch; „von ganzer Seele würde ich meinen Verwandten beiſtehen, wenn ich ſähe, daß mir meine Dienſte ſpäter zehnfach belohnt würden; wir müſſen uns aber in Acht nehmen, daß wir uns nicht täuſchen. Wie Du weißt, ſind nicht wir allein zur Brautſchau ausgeſendet; es kommen vielleicht bis 200 zuſammen; wenn nun der Zaar eine Andere als Miloslawski's Tochter erwählt, ſo haben wir das Nachſehen. Gefällt ihm aber Sophia, ſo kommt es uns zu gut, daß wir ſie auffanden. Iſt Miloslawski damit unzufrieden, ſo möge er ſeinen Verſtand zuſammennehmen und ſehen, wie er ſeine Tochter anbringt, während wir das Unſrige für Sophia thun." — „Du haſt Recht", erwiederte der Schwager; „wir wollen unſerem Wirth den wahren Grund unſeres Herkommens mittheilen und ihm ſagen, daß er mit ſeiner Tochter nach Moskau reiſen ſolle. Doch, ich glaube, er kommt zu uns, ich höre ſeine Stimme."

In dieſem Augenblick trat Wſewoloſchky ins Zimmer, erkundigte ſich nach der Geſundheit ſeiner Gäſte und wie ſie die Nacht zugebracht hätten? Nachdem er eine befriedigende Antwort erhalten, ladete er ſie zu ſich ins Zimmer ein, um ein Becherchen Kräuterbranntwein zu leeren und dazu zu eſſen, was der Himmel beſcheert hatte. — „Dank für Deine Güte, Ruf Wladimirowitſch", antworteten die Gäſte, „Dein Anerbieten ſchlagen wir nicht ab. Indeſſen wollen wir Dir zuvor den eigentlichen Zweck unſeres Hierſeyns mittheilen: unſer Vater, der Zaar, wünſcht ſich zu vermählen; wir ſehen uns nach einer Braut um, die wir, ohne zu erröthen, Zaarin nennen können. Vielleicht beſtimmt der Himmel Deine Tochter dazu; eine ſchönere ſahen wir nicht und fordern Dich daher auf, mit ihr nach Moskau zu kommen." Der gute Wſewoloſchky verlor faſt die Beſinnung, als er dieſe Neuigkeit hörte. Er liebte freilich ſeine Tochter über Alles, und für ihn war ſie eine unübertreffliche Schönheit; jedoch war es ihm nie in den Sinn gekommen, daß ſie eine Zaarin werden könne. — Ohne mich über die hierauf folgende Unterhaltung weiter auszulaſſen, ſage ich nur, daß er bald fortritte, um ſeiner Frau und Tochter dieſe Nachricht mitzutheilen. Sie waren nicht weniger erſtaunt als er. Die liebenswürdige, anſpruchsloſe Sophia glaubte anfänglich, man habe ſeinen Scherz mit ihr; ſie hielt ſich gar nicht für ſo reizend, daß der Zaar ſie allen Mädchen Rußlands vorziehen und zu ſeiner Gemahlin erwählen könne. Ihre Mutter war vor Entzücken außer ſich und die alte Näna nahe daran, vor Freude den Verſtand zu verlieren.

Der Okolnitſch und ſein Schwager hatten die Abſicht, ſich gleich auf den Weg zu machen; aber der Hausherr überredete ſie, noch einen Tag zu bleiben und ſich von der Reiſe zu erholen, mit dem Verſprechen, am nächſten Tage ſelbſt mit ſeiner Familie nach Moskau zu fahren. Sie blieben. — Nach einem reichlichen Mittagsmahl ruhten Alle ein Stündchen aus und fuhren dann ſpazieren. Nach ihrer Rückkehr bis zur Ankunft neuer, wie am Abend vorher verkleideter Gäſte gaben die jungen Leute ſich einander Räthſel auf. Dieſe waren freilich nicht ſo komplizirt wie jetzt, aber gerade deshalb vielleicht um ſo ſchwerer zu errathen. Zum Beiſpiel: Zwei Spitzen, zwei Ringe, in der Mitte ein Stift. — Klein und rund bewahrt es das ganze Haus. — Das erſte iſt eine Scheere und das zweite ein Schloß. Es gab aber auch ſchwerere Räthſel. Eine von den anweſenden Frauen, die ſich darüber ärgerte, daß ihre Tochter unter funfzig nicht eines errieth, während Sophia oft ſo glücklich war, gab, um dieſe in Verlegenheit zu bringen, folgendes Räthſel auf: „Was fliegt ohne Flügel, was läuft ohne Füße, was brennt ohne Feuer, was thut weh ohne Verwundung?" — Den Finger an ihre roſigen Lippen gelegt, ſann Sophia etwas nach und rief dann aus: „Ich hab's, ich hab's! — Ohne Flügel fliegt der Sturm, ohne Feuer brennt die Sonne, ohne verwundet zu ſeyn, leidet das Herz der Wahrſager." — Alles rief ihr Beifall zu; auch der Okolnitſch murmelte vor ſich hin; „Wahrhaftig, das iſt ein Wunder und kein Mädchen; ſie verdient Zaarin zu ſeyn." —

Doch genug von den ferneren Beluſtigungen dieſes Tages; ſie glichen den geſtrigen. Ich wollte nur mit einigen Worten unſere ehemaligen Swätki ſchildern; wenn dieſe Schilderung gefällt, würde ich mich ſehr freuen; ich fürchte nur, man könnte ſich langweilen, wenn man es länger vor Augen behält. Wir wollen mit Wſewoloſchky's nach Moskau und ſehen, was dort geſchieht.

England.

Bibliographie.

Bunyan's Pilgrim's Progress, with a Life, by R. Southey.

The Englishman's Greek Concordance.

The Fergusons, or, Woman's Love and the World's Favour. — 2 Bde.

The Greek Mission, or Sixteen Years in Malta, Greece and the Ionian Isles. — Vom Prediger S. S. Wilſon.

Hours of Sadness, or Instruction and Comfort for the Mourner.

Illustrations of Mechanics. — Von H. Moſeley.

Influence of the Corn Laws. — Von J. Wilſon.

The Juvenile Naturalist. — Von B. H. Draper.

An Old Tale and Often Told.

Our Great High Priest. — Von L. Cox.

Popular Songs of Ireland. — Von T. Crofton Croker.

Rudiments of Architecture. — Von J. Gwilt.

School Botany, or an Explanation of the Character and Differences of Plants, for the use of Students. — Vom Prof. Lindley. Mit 150 Holzſchnitten.

Treatise on Bridges, Vaults and Arches. — Von E. Creaſy. Erſte Abtheilung. Fol.

Mannigfaltiges.

Britiſches Kolonial-Reich. Nach Herrn Montgomery Martin haben Englands überſeeiſche Beſitzungen einen Flächen-Inhalt von 2,200,000 Engl. Quadratmeilen und eine Küſtenlänge von 20,000 See-Meilen. Die Bevölkerung beträgt 105 Millionen Seelen, ſo daß etwa 50 Köpfe auf die Engl. Quadratmeile kommen. Es befinden ſich darunter 800,000 Lutheraner und Kalviniſten, 700,000 Diſſenters, $1\frac{1}{2}$ Millionen Römiſch-katholiſche, Griechiſch-katholiſche, Syrer ꝛc., 26 Millionen Muhammedaner und 75 Millionen Hindus. Die Militairmacht in den Kolonieen beträgt 36,000 Mann regulaire Europäiſche Truppen, 156,000 Mann regulaire Kolonial-Truppen (Farbige) und 250,000 Mann Kolonial-Miliz (Weiße). Die Staats-Einnahmen und Ausgaben belaufen ſich auf 23 Millionen Pfund Sterling; außerdem werden von Großbritanien 225,000 Pfd. für Civil- und Gefängniß-Verwaltung und 1,800,000 Pfd. für die Armee verwendet. Steuern kommen ungefähr $4\frac{1}{2}$ Schilling ($1\frac{1}{2}$ Thaler) auf den Kopf. Das in den Kolonieen umlaufende Metallgeld beläuft ſich auf ungefähr 5 Millionen und das Papiergeld auf 3 Millionen Pfund Sterling. Der Seehandel der Kolonieen beläuft ſich in den Ausfuhren auf 30 und in den Einfuhren auf 25 Millionen Pfd. Sterl. Großbritanien erhält von ſeinen Kolonieen für 15 und ſendet dahin nur für 10 Millionen Pfund Waaren. Die Geſammtſchifffahrt umfaßt einen Gehalt von 8 Millionen Tonnen, von welchen allein 3 Millionen Tonnen auf den Verkehr mit Großbritanien verwandt werden. Von 1814 bis 1837 wurden in den Kolonieen 8975 Schiffe mit einem Gehalte von 1,022,937 Tonnen erbaut. Die jährlich in den Kolonieen erzeugten Produkte werden auf 400 Millionen Pfd. Sterl. geſchätzt, und der Geſammtwerth des beweglichen wie des unbeweglichen Eigenthums daſelbſt ſoll 2500 Millionen Pfd. Sterl. betragen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße, Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 43. Berlin, Mittwoch den 10. April 1839.

Frankreich.

Die Franzöſiſche Literatur des 17ten und des 18ten Jahrhunderts.

Nach Villemain's „Tableau du XVIII. siecle."*)

Herr Villemain bemerkt in der Vorrede ſeiner Literatur-Geſchichte des 18ten Jahrhunderts, daß man dieſe Geſchichte, obwohl ſie ſchon ſo oft behandelt worden, vor ſeinem Buch nicht ganz erſchöpft habe und auch nach demſelben nie dahin kommen werde; man werde ſie, meint er, immer wieder aufs neue anfangen. Auch wir ſind dieſer Meinung. Doch Herr Villemain glaubt einen viel unparteiiſcheren Standpunkt einzunehmen, als ſeine Vorgänger. Er erinnert daran, daß die meiſten Schriften, die das 18te Jahrhundert zum Gegenſtand haben, Streitſchriften für oder gegen daſſelbe ſind. „Die berühmten Namen dieſer denkwürdigen Epoche", ſagt er, „die man nach beſtimmten Zwecken erhob oder erniedrigte, ſind zu Waffen in den Händen der politiſchen Parteien geworden. Die Reaction machte den Irrthum wieder lebendig, und der wiedererwachende Einfluß der Jeſuiten gab manchem mit Recht vergeſſenen Philoſophen, wie Helvetius oder Holbach, neues Anſehen. Doch die Wahrheit bleibt dieſelbe, trotz dieſer verſchiedenen Standpunkte, und es mußte ſich mit der Zeit ein unparteiiſches Urtheil über den Charakter des letzten Jahrhunderts bilden. Der äſthetiſche und künſtleriſche Geſichtspunkt mußte ſich von dem politiſchen trennen."

Die letzten Worte beſtimmen genau die Tendenz des Herrn Villemain. Ihm iſt es mehr um die literariſche Würdigung des 18ten Jahrhunderts zu thun, als um deſſen philoſophiſche und ſociale Bedeutung. Doch dieſer Geſichtspunkt ſcheint uns etwas beſchränkt, und zum Belege deſſen verweiſen wir auf eine andere Stelle ſeiner Vorrede, wo Herr Villemain den neuen Charakter andeutet, den die Franzöſiſche Literatur annahm „in einem Jahrhundert, wo ſie nicht mehr als die erſte der Künſte, ſondern als die höchſte geiſtige Macht anzuſehen iſt, da alle übrige damals ganz ohne Kraft waren."

Man kann ſich nicht gut dazu verſtehen, Werke, welche die höchſte geiſtige Macht der von ihnen bewegten Zeit bildeten, unter einem bloß literariſchen Geſichtspunkt zu betrachten. Es giebt keine Literatur, die nicht einen tiefen geiſtigen Einfluß zu ihrer Zeit ausgeübt, doch das heißt noch nicht, das höchſte geiſtige Moment der Zeit ſeyn und die ganze Geſellſchaft beherrſchen, und dies Letztere fand im 18ten Jahrhundert ſtatt, in einem Lande, wo die ganze Ordnung der Dinge ſich auf Doktrinen ſtützte, die von der höchſten Gewalt geſchützt und jeder Diskuſſion verſchloſſen waren. Gewiß, dies iſt eine außerordentliche Erſcheinung; und eine Literatur, die im Widerſpruch mit der Staatsgewalt ſo mächtig wirken konnte, verdient gewiß im höchſten Grade, ſtudirt und unterſucht zu werden, doch muß dieſes Studium nicht die artiſtiſche und äſthetiſche Seite allein feſthalten; denn Kräfte irgend welcher Art betrachtet man auf eine ganz andere Weiſe, man beſchäftigt ſich vor Allem mit dem, was ihre Kraft ausmacht, mit den Wirkungen, die ſie hervorbringen, und forſcht nach den Urſachen. In dieſer Hinſicht unterſcheidet ſich das Jahrhundert Ludwig's XIV. durchaus von den Schriftſtellern des 18ten Jahrhunderts. Wenn man Voltaire lieſt, findet man nie jenen reinen, erhabenen Genuß, jene ungemiſchte Freude am Schönen, die Racine's Meiſterſtückt gewähren; man erkennt in dem Verfaſſer der Henriade, ſelbſt in den Werken, die nichts mit ſeinen Doktrinen zu thun haben, einen der Haupturheber einer ungeheuren Revolution, und wo man eine ſolche Perſpektive vor ſich hat, da wird jede rein literariſche Betrachtung unmöglich.

Es iſt alſo kein glücklicher Plan, die Literatur des 18ten Jahrhunderts ſo behandeln zu wollen, daß man von den großen philoſophiſchen und hiſtoriſchen Tendenzen, die in ihr liegen, abſtrahirt; man kann bei einer ſolchen Behandlung anziehend, ja beredt ſeyn und Geſchmack und mannigfaltige Kenntniſſe an den Tag legen, aber es bleiben dabei ganze Strecken wüſt liegen, wohin Jeder den Blick wendet, um ſie beleuchtet zu ſehen. Einen ſolchen Eindruck hat Herrn Villemain's Buch auf uns gemacht. Wir haben viel daraus gelernt, hätten aber gern noch mehr gelernt. Warum ſoll man nicht verſuchen, auf die dunkelen Partieen eines ſo großen Bildes einiges Licht zu werfen? Herr Villemain konnte dies mit mehr Erfolg, als irgend Jemand.

Wir haben nicht die Abſicht, hier die Lücken in der Arbeit des berühmten Profeſſors auszufüllen; doch können wir uns nicht enthalten, in eine oder zwei von den großen Fragen, welche die Literargeſchichte des 18ten Jahrhunderts betreffen, näher einzugehen.

Es iſt Herrn Villemain durchaus nicht entgangen, daß zu den auffallendſten Beziehungen, die der von ihm behandelte Stoff jedem denkenden Geiſt darbietet, der wunderbare Kontraſt gehört, der das 18te Jahrhundert von der unmittelbar vorhergehenden Zeit trennt. Doch iſt dieſer Kontraſt in ſeinen Darſtellungen hinreichend entwickelt? Wir zweifeln, ob viele Leſer dies ausſprechen werden. In folgenden Worten iſt Alles enthalten, was Herr Villemain über dieſen Punkt zu ſagen hat:

„Der literariſche Geiſt des 17ten Jahrhunderts hat ſich unter dem Einfluſſe dreier Elemente gebildet, der Religion, des Alterthums, der Monarchie Ludwig's XIV. Aus dieſen ſehr verſchiedenen Elementen und aus dem eigenen Aufſchwung einer jugendlichen, kräftigen Nation iſt jene große Schule des Schönen und der Beredſamkeit hervorgegangen, die man nie übertreffen wird. Die Momente dagegen, welche die Literatur des 18ten Jahrhunderts beherrſchen, ſind der Skeptizismus, das Moderne und die politiſche Reform. Nichts iſt entgegengeſetzter und nichts enger verbunden, als dieſe beiden Epochen; die Größe und die Ausartung der erſteren brachteh die zweite hervor."

Allerdings bildete das 18te Jahrhundert eine Reaction gegen die Zeit Ludwig's XIV., doch es iſt die Frage, worin die innere Kraft dieſer Reaction beſteht und welches ihre Ausdehnung und Dauer iſt. Es iſt hier nicht von einer Reaction der Art die Rede, wie ſie in Frankreich am Ende jeder Regierung eintritt und dem Lande zur Gewohnheit geworden iſt; es handelt ſich vielmehr um eine der tiefſten Revolutionen des menſchlichen Geiſtes, die nicht aus Mißvergnügen und bloßen Täuſchungen, ſo bedeutend dieſe auch ſeyn mögen, zu erklären iſt.

Man ſagt: das 18te Jahrhundert gehe aus dem 16ten hervor, das 17te ſey nur ein Ruhepunkt zwiſchen beiden Epochen. Der erſte Theil dieſes Satzes iſt durchaus wahr; die Ideen, die das 18te Jahrhundert in Bewegung geſetzt hat, mit denen es gegen die alte Geſellſchaft losgezogen iſt, ſtammen allerdings aus dem 16ten Jahrhundert; aber das 17te Jahrhundert iſt kein Ruhepunkt, vielmehr hat es dazu beigetragen, jene Ideen in Frankreich ſo wunderbar mächtig zu machen, durch ſeine vergeblichen Verſuche, ſie zu bekämpfen und zu unterdrücken.

Das Zeitalter Ludwig's XIV. blendet leicht; der große König war ſo lange Sieger, daß die ſpäteren Niederlagen den Eindruck jener Siege nicht vernichten können. Aber es iſt gerade ſehr wichtig, ihn als Beſiegten zu betrachten, denn ſeine Triumphe waren von geringer Bedeutung im Vergleich mit ſeinen Niederlagen. Und nicht bloß in ſeinem Ruhm- und Eroberungs-Syſtem iſt Ludwig XIV. beſiegt worden, ſeine Politik und ſeine religiöſen Grundſätze zogen nicht weniger den Kürzeren; ja, in dieſer letzteren Beziehung ward er für immer überwunden: die Provinzen, die er erobert, ſind dem Eroberer nicht alle entriſſen worden, aber von den Prinzipien und religiöſen Doktrinen, die er für immer fixirt zu haben glaubte, blieb bei ſeinem Tode faſt nichts übrig.

Wenn man von dieſer Regierung eine ganz treue und wegen ihrer Unvollſtändigkeit doch täuſchende Anſchauung haben will, muß man das Leben jener Frondeurs ſtudiren, die ſo unruhig, ſo ausſchweifend in Ideen und Sitten ſind, ſo lange Ludwig XIV. noch ein Kind unter Vormundſchaft iſt; von 1661 ab werden ſie ganz anders: ſie disziplinirten ſich, ſie lauſchen aufmerkſam auf die Parole des Souverains, die Höchſtgeſtellten ſind die Unterthänigſten, und wie der große Condé, thun ſie Alle weiter nichts, als die Blätter ihres früheren Lebens zerreißen.

Man höre einen jener Helden aus der Zeit der Minderjährigkeit: einige Zeilen einer naiven Erzählung werden uns über dieſe Verwandlung mehr Aufklärung geben, als lange Reflexionen. Gaspar v. Chavagnac, ein Offizier, der mit dem Prinzen von Condé in enger Verbindung ſtand, hatte eine ſchwere Wunde bei der Belagerung von Lerida davongetragen. Seine Freunde

*) Vgl. Nr. 123 des Magazins von 1838, wo wir bereits einige einleitende Betrachtungen über dieſes Werk gegeben haben.

Digitized by Google

halten ihn alle für verloren; man ſagt ihm, daß er ſich auf den Tod vorzubereiten habe. „Herr von Châtillon", ſagt er, „der am Fuß meines Bettes ſaß, weinte, umarmte mich und war ſo gerührt, daß er meine eigenen Schmerzen verdoppelte. In dieſer Gefahr kamen einige von den Mönchen, in deren Kloſter wir wohnten, um mich zum Tode vorzubereiten und zu bekehren; aber vergebens, ich wollte nichts von ihnen hören, und nachdem ſie fortgegangen, ordnete ich meine Angelegenheiten, belohnte meine Leute nach den Dienſten, die ſie mir geleiſtet, und befahl ihnen, in die Auvergne zurückzukehren und meinem Vater zu ſagen, daß ich als Hugonotte, meiner Mutter, daß ich als Katholik geſtorben. Ich bediente mich dieſer Lüge, um ſie Beide über den Verluſt eines Sohnes zu tröſten, den ſie ſo zärtlich liebten und der an Nichts glaubte; aber Gott, den ich dafür alle Tage meines Lebens tauſendmal um Verzeihung bitten werde, wollte mich nicht verlaſſen, er gab mir Zeit, Reue zu fühlen, die Religion zu ändern und meine Seele zu retten, indem er mir durch ein außerordentliches Abenteuer das Leben erhielt zu einer Zeit, wo man nur meinen Tod erwartete."

Wie verſchieden ſind dieſe beiden Menſchen, der, welcher in Lerida dem Tode nahe war, von dem, der nach dem Nimweger Frieden ſeine Memoiren und Grundſätze aufſchreibt; der Eine repräſentirt ganz die erſte Hälfte des 17ten Jahrhunderts, der Andere die zweite, und dieſe beiden Hälften des Jahrhunderts ſind ſcheinbar nicht weniger von einander verſchieden, als die beiden Lebenshälften Chavagnac's. Doch man muß ſich nicht täuſchen laſſen, der Unterſchied iſt lange nicht ſo groß, als er ſcheint.

Bayle, welcher die geiſtige und philoſophiſche Bewegung der Zeit von dem Wiedererwachen der Wiſſenſchaften an beſonders ſtudirt hat, ſagt: „Nie hat es vielleicht ſo viel Ungläubige als im 16ten und 17ten Jahrhundert gegeben; ich meine die Ungläubigen, die ſich nicht damit begnügen, das Gebäude umzuſtoßen, ohne den Grund zu zerſtören, ſondern die Beides, Grund und Gebäude, gleich wenig anerkennen." *)

Es fehlt nicht an Quellen, die Bayle's Behauptung beſtätigen, und ſie ſcheint uns für Ludwig's XIII. Zeit noch viel wahrer als für das 16te Jahrhundert. Seit dem Tode Heinrich's IV. ſpielt der Unglaube eine Hauptrolle in den Sitten des Adels; ſchon damals nahm er jenen frivolen und ſpottenden Charakter an, der ſpäter unter der Regentſchaft wieder erſcheint und den Voltaire und ſeine Anhänger durch ihre Einwürfe und Raiſonnements ſo geſchickt zu befördern wußten. Die Irreligioſität war allerdings im 16ten Jahrhundert groß genug, und der treffliche Lanoue hebt ſehr gut die Urſache derſelben hervor, indem er ſagt: „Unſere Religionskriege ſind es, welche bewirkten, daß wir die Religion vergaßen." Nichtsdeſtoweniger war der Glaube in Lanoue's Zeit noch ſehr ſtark, und wenn ihn die Verzerrungen der Heuchelei und die Exzeſſe des Fanatismus tödteten, ſo waren doch dieſe Exzeſſe ſelbſt ein Beweis ſeines Daſeyns. Daher findet er ſich auch ſelbſt bei denen wieder, die dem Zweifel und ſeinen Kämpfen am meiſten preisgegeben waren. Folgende Worte eines freien Denkers des 16ten Jahrhunderts an ſeinem Todbette beweiſen dies. Etienne de la Boëtie, der Verfaſſer des Contre un, ſpricht ſo zu ſeinem Freunde Michel Montaigne: „Mein Bruder, mein Freund, ich verſichere Dir, ich habe in meinem Leben genug Dinge, wie mir ſcheint, mit eben ſo viel Mühe und Leiden gethan, als ich dies jetzt thue. Heißt das nicht genug gelebt, wenn man ſo alt wird, als ich? Ich war im Begriff, in mein dreißigſtes Jahr zu treten, Gott hat mir die Gnade angethan, daß ich bis zu dieſer Stunde geſund und glücklich war; bei der Veränderlichkeit der menſchlichen Dinge konnte dies nicht länger dauern. Bald hätte ich tauſend unangenehme Dinge erleben müſſen, z. B. die Schwäche des Alters, von der ich nunmehr frei bin. Und dann iſt es wahrſcheinlich, daß ich bis zu dieſer Stunde ehrlicher und beſſer gelebt habe, als dies vielleicht geſchehen wäre, wenn mich Gott hätte ſo lange leben laſſen, daß mich die Sorge um Reichthum und Bequemlichkeit beſchäftigt hätte. Ich bin überzeugt, daß ich von hinnen zu Gott und in die Wohnung der Seligen kommen werde."

Man glaubt vielleicht, hierin nur einen Schüler des Sokrates zu ſehen; man leſe weiter: „Des Morgens beichtete er ſeinem Prieſter; da aber der Prieſter nicht alles Nöthige mitgebracht, ſo konnte er ihm nicht die Meſſe leſen. Dienſtag früh aber verlangte Herr de la Boëtie nach ihm, um, wie er ſagte, mit ſeiner Hülfe das letzte chriſtliche Gebet verrichten zu können. So hörte er die Meſſe und nahm ſein Abendmahl. Und als der Prieſter von ihm Abſchied nahm, ſagte er: „Mein geiſtlicher Vater, ich bitte Euch demüthigſt, Euch und Alle, die unter Euren Befehlen ſtehen, ſtehet zu Gott für mich, wenn es ſein Wille iſt, daß ich zu dieſer Stunde meine Tage ende, daß er Mitleid habe mit meiner Seele und mir meine Sünden verzeihe, die ohn' Ende ſind, da es nicht möglich iſt, daß eine ſo niedrige, ſchwache Kreatur, als ich, die Gebote eines ſo hohen, mächtigen Herrn vollzogen habe; oder, wenn es ihm gefällt, daß ich noch hier unten Buße thue, und er mein Stündlein noch hinausſchiebt, ſo bittet ihn, daß er bald meine Qualen endige und mir die Gnade anthue, meine Schritte von nun ab in die Fußſtapfen ſeines Willens zu leiten und mich beſſer zu machen, als ich war."

Dazu kommt noch, daß der Erzähler dieſer Details der ſkeptiſche Montaigne iſt, der ſelbſt Zeuge davon war. Gewiß, es war noch viel Religioſität in einer Geſellſchaft, wo ein Mann, wie La Boëtie, ſo ſtarb und ein Mann, wie Montaigne, ſich darin gefällt, dies zu erzählen. Man vergleiche dieſen Bericht mit dem von Chavagnac, der vor Lerida zu ſterben glaubt und übrigens noch ſo gutherzig iſt, daß er an die Betrübniß ſeiner Aeltern denkt und ſeinen Unglauben dazu benutzt, ihnen den Troſt leichter zu machen. Aber welcher Leichtſinn ſteckt in dieſem frommen Betrug! Dieſe Art Unglauben war damals beim Adel an der Tagesordnung; er machte ein Spiel aus der Religion, aus dem Leben, aus Allem, nur nicht aus der Ehre. Und was war an dieſem Prinzip der Ehre? Es vertrug ſich zur Noth mit den allerniedrigſten Handlungen, mit Betrug im Spiel und anderen ähnlichen Skandalen. Man brauchte nichts als die Beobachtung dieſer Ehrengeſetze, um ſich Achtung und Anſehen zu erwerben; dann war man ein honnête homme, und dies war das heilige Wort, der Titel, nach dem jeder junge Edelmann geizte.

Dieſer Begriff des honnête homme, der ſich unter Ludwig XIII. gebildet, wurde während der Minorität Ludwig's XIV. vervollkommnet und in den Salons der Ninon durch die Saint-Evremond, die Chapelle, die Bachaumont, die Charleval, die Bernier und viele andere Schüler Epikur's und Gaſſendi's mit einem philoſophiſchen Firniß ausgeſtattet.

> Il vit loin du scrupule et de l'impiété,
> Sans craindre ou mériter les éclats du tonnerre;
> Il mêla l'innocence avec la volupté
> Et regarda le ciel sans dédaigner la terre.

So lautete damals die philoſophiſche Formel des honnête homme, den man auch „den Weiſen" nannte und von dem Labruyère ſagte: „In einem gewiſſen Stand und bei einer gewiſſen Geiſtesbildung und Weltanſchauung darf man nicht daran denken, ein und daſſelbe mit den Gelehrten und dem Volk zu glauben."

Man ſieht aus dieſer Stelle Labruyère's, wie aus dem ganzen Kapitel von den Esprits forts, daß unter Ludwig's XIV. langer Regierung die ſkeptiſche Frivolität der vorigen Periode durch die Predigt der Bourdaloue und Boſſuet und die gelehrten Schriften der Arnaud und Nicole nicht verdrängt worden. Ludwig XIV. brachte viele ſcheinbare, wenig echte Reformen zu Stande. Die Veränderung beſtand nur darin, daß es nunmehr zwei Klaſſen Libertins gab, ſtatt einer: die offenen Libertins oder Ungläubigen, d. h. „die, welche es zu ſeyn glauben", wie Labruyère ſagt, „und die Heuchler oder Scheinheiligen, d. h. die, welche nicht für Freigeiſter gehalten ſeyn wollen." Damals fand es Bachaumont zweckmäßig, die Theorieen ſeiner Jugend etwas zu modifiziren; in ſeinem Alter ſagte er, ein honnetter Menſch müſſe an der Thür der Kirche ſein Leben zubringen und in der Sakriſtei ſterben. Für dieſen inkonſequenten honnête homme ſcheinen die Worte des Verfaſſers der Caractères geſchrieben. „Man ſollte ſich ſehr ernſtlich prüfen, ehe man ein ſtarker oder freier Geiſt wird, damit man wenigſtens ſo ende, wie man gelebt hat, oder wenn man ſich nicht dieſe Ausdauer zutraut, ſo müßte man ſich entſchließen, ſo zu leben, wie man ſterben will."

Le Cogneux de Bachaumont war Pariſer Parlamentsrath und Chavagnac's Freund; dieſes und das Beiſpiel des Raths Desbarreaux und vieler Anderen beweiſt, daß die Sitten und Grundſätze der Ariſtokratie des Degens zahlreiche Nachahmer in der Ariſtokratie der Robe gefunden hatten. Was die geiſtliche Ariſtokratie betrifft, ſo bedarf es kaum der Bemerkung, daß ſie von denſelben Anſichten angeſteckt war. Die Franzöſiſche Bosheit hat dieſe Beiſpiele nur noch beſſer aufbewahrt, als die anderen, die Memoiren der Zeit ſind voll davon. Saint-Pavin war Abt von Livri; es iſt bekannt, daß Boileau ſeine Bekehrung für unmöglich hielt; gleichwohl bekehrte er ſich, und die Nachricht davon erzählte der Spötter Gui Patin einem ſeiner Freunde in folgenden Worten: „Hier iſt vor einigen Tagen (1671) ein großer Diener Gottes geſtorben, Namens Herr von Saint-Pavin, intimer Freund Desbarreaux's, der auch ein ſehr berühmter Israelit iſt, si credere fas est." (Fortſetzung folgt.)

*) Dict. Hist. et Crit. art. Grégoire I.

Die Salpetrière.

(Schluß.)

Was nun die verſchiedenen Arten von Irrſinn anbelangt, ſo findet man in der Salpetrière ebenfalls die gewöhnlichen Wahnſinnstypen, wie in allen ähnlichen Anſtalten. Hier, wie überall, ſieht man Herzoginnen, Marquiſen, Königinnen, Kaiſerinnen und Heilige in der Einbildung, ſo wie diejenigen Arten von Manie, welche ſich nach den Individuen verändern: die Furcht vor Mord, Vergiftung und Diebſtahl, Wahnſinnige, welche ſich vor der Sonne oder vor ihrem Schatten fürchten; die Eine, obgleich ſie ſich einbildet, eine Millionairin zu ſeyn, bittet doch alle Vorübergehenden um einen Sou zu Tabak; die Andere ſchreibt, dichtet und fertigt Bittſchriften an, um ihre Entlaſſung aus der Anſtalt zu bewirken. Doch ſind dieſe verſchiedenen Geiſtesverwirrungen zu bekannt, um länger bei ihrer Aufzählung zu verweilen; bewährt aber hat es ſich, daß in Frankreich die Zahl der wahnſinnigen Frauen beſtändig die der Männer um ein Viertel überſteigt. Wenn man bedenkt, daß die Urſachen des Wahnſinns, wie Trunk, Glückswechſel, ehrgeizige Pläne, angeſtrengtes Studium und dergleichen mehr, weit häufiger bei den Männern als bei den Frauen vorkommen, ſo muß man eigentlich erſtaunen, daß es doch mehr geiſtesgeſtörte Frauen als Männer giebt, und man fühlt ſich veranlaßt, dieſes Mißverhältniß der Beſtimmung der Frauen ſelbſt und der falſchen und unglücklichen Stellung zuzuſchreiben, die ihnen ſo oft in der Welt zu Theil wird.

Digitized by Google

Wenn man nun die Aerzte über die Zahl der Wahnſinnigen befragt, die gänzlich geheilt aus der Salpetrière entlaſſen werden, ſo erhält man ſehr von einander abweichende Antworten, je nach dem Charakter und der Aufrichtigkeit des Befragten. Die Aerzte, welche von jeder Aufſchneiderei ſich fern halten und es vorziehen, lieber das Unzureichende ihrer Kunſt in gewiſſen Fällen einzugeſtehen, als der Wahrheit zu nahe zu treten, erklären, daß die Mittelzahl aller erzielten Heilungen nie ein Drittel oder ein Viertel der Kranken überſteige. Die Heilungen ſind oft nur ſchwankend, ungewiß und erfordern die größte Schonung; man muß von der Geneſenden mit großer Behutſamkeit alle Gegenſtände fern halten, die auch nur im entfernteſten auf die Ideen und Eindrücke ihres Wahnſinns Bezug haben. Die Heilmittel ſind oft ganz einfach, oft ſehr verwickelt; die beruhigenden, kühlenden Mittel ſchlagen zuweilen an, oft aber ſind ſie auch ganz erfolglos; die Sturzbäder werden hier nur als Strafe angewendet. Oft bringen auch Zerſtreuungen, Muſik, Schauſpiel oder das Landleben glückliche Veränderungen in den Ideen der Wahnſinnigen hervor, doch giebt es durchaus keine beſtimmte Regel in dieſer Beziehung. Vor einigen Jahren ließ man die Irren in Charenton einem Schauſpiel beiwohnen, doch man überzeugte ſich bald von der Nutzloſigkeit dieſes Verſuches; die in der Kur befindlichen Wahnſinnigen vermochten es nicht zu faſſen, daß ſie einem Schauſpiele beiwohnten, und blieben unverändert in ihrem gewöhnlichen Ideenkreis befangen. Die in der Beſſerung Begriffenen ſagten aus, daß ſie dabei eine Aufregung, eine innere Bewegung verſpürt hätten, welche ſie für die Vorboten eines Rückfalles hielten. Uebrigens begreift man wohl, daß der Einfluß ſolcher Vergnügungen auf ein verwirrtes Gehirn nur ſehr unvollkommen and rein zufällig ſeyn kann, denn um Geſchmack und Sinn für die ſchönen Künſte zu haben, muß man ein ſehr feines und gebildetes Gefühl beſitzen, und wenn nun das Gefühl überhaupt ſo getrübt iſt, daß es ſich keine klare Vorſtellung von irgend einem Gegenſtande zu ſchaffen vermag, ſo kann es auch unmöglich den richtigen Geſichtspunkt auffinden und von allem Anderen abſtrahiren, um ein ſchönes Werk der Malerei, der Muſik oder der Dichtkunſt recht zu genießen. Daher irren ſich auch diejenigen durchaus, welche in dem Weſen der Muſiker, der Dichter, ja überhaupt aller großen Künſtler und dem der Wahnſinnigen gewiſſe Annäherungspunkte entdecken wollen. Nichts ſteht dem Wahnſinn ferner und erfordert eine kräftigere und ungetrübtere Ideen-Verbindung als der Zuſtand eines Gehirns, in welchem große Begriffe und erhabene Vorſtellungen ſich erzeugen. Freilich geſchieht es oft, daß Künſtler in Wahnſinn verfallen, oder man wird doch wenigſtens zuweilen an ihnen untrügliche Zeichen von Geiſtesverwirrung gewahr; dazu tragen aber weniger die geiſtigen Aufregungen als die Diätfehler und die ungeregelte Lebensweiſe bei, welche ſich die Mehrzahl ſolcher Perſonen zu Schulden kommen läßt.

Wenn man auch bei der Rückkehr aus der Salpetrière nur noch geringe Hoffnung für die Wiederherſtellung der dort befindlichen Irren hegt, ſo gedenkt man doch mit Befriedigung der geſunden Lage des Hoſpitals, der ſchönen Höfe, der bequemen Schlafſäle und aller der Sorgfalt nnd Aafmerkſamkeit, womit dieſe armen Weſen behandelt werden, die leider nur noch für rein materiellen Beiſtand empfänglich ſind. In der milden Behandlungsweiſe, die jetzt den Wahnſinnigen der Salpetrière zu Theil wird, erkennt man den glücklichen Einfluß eines Mannes, den man wohl mit Recht den Wohlthäter der Irren nennen kann, denn der Doktor Pinnel war der Erſte, der dieſe Unglücklichen von den Ketten uad Handſchellen befreite, womit man ſie ehemals belaſtete. Obgleich die ganze Heilmethode der Geiſteszerrüttung bis jetzt nur noch ein Problem iſt, ſo verſucht man doch gewiß mit Recht bei dieſer Krankheit alle Hülfsmittel der Arzneikunde. Vielleicht kömmt noch die Zeit, wo es der ärztlichen Kunſt gelingt, der menſchlichen Geſellſchaft dieſe geiſtigen Parias zurückzugeben, die Fackel der erloſchenen Vernunft neu zu entzünden, die Seelen mit ihren Empfindungen und Neigungen aus dem ſtarren Todesſchlafe wieder zu erwecken. Welch ein herrliches Reſultat der Anſtrengungen und Forſchungen in der Arzneikunſt! Von dieſem Geſichtspunkte aus wäre der Beruf des Arztes ein wahrhaft göttlicher! Mit ſolchen Gedanken beſchäftigt, vergißt man, was jetzt noch mangelhaft, noch unvollkommen und fehlerhaft in der Behandlung der Geiſteskranken iſt, und man fühlt ſich gedrungen, den Männern, welche alle Kräfte ihres Geiſtes und ihren ganzen Eifer auf ſolche Kuren verwenden, einen ganz beſonderen Tribut von Ehren- und Dankesbezeugungen darzubringen.

Ein Beſuch in der Salpetrière iſt nicht blos ein Akt des Studiums and der Beobachtung, ſondern auch ein Werk der Barmherzigkeit und der Menſchenliebe. Die Zeit der religiöſen Pilgerfahrten iſt vorüber, Niemand wallfahrtet mehr zur heiligen Genoveva von Nanterre, aber es giebt jetzt andere Wallfahrten, die im Grunde genommen vielleicht noch beſſer dem Weſen der Religion entſprechen. Wäre es denn eine zu ſchwierige Aufgabe, monatlich ein oder zwei Mal gewiſſe Barmherzigkeits-Anſtalten und Hoſpitäler zu beſachen? Nur wenn man in die Zufluchtsſtätten des Elendes eindringt, lernt man die Wunden der Menſchheit kennen, dringt man zu ihren Quellen hinauf; nur wenn man ihre traurigen Wirkungen beobachtet, fühlt man ſich gedrungen, zu ihrer Erleichterung beizutragen. Wenn man das Hoſpital der Salpetrière verläßt, ſo betrachtet man das Geſchick der Frauen von einem anderen Geſichtspunkte, der freier von Selbſtſucht und Gleichgültigkeit iſt. Geiſt und Herz treten gereinigt daraus hervor, und man blickt nicht mehr ſo gleichgültig auf manches ephemere, verwilderte Daſeyn, das glänzend auftaucht und von dem Schimmer und den Verführungen der Welt verlockt wird; man denkt an das Ziel, das ſeiner nur zu oft unvermeidlich harrt: eine Beſſerungszelle in St. Lazarus oder eine Schweizer-Zelle in der Salpetrière.

S ch w e d e n.

Schwedens neuere Dichterſchule.

III. Atterbom.

Der poetiſche Genius Atterbom's iſt einer von denjenigen, die am wenigſten der Zergliederung fähig ſind. Seine Werke gleichen einem Spiegel mit verſchiedenen Facetten und Reflexen, deren weſentliche Nüancen anzugeben ſchwer fällt. Der vorherrſchende Zug darin ſcheint eine anmuthige, ideale und etwas myſtiſche Phantaſie, wie ſie in den Minneſängern Deutſchlands hervortritt. Wie ſ i e, ſtimmt er ſich leidenſchaftlich für einen Traum oder ein Sinnbild, ſieht wie ſ i e in den Lüften eine Geſtalt ſchweben, die ihn verführt, hört Abends am Ufer der Gewäſſer, in dem Dunkel des Waldes ſchweifende, klagende Töne, die ihn rühren, öffnet wie ſ i e ſeine Gefühle allen Harmonieen der Natur, allen ſanften Einflüſterungen, die ihn in der Stille einer Herbſtnacht oder in den ſchwimmenden Düften eines Frühlings-Morgens anhauchen, verfällt endlich wie ſ i e zuweilen in ſpitzfindige Betrachtungen, in ein Uebermaß von Metaphern und wird abſtrakt. Die Schwermuth, die ſeine Dichtungen färbt, iſt zart und durchſichtig, ſie hat nichts Ermüdendes, nichts Krankhaftes; ſie gleicht dem Waſſer des friedlichen Sees, in welchem die lichten Abendwolken durch die Dämmerſchatten ziehen, wo der Geſang der Lerche ſich mit den Klagetönen des Windes im Röhricht miſcht. Die Traurigkeit, welche übrigens in den Werken Atterbom's herrſcht, iſt eine edle und heroiſche; ſie iſt kein Erzeugniß perſönlich erlebten Mißgeſchicks oder einer augenblicklichen poetiſchen Täuſchung, ſondern jener unbegränzten Liebe zam Wunderbaren, die den Dichter dem Leben entfremdet und mitten im Gewühl der Menſchen zum Einſiedler macht. Eine nordiſche Sage erzählt, daß, als ein Jüngling des Nachts mit den Elfen getanzt hatte, er am anderen Morgen mit bleichem Geſichte and traurigem Herzen zurückgekehrt wäre. Der Dichter hat ſeine Hand ausgebreitet nach dieſen Feen der Einbildungskraft, die ihn in ihre magiſche Welt hineingezogen haben; er hat ſeine Seele in die liebenden Umarmungen einer dieſer Sylphiden hingegeben, die eben ſo ſchön und eben ſo leicht wie die Illuſion ſind. Er hat aus dem bezauberten Becher der Jugendträume getrunken; dann, als dieſer Becher, aus dem er wieder trinken wollte, ſich ſeinen Lippen entzogen hatte, die goldene Erſcheinung entſchwunden war, die ſchimmernde Grotte, die ihn aufgenommen, ſich hinter ihm geſchloſſen hatte, fand ſich der Nachtwandler allein in der Welt der Wirklichkeit, ſeine Stirn iſt bleich, ſein Herz traurig geworden.

Im verfloſſenen Jahre hat Atterbom ſeine Gedichte, die bis dahin in verſchiedenen Journalen und in den poetiſchen Almanachen, welche er ſeit 1812 während mehrerer Jahre heraasgab, zerſtreut waren, zu ſammeln angefangen. Es ſind bis jetzt zwei Bände davon erſchienen. Die Oden und Elegieen, welche ſie enthalten, ſind mannigfaltig im Styl und Rhythmus, wie die Erinnerungen der Kindheit, die Träume der Liebe, das Gefühl der Freude oder Wehmuth, die ſie abwechſelnd veranlaßt haben. Zuweilen ſchimmert kein beſtimmter Grundgedanke durch, es iſt mehr ein Phantaſiren auf der Laute; dann gleichen ſeine Lieder den Variationen eines muſikaliſchen Themas; leicht und lieblich, haben ſie dennoch nichts Konzentrirtes. — Zu den beachtungswertheren Partieen dieſer Sammlung gehört eine Reihe kleiner Gedichte auf die Blumen. Die bedeutenderen von Floras Kindern werden hier beſchrieben, nicht mit der kleinlichen Trockenheit des Botanikers, ſondern mit der Sympathie, die ihr Anblick beim Dichter weckt, oder nach der Sage, die ſich an ſie knüpft, oder in der ſymboliſchen Bedeutung, die ihnen beigelegt iſt. Manche dieſer Schilderungen, wie die der Lilie, des Mäuſeöhrchens (myosotis), haben die Friſche und den Reiz einer Idylle, andere, wie die Viole, ſind zärtlich und melancholiſch wie eine Elegie, noch andere, wie die Malve, haben einen dramatiſchen Charakter. Doch iſt Manches mißlungen, verräth Manier und Anſtrengang, iſt mit philoſophiſchen Gedanken und abſtrakten Bildern überladen. — Es fehlen in dieſer Sammlung Atterbom's mehrere werthvolle lyriſche Gedichte, ſeine Ueberſetzungen der Klaſſiker und die Nachahmungen der Volkslieder, die er in ſeinem poetiſchen Almanach unter der Aufſchrift „d i e n o r d i ſ ch e H a r f e“ mittheilte. Als erſter Verſuch in dieſer Gattung, war der Erfolg außerordentlich. So wie e r, war noch Niemand in den Geiſt dieſer Urgeſänge eingedrungen oder hatte auf einer modernen Leinwand ihre glänzenden Farben und naiven Bilder zu entwerfen verſtanden.

Endlich fehlt in dieſer Sammlung eine neae Ausgabe ſeines großen Gedichtes, ſeines Lieblingswerkes, „d i e I n ſ e l d e r G l ü ckſ e l i g k e i t“ (Lyckſalighetens-Oe). Es iſt eine Allegorie, aber eine Allegorie des ganzen menſchlichen Lebens. In dieſem Gedichte hat Atterbom mit vollen Händen die Schätze ſeiner reichen Phantaſie, die entzückenden Nüancen ſeines farbenhellen Pinſels, alle Melodieen ſeines muſikaliſchen Rhythmus ausgeſtreut. Hier berühren ſich die melancholiſchen

Digitized by Google

Tinten des nordiſchen Himmels mit der flüſſigen Klarheit des orientaliſchen Horizonts, und man glaubt in einen Feentempel zu treten, wenn man in die gewaltigen Bogengänge deſſelben eindringt. Der brauſende Wind der mitternächtigen Zone grollt vor der Pforte des Tempels, die öden Steppen des hohen Nordens umſchließen ihn mit ihren Schneegürteln, und die Welt der Wirklichkeit endlich, mit ihren dürren Ebenen, ihren höhlenreichen Klüften, ſperrt den Zugang zu dieſer idealen Welt. Nun erſt ſchließt das Reich der Phantaſie ſich auf, die Wünſchelruthe des Dichters winkt, und der Sommernachtstraum beginnt. Auf Feliciens Zauberinſel ſingt die Nachtigall, und die Roſe ſenkt lauſchend ihren Kelch; der Zephyr mit ſeinen Silberfittigen eilt von Blume zu Blume und theilt hier ein Lächeln, dort einen Kuß aus; das Laub der Bäume wiegt ſich mit Liebesflüſtern; die Waſſerquelle, die in eine kryſtallene Schale fällt, verleiht Kraft und Jugend, und die ſchöne Felicia, die Königin dieſer zauberiſchen Gegend, bringt unter Scherz und Freude ihr glückliches Leben zu, doch unbekannt mit der größten Glückſeligkeit, der, zu lieben, bis Aſtolpho erſcheint und die Scene ſich ändert.

Aſtolpho iſt ein junger König des Nordens, der ſich auf der Jagd verirrt hat. Er ſucht bei einbrechender Nacht Schutz in einer Höhle. Es iſt die Höhle der Winde; in ihr hauſen die vier Sturmwinde der Erde, die ihn umheulen und zwieträchtig unter einander ſtürmen. Aber Zephyr faßt Mitleid für ihn. Er reißt ihn ſeitwärts, verbirgt ihn unter ſeinen Flügeln und bringt ihn am anderen Morgen nach der Inſel der Glückſeligkeit. Aſtolpho und Felicia haben von einander geträumt; es iſt der Traum zweier Herzen, die von ihrer Sehnſucht in das Garn der Liebe gelockt werden. Sich ſehen und wiedererkennen, iſt eins. Sorglos überlaſſen ſie ſich ihren Herzensergießungen und laufen einander wie zwei Waſſerquellen entgegen, die von demſelben Abhange fließen. Sie lieben ſich, ſingen von ihrer Liebe, wiegen ſich in dem durchſichtigen Spiegel der Seen, ſchlafen unter dem balſamiſchen Dome des Himmels mit einander. Unter dieſem Feentraume vergißt er das Reich, das er beherrſchen ſoll, die Straße des Ruhmes, die er wandeln will, die blonde Königstochter des Nordens, die ſanfte Svanhvite, ſeine Verlobte. Die Stunden fliehen wie ein Traum, die Jahre wie Stunden. Einſt fragt er Felicien, wie viele Wochen er bei ihr wäre, und ſie antwortet: „Dreihundert Jahre.“ — Ein Trompetenklang ſoll ihr Glück zerſtören. Ein Kriegsmarſch dringt eines Tages an ſein Ohr und ruft ihm alle Hoffnungen ſeines vergangenen Lebens zurück. Er will wiederſehen das Land, das ihn geboren, die Königsburg, wo er ſeine Jugend verlebt, will ſich einen Heldennamen erkämpfen und dann kommen und ſeines Glückes würdig genießen. Umſonſt iſt Feliciens Bemühen, ihn zurückzuhalten, er entreißt ſich ihren Umarmungen und zieht aus. Aber des Nachts verirrt er ſich von der geraden Straße, und Zephyr bringt ihn am anderen Morgen wieder zurück. Von Feliciens Reizen aufs neue gefeſſelt, wirft er ſich ihr zu Füßen und ſchwört, ſie nicht mehr zu verlaſſen. Aber ein mächtigerer Wille als der ſeinige hat beſchloſſen, dieſen Stunden des Rauſches ein Ende zu machen, das Schickſal ſelbſt hat die Dauer ſeiner Bezauberung gemeſſen und will nun die Abreiſe. Felicia, die Königin der Glückſeligkeit, die niemals geweint und gezagt hat, weint und zagt jetzt zum erſten Mal und fleht die furchtbare Göttin um Mitleid an. Das Schickſal bleibt durch ihre Thränen, Bitten, ihren tödtlichen Schrecken ungebeugt. Zum letzten Lebewohl drückt der Prinz Felicien an ſein Herz, und das Echo der Felſen hallt wieder: Lebe wohl! wohl!

Aſtolpho beſteigt den Vogel Greif, kommt in ſeine Heimath wie ein Menſch, der nach dem Verluſte ſeiner ſeligſten Hoffnungen in das aufgegebene Paradies ſeiner Jugend zurückkehrt. Aber Alles, was er geliebt, iſt längſt abgetreten, ſeine Freunde ſind todt, ſeine Familie iſt ausgeſtorben, das Schloß ſeiner Vorfahren zerfallen. Das Volk, dem das Gedächtniß im Herzen ſitzt, bewahrt über ihn eine dunkele Kunde, und die Gelehrten mit ihrer kritiſchen Scharfſichtigkeit leugnen ſeine Exiſtenz und verwandeln ihn in einen Mythus. Es handelt ſich nur um eine definitive Entſcheidung, ob es ein aſtronomiſcher oder phyſiſcher Mythus ſey. Schmerzvoll wandelt Aſtolpho unter den verfallenen Denkmälern, den flüchtigen Erinnerungen der Vergangenheit. Er tritt in die Kirche, wirft ſich auf das Grab Svanhvitens und ſucht mit ſeinen Armen den geliebten Körper zu erwärmen. — Die ganze Erzählung ſeiner Reiſe durch ſein Geburtsland, der Täuſchungen des Mannes, der ſich in ſeine einſtigen Genüſſe zu verſetzen, einer Todten das Leben wiederzugeben, unter der Aſche der Gräber einen Funken himmliſchen Feuers, das ihn ehemals belebte, hervorzuwühlen ſucht, das ganze Gemälde ſo viel wahren Schmerzes, ſo vieler Verluſte, die jeden Sterblichen betreffen, gehören zu den anziehendſten Partieen des ganzen Gedichts. Sie ſcheint mir nur entſtellt durch die Beſchreibung der republikaniſchen Verfaſſung, die Aſtolpho in ſeinen Staaten antrifft, eine unſchickliche Digreſſion bei einem ſo ideal gehaltenen Stoffe.

Nach dem fruchtloſen Bemühen, die Träume ſeiner Jugend wiederzufinden, und voll Trauer bei dem Anblick alles Jammers in der Welt, beſchließt Aſtolpho, nach der Inſel der Glückſeligkeit zurückzukehren. Aber er hat den Talisman verloren, den Felicia ihm gegeben hat. Die Zeit iſt mächtiger als er, ſie zwingt ihn, von ſeinem Greifen zu ſteigen und das Leben zu laſſen. Zephyr findet ihn todt hingeſtreckt auf der Heerſtraße. „Was haſt Du gemacht?“ fragt er den ſchrecklichen Gott, der noch einen Blick auf ſein Opfer wirft. — „Eine Verwandlung“, antwortet Saturn. — Zephyr bringt den Todten nach der Inſel der Glückſeligkeit, taucht ihn in die Quelle der Jugend, um das Leben in ihm zurückzurufen, aber alle ſeine Anſtrengungen ſind vergeblich. Felicia nimmt die Leiche des Heißgeliebten wahr und ſtößt einen Schrei des Schmerzes aus, der die Laubgewölbe durchdringt, die ſonſt nur von Freudengeſängen und Liebesſeufzern ertönten. Die Göttin der Glückſeligkeit, bleichen Angeſichts, gebrochenen Herzens, ſetzt den Leichnam Aſtolpho's in eine dunkele Grotte bei und will mit ihm ſterben. — Bis hierher iſt Alles Trauer und Klage. Plötzlich erhellt ein Purpurſtrahl die Gegend, die verſunkene Natur erwacht, die Sterne ſtimmen einen Hymnus der Hoffnung an, das Kreuz ſtrahlt durch die Wolken, und Felicia geht aus dem Dunkel der Gräber hervor, um dem Tage der Auferſtehung entgegenzuſehen. Dies iſt der weſentliche Inhalt eines Gedichtes, deſſen Schönheit keine Zergliederung, deſſen muſikaliſchen Wohllaut keine Ueberſetzung anſchaulich machen kann. Es beſteht aus fünf Abtheilungen, wie die fünf Akte eines Dramas, von Scenen und Dialogen unterbrochen, aber es gleicht mehr einer prächtigen Ode als einem Drama. Es iſt nach dem Ausſpruche eines Schwediſchen Kritikers ein Panorama splendidum lyricum. (Nicander: de indole poëseos hodiernae dissert.) Bleibt dies auch bis jetzt das Hauptwerk Atterbom's, ſo iſt ſeine Phantaſie doch noch immer reich und friſch genug, um neue Früchte ſeiner Muſe zu zeitigen. Als ich zu Upſala den Profeſſor in ſeiner Studirſtube oder mitten in dem Kreiſe ſeiner Freunde ſah, ſeine junge Gattin an ſeiner Seite und die artigen Kleinen auf ſeinen Knieen, ſo blickte ich mich um, weil ich Melpomene nicht fern von ihm wähnte.

Mannigfaltiges.

— Die Todesfälle in Ludwig's XIV. Familie. Als gegen das Ende einer langen ſiegreichen und glänzenden Regierung der vierzehnte Ludwig, den die Franzoſen ihren großen König nennen, plötzlich vom Glücke verlaſſen ſchien, als ſeine Macht den Anſtrengungen des gegen ihn verbündeten Europa's erlag, ſollten ſeine letzten Lebensjahre ihm auch noch durch traurige Familienſchickſale verbittert werden. Er ſah einen nach dem anderen von den Erben ſeines Reiches vor ſich dahinſterben, bis zuletzt die Zukunft der Monarchie auf dem Haupte eines fünfjährigen Kindes, des nachmaligen Ludwig's XV., ruhte. Dieſe Todesfälle folgten ſo raſch auf einander, daß der Argwohn im Volke entſtand, ſie ſeyen das Werk eines finſteren Verbrechens. Ob dieſer Verdacht einen Grund hatte, darüber iſt bis jetzt durch die Geſchichtsforſcher nichts Sicheres ermittelt worden. Es war daher ein brauchbarer Stoff für einen hiſtoriſchen Roman, und der ſchreibluſtige Bibliophile Jacob, der die Leſewelt jährlich mit drei bis vier ſolcher Werke zu beſchenken pflegt, hat auch nicht verfehlt, ſich deſſelben zu bemächtigen. Ein neuer Roman dieſes Schriftſtellers, „das Giftzimmer“ (la chambre aux poisons) betitelt, folgt jenem Argwohn und läßt die Familie Ludwig's *XIV.* durch Gift dezimiren, nur wälzt er die furchtbare Anklage von dem ab, gegen welchen ſie am lauteſten ſich erhob, von dem Herzoge Philipp von Orleans, der während der Minderjährigkeit Ludwig's XV. Regent von Frankreich war. Die Haupthandlung des Romans iſt das Gewebe von Verleumdungen, welches jenen Fürſten umſtrickt, und deſſen Fäden von einer gewiſſen Leonore Pacheco, einer ebenfalls hiſtoriſchen Perſon, geleitet werden. Dieſe junge Spanierin bringt der Bibliophile in ein Liebesverhältniß mit Philipp von Orleans und macht ſie zur Urheberin der angeblichen Vergiftungen, die ſie dann aus Rache für die ihr widerfahrene Zurückſetzung auf den Herzog wälzt. Für die Wahrheit iſt natürlich durch dieſe Darſtellung nichts gewonnen, doch wird dem Buche, als einem intereſſanten Beitrage zur Sittengeſchichte des damaligen Frankreichs, ein gewiſſer hiſtoriſcher Werth nicht abgeſprochen.

— Bibliothekonomie. Unter dieſem Titel hat Hr. L. A. Conſtantin in Paris eine Anleitung herausgegeben, wie man Privat- und öffentliche Bibliotheken aufſtellen, konſerviren und bereichern ſoll.*) Der Verfaſſer hat, wie er ſagt, die Erfahrung gemacht, daß die meiſten Beſitzer von Bibliotheken, aus Mangel an einer ſolchen Anleitung, ihre Sammlungen vernachläſſigen und dieſe täglich mehr zu einem bloßen Bücherhaufen, der ihnen keine Freude macht, anwachſen laſſen. Nicht beſſer ſoll es mit mancher öffentlichen Bibliothek in der Franzöſiſchen Provinz beſtellt ſeyn. In derſelben Weiſe alſo, wie Eckhel, Mionnet, Heinecken, Huber, Blumenbach u. A. Anweiſungen zur Claſſification und Aufſtellung von Münz-Kabinetten, Kupferſtich-Sammlungen, naturgeſchichtlichen Muſeen ꝛc. gegeben, denkt Hr. Conſtantin durch ſeine Anſichten über das Material, den Mechanismus und die Verwaltung der Bibliotheken nicht bloß der gelehrten Welt, ſondern allen Bücherfreunden überhaupt einen Dienſt zu erweiſen. Da wir das Buch ſelbſt noch nicht geſehen haben, ſo können wir auch nicht beurtheilen, ob der Verfaſſer das hält, was er verſpricht.

*) Paris, chez J. Techener. Un vol. in-12., avec six planches. — Pr. 6 Fr.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 44. Berlin, Freitag den 12. April 1839.

Frankreich.

Aeußerungsweiſen der Phantaſie.

Vom Profeſſor Adolph Garnier.*)

1) Die muſikaliſche Phantaſie.

Das Wort Phantaſie iſt eines der weitſchichtigſten und wird in den verſchiedenſten Bedeutungen gebraucht. Uns ſoll es die Fähigkeit bedeuten, Gegenſtände, die uns weder die Erfahrung gegeben, noch das Gedächtniß reproduzirt hat, vorzuſtellen. Eine ſolche ſelbſtſchöpferiſche Thätigkeit muß auch in Bezug auf die Muſik angenommen werden. Die Senſualiſten, welche den Menſchen zu einer Maſchine und einem Echo der äußeren Natur machen wollten, lehrten freilich, daß die Menſchen die erſten Geſänge dem Murmeln der Bäche, dem Rauſchen des Windes in den Bäumen und den Melodieen der geflügelten Sänger abgelauſcht hätten. Warum ſollte aber der Menſch allein der ſchöpferiſchen Kraft und der unmittelbaren Eingebung entbehren? Es heißt, auch die Vögel wären nur Nachahmer in ihren Geſängen, und die Nachtigallen würden in der Kunſt des Geſanges von ihren Aeltern unterwieſen. Wäre dieſe Thatſache begründet, ſo würde der Trieb der Nachahmung allerdings mächtiger als der Trieb der Phantaſie ſeyn, aber die Löſung der Aufgabe würde nur hinausgerückt und nicht erledigt werden, und man würde immer fragen, wie der erſte Vogel zu ſeinen Geſängen gekommen ſey? Uebrigens wird auch die hier mitgetheilte Behauptung durch eine Beobachtung Spurzheim's widerlegt. „Wenn man“, ſagt derſelbe, „die Eier eines Singvogels nimmt und ſie durch einen nicht ſingenden Vogel ausbrüten läßt, die Jungen dann in der Einſamkeit aufzieht, ſo ſingen die Männchen, ſobald ſie ausgewachſen ſind, wie alle andere Männchen ihrer Gattung.“

Vielleicht wird man ſagen, die Vögel haben kein Bewußtſeyn über das, was ſie ſingen; es iſt hier keine Intelligenz vorhanden, ſondern eine blinde bewegende Kraft, welche auf die Muskeln der Bruſt und der Kehle einwirkt; es ſind Orgeln, deren Bälge der Schöpfer in Bewegung ſetzt. Darauf kann man antworten, daß, da die Menſchen nicht ſingen, ohne vorher die Note, welche ſie ausführen, gefaßt zu haben, die Wahrſcheinlichkeit dafür ſpricht, daß es mit den Vögeln dieſelbe Bewandniß habe, und daß die Thätigkeit des Kehlkopfes, allem Anſchein nach, dem Gebote der Intelligenz folgt. Der erſte menſchliche Sänger hat keinesweges den Geſang der Vögel nachgebildet, denn bei muſikaliſchen Völkern treffen wir noch jetzt die Erſcheinung, daß Bauern, Ziegenhirten u. ſ. w., denen jede muſikaliſche Bildung abgeht, Geſänge erfinden, welche mit denen der Vögel durchaus nichts gemein haben. In Bezug auf muſikaliſche Erfindungskraft gehen die Italiäner allen anderen Völkern voran. Bei ihnen haben weder die unbekannten Dorf-Komponiſten, noch die berühmten Meiſter der großen Städte nöthig, in Gedanken alle Noten, welche ſie ſchon gehört haben, durchzugehen, um mühſam die gefälligſte Reihenfolge zu finden. In ihrer Phantaſie ruft eine Note die andere hervor, nicht in der Stufenfolge, wie ſie dieſelbe früher gefaßt haben, ſondern in einer ganz neuen Ordnung, und das begründet weſentlich die muſikaliſche Einbildungskraft. Die Deutſchen finden beim Anhören eines Geſanges alſobald harmoniſche Töne und fallen tiefer oder höher ein, je nachdem es ſich ſchickt, während ihre überrheiniſchen Nachbarn dieſes Vorzuges ganz entbehren.

Zu der Vorbildung der Töne muß noch die der Rhythmen gerechnet werden. Wie ſollte es dem erſten Sänger möglich geweſen ſeyn, ſeine Töne beim Singen abzumeſſen, wenn er dies nicht ſchon vorher im Geiſte gethan hätte? Sollte es ſtatthaft ſeyn, mit mehreren Dichtern anzunehmen, daß das Schwanken der Wellen oder irgend eine andere regelmäßig wiederkehrende Naturerſcheinung auf den Gedanken geführt habe, die Töne abzumeſſen? Die Taubſtummen, welchen das Gehör nicht zu Hülfe kommen kann, ſchwenken ſich nach dem Takte; ſie faſſen alſo einen Rhythmus oder eine Abtheilung in gleiche Zeitabſchnitte, die ſie nicht äußerlich wahrgenommen haben.

2) Die räumliche Phantaſie.

Wie zur Reproduction der Töne eine muſikaliſche Einbildungskraft hinzutritt, ſo ſteht auch der Reproduction der Formen eine formſchaffende Thätigkeit der Einbildungskraft zur Seite. Wie die Singvögel den Ton ſchon vor der Ausführung bilden, ſo ſcheinen auch die werkthätigen Thiere die Linien und Umriſſe, welche ſie in ihren Bauten ausführen, ſchon vorher entworfen zu haben. Wie würde die Biene Wachsſtücke quadratförmig bilden und ſie zu einem Hexagon aufſchichten, wenn dieſe Raumfigurationen nicht ſchon vorher in ihrem Innern vorhanden geweſen wären? Wie würde die Spinne ihre Fäden ſtrahlenförmig und in konzentriſchen Kreiſen ausſpannen, wie würde der Vogel die Halbkugel ſeines Neſtes bauen, wie der Biber ſeine Hütte aufrichten und ſie in Zellen und Gänge abtheilen, wenn alle dieſe Thiere nicht eine formbildende urſprüngliche Anlage beſäßen? Und der Menſch ſollte keine ſolche formbildende Anlage haben? Wie könnte er anders die rohen Formen der Natur verbeſſern? Woher hat er das Muſter der geraden Linie, des gleichſchenkligen Dreiecks, des Kreiſes genommen? Hätte er ſich etwa bei der Biene, der Spinne oder bei dem Biber in die Lehre gegeben, oder wäre die Regelmäßigkeit, mit welcher er Figuren ausführt, die den Thieren nur unvollkommen gelingen, nicht ein Beweis, daß eine vorgängige Wirkung der Einbildungskraft angenommen werden muß? Die Entwerfung der architektoniſchen Grundlinien ſcheint das Reſultat einer beſonderen Thätigkeit der Einbildungskraft zu ſeyn. Bei den Thieren iſt die Bildung der Raumfiguren von einem beſonderen Inſtinkte geleitet, welcher ihnen ohne Beihülfe der Erfahrung die geeigneten Materialien zuführt.

Die Umriſſe, welche der Menſch in ſeiner Phantaſie vorbildet und den rohen Figuren der unorganiſchen Natur anpaßt, überträgt er auch auf die beiden anderen Naturreiche. In ſeinen Zeichnungen berichtigt er die Formen der Pflanzen, ſetzt hinzu und läßt weg, vereinigt oder trennt die einzelnen Partieen einer Landſchaft. Indem er den Hals des Schwans bewundert, wünſcht er die unteren Extremitäten dieſes Vogels hinweg und würde ſie weglaſſen, wenn es von ihm abhinge, die Geſtalt deſſelben zu beſtimmen. Der Natur entnimmt der Künſtler nicht die Formen ſeiner Venus oder ſeines Apollo, denn hier findet er immer Entſtellungen und Mängel, und die Linie, welche er wählt, hält keinesweges bloß die Mitte zwiſchen den nach beiden Seiten hin auseinanderlaufenden Formen der Wirklichkeit, dem Zuviel und dem Zuwenig. Doch hören wir Raphael; dieſer ſagt in einem Briefe an Balthazar Caſtiglione: „Ich weiß ſehr wohl, daß, um die Schönheit zu malen, ich mehrer Ideale ſehen müßte, unter der Bedingung, daß Ihr mir zur Seite ſtändet, um meine Wahl zu leiten. In Ermangelung guter Muſter und kundiger Führer, folge ich dem Zuge der Begeiſterung, welche über mich kömmt. Trifft ſie das Wahre? Ich weiß es nicht, obgleich ich demſelben nachſtrebe.“

Der Komponiſt begnügt ſich nicht, eine Reihenfolge angenehmer Töne zu erfinden; eben ſo wenig iſt der Maler mit einer bloß architektoniſchen oder geometriſchen Regelmäßigkeit zufrieden. Beide müſſen noch den Ausdruck, das Leben hinzuthun; der Bildhauer verleiht dem Marmor Leidenſchaft und Bewegung, und aus den Tönen der Muſik muß uns ein gewiſſes Seelenleben entgegentönen. Die Deutungsfähigkeit hat die Aufgabe, die Bedeutung der Zeichen, welche in der Erfahrung gegeben ſind, der Phyſiognomie, der Geſten, des Accents zu erkennen; ſollte ſie bei dem Künſtler nicht mit einer entſprechenden Thätigkeit der Einbildungskraft verbunden ſeyn, welche das Zeichen vorbildet oder es vervollkommnet, wenn es in der Natur nicht in ſeiner ganzen Reinheit oder Deutlichkeit ausgeprägt iſt? Beſtände nicht gerade hierin das Geheimniß des großen Schauſpielers, wie überhaupt jedes wahrhaften Künſtlers?

3) Die Phantaſie der Farben.

Eben ſo wie bei der Anhörung eines Geſanges manche Menſchen zu einem gegebenen Tone die entſprechende Tonfolge finden, ſo haben andere die Gabe, zu einer Farbe die paſſende zu wählen. Wenn ein geſchickter Koloriſt nur in ſeinem Gedächtniſſe die Farben muſterte, welche er ſchon geſehen und ſie nur in der Ordnung muſterte, in der er ſie geſehen, bis er zu einer ge-

*) Aus einem Werke deſſelben, das ſo eben unter dem Titel „La Psycologie et la Phrénologie comparées“ in Paris erſchienen iſt.

Digitized by Google

gebenen Farbe die paſſende gefunden hätte, ſo könnte man nur ſagen, daß er ein Farbengedächtniß habe; wenn er dagegen zu einer gegebenen Farbe, ohne Hülfe des Gedächtniſſes und ohne lange umherzuſuchen, die paſſende findet, ſo iſt er im Beſitze einer Fähigkeit, welche der muſikaliſchen Phantaſie entſpricht. Spurzheim erzählte von gewiſſen Moſaikkünſtlern, welche zu zwei Steinen, die jedem Beobachter gleichfarbig zu ſeyn ſchienen, noch einen mittleren Farbenton fanden.

Alſo die muſikaliſche Phantaſie, die räumliche Phantaſie, die farbenerfindende Phantaſie ſind Fähigkeiten, welche außerhalb des Bereiches des Gedächtniſſes liegen. Alle andere Thätigkeiten, welche mit dem Namen der Einbildungskraft bezeichnet werden, ſind durch das Gedächtniß und die Induction gebildete Combinationen. Eine Sirene oder ein Centaur iſt die Combination eines Frauenkopfes und eines Fiſchleibes, oder eines Menſchenrumpfes und eines Pferdekörpers. Der Phyſiker, welcher in einem Körper die Eigenthümlichkeiten eines anderen wiederzufinden glaubt, wendet die Induction an, und als im 16ten Jahrhundert ein Arzt ſich einbildete, der menſchliche Körper ſey nach dem Muſter des Planeten-Syſtems gebaut, folgte er einer falſchen Induction. Die Leidenſchaft leitet unſere Induction irre und läßt uns in dem geliebten oder gefürchteten Gegenſtande Reize oder Gefahren entdecken, welche die Sprache eingebildet nennt.

Der Unterſchied zwiſchen der Induction und ſchöpferiſchen Einbildungskraft beſteht darin, daß die erſtere die Elemente ihrer Combinationen in der Erfahrung vorfindet und ſie nur anders verſetzt, während dieſe einen Gegenſtand oder eine Reihe von Gegenſtänden ohne Beihülfe der Erfahrung ſchafft.

Wenn es indeß eine ſchöpferiſche Einbildungskraft in der Muſik, im Zeichnen, in der Malerei giebt, ſo iſt damit noch nicht geſagt, daß dieſelbe immer hervortreten müſſe; und meiſtentheils begnügen ſich diejenigen, welche ſich mit den ſchönen Künſten beſchäftigen, mit Combinationen der Erfahrung und der Induction.

Was die Poeſie und die Beredſamkeit betrifft, ſo beruhen dieſe nicht auf einer beſonderen Thätigkeit der Einbildungskraft. In der Beredſamkeit iſt die Erfindung nur eine Auswahl von Beweiſen, und dieſe Beweiſe ſind Deductionen oder Inductionen. Wenn es uns vergönnt iſt, Töne, Linien, Farben ohne vorhergehende Wahrnehmung darzuſtellen oder ſie in einer anderen Ordnung als der der Wahrnehmungen darzuſtellen, ſo iſt es uns andererſeits nicht möglich, eine einzige originelle menſchliche Handlung zu erfinden, und wir verfahren hierbei ganz nach dem Geſetz der Ideen-Aſſociationen, d. h. wir ſtellen ſie in der Ordnung unſerer Wahrnehmungen zuſammen. Um ſie zu kombiniren, müſſen wir in dem Schatze unſerer Erinnerungen umherſuchen. Was den wunderbaren Theil der poetiſchen Fabel betrifft, ſo bietet uns dieſer entweder lebloſe Gegenſtände, welche der Dichter mit Willenskraft, Verſtand und Leidenſchaften ausgeſtattet hat, oder unſichtbare Gottheiten, wie die Götter der Griechen oder die Zauberer und Feen der Araber; beide Vorſtellungsweiſen ſind eine falſche Anwendung der Induction oder des Schließens nach Analogie.

Ungeachtet der Unfähigkeit des Wortes, die Umriſſe des Griffels, die Farbenabſtufungen des Pinſels, die Modulationen der Stimme darzuſtellen, kann der Dichter doch in ſeinen Schöpfungen durchſchimmern laſſen, daß er die Formen einer vollkommenen Schönheit, einen prächtigen Tempel oder eine bezaubernde Muſik in ſich aufgenommen hat. Dann verbindet er mit der poetiſchen Phantaſie die des Dichters, Architekten und Muſikers; die Letzteren führen ihn über den Vorſtellungskreis der Erfahrung hinaus, aber als Dichter bleibt er innerhalb der Gränzen des Gedächtniſſes und der Induction.

4) Phantaſie, Wahrnehmung und Gedächtniß in ihren Unterſchieden.

Wir wollen jetzt ſehen, was die Schädellehre zu der ſchöpferiſchen Einbildungskraft ſagt.

Gall war der Meinung, daß die Einbildungskraft, wie wir ſie definirt haben, den dritten Grad jeder Thätigkeit bilde. Spurzheim machte mit Recht darauf aufmerkſam, daß die rezeptiven Fähigkeiten nicht die Kraft haben, etwas einzubilden, weil ſie erſt durch die intellektuellen Fähigkeiten angeregt werden müſſen. Auf die letzteren beſchränkte er die Fähigkeit, einzubilden. Die drei Grade der Thätigkeit oder Aeußerungsweiſen der intellektuellen Fähigkeiten ſind: die Wahrnehmung, das Gedächtniß und die Einbildungskraft.

Es iſt ſchon gezeigt worden, daß das Gedächtniß nicht bloß ein höherer Grad der Wahrnehmung oder die Einbildungskraft bloß ein höherer Grad des Gedächtniſſes ſey. Spurzheim legt hierauf ein großes Gewicht; er ſagt: „Das Gehör bringt nicht den Geſang der Vögel hervor; viele Vögel hören, ohne zu ſingen. Die Weibchen der Singvögel haben ein eben ſo gutes Gehör als die Männchen, und dennoch fehlt ihnen die Gabe des Geſanges. Die Männchen wiederholen auch nicht Geſänge, die ſie ſchon gehört hatten.“ Wenn Vögel ſingen, ohne einen Geſang gehört zu haben und ohne im Beſitze eines muſikaliſchen Gedächtniſſes zu ſeyn, wie will man dann behaupten, daß die Einbildungskraft ein höherer Grad der Wahrnehmung oder des Gedächtniſſes ſey? Wenn die Wahrnehmung und das Gedächtniß ohne die Einbildungskraft beſtehen, und die Einbildungskraft ohne das Gedächtniß und die Wahrnehmung, ſo muß man doch unterſchiedene natürliche Fähigkeiten anerkennen und nicht bloß quantitative Verſchiedenheiten. Wenn alſo die Wahrnehmung, das Gedächtniß, die Einbildungskraft nicht bloß höhere oder niedere Grade einer und derſelben Thätigkeit ſind und nicht von demſelben Organe ausgehen, ſo iſt es die Aufgabe der Schädellehre, zu erforſchen, welcher Theil des Organs der Töne z. B. der Wahrnehmung und welcher andere der Einbildungskraft zugewieſen iſt.

Es fragt ſich nun, durch welche Gegenſtände eine Thätigkeit der Einbildungskraft, die nicht bloß eine Reproduction der Wahrnehmung oder des Gedächtniſſes ſey, hervorgerufen werde. Indem Spurzheim die Einbildungskraft als den dritten Grad aller intellektuellen Fähigkeiten hinſtellt, nimmt er eine Einbildungskraft des Gefühls, des Geſchmacks, des Geruchs, des Gehörs, des Geſichts, der Individualität, der Räumlichkeit, der Ausdehnung, der Schwere, der Farbe, der Berechnung, der Ordnung, der Eventualität, der Zeit, der Töne, der Sprache, der Vergleichung und der Kauſalität an. Dieſe verſchiedenen Abtheilungen dürften indeß auf die räumliche Einbildungskraft, die farbenerfindende, die melodiſche oder die der Zeit und die der Zeichen oder der Sprache zu beſchränken ſeyn. Was bedeutet die Einbildungskraft des Gehörs, des Geſichts und des Gefühls anderes, als die der Melodie, der Farben und der Räumlichkeit? Alle anderen von Spurzheim angenommenen Arten der Einbildungskraft müſſen wir aber verwerfen. Oder hätte ſich wohl ſchon Jemand in der Einbildungskraft etwas Berührbares vorgeſtellt, was er nicht vorher berührt hätte, einen Geruch, den er nicht vorher eingeathmet, einen Geſchmack, den er nicht vorher geſchmeckt, ein Gewicht, das er nicht ſchon getragen hätte!

Die Irren glauben freilich allerlei Dinge wahrzunehmen, die ſie nicht wirklich wahrnehmen, aber ſie erhalten doch dieſe Wahrnehmung durch eine vorhergehende Erfahrung. Ihre Einbildungen ſind weſentlich von denen des Künſtlers verſchieden, ſie ſind eine Folge der Wahrnehmung, und man könnte ſie als eine Krankheit des Gedächtniſſes betrachten. Dem Künſtler dagegen ſcheint der Gegenſtand, den ſeine Phantaſie verarbeitet, nicht wirklich gegenwärtig zu ſeyn. Die Phrenologen ſcheinen der Linie, welche die Einbildungskraft der Geiſtesverwirrten von der des geſunden Menſchen trennt, noch nicht die gehörige Beachtung geſchenkt zu haben. „Die zu rege Individualität“, ſagt Spurzheim, „perſonifizirt alle Erſcheinungen, wie z. B. die Bewegung, das Leben, das Fieber, die Narrheit u. ſ. w.“ Der Irrthum, vermöge deſſen wir das Leben, das Fieber u. ſ. w. perſonifiziren, fließt aus der gemeinſamen Quelle aller Irrthümer, aus der Gabe der Induction oder dem Schließen nach Analogie. Was die Induction von der Einbildungskraft ſcheidet, iſt, daß die erſtere ihre Elemente der Erfahrung entnimmt und ihnen nur einen anderen Platz anweiſt, während dieſe einen Gegenſtand oder eine Reihe von Gegenſtänden auffaßt, die ihr nicht durch das Gedächtniß gegeben werden.

Die Franzöſiſche Literatur des 17ten und des 18ten Jahrhunderts.

(Fortſetzung.)

Die Literaten und Dichter endlich, die von Franz I. bis Ludwig XIV., wie man damals ſagte, meiſt domestiques eines Prinzen oder großen Herrn und von den übermüthigen Launen derer abhängig waren, von denen ſie Wohlthaten und Gunſtbezeugungen erwarteten, brauchten die Poeſie nur als Werkzeug der Verführung und Schmeichelei. Wenigſtens macht ihnen Mezerai*) dieſen Vorwurf, der übrigens ſelbſt ein Skeptiker war. „Es hat zu allen Zeiten“, ſagt Labruyère, „ſolche Schöngeiſter und Belletriſten gegeben, welche die Freigeiſterei der Großen annahmen und ihr Leben lang das Joch derſelben trugen, ihren eigenen Einſichten und ihrem Gewiſſen zum Trotz. Solche Menſchen lebten eigentlich nur Anderen zu Gefallen, die ſie als ihren letzten Endzweck betrachtet zu haben ſcheinen. Sie ſchämten ſich, ſich vor ihren Augen zu retten und ſo zu ſcheinen, wie ſie vielleicht im Herzen waren; ſie ſind aus Mißtrauen oder Schwäche zu Grunde gegangen. Sind nun die Großen und Mächtigen der Erde groß und mächtig genug, um uns bewegen zu können, daß wir glauben, was ſie wollen, und leben nach ihrem Geſchmack, und daß wir die Gefälligkeit ſo weit treiben, nicht ſo zu ſterben, wie es uns am ſicherſten bedünkt, ſondern ſo, wie es ihnen am beſten gefällt?“ Solche Menſchen waren noch weniger als unnütze Flötenſpieler, wie Malherbe die Dichter ſeiner Zeit bezeichnet.

Der Hof und das Beiſpiel Franz des Erſten, die Züge nach Italien und die Religionskriege, das ſind die Urſachen, durch welche jener tapfere Franzöſiſche Adel ſo entſittlicht worden, deſſen Wiedergeburt herbeizuführen Ludwig's XIV. Aufgabe war, während er ihn nur an Anſtand der Manieren und der Sprache zu gewöhnen wußte. In der That, ſo ſchön auch die Erinnerungen ſind, die ſich an das Jahrhundert Ludwigs XIV. anknüpfen, ſo kann man doch nicht umhin, zuzugeben, daß der große König ſeine Miſſion verfehlt hat; er hat ſie weder dem Umfang nach, noch in Betreff der Mittel, durch welche ſie zu erfüllen war, begriffen.

Er hätte vor Allem ſeine Macht dazu gebrauchen ſollen, die frivolen und liederlichen Sitten des Adels zu beſſern; aber gerade dieſe Sitten behagten ſeiner Politik: er wollte die Edelleute zu keinen ernſten Geſchäften brauchen, außer dem Krieg; übrigens hätte er ſelbſt mit gutem Beiſpiel vorangehen müſſen, und dazu

*) Geſchichte Frankreichs, Regierung Heinrich's IV.

Digitized by Google

war er zu ſchwach. Er begnügte ſich, zur Partei der ſtrengen Grundſätze überzugehen, was er aber auch erſt ſehr ſpät that, als der Zauber des Ruhms zur Hälfte erblichen war. So leicht beſſert man die Menſchen nicht. „So lange der König mit ſeinen Liebesabenteuern beſchäftigt war", ſagt Duclos, „war auch der Hof ritterlich; kaum hatte ſich der Beichtvater ſeiner bemächtigt, ſo ward auch der Hof trübe und ſcheinheilig. Hatte man ſich bisher zu den Feſten und Schauſpielen gedrängt, ſo lief man jetzt zur Kapelle; aber der Gott des neuen Kultus war immer der König. Er hätte es leicht bemerken können. Eines Tages, da der Monarch zur Abendandacht kommen ſollte, waren die travées voll von frommen Höflingen und Hofdamen. Briſſac, Major der Leibwache, kommt in die Kapelle, ſagt den Garden ganz laut, der König würde nicht kommen, und läßt ſie abziehen. Sofort leeren ſich die travées; nur die Marquiſe v. Drageau und drei oder vier andere Frauen bleiben zurück. Eine Viertelſtunde ſpäter erſcheint Briſſac wieder mit den Garden. Als der König kommt, erſtaunt er über dieſe ungewöhnliche Leere. Briſſac nannte ihm den Grund, der König lachte, und vielleicht verzieh er die Gleichgültigkeit gegen die Abendandacht um der Achtung und Ehrfurcht willen, die man ſeiner Perſon bezeugte." Umſonſt fühlen Luxembourg und Catinat, weil ſie keine Religion haben, die Ungnade des Königs, der ſich immer mehr von der Maintenon leiten läßt; mit dieſer ungerechten Strenge ſchadet er ſich und dem Staat, ohne dem Glauben, den er dadurch in Anſehen zu bringen glaubt, eine einzige Seele zu gewinnen.

Die ſchönen religiöſen Charaktere der Zeit, die Beauvilliers und die Chevreuſe, ſind nicht aus Ludwig's XIV. Einfluß hervorgegangen: ſie gehörten einer anderen Sphäre an, als der des Hofes: es waren die Schüler jener genialen Prälaten, welche die ewige Zierde dieſer Regierung bilden, Boſſuet's, Fénélon's, beſonders des Letzteren, der am beſten erkannte, was der Zeit Noth that, und zum Dank für ſeinen tiefen Blick und ſeine Bemühungen mit Undank und Exil belohnt wurde. Viele ſolcher Männer hatte der Franzöſiſche Klerus nicht, doch hätte dieſer Stand viel Gutes gewirkt, wenn man ihn mit Weisheit unterſtützt hätte. Was eigentlich den Adel ſo entnervte, war das Leben, das er faſt zu führen gezwungen war, aus Mangel an Carriere und paſſender Beſchäftigung. Keine Predigt, keine Schrift konnte dieſes Grundübel heilen. Das Volk, das zur Arbeit und zum Familienleben verurtheilt war, blieb moraliſch; aber was ſollte aus der Sittlichkeit ehrgeiziger oder reicher Jünglinge werden, die keine andere Schule, keinen anderen Schauplatz hatten, als Hof und Armee? Fénélon hatte das Uebel und das Mittel erkannt: er wollte eine politiſche Reform, die von einem frommen Manne geleitet würde; auf dieſes Ziel richtete er alle Gedanken des ihm anvertrauten Königlichen Zöglings. Ob die Regierung des Herzogs von Bourgogne Alles gehalten hätte, was er verſprach? Das läßt ſich nicht behaupten; aber ſo viel iſt gewiß, daß Ludwig's XIV. Syſtem nicht im Stande war, diejenigen ſeiner Unterthanen zu beſſern, die ſeinen Hof bildeten und deren Beiſpiel immer mehr auf die Stadt zurückwirken mußte.

Der Franzöſiſche Adel war es vorzüglich, durch welchen die Philoſophie des 18ten Jahrhunderts ſo große Verbreitung und Macht gewann. Er hat ſie aufgenommen, gepflegt und an alle Höfe Europa's verpflanzt; die Völker ſind erſt durch ſein Beiſpiel verführt worden. Dieſer Punkt hat die Schwäche des Regierungs-Syſtems Ludwig's recht ans Licht geſtellt; das iſt nicht zu leugnen, daß dieſe Regierung die zerſtörende Bewegung des 16ten Jahrhunderts aufgehalten hat; aber die Reaction iſt nicht in die Sitten eingedrungen, und die Freigeiſterei behielt bei dem Adel einen glimmenden Heerd, der ſpäter einen Brand erzeugte.

Uebrigens iſt die Bewegung des 17ten Jahrhunderts nicht durch Ludwig XIV. allein unterdrückt worden; durch die Noth und die Kämpfe der Zeit haben ihre religiöſen und politiſchen Theorieen am meiſten gelitten. Montaigne ſchrieb ſchon 1570 an ſeine Frau: „Laſſen wir ſie reden; ich halte mich an die einfache Weiſe der alten Zeit .... Und in der That koſtet das Neue bis zu dieſer Stunde dem armen Staat ſo viel, daß ich mich überall ganz davon abwende." Dieſes Gefühl der Ermüdung ward immer allgemeiner, daher der Spott, der endlich die Fronde traf, das letzte Aufflackern des revolutionnairen Geiſtes der Zeit.

Wie wenig man im Laufe des 17ten Jahrhunderts auf Ideen gab, zeigen Richelieu und Mazarin, indem ſie die Revolutionen in Schottland, Katalonien, Portugal, Neapel und Ungarn durch ihre Intriguen und Subſidien beförderten, ohne zu fürchten, daß ſie Frankreich dadurch Waffen gegen ihre eigene Macht in die Hand gaben. Dieſe großen Miniſter wußten wohl, was ſie thaten: der Paroxysmus, der das Land erſchüttert hatte, war vorüber, und Alles vereinigte ſich zur Befeſtigung der abſoluten Gewalt, deren Theorie bald von Hobbes in eine Formel gebracht wurde. Man ſah in den fremden Revolutionen nur die Verwirrungen, die ſie nach ſich zogen, und da man ſo eben erſt aus ähnlichen Kämpfen hervorgegangen war, ſo fühlte man ſich nicht zur Nachahmung verſucht. „All' die Kriege", ſchrieb ein Zeitgenoſſe, „die unſer Europa verheert haben, und all' das Elend, das der Uebermuth der Soldaten und der Geiz der Parteigänger mitbringt, iſt es nicht eine Folge des Widerſtandes gegen die höchſte Gewalt? Das Haupt Kmielnicki's, Radziwil's, des Vice-Kanzlers und fünf oder ſechs Anderer, hätte es nicht das Leben von hunderttauſend Menſchen gerettet, welche durch die Landung des Schwediſchen Königs in Polen umgekommen ſind? Jene angebliche Freiheit der Staaten, wozu anders hat ſie gedient, als das Land zu zerreißen? Und was bewirkt ſie, als daß die Völker weder frei, noch unterworfen leben, und daß, wie ſie die Monarchie angreifen, die Monarchie ſie wiederum angreift und mißhandelt, ſie entwaffnet und beraubt und alle Streitkräfte und Finanzen an ſich zieht, um das Blut und die Kraft der Rebellion ohnmächtig zu machen? Doch ich berufe mich nur auf das, was Sie, mein Herr, in dieſer Stadt Paris geſehen haben, als die Unruhen in ihr wütheten; da empfand man recht, daß die Freiheit, nach welcher man im Volk ſtrebte, tauſendmal ſchlimmer war als das Miniſterium (Mazarin), mit dem man bei dem Glanz der Königlichen Waffen und der inneren Ruhe des Staats keine Urſache hatte unzufrieden zu ſeyn, und unter dem man ſich jetzt viel beſſer befindet, als in jenem unnatürlichen Zuſtand, wo man weder auf dem Lande noch in der Stadt lebte, weder einer höheren Gewalt zu gehorchen hatte, noch die gemeinſamen Rechte der Naturfreiheit genoß." (Schluß folgt.)

Schweden.

Schwedens neuere Dichterſchule.

IV. Stagnelius.

In den Reihen der jungen Schule, deren Standarte Atterbom erhoben hatte, ſah man nach und nach mehrere geſchätzte Dichter hervortreten. Einer der vorzüglichſten war Stagnelius.*) Kein Schwede war mehr mit den Eigenſchaften eines Dichters ausgeſtattet, als er. Ueberfluß an Gedanken, Reichthum an Bildern, Wohllaut des Stils, Alles vereinigte ſich in ihm, was den großen Schriftſteller bildet, aber er entweihte dieſe glänzenden Eigenſchaften und befleckte in dem Schmutze des Lebens die Flamme ſeiner Phantaſie. Von Jugend auf mit einer ſchweren phyſiſchen Krankheit behaftet, zog er ſich noch eine ſchwerere moraliſche zu. Er verfiel in eine Art von Miſanthropie, und das Mittel, zu dem er ſeine Zuflucht nahm, um die finſteren Gedanken zu verſcheuchen, wurde für ihn ein neues Gift. Wie Ewald, wie Lidner, ſuchte er in der Betäubung ſeiner Sinne die Betäubung ſeiner Schmerzen, er wurde ein Säufer und verkürzte ſein Leben durch laſterhafte Gewohnheiten. Seine erſten Gedichte, beſonders die Lilien von Saron (Liljorna i Saron) berechtigten zu großen Erwartungen; er war auch ganz geeignet, bei längerem Leben ſie zu erfüllen, aber er ſchmachtete hin und ſtarb 30 Jahre alt. Armer Sterblicher! er konnte die ganze Tonleiter der Poeſie durchlaufen und wählte nur den Laut der Klage; ſeine Seele glich einer Harfe, die einſam in dem düſteren Schatten eines Waldes hängt, kein Sonnenſtrahl erhellte die ſilbernen Saiten, kein Freudengeſang entquoll ihr, nur der Abendwind entlockte ihr Seufzer.

Mitten unter den Sinnlichkeiten ſeines Lebens ſchuf er ſich eine überſinnliche Philoſophie und ſuchte Blumenduft in verdorrtem Graſe, Goldkörner im Sande, eine Geiſter-Herrſchaft in einer verwahrloſten Körper-Herrſchaft. Angezogen von dem Syſtem der Gnoſtiker, ſtellte er ſich die Menſchen als Weſen eines höheren Urſprungs vor, betrogen von dem Demiurgos, dem Dämon des Böſen, losgeriſſen von der Welt der Geiſter, gefeſſelt an die Bande des Leibes und ſeufzend nach der Rückkehr in die Lichtregionen. Auf dieſem Grunde führte er ſeine Schöpfungen auf; alle Charaktere, alle Handlungen, die er ſchildert, gehen davon aus. — Er hatte zu viel Subjektivität, um wahrhaft epiſcher und dramatiſcher Dichter zu ſeyn; er verſtand es nicht, ſeine Perſönlichkeit vor der zu ſchildernden zurücktreten zu laſſen, und in den Darſtellungen aus der Geſchichte, in den Weſen ſeiner Einbildung, in den Sagen ſeines Volkes, überall malte er ſich ſelbſt, erzählte er ſeine eigenen Gedanken. Wladimir, Blanda, Maria, Sigurd Ring, Wisbur ſind nach gleichem Typus gebildet. Allen fehlt es nicht an herrlichen Gedanken, glänzenden Schilderungen und den Vorzügen ſeiner Schreibart. Aber ſeine Gemälde leiden an Unbeſtimmtheit und Zerfloſſenheit, ſeine Perſpektive verſchwimmen in eine dunkele, nebelige Ferne, ſeinen Figuren fehlt der feſte Umriß. Wollte er in ſeine Schöpfungen mehr Plaſtik bringen, ſo verfiel er in das Gegentheil. So hat er eine Tragödie „der Ritterthurm" (Riddartornet) geſchrieben, die in der Seele des Leſers nur Empfindungen des Abſcheus erweckt. Man findet hier eine Mutter, die zwanzig Jahre im Kerker ſchmachtet, weil ſie ihren Gemahl betrogen, einen Diener, der die Tortur erleidet, weil er mit dieſer Frau Mitleid gehabt, einen Vater, der in ſeine Tochter verliebt iſt, und eine Tochter, die, um ihre Mutter zu retten, der unzüchtigen Leidenſchaft ihres Vaters nachgiebt und ſich dann tödtet, um der Schande zu entgehen. Man findet keine Entwickelung der Charaktere, ſondern nur grauſenerregende Auftritte, die das Parterre der Gaîté in Erſtaunen ſetzen würden.**)

Zwei andere Tragödien von Stagnelius verdienen mehr Lob. Das Süjet war in Uebereinſtimmung mit der beſtändigen Richtung ſeines Denkens gewählt; die Entwickelung geht leicht von Statten, und der ganze Duft einer holden Poeſie iſt darüber ausgegoſſen. „Die Märtyrer" heißt die eine und iſt die Geſchichte des Polyeuktes nach der Bearbeitung Corneille's; aber Stagnelius Werk hat weniger Handlung und dramatiſchen Effekt, als

*) Geboren zu Calmar 1793. Sein Vater war Prediger, ſpäter Biſchof. Stagnelius ſtudirte zu Upſala und Lund; 1815 erhielt er eine kleine Stelle in der Kanzlei zu Stockholm und ſtarb den 3. April 1823.

**) „Der Ritterthurm" wird von Anderen für das vollendetſte ſeiner Dramen gehalten.

Digitized by Google

das des Franzöſiſchen Dichters. Es iſt, wenn man will, nicht ſowohl ein Drama als ein Dithyrambus, aber ein gewaltiger, religiöſer Dithyrambus, der die Seele wie das Brauſen der Orgel in einer Kathedrale ergreift und ſchwebend erhält bei den feierlichen Klagen und Akkorden, die durch die Tiefen des Schiffs und die Wölbungen des Chores hallen. — Die andere iſt im Grunde die erſte nach einer der myſtiſchen Ideen Swedenborg's geſchriebene Tragödie. Sie führt den Titel: „Die Liebe nach dem Tode" (Kärleken efter Död). In einer der Regionen der anderen Welt, in einer Art von Mittelregion zwiſchen der Erde und den himmliſchen Sphären, ſitzt ein junges Mädchen unter einer Cypreſſe und denkt an den Geliebten, den ſie auf Erden zurückgelaſſen hat. Der eiſige Hauch des Todes hat die brennende Liebe, die ſie während ihres Lebens zu ihm trug, in ihr nicht tilgen können, und abſeits gelagert, fühlt ſie nur einen Schmerz, ſieht ſie nur ein Bild, lispelt ſie nur einen Namen. Ein Engel naht und fordert ſie auf, des Himmels, deſſen ſie theilhaftig geworden, nicht zu vergeſſen, ſich ihrem Gotte, der ſie gerettet, ihrem himmliſchen Bräutigam, der ihrer harre, zuzuwenden. Sie antwortet: „Ich habe Alles vergeſſen, was ich auf Erden geſehen, in meiner Kindheit gekannt habe, nur Eines habe ich nicht vergeſſen können, den Kuß meines Albert, den Raſenſitz, auf dem wir unter dem Schatten des Ahorns ruhten." — „Komm", ſpricht der Engel, „komm mit mir in den Himmel." — „Iſt Albert dort?" fragt das liebentbrannte Mädchen. — „Nein, er iſt noch auf Erden." — „Nun denn, ſo giebt es für mich keinen Himmel; ich will Albert hier nahe bei der Thränenquelle erwarten." — Ein Chor von Engeln läßt ſich in den Lüften vernehmen, beſingt die Freuden Gottes, die Wonnen des ewigen Lebens. Er fordert Julien auf, die Erinnerungen der Erde und das Bild aus einer vergänglichen Welt fahren zu laſſen. Zu gleicher Zeit wird ein anderer Chor an ihrer Seite ſichtbar, es iſt der Chor der Dämonen. Er ſingt die Wollüſte der Erde, das Geheimnißvolle, die Trunkenheit einer Liebesnacht, und Julie hört's, ihr Herz ſchlägt, ihr Blick wird feurig. — „Erinnerſt Du Dich", ſangen die böſen Genien, „der Sommernacht, der buſchreichen Haide, des kryſtallenen Waſſers, bei welchem Du mit Albert ſaßeſt? Die Wolken breiteten einen Schleier über die lichte Scheibe des Mondes, und es fiel nur ein blaſſer Schein auf die Schatten des Thales. Albert drückte Dich an ſein Herz, Deine Stimme zitterte unter ſeinen heißen Küſſen, von ſeinen Armen umſchlungen, ſankſt Du unter dem Schweigen der Gegend auf den Raſen, die Sterne blickten lächelnd auf Dich nieder, und Nachtigallen ſangen Dein Hochzeitslied." — „O, ihr lauen Sommernächte", ruft Julie aus, „Geſang der Vögel, Duft der Veilchen, rieſelnde Quellen im Mondenglanze, Blumenteppiche, wo die Tauben girrten, wo ich in Albert's Armen ruhte, ach, könnte ich euch nur noch einmal wiederſehen!" — Julie erhält von den Engeln die Vergünſtigung, auf die Erde zurückzukehren, um den wiederzuſehen, den ſie nicht vergeſſen kann. Während deß tödtet ſich Albert aus Lebensüberdruß. Julie ſieht ihn ihr entgegeneilen in dem Cypreſſen-Thale; die begleitenden Engel zeigen ihr den Himmel, Albert die Hölle. Sie drückt ihren Geliebten an ihr Herz und ſtürzt ſich mit ihm in den Abgrund.

Ein Schwediſcher Kritiker hat geſagt, daß, wenn Stagnelius am Leben geblieben wäre, er die dramatiſche Kunſt in Schweden hätte gründen können. Nach meiner Anſicht würde er zwar eine Gattung des Drama's geſchaffen haben, die noch nicht exiſtirt, nämlich das ideale Drama; aber das wahre Drama, den Spiegel des menſchlichen Lebens, wie Shakeſpeare, Göthe, Schiller es uns enthüllt haben, würde er nie erreicht haben. Stagnelius' Genie iſt ein rein lyriſches, die ſchönſten Stellen ſeiner Tragödien haben einen lyriſchen Schwung, und ſeine verbreitetſten und beliebteſten Dichtungen gehören der Lyrik an. Der Rhythmus iſt mannigfaltig, der Stil biegſam und geſchickt behandelt, der Versbau wohlklingend. Seine Elegieen, die er geſchrieben, erinnern zuweilen an Göthe's Römiſche Elegieen; ſeine Sonnette haben eine ſtrengere Form und mehr Korrektheit als die Schlegelſchen. Aber der Grund ſeiner Seele iſt düſter, ſeine Oden, ſeine Elegieen und Sonnette ſind mit einem Trauerſchleier überkleidet. Er ſingt nicht, er ſeufzt und weint nur; Alles, was er ſieht, erweckt in ihm ſchwermüthige Gedanken. Wandelt er über einen Gottesacker, ſo beneidet er das Glück derer, die in den Gräbern ſchlafen; denkt er an ſeine Liebe, ſo ruft er aus: „Meine langgehegten Wünſche, ihr werdet doch nicht befriedigt; mein Leben iſt nur den Thränen und der Trauer geweiht; Du wirſt, Geliebte, für mich ewig den hohen Sternen gleich ſeyn, die mir lächeln, die ich aber nicht berühren kann." — Allenthalben, wohin er ſeinen Blick auf die ihn umgebende Natur wirft, ſucht er ein Aſyl, wie ein dem Schiffbruch entronnener Matroſe nach dem Hafen ſpäht. Dann geht er weit weg von den Menſchen und ruft aus: „Ich bin allein! Der Genius des Schmerzes mit ſeiner bleichen Stirn, ſeinem thränenbenetzten Angeſicht begleitet mich in die Einſamkeit und in die Dämmerungen des Abends: die Schwäne der Erinnerung erheben ihre Stimme auf dem Ocean der Zeit." — Zuweilen gefällt er ſich dann in ſeinen Schmerzen, ſegnet die quälenden Wünſche, die ihn verfolgen, und die Thränen, die er vergießt. Aber ſeine Düſterkeit, von der ihn nichts zerſtreut, bringt ihn faſt beſtändig zu ſeinem myſtiſchen Glauben zurück. Die Seele iſt ihm eine Königstochter des Himmels, die auf dieſe jammerbelaſtete Erde verbannt worden; der rieſelnde Strom, der fächelnde Wind unterhält ihn von den verlorenen Freuden einer anderen Welt. Er hört in des Abends Stille einen harmoniſchen Geſang wie Sternenmuſik, der ihn die Dornenbahn, wohin er ſich verirrt, zu verlaſſen und in die Regionen des Lichtes ſich zu ſchwingen einladet: da erhebt er ſich zu Gott und feiert mit Inbrunſt die heilige Jungfrau, Chriſtus, die Kirche und die ewige Seligkeit. Seine Lyrik iſt myſtiſch wie die von Novalis, mit dem Unterſchiede, daß die des Deutſchen ſich auf Natur gründet, die des Stagnelius einem luftigen Wolkenbilde gleicht. Die Sammlung ſeiner religiöſen Oden, die den Titel „Lilien von Saron" führt, wie die meiſten ſeiner anderen lyriſchen Compoſitionen, ſind ein großartiger Wiederſchein dieſes idealen Traumes, der nur die Erde berührt, um mit neuer Schwungkraft den himmliſchen Sphären zuzufliegen. Aber ſie haben den Fehler, daß immer dieſelbe Saite ertönt, derſelbe Gedanke in verſchiedenen Formen immer wiederkehrt, das muſikaliſche Thema in ſeinem Grunde unveränderlich iſt und nur in ſeinen Variationen wechſelt. „Die Zugvögel" (Flyttfoglarne), welche wir hier mittheilen, mögen als ein Beleg leichterer Art zu dem Geſagten dienen.

Die Zugvögel.

Der Vögel Chor zieht raſchen Fluges
Jetzt fort vom rauhen, kalten Nord,
Kein Riegel hemmt den Strom des Zuges,
Nicht unbekannter Meere Bord.
Doch ſeufzen ſie: Mein Gott, wohin?
Was iſt des Schweifens Ziel und Sinn?

Wir ſcheiden bang von Schwedens Auen,
Der Jugend Land, der Heimat Grund,
Wo Neſter wir auf Linden bauen,
Umſpielt von Zephyrs lauem Mund.
Was ziehn und fliehn wir ängſtlich fort,
Was drängt und treibt uns von dem Ort?

Da, wo die Nacht mit hellem Glanze
Im ſtillen Segensſchooß uns ſäugt',
Im Silberſchmuck, im Blüthenkranze
Von Blumenduft und Mond erzeugt?
Es floh der Schlaf, die Maiennacht
Ward durchgekoſt, in Lieb' durchwacht.

Rund ſtreckten ſich des Baumes Zweige,
Es troff die Blüth', es troff das Kraut
Von Thaues Perl'. Nun iſt die Eiche
Entlaubt, der Roſe Kelch ergraut,
Der Frühling todt. Bald pirſcht im Schnee
Des Wald's der Jäger auf das Reh.

Zeit iſt's, daß wir den Rücken kehren
Dem Land', deß Sonne täglich bleicht,
Wo Niemand unſer Lied mag hören,
Des Grabes Stille Alles gleicht.
Gott lehrt, wozu die Flügel gut,
Gegrüßt, willkommen, ſturm'ſche Fluth!

So ward gezogen, ward geſungen;
Euch lachen ſchönre Fluren bald,
Da hält die Ulm' die Reb' umſchlungen,
Durchſtrömt Kryſtall den Myrthenwald,
Erfüllt und würzt die heitre Luft
Nur Waldgeſang und Tropenduft.

Sollt' Erdenfreude Dir entſchwinden,
Der Herbſtwind ſeufzen durch das Land,
Magſt, Freund, Du darin Hoffnung finden.
Der Vogel ſchüttelt ab den Staub,
Erreicht der Wünſche Land. Drum zage nicht,
Jenſeits der Gräber ſtrahlt das ew'ge Licht.

Mannigfaltiges.

— **Zur geographiſchen Kenntniß der Türkei.** Der gegenwärtige Aufenthalt Preußiſcher Offiziere in der Europäiſchen und Aſiatiſchen Türkei dürfte beſonders auch für die geographiſche Wiſſenſchaft von weſentlichem Nutzen ſeyn. Es iſt kaum glaublich, wie ſehr in dieſen Gegenden, die doch in den früheſten auf uns gekommenen Urkunden ſchon erwähnt werden und zum Theil der Schauplatz der erſten Menſchenbildung waren, alle Karten und alle Darſtellungen irre führen. Berge werden nach Ebenen verſetzt und Flüſſe angegeben, die entweder gar nicht exiſtiren oder eine ganz andere Richtung nehmen. Während unſere Landsleute ihren früheren Aufenthalt im Balkan-Gebirge und in den Feſtungen des Schwarzen Meeres zu intereſſanten Karten-Zeichnungen und Plateau-Aufnahmen benützten, die über Bulgarien und Rumelien die ſicherſten wiſſenſchaftlichen Aufſchlüſſe verſprechen, haben Privat-Nachrichten, die von dem Freiherrn von Moltke aus Malatia und von Herrn von Vincke aus dem alten Angora eingegangen ſind, ähnliche Unterſuchungen in Bezug auf Klein-Aſien in Ausſicht geſtellt. Namentlich hat Herr v. M. eine Karte des ſüdöſtlichen Klein-Aſiens entworfen, welche das Land zwiſchen Moſſul, Siwas, Konieh, den Ciliciſchen Päſſen, Marſch und Urfa umfaßt. Sie wird daher eine Lücke ausfüllen zwiſchen der Arbeit des Engliſchen Konſuls zu Erzerum, Herrn Brand, und den von dem Britiſchen Oberſt Chesney geleiteten Aufnahmen der Euphrat-Expedition. Herr Hauptmann Fiſcher hat ſeinerſeits eine Karte von Karamanien und Itſch-Ili entworfen, welche durch die Reiſe des Herrn Hauptmann von Vincke wahrſcheinlich noch nördlich ausgedehnt werden wird, ſo daß dann in Verbindung mit der Guilleminot'ſchen Karte von Weſt-Klein-Aſien das Material vorhanden ſeyn wird zu der erſten richtigen Karte von Klein-Aſien.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 45. Berlin, Montag den 15. April 1839.

Frankreich.

Der letzte Miniſterwechſel unter Karl X.

Nach der Histoire de France, pendant la dernière année de la restauration. *)

Das Miniſterium, deſſen Seele und Leiter Herr von Martignac war, hatte ſich nicht ohne Ehre, aber faſt ganz ohne Ergebniß durch eine der ſchwierigſten unſerer parlamentariſchen Seſſionen durchgeſchlagen. Furchtſam und unentſchloſſen in ſeinem Gang, hatte es nur durch den im Allgemeinen achtungswerthen Charakter ſeiner Mitglieder und durch das glänzende Talent, womit das Haupt-Organ deſſelben ſeine Handlungen und Abſichten vertheidigte, eine Art von Beſtand gewonnen. Die Mäßigung und Redlichkeit dieſes Miniſteriums hatten keine von den extremen Parteien, die Frankreich ſpalteten, mit der Regierung ausgeſöhnt. Die reinen Royaliſten verziehen ihm unter Anderem nicht, daß es die Cenſur aufgehoben und den Verſuch gemacht, das Wahl-Prinzip auf die öffentliche Verwaltung anzuwenden, einen Verſuch, den ihre berechnete Neutralität ſo eben vereitelt hatte. Die kirchliche Partei machte ihm die beiden Ordonnanzen vom 16. Juni zum Vorwurf, durch welche acht Jeſuiten-Kollegien unter die Ober-Aufſicht der Univerſität geſtellt und die kleinen Seminarien einem ſtrengen geſetzlichen Reglement unterworfen wurden. Die Liberalen der äußerſten Linken dagegen waren gleichgültig gegen Konzeſſionen, in denen ſie weniger einen freiwilligen Ausdruck des Königlichen Willens ſahen, als eine von den Umſtänden und dem Fortſchritt der neuen Ideen gebotene Nothwendigkeit. Die Einwilligung des Throns in die Umwandlung eines Munizipal-Syſtems, das ſo vielen Regierungen genügt hatte, diente ihnen zur Waffe, um die beſtehenden Inſtitutionen anzugreifen, und die immer größere Kühnheit dieſer Angriffe entlockte Herrn Martignac ſelbſt den ominöſen Ausruf: „Wir nähern uns der Anarchie!“ So erreichte dieſes Miniſterium, ermüdet, ſchwach und uneinig, den Schluß einer legislativen Periode, in der keine von den poſitiven Verbeſſerungen zu Stande kam, die man von ihr erwartet hatte. Die öffentliche Gewalt war ohne Kraft; Symptome der Beſorgniß und Muthloſigkeit zeigten ſich auf allen Seiten, und die bedeutende Anzahl der Deputirten, welche dieſes Jahr gegen die Bewilligung des Budgets geſtimmt hatten, ließ für die nächſte Sitzung eine ernſte, faſt drohende Oppoſition befürchten.

Welches war die Stellung Karl's X. in der Mitte dieſes furchtbaren Kampfes der Partei-Leidenſchaften? Ein redlicher, wohlgeſinnter Fürſt, dem es aber an einem richtigen Verſtändniß für den Geiſt und das innere Getriebe des Repräſentativ-Staats fehlte, ließ er ſich in ſeiner Politik von zwei mit Recht verderblich genannten Vorausſetzungen leiten. In der von Ludwig XVIII. oktroyirten Charte ſah er mehr eine übereilte Konzeſſion **), als ein Reſultat reiflicher Vermittelung zwiſchen den alten Königlichen Prärogativen und den neuen Forderungen der Zeit. Dieſer Fehler in der Entſtehung, der nach Karl's redlicher Geſinnung die Verbindlichkeit des Eides nicht ſchwächen konnte, wurde in ſeinen Augen durch eine etwas verworrene Theorie wieder gut gemacht, welche ſeine alten Ideen über die Allmacht der Königlichen Autorität mit ſeiner Achtung für die Charte, in deren 14tem Artikel dieſe Theorie ausgeſprochen ſchien, in Einklang brachte. Es war dies eine Theorie, welche, im Fall des Mißbrauchs der Conſtitution, der Krone, kraft ihrer der Charte vorausgehenden und konſtituirenden Gewalt, das Recht gab, die Beſtimmungen derſelben zu ſuspendiren oder zu modifiziren: eine ganz neue, in der Anwendung kitzliche Doktrin, die nicht fehlen konnte, eine Regierung, die ihr ſchönſtes Lob bisher darin geſucht, daß ſie nur nach den Geſetzen regierte, früh oder ſpät zur Willkür zu führen. Denn was ſollte man unter dem Mißbrauch der Charte verſtehen? An welchen Zeichen ſollte man denſelben erkennen? Welcher Schiedsrichter ſollte in letzter Inſtanz über die Kraft und Wahrheit dieſer Zeichen aburtheilen? Wie gefährlich war die Löſung dieſer Lebensfragen für einen Fürſten, den ſeine Erziehung, ſeine Vorurtheile, ſeine mangelhafte Einſicht, ja ſelbſt die Geradheit und der Adel ſeiner Seele dem Jahrhundert, in dem jene Fragen hervortraten, ſo ſehr entfremdeten! Auch war das politiſche Benehmen Karl's von einem gewiſſen mißtrauiſchen Geiſt beherrſcht, der eigentlich nur auf einem Mißverſtändniß beruhte. Von der Erinnerung an die Kataſtrophen befangen, welche die Franzöſiſche Revolution auf ſein Haus gehäuft, hielt er ſich überzeugt, daß das fortſchreitende Streben der conſtitutionnellen Partei, die öffentlichen Freiheiten zu vergrößern, die Sicherheit ſeines Thrones gefährde. Seine Unerfahrenheit wußte nicht die Aufregung, die den Repräſentativ-Regierungen eigenthümlich iſt, von den Attentaten ernſterer und gefährlicherer Art zu unterſcheiden. Nimmt man zu dieſen Irrthümern die Beſorgniſſe, welche einige Mitglieder der höheren Geiſtlichkeit in dieſer frommen, befangenen Seele zu nähren ſuchten, die feindſelige Stimmung gegen die Conſtitution, die von den Trümmern der Partei des Bruders Ludwig's XVIII. in ihm beſtärkt wurde, und man wird ſich leicht die perſönliche Abneigung des Königs gegen ein Syſtem von Konzeſſionen erklären, das ihm nur geeignet ſchien, die Kühnheit und die Forderungen der Parteien aufzumuntern. „Ihr ſeht“, ſagte er zu ſeinen Miniſtern, als die Linke bei der Diskuſſion des Departemental-Geſetzes einen ſo ungeſchickten Eigenſinn bewies, „Ihr ſeht, wohin man mich fortreißen will, wie weit Ihr ſelbſt durch Eure Konzeſſionen fortgeriſſen worden .... Von dieſer Kammer iſt nur durch Energie etwas zu erlangen.“ Dieſe unglücklichen Anſichten fanden keinen Widerſtand beim Dauphin, deſſen Ideen ſich allmälig ganz denen ſeines Vaters genähert hatten, dem er überhaupt eine unbedingte Unterwerfung zollte.

Allerdings hatte die Dynaſtie der Bourbonen noch eine Menge Feinde unter der liberalen Partei, und unter dem Deckmantel einer rein parlamentariſchen Oppoſition waren die Abſichten Mehrerer von ihnen geradezu auf den Umſturz der Monarchie gerichtet. Doch da ſich dieſe Fraction weder auf die Armee, noch auf einen bedeutenden Theil der Bevölkerung ſtützte, ſo war ſie an ſich ohne reelle Macht. Andere, die von Hauſe aus nicht weniger feindlich geſinnt waren, hatten ſich allmälig gewöhnt, die Erhebung dieſer Dynaſtie als ein abgeſchloſſenes Faktum anzuſehen, und, ſey es aus Schwäche, oder Ueberdruß, oder Liebe zur Ordnung, endlich aufgehört, die Reſtauration ſelbſt, die ſich in funfzehn Jahren geſetzlicher Freiheit feſten Beſtand gewonnen, zu bekämpfen. Man kann ſagen, daß die thätlichen Komplotte und die Verſchwörungen gegen das Leben des Fürſten ſeit 1824 aufgehört hatten. Die übrigen Anhänger der liberalen Doktrinen hatten ſich, ohne das Königthum von 1814 ſo anzubeten, wie die reinen Royaliſten, ihm mit Redlichkeit und Einige ſogar mit einer gewiſſen Hingebung angeſchloſſen, welche von Seiten des Monarchen ein treues Feſthalten an den conſtitutionnellen Prinzipien vorausſetzte, die er zu beobachten geſchworen. Aber dieſe Beobachtung wurde mit Strenge und Mißtrauen bewacht, und die geſchickte, aber unpopulaire Verwaltung des Herrn von Villèle hatte, indem ſie die ehrgeizige Fraction dieſer Partei ſechs Jahre lang von den Geſchäften entfernt hielt, einen raſtloſen, mißvergnügten Geiſt in ihr entwickelt, deſſen Bedeutung man ſich nicht verhehlen konnte.

Durch einige mehr oder minder glückliche Zugeſtändniſſe, und indem ſie den Glauben an die Redlichkeit der Regierung wiederherſtellten und das Prinzip der Legitimität an die Charte knüpften, hatten Herrn Villèle's Nachfolger jenes Mißtrauen, jene Feindſeligkeit zu beſchwichtigen verſucht; aber das Unglück dieſer Zeit war, daß dieſes Miniſterium, das aus geſchickten und tadelloſen Männern beſtand, welche aber nicht den Sympathieen des Hofes entſprachen, dem König immer nur ein ſehr beſchränktes Vertrauen einflößte. Herrn Martignac's feiner und gewandter Geiſt, der dem des Königs ſo analog war, hatte keine Macht über einen Willen, der ſo alten, hartnäckigen Vorurtheilen unterworfen war. Als die unglückliche Zurücknahme der Geſetz-Entwürfe über die Gemeinden und die Departements das Miniſterium mit der Majorität der Kammer für immer entzweit hatte, begrüßte der unvorſichtige Monarch den Ausbruch dieſer Spaltung freudig als das Signal zur Abſchüttelung eines Jochs.

---

*) Vgl. die Notiz über dieſes Werk in Nr. 30 des Magazins.

**) „Wenn Ew. Majeſtät“, ſagte 1829 zu Karl X. einer ſeiner Miniſter, „etwas von der Armee im Namen der Charte und mit Beziehung auf dieſelbe verlangten, ſo würden Sie unbedingten Gehorſam finden; aber wäre es gegen die Charte, ſo kann ich das Gegentheil verſichern.“ — „Die Charte! Die Charte!“ antwortete Karl, „wer will die verletzen? Sie iſt zwar ein unvollkommenes Werk — mein Bruder hatte ſolche Eile, den Thron zu beſteigen! — aber ich werde ſie reſpektiren.“

(Geſchichte der Reſtauration, von Capefigue.)

Digitized by Google

In dem Moment, als das Kabinet zu wanken begann, und ſchon früher, hatten ſich die Blicke auf den Fürſten von Polignac gewandt, der damals Geſandter in England war. Die Vorliebe, die Karl X. für ihn hatte, war allgemein bekannt. Zwar kannte der König, trotz aller Hingebung, die er den Bourbonen bewieſen, ſeine wirkliche Unfähigkeit recht gut; aber er brauchte weniger einen Rathgeber, als ein Werkzeug. Einen Namen führend, deſſen Unpopularität ſich aus dem vorigen Jahrhundert herſchrieb, wurde Herr von Polignac von den gemäßigten Freunden der Monarchie mit Schrecken betrachtet, und unter den Conſtitutionnellen der verſchiedenen Nüancen erregte er eine faſt gränzenloſe Erbitterung. Was die reinen Royaliſten anbelangt, ſo waren ſie in Betreff ſeiner getheilt. Die Freunde des Herrn von Villèle, die gewohnt waren, ihn als den präſumtiven Nachfolger dieſes Miniſters anzufeinden, ſprachen mit Verachtung von ſeiner Tauglichkeit; diejenigen, welche ſich der Nüance des Herrn von La Bourdonnaye näherten, die Anhänger der energiſchen Maßregeln, vertrauten auf ſeine Geſinnung und erwarteten mit ſeiner Berufung zu den Geſchäften den Anfang eines kräftigen, entſchiedenen Regierungs-Syſtems, durch welches das Königthum aus ſeinen gegenwärtigen Verlegenheiten herausgezogen würde. Die Kirchen-Partei, welcher er durch ſeine Verbindungen und eine aus langen Leiden hervorgegangene Frömmigkeit angehörte, hoffte von ſeiner Mitwirkung das Heil der Kirche und des Staats. Zu dieſem Vertrauen kam noch das, welches der Fürſt von Polignac auf ſich ſelbſt ſetzte. Wohlwollend und redlich im höchſten Grade, aber leichtſinnig und eingebildet, ohne tiefere Menſchenkenntniß, und dabei mehr den Prinzipien der Repräſentativ-Regierung anhängend, als in die wahren Bedingungen derſelben eingeweiht, täuſchte er ſich durchaus über die Natur und den Umfang der Oppoſition, zu deren Bekämpfung er ſich berufen glaubte. Die mächtige conſtitutionnelle Oppoſition, die ſich ſeit dem Villèleſchen Miniſterium gebildet hatte, verwandelte ſein getäuſchter Blick in ein ſchwaches revolutionnaires Häuflein, deſſen feindſeliges Streben, ohne Anklang in der Nation, durch eine kräftige Haltung der Regierung leicht zu vereiteln ſey. Ihn verführte das Beiſpiel des Herzogs von Wellington, der einer toryiſtiſchen Verwaltung eine impoſante parlamentariſche Majorität zu gewinnen wußte; aber er vergaß, daß die Lorbeern von Waterloo hier ein großes Gewicht in die Waagſchale legten.

Die Idee, Herrn von Polignac an die Spitze der Geſchäfte zu rufen, war bei dem König nicht neu. Die Ergebenheit deſſelben erſchien ihm immer als ein Nothanker für eine gefährliche Lage. Nur der Ruf ſeiner Unfähigkeit, den Herr v. Villèle ſelbſt verbreitet hatte, konnte ihn von der Verwaltung ausſchließen, als der Kredit jenes Mannes am Hofe zu ſinken begann. Seitdem bot ein Vorfall unter dem Miniſterium des Herrn v. Martignac dem Könige die Gelegenheit, einen entſchiedeneren Schritt zu thun. Im Dezember 1828 ſah ſich Herr von La Ferronnais, der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, durch Geſundheits-Rückſichten veranlaßt, ſeine Entlaſſung nachzuſuchen. Der König ließ durch Herrn von Portalis dem Fürſten von Polignac heimlich ſchreiben, er ſolle nach Paris kommen, um daſelbſt mit dem Herzog von Mortemart, der als Geſandter nach Rußland ging, zu konferiren. Mit Karl's geheimſten Abſichten vertraut, ſpricht der Fürſt in London viel von ſeiner nahen Beförderung, eilt nach Paris, läuft zu Herrn v. Portalis und erzählt ihm ohne Weiteres, er ſey Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Herr v. Portalis verbirgt mit Mühe ſein Erſtaunen und theilt es ſeinen Kollegen mit, welche erklären, daß ſie ſich in Maſſe zurückziehen würden, wenn Herr v. Polignac ins Miniſterium trete. Umſonſt wollte ſich dieſer, nach beſſerer Ueberlegung, mit dem Portefeuille des Königlichen Hauſes begnügen; umſonſt ſtellte er die Unmöglichkeit entgegen, mit Anſtand nach London zurückzukehren, nachdem man ſo viel unnützes Aufſehen gemacht: die Miniſter blieben unbeugſam. Forſchen wir nach der Urſache dieſes ſo entſchiedenen Widerſtandes.

Es iſt hier nicht der Ort, an die erſten Jahre der politiſchen Laufbahn des Herrn v. Polignac zu erinnern, an ſeine ſchwache Theilnahme an den Verſchwörungen gegen das Konſulat, an ſeinen edlen Kampf mit ſeinem Bruder vor dem Kriminal-Gerichtshof und an jene zweijährige Haft, welche die Kaiſerliche Willkür bis zu den Begebenheiten des Jahres 1814 verlängerte: alle dieſe Thatſachen, die man ſo oft erwähnt und entſtellt hat, gehören einer anderen Epoche an. Dagegen wollen wir die Leſer auf einen Vorfall aufmerkſam machen, der unmittelbar in die Geſchichte der Reſtauration gehört.

Als die beiden geſetzgebenden Kammern zu Ende des Jahres 1815 zuſammenkamen, weigerte ſich Herr v. Polignac, als Mitglied der Pairs-Kammer, einen unbedingten Eid auf die conſtitutionnelle Charte zu leiſten, weil „der Artikel, der ſich auf die Freiheit des Kultus beziehe, nicht ausdrücklich von der Herrſchaft der katholiſchen Religion ſpreche.“ Dieſe in der Königlichen Sitzung ausgeſprochene Weigerung machte Aufſehen. Die Pairs-Kammer ſandte zwei ihrer Mitglieder ab, um nach den Gründen derſelben zu fragen. Dieſer Schritt war ohne Folgen, aber nur ehrenvoll für den Charakter des Herrn v. Polignac. Der eine jener Kommiſſarien, Herr v. Fontanes, lobte laut die Reinheit ſeiner Geſinnungen, und Herr v. Polignac ſelbſt ſagte zu den Abgeordneten der Kammer, „der Vorbehalt, ohne den er nicht ſchwören wolle, hindere nicht, daß er von ganzem Herzen der conſtitutionnellen Charte anhänge.“ Indeß wurde er erſt einige Monate ſpäter in Folge eines Eides ohne Vorbehalt zugelaſſen. Mehrere andere Pairs benahmen ſich ganz eben ſo.

Dieſer Vorfall, der von dem Parteigeiſt vergrößert oder entſtellt wurde, machte einen übeln Eindruck. Die öffentliche Meinung, die gegen die Verletzung des politiſchen Eides ſo nachſichtig iſt, blickte mit ſtrengen Augen auf eine Gewiſſenhaftigkeit, welche wenigſtens zeigte, daß ein ſolcher Eid nicht bei Allen ſeine Bedeutung verloren hatte. Sie ſah nicht eine Bürgſchaft der Aufrichtigkeit darin, ſondern nur ein Zeichen heimlicher Abneigung gegen die Inſtitutionen, die Frankreich der Reſtauration verdankte.

Die Umſtände, die zwiſchen dieſem Vorfall und der Zeit, deren Geſchichte wir ſchreiben, eintraten, berechtigten in nichts, die Aufrichtigkeit jenes Eides zu bezweifeln. Herr v. Polignac gab 1816 ſeine Stimme für das liberale Geſetz, daß jeder Bürger, der auf den Liſten der Nationalgarde eingeſchrieben ſey, das Wahlrecht haben ſolle. Alle Parteien haben es anerkannt, daß er bei ſeiner Geſandtſchaft in England ein patriotiſches und würdiges Benehmen gezeigt habe. Man führte lobend ſeine diplomatiſchen Depeſchen an, und Herr von La Ferronnais, deſſen Urtheil in dieſer Beziehung Vertrauen verdient, ſagte von ihm: „er habe weniger Fähigkeit, als er ſelbſt glaube, aber viel mehr, als man ihm gewöhnlich zugeſtehe.“

Herr von Polignac benutzte ſeinen Aufenthalt in Paris, um im Februar 1829 vor der Pairs-Kammer ſein politiſches Glaubensbekenntniß abzulegen; er that dies mit Offenheit und Würde: „Einige öffentliche Blätter“, ſagte er, „haben ſeit einigen Tagen die heftigſten Verleumdungen gegen mich gerichtet. Ohne Veranlaſſung von meiner Seite, ohne Grund und Wahrſcheinlichkeit, ohne eine einzige Thatſache, die ihnen zur Stütze oder zum Vorwand diente, wagen ſie es, mir vor ganz Frankreich eine heimliche Abneigung gegen unſere repräſentativen Inſtitutionen anzudichten, die doch jetzt die Weihe der Zeit und einer höheren Autorität zu beſitzen ſcheinen, ſeitdem die Königliche Hand, von der wir ſie bekommen, kalt im Grabe ruht … Wenn ſie ſehen möchte, was mich beſchäftigt, wie es doch ſo leicht iſt, zu wiſſen, was ich denke, und zu hören, wie ich ſpreche, würde die Verleumdung ſelbſt erröthen, mir Geſinnungen zu leihen, von denen ich nichts weiß und die meine Stimme jetzt zurückweiſt, wie mein Leben immer eine Verdammung derſelben ſeyn wird. Aber ich will hier nicht bloß die Hälfte meines politiſchen Glaubensbekenntniſſes ausſprechen; ja, ich rechne es mir zur Ehre an, zu der großen, unermeßlichen Zahl der Franzoſen zu gehören, welche glauben und hoffen, daß die repräſentativen Inſtitutionen ſich in unſerem Vaterlande feſt einbürgern werden; aber nie werde ich mich denen anſchließen, welche es gern ſehen würden, daß die Maßloſigkeit eines ſtrafbaren Eifers dieſe an ſich ſo weiſen Inſtitutionen entſtellt und den Mißbrauch, der damit getrieben wird, zur Aufſtellung von Doktrinen benutzt, welche geeignet ſind, die Leidenſchaften zu wecken und die Fackeln der Zwietracht in die Geſellſchaft zu ſchleudern …. Der feierliche Vertrag, auf dem unſere monarchiſchen Freiheiten ruhen, erſcheint mir wie ein himmliſches Zeichen, welches der Vorbote der Ruhe und Sicherheit iſt; ich betrachte ihn als einen Hafen, der uns gegen neue Stürme ſichert, als ein neutrales Gebiet, von welchem alle gefährliche und unnütze Erinnerungen aus der Vergangenheit gleich ſehr ausgeſchloſſen ſind …. Mit welchem Recht ſchreibt man mir die Abſicht zu, Freiheiten, die auf legitime Weiſe erworben worden, zu zerſtören? Hat man je in mir einen ſervilen Anbeter der Gewalt geſehen? Iſt meine politiſche Geſinnung etwa beim Anblick der Gefahr wankend geworden? Wenn ich das Gewiſſen und das Leben meiner Ankläger unterſuchen dürfte, würden ſie nicht vielmehr dabei ertappt werden, wie ſie vor einem Idol das Knie beugten, während ich, unabhängiger als ſie, in Feſſeln dem Tode trotzte?“ ….

Dieſe Sprache konnte das Mißtrauen der Parteien nicht überwinden. Man hatte weniger Achtung vor ſeiner ſcheinbaren Redlichkeit, als Furcht vor den politiſchen Motiven, die ihn feſthielten, und der Fürſt gab dieſes Mal den wiederholten Aeußerungen des öffentlichen Mißtrauens nach, indem er nach England zurückging. Herr v. Portalis ward den 15. Mai zur Leitung der auswärtigen Angelegenheiten berufen. Sein Nachfolger im Juſtiz-Departement ward Herr Bourdeau, der Unter-Staats-Secretair dieſes Miniſteriums.

Die legislative Seſſion ward den 31. Juli geſchloſſen. Vier Tage vorher hatte ſich das Gerücht verbreitet, Herr von Polignac ſey ſo eben nach Paris gekommen. Der offizielle Vorwand ſeiner Reiſe war die Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit; davon ließ ſich Niemand täuſchen. Die thätigen Schritte des Fürſten, der Verſuch, den Karl kurz vorher gemacht, ihn ins Kabinet zu berufen, die moraliſche und bald darauf die wirkliche Auflöſung des Miniſteriums, die in der Mitte des Conſeils ſelbſt ausgeſprochen wurde, alle dieſe Umſtände ließen nicht zweifeln, daß die Anweſenheit des Fürſten mit einem politiſchen Plan zuſammenhänge, den man in ſeinem Zweck und ſeinen Einzelnheiten noch nicht klar durchſchauen konnte. Mehrere Perſonen behaupteten ſogar, er ſey nicht im Stande, ein Kabinet zuſammenzubringen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Franzöſiſche Literatur des 17ten und des 18ten Jahrhunderts.

(Schluß.)

Solche Geſinnungen mußten die Fortſchritte der Monarchie leicht machen. Ludwig XIV. benutzte ſie, und der Ruhm, der die

Digitized by Google

Anfänge ſeiner Regierung verherrlichte, brachte die Widerſtands- und Neuerungs-Ideen vollends zum Schweigen. Mitten in dieſem Schweigen bildete ſich die Literatur des großen Jahrhunderts, jene ruhige, majeſtätiſche Literatur, die ſich ſelbſt die ſtrengſten Geſetze giebt, mit Maaß die Leidenſchaften malt und jene erhabenen Fragen, die an Kämpfen und Irrthümern ſo reich ſind, ruhen läßt. Dieſer ſchönen Schule gehören die höchſten Talente der Zeit an; ſie erhöhen den Glanz des Throns, der wieder den ſeinigen auf ſie zurückſtrahlen läßt, indem er ſie zu ſich hinaufzieht und der Bewunderung Frankreichs und Europa's hinſtellt.

Doch neben dieſer zugleich religiöſen und klaſſiſchen Schule war eine andere da, die, ohne Lärm auftretend und das helle Licht der Oeffentlichkeit ſcheuend, ſich in die Unterhaltung und die Salons zurückzog. Wenn ſie von Zeit zu Zeit ihr Daſeyn kund gab, ſo geſchah dies durch leichte Productionen, die gerade um ihrer Frivolität willen den Blicken der Macht entgingen. Die Schriftſteller, die wir meinen, waren in Betreff des Sittlichen nichts weniger als zurückhaltend, ſie wußten, daß ſie ſich in dieſer Hinſicht viel erlauben konnten; aber in Sachen des Glaubens und der Regierung waren ſie außerordentlich vorſichtig; wenn ſie in dieſer Hinſicht etwas Kühnes wagten, ſo geſchah dies heimlich und mit Hülfe der Londoner oder der Holländiſchen Preſſen.

Dieſe ſkeptiſche, freiheitsliebende Schule hatte unter den großen Herren und den Literaten, die in ihrem Solde ſtanden, ihre Haupt-Adepten. Doch auch zwei der ausgezeichnetſten Geiſter des Jahrhunderts, Molière und La Fontaine, hatten mit ihr mehr als einen Berührungspunkt. Aber wenn man abrechnet, was aus den Werken derſelben ihr angehört, iſt die Schule im Ganzen nicht ſehr bedeutend; ihr Voltaire war ein jetzt faſt vergeſſener Schriftſteller, Saint-Evremond, der, früher Gardelieutenant des Prinzen von Condé, wegen ſeiner beißenden Kritik des Pyrenäiſchen Friedens nach England exilirt wurde, ein munterer, reichbegabter Geiſt, der aber zu ſehr Epikuräer war, zu ſehr Ruhe und Genuß liebte, um ein Parteihaupt*) abgeben zu können. Und doch triumphirte dieſe Schule ſpäter durch das 18te Jahrhundert, welches ihre Doktrinen annahm, predigte und erweiterte; ſchon vor Ludwig's XIV. Ende war der Sieg nicht mehr zweifelhaft.

Als Boileau die Aufnahme Fontenelle's in die Akademie erfuhr, ſchrieb er in verdrießlicher Stimmung: „Die Akademie verſchlimmert ſich immer mehr." Dieſer von Villemain zitirte Zug iſt merkwürdig; er zeigt, daß Boileau ſchon 1691 den Fortſchritt der Doktrinen erkannte, die er nie aufgehört, zu bekämpfen. Er ſah in Fontenelle einen zweiten Perrault, und es war mehr als Perrault.

Der berüchtigte Streit über die „Alten und Modernen" war im Grunde nur derſelbe Glaubens- und Autoritätskampf, auf ein ſpezielles Gebiet verpflanzt, wo man ihn ohne Gefahr durchfechten konnte, weil weder die Regierung noch das Publikum die Bedeutung deſſelben begriffen: ſie ſahen darin nur einen literariſchen Zwiſt. Angeregt ward dieſer Streit 1674 in einem Werk Desmarets' („Vertheidigung des Helden-Gedichts mit einigen Bemerkungen über die ſatiriſchen Werke des Herrn Despréaux"), welchem Boileau indirekt antwortete durch den 4ten Geſang der Art poétique. Im Jahre 1688 erſchien die berühmte Parallèle des anciens et des modernes. Dieſem Werk Perrault's ſtellte Boileau ſeine Réflexions sur Longin entgegen. Die Geiſter theilten ſich zwiſchen beiden Gegnern; doch die öffentliche Meinung begünſtigte den Vertheidiger der „Alten". Die ganze ſkeptiſche Schule gehörte zu Perrault's Partei; doch ſprach ſie ſich anfangs nur furchtſam aus, wie man aus folgender Stelle eines Briefes der Ninon an Saint-Evremond vom Jahre 1693 erſehen kann: „Ich mache oft alte Erzählungen, wo Herr d'Elbène, Herr de Charleval und der Ritter de la Rivière die Modernen erfreuen. Sie haben Theil an den ſchönen Stellen; doch da Sie auch ein Moderner ſind, ſo hüte ich mich, Sie vor den Akademikern zu loben, die ſich für die Alten erklärt haben."

Wenige Jahre ſpäter erneuerte ſich der Streit der Alten und Modernen, aber mit ganz anderem Ausgang; der öffentliche Geiſt war umgewandelt, und die zuletzt Beſiegten wurden Sieger. Racine und Boileau waren geſtorben, noch in ihren letzten Tagen von gemeinen Epigrammen verfolgt. Fontenelle, deſſen Sanftmuth man gerühmt hat, ſcheute ſich nicht, das Meiſterſtück ganz ſtupid zu ſchmähen, und als man ihm Boileau's Büſte von Girardon zeigte, ſagte er: „Ich bleibe dabei; man muß ihn mit Lorbeeren krönen und auf die Galeeren ſchicken." Dieſer gute Herr v. Fontenelle ſollte endlich befriedigt werden. Es iſt bekannt, daß er zu ſagen pflegte, er ſey erſt im 60ſten Jahre vollkommen glücklich geweſen, und d'Alembert, um dieſe Worte zu erklären, macht folgende Bemerkung: „Despréaux und Racine, ſeine erklärten Feinde, waren nicht mehr; der Dichter Rouſſeau, ſein Verleumder, war aus dem Lande verbannt; der Dichter Roi, ein anderer auf ihn erbitterter Satiriker, war verachtet." D'Alembert hätte hinzufügen können: Er hatte auch den Vortheil, die Gunſt des Regenten und ſeines würdigen Miniſters Dubois zu genießen.

Fontenelle hatte an La Motte und dem Abbé Terraſſon nützliche und eifrige Bundesgenoſſen gefunden. Man muß die polemiſchen Schriften dieſes Letzteren, des Kühnſten unter den Dreien, leſen, um zu erkennen, welche Veränderung in den letzten Jahren Ludwig's XIV. eingetreten war. Man öffne ſeinen langen Bericht, der den Titel führt: Dissertation sur Homère; hier findet man, daß „das natürliche Prinzip, nach welchem man ein Werk der ſchönen Literatur beurtheilen muß, nicht in der Bewunderung beſteht, die man für dieſes Werk von jeher gehabt hat, ſondern in der vollkommenen Uebereinſtimmung deſſelben mit der Vernunft und der Natur des Schönen; das iſt wahre Philoſophie, eine Philoſophie, die alle Vorurtheile beſeitigt, um auf den innerſten Grund der Frage zurückzugehen; dieſer Geiſt iſt es, der Ariſtoteles nach 2000 Jahren geſtürzt hat und der Homer nach 3000 ſtürzen wird." Es heißt ferner darin, „daß der Streit über die Alten und Modernen dem menſchlichen Geiſt ſeine ganze Würde wiedergegeben hat, indem er ihn auch in Hinſicht der ſchönen Literatur vom Joch des Vorurtheils befreite, und daß es eine wahre Schmach für die Franzöſiſche Akademie wäre, wenn der erſte Strahl des philoſophiſchen Lichts, das die Finſterniß jenes ſeit der Gründung dieſer Körperſchaft beſtehenden Wahns über die ſchöne Literatur zerſtreuen wird, nicht aus ihrer Mitte hervorgegangen wäre." Auch lieſt man hier, daß die Oper eine treffliche moraliſche Schule iſt, beſonders für die Könige: „Da man bei den meiſten Fürſten, die nicht denſelben Grad von Frömmigkeit erreichen werden, wie der gegenwärtige König von Frankreich, einen Hang zum Vergnügen vorausſetzen muß, ſo können ſich die Dichter, die für das Schauſpiel arbeiten, in gewiſſem Sinne als die erſten und vielleicht die einzigen Sittenlehrer der Könige betrachten .... Während die Prediger und die Direktoren den frommen Seelen einen Haß und Ekel gegen das Jahrhundert einflößen, müſſen die Dichter die Fürſten dazu anleiten, daß ſie die Zeiten glücklich und angenehm machen und die Völker in allgemeiner Freude erhalten .... Die Fürſten und die Obrigkeiten müſſen, die Anſicht, daß das Cölibat der Ehe vorzuziehen ſey, im Innern der Seele verbergend, das einzig geſetzmäßige Mittel, die Völker zu vermehren, begünſtigen und zur Verwirklichung des Naturprinzipes beitragen, das der Schöpfer dem Menſchengeſchlecht mitgegeben, zu wachſen und ſich zu vermehren. Selbſt der, welcher, unberührt von den erhabenſten Ideen des Glaubens, ſich freuen würde, die Zahl der Menſchen abnehmen zu ſehen, könnte nur für eine ſchwarze Seele und für eine Peſt des Staates gelten." Terraſſon war nicht bloß Abbé; er war Vorleſer und Königlicher Profeſſor der Philoſophie, Mitglied der Franzöſiſchen Akademie und der Akademie der Wiſſenſchaften.

Uebrigens darf man nicht glauben, daß der philoſophiſche Geiſt weiter keine Nahrung hatte, als den Streit über die Alten und Neueren. Es war die Zeit, wo Bayle den größten Einfluß hatte; man weiß, welch' wunderbaren Erfolg ſeine „Nachrichten von der Republik der Wiſſenſchaften" und ſein „hiſtoriſches und kritiſches Dictionnaire" hatte, und Louis Racine vergißt auch nicht, in einem ſeiner ſchönſten Werke, der an Rouſſeau im Jahre 1737 geſchriebenen Epiſtel, wo er die Gründe der großen Revolution aufſucht, deren beſtürzter Augenzeuge er geweſen, auf den Rotterdamer Journaliſten anzuſpielen. Bayle ſtarb im Jahre 1706. In demſelben Jahre beſchloß auch Ninon ihre lange Laufbahn. Der erſtaunliche Ruf, den dieſe philoſophiſche Courtiſane während ihres Lebens genoß, der Enthuſiasmus und die Lobreden, womit ſie nach ihrem Tode überſchüttet wurde, ſind Thatſachen, welche über die Fortdauer des Skeptizismus durch das ganze 17te Jahrhundert hindurch und den ſteigenden Einfluß und Muth deſſelben im Anfang des 18ten viel zu denken geben.

Man ſieht alſo, die Revolution der Geiſter wartete nicht, bis der große König ins Grab ſtieg, um ſein Syſtem, alle Ideen und allen Glanz, womit er regiert, zu verurtheilen. Es war auch ganz natürlich: Ludwig war beſiegt; die Schmach der Niederlage war dem Triumph dicht auf dem Fuße gefolgt; der gealterte, niedergeſchlagene Monarch, der den Utrechter Frieden erbettelte, wie verſchieden war er von dem jungen Herrſcher, der mit Stolz den Nimweger Traktat diktirt hatte. Hätte Ludwig XIV. in einem bloßen Kampf der Intereſſen, einer Macht gegenüber, die dieſelben Prinzipien, wie er, hegte, nachgeben müſſen, ſo hätte die Niederlage nicht daſſelbe Reſultat gehabt. Aber nicht das Haus Oeſterreich hat Ludwig XIV. beſiegt, obgleich es alle ſeine Kräfte dazu hergab, ſondern vielmehr Wilhelm III., England und Holland, mit einem Wort, das proteſtantiſche Prinzip, welches mit wunderbarer Gewandtheit die allerkatholiſchſten Herrſcher, ſelbſt den Papſt, für ſich zu gewinnen wußte. Daher fiel auch mit Ludwig XIV. ein ganzes Syſtem, und zwar zum Vortheil des entgegengeſetzten. Was hat Oeſterreich mit Ludwig's Niederlage gewonnen? Nichts, es iſt vielmehr ſeitdem einem ſichtbaren Verfall entgegengegangen, aus dem es ſich ſpäter nur durch ein Wunder rettete; das kommt daher, weil Oeſterreich ſelbſt dem beſiegten Syſtem angehörte. Die Beute und alle Früchte des Sieges waren für die proteſtantiſchen Mächte; ihr Syſtem hatte die Oberhand behalten.

Man iſt gewohnt, in den Kriegen Ludwig's XIV. nur Eroberungspläne zu ſehen. Dieſer mehr Spaniſche als Franzöſiſche Fürſt ſchien jenes katholiſche Syſtem Philipp's II. geerbt zu haben,

*) Nichtsdeſtoweniger freute er ſich ſehr über die Ausdauer ſeiner Schüler. Der Graf von Grammont war gefährlich krank geworden, und Ludwig XIV., welcher wußte, daß dieſer Herr nicht ſehr fromm war, ſchickte ihm den Marquis von Dangeau, um ihm zu ſagen, daß er an Gott zu denken habe. Der Sterbende lächelt, wendet ſich zu ſeiner Gattin, die immer ſehr fromm geweſen, und ſagt: „Gräfin, wenn Sie ſich nicht vorſehen, wird er Ihnen eine Beichte ablocken." Der Graf ward wieder hergeſtellt, und Saint-Evremond eilte, ſeinem Schüler zu gratuliren. „Bisher", ſchrieb er ihm, „waren Sie mein Held und ich Ihr Philoſoph; jetzt iſt Alles für Sie, Sie haben mir meine Philoſophie genommen. Ich wünſche, ich wäre todt und hätte das geſagt, was Sie auf dem Sterbebett geſagt haben. Man ſpricht von dieſem trefflichen Wort an allen Höfen Europa's."

Digitized by Google

welches Heinrich IV. und Richelieu beſiegt hatten, indem ſie ſich mit dem Proteſtantismus verbanden. Was das Haus Oeſterreich nicht erreichen konnte, indem ihm Frankreich entgegengetreten war, verſuchte jetzt Ludwig XIV., und nun fand der Proteſtantismus in demſelben Hauſe Oeſterreichs, das er bisher immer bekämpft, eine Stütze gegen Frankreich. Der Grundpfeiler der Politik Philipp's II. war die Unterjochung Hollands und die Wiederherſtellung des Katholizismus in England; ganz daſſelbe erſtrebte die Politik Ludwig's XIV., und auch der Erfolg war bei Beiden derſelbe.

Nichtsdeſtoweniger iſt zwiſchen dieſen zwei Königen eine bedeutende Verſchiedenheit. Philipp's II. Streben iſt viel tiefer und konſequenter; ſeine innere Politik entſpricht vollkommen den Tendenzen, die er nach Außen verfolgt. Ludwig's Benehmen dagegen iſt ein Labyrinth von Inkonſequenzen. Er will die Quelle aller Gewalt aus ſich herleiten und zerſtört die einzige und ſicherſte Garantie einer ſolchen Gewalt, das theokratiſche Prinzip, indem er den Papſt beſchimpft und die Biſchöfe zu Höflingen macht. Die Hierarchie des Adels ſchont er nicht mehr als die der Geiſtlichkeit; beide giebt er dem plebejiſchen Spott Molière's preis und applaudirt dem Tartuffe, den Précieuses ridicules, dem Bourgeois gentilhomme. In der erſten Hälfte ſeiner Regierung wird die Unſittlichkeit und Frivolität von ihm ſelbſt befördert; in der zweiten wird er ſeinen Prinzipien treuer, er will eine andere Richtung annehmen, aber die Mittel, die er anwendet, ſind ohne Erfolg. Und nachdem er ſo die beiden Stände, welche die natürliche Stütze der Franzöſiſchen Monarchie bilden, geſchwächt und herabgewürdigt, gefällt er ſich aus Ruhmſucht darin, durch ſeine Gunſtbezeugungen eine neue Klaſſe zu ſich emporzuheben, die der Schriftſteller, eine Klaſſe, die eine natürliche Feindin des Adels und Klerus iſt und, wenn dieſe zum Sturz reif ſeyn werden, einen Bundesgenoſſen an dem dritten Stande finden wird, aus dem ſie ſelbſt hervorgegangen und der in Folge des Aufſchwungs, den Handel, Künſte und Induſtrie durch Colbert empfangen haben, an Reichthum und Bedeutung unendlich vorgeſchritten iſt. — Dieſes ganze innere Syſtem ſtand in offenem Widerſpruch mit der auswärtigen Politik Ludwig's; in ihm lagen Freiheitskeime, deren früher oder ſpäter unabweisbare Entwickelung durch die äußeren Niederlagen und den endlichen Sieg des proteſtantiſchen Prinzips nur beſchleunigt wurde.

(R. U.)

Schweden.

Schwedens neuere Dichterſchule.

V. Siöberg.

Kurz nach dem Tage, an dem Stagnelius' betrübte Seele ihren Schwanengeſang angeſtimmt hatte, zog ein junger Dichter arm und krank durch das Nordthor in Stockholm ein, um in der Hauptſtadt den Ruhm zu ſuchen, der ihn gelockt, und das Glück, das ihn bisher geflohen war. Es war Erik Siöberg, bekannter unter dem Namen Vitalis, Sohn eines Tagelöhners in dem Städtchen Troſa. Alles, was der Vater für die Erziehung ſeines Erik thun konnte, war, daß er ihn in die Armenſchule ſchickte. Hier zeichnete ſich der Knabe ſo ſehr durch ſeine Geiſtesanlagen und ſeinen anhaltenden Fleiß vor ſeinen Mitſchülern aus, daß der Schulvorſteher, in der Beſorgniß, daß der Unbemittelte dem Studium entſagen möchte, und ſelbſt außer Stande, ihn für deſſen Fortſetzung zu unterſtützen, um ein Stipendium für ihn nachſuchte und es erhielt. So trat Vitalis im Jahre 1807 aus der Elementarſchule in die lateiniſche. Hier lernte er den Virgil kennen, der einen ſolchen Eindruck auf ihn hervorbrachte, daß er ihn nicht mehr aus der Hand legte. Er ſelbſt erzählte, daß, als er ſpäter während der Ferien einen Beſuch bei ſeinen Aeltern machte und die Schweine hüten mußte, er, in der einen Hand den Schäferſtab, den Lateiniſchen Bukoliker in der anderen, auf die Weide gezogen ſey.

Einige Wohlthäter reichten ihm die Mittel, ſeine Gymnaſial-Bildung zu vollenden, und ließen ihn auch zur Univerſität übergehen; aber die Unterſtützung war gering und ſein Aufenthalt zu Upſala von Anfang an mit Anſtrengungen und Entbehrungen verbunden. Um ſubſiſtiren zu können, theilte er ſeine Zeit zwiſchen Studiren und Unterrichten. Des Nachts wurde gearbeitet, bei Tage Stunden gegeben, die, ſparſam geſucht und ſchlecht honorirt, ihm nur ein precaires oder ungenügendes Auskommen verſchafften. So kämpfte er mehrere Jahre, ſich ſtemmend gegen den Druck ſeiner Lage und die Unbeugſamkeit des Geſchickes durch die Unbeugſamkeit ſeines Willens zu überwinden ſuchend; aber dieſe Anſtrengung, der er ſich ausſetzte, legte den Grund zu der Erſchöpfung, die ihn in der Blüthe ſeiner Jahre hinwegraffen ſollte. — Im Jahre 1822 beſuchte der Kronprinz die Univerſität und nahm ſich der Lage des Dichters an. Er ſicherte Vitalis eine Penſion bis zu dem Zeitpunkte zu, wo er die philoſophiſche Doktorwürde erlangt haben würde. Anfangs nahm Vitalis dieſe Gunſtbezeugung mit dankbarer Erkenntlichkeit auf, als aber ſeine Geſundheit mit jedem Tage ſchwankender wurde, empfand er beim Empfang der erſten Raten Gewiſſensſkrupel; er geſtand ſich, daß er vielleicht niemals promoviren könnte und mithin auf die Summe, welche der Kronprinz ihm zu dieſem Zwecke ausgeſetzt habe, verzichten müßte. Er ſchlug ſie aus.

Im nächſten Winter folgte er einem Rufe als Lehrer und ging nach Södermanland. Der unvorſichtige nächtliche Aufenthalt in einem kalten Zimmer war bei ſeiner ohnehin kränklichen Körperbeſchaffenheit die nähere Veranlaſſung zu ſeinem Tode. 1824 ging er nach Upſala zurück und beſtand daſelbſt ein glänzendes philoſophiſches Examen. Es war ſein letzter Triumph; er fand ſich bald ärmer, leidender, verlaſſener als jemals. Er bewarb ſich um eine Docentenſtelle an der Univerſität, alle Plätze waren beſetzt; er liebte ein junges Mädchen, ſie verheirathete ſich. Es iſt dieſelbe, an die er ſo rührende Verſe gerichtet, der er geſagt hatte: „Wenn Du auf Deinem Wege eine Blume triffſt, die ihr müdes Haupt beugt, eine blaſſe Blume, die ſich mit einer Thräne in ihrem Kelche verſchließt, ſo ſieh darin ein Bild meines Herzens, wenn Du mich verlaſſen haſt.“ — Ihr galten auch die Worte in einer jener Stunden, wo er das Ende ſeiner Tage berechnen zu können glaubte: „Wenn Du unter den Linden wandelſt, die das Grab Deines Freundes beſchatten werden, und eine himmliſche Röthe in Deinem Geſichte aufſteigt, ſo iſt es mein Kuß, der Deine Wangen berührt, mein Flüſtern, das ſich mit dem Säuſeln des Windes miſcht, meine Seele, welche zu Dir zurückkehrt, um den Durſt ihrer Liebe an Deinen Lippen zu kühlen.“ — Er behielt dieſes Mädchen, auch nachdem es für ihn verloren war, in theurem Angedenken und konnte nie ohne Rührung von ihm ſprechen hören.

In ſeiner Verlaſſenheit und ſeinem Kummer fand er in ſeiner noch lebenden Mutter den einzigen Troſt; er beſuchte ſie oft in ihrer kleinen Wohnung zu Troja, und jede dieſer Reiſen war ihm eine heilige Wallfahrt. Aber auch ſie ſtarb, und er ſah ſich nun ganz allein. Damals war es, daß er ſich nach Stockholm zu gehen entſchloß. Der Ruf ſeiner Dichtergabe war ihm ſchon vorausgeeilt, er hoffte auf eine feſtere Stellung in der großen Stadt und betrog ſich. Er ging mitten durch die Menge wie durch eine Wüſte, und als er einen Blick in die Vergangenheit that, fühlte er ſich von dem Bewußtſeyn bitterer Täuſchungen niedergedrückt. „Weib des Lot“, rief er da aus, „jetzt begreife ich Dein Loos; ich habe, wie Du, hinter mich geblickt und bin, wie Du, in der Einöde zur Salzſäule erſtarrt. Geſchwunden ſind die Freuden meiner Jugend, davon geflohen die Genien meiner Kindheit, Niemand antwortet meiner klagenden Stimme, ſieht meine Thränen fließen. Ich breche wie eine Blume, welche kein Sonnenſtrahl mehr erwärmt und der Herbſtwind entblättert.“ — Alle ſeine Bemühungen, ſich ein mäßiges, wenn auch kein glänzendes Auskommen zu verſchaffen, mißlangen. Er ſah ſich genöthigt, Schulden zu machen, und dies wurde für ihn eine Quelle neuer Unruhen. Mit ſeinen Sorgen wuchs ſeine Krankheit, er welkte hin und ſtarb im Hospitale den 4. März 1828. Auf ſeinem Tiſche fand man ein kleines Buch, den Troſt ſeiner letzten Stunden, aufgeſchlagen; es war die Nachfolge Chriſti von Thomas a Kempis.

Vitalis hat eine Sammlung ernſt- und ſcherzhafter Gedichte hinterlaſſen. Die ernſthaften tragen das lebhafte Gepräge ſeiner energiſchen Seele, welche unaufhörlich gegen den auf ihn eindringenden Tod ankämpfte und nach Krankenliedern Geneſungshymnen anſtimmte. Sein Styl iſt feſt, ernſt, bilderreich, aber nicht gleichmäßig; es iſt, wie Geijer ſagt, der Styl eines Menſchen, der noch im Suchen nach dem wahren Ausdruck begriffen iſt. Neben lichtvollen Stunden und hoher Begeiſterung hat er Momente der gänzlichen Verlaſſenheit, wo man an ſeinem Talente zweifeln möchte. So geht er von einem Extrem zum anderen über und hält ſich ſelten auf der Mittelſtraße. Er iſt über der Mittelmäßigkeit und darunter. — Die Schweden rühmen die Leichtigkeit ſeiner komiſchen Gedichte und die Geſchicklichkeit, mit der er ernſte Gegenſtände zu parodiren verſtand. Wenn man aber das traurige Geſchick desjenigen kennt, der dieſe launigen Verſe geſchrieben, ſo findet ſich in dieſer erſchöpften Stimme, die zu lachen ſucht, in der ſchwermüthigen Harfe, die das Ohr zu ergötzen ſtrebt, ein Mißlaut, welcher verſtimmt, und man kehrt zu ſeinen Elegieen zurück, als zu dem Spiegel, worin ſeine wahre Poeſie und das unverfälſchte Bild des Dichters leuchtet.

X. Marmier.

Mannigfaltiges.

— Deutſchland und Italien. Unter dieſem Titel (Allemagne et Italie) hat Herr Edgar Quinet die Aufſätze herausgegeben, die er über die literariſchen Zuſtände beider Länder nach und nach in der Revue des deux Mondes hat abdrucken laſſen. Herr Edgar Quinet gehört bekanntlich zu den wenigen Franzoſen, welche die Deutſche Literatur wirklich und gründlich kennen. Darum liebt er ſie aber auch, und ſelbſt die Vorwürfe, die er ihr bisweilen macht, ſind Beweiſe dieſer Liebe. Das Werk beſteht aus zwei Bänden, von denen jedoch der zweite bloß Rezenſionen von Büchern enthält, die entweder in einem jener beiden Länder erſchienen ſind oder ſie zum Gegenſtande haben. Auch eine kritiſche Anzeige des „Lebens Jeſu“ von Strauß befindet ſich darunter.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 46. Berlin, Mittwoch den 17. April 1839.

Frankreich.

Ein Tag aus dem Leben eines Dichters.
(Ein Schreiben A. von Lamartine's.*)

Sie fragen, theurer Freund, wie ich, trotz meiner landwirthſchaftlichen Beſchäftigungen, meiner philoſophiſchen Studien, meiner Reiſen und meiner Neigung für die Politik, die mich zuweilen in ihren lärmenden und bewegten Strudel reißt, wie ich, trotz aller dieſer Abhaltungen, mir die nöthige Freiheit des Geiſtes und einige Stunden Muße zu dem Umgange mit den Muſen bewahre, die ihre Auserwählten nur in der Stille und in der Einſamkeit aufſuchen. Das iſt gerade, als ob Sie den Soldaten oder Matroſen fragen wollten, ob er im Getümmel des Lagers oder während des Tobens der Wellen Zeit behalte, an ſeine Liebe zu denken oder ein Gebet zu Gott emporzuſchicken. Ein jeder Menſch hat eine wunderbare Kraft der Expanſion und der Concentration, die Gabe, ſich der Welt hinzugeben, ohne ſich zu verlieren, ſich ſeiner zu entäußern und ſich wiederzufinden. Wollen Sie mein Geheimniß wiſſen? Es iſt nichts Anderes, als die Eintheilung der Zeit. Wenn jedes Ding ſeine Stunde hat, ſo findet ſich immer Zeit. Das kann indeß natürlich nur von einem Menſchen gelten, der, wie wir, hundert Meilen von Paris, zehn Meilen von jeder Stadt entfernt unter einer Eiche oder unter einem Feigenbaume lebt. Sie wünſchen eine getreue und aufrichtige Schilderung eines Tages meines Landlebens, das Ihnen ſo inhaltsvoll und mir ſo leer erſcheint. Sie ſollen ſie haben. Nehmen Sie und leſen Sie, wie unſer J. J. Rouſſeau ſo feierlich ſagt.

Vor Allem dürfen Sie aber nicht aus den Augen laſſen, daß, wer ein ſolches Doppelleben führen will, früher zu Bett gehen und ſeine Lampe auslöſchen muß, wenn die des Webers oder der Spinnerin auf den dunkeln Abhängen unſerer Berge noch wie zwei zur Erde niedergeſunkene Sterne durch die Zweige hindurchſchimmern. Man muß während des Einſchlafens den fernen Geſang der Burſchen aus dem Dorfe hören, welche von den Feldern heimkehren und uns eine immer ſchwächer werdende Einladung zum Schlafe zuſchicken. „Suadentque cadentia sidera somnos." Unſer Freund und Meiſter Virgil verſtand das ſehr gut.

Wenn alſo die Zeit der Politik abgelaufen iſt, wenn die Kammer, die Departemental- und General-Verſammlungen, die Munizipal-Verſammlungen des Dorfes, die Wahlen, die Aerndten, die Ausſaat mir zwei Monate Muße laſſen in meinem theuern Saint-Point, das Sie kennen und wo Sie zuweilen in dem Thurme geſchlafen haben, der unter den Stößen des Weſtwindes erzittert, ſo beginnt mein Dichterleben für einige Tage. Sie wiſſen ſehr wohl, daß daſſelbe höchſtens den zwölften Theil meines wirklichen Lebens ausfüllt. Das gute Publikum, welches nicht, wie Gott, den Menſchen nach ſeinem Bilde geſtaltet, ſondern ihn nach ſeiner Laune verunſtaltet, glaubt, ich hätte dreißig Jahre meines Lebens damit zugebracht, in die Sterne zu ſchauen und Reime zu ſchmieden; nicht dreißig Monate habe ich darauf verwendet, und die Poeſie iſt für mich, wie das Gebet, die ſchönſte und innigſte That meines Denkens, aber auch die kürzeſte und diejenige, welche meinen täglichen Arbeiten die wenigſte Zeit entzieht. Die Poeſie iſt ein innerer Geſang. Ich mache Verſe, wie Sie ſingen, wenn Sie für ſich allein hingehen und auf einſamen Waldpfaden umherſchweifen. Ich markire damit den Schritt und ſchlage den Takt zu den Regungen des Herzens und des Lebens. Weiter nichts!

Die Zeit des Geſanges iſt für mich das Ende des Herbſtes, die letzten Tage des Jahres, welche unter den Nebeln und dem Trauern des Windes erſterben. Die rauhe und kalte Natur treibt uns in uns ſelbſt zurück; das iſt die Dämmerung des Jahres, das iſt die Zeit, wo alles äußere Leben aufhört. Da aber das innere Leben nie erliſcht, ſo muß man das Uebermaß der Kräfte, welches ſich in finſterer Schwermuth verzehren würde, wenn man dieſe nicht in Verſen aushauchte, wohl oder übel zu etwas verwenden. Geſegnet ſey das Andenken des Menſchen, der die Schrift erfunden hat, dieſe Unterhaltung des Menſchen mit ſeinen eigenen Gedanken, dieſe Erleichterung der Seele. Sie iſt ein Mittel gegen den Selbſtmord.

In dieſer Zeit des Jahres ſtehe ich ſehr früh auf. Die kreiſchende und langſam verhallende Thurmuhr hat noch nicht fünf Uhr geſchlagen, wenn ich, der Träume müde, mein Bett verlaſſe, meine kupferne Lampe anzünde und in dem ſtillen und einſamen Thurme, welcher einer Grabeskammer, in der das Leben noch hauſet, gleicht, ein Feuer bereite. Ich öffne das Fenſter und gehe auf dem wurmſtichigen Fußboden des hölzernen Balkons einigemal auf und ab. Ich betrachte den Himmel und die ſchwarzen Auszackungen der Berge, welche ſich ſcharf und deutlich auf dem blaſſen Blau des Winterhimmels abzeichnen, oder deren Gipfel in einem Nebelmeere verſchwimmen. Wenn der Wind ſtreicht, ſo ſehe ich die Wolken die letzten Sterne verhüllen, welche auf- und niedertauchen wie die Perlen des Meeres, über welche die Fluthen dahinrauſchen. Die ſchwarzen und kahlen Zweige des Nußbaums auf dem Kirchhofe wanken und ſchwanken, und der Sturm weht die verwelkten Blätter an dem Thurme zuſammen, wo er mit ihnen ſein Spiel treibt. Einem ſolchen Schauſpiele gegenüber, zu einer ſolchen Stunde, inmitten der ſtillen Nacht und der mitfühlenden Natur, iſt es nicht anders möglich, als daß die Seele, wenn ſie aus ihrem Schlummer erwacht und in die Nachtlüfte niedertaucht, ſich durchſchauert fühle, daß ſie an dem Wechſelgeſpräche des Himmels und der Berge, der Sterne und der Wieſen, des Windes und der Bäume Theil nehme und ſich mit raſchem Fluge zu den Sternen aufſchwinge, um ſich von dieſen zu Gott zu erheben. Ein Theil meines Weſens entweicht von mir, um ſich mit allen dieſen Dingen zu vermiſchen; ein Seufzer ſchlägt die Brücke zwiſchen Allem, was ich in dieſem Hauſe gekannt, geliebt, verloren; eine Hoffnung, innig und klar wie die Vorſehung, führt mich zu Gott zurück, wo ich Alles wiederfinde; meine Traurigkeit und meine Begeiſterung machen ſich in einigen Worten Luft, welche ich laut ausſpreche. Es hört ſie Niemand als der Wind, und dieſer führt ſie zu Gott. Indeß fängt mich an zu frieren; meine Tritte knarren auf dem bereiften Boden, und ich kehre in den Thurm zurück, wo das Feuer hoch aufpraſſelt und wo mein Hund mich erwartet.

Was iſt nun zu thun, werther Freund, um die drei oder vier Stunden auszufüllen, welche im November bis zum Tageslichte verfließen? Alles ſchläft im Hauſe und auf dem Hofe. Kaum hört man von Zeit zu Zeit das Krähen eines Hahns, den der Schimmer eines Sternes getäuſcht hat und der nicht auskräht, weil er ſeinen Irrthum einſieht, oder zuweilen fängt auch ein ſchlafender und träumender Ochſe an zu brüllen und weckt den Hirten auf. Es iſt jetzt keine häusliche Störung, kein läſtiger Beſuch zu fürchten; kein Geſchäft des Tages raubt mir jetzt zwei oder drei Stunden und zerſtreut meine Gedanken. In der Stille iſt man ruhig und vertrauensvoll, denn der Tag gehört den Menſchen, die Nacht aber Gott.

Das Gefühl völliger Sicherheit iſt ſchon an und für ſich eine Wolluſt. Ich empfinde einen Augenblick die Wonne deſſelben. Ich gehe hin und her, ich durchmeſſe das Zimmer nach allen Richtungen, ich betrachte die Portraits an den Wänden; ich rede ſie an, ich ſpreche mit meinem Hunde, der mit klugem und unruhigem Auge allen Bewegungen meiner Gedanken und meines Körpers folgt. Zuweilen ſinke ich vor einer der theuern Erinnerungen an eine abgeſchiedene Zeit auf die Kniee, noch öfter ſchicke ich meine Gedanken zu Gott empor, indem ich eine Stelle aus einem Gebete, das unſere Mutter uns in unſerer Kindheit lehrte, oder einige abgeriſſene Verſe der Pſalmen hermurmele, welche ich in den Kirchen ſingen gehört habe und welche in meinem Gedächtniß wie die einzelnen Noten einer vergeſſenen Melodie auftauchen. Wenn dies geſchehen iſt, — Alles muß ja einen Anfang und ein Ende haben, — ſetze ich mich an den alten Eichentiſch, an dem mein Vater und mein Großvater geſeſſen haben. Er iſt mit Büchern bedeckt, in denen ſie und ich geblättert haben; es iſt eine alte Bibel und ein mächtiger Petrarka in Quarto, die Venetianer Ausgabe in zwei ungeheuren Bänden, in welcher ſeine Lateiniſchen Verſe, ſeine Politik, ſeine philoſophiſchen Arbeiten, ſein Afrika 2000 Seiten ausfüllen, während ſeine unſterblichen Sonnette nur 7 einnehmen. Iſt das nicht das vollkommenſte Bild der Eitelkeit und Vergeblichkeit der Bemühungen des Menſchen, welcher ſeine ganze Lebenszeit

*) Dieſes Schreiben iſt dem neueſten Werke Lamartine's, den „Recueillemens poétiques", vorgedruckt.

Digitized by Google

aufwendet, um ſich ein ungeheures und mühſames Denkmal auf zurichten, von welchem die Nachwelt nur ein kleines Steinchen zu ſeinem Ruhme und ſeiner Unſterblichkeit bewahrt? Dann ein Homer, ein Virgil, ein Band der Briefe Cicero's, ein Band von Chateaubriand, Göthe, Byron und eine kleine Nachfolge Chriſti, ein Andenken meiner frommen Mutter, in welchem Spuren ihrer Finger, ihrer Thränen zu ſehen ſind; auch rühren einige Anmerkungen von ihrer Hand her in dieſem Buche, welches einen größeren Schatz von Poeſie und Philoſophie enthält, als alle dieſe Philoſophen und Dichter zuſammengenommen (!). Unter dieſen beſtaubten und zerſtreut umherliegenden Büchern gucken einige Bogen weißen Papiers hervor, Blei und Federn, welche zum Schreiben einladen. Den Ellbogen auf den Tiſch geſtützt, durchwogt von Empfindungen und Erinnerungen, die in meinem Herzen aufwachen, während ſich in meinem Kopfe unbeſtimmte Bilder durch einander drängen und das Rauſchen der Wälder meine Sinne ruhig oder traurig ſtimmt, überlaſſe ich mich meinen Träumen, empfinde ich, denke ich, wende ich den Bleiſtift läſſig hin und her und zeichne fremdartige Baumgruppen oder Schiffe. Die Bewegung meiner Gedanken kömmt dann zur Ruhe, wie die Gewäſſer, die ſich in dem Flußbette angeſammelt haben, die Bilder, die Empfindungen häufen ſich, ſie fordern irgend einen Abfluß, und ich ſage zu mir: jetzt geſchrieben! Da ich aus Mangel an Uebung und Geſchicklichkeit nicht in Proſa ſchreiben kann, ſo wähle ich Verſe. So bringe ich einige angenehme Stunden zu, indem ich die Empfindungen, die Ideen, die Erinnerungen, die Eindrücke, die mich bewegen, dem Papiere anvertraue. Ich überleſe mehrmals die harmoniſchen Ergüſſe meiner eigenen Träumereien; meiſtens aber laſſe ich ſie unvollendet und zerreiße ſie. Sie beziehen ſich ja nur auf mich und könnten von keinem Anderen geleſen werden; vielleicht ſind gerade dieſe Ergüſſe nicht die ſchlechteſten, aber was thut's? Iſt nicht das Schönſte und Beſte, was der Menſch geben kann, das, was er der Liebe anvertraut, oder das Gebet, welches er leiſe an Gott richtet? Und dennoch ſchreibt er es nicht auf, denn das Auge des Menſchen würde es entweihen. Der reichſte Gehalt unſeres Herzens bleibt in demſelben verſchloſſen.

Einige meiner Gedichte bringe ich dennoch zu Ende; Sie kennen ſie; es ſind die Meditationen, die Harmonieen, Jocelyn und die namenloſen Lieder, welche ich Ihnen zuſende. Sie wiſſen, wie ich ſie ſchreibe, wiſſen, wie niedrig ich ſie anſchlage, und wie unmöglich es mir iſt, die Feile und die Kritik anzuwenden. Tadeln Sie mich, aber klagen Sie mich nicht an, und für meine Hingebung und meine Schwäche ſchenken Sie mir Mitleid und Nachſicht. Naturam sequere!

Die Stunden, die ich der Poeſie widmen kann, ſind mir karg zugemeſſen. Wenn es dämmert, erſchallt vom Kirchthurme das Angelus; dann ertönt auf dem ſteinigen Pfade, welcher zur Kirche und zum Schloſſe aufſteigt, das Klappern der Holzſchuhe, das Blöken der Heerden, das Bellen der Schäferhunde und das Knarren der Räder; das Leben des Tages rings um mich her erfaßt mich und läßt mich bis zum Abend nicht wieder los. Die Tagelöhner ſteigen meine hölzerne Treppe herauf und fordern von mir ihr Tagewerk; der Pfarrer bittet mich um Unterſtützung für ſeine Kranken oder ſeine Schulen; der Maire will von mir eine Erklärung des Geſetzes über die Vicinal-Wege haben, das ich, obgleich ich es gemacht habe, eben ſo wenig wie er verſtehe; dann kommen die Nachbarn zu mir, und ich ſoll ihnen beim Anlegen eines Weges oder bei der Regulirung einer Erbſchaft behülflich ſeyn; meine Winzer melden mir, daß Mißwachs eingetreten ſey, und daß ſie nur einen oder zwei Säcke Roggen zum Unterhalte für ihre Frau und ihre Kinder während des langen Winters haben; der Bote kömmt beladen mit Zeitungen und Briefen, die wie ein Platzregen auf meinen Schreibtiſch regnen, bald ſüße, bald bittere Worte, meiſtens gleichgültige, die aber beantwortet werden müſſen. Meine Gäſte, wenn ich welche habe, wachen auf und tummeln ſich, andere kommen und binden ihre Pferde an die Eiſengitter der niedrigen Fenſter. Es ſind Pächter aus unſeren Bergen mit ſchwarzen Weſten und Lederhoſen, die Maires der benachbarten Berge, treuherzige alte Pfarrer mit weißen Haaren, arme Witwen aus den benachbarten Städten, welche gern ein Poſt- oder Stempel-Büreau haben möchten, welche an die Allmacht eines Mannes glauben, von dem die Zeitungen ſprechen, und welche beſcheiden unter den großen Linden des Baumganges mit ein oder zwei Kindern ſtehen bleiben. Jeder hat ſeine Sorge, ſeinen Traum, ſein Geſchäft; man muß ſie hören, dem Einen ein Billet ſchreiben, dem Anderen die Hand drücken, dem Dritten Hoffnung machen. Während deſſen breche ich ein Stück Roggenbrod auf einer Ecke des mit Verſen, Proſa und Briefen belaſteten Tiſches. Zur Würze des Brodes dient friſche Butter, eine Gartenfrucht oder eine Weintraube. Gewiß ein beſcheidenes Frühſtück für einen Dichter und Landmann! Die Broſamen kommen den Vögeln zu Gute. Nun ſchlägt es zwölf Uhr; ich höre meine Pferde wiehern und ſtampfen. Den Gäſten des Hauſes, welche bis zum Abend bleiben, ſage ich jetzt guten Morgen und Lebewohl; dann ſteige ich zu Pferde und galoppire davon, alle Gedanken des Morgens hinter mir laſſend, um den Sorgen des Tages entgegenzugehen. Ich ſchlage einen der ſteilen und gewundenen Fußpfade unſerer Thäler ein; ich klimme auf und ſteige nieder, ich binde mein Pferd bald an dieſen, bald an jenen Baum und klopfe hier und da an eine Thür. An Geſchäften für mich und Andere fehlt es nicht, und ich kehre erſt Abends wieder heim, nachdem ich ſechs oder ſieben Stunden lang die Wärme der Sonne, den Duft, den frohen oder traurigen Lärm unſerer Herbſtlandſchaften genoſſen und die Farbenabſtufungen der gelben Blätter betrachtet habe. Glücklich bin ich, wenn ich, ermüdet und erſchöpft heimkehrend, einen während meiner Abweſenheit angekommenen Freund finde, welcher ſich auf ſeinem Zuge nach Italien oder der Schweiz erinnert, daß mein Dach nicht allzu weit von ſeinem Wege abliegt, und welcher, wie Hugo, Nodier, Quinet oder Manzoni, mir Nachrichten aus der Welt bringt und ſich an meinem Frieden und meiner Ruhe erquickt.

Dies, mein Freund, iſt der beſte Theil des Jahres für mich. Möge Gott ihn mir lange zu Theil werden laſſen; ich ſegne ihn für das wenige Salz, womit er ihn würzt; aber dieſe Tage entſchwinden mit der Schnelligkeit der letzten Sonnenſtrahlen, welche durch zwei Nebelwolken hindurchdringen und die purpurnen Wipfel unſerer jungen Wieſenpappeln golden ſäumen.

Plötzlich aber verkünden die Zeitungen, die Kammern ſeyen gegen die Mitte oder das Ende des Dezember zuſammenberufen. Nun hören alle häusliche Freuden und der Friede auf. Ich muß jetzt das lange häusliche Interregnum, welches die Abweſenheit aus einem ländlichen Haushalt verurſacht, vorbereiten, ich muß für die Bedürfniſſe von Saint Point und die eines läſtigen ſechsmonatlichen Aufenthalts in Paris ſorgen. Res angusta domi! Ich muß abreiſen.

Man kann mir freilich einwenden: warum reiſeſt Du? Hängt es nicht von Dir ab, in Deiner dichteriſchen Einſamkeit zu bleiben und die Politiker für Dich arbeiten zu laſſen? Ich weiß wohl, daß man mir dies einwendet, aber ich antworte nichts darauf, und diejenigen, die ſo reden, dauern mich. Wenn ich mich mit der Politik zum Vergnügen oder aus Eitelkeit beſchäftigte, würde man Recht haben; aber nur die Pflicht führt mich zu derſelben, denn bei ſtürmiſchem Wetter muß jeder Schiffsreiſende die Hand ans Werk legen. Ich würde lieber auf dem Verdecke mich ſonnen und ſingen, aber ich muß die Leiter hinaufklimmen und die Segel aufſpannen. Jeder Menſch, welcher an den Gefahren und Wohlthaten der Geſellſchaft Theil hat, iſt auch verpflichtet, für ſie zu ſorgen. In unſerem Lande und in unſerer Zeit macht man ſich eine ſonderbare Vorſtellung von der Politik. Gewiß! es kann Dir und mir ganz gleichgültig ſeyn, welche armſelige Perſönlichkeiten einige Jahre im Beſitze der Macht ſind. Gewiß, es liegt der Zukunft wenig daran, ob dieſes oder jenes Regierungsjahr des kleinen Landes, welches Frankreich heißt, durch das Konſulat dieſes oder jenes Mannes bezeichnet wird. Aber es kömmt darauf an, zu wiſſen, ob die Welt auf ihrer endloſen Bahn vorwärts ſchreiten oder rückwärts gehen ſoll; ob die Erziehung des Menſchengeſchlechts durch die Freiheit oder durch den Despotismus geleitet werden ſoll; ob die Geſetze der Ausdruck des Rechts und der Verpflichtung Aller oder der Tyrannei weniger Menſchen ſeyn werden; ob man die Menſchheit wird dahin bringen können, ſich vielmehr durch die Tugend als durch die Gewalt zu regieren; ob das göttliche Prinzip der Brüderſchaft, welches vom Himmel gefallen iſt, um die Sklaverei zu zerſtören, die Grundlage der politiſchen Beziehungen, ſowohl der Menſchen als der Völker, wird bilden können; ob der geſetzliche Todſchlag abgeſchafft werden wird; ob aus den Geſetzbüchern der Nationen der Mord in Maſſe, welchen man Krieg nennt, wird geſtrichen werden; ob die Menſchen ſich wie Familien regieren werden, anſtatt ſich wie Heerden zu ſchaaren; ob die heilige Freiheit des Gewiſſens zunehmen wird, und ob Gott, indem er ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert deutlicher offenbart, auch von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr in Worten und Thaten, im Geiſte und in der Wahrheit angebetet werden wird.

So verſtehen wir die Politik, Sie, ich, viele Andere und faſt die ganze Jugend, welche in ſtürmiſchen Zeiten geboren, in Kämpfen aufgewachſen, eine Ahnung der großen Dinge zu haben ſcheint, die ſich allmälig erfüllen werden. Glauben Sie, daß es in ſolchen Zeiten ehrenvoll und tugendhaft ſey, zurückzutreten, um ſich dem kleinen Häuflein der Skeptiker zuzugeſellen und wie Montaigne zu ſagen: Was weiß ich? oder wie der Egoiſt: Was kümmert's mich?

Nein! Wenn der göttliche Richter am Ende aller Tage Rechenſchaft von uns fordert, ſo werden unſere Beſcheidenheit, unſere Schwäche keine Entſchuldigungsgründe für unſere Unthätigkeit abgeben können. Wir dürfen dann nicht ſagen: Ich war nichts, ich konnte nichts, ich war nur ein Sandkorn. Er wird zu uns ſagen: Ich hatte zu Deiner Zeit die beiden Schalen der Waage vor Dich hingeſtellt, in denen das Gute und Böſe abgewogen wird. Du warſt nur ein Sandkorn, aber vielleicht hätte das Sandkorn den Ausſchlag gegeben. Du haſt Verſtand, zu ſehen, ein Gewiſſen, zu wählen, erhalten, und Du hätteſt das Sandkorn in eine Schale legen ſollen; Du haſt es nirgend hingelegt; möge es der Wind jetzt mit ſich fortnehmen, denn es hat weder Dir noch Deinen Brüdern genützt.

Ich, mein theurer Freund, will mir nicht in meiner Sterbeſtunde dieſe Antwort des Egoismus geben; deshalb beende ich mein Gekritzel und ſage Ihnen Lebewohl. A. v. Lamartine.

Der letzte Miniſterwechſel unter Karl X.

(Fortſetzung.)

Die Ungewißheiten und Widerſprüche löſten ſich mit dem Erſcheinen der Ordonnanz vom 8. Auguſt, welche dem Fürſten von Polignac das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten,

Digitized by Google

das des Inneren dem Grafen v. La Bourdonnaye, das des Krieges dem Grafen v. Bourmont übergab. Herr Courvoiſier, General-Prokurator zu Lyon, ward Großſiegelbewahrer, der Graf von Rigny, Vice-Admiral, bekam das Portefeuille der Marine, und Herr v. Montbel das der geiſtlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts, von welchem die Beſetzung der geiſtlichen Aemter getrennt und dem erſten Almoſenier des Königs, Herrn Frayſſinous, anvertraut wurde. Die Finanzen endlich wurden durch eine beſondere Ordonnanz dem Grafen von Chabrol, der im Jahre 1827 Marine-Miniſter geweſen, übergeben. Die Herren Portalis, Decaux und Hyde de Neuville bekamen den Titel: Staats-Miniſter. Herr v. Portalis wurde zugleich erſter Präſident des Caſſationshofes und Herr Bourdeau Präſident des Gerichtshofes von Limoges, Decaux, Martignac, Roy, Hyde de Neuville, St. Cricq, Vatimesnil bekamen verſchiedene Ehren- oder Geldbelohnungen. Ravez, welcher ſich geweigert hatte, in das neue Kabinet einzutreten, ward zur Pairie erhoben. Unterzeichnet war die Ordonnanz, die den Fürſten von Polignac zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannte, von Herrn Bourdeau.*)

Dieſes Kabinet, deſſen Bildung das Reſultat mehrerer Konferenzen war, an welchen verſchiedene Mitglieder der rechten Seite, namentlich die Herren von La Bourdonnaye, Montbel und Chantelauze Theil genommen, beſtand keinesweges aus homogenen Elementen. Man merkte ſeiner Zuſammenſetzung die Hinderniſſe und Verlegenheiten an, unter deren ungünſtigem Einfluß dieſelbe vorgenommen worden. Herr von La Bourdonnaye war der Repräſentant des entſchiedenſten Royalismus. Herr Courvoiſier brachte in das Conſeil einige Reminiscenzen der Doktrinen des linken Centrums von 1820, die eine allmälige Annäherung an die theokratiſchen Ideen von 1825 nicht ganz zerſtreut hatte. Ein gerader, aber ungeordneter, launenhafter Geiſt, von aufrichtiger, aber veränderlicher und leidenſchaftlicher Geſinnung, entbehrte er die Feſtigkeit und den geſunden Blick, der dem Staatsmanne vor Allem nothwendig iſt. Der einzige Redner des neuen Miniſteriums, hatte er auf der Tribüne mehr Suade als wahre Beredſamkeit. Dieſes Talent ging dem Herrn von Chabrol, einem geſchickten und rechtſchaffenen Verwalter, ganz ab. Herr von Montbel war nur ein ſchwacher Schatten des Herrn von Villèle, dem er als Landsmann und Freund zugethan blieb. Er galt für einen treuen Anhänger der kirchlichen Partei. Herr von Rigny war nur durch die Lorbeern von Navarin bekannt.

Am unpopulairſten war die Ernennung des Herrn von Bourmont, eines talentvollen Mannes, deſſen erprobte Tüchtigkeit und Bravour aber bei einem in Bezug auf militairiſche Ehre ſo gewiſſenhaften Volk den Flecken ſeines Abfalls auf dem Schlachtfelde von Waterloo nicht rein waſchen konnte. Als Mitglied der Pairs-Kammer ſpielte er keine hervorragende Rolle in derſelben; ſein Name ſchien hier, nachdem er in dem Prozeß des Marſchall Ney ſo oft genannt worden, einen langen und ſchmerzlichen Eindruck hinterlaſſen zu haben.

Kaum läßt ſich beſchreiben, wie lebhaft die verſchiedenen Gefühle waren, welche die Berufung dieſes Miniſteriums erregte. Die liberale Partei betrachtete es wie eine Herausforderung von Seiten der Krone und ließ gefährliche Aeußerungen hören. Die exaltirten Royaliſten begrüßten in ihm den nahen Sieg des Abſolutismus und gratulirten dem König zu einem Akt der Energie, der den Verlegenheiten der Monarchie einen raſchen, entſcheidenden Ausgang verſprach. Ein merkwürdiges Symptom, das der Regierung nicht hätte entgehen ſollen, war die mehr oder minder verhehlte Freude, mit der die revolutionnairen Liberalen einen Entſchluß erfuhren, der, indem er die Regierung auf gefährliche Wege fortriß, wo Gewaltmaßregeln früher oder ſpäter nothwendig werden, ihnen ſelbſt die erwünſchte Laufbahn der Revolutionen eröffnete. Die Freunde der conſtitutionnellen Monarchie dagegen, und überhaupt alle Freunde der Freiheit und Ordnung, empfingen die Nachricht mit Beſorgniß. Ein Miniſterium, in welchem die der Nation am meiſten widerſtrebenden Namen figurirten, ſchien ihnen, welches auch immer ſeine Abſichten ſeyn mochten, geeignet, die bedenklichſten Verwirrungen befürchten zu laſſen. Auch konnte man fragen, was denn eigentlich die Krone zu einem ſo raſchen, gewaltſamen Entſchluß bewogen habe? Welche gefährliche Umſtände ſetzten ihre Exiſtenz aufs Spiel und zwangen ſie zu dieſer unvorſichtigen, aber drohenden Aeußerung ihrer Macht? Der Kampf zwiſchen der Oppoſition und der Regierung hatte bis dahin nicht die parlamentariſchen Gränzen überſchritten; noch bot er nicht jene Symptome der Empörung und Anarchie, welche zu Gewaltmaßregeln berechtigen. Zwar konnte man klagen, daß die Regierung ſchwach und iſolirt ſey; auch hatten ſchon einige exaltirte Organe der liberalen Meinung angefangen, zum Widerſtand zu reizen. Aber dieſe Aufreizungen, die ſich auf die anarchiſche Nüance dieſer Partei beſchränkten, fanden kein Echo in den geſetzgebenden Kammern und machten auf die Maſſe der Nation gar keinen Eindruck. Mußte man nicht fürchten, daß die Anhäufung ſo feindlicher und unpopulairer Namen bei der Bildung des neuen Kabinets dieſe Gleichgültigkeit verdrängen und an ihrer Stelle eine gefährliche Aufregung erzeugen könnte, welche den öffentlichen Frieden, den Preis ſo vieler Anſtrengungen und Opfer, aufs neue gefährdete? Wie, wenn dieſes Miniſterium, in ſeiner blinden Ergebenheit in den Königlichen Willen und von wer weiß was für Tendenzen befangen, zu deren Verwirklichung es ſich von der Vorſehung für berufen hielt, das gewaltſame Mittel zur Abwehr der wirklichen oder eingebildeten Gefahren der Monarchie im Umſturz unſerer Inſtitutionen ſuchte? Welche Zukunft für Frankreich! Hing nicht die Dauer ſeiner Ruhe von der gewiſſenhaften Beobachtung jenes Vertrages ab, den ein Beſtehen von 15 Jahren und die Eide zweier Könige unverletzlich gemacht hatten? Unter dem Geſetz zahlte man eine Milliarde, unter der Herrſchaft der Ordonnanzen würde man nicht zwei Millionen zahlen. Die Erbitterung und Beſorgniß ſtieg, als man hörte, daß Karl, im Widerſpruch mit dem ihm ſonſt eigenthümlichen Wohlwollen, die entlaſſenen Miniſter mit Strenge behandelt und zwei von ihnen, die Herren Feutrier und Vaumesnil, ſogar abſtoßend. Ein ſo unverholenes Benehmen von ſeiner Seite konnte nur einen ſehr entſchiedenen Entſchluß andeuten.

Ein öffentliches Blatt, welches viel zum Sturz des Villèleſchen Miniſteriums beigetragen, das aber eigentlich eine Stütze der Monarchie war, das Journal des Débats, äußerte mit Heftigkeit dieſe Klagen und Beſorgniſſe in einem Artikel, den die Regierung gerichtlich verfolgen zu müſſen glaubte. Der verantwortliche Redacteur, Bertin der Aeltere, bekannt durch ſein langes, ehrenvolles Wirken für die Sache der Bourbonen, appellirte von einem erſten Urtheilsſpruch, der ihn zu ſechs Monaten Gefängniß- und zu 500 Francs Geldſtrafe verurtheilte, an den Königlichen Gerichtshof von Paris und ſprach ſelbſt zu ſeiner Vertheidigung Worte voll Mäßigung. Er zeigte, wie wenig er den Vorwurf verdiene, daß er den König, den Gegenſtand ſeiner Verehrung und Liebe, habe beleidigen wollen. „Ich weiß nicht“, ſchloß er, „ob diejenigen, welche dem Enkel Heinrich's IV. ergebener zu ſeyn glauben, als ich, der Krone einen großen Dienſt leiſten, indem ſie ein im Dienſte dieſer Krone ergrautes Haupt vor Gericht ziehen; ich weiß nicht, ob es gut iſt, daß Royaliſten, die um des Königthums willen im Gefängniß ſchmachten mußten, von eben dieſem Königthum wieder ins Gefängniß geſchickt werden.“ Dupin der Aeltere, ſein Vertheidiger, bedauerte es, daß die Regierung ſo verblendet ſey, ihre Angriffe vorzugsweiſe auf ein Journal zu richten, welches der Verbreitung der monarchiſchen Lehren gewidmet ſey und immer mit Eifer dazu geholfen habe, das Bündniß zwiſchen den öffentlichen Freiheiten und dem Königthum zu befeſtigen. „Welch' ſchönes Schauſpiel“, ſagte er, „bietet ein gehorſames und treues Volk, welches nur den Frieden verlangt und ihn nur in der Feſtigkeit ſeiner Inſtitutionen ſucht, welches nur das will, wozu man es eidlich verpflichtet hat, aber mit unerſchütterlicher Ausdauer, weil es ſich ſeiner Redlichkeit bewußt iſt. Mit dieſem Wahlſpruch auf der Fahne Frankreichs habt ihr weder die Uſurpatoren zu fürchten, deren düſterer Schatten euch verfolgt, während ihr ihn zu verfolgen glaubt, noch die Aufrührer, denen ihr dann jeden Vorwand genommen, noch die Fremden, welche ſehen werden, wie einig ihr ſeyd.“

(Schluß folgt.)

England.

Reiſe-Notizen der Gräfin von Bleſſington.

Die Gräfin von Bleſſington beſitzt in hohem Grade das Talent, ausgezeichnete Charaktere aufzufaſſen und darzuſtellen. Ihre Beobachtungen liefern ihr eine Menge ſchätzbarer Notizen zu ihren Tagebüchern, mit deren Veröffentlichung ſie jetzt den Anfang gemacht.*) Den Stoff zu vorliegendem Werke lieferte ein Tagebuch, das die eben ſo ſchöne als geiſtreiche Verfaſſerin auf ihrer Reiſe nach Italien und während ihres Aufenthalts in dieſem Lande im Jahre 1822 geführt. Einen großen Theil des Inhalts bilden beiläufige Notizen, welche Kunſtwerke, Alterthümer und nationale Sitten betreffen; aber den meiſten Reiz haben diejenigen Stellen des Werkes, wo die Verfaſſerin den Geiſt der Geſellſchaft oder ausgezeichnete Perſönlichkeiten ſchildert. Während ihres mehr als dreijährigen Aufenthalts in Italien lernte Lady B. einen Kreis merkwürdiger Perſonen kennen, die ſie Alle auf mehr oder weniger intereſſante Weiſe darſtellt, und ſchon als eine Galerie von Skizzen betrachtet, iſt ihr Werk unterhaltend und anregend genug. Wir theilen hier zur Probe einige ſolche Skizzen mit, und zwar zunächſt dasjenige, was ſie hier über Lord Byron ſagt, zu dem ſie bekanntlich in freundlichen Verhältniſſen geſtanden.

In Genua lernte die Gräfin von Bleſſington Lord Byron zum erſten Male kennen und fand das Ideal nicht erreicht, das ſie von dem Dichter Childe Harold's und Manfred's ſich entworfen hatte. Sie war bis dahin der Meinung geweſen, die tragiſchen und ſentimentalen Elemente ſeyen in Byron überwiegend, ohne zu bedenken, daß auch „Beppo“ und „Don Juan“ aus ſeiner Feder gefloſſen waren. In der Unterhaltung fand ſie den Dichter ſo lebhaft und witzig, als ginge er mit Komödien ſchwanger; von Zeit zu Zeit überſchattete zwar ein melancholiſches Wölkchen ſeine ſchönen Züge, aber ſchon im nächſten Augenblick lächelte er wieder ſarkaſtiſch und machte eine Bemerkung, in der Scherz und Bosheit ſich miſchten. Lady B. giebt uns folgende ſehr treue Schilderung ſeiner Perſönlichkeit:

„Sein Kopf iſt beſonders wohlgeformt; die hohe, offene, gewaltige Stirn trägt den Stempel des Genius; ſeine grauen Augen, von denen das eine merklich größer iſt, als das andere,

*) Man verſichert, daß Herr Bourdeau bei dem Akt der Unterzeichnung zu Karl X. ſagte, „er habe hiermit ſeine Abdankung unterzeichnet.“

*) The Idler in Italy. (Die Müßiggängerin in Italien.) Zwei Bände. London, 1839.

Digitized by Google

ſind voll Ausdruck; die Naſe iſt im Profil ſchön, von vorn betrachtet aber etwas maſſiv; die Augenbrauen ſind ſtark und beide Lippen ſo fein gebildet, wie an der vollkommenſten Griechiſchen Statue. Sein Mund hat einen ſarkaſtiſchen Ausdruck, der die Schönheit deſſelben nicht verringert, und das große, aber wohlgeſtaltete und gar nicht fleiſchige Kinn paßt ſehr gut zu dem ovalen Geſichte. Die weichen dunkelbraunen Locken ſeines Hauptes ſind ſchon mit vielen Silberfäden untermengt; Stirn und Schläfe ſind ganz unbedeckt; aber an den Seiten und am Hinterhaupte wächſt das Haar in üppiger Fülle. Nie habe ich ſchönere Zähne und eine ſchönere Haut geſehen; denn die Bläſſe des Dichters iſt keine krankhafte, ſie harmonirt vielmehr mit dem geiſtvollen Ausdruck ſeiner Phyſiognomie. Byron iſt ſo ſchmächtig gebaut, daß man ſeinen Wuchs faſt knabenartig nennen kann, und doch verkündet ſeine ganze äußere Erſcheinung einen mehr als gewöhnlichen Menſchen.

Im Umgang verrieth Byron jenen krankhaften Egoismus, der aus allen ſeinen Dichtungen hervorblickt. Sein ganzes Leben war ſo zu ſagen nur in ihm ſelber — in ſeinen häuslichen Widerwärtigkeiten, ſeinen wilden Leidenſchaften und ſeiner Empfindlichkeit gegen alle Kritik.

„Es iſt merkwürdig, zu ſehen, wie ungenirt Byron mit ganz neuen Bekannten von Gegenſtänden redet, deren Erörterung ſelbſt das Zartgefühl eines Freundes beleidigen müßte. Eine ſolche Offenheit, die höchſtens dann entſchuldigt werden mag, wenn man in vieljährigem vertrauteſten Verhältniſſe zu einander ſteht, kann mir nimmermehr gefallen; ſie verräth einen Mangel an Zartſinn für das Schickliche, der keinem tiefer fühlenden Menſchen fehlen ſollte. Auch hat dieſer Fehler die nachtheilige Wirkung, daß derjenige, dem er anklebt, in gewiſſem Betrachte jeder neuen, ſeine Offenherzigkeit mißbrauchenden Bekanntſchaft zur Beute wird. Byron mäkelt außerordentlich gern an England und ſeinen Sitten; dennoch bin ich überzeugt, daß er es darum nicht weniger gut mit ſeinem Vaterlande meint: ſein Tadel iſt ein Schmollen mit einer Geliebten. Warum ſpräche er ſo viel und ſo anhaltend von England, wenn er jene Gleichgültigkeit, ja, jenen Haß, den er zu fühlen vorgiebt, wirklich empfände? — Er hat uns verſprochen, künftigen Donnerſtag in unſerer Geſellſchaft zu Mittag zu ſpeiſen; nach ſeiner Verſicherung iſt dieſe Einladung die erſte, der er ſeit zwei Jahren Folge leiſtet. Byron iſt in Geſellſchaft ganz ungenirt, und ſeine Unterhaltung hat etwas ſehr Erquickliches, ſo lange er keine Familien-Details berührt; iſt aber das Letztere der Fall, ſo verſetzt er jedes zart fühlende Gemüth in eine peinliche Stimmung. Er hat viel weniger Prätenſion, als irgend ein Schriftſteller meiner Bekanntſchaft, und nicht den leiſeſten Anflug von Pedanterie. Dieſe Eigenſchaften machen Byron ſo populair, daß ſeine Zeitgenoſſen ihm die unberechenbare Ueberlegenheit ſeines Genie's gern zu Gute halten."

Einige kleine Charakterzüge Byron's, die uns Lady Bleſſington aufbewahrt, ſind voll Intereſſe: „Byron liebt die Blumen leidenſchaftlich; er geht bei keinem Blumenverkäufer vorüber, ohne ein Sträußchen mitzunehmen. — Jeder Bettler, der ihn anſpricht, erhält ein Almoſen und ein freundliches Geſicht dazu. Jedermann ſcheint Byron zu kennen und Intereſſe an ihm zu nehmen, und Viele erzählen ihm ihre Schickſale und Leiden, als wären ſie ſeines Mitgefühls gewiß. — Obſchon Byron erſt 36 Jahre zählt, ſo ſpricht er doch von ſich ſelbſt, als wäre er mindeſtens ein Funfziger; ja, es behagt ihm, wenn man ihn älter glaubt, als er wirklich iſt (!). Ich ſtaune oft über die Treue ſeines Gedächtniſſes; er erinnert ſich der geringfügigſten Umſtände, die mit ſeinem Aufenthalt in London verknüpft waren, und Perſonen, von denen ich nimmermehr geglaubt hätte, daß ſie auch nur den geringſten Eindruck bei ihm zurücklaſſen würden, ſind ihm ſo lebendig gegenwärtig, als wär' er ihnen erſt heute begegnet. Kürzlich bemerkte er, als das Geſpräch auf einen unſerer gemeinſamen Bekannten fiel: „„N. N. war die erſte Perſon, an deren Händen ich citronengelbe Handſchuhe ſah; ſie nahmen ſich ganz verteufelt hübſch (devilish well) aus."" Sonderbar, daß ein ſolcher Geiſt ſolche Lappalien ſich merken kann!"

„Byron iſt weder ein kühner, noch ein guter Reiter, obſchon er augenſcheinlich dafür gelten möchte, beides zu ſeyn. Schon der koſtbare Schmuck ſeines Pferdes ſpricht für dieſe Art von Ehrgeiz."

Während Jedermann in dem Wahne ſtand, daß Byron ein epikuriſches Leben führte, lebte unſer Dichter von der magerſten Koſt und zerſtörte ſeine Conſtitution durch allzu frühes Aufſtehen und unzeitigen Gebrauch von Arzneimitteln. Er that dies Alles, wie Lady Bleſſington meint, um nur ſo hager als möglich zu bleiben, da ihm vor einem möglichen Starkwerden graute.

Auch iſt die Verfaſſerin der Meinung, daß ſein launiſches Temperament ihn unter allen Umſtänden unglücklich gemacht haben würde. „Ich habe Byron's Individualität mit größter Sorgfalt beobachtet, und nach Allem glaube ich, behaupten zu können, daß es einer höher begabten Frau ſchwer fallen würde, glücklich mit ihm zu leben. Byron hat einen großen Fehler, der ihn vor allen Anderen unfähig macht, das Glück einer Frau, wie ich mir Lady Byron denke, zu begründen; er merkt nicht die Verletzbarkeit eines zarten Gemüthes und beſitzt eben deshalb keine Rückſicht für die Seelenſtimmungen Anderer. Er kann empfindlich kränken, ohne auch nur zu ahnen, was er thut; und aus gleicher Unwiſſenheit verſäumt er es dann ſogar, Balſam in die Wunde zu thun, die er geſchlagen hat. Wenn er ſeinen eigenen Zuſtänden nicht allzu große Aufmerkſamkeit ſchenkte, ſo würde er die Gefühle Anderer beſſer würdigen und beachten lernen; dieſer Mangel an Rückſicht iſt es aber, was ein Weib am ſchwerſten verſchmerzt."

Trotz dieſer Schattenſeite ſeiner Individualität unterliegt es keinem Zweifel, daß Byron inniger Zuneigung fähig war. Seine fortdauernde zärtliche Anhänglichkeit an die entfernte Gattin giebt ſich aus folgendem Zuge unwiderſprechlich zu erkennen. „Byron hat mich erſucht, den Oberſten M. zu bewegen, daß er ihm durch Vermittlung ſeiner Schweſter, einer vertrauten Freundin der Lady Byron, eine Kopie ihres Portraits, die er ſchon lange zu beſitzen wünſchte, verſchaffen möchte. Bei dieſer Gelegenheit ſagte ich ihm, Lady Byron befürchtete, er werde auf ihre Tochter Anſpruch machen oder in anderer Art über das Kind verfügen wollen. Byron wurde ſichtbar erſchüttert; er ſchwieg einige Minuten und ſagte dann mit ernſter Rührung: „Ich werde nie eine Maßregel ergreifen, die Lady Byron's Gefühle verwunden kann. Sie iſt ſchon zu lange an das Glück eines täglichen, ja ſtündlichen Zuſammenſeyns mit unſerem Kinde gewöhnt, als daß ſie eine längere Trennung von demſelben verſchmerzen könnte. Was mich betrifft — ſetzte er mit einem melancholiſchen Ausdruck hinzu — ſo habe ich dieſen Segen nie gekannt, habe nie Ada's Lächeln geſehen, ihre Stimme gehört, oder den Druck ihrer Lippen gefühlt — hier zitterte ſeine Stimme — darum kann ich einem Troſte, den ich oft erſehnt, viel beſſer entſagen."

Byron leitete die Unterhaltung ſehr gern auf ſeine Gattin. Er ſprach immer mit Hochachtung und oft mit einem zärtlicheren Gefühle von ihr, und die jahrelange Trennung hatte ſeine Liebe noch nicht abgekühlt.

Bibliographie.

Births, Deaths and Marriages. — Roman von Theodor Hook. 3 Bde.
The Book of Private Devotion. — Herausgegeben von E. Bickerſteth.
Claims of Christian Philanthropy. — Von R. Whytehead.
Deerbrook. — Von Miß Martineau. 3 Bde.
The Democrats of Marylebone. — Von G. W. Brooke.
Drinking Usages in Great Britain and Ireland. — Von J. Dunlop.
The Eight Watches, or History of Jack Stedfast. — Von J. Bruce.
Elements of Psychology. — Von V. Couſin, überſetzt von C. C. Henry.
English stories. — Von Maria Hack. 2 Bde.
Geometrical Theorems and Analytical Formulae. — Von Dr. W. Wallace.
History of England continued from Sir James Macintosh. — Von W. Wallace. Neunter Band.

Mannigfaltiges.

— Dickens und ſeine Nachahmer. Der außerordentliche Beifall, den in England die humoriſtiſchen Darſtellungen von Boz (Dickens) gefunden, hat bereits eine große Anzahl von Nachahmungen veranlaßt, die ſämmtlich im Gewande der „Pickwick Papers" und des „Nicholas Nickleby" erſchienen. Aber wie alle Nachahmer, haben auch dieſe meiſtens die Schale des Originals vortrefflich wiederzugeben verſtanden, ſtatt des Kerns aber nichts weiter als eine taube Nuß geliefert. Jene geiſtvollen Karrikaturen Engliſcher Sitten waren mit entſprechenden bildlichen Darſtellungen von Cruikſhank oder Phiz ausgeſtattet und wurden von Monat zu Monat in einzelnen Heften ausgegeben; ganz ſo kommen nun freilich auch die Nachahmungen ans Licht, aber der Text, der die Bilderchen begleitet, bleibt weit hinter den Erwartungen zurück, die der Titel und die Ankündigung erregen. Auch die bekannte Miſtreß Trollope hat ſich dem Heere der Schriftſteller à la Boz angeſchloſſen. „Das Leben und die Abenteuer Michael Armſtrong's", heißt die Darſtellung aus dem Volksleben, mit welcher Frau Trollope das Engliſche Publikum beſchenkte und von der wir nur zu bald eine Deutſche Ueberſetzung erwarten dürfen, ſo wenig auch das Original in ſeinem Vaterlande anſpricht. Selbſt die gelungenen Karrikaturen ihres Vorbildes Dickens ſind meiſtens nur für ein Engliſches Publikum gemacht; uns fehlt nicht bloß für die Sprache der niederen Klaſſen Großbritaniens das Verſtändniß, ſondern auch für die Zuſtände, die in dieſen Schriften perſifflirt werden, für die Anſpielungen, die ſie in ſo reichem Maße enthalten, der Vorbegriff, den uns die Deutſchen Ueberſetzer, da ſie ſelbſt nichts davon verſtehen, auch weder durch Anmerkungen, noch durch die verdeutlichende Kraft der Uebertragung beizubringen pflegen. Miſtreß Trollope hat das Engliſche Fabriken-Leben zum Gegenſtande ihrer Schilderungen gemacht, aber wie der Kreis, in welchem ſie ſich bewegt, ſo iſt auch die Darſtellung vulgär und ohne irgend eine Zuthat geiſtreicher Erfindung. Nicht minder bleibt eine andere Nachahmung der „Pickwick Papers", die unter dem Titel „Pickwick Abroad" (Pickwick in der Fremde) erſcheint und von der bereits funfzehn Hefte herausgekommen, weit hinter ihrem Vorbilde zurück. Verfaſſer dieſes reiſenden Pickwick's iſt ein Herr Reynolds, der auch bereits in ähnlichen Lieferungen eine andere Erzählung aus dem Volksleben unter dem Titel „Grace Darling" herausgegeben hat. Als am meiſten gelungen unter den Kopieen der Dickens'ſchen Genrebilder wird eine ſolche in Heften und mit Illuſtrationen erſcheinende Darſtellung genannt, die den Titel führt: „Leben und Abenteuer von Valentin Vox, dem Bauchredner".*)

*) The life and adventures of Valentine Vox, the Ventriloquist. London, 1839.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 47. Berlin, Freitag den 19. April 1839.

England.

Die Engliſche Literatur der Gegenwart.

Von Philarethe Chasles.

I. Epiſche und lyriſche Dichter.

Walter Scott und Byron ſind vom Schauplatz abgetreten. Andere Stimmen ſprechen jezt die Hoffnungen, Wünſche, Leidenſchaften aus, welche in England an der Tagesordnung ſind. Man möge ihnen ein aufmerkſames Gehör ſchenken, wenn man weniger die Statiſtik und die materielle Lage des Landes, als den geiſtigen Zuſtand deſſelben, die Zeitrichtungen und Beſtrebungen der Gegenwart kennen lernen will.

Es iſt eine ganz falſche Anſicht, — das ſey zum Voraus bemerkt, — wenn man glaubt, das Engliſche Leben ſey in ſeinen Grundfeſten erſchüttert; noch liebt das Volk ſeine Erinnerungen, noch hängt es an der Ariſtokratie. Den Gipfel des Gebäudes bildet noch immer die von der Feudalität aufgeführte glänzende Kuppel, und der alte hiſtoriſche Bau, der von ſchimmernden Wappen ergläuzt und auf dem Eigenthume, der Eitelkeit der Erinnerung an die Vorzeit, den Leidenſchaften der Vergangenheit und den Intereſſen der Gegenwart ruht, ſteht unerſchütterlich feſt. Die Entwickelung hat aber jezt eine andere Richtung eingeſchlagen; das Streben iſt auf Luxus, Wohlſtand, koſmopolitiſche Bildung gerichtet; es folgt dem Zuge der Europäiſchen Bewegung. Schon wird die Brücke zwiſchen England und dem Kontinent geſchlagen. Die Scheidewände ſinken zuſammen, die Entfremdung der beiden großen Inſeln beginnt zu ſchwinden, und das Volksvorurtheil nimmt immer mehr ab. England iſt in die Staaten-Gemeinſchaft des modernen Völkerlebens aufgenommen worden. Seine Eigenthümlichkeit geht dabei verloren, und der Franzöſiſche und Deutſche Einfluß gewinnen immer mehr Raum. Auch die Ecken ſchleifen ſich ab, und in den oberen Regionen zum wenigſten findet man weder milzſüchtige Laune noch wahnſinnigen Franzoſenhaß. Selbſt die Zähne der Karrikatur ſind abgeſtumpft, und anſtatt zu beißen, lächelt ſie. Der Londoner Pöbel hat ſich gebildet. G. Sand und V. Hugo haben ſich Bahn gebrochen; die Franzöſiſchen Romane finden Ueberſetzer, und eine Review lebt ſogar nur von Auszügen aus den Franzöſiſchen Revuen. Beſonders in der Literatur zeigt ſich die Verbindung des Britiſchen Genius mit fremder Kraft. Die hinſchmachtende Poeſie, das entnervte Drama, die entlehnte Philoſophie, der Fabrik-Roman erfriſchen und ſtärken ſich an den Erzeugniſſen des Auslandes. Nur ſelten noch findet man in ihnen das Britiſche Weſen, den National-Charakter, welcher den Schöpfungen der früheren literariſchen Epochen ſeinen Stempel aufgedrückt hat, ausgeprägt. Der Engliſche Stolz mag ein ſolches Geſtändniß nicht gern ablegen; er kann es aber nicht zurückhalten.

Am Ufer eines Sees in Weſtmoreland leben in einer bezaubernden Einſamkeit zwei alte und berühmte Schriftſteller, die Ueberbleibſel der vorangegangenen literariſchen Generation: Southey und Wordsworth. Der Profeſſor Wilſon, welcher in Edinburg Blackwood's Magazine herausgiebt, gehört zu derſelben Altersklaſſe. Auch in den Londoner Salons ſchweifen noch einige lebende Schatten aus dieſer Zeit umher: Thomas Moore, Edgerton Brydges, Leigh Hunt, Alle Freunde oder Widerſacher Byron's, Scott's, Coleridge's, Lamb's, Hazlitt's, Crabbe's, Mackintoſh's und Bentham's. Aber wo ſind dieſe hingekommen? Hat die junge Generation Ihresgleichen? Das Gegentheil iſt nur zu gewiß. Innerhalb der Jahre 1790 bis 1820 entfaltete der Engliſche Geiſt, angeregt durch den Schrecken und den Sieg, durch die Schwankungen der Macht und die Unſicherheit eines durch übermenſchliche Anſtrengungen begründeten Glanzes, aufgeſtachelt durch die Furcht, die Leidenſchaften, die Hoffnungen eines heißen Kampfes, ſeinen reichſten Inhalt. Er hatte große Dichter, große Geſchichtſchreiber, große Redner. Die Sehnſucht nach der Vergangenheit, die Unzufriedenheit mit der Gegenwart prägten ſich in zwei Europäiſchen Typen aus. Walter Scott war der Mann der Vergangenheit; Byron herrſchte neben ihm. Alle Gattungen waren, mit Ausnahme des Drama's, reich an großen Werken.

Was für Geiſter traten in allen Gebieten hervor! Welche ſtark ausgeprägte Eigenthümlichkeiten! Die markige und umdüſterte Erzählungsweiſe des Dichters Crabbe, die Denker Coleridge und Wordsworth, die feine Beobachtungsgabe Charles Lamb's, die Arabesken Hazlitt's, die epiſche und hiſtoriſche Fruchtbarkeit Southey's, die ſtrenge und ſinnreiche Kritik Gifford's und Jeffrey's, die hiſtoriſche Sagazität Mackintoſh's, die volksthümliche Beredſamkeit Cobbett's, die Grabesgedanken Maturin's, der ſchimmernde Glanz der Dichtungen Moore's. Das war eine Epoche, welche der der Eliſabeth an die Seite geſtellt werden konnte.

Dieſe literariſche Generation ſtellte die Engliſche Geſellſchaft des Jahres 1800 vollſtändig dar, ihre Parteien, ihre Launen, ihre Spaltungen. Die Schottiſche Schule, welche rein kritiſch war, ſtellte ſich als Kampfrichter hin. Die Iriſche Schule war ſtolz auf ihren Liebling Moore und ihre Redner. Die Puritaner und Diſſenters wurden durch den beredten Improviſator Irving repräſentirt. Es gab noch eine beſondere Literatur, die der Lamb, Hazlitt und Leigh Hunt, welche ſich in den Mauern Londons konzentrirte und den Vorwurf knabenhafter Schwätzerei hinnehmen mußte. Wordsworth hat eine Sekte geſtiftet, in welcher die pſychiſche Analyſe herrſchte und welche zwiſchen dem Lächerlichen und Geiſtreichen ſchwankte. Die politiſchen Abtheilungen brachten eine noch größere Zerſplitterung hervor, und die kleinen Gruppen lebten in einer intereſſanten Abgeſchiedenheit. So regten ſich viele bedeutende oder wenigſtens achtungswerthe Kräfte, welche für ihre Ideen, Theorieen, Anſichten den geeignetſten und verſtändlichſten Ausdruck ſuchten, während Walter Scott und Byron, ohne es zu wollen, die Führer der Schulen wurden. Der wahre Genius ruft Niemand zu Hülfe, und der Adler niſtet einſam auf ſeinem Felſen. (Fortſetzung folgt.)

Frankreich.

Der letzte Miniſterwechſel unter Karl X.

(Schluß.)

Der Königliche Gerichtshof von Paris ſprach Herrn Bertin frei, wozu die Unpopularität des neuen Miniſteriums eben ſo viel beitrug, als die ehrenvolle Vergangenheit des Angeklagten und die unbeſtreitbare Reinheit ſeiner Geſinnungen.

Der Charakter und Ausgang dieſes gerichtlichen Kampfes laſſen erkennen, welches damals der Zuſtand der Gemüther war. Liebe zu den Inſtitutionen und Achtung für die Dynaſtie waren noch die vorherrſchenden Gefühle bei der Majorität der Franzoſen. Doch die ſteigende Feindſchaft der äußerſten Fraction der liberalen Partei äußerte ſich in bedenklichen Demonſtrationen, die bei der Nähe der Revolution, welche ſchon ein Jahr darauf den Thron umſtürzte, ganz beſonders merkwürdig ſind.

Der General Lafayette, der beim Schluß der Kammer-Seſſion nicht in Paris war, befand ſich in Puy, als man daſelbſt von dem neuen Miniſterium hörte. Die Häupter der liberalen Meinung luden ihn ſogleich zu einem Bankett ein, bei welchem die energiſchſten Toaſte ausgebracht wurden. Es war dies die erſte Proteſtation des Landes gegen die neuen Rathgeber Karl's X. Es iſt nicht unintereſſant, zu bemerken, daß dieſe Proteſtation aus einer Gegend kam, wo die Ahnen der hervorragendſten Perſon dieſes Miniſteriums, des Fürſten von Polignac, lange die unumſchränkte Souverainetät ausgeübt hatten.

Die Reiſe des Generals Lafayette nahm von da ab einen politiſchen Charakter an. Die Auswahl der Städte, die er paſſirte, und der Empfang, der ihm daſelbſt ward, enthüllten deutlich den wahren Zweck dieſer Tour, die offenbar in der Abſicht unternommen wurde, der Regierung durch eine drohende Manifeſtation der Volkskräfte zu imponiren. In der Nähe von Grenoble, welches er auf dem Wege nach dem Schloß Vizille paſſirte, kam ihm eine große Zahl von Einwohnern entgegen, und ein ehemaliger Maire, der 74jährige Roſſet Breſſan, überreichte ihm am Franzöſiſchen Thor eine Eichenkrone mit Silberblättern, „als ein Zeichen der Liebe und Dankbarkeit des Volks.“ Nach einem Bankett, an welchem unter zweihundert Perſonen auch die Deputirten Faure und Auguſtin Périer und die Advokaten Mérilhou und Sauzet Theil nahmen, fuhr der General unter dem Zuruf der Menge nach Vizille. Hier wurde er vom Maire dieſer Stadt haranguirt, die ſo berühmt iſt durch den Widerſtand, den der Königliche Wille daſelbſt im Jahre 1788

fand und welcher der erſte Keim der Franzöſiſchen Revolution wurde. Dieſer Maire, Namens Faure-Finant, ward wenige Tage darauf abgeſetzt.

Nach einem kurzen Aufenthalt im Schloß von Vizille beſuchte der General Lafayette Voiron, la Tour-du-Pin, Bourgoin und Vienne; er wurde beim Einzug in jede Stadt begrüßt, und überall drängte ſich ihm die Menge eifrig entgegen. Den 5. September machte er ſich auf den Weg nach Lyon, wo der Volkstaumel dem Veteranen der Franzöſiſchen Demokratie eine faſt Königliche Aufnahme bereitete. Gegen 300 Reiter, acht bis neunhundert junge Leute zu Fuß und eine große Menge Perſonen zu Wagen kamen ihm bis an die Gränzen des Departements entgegen. Einer der entſchiedenſten Sprecher der liberalen Oppoſition, der Doktor Prunelle, haranguirte den General, deſſen ſtolze, faſt drohende Antwort Erwähnung verdient: „Ich befinde mich", ſagte er, „mitten unter Ihnen in einem Augenblick, den ich kritiſch nennen würde, wenn ich nicht, wie überall auf meinem Wege, auch in dieſer mächtigen Stadt jene ruhige, ſelbſt verachtende Feſtigkeit eines Volks wahrnähme, das ſeine Rechte kennt, ſeiner Kraft ſich bewußt iſt und ſeinen Pflichten treu bleiben wird; aber gerade in der gegenwärtigen Lage wünſche ich, Sie einer Hingebung zu verſichern, an die Sie bis zu meinem letzten Hauch nie umſonſt appelliren ſollen." Lafayette ſtieg in eine vierſpännige Kaleſche, die man für ihn bereit gehalten, hielt ſeinen Einzug in Lyon unter einem ungeheuren Zulauf von Zuſchauern und empfing daſelbſt die Deputationen der Städte Saint-Etienne und Châlons-ſur-Saône. Am 6. September wurde ihm an der Saône, nicht weit von der Ile Barbe, ein glänzendes Feſt gegeben im Angeſicht einer bedeutenden Volksmaſſe, welche die Theilnahme oder die Neugier an den beiden Ufern des Fluſſes verſammelt hatte. Den 7ten gab die Stadt Lyon dem General ein glänzendes Banket, an welchem einige mehr oder minder entſchiedene Deputirten der linken Oppoſition Theil nahmen und wo zum erſten Male ſeit dem Beginn der patriotiſchen Prozeſſion die Geſundheit des Königs ausgebracht wurde. Herr von Schonen, der ſich hier durch die Heftigkeit ſeiner Rede auszeichnete, erklärte, „wenn das Miniſterium in die Kammer zu kommen wage, ſo würde die Kammer ihre Pflicht thun, und Frankreich würde gerächt werden" Am anderen Tage nahm Lafayette, von 25 jungen Leuten bis auf zwei Lieues von der Stadt begleitet, wieder den Weg nach ſeinem Schloß de la Grange, wo ſeine Reiſe ſich ſchloß ohne einen weiteren merkwürdigen Vorfall.

Während dieſe liberalen und faſt aufrühreriſchen Triumphzüge einen Theil Frankreichs aufregten und bis in die Hauptſtadt einen gefährlichen Nachhall verbreiteten, wurden andere tiefer berechnete Manöver geſchmiedet, um den muthmaßlichen Plänen des neuen Kabinets einen furchtbaren Widerſtand entgegenzuſetzen.

Unter den Auſpizien des jüngeren Herrn Beslay, eines Deputirten der Linken, bildete ſich eine Aſſociation zu dem Zweck, die Verweigerung der Steuern zu erleichtern, im Fall dieſelben nicht geſetzlich bewilligt worden wären. Dieſe Aſſociation umfaßte die fünf Departements der alten Bretagne. Die Subſkribenten verpflichteten ſich Jeder auf die Summe von 10 Francs, und diejenigen unter ihnen, welche in die Wahl-Liſten von 1830 eingetragen waren, auf den zehnten Theil ihres Steuerbetrages. Auf dieſe Weiſe wollte man einen Fonds für die ganze Bretagne gründen, um aus demſelben die Subſkribenten für die Koſten zu entſchädigen, die ihnen zur Laſt fallen könnten, wenn ſie ſich weigerten, Steuern zu zahlen, die auf eine ungeſetzliche Weiſe eingetrieben oder in Folge conſtitutionswidriger Veränderungen im Wahl-Syſtem erhoben würden. Man ernannte Prokuratoren zur Einſammlung der Beiträge und zur Verfolgung derjenigen, welche zur Eintreibung ungeſetzlicher Taxen ihre Hand böten.

Aehnliche Verbindungen bildeten ſich faſt gleichzeitig in mehreren Departements und in Paris: die, welche hier zu Stande kam, empfing die Zuſtimmung der Deputirten der Hauptſtadt und einer gewiſſen Anzahl großer Grundbeſitzer. Das Miniſterium, das bis dahin gegen alle Angriffe gleichgültig geweſen, konnte nicht mit ruhigen Augen eine Coalition anſehen, zu deren Bildung ohne Zweifel der Haß gegen die herrſchende Dynaſtie nicht wenig beitrug und welche ganz Frankreich zu überziehen drohte. Verſchiedene periodiſche Blätter, welche den Plan und die Statuten dieſer Aſſociationen veröffentlicht hatten, wurden gerichtlich verfolgt; dann verſuchte es, die öffentliche Meinung aufzuklären, indem es im Moniteur die Beſchuldigung, daß es an inconſtitutionnelle Maßregeln denke, mit Energie und wahrſcheinlich auch mit Aufrichtigkeit zurückwies.

Die Prozeſſe, die man gegen die Journale eingeleitet hatte, wurden von den Tribunalen auf verſchiedene Weiſe behandelt. Die Gerichtshöfe von Metz und Rouen ſahen weder in den Aſſociationen noch in der Publizität, die man denſelben gegeben hatte, eine Aufreizung zum Haß und zur Verachtung gegen die Regierung des Königs. Der Pariſer Gerichtshof erkannte die Wahrheit der Anſchuldigung und verurtheilte die Redacteure zweier Journale zu einem Monat Gefängniß und fünfhundert Francs Geldſtrafe. Aber dieſes Urtheil war durch ein Bedenken merkwürdig, in welchem man mit Intereſſe den alten Eifer der Magiſtratur für die Erhaltung der öffentlichen Freiheiten wiederfindet. Nachdem der Gerichtshof zugegeben, daß die Bretagniſche Aſſociation auf der Annahme beruhe, es könne ohne Bewilligung von Seiten der Kammer eine ungeſetzliche Steuer erhoben werden, geſtand er ein, daß eine ſolche Annahme ſich nicht realiſiren könne ohne eine offenbare Verletzung der Grundgeſetze. Die Anerkennung dieſes Prinzips war eine Verwahrung gegen jeden Staatsſtreich, und die Aſſociations-Partei ſah in dem Urtheil des Pariſer Tribunals die förmlichſte Beſtätigung des Rechts, deſſen Schutz ihr Zweck war. Dieſe Prozeſſe hemmten nicht die Ausdehnung jener Aſſociationen, die in den Departements immer zahlreicher wurden, im Grunde aber mehr von ſich reden machten, als ſie verdienten.

Es iſt Zeit, die Stellung des neuen Kabinets dieſen beunruhigenden Manifeſtationen gegenüber zu beobachten, ſeine Handlungen und ſein Syſtem unparteiiſch zu beurtheilen, die verſchiedenen Modificationen zu nennen, durch welche es ſeine gefährliche Miſſion zu erfüllen verſuchte, und ihm endlich auf die parlamentariſche Tribüne zu folgen, wo über ſeine Exiſtenz und die Zukunft der Monarchie entſchieden werden ſollte.

Das Miniſterium hatte ſich erſt den 23. Auguſt vollſtändig ergänzt durch die Ernennung des Herrn v. Hauſſez zum Miniſter der Marine an die Stelle des Herrn v. Rigny, deſſen Weigerung, das Portefeuille anzunehmen, den ungünſtigen Eindruck, den die Zuſammenſetzung des Kabinets gemacht, noch verſtärkte. Der Baron v. Hauſſez, der hinter einander Präfekt des Departements des Gard, der Iſère und der Gironde geweſen, war ein Mann von Talent und Geiſt, von gemäßigtem Charakter und ein geſchickter Verwalter, aber in den Kammern ohne Einfluß. Herr Mangin, Rath am Caſſationshof, weniger durch wirkliche Talente und einen achtbaren Charakter, als durch ſeinen Eifer bei dem Prozeß des General Berton bekannt, war den 13. Auguſt zum Polizei-Präfekten von Paris ernannt worden, und Herr Trouvé, ehemaliger Herausgeber des Conservateur, zum Direktor im Miniſterium des Innern. Das Perſonal dieſes Miniſteriums ward unter die Leitung des Herrn Rives geſtellt, eines redlichen, aufgeklärten Royaliſten.

Es iſt jetzt ein Faktum, das der Geſchichte angehört, daß kein Gedanke an einen Staatsſtreich bei der Bildung des neuen Kabinets vorgewaltet habe. Dieſer wichtige Punkt geht nicht bloß daraus hervor, daß zwei aufrichtige Freunde der conſtitutionellen Grundſätze im Kabinet ſaßen, ſondern auch aus dem Mangel aller Vorſicht, die dazu dienen konnte, den Erfolg außerordentlicher Maßregeln vorzubereiten. Der 8. Auguſt wollte nicht angreifen, ſondern nur widerſtehen. Aus doppeltem Grunde hatte Karl ſeine Rathgeber aus der äußerſten Rechten gewählt, einmal weil er ſah, wie wenig die Konzeſſionen nützten, die man ſo eben verſucht hatte, und dann weil die Verlegenheiten der Krone immer mehr zunahmen. Dieſe Verlegenheiten ſchienen hinreichend dargelegt durch den Umſtand, daß man ſich binnen funfzehn Jahren zur Berufung 72 verſchiedener Miniſter genöthigt geſehen, deren Jeder die Königliche Gewalt ſchwächer zurückließ, als ſie bei ſeiner Ernennung war. Nur ein energiſches Syſtem konnte ſich den Sieg über eine Oppoſition verſchaffen, die immer kühner dahin ſtrebte, die öffentliche Meinung zu verführen und den Gang der Verwaltung zu hemmen. Herr Royer-Collard, deſſen redliches Wort mit Recht für eine Autorität galt, hatte dem König ſelbſt am Schluß der letzten Seſſion erklärt, daß kein Miniſterium, aus welchen Elementen es beſtehen möge, auf eine dauernde Majorität in der gegenwärtigen Kammer rechnen könne. Das vom 8. Auguſt ſtützte ſeine Exiſtenz nur auf den klar ausgeſprochenen Willen des Königs, dem das Vertrauen der Royaliſten beider Kammern entſprechen mußte, und auf die Möglichkeit, mit den beiden Fractionen der Rechten einige gemäßigte Mitglieder des linken Centrums zu vereinigen und ſo die äußerſte Linke ganz zu iſoliren. Dieſe Combination, die man ſehr verſtändig ausgedrückt findet in den Cirkularen, die von La Bourdonnaye und Hauſſez bei ihrem Amtsantritt an ihre Unterbeamten geſchrieben wurden, enthält nur ſehr conſtitutionnelle und logiſche Ideen: „In der Mitte ſtehend", ſagte der Erſtere, „zwiſchen den öffentlichen Freiheiten, welche der König durchaus zu erhalten geſonnen iſt, und den Beſtrebungen der Anarchie, die man unterdrücken muß, habt ihr die Pflicht, über die Ausführung der Geſetze zu wachen, ohne Rückſicht auf Meinungen und Perſonen .... Indem aber die Verwaltung Allen Gerechtigkeit und Schutz ſichert, iſt ſie nur den Dienſten, die dem Fürſten und dem Staat geleiſtet worden, Gunſt und Belohnung ſchuldig: ihr Vertrauen gebührt nur denen, die es zu verdienen wiſſen .... Uebrigens hat die Regierung nicht die Abſicht, die beſtehenden Verhältniſſe zu verwirren oder eine Reaction zu unternehmen. Alles, was ſich offen an ſie anſchließen und ſie in der gewiſſenhaften Beobachtung der conſtitutionnellen Charte unterſtützen will, darf auf ihren Beiſtand zählen."

„Die Regierung des Königs", ſagte Herr von Hauſſez, „iſt unerſchütterlich in ihrem Entſchluß, ſich nicht von den conſtitutionellen Prinzipien der Charte zu entfernen und Alles zu thun, was die Bande, welche den Thron und die öffentlichen Freiheiten mit einander verbinden ſollen, unzerreißbar machen kann. Sie wird auf dieſer Bahn mit Mäßigung, Beharrlichkeit und Feſtigkeit fortwandeln."

Dieſe conſtitutionelle und friedliche Sprache, die man einem ſo leidenſchaftlichen Geiſt, wie Herrn von La Bourdonnaye, hoch anrechnen mußte, entwaffnete die Parteien nicht. Es gelang ihr nicht einmal, mehrere unter dem vorigen Miniſterium ernannte Beamte mit der neuen Verwaltung auszuſöhnen. Schon hatten die Herren Bertin de Vaux, Villemain, Alexandre de Laborde, Hély d'Oiſſel, Agier, Salvandy, Froidefond de Belliſle, Mitglieder des Staatsraths, und mehrere Präfekten ſich durch Entlaſſungen von ihr losgeſagt, welche das erſte bei uns vorkommende

Digitized by Google

Beiſpiel von dem waren, was in England bei der Aenderung des politiſchen Syſtems fortwährend geſchieht. Herr von Chateaubriand ſäumte nicht, die Geſandtſchaft von Rom, in deren Beſitz er ſeit 1828 war, niederzulegen. Aber er konnte keine Audienz vom König erlangen, in deſſen eigene Hände er dieſe Würde niederzulegen gewünſcht. Es iſt übrigens zu bemerken, daß keine wichtige Abſetzung den Antritt dieſes Miniſteriums bezeichnete, das doch allgemein für ein Miniſterium der Reaction und Contrerevolution angeſehen wurde.

Es waren dem Fürſten von Polignac mehrere Pläne vorgeſchlagen worden, wie man das Oppoſitions-Syſtem, mit dem das Kabinet zu kämpfen hatte, ſchwächen und das Mißtrauen zerſtreuen könnte, welches ſein Erſcheinen allgemein geweckt hatte. Nach einem dieſer Pläne ſollte an den König ein offizieller und vollſtändiger Bericht über die Lage Frankreichs erſtattet werden, worin die Urſachen, welche die Aufregung der Parteien hervorgerufen, angedeutet und zugleich gezeigt würde, wie viel davon der Uebertreibung und Verleumdung beizumeſſen ſey. Dieſer ohne Rückhaltsgedanken abgefaßte und veröffentlichte Bericht wäre gleichſam das Programm des Miniſteriums geweſen und eine Antwort auf die Angriffe, welche die Regierung ſeit der Einſetzung des neuen Kabinets zu erfahren gehabt. Herr von Polignac war für dieſen Rath empfänglich; ſpäter aber meinte er, dieſe Darlegung des Syſtems würde beſſer bei der Eröffnung der Kammern ihren Platz haben: ein Aufſchub, der darum nicht rathſam war, weil die öffentliche Meinung bis dahin über die weiteren Tendenzen des Kabinets in Ungewißheit blieb.

Mit Ausnahme der drei Hauptorgane der royaliſtiſchen Partei, der Quotidienne, des Universel und der Gazette de France, war die unabhängige Preſſe einmüthig in ihrer Oppoſition gegen die neuen Rathgeber der Krone. Zwei mit Talent redigirte Blätter, der Temps und der National, hatten kürzlich begonnen, die weniger gemäßigte Fraction der liberalen Partei durch ihre entſchiedene Polemik zu unterſtützen. Der Constitutionnel und der Courrier français verharrten unerſchütterlich in ihrer alten Oppoſition gegen die Akte der reſtaurirten Dynaſtie. Als treues Organ der politiſchen Leidenſchaften des Herrn von Chateaubriand, ſetzte das Journal des Débats den Krieg, den es gegen Herrn von Villèle mit ſo viel Kraft und Erfolg geführt, gegen Herrn von Polignac fort. Unter den Journalen der Departements zeichneten ſich der Précurseur de Lyon und die Sentinelle des deux Sèvres durch die oft maßloſe Heftigkeit ihrer Angriffe aus. Dieſes letztere Blatt, von dem öffentlichen Miniſterium zu Niort erſt ſpät vor Gericht gezogen, ward der Gegenſtand einer furchtſamen Verurtheilung, wie die meiſten Verurtheilungen jener Zeit waren. Alle Klaſſen der Adminiſtration ſchienen von Unſicherheit und Muthloſigkeit ergriffen. Die Regierung, die jeder Kraft beraubt ſchien, ließ kaum einige ſtrenge Worte ohne Wirkung hören; die ganze Energie des Handelns und Sprechens hatte ſich in die Reihen der Oppoſition zurückgezogen. Die Ausübung der Gewalt erforderte einen Muth und eine Selbſtverleugnung, wie man ſie nicht von Beamten erwarten konnte, die durch ſo viele auf einander folgende Reactionen demoraliſirt und in ihrem Eifer durch die unſicheren Schritte einer Regierung gelähmt waren, welche bei ihrer Schwäche doch ſo drohend ausſah.

Mitten in dieſer allgemeinen Verwirrung, die durch das Kabinet vom 8. Auguſt mehr herausgeſtellt als hervorgebracht wurde, beobachtete die eminenteſte Perſon dieſes Kabinets, Herr von Polignac, in einer Ruhe, die mehr dem Chriſten als dem Staatsmann ziemte, das heranziehende Ungewitter. Doch verdient bemerkt zu werden, daß er die Aufmerkſamkeit, die er ſo unvorſichtig war, der Politik zu entziehen, deſto mehr der Verwaltung zuwandte. Er unterwarf die Abtheilungen ſeines Miniſteriums einer regelmäßigen Ordnung, machte bedeutende Reductionen in dem Budget der auswärtigen Angelegenheiten und ließ unter ſeinen Augen ein Geſetzbuch für die Handels-Konſuln vollenden, ein wichtiges Werk, das ſeit einigen Jahren angefangen war und das Europa mit Intereſſe zu erwarten ſchien. Er eröffnete kommerzielle Unterhandlungen mit Preußen, Schweden und den Vereinigten Staaten und ließ die entfernteren Gegenden Aſiens durchforſchen, um daſelbſt einen neuen Handelsweg für unſere Produkte zu gewinnen. Er erwirkte von der Pforte die Einſetzung eines katholiſchen Biſchofs in Konſtantinopel und trug durch ſeine gemäßigten Vorſchläge zur Erhaltung des allgemeinen Friedens bei, gegenüber den ſiegreichen Waffen Rußlands. Der Kriegs-Miniſter ſeinerſeits veranlaßte eine Königliche Verordnung, welche den Satz der Militair-Penſionen für die Land-Armee vom Viertel auf das Drittel des gegenwärtigen Anſchlags erhob, eine Maßregel, welche die Armee befriedigte, von der Oppoſition aber nicht gut aufgenommen wurde. Es genügte ihr nicht, die Geſetzmäßigkeit derſelben zu beſtreiten; ſie ſah darin nur ein Mittel, die Armee für den Fall eines Staatsſtreichs zu verführen, und vindizirte die Ehre dieſer materiellen Verbeſſerung den Mitgliedern der Linken, die nie aufgehört hatte, das Schickſal der Militairs der Regierung zu empfehlen. So gab ſelbſt das Gute, das die Regierung auszuführen verſuchte, nur Stoff zu den gehäſſigſten Deutungen.

Inzwiſchen führte das Miniſterium keine von den Maßregeln aus, welche die entgegengeſetzten Parteien von ihm gefürchtet oder gehofft hatten. Die beiden einflußreichſten Mitglieder deſſelben geriethen in ernſten Zwieſpalt. Herr von Polignac wollte ihm eine theokratiſche Richtung geben, Herr von La Bourdonnaye, der mit den religiöſen Doktrinen weniger befreundet war, mehr eine zu Gunſten der Adels-Ariſtokratie. Die Zeit verging in nutzloſen Debatten. Man glaubte dem Kabinet mehr Einheit und Entſchiedenheit zu geben, wenn man einen Chef an ſeine Spitze ſtellte, und hierbei fiel natürlich die Wahl des Königs auf Herrn von Polignac. Er wurde den 17. November dazu ernannt. Dieſer Umſtand und der geringe Einfluß, den er im Kabinet hatte, bewog Herrn von La Bourdonnaye, ſeine Entlaſſung einzureichen. Ein heftiger Redner, voll politiſcher Ideen, die er mit Schwung und Beredſamkeit entwickelte, hatte er als Praktiker keine große Fähigkeit an den Tag gelegt. Er empfing zur Belohnung ſeiner ſchwachen Dienſte den Titel eines Staats-Miniſters, die Pairie und eine Dotation von 12,000 Francs, welche auszuſchlagen für ihn ehrend geweſen wäre. Er motivirte ſeine Abdankung, wie man ſagt, auf eine ſehr pikante Weiſe, in folgenden Worten, welche ein Bild von der Schwierigkeit der Lage geben: „Wenn mein Kopf Einſatz iſt, muß ich ſelbſt die Karten halten.“

Herr von La Bourdonnaye wurde im Departement des Innern durch Herrn von Montbel, Miniſter des öffentlichen Unterrichts, erſetzt, deſſen Nachfolger in dieſem Departement Herr von Guernon-Ranville wurde, General-Prokurator in Lyon. Dieſer, der Sohn eines ehemaligen Emigranten, hatte ſich durch einen loyalen, muthigen Charakter und durch eine unwandelbare Anhänglichkeit an die Sache der Bourbonen hervorgethan. Seine politiſchen und religiöſen Meinungen waren ſehr gemäßigt. Vor den Gerichts-Schranken galt ſeine Rede für reich und fließend, aber als parlamentariſche Perſon war er unbekannt.

Weſtindien.

Pflanzer und Neger auf Jamaika.

Nach Benjamin M'Mahon.

Herr Benj. M' (Mac) Mahon focht im Jahre 1818 für die Sache der Patrioten Süd-Amerika's und war glücklich genug, dem Verderben zu entrinnen, das auf dieſem Schauplatze des Elendes und des Verrathes ſo viele ſeiner Landsleute ereilte. Von dem Kontinente Amerika's ging er nach Jamaika, wo er auf einer der dortigen Pflanzungen Buchhalter wurde; und ſeitdem iſt er ſtets, und zwar 18 Jahre lang, auf dieſe Weiſe beſchäftigt geweſen, hat aber mit ſeinen Prinzipalen oft gewechſelt, weil ſeine freimüthigen Aeußerungen gegen die Grauſamkeiten, die man unter ſeinen Augen beging, ihn oft in Kolliſionen mit den Herren auf Jamaika brachten. Gegenwärtig hat er nun das Reſultat ſeiner Beobachtungen zuſammengeſtellt und in einem in London erſchienenen Buche herausgegeben.*) Der erſte Anblick der unmenſchlichen, den Negerſklaven auferlegten Züchtigungen machte ihn faſt krank, und er bemühte ſich vergebens, dieſer abſcheulichen Tyrannei entgegenzuarbeiten. Es ſcheint, daß die Aufſeher der Sklaven den Muth und die phyſiſche Kraft dieſer Unglücklichen planmäßig vernichten wollten. Etwas vernünftiges Nachdenken hätte ſie darüber belehren müſſen, daß Leute, die man gut behandelt, auch beſſere Arbeit thun; aber dieſe Wahrheit iſt ihnen ſtets verborgen geblieben.

Da Herr M'Mahon, wie ſchon bemerkt, mit ſeinen Prinzipalen öfter wechſelte und ſelten länger als fünf Monate auf derſelben Plantage Buchhalter war, ſo hatte er Gelegenheit genug, zu beobachten, wie man die Pflanzungen verwaltete, und das vorliegende Werk liefert uns die Ergebniſſe dieſer Beobachtungen. Er nennt alle Perſonen mit Namen, deren Grauſamkeiten zu ſeiner Kenntniß gelangt ſind, und belegt alle ſeine Angaben ſehr gewiſſenhaft, ſo daß Jeder, der ſich ungerechter Weiſe beſchuldigt glauben könnte, die beſten Mittel zu ſeiner Rechtfertigung in Händen hat.

Herr M'Mahon hat ſich nicht durch Bücherleſen zum Bücherſchreiben gebildet. Sein Stil iſt ganz ohne Glätte und Feile, ohne Kunſt und Eleganz; allein eben darum trägt er den Stempel größerer Treue und Glaubwürdigkeit. Hin und wieder möchte man faſt bedauern, daß die Phraſen nicht ſorgfältiger gewählt ſind; der Verfaſſer könnte auf ein größeres Publikum rechnen, wenn er manche das Zartgefühl empfindlich verletzende Dinge in weniger ſchrecklicher Nacktheit dargeſtellt hätte. Doch muß man zugeben, daß ſeine Manier dem Gegenſtande ſehr angemeſſen iſt. Es wäre eine ſchwere Aufgabe, die Sklaverei ſo zu ſchildern, wie ſie in der guten alten Zeit auf den Zucker-Plantagen beſtanden hat, ohne Leuten von veredeltem Gefühl und Geſchmack großes Aergerniß zu geben.

Wie es den Negern in ihrer Drangſal zu Muthe iſt, erfahren wir am beſten aus ihren eigenen Worten.

— — — „Während ſie in der glühendſten Hitze arbeiteten, wurden ihre eiſernen Halsbänder ſo heiß, daß ſie ihnen die Haut verbrannten. Der unerträgliche Schmerz erpreßte den Unglücklichen beſtändig herzzerreißende Klagen, die zu einer Art von Geſang ſich geſtalteten. „„Arme Nega nach Tod wir hungrig — Arme Nega ſchinden ärger als Kuh — Buckra haben Mitleid mit dummes Ding, aber todt machen arme Nega — Wir Fleiſch gehören nur Peitſche, und wir Blut gehören Erde — Peitſche, wenn wir klagen vor hungrig — Peitſche, wenn nicht gehen Feld vor Tag — Peitſche, wenn wir müde — Peitſche, wenn wir ausſehen ſauer — Peitſche, wenn wir lachen — Peitſche, wenn wir klagen über Buſcha bei Maſſa — Peitſche, wenn wir

*) Jamaica Plantership. By Benj. M'Mahon, eighteen years employed in the planting line in that island.

Digitized by Google

klagen über Buchhalter bei Buſcha — Peitſche, wenn wir gehen in Hoſpital krank — Peitſche alle Montag für haben wunde Füße — Buckra geben arme Nega Peitſche für Arznei — Peitſche, für machen ihn ſtark bei Arbeit — Peitſche, für machen ihn elend, zu gehen in Hoſpital — Peitſche, zu machen ihn verlaſſen Hoſpital und gehen an Arbeit — Peitſche, zu machen ihn arbeiten mehr als Kräfte — Buckra machen Peitſche betrunken, gerade wie Punſch, er trinken, wenn er nehmen Rum für machen ſtark — Waſſer, für machen ſchwach — Citron, für machen ſauer, und Zucker, für machen ſüß — Buckra machen Peitſche thun alles Ding, nur nicht machen Leben; das Peitſche nicht kann, aber machen vollauf todt — Wir beten Gott, zu nehmen arme Nega, ehe Buckra bringen ihn um."

Als ein Beiſpiel der brutalen Tyrannei, womit man die Neger unter dem nichtigſten Vorwand tödtete, mag die folgende Erzählung genügen. Zuvor bemerken wir, daß die Sklaven einer gewiſſen Plantage den Verſuch gemacht hatten, zu entfliehen. — — — „Ein paar Tage darauf wurden wir nach St. James beordert. Wir kamen auf die Plantage Barrett-Hall, das Eigenthum des Herrn Speaker Barrett. Bei unſerer Annäherung ſahen wir einen Neger auf der Landſtraße, der, als er uns erblickte, ſogleich über eine niedrige Mauer ſprang. Die ganze Geſellſchaft feuerte nach ihm; er ſtürzte nieder, raffte ſich aber wieder auf und lief blutend davon. Wir ſetzten ihm unter beſtändigem Schießen nach; der Verfolgte ſtand und fiel abwechſelnd, bis Einer der Bewaffneten ſich über die Mauer ſchwang, den Unglücklichen erreichte und mit ſeinem Säbel auf ihn loszuhauen begann, ohne ihn jedoch tödten zu können. Endlich machte ein Anderer dieſer brutalen Tragödie ein Ende, indem er dem Neger durch den Kopf ſchoß. Keiner der Sklaven des Herrn Speaker Barrett hatte die Pflanzung verlaſſen. Alle wurden aufgerufen und in eine Reihe geſtellt, die Männer von den Frauen geſondert. Der Major (Dr. Neilſon) fragte den Obertreiber (head-driver), wer die Proclamation abgeriſſen habe, die an den Thüren des Arbeitshauſes angeſchlagen geweſen? Der Befragte verſicherte, es nicht zu wiſſen. Jetzt befahl Major Neilſon der Compagnie, ihre Gewehre auf den Treiber anzulegen und, wenn er ſich nur rührte, ihm die Kugeln durch das Hirn zu jagen. Dann ſprach er, den Sklaven zugewendet: „Zeigt mir augenblicklich den Schuldigen, oder ich laſſe euch ſammt und ſonders niederſchießen." Der Treiber deutete auf einen ſchönen jungen Burſchen in der Reihe, und ſogleich rief Neilſon: „Führt dieſen Kerl bei Seite und ſchießt ihn todt!" Der Neger wurde ergriffen und hatte nur eben Zeit, auszurufen: „O Maſſa, thu' nicht tödten mich", als ein blutdürſtiger Elender, Namens Watſon, dicht an meiner Seite ſein Gewehr gegen ihn anlegte und losdrückte. Die Kugel fuhr durch den Mund und das Hinterhaupt des Negers, der, ohne auch nur einen Seufzer auszuſtoßen, todt niederfiel. Die armen Sklaven waren vor Schrecken außer ſich; Einige ſtürzten auf die Kniee und erhoben flehend ihre Hände zum Himmel; die Frauen und Kinder ſchrieen entſetzlich, und Alle baten auf die kläglichſte Weiſe, daß man ihres Lebens ſchonen möchte. Der Major verabſchiedete ſie mit barbariſchen Drohungen, und unſer kleines Detaſchement erhielt den Befehl, nach Bounty-Hall zurückzukehren. Auf dem Wege theilten wir uns in verſchiedene Pikets, um einen oder den anderen ausgeriſſenen Neger zu jagen; allein wir trafen keinen Menſchen, an welchem der Pflanzer ſeinen Blutdurſt hätte kühlen können."

Die folgende Erzählung mag eine Probe von der Methode geben, welche die Aufſeher der Neger befolgen, um ihr zeitliches Glück zu begründen „Herr — — war früher Unteroffizier in der Brittiſchen Armee. Er kaufte ſeinen Abſchied, um auf Jamaika in die Dienſte eines Pflanzers zu treten. Anfangs wurde er Buchhalter; aber ſeine ausgezeichnete Grauſamkeit beförderte ihn bald zum Range eines Aufſehers über die Sklaven. Weiße und Schwarze, die unter ſeiner Kontrolle ſtanden, haben mir verſichert, daß es nur eines Wortes von ſeinen Lippen bedurfte, um ihnen tödtlichen Schrecken einzujagen. Durch unmäßigen Gebrauch der Peitſche gelang es ihm, ungewöhnlich ergiebige Aerndten zu erzwingen, und ſeine blutbefleckten Verdienſte erwarben ihm bald die Stelle eines Plantagen-Verwalters. Jetzt kaufte er ſich eine eigene Truppe Sklaven, worunter ein Kerl von viehiſcher Grauſamkeit, den er in der Folge zu ſeinem Treiber machte. Dieſes Ungeheuer in Menſchengeſtalt führte nie eine Peitſche, ſondern einen Knüttel, und beſtrafte jede Nachläſſigkeit mit einem Schlage, der den Schädel des unglücklichen Opfers zerſchmetterte. Alles dies geſchah mit Bewilligung des Herrn — —, der bei einer Gelegenheit einen Sklaven in ein Faß mit alten Nägeln ſteckte und ihn dann einen ſteilen Berg hinab in eine Grube rollen ließ, welche die Körper aller auf der Pflanzung gemordeten Neger aufnahm. Trotz dieſer empörenden Grauſamkeiten, oder vielmehr eben darum, weil er ſie verübte, wurde Herr — — nachmals der vielvermögendſte Plantagen-Verwalter auf ganz Jamaika. Seine Empfehlung genügte, um Jeden zu der gewünſchten Stelle zu befördern, und wen ſein Zorn traf, der konnte ſeines Unterganges gewiß ſeyn. Herr — — kehrte im Jahre 1833 mit einem fürſtlichen Vermögen nach England zurück."

Ein Handlungshaus in Jamaika trieb zu Herrn M'Mahon's Zeit eine wahrhaft diebiſche Art von Sklavenhandel. Man ſtahl den Eigenthümern in Jamaika ihre Sklaven und verkaufte ſie nach Cuba! „Die Herren — — bedienten ſich bei ihrem ſchmählichen Gewerbe eines Negers, Namens Ned, dem ſie für jeden Sklaven, den er an Bord ihrer Handels-Schaluppe locken konnte, eine größere oder geringere Summe Geldes gaben. Hatte der erwähnte Neger Einen oder Mehrere von ſeinen Stammesverwandten auf das Schiff gelockt, ſo ſetzte er ihnen gute Speiſen in Fülle vor und ſchenkte ihnen ſo viel Wein oder Branntwein, daß ſie bald feſt einſchliefen und wahrſcheinlich erſt am folgenden Morgen erwachten. Beim Erwachen fanden ſie ſich mit Staunen auf der hohen See, und Ned war verſchwunden. Dieſer Handel wurde mehrere Jahre fortgeſetzt, und man vermißte auf allen Plantagen des Diſtriktes Sklaven, die, der allgemeinen Vermuthung nach, in die Wälder geflohen ſeyn mußten. Unter Anderem gelang es Ned, auch einen Bedienten des Gemeinde-Vorſtehers, Herrn Parry, mit ſeiner gewohnten Liſt nach Cuba zu ſpediren. Das gefällige Weſen dieſes jungen Negers brachte ihn bei ſeinem Spaniſchen Herrn in große Gunſt, und man geſtattete ihm weit mehr Freiheit, als ſeinen Mitſklaven. Von dieſer Freiheit Gebrauch machend, ſprang er eines Abends in ein Kanoe und ruderte ſich in der Richtung nach Jamaika vorwärts. Er wurde auf hoher See ergriffen und wohlbehalten ſeinem früheren Herrn zurückgeſtellt, dem er die Umſtände ſeiner Entführung erzählte und zugleich ſagte, daß noch viele andere vermeintliche Ausreißer, die ein ähnliches Schickſal gehabt, wie er ſelber, in Cuba ſich befänden. Man hielt ein Sklaven-Gericht, und Ned, deſſen Schuld am Tage lag, wurde zum Strange verurtheilt, während die Kaufleute, die ſich ſeiner als eines Werkzeugs ihrer Schurkerei bedient hatten, ungeſtraft blieben, weil das Zeugniß eines Schwarzen gegen einen Weißen keine Gültigkeit hat."

Mannigfaltiges.

— **Lady Bleſſington über Alph. von Lamartine.** Ich habe Herrn von Lamartine geſehen und finde großen Geſchmack an ihm. Er hat ein ſehr angenehmes Aeußere und kleidet ſich ſo modiſch, daß man kaum einen Dichter in ihm ahnen ſollte. An ihm bemerkt man keine umgelegte Hemdkragen, die ein Surrogat der Halsbinden ſeyn ſollen, keine lang herabwallenden Locken und überhaupt nichts von poetiſch ſeyn ſollender Geckenhaftigkeit. Lamartine iſt ein Mann, den man in jeder Geſellſchaft bien comme il faut nennen würde. Seine Phyſiognomie iſt ſchön, ſein Auge ſcharf und geiſtvoll. Er hat feine Manieren und verſteht es, eine Geſellſchaft intereſſant zu unterhalten. Seine Geiſtesgegenwart iſt ſo groß, wie man ſie nur ſelten bei Poeten findet; auch beſitzt er keine jener oft nur affektirten Sonderbarkeiten, die einem Dichter und noch mehr einem Dichterlinge ſo häufig ankleben. Der Grund dieſer löblichen Eigenſchaften iſt ohne Zweifel darin zu ſuchen, daß Herr von Lamartine, obwohl mit glühender Phantaſie begabt, in das wirkliche Leben gezogen worden iſt und ſomit Gelegenheit gehabt hat, auch ſeine Verſtandeskräfte tüchtig zu entwickeln. Der kluge Geſchäftsmann, der feine Geſellſchafter und der Poet ſind in ihm ſchön vereinigt; keine Perſon dieſer Trias ſteht der anderen im Wege. Er will den Engländern ſehr wohl, und das iſt ganz natürlich; denn er hat eine Britin zur Frau, die ſchätzenswerthe Eigenſchaften genug beſitzen ſoll, um ein günſtiges Vorurtheil für ihre Landsleute zu erwecken. Lamartine's kleine Tochter, die er faſt abgöttiſch liebt, iſt eines der ſchönſten Kinder, die mir jemals zu Geſicht gekommen; die kühnſte Phantaſie würde kein lieblicheres Bild hervorzaubern können. Als Gatte und Vater beſitzt unſer Franzöſiſche Dichter ſo muſterhafte Eigenſchaften, daß er die allgemein verbreitete Meinung, als wären Poeten ſchlechte Familienväter, wenigſtens durch ſein Beiſpiel Lügen ſtraft.

(The Idler in Italy.)

— **Lord John Ruſſell in Genua.** Wir wurden recht angenehm überraſcht, als wir geſtern unſerem alten Bekannten, Lord John Ruſſell, auf der Straße begegneten. Er kam und dinirte mit uns; ich fand ihn bei dieſer Gelegenheit geſünder und bei froherer Laune, als er mir jemals in London vorgekommen. Er iſt außerordentlich beleſen und hat einen gemüthlichen Humor, der ſeiner Unterhaltung große Würze giebt. Seine charakteriſtiſchen Merkmale ſind geſunde Urtheilskraft, großer Scharfſinn, ein hochgebildeter Geiſt und eine ſeltene Gleichförmigkeit des Temperaments — lauter Eigenſchaften, die ihn zu einem bedeutenden Staatsmanne qualifiziren. Wenn die Geſellſchaft, in der er ſich befindet, ſo beſchaffen iſt, daß ſie die Eisrinde ſeiner Zurückhaltung aufzuthauen vermag, ſo kann er ſehr liebenswürdig ſeyn. Der Umgang mit ſeinen Genueſiſchen Freunden hat dieſe Wirkung, und eben darum erſcheint Ruſſell in Genua mehr zu ſeinem Vortheil als in London. Was ſeinen Erfolgen im Wege ſteht, iſt, meines Erachtens, nur die natürliche Zurückhaltung ſeines Charaktees; man hält ihn für kalt und ſtolz, und aus dieſem Grunde erweckt er nicht jenes warme Gefühl perſönlicher Anhänglichkeit, das nur durch ein gleichförmiges freundliches Benehmen rege gemacht und befeſtigt wird. Ohne dieſen Magnet iſt es einem Staatsmann, wie hoch man ſeinen Charakter auch ſtellen möge, ſehr ſchwer, ja unmöglich, innig ergebene Freunde und Anhänger zu haben.

(Lady Blessington — The Idler in Italy.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 48. Berlin, Montag den 22. April 1839.

Süd-Afrika.

Neueſte Expedition in das ſüdliche Afrika.

Eine von Capitain Harris ſo eben herausgegebene Beſchreibung der neueſten Britiſchen Expedition in das ſüdliche Afrika*) enthält ſehr nützliche Beiträge zur Geographie und Naturgeſchichte dieſes Theiles der Erde. Capitain Harris giebt uns eine neue ſehr ausführlich und ſorgfältig gezeichnete Karte ſämmtlicher Gegenden, die nordöſtlich von der Kap-Kolonie ſich ausdehnen, und auf welcher auch die Wohnplätze der ausgewanderten Holländiſchen Bauern (Boers) und der eingeborenen Stämme genau angegeben ſind. Seine Erzählung iſt reich an intereſſanten Abenteuern und an Natur-Schilderungen, denen die ſchmuckloſe Einfalt der Darſtellung einen beſonderen Reiz giebt. Vor Allem leſenswerth iſt die lebendige Beſchreibung der Süd-Afrikaniſchen Jagden und die Geſchichte der Auswanderung einer großen Anzahl Holländiſcher Bauern, die im Jahre 1836 das Britiſche Gebiet freiwillig verließen, um in der Wildniß ſich anzuſiedeln. Das Werk ſchließt mit einem zoologiſchen Verzeichniſſe, worin der Verfaſſer eine große Anzahl von ihm ſelbſt getödteter Thiere nach Dr. Smith's Claſſification ordnet und beſchreibt.

Capitain Harris war von Kindheit an ein leidenſchaftlicher Jagd-Liebhaber, und dieſe früh entwickelte Neigung beſtimmte ihn wahrſcheinlich zur Wahl ſeines Berufes. Schon im ſechzehnten Jahre wurde er Ingenieur-Offizier im weſtlichen Oſtindien. Dieſes an Tigern und Elephanten ſo reiche Land bot ihm Gelegenheit genug, ſeinem Lieblings-Zeitvertreibe zu huldigen; aber ſein Ehrgeiz ſtrebte nach einem wilderen und großartigeren Jagd-Reviere. In Träumen erſchien ihm die majeſtätiſche Giraffe, das gewichtige Behemoth der Gelben Flüſſe, der rieſige Elephant und die fantaſtiſch gehörnte Antilope Afrika's. Er ſehnte ſich nach Kämpfen mit dieſen edeln Thieren, und ein zweijähriger Urlaub, den das Kollegium zu Bombay ihm bewilligte, ſetzte ihn in den Stand, ſeine Sehnſucht zu ſtillen. Er verließ Bombay im März 1836 und erreichte das Kap nach eilfwöchentlicher Fahrt. Herr Richardſon, ein Civil-Beamter, den er an Bord kennen gelernt, beſchloß, ihn auf der von ihm projektirten Expedition ins innere Afrika zu begleiten. Nachdem ſie die nöthigen Vorkehrungen getroffen, ſegelten ſie in einem Schooner nach der Algoa-Bai, wurden aber durch widrige Winde gezwungen, in dem Hafen Port Eliſabeth einzulaufen. Von dort ging es über Grahams-Town nach Graaf-Reinet, wo unſere Reiſenden zur Expedition ins Innere ſich rüſteten. Da ſie wenig Zeit zu verlieren hatten, ſo beſchloſſen ſie, ohne weitere Umwege nach dem Miſſions-Orte Kuruman, der etwa 400 Engl. Meilen nördlich von Graaf-Reinet liegt, aufzubrechen und von dort aus in das Gebiet des Moſelekatſe, Königs der Abaka-Zulu's oder Matabili, eines mächtigen und despotiſchen Wilden, vorzudringen. Sie hatten der grauſamen Afrikaniſchen Majeſtät einen langen mit Scharlach gefütterten Rock als Geſchenk zugedacht. Capitain Harris beabſichtigte, ſeine Nachforſchungen bis zum Wendekreiſe des Steinbocks auszudehnen und wo möglich den großen See zu beſuchen, der ſich eine bedeutende Strecke weit über den Wendekreis hinaus ins Innere erſtrecken ſollte. Seinen Rückweg gedachte er längs des Likwa oder Waal-Fluſſes zu nehmen; obſchon dieſer Weg der nächſte iſt, ſo hatte doch Moſelekatſe den Europäern bis dahin nicht geſtattet, ihn zu betreten.

Als unſere Wanderer mit Karawane und Ochſen, Hottentotten und Pferden die Gränze der Britiſchen Kolonie kaum überſchritten hatten, bot ſich ihnen das Bild der traurigſten Verödung dar. Kein Vogel zeigte ſich in der Luft; keine Spur von Grün an der Erde; kein Laut war vernehmlich — nur Peitſchenknall unterbrach von Zeit zu Zeit das Todesſchweigen der ſchwülen Atmoſphäre. Erſt am Orange-Fluß, deſſen freundliches Waſſer den Reiſenden ſo willkommen war, wie die Oaſen der Wüſte, erfolgte ein angenehmer Scenenwechſel. Auf dem Wege dahin begegneten ſie einer alten Frau von dem Volke der Buſchmänner, jener elenden Race, die in Erdhöhlen wohnt und mit Wurzeln, Heuſchrecken, Inſekten und Ameiſen-Larven ihr Leben friſtet. Dieſes Weib hatte einen Weg von fünf Engl. Meilen gemacht, um ein Paar Straußen-Eierſchalen voll Waſſer zu holen.

Ehe wir mit den Herren Harris und Richardſon am Hofe des kohlſchwarzen Monarchen der Abaka-Zulu's erſcheinen, theilen wir unſeren Leſern die Beſchreibung einer Jagd bei Meritſane mit: „Die Mittheilungen einiger Wilden vom Stamme Batlapi, denen wir geſtern begegneten, beſtimmten uns, des Jagens wegen einen Tag zu verweilen. In Begleitung dieſer Männer verließen wir um Tages-Anbruch unſere Bagage, ſetzten über den Fluß und wendeten uns nordweſtlich durch einen Hain prächtiger Kameeldorn-Bäume, von denen viele unter der Laſt der ungeheuren Neſter des geſellig lebenden Beinbrechers (grosbeak) ſich beugten. Andere waren mit grünen Büſcheln von Misleton bewachſen, deſſen hochrothe Beeren ihnen ſehr zur Zierde gereichten. Bald bemerkten wir große Heerden Quagga's und ſcheckiger Gnu's, die ſich weiter und weiter ausbreiteten, bis die ganze Ebene lebendig zu ſeyn ſchien. Das Klappern ihrer Hufe war betäubend; es glich dem Toſen eines mächtigen Sturmes. Eine Heerde von Straußen, deren Hälſe über denen ihrer vierfüßigen Nachbarn hoch emporragten, ſchoß mit Pfeilesſchnelle dahin; und Gruppen purpurfarbiger Saſſaby's und rothgelber Hartebeeſt's vollendeten ein Gemälde, das nur geſehen, nicht beſchrieben werden kann. Der Knall unſerer Gewehre ſetzte die ganze vierfüßige Thierwelt um uns her in lebhafte, wimmelnde Bewegung; ungeheure Staubwolken wirbelten empor. Die Wilden tödteten jedes verwundete Gnu ſehr geſchickt, indem ſie ihm mit der Spitze ihres Aſſagai einen Schlag auf den Rücken gaben. Dann bedeckten ſie das erlegte Thier mit Geſträuch, um es vor den gefräßigen Geiern zu bewahren, die beſtändig in den Lüften herumkreiſten und nach jedem Schuſſe blitzſchnell herabfuhren, um eine gute Priſe zu machen. Beim weiteren Vordringen bemerkten wir plötzlich zwei ſonderbare Thiergeſtalten unter dem Schatten eines Baumes, die wir gleich als Elenthiere erkannten. Die Wilden riefen mit großer Freude: „Impuſo! Impuſo!" Wir Alle ſpornten unſere Pferde und waren bald an den Ferſen der größten und ſchönſten Gattung des Antilopen-Geſchlechts. Trotz ihrer gewichtigen Körperfülle konnten wir die beiden Elenthiere mit unſeren abgemagerten Kleppern nicht ſo ſchnell ereilen; ihr Maul und ihre Nüſtern ſchäumten, und der Schweiß troff ihnen von dem glatten Fell herab. Endlich blieben ſie ermattet ſtehen und blickten uns mit ihren großen glänzenden Augen an, als flehten ſie um Schonung. Eine einzige Kugel ſtreckte jedes der beiden Elenthiere nieder. Sie waren Männchen, und ihre Höhe betrug an den Schultern über 17 Hände."

Endlich gelangten die Reiſenden nach Moſega, der Reſidenz des Moſelekatſe. Einer von ihren Bedienten, Namens Andries, ein verſchmitzter und ränkevoller Burſche, ritt voran, um den König auf ihre Ankunft vorzubereiten. Moſelekatſe und ſein erſter Miniſter waren Beide abweſend; allein der Reichs-Verwalter ſchickte einige Krieger mit einer höflichen Botſchaft an die fremden Gäſte, die bis dahin keine Gewißheit darüber hatten, ob man ſie freundlich aufnehmen oder zum Tode führen würde. Die Beſchreibung, welche Capitain Harris von dieſen Geſandten giebt, iſt maleriſch:

„Die Abgeordneten des Reichs-Verwalters ſahen, trotz ihrer dunkelen Farbe, weit ſtattlicher aus, als irgend ein anderer Afrikaniſcher Stamm, der uns bis dahin zu Geſicht gekommen. Sie waren groß, wohlgewachſen und von regelmäßiger Geſichtsbildung. An dem Scheitel des geſchorenen Kopfes waren ovale Ringe befeſtigt, und ein großes Loch in dem Läppchen des einen Ohres barg eine kleine Schnupf-Doſe aus Kürbis-Schale. Ihre Kleidung beſtand aus einem ledernen Gürtel, mit ein paar Streifen von Katzenfell verbrämt, und Jeder von ihnen trug als Bewaffnung zwei kurze Wurfſpieße und einen knotigen Stock. Wir hießen ſie herzlich willkommen, füllten ihre Wagen mit Rindfleiſch, ihre Doſen mit Schnupftaback und ließen ſie dann unter den Büſchen am Ufer ſich ein Lager bereiten."

Am nächſten Morgen ſetzten die Reiſenden über einen ſchilfbewachſenen Strom und begrüßten ſich mit dem Reichsverweſer des Moſelekatſe, einem großen, athletiſchen Wilden, der ſeine Gäſte ſehr freundlich willkommen hieß. Die Schnupftabaksdoſe wanderte gemüthlich im Kreiſe herum, und Alle wurden „kapitale Freunde". Trotz dieſes günſtigen Empfangs hatten ſie nur ſchwache Hoffnung, längs des Fluſſes Waal zurückreiſen zu dür-

*) Narrative of an Expedition etc. (Bericht über eine Expedition nach Süd-Afrika während der Jahre 1836 und 1837, vom Kap, durch die Länder des Moſelekatſe, bis zum Wendekreis des Steinbocks.) Von Capitain W. C. Harris. London, 1839.

Digitized by Google

ſen. Sie hörten ſo viel Entſetzliches von den Gräuelthaten des ſchwarzen Despoten, in deſſen Reiche ſie jetzt ſich befanden, daß ſie keine viel beſſere Behandlung erwarteten, als die, welche den Miſſionairen zu Theil ward, die ſich innerhalb ſeiner Gränzen gewagt hatten. Nach einer langen und beſchwerlichen Tagereiſe kamen ſie nach dem Orte Kabain, wo dieſer Blaubart von Afrika damals verweilte. Der erſte Anblick des Ortes, das Erſcheinen der ſchwarzen Nobleſſe und das Gedränge der Eingebornen bildeten eine in ihrer Art unvergleichliche Scene.

„Wir wanderten über eine fruchtbare, hin und wieder von iſolirten Hügeln unterbrochene und von anſehnlichen Ochſenheerden belebte Ebene, bis wir drei kegelförmige, in Form eines Dreiecks aufgeſtellte (künſtliche?) Berge gewahrten, die innerhalb des eingefriedigten Raumes ſtanden, in welchem der Königliche Kraal ſich befinden ſollte. Als man unſere Annäherung bemerkte, bedeckten ſich die Spitzen der Hügel mit Eingebornen, von denen Einige dann und wann hinabeilten, um Rapport zu bringen. Erſt als wir in das enge Thal eintraten, fiel uns ein elendes Barracken-Dorf in die Augen; und dieſes Dorf war nichts Geringeres, als — die Königliche Reſidenz.“

„Piet und der Parſe lenkten unſere Wagen; Löwenherz, der nicht gern im Vordertreffen ſeyn wollte, trieb als Freiwilliger das Vieh hinter uns her, und die übrigen ſechs Hottentotten zogen feierlich voran und begrüßten Seine Majeſtät mit ſechs Flintenſchüſſen in die Luft. Mehrere der untergeordneten Häuptlinge, die am Eingang des Kraal ſtanden, traten jetzt hervor, ſchüttelten uns der Reihe nach die Hand und riefen zu wiederholten Malen „guter Kamerad (good fellow)!“ Der Vornehmſte unter ihnen hieß Um'Nombate. Er war ein ältlicher Mann von hagerer Geſtalt, und ſeine Züge hatten einen milden, aber würdigen Ausdruck. Einige Riemen aus Wildekatzen- und Affen-Fell hingen ihm von der Stirn herab, und andere desgleichen, die aber breiter waren, fielen als Zöpfe auf ſeinen Rücken. Ueber dem elliptiſchen Scheitelring, der Iſſigoko heißt, war die Gallenblaſe eines Schafes angebracht. Als wir uns nach dem Wohlbefinden des Königs erkundigten und ihn fragten, ob es Seiner Majeſtät genehm ſey, uns Audienz zu bewilligen, erwiederte er, Seine Majeſtät freuten ſich ſehr über unſere Ankunft und würden alsbald perſönlich erſcheinen. Der nächſte im Range war ein Häuptling von ſehr unanſehnlicher Figur, deſſen abſtoßendes Weſen ſein mürriſches Geſicht ſchon verkündete. Dieſer zweite Pair des Reiches hatte zahlloſe Pockennarben und war, mit Ausnahme eines Halsbandes aus Löwenklauen, dreier Gallenblaſen auf dem Scheitel und einer tüchtigen Fettſalbe auf der Haut, vollkommen unbekleidet. Alle Häuptlinge hatten Schnupftabaksdöschen in den Ohrlappen ſtecken, und von ihren dünnen Gürteln fielen ſchwanzartige Riemen herab. Auf ihren geſchorenen Köpfen war nur ſo viel Haar übrig, als zur Befeſtigung des Iſſigoko hinreichte, der aus Sehnen, die mit ſchwarzem Fette beſchmiert ſind, gedreht iſt.“

„Bald nachdem wir unſere Ochſen ausgeſpannt und das Zelt aufgeſchlagen hatten, kam der Page des Königs aus dem Kraal und brachte die Glückwünſche Seiner Majeſtät. Auch dieſer ging ſplitternackt; aber ſein Haupt, das nicht, wie bei den Uebrigen, geſchoren war, ſchmückte eine rothe Feder von dem langgeſchwänzten Finken. Der Mund dieſes liebenswürdigen Jünglings war ganz dazu gemacht, Jeden, der ſeiner anſichtig wurde, in Staunen zu ſetzen; denn er reichte buchſtäblich von Ohr zu Ohr. Jetzt unterſuchte man unſere Bagage. Bei dieſem Geſchäft wurde keine Silbe geſprochen, und an Keinem von der Geſellſchaft bemerkten wir Zeichen von Ueberraſchung oder Befriedigung. Der ruhigſte Ernſt lag auf allen Geſichtern, und ſo bald die Unterſuchung vorüber war, entfernten ſich Alle, um ihrem Könige genauen Rapport zu bringen.“

„Mehrere Stunden vergingen, ehe wir frühſtücken konnten; denn das nächſte Quellwaſſer war drei Engl. Meilen von dem Kraal entfernt. Wir hatten mit Zuverſicht geglaubt, der König würde vor Ungeduld vergehen, bevor er ſich im Beſitz unſerer Geſchenke wüßte; allein er hielt es für ſchicklich, den Schein der Gleichgültigkeit anzunehmen; und ſein langes Zögern wurde uns am Ende bedenklich. Wir ſchickten Baba in den Kraal und ließen Seiner Majeſtät ſagen, daß jede Zurüſtung zu Ihrem Empfange getroffen ſey, und daß wir kaum die Zeit erwarten könnten, wann er ſich unſere perſönliche Huldigung gefallen ließe. Ein paar Minuten darauf verkündete gellendes Jubelgeſchrei ſeine Annäherung. Das Gefolge des Königs bildeten die Kundſchafter, die uns von Moſega aus begleitet hatten, mehrere Häuptlinge und ein Detaſchement Krieger, mit Schilden und Aſſagai's bewaffnet. Eine Anzahl Frauen, mit Kalabaſſen voll Bier auf ihren Häuptern, folgten dem Zuge, und zwei Vorläufer, die ſich wie Beſeſſene geberdeten, riefen unter gewaltigen Affenſprüngen, wüthendem Schwingen ihrer kurzen Stöcke und hölliſchem Gebrüll alle dem Monarchen zukommende Titel aus. Als wir dem Zuge entgegen rückten, ſchrie man: „Haijah, Haijah!“ — ein Zeichen froher Bewillkommnung. Der König gab Jedem von uns einen biederen Handſchlag, worauf wir ihn nach dem Zelte geleiteten und Platz nehmen hießen. Die Magnaten kauerten im Halbkreiſe am Boden nieder.“

„Das Geſicht des Moſelekatſe verkündet Schlauheit, Argwohn und tyranniſche Geſinnung, iſt aber ſonſt nicht eben häßlich zu nennen; ſein ziemlich großer und wohlgebildeter Körper hat etwas Anlage zum Starkwerden. Seine vornehme Zurückhaltung, die forſchende Lebendigkeit ſeines Blickes, die Schärfe ſeiner Fragen und die außerordentliche Behutſamkeit ſeiner Antworten verkünden alsbald den Mann, der ein wildes und blutdürſtiges Volk zu beherrſchen verſteht. Moſelekatſe mag etwa 40 Jahre zählen; da er aber ganz ohne Bart iſt, ſo hat die Schätzung ſeines Alters ihre großen Schwierigkeiten. Den elliptiſchen Ring auf ſeinem kurz geſchorenen Scheitel ſchmückten drei horizontal ſtehende grüne Papagei-Federn, zwei von hinten und eine von vorn. Eine Schnur aus kleinen blauen Kügelchen umzog ſeinen Nacken, ein Büſchel verſchlungener Sehnen ſeinen linken Knöchel; und der gewöhnliche Gürtel, von welchem vorn und hinten Leoparden-Schwänze herabhingen, vollendete ſeinen Anzug.“

„Die Dolmetſcher, drei an der Zahl, ſtanden vor dem Könige aufgepflanzt. Nach langem Schweigen eröffnete Moſelekatſe die Unterhaltung mit dem Bemerken, daß er ſich freue, von ſeinen Freunden, dem weißen Volke, gute Nachrichten zu erhalten. Die Reiſenden dankten ſehr verbindlich und legten ihre Geſchenke, die außer dem ſchon erwähnten großen Rock in einem Tau von Kupferdraht, einem Spiegel, zwei Pfund Iriſchen Blackguard's und 50 Pfund rother Kügelchen beſtanden, zu ſeinen Füßen nieder. Der Anblick dieſer Gegenſtände machte den König ein paar Minuten lang ſeine Würde vergeſſen; er ſteckte den Daumen zwiſchen die Zähne, riß ſeine Augen weit auf, jauchzte wie ein Schulknabe und ergoß ſich in eine Reihe Ausrufungen, die unſerem „Bravo“ — „Allerliebſt“ — „Scharmant“ u. dgl. entſprachen.“

„Der Reichthum dieſes barbariſchen Monarchen beſteht faſt lediglich in ſeinen zahlloſen Hornvieh-Heerden. Dieſe Heerden ſind über das ganze Land vertheilt und ſtehen unter der Obhut vieler Magnaten, die übrigens nur geringe Emolumente haben und zumeiſt von dem Ertrage ihrer Jagden leben. Viehſterben und andere erhebliche Zufälle werden regelmäßig an den Hof berichtet, und wir ſelbſt hatten während unſeres Beſuches öfter Gelegenheit, ſolche Rapporte anzuhören. Ein Krieger kommt eilig herbei, bleibt ungefähr funfzig Schritte von der Perſon des Königs entfernt ſtehen, legt ſeine Waffen nieder, bückt ſein Haupt bis an die Erde und kriecht dann auf allen Vieren ſo nahe heran, daß der König ſeinen Rapport zu vernehmen im Stande iſt. Hat er ſich ſeines Auftrags entledigt, ſo bleibt er eine Weile auf allen Vieren liegen und wartet, ob Seine Majeſtät ihm eine Frage zu ſtellen geruht. Entläßt ihn der König ungefragt, ſo ſpringt er auf, ſchreit Haijah! und rennt wieder zu ſeinen Waffen.“

„Moſelekatſe erkundigte ſich bei uns öfter nach den Heerden des Königs von England und wollte beſonders wiſſen, ob ſie recht zahlreich ſeyen, ein Umſtand, worüber wir ihn nicht belehren konnten. Auch ſprach er von der Armee des Königs Wilhelm IV. Seine eigenen Krieger, die gerade gegenwärtig waren, flößten uns Bewunderung ein, obſchon Moſelekatſe verſicherte, dieſe ſeyen bloß junge Rekruten, die noch keinen kriegeriſchen Ruhm erlangt hätten. Sie waren im Allgemeinen große und ſchöne Leute, deren Bewaffnung aus einer kurzen Lanze zum Stoßen, einer Wurfkeule vom Horn des Rhinozeros und einem langen, ovalen Schilde aus Ochſenhaut beſtand. Die Wurfkeule ſchleudern ſie ſo geſchickt, daß ſie niemals ihr Ziel verfehlen.“

Der Rückweg unſerer Reiſenden war ſehr maleriſch, und ſie erlebten auf demſelben noch viele Abenteuer. Bald drohte ihnen Gefahr von Seiten der wilden Matabili; bald mußten ſie ſich der Raubthiere erwehren, die in jenen Wildniſſen hauſen. Die ganze Expedition war mit großen Beſchwerden und Drangſalen verknüpft, aber die Wanderer verloren keinen Augenblick ihren Muth und ihre Geiſtesgegenwart.

Die Erzählung von der Auswanderung der Gränz-Koloniſten gewährt ein großes Intereſſe. Der unſichere Zuſtand der öſtlichen Gränze, der ungleiche Schutz des Britiſchen Gouvernement's und der Schaden, den ſie durch die Freilaſſung der Sklaven erlitten, hatte die erwähnten Pflanzer zu dieſer Maßregel gezwungen. Die tragiſchen Folgen derſelben ſind im Allgemeinen ſchon aus den Zeitungen bekannt; aber die Details, welche Herr Harris giebt, haben mehr Ausführlichkeit, als Alles, was bisher auf anderem Wege zu unſerer Kenntniß gelangt iſt. Dieſer Abſchnitt des Buches, der leider keine Auszüge zuläßt, verdient allgemeine Beachtung. Das Werk liefert einen neuen Beweis von der geiſtigen Friſche und dem energiſchen Sinne der in der Indiſchen Armee dienenden Britiſchen Offiziere. Die Entwickelung und Ausbildung ſolcher Eigenſchaften verbürgt den Engländern den dauernden Beſitz ihrer Kolonieen mehr, als die bloße phyſiſche Gewalt.

England.

Die Engliſche Literatur der Gegenwart.

(Fortſetzung.)

Dieſe ſchöne und kräftige Generation iſt indeß nicht auf einmal verſchwunden; nach und nach erloſch ſie, Mann nach Mann, Stern nach Stern: Walter Scott nach Byron; dann Mackintoſh, Coleridge, Lamb, Crabbe. Es blieb noch der poetiſche Geſchichtſchreiber Southey, Moore, der Sänger Irlands und des Orients, Campbell, der Verfaſſer von Gertrude von Wyoming. Während dieſe Sterne am literariſchen Himmel erbleichten, wurde auch der Kampf zwiſchen England und Napoleon ausgekämpft. Europa öffnete ſich für Großbritanien und Großbritanien für Europa. Das Band, welches die Demokratie und Ariſtokratie verbunden hatte, löſte ſich nach dem Frieden. Die alte Ariſtokratie glaubte im Jahre 1815 über Napoleon, die Demokratie und Europa zu triumphiren. Sie wurde indeß bald ihres Irrthums inne. Das

Digitized by Google

Streben nach Reformen war nicht erſtickt, und es brach im ſiegreichen und friedlichen Großbritanien wieder hervor. Man erinnerte ſich, daß Burke die Emancipation der Katholiken, Chatham die Parlaments-Reform gefordert hatte; die Reihe der in dem Engliſchen Bildnngszuſtande allmälig eingeführten Verbeſſerungen ſollte nicht abgeſchloſſen, ſondern fortgeſetzt werden. Neben den Mächten, welche die frühere Geſellſchaft beherrſcht hatten, tauchte eine neue auf, welche die Verbreitung der Naturwiſſenſchaften, die Erfahrung und den öffentlichen Reichthum zur Grundlage hatte. In Ermangelung eines anderen Namens hieß ſie die Induſtrie; es war die wiſſenſchaftliche Anwendung der Naturkräfte. Im Bunde mit dem Fortſchritt der Zeit, der Geduld und der Erwerbsluſt wirkte ſie Wunder. Die Entdeckungen der Vorfahren wurden auf die Bedürfniſſe der Nachkommen übertragen, und das neue Jahrhundert beutete den Erfindungsgeiſt der vorangegangenen aus: der Dampf wurde die bewegende Kraft, die Methoden vereinfachten ſich, und der eiſerne Arm der Maſchinen erſetzte die koſtbare Hand des Menſchen. Die Lokomotiven verdrängten die epiſchen Gedichte, und alle Gedanken wurden auf dieſe Wunder der rohen Kraft hingelenkt, welche die Vernunft bändigte und zähmte. Währenddeß hatte auch die politiſche Bewegung ihren Fortgang; die Bruſtwehren und Wälle des Engliſchen Proteſtantismus wurden niedergeſtürzt, und der Katholizismus erhielt ſeine Freiheit; Bentham's Philoſophie traf die Feudal-Geſetze an ihrer verwundbarſten Stelle. Im Parlament änderten die Tories und Whigs ihre Plätze; die Stützen der abſoluten Prärogative traten ab, und unter den toryiſtiſchen Anſichten verſtand man die konſervativen Theorieen, welche kurz vorher die Whigs verfochten hatten, unter whigiſtiſchen Anſichten die Grundſätze einer gemäßigten Reform, unter Radikalen die Anhänger einer vollſtändigen und gewaltſamen Reform. Der Wahl-Modus wurde geändert, und in den Gemeinden erhielt die Volksgewalt einen größeren Spielraum. Die Geiſter, welche ſo in Anſpruch genommen wurden, für ſolche Intereſſen kämpften und übrigens auch von Bewunderung für die Meiſterwerke der letzten Zeit überſättigt waren, konnten nicht füglich in die Bahnen der früheren literariſchen Generation treten. An Poeten, welche in die Weiſe der Meiſter einſtimmten, war Ueberfluß vorhanden; die Geſchichtsſchreiber wurden vielmehr Sammler, als Deuter der Vergangenheit, und die begabten Menſchen benutzten ihr Talent, anſtatt ſich ihm hinzugeben. Es trat eine neue Generation auf, eine zahlreiche Heerſchaar, die aber einen weniger ſcharf ausgeprägten Charakter hatte; ſie nährte keinen ſo glühenden Haß und verfocht ihre Streitigkeiten nicht mit ſolcher Erbitterung wie ihre Vorgänger. Neben ihr oder über ihr ſtehen dann die Ueberreſte der alten Schule.

Sehen wir zuerſt die noch lebenden Meiſter aus der früheren Periode. Einige ſtammen aus einer ſehr frühen Zeit. So Southey, der Patriarch der konſervativen Theorieen und der Lobredner der Anglikaniſchen Kirche, ein tiefſinniger und lebendiger Geiſt, welcher in ſeinem hohen Alter nicht die Begeiſterung ſeiner Jugend verloren hat. Er war für das Epos geboren. Die erſte Franzöſiſche Revolution gab ihm den erſten Impuls. Man wird ſich wohl noch des Plans der Pantiſokratie erinnern, den er mit ſeinem Freunde Coleridge ausgeſonnen hatte; eine herrliche Ode! Später ſchrieb er in Dithyrambenform lang ausgeſponnene Erzählungen, in welchen ſich der Glanz des Orients ſpiegelte. Dann wurde er gänzlich von ſeinen luftigen Träumereien enttäuſcht, und, wie es häufig geht, er widmete den zweiten Theil ſeines Lebens der Zerſtörung deſſen, was er in der Jugend vertheidigt hatte. Aufrichtig war er immer, in ſeiner Begeiſterung wie in ſeiner Palinodie. Später zeigte er in ſeiner Geſchichte der Engliſchen Marine und in ſeinem Buch der Kirche, daß die Geduld des Forſchens ſich mit der Anmuth und Einheit der Darſtellung verbinden läßt. In ſeinem letzten Werke, den Unterhaltungen über die Zukunft, wird ſeine Enttäuſchung zur Beredſamkeit; er zweifelt an der Erneuerungsfähigkeit des Menſchengeſchlechts und fragt, ob aus ſo gewaltigen Umwälzungen neues Leben hervorgehen werde?

Dieſem Philoſophen gegenüber, der dem Volke durch ſeine Herkunft, der Ariſtokratie durch ſeine Geſinnung angehört, ſteht Moore, der Sänger der Liebe und der Feen, der ironiſche, der ſich ſeit ſeiner Entzweiung mit dem Prinzen-Regenten nie wieder mit der Macht ausgeſöhnt hat. Vielleicht haben Moore und Southey in ihrer poetiſchen Erbitterung das Unrecht ihrer alten Freunde übertrieben, weil ſie nicht wußten, daß die Freundſchaft tauſend Kränkungen verzeiht. Die Poeſie Moore's iſt bekannt, dieſe Kolibri-Poeſie mit ſchimmernden Flügeldecken, dieſe launiſche Poeſie, welche ſo verſchwenderiſch mit Saphiren und Smaragden umgeht und zu dieſem bunten Reichthum noch das Anſehen entlehnter Gelehrſamkeit fügen wollte. Lyriſchen Schwung hat er, aber ſeine Proſa iſt manierirt und haſcht nach Effekt. Wie Southey, hat er ein angeborenes Gefühl des Rhythmus, den Glanz der Bilder, das Geheimniß des Wohllauts; er iſt Dichter mit einem Worte.

Thomas Campbell hat ſchon lange der Poeſie entſagt. Seine reine, durchſichtige, gewählte Strophe, in welcher ſich oft ein tiefer Sinn ausſpricht, glänzt wie ein ſorgfältig geſchnittener Kryſtall. Er hat herrliche Verſe gemacht, und man ſieht, daß er ſie gemacht hat. Die Strenge ſeines Geſchmacks iſolirt ihn.

Wordsworth, dieſer poetiſche Einſiedler, zeichnet ſich durch ſeine Subtilität aus. Er iſt bekannter durch ſeinen Einfluß als durch die fremden Nachahmungen; er iſt unüberſetzbar. Die Anmuth ſeines Rhythmus, ſeiner Sprache und ſeiner Gedanken läßt ſich nicht wiedergeben. Seine Tiefe ſchlägt nicht ſelten zur Dunkelheit aus. Er ſteht in der Mitte zwiſchen dem Naiven und dem Erhabenen; das Gemeine wird bei ihm zum Wunderbaren, das Gewöhnliche zum Göttlichen. Es iſt in ſeinem Weſen etwas zu Eigenthümliches und Feſſelloſes, als daß er allgemein beliebt ſeyn könnte. Aber gefühlvolle und feiner organiſirte Naturen finden in dieſen Eigenſchaften eine Quelle geheimer Entzückungen. Man könnte ihn unter den Franzoſen mit Sainte-Beuve vergleichen. Alle vier genannte Dichter ſind jetzt nicht mehr recht produktiv und bewegen ſich ganz in dem Ideenkreiſe ihres reiferen Alters. Einige abſonderliche und unvollſtändige Geiſter aus derſelben Epoche haben nicht den Ruf erlangen können, wie in der neueren Zeit Walter Savage Landor, Leigh Hunt, ein Journaliſt mit reger Phantaſie und großer Stilgewandtheit, Edgerton Brydges, welcher vergeblich nach der Pairswürde ſtrebte und nun, unzufrieden mit den Menſchen und Verhältniſſen, an den Ufern des Genferſees mit ſeiner bibliographiſchen Gelehrſamkeit, ſeinen philoſophiſchen Phantaſteen und ſeinen poetiſchen Träumereien umherirrt.

Wordsworth, Southey, Campbell, Thomas Moore werden von der gegenwärtigen Generation durch eine weſentliche Eigenſchaft getrennt: ſie glauben. Die Gleichgültigkeit, gefährlicher und tödtlicher als der Zweifel, hat bei ihnen nicht Eingang gefunden. Der Myſtizismus des Erſten, die leidenſchaftliche Ueberſpannung des Zweiten, die Beweglichkeit des Dritten, die Launenhaftigkeit des Vierten haben ſie vor der Vermiſchung des Guten und Böſen, des Laſters und der Tugend, des Schönen und Häßlichen bewahrt. Die Gleichgültigkeit iſt das Symptom des Todes, das Zeichen der völligen Auflöſung. Dieſe findet man in dem Todeskampf des Römiſchen Reichs, in dem langſamen Hinſiechen des Byzantiniſchen Kaiſerthums, überall, wo die Geſellſchaft zerfällt und ſich auflöſt. Von allen genannten Dichtern iſt Wordsworth am ſpäteſten gewürdigt worden, aber ſein Einfluß reicht auch am weiteſten. Southey lebt nur noch in der Erinnerung. Campbell iſt ein klaſſiſcher Dichter, den man ſeiner Formſchönheit wegen ſtudirt. Die allgemeinſte Begeiſterung hat Wordsworth hervorgebracht, und ſein Einfluß hat ſich ſelbſt auf das Drama erſtreckt, aber zum Schaden deſſelben, denn das Drama ſoll die menſchliche Wirklichkeit, keine Träumereien darſtellen. Die meiſten Dichter und Dichterinnen zweiten Ranges, welche ſich ihn zum Muſter genommen haben, ſind noch ſubtiler und raffinirter als der Meiſter; ſie ſind der Schatten eines Schattens. Barry Cornwall, dem man den Namen eines Dichters nicht abſprechen kann, iſt mit einer elegiſchen Stimmung und feinen Empfänglichkeit begabt, aber er verſchwendet ſeine Kraft in leeren und geſuchten Bildern. Andere haben die Metaphyſik Wordsworth's angenommen, ſind aber fremden Einflüſſen gefolgt. Die Politik und Induſtrie, dieſe eiſernen und kupfernen Muſen, ſind von den Nacheiferern Wordsworth's beſungen worden. Wie dieſer Elemente ſeiner Poeſie der Gewöhnlichkeit des ländlichen Lebens entnommen hatte, ſo haben Alfred Tennyſon und Ebenezer Elliott die politiſche Oekonomie zu Satiren und Bentham's Theorieen zu Oden verarbeitet.

Bentham, welcher in Weſtminſter Milton's Zimmer bewohnte, ein eigenthümlicher und ſyſtematiſcher Geiſt, von einer feinen Auffaſſungsgabe und umfaſſenden Bildung, hat der Theorie der Nützlichkeit, des Ich's, des Egoismus eine wiſſenſchaftliche Ausbildung und eine ſtreng geſchloſſene Form gegeben. Das größtmögliche Glück für die größtmögliche Anzahl iſt das Feldgeſchrei dieſer Theorie. Der Strom der Zeit hat auch das Syſtem Bentham's, der, wie Saint-Simon, der Geſetzgeber einer materialiſtiſchen Geſellſchaft war, weggeſpült, und mit dem Syſtem iſt auch das Westminster-Review, welches zu deſſen Verbreitung beſtimmt war, verſchwunden. Eine Zeit lang ſuchte man zu beweiſen, Bentham's Theorie müſſe ihren Homer haben, und das größtmögliche Glück der größtmöglichen Anzahl bedinge das Erſcheinen eines eigenen Dichters mit neuen äſthetiſchen Prinzipien. Alfred Tennyſon war dieſer Dichter. Aber in ſeinen Utilitäts-Poeſieen trat eine abſtruſe Metaphyſik zu augenſcheinlich hervor, und man bemerkte zu deutlich das Streben, das Weſen der Dinge auszuſprechen und die Phantaſie durch die Reflexion zu verdrängen. Tennyſon's übrigens kräftige und kühne Verſe leuchten traurig unter dem Druck dieſer Feſſeln fort, und der Mechanismus des Versbaues, der einen mühſam gelehrten Charakter nicht verleugnen konnte, erſchwerte noch den Druck, den ihm eine gemachte Philoſophie auferlegte. Der Muſe des Nordens wird es überhaupt ſchwer, ſich der übergreifenden Herrſchaft des Gedankens zu erwehren. Vergeblich ſuchte Tennyſon dieſen Mangel durch Beſtimmtheit der Form und übertriebenen Glanz des Kolorits zu verdecken. Der Dichter verſuchte, wie er ſagt, in jede Individualität einzudringen und alle Seelen der Natur zu verſtehen. In ſeinen Oden ſtellte er dieſe ſonderbare Umwandlung dar und zeigte dem Leſer wechſelsweiſe die Pflanze, das Thier, die Bewohner der Gewäſſer und den Vierfüßler, theilte dieſe Klaſſen wieder in künſtliche Abtheilungen und verwechſelte dieſe wiſſenſchaftliche Willkür mit der Stimme der Begeiſterung.

Ebenezer Elliott hatte mehr Gewalt über die populären Leidenſchaften; er wendete ſich an die nächſtliegenden Intereſſen. Er erkannte die Oberherrſchaft der Induſtrie an, aber er verhehlte nicht die Leiden, welche dieſer neue Sieg der Materie in ſeinem Gefolge hatte. Wie ließ es ſich aber rechtfertigen, daß er dem Pamphlet des Publiziſten die Wendung und das Metrum Dryden's oder Churchill's gab? Obgleich eine Beimiſchung von Satire und Elegie den Ernſt des Gegenſtandes mäßigte, ſo kam

Digitized by Google

doch im Grunde nichts Anderes heraus, als ein gereimter Cobbett oder Burke. Man wurde deſſen bald überdrüſſig; man erkannte, daß ein derartiges weſentlich didaktiſches und polemiſches Talent durch den Rhythmus und die Cäſur gehemmt wurde.

So verſiegte bald der poetiſche Strom, oder er verlief ſich im Sande der Grabhügel; die unmerklichen Ausſtrömungen verzweigten und zertheilten ſich immer mehr. Die Poeſie gehorchte nicht mehr, wie zu Wordsworth's Zeiten, einer allgemeinen Theorie, ſondern einer Menge kleiner Theorieen, welche in keiner Beziehung zum Menſchen und zur Natur ſtanden. Die Frauen, welche ihre Feinheit und Nachahmungsſucht zu der Empfänglichkeit, welche ſie auszeichnet, hinzubrachten, machten das Uebel noch ſchlimmer. Jede Gefühls-Schattirung erhielt ihre Ode; jede Mutter- oder Liebesregung ihre Elegie; die Sehnſucht löſte ſich in ein Sonnett, die Hoffnung in ein Lied auf. Alle dieſe feinen und dünnen Stimmen zwitſcherten luſtig durch einander, und wer ſie nicht unterſcheiden konnte, bewunderte ſie alle insgeſammt. Die außerordentliche Leichtigkeit des jambiſchen Rhythmus und des kaum angedeuteten Reimes, die Reichhaltigkeit des Engliſchen Wörterbuchs, welches neben dem Lateiniſch-Normanniſchen Ausdruck faſt immer noch den Angelſächſiſchen bietet; die Gemeinplätze elegiſcher Gefühle forderten die jungen Phantaſieen und die jungen Herzen auf, ſich der Dichtkunſt zu weihen und einer Harfe, welche von ſelbſt tönte, Töne zu entlocken. Miſtreß Norton, welche die Londoner Geſellſchaft kürzlich einer Unklugheit wegen, die nicht einmal hinlänglich bewieſen iſt, beſtraft hat, fand einen geſchloſſeneren Versbau und eine beſtimmtere Form, als ihre Nebenbuhlerinnen. Miß Landon, welche eine Almanachs-Celebrität erlangt hat, nähert ſich Moore durch ihre Geſchmeidigkeit und glänzende Darſtellung. Die verſtorbene Felicia Hemans iſt Beiden überlegen; wenigſtens ſagt ſie offen, was ſie will; ſie will nur Seelenbewegungen beſingen, und das gelingt ihr oft. Hört man ihr eine Zeit lang zu mit einem Vergnügen, welchem Staunen und Begeiſterung fremd bleiben, deſſen Reiz aber die Seele ſanft einwiegt, ſo bemerkt man doch endlich, daß die Taube zu lange girrt und ſeufzt, und daß dieſer aus der Seele ſtrömende Duft trunken macht und betäubt.

Die Dichter der früheren Periode hingen nur mit ſich ſelbſt zuſammen. Selbſtſchöpfer ihres Talents, hatten ſie die Verbindung mit Thomſon, Akenſide, Gray und Collins abgebrochen und nicht ohne Verachtung das Beiſpiel Hayley's und Darwin's, ihrer unmittelbaren Vorgänger, verworfen. Cowper war der einzige Dichter des achtzehnten Jahrhunderts, den ſie noch gelten ließen. Jetzt, wo die Plejade der Byron's und Wordsworth's untergegangen iſt, wirft ſie noch einen Nachſchimmer in ihren Nachahmern, ein Nachſchimmer, der ſelbſt das Theater mit einem ſchwachen Glanz erleuchtet hat.

Bibliographie.

Job and his Times. — Von T. Wemyß.
Lectures on Diseases of the Eye. — Von John Morgan.
Lectures on Natural Philosophy. — Von M. L. Phillips. Erſter Kurſus.
Letters of Eminent Persons. — Herausgegeben von R. A. Willmott.
Library of American Poets. Rufus Dawes.
Life of Aristotle. — Von J. W. Blakesley.

Polen.

Bibliographiſch-hiſtoriſches Bild der Polniſchen Literatur.

Unter dieſem Titel beabſichtigt der gelehrte Warſchauer Buchhändler Joſeph Zawadzki ein Werk herauszugeben, welches ein Verzeichniß aller Bücher enthalten ſoll, in welcher Sprache dieſelben auch verfaßt ſeyn mögen, die in den Provinzen, aus denen das ehemalige Polen beſtand, von früheſter Zeit her erſchienen ſind; ſo wie aller derjenigen, die von Polen geſchrieben, aber im Auslande gedruckt worden; endlich auch derer, die, von Ausländern entweder in Polen oder auswärts herausgegeben, ſich direkt auf die Geſchichte dieſes Landes oder auf ſeine Literatur beziehen. Dieſe ſämmtlichen Werke ſollen, von der Einführung der Buchdruckerkunſt in Polen bis zum Jahre 1830 einſchließlich, in einer wiſſenſchaftlichen Ordnung aufgeführt werden. Dazu ſollen bibliographiſche Bemerkungen kommen, die Geſchichte der Bücher ſelbſt, der Autoren und ihrer Lebensumſtände betreffend, nebſt Auszügen der bedeutendſten Stellen aus ſelteneren Werken, namentlich ſolcher, die über den Zuſtand der Wiſſenſchaft und Literatur zu der Zeit, wo dieſe Werke entſtanden, irgend einen näheren Aufſchluß geben. Jedem einzelnen Abſchnitt ſoll außerdem eine hiſtoriſche Einleitung über den damaligen Standpunkt jeder beſonderen Wiſſenſchaft in den Provinzen des alten Polens vorangehen, mit Hervorhebung alles desjenigen, was daran eigenthümlich und lokal war, und meiſtens mit Hinweiſung auf das nachfolgende Verzeichniß der in dem betreffenden Zeitraum im Druck erſchienenen Werke. Als Beſchluß des Ganzen ſoll ein allgemeiner Rückblick auf den Zuſtand und die Phaſen der Wiſſenſchaften im alten Polen, ſo wie auf die Urſachen dieſer Erſcheinungen, und eine Ueberſicht über das in dem Werke befolgte bibliographiſche Syſtem gegeben werden. Daran reiht ſich endlich ein doppeltes Regiſter, wovon das eine die Autoren und die Titel der anonym oder pſeudonym erſchienenen Werke, das andere die in den Einleitungen und Bemerkungen erwähnten Perſonen oder wichtigen Sachen umfaſſen ſoll. Auch Abriſſe und Facſimile's einiger bibliographiſcher Seltenheiten ſollen dem Werke beigegeben werden. Die Anordnung und Redaction deſſelben, ſo wie die Sammlung des Materials für den hiſtoriſchen Theil, hat der Adjunkt an der Bibliothek der Wilnaer Akademie, Adam Jocher, übernommen. Der Herausgeber des Werks, Herr Zawadzki, hat keine Mühen und Koſten geſcheut, um möglichſte Vollſtändigkeit zu erreichen; er hat zu dieſem Zweck unter anderen auch die Königlichen Bibliotheken zu Berlin und Dresden beſucht und durchforſcht. Das ganze Werk iſt auf 180 bis 200 Bogen oder 26 bis 27 Hefte, jedes zu 7 bis 8 Bogen und fünf davon einen Band bildend, veranſchlagt worden. Die Pränumeration für jedes Heft, ungefähr 125 Seiten enthaltend, beträgt 4 Polniſche Gulden, ſo daß das Ganze etwa 18 Thaler koſten wird.

Das Unternehmen iſt von großer Bedeutung für die Slaviſche Geſchichte und Literatur überhaupt, auf die ſich in der neueſten Zeit auch die Blicke des Auslandes immer mehr hingewendet haben, nachdem das Studium derſelben lange vernachläſſigt worden, obgleich es beſonders auch für die Geſchichte Deutſchlands, das mit ſeinen öſtlichen Gränznachbarn in ſo vielfache Berührung gekommen, nicht geringe Wichtigkeit hat. Spät erſt wurde auch von den Slaven ſelbſt etwas dafür gethan, um einen vollſtändigen Ueberblick über ihre eigenen politiſchen, ſocialen, wiſſenſchaftlichen und literariſchen Zuſtände zu gewinnen. In Rußland haben ſich in neuerer Zeit beſonders Sopikoff, Graf Rumianzoff, Anaſtaſewitſch, Hamel, Muchanoff und die Verfaſſer des encyklopädiſchen Wörterbuchs um die genauere hiſtoriſche und literariſche Entwickelung des Slaventhums verdient gemacht. In Polen hatte man ſich, etwa den einzigen Starowolski ausgenommen, bis gegen die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts wenig um die Schätze der eigenen Literatur gekümmert. Seitdem fing man eifriger an, dies Feld zu bearbeiten, bis endlich ein ausgezeichneter Gelehrter, Bentkowski, die erſte Polniſche Literaturgeſchichte herausgab. Indeß mußte ein ſolches erſtes Unternehmen noch an manchen Mängeln leiden; es fehlten viele bedeutende Werke ganz darin, und es hatten ſich auch Irrthümer genug eingeſchlichen. Ueberdies ſind ſeitdem und beſonders ſeit dem Jahre 1814, wo das Königreich Polen von Kaiſer Alexander wiederhergeſtellt wurde und Wiſſenſchaft und Literatur einen neuen Aufſchwung gewannen, ſo viel neue Productionen hinzugekommen, die gelehrten Forſchungen eines Sobolewski, eines Bandtke, eines Maciejowski haben ſo viel neues Licht über die Geſchichte der geiſtigen Entfaltung des Polniſchen und des Slaviſchen Volks überhaupt verbreitet, daß eine erweiterte und erſchöpfendere bibliographiſch-hiſtoriſche Darſtellung der Polniſchen Literatur höchſt zeitgemäß erſcheint, und es iſt daher dem verdienſtlichen Unternehmen des Herrn Zawadzki alle mögliche Förderung und Unterſtützung zu wünſchen.

Mannigfaltiges.

— **Kaiſer Joſeph II. in Brüſſel.** Das neueſte Heft der Revue de Bruxelles enthält aus der Feder des rühmlichſt bekannten Belgiſchen Archivars, Herrn Gachard, einen Artikel über die Reiſe, die Kaiſer Joſeph II. im Jahre 1781 nach Belgien unternommen. Der Kaiſer wird darin als ein überaus einfacher, jedem Prunke abgeneigter Fürſt dargeſtellt, der immer nur das Gute gewollt, jedoch dabei zuweilen auf Perſonen und Zuſtände zu wenig Rückſicht genommen habe. Während ſeines Aufenthaltes in Brüſſel beſuchte er häufig die Sitzungen des geheimen Rathes. Es war am 2. Juli 1781, als er daſelbſt, ohne angekündigt oder erwartet worden zu ſeyn, zum erſtenmale erſchien. Der Miniſter Graf von Neny, Präſident des geheimen Rathes, bot dem Kaiſer den Seſſel an, welchen er, als Vorſitzer, gewöhnlich einnahm; der Monarch ſetzte ſich jedoch auf einen Stuhl an der rechten Seite des präſidirenden Miniſters, zu deſſen Linken der Fürſt von Starhemberg Platz nahm. Joſeph II. hörte länger als drei Stunden den verſchiedenen Berichten, die hier erſtattet wurden, aufmerkſam zu und machte dabei Bemerkungen oder Einwürfe, die alle von geiſtvoller Auffaſſung zeugten. Im Archive zu Brüſſel befindet ſich eine Art Protokoll von den verſchiedenen Materien, die der Kaiſer in den mit ſeinen Miniſtern gehaltenen Konferenzen behandelte. Es befinden ſich darunter die Entwürfe zu dem Toleranz-Edikt, das den Belgiſchen Proteſtanten bürgerliche Rechte gewährte, ferner zu einem Edikt, durch welches die geiſtlichen Orden als unabhängig von ausländiſchen Oberen erklärt wurden, Geſetze zur Reorganiſirung der Rechtspflege, zur Freigebung des Getraidehandels und wegen Einrichtung eines allgemeinen Seminars. Einige dieſer trefflichen Maßregeln haben ſpäter als Vorwände zu der berüchtigten Revolution van der Noots gedient. Am lebhafteſten pflegte ſich Kaiſer Joſeph in jenen Konferenzen gegen die Beſtimmungen des damals noch in voller Kraft befindlichen ſogenannten Barrièren-Traktates vom Jahre 1715 auszuſprechen, und jede Gelegenheit, den Holländern einige Vortheile zu entziehen, die ſie in Folge dieſes Traktates erlangt hatten, erſchien ihm als willkommen. Sein Aufenthalt in Antwerpen machte in ihm den Entſchluß rege, die Schelde, die damals hermetiſch verſchloſſen war, wieder zu eröffnen, und wirklich hat er auch nach ſeiner Rückkehr in ſeine Erbſtaaten und mehrere Jahre darauf zu dieſem Endzwecke ernſtliche Unterhandlungen angeknüpft, die jedoch damals zu keinem Reſultate führten.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 49. Berlin, Donnerſtag den 25. April 1839.

Nord-Amerika.

Eine Stimme aus Nord-Amerika über literariſches Eigenthum.

Es iſt ein allgemein anerkannter Satz, daß es nichts giebt, was mehr unſer eigen iſt, als die Produkte geiſtiger Thätigkeit; es giebt keine Gattung von Induſtrie-Erzeugniſſen, deren Gewinn der Erzeuger mit größerem Recht ausbeuten kann; — und nie wurde, in den Annalen nicht bloß der Geſetzgebung und Jurisprudenz, ſondern auch des See- oder Landraubes, ein ehrloſeres, unwürdigeres Wort geſprochen, als die bei dem Prozeß Donaldſon's gegen Becket und Andere von Lord Camden im Britiſchen Oberhauſe aufgeſtellte Behauptung, daß „Ruhm der Lohn der Wiſſenſchaft ſey, und daß diejenigen, die dieſen verdienen, jeden niedrigeren Lohn verachten.“ Denn es war dies eine Antwort auf die Bitte des Schriftſtellers um geſetzliche Beſchützung ſeines Rechts an dem, was nach dem allgemeinen Geſetz der Natur, als die Frucht ſeiner Arbeit, ihm gehörte, und was ihm Seine Herrlichkeit ohne Weiteres wegnimmt und für den Gebrauch des Publikums konfiszirt, „weil er in dem Ruf, daß es von ihm ſey, eine angemeſſene Entſchädigung für ſeinen Werth erhalten habe.“ Es iſt, wie wenn man einen Märtyrer, der an die Gerechtigkeit eines Tyrannen appellirt, damit tröſten wollte, daß die Märtyrerkrone ein vollkommener Erſatz für ſein Leben ſey.

Zu den Zwecken ſocialer Inſtitutionen gehört auch der, jedem Mitgliede der Geſellſchaft ſeine individuellen und Privatrechte zu ſichern. Wenn Einer durch eigenen Fleiß ein Werkzeug verfertigt oder Korn produzirt, ſo ſchützt ihn das Geſetz in dem freien Gebrauch deſſen, was er mit ſeiner Arbeit gewonnen. Beim Schriftſteller iſt das nicht der Fall. Er, ſcheint es, bildet eine Ausnahme für die Regel und lebt in der Geſellſchaft nicht wie ein Theilhaber an dem allgemeinen Verein, ſondern wie ein Geächteter, der bei uns iſt, aber nicht zu uns gehört; ein Ketzer, dem wir Chriſten, nach dem alten Römiſchen Glauben, durch keinen Eid oder Vertrag verpflichtet ſind. Er iſt ein Mann von zu vielem Ruhm, um an Hunger zu denken, und ſo nehmen wir ihm ſein Brod weg, während er ſelbſt unterdeß proteſtirt, daß, trotz allem Ruhm, er und ſeine Kinder eſſen müſſen.

Von der Zeit ab, wo das literariſche Eigenthum ein Gegenſtand rechtlicher Anerkennung in England ward, bis zu dem Statut aus dem 8ten Jahr der Königin Anna, welches ein beſchränktes Verlagsrecht feſtſtellte, und auch in den 70 Jahren nach der Annahme dieſes Geſetzes, bis der Prozeß Donaldſon's gegen Becket und Andere im Oberhauſe entſchieden ward, wurde dem Schriftſteller oder ſeinen Bevollmächtigten von den Buchhändlern in Stationer's Hall*) und von den Gerichtshöfen ein ewiges Verlagsrecht zuerkannt. Dies war eine Art Naturrecht, das, unabhängig von jeder ausdrücklichen Geſetzgebung, nur in den geſetzlichen Prinzipien, welche jedes Recht und jedes Eigenthum beſchützen, und dann auch in der Sitte, die ſich nach einer Vergangenheit von 200 Jahren zum ungeſchriebenen Geſetz erhoben, ſeine Quelle hatte, und nach welchem ein Schriftſteller und ſeine Bevollmächtigten für alle Zeiten das ausſchließliche Recht hatten, ſein Werk zu vervielfältigen, ſo lange es ihnen beliebte, ſein Vorrecht zu benutzen. Dadurch wurden nicht alle Ausgaben unterdrückt, die nicht von den Schriftſtellern und ihren Bevollmächtigten ausgingen; denn ſo gut wie der unumſchränkte Grundbeſitzer bloß durch ſeine Handlungen, ohne eine ſchriftliche Erklärung, dem Publikum den Gebrauch ſeines Bodens zu einer Landſtraße überlaſſen kann, ſo konnte auch ein Schriftſteller ſein gedrucktes Werk dem Publikum nicht bloß zum Leſen, Citiren und Ausziehen und als Material für andere Bücher überlaſſen, was jedesmal bei der Herausgabe der Fall iſt, ſondern er kann ihm auch das Recht abtreten, Abdrücke davon zu verfertigen und zu verkaufen. Dem Publikum blieb auch gar kein Zweifel, ob der Schriftſteller auf dieſe Weiſe ſeine Arbeit dem öffentlichen Gebrauch übergebe, da man dies von ihm annahm, ſobald er nicht ſein Verlagsrecht in Stationer's Hall geltend machte und Kunde davon gab. Dieſe Kunde war ein Wink für das Publikum, daß er, obwohl er ſein Werk herausgegeben und Exemplare davon verkauft habe, doch ſich und ſeinen Bevollmächtigten allein das Recht vorbehalte, weitere Abdrücke davon zu veranſtalten.

Dies ſcheint ſehr klar und billig, zumal da der Veefaſſer gewiß die unumſchränkte Kontrolle über ſein Manuſkript hatte. Nie maßte ſich die Geſellſchaft das Recht an, Einen zu zwingen, daß er zum allgemeinen Beſten ein Gedicht ſchreibe oder eines, das er ſchon geſchrieben, herausgebe; und da der Autor freien Willen hinſichtlich der Herausgabe ſeines Manuſkripts hat, ſo iſt die natürliche Folge davon, daß er ein Recht hat, die Bedingungen vorzuſchreiben, unter welchen er es herausgiebt und verkauft.

Die Vorſtellung, daß ein Schriftſteller auf ein ausſchließliches Eigenthum an dem, was in einem viel eminenteren Sinne, als jedes materielle Arbeitsprodukt, ſeine eigene Schöpfung iſt, nur ein temporäres Recht hat, iſt ſo feſt eingewurzelt, daß auch die Stifter unſerer Verfaſſung ihm nicht mehr zuerkannt haben, als dieſes temporäre ausſchließliche Recht; denn ſie ſetzten feſt, zur „Aufmunterung der Gelehrſamkeit“, daß der Kongreß nur auf eine „beſtimmte Zeit“ das ausſchließliche Verlagsrecht zu bewilligen habe. Fürwahr, eine ſonderbare Aufmunterung! Gerade als wenn der Kongreß ermächtigt worden wäre, die Fiſchereien aufzumuntern, indem er dem Fiſcher von allen Fiſchen, die er fangen würde, etwa nicht mehr als neun Zehntel ließe, oder den Ackerbau, indem er dem Pächter von dem Weizen, der auf ſeinem Boden wächſt, auch nur neun Zehntel zugeſtände. Die Regierungen ſcheinen es mit literariſchen Productionen ungefähr eben ſo halten zu wollen, wie früher mit Gold- und Silber-Minen, von denen der fünfte, zehnte oder zwanzigſte Theil und zuweilen der ganze Ertrag in den alten Pergamenten, durch welche der Amerikaniſche Kontinent urſprünglich Compagnieen und Individuen überlaſſen wurde, dem Souverain vorbehalten blieb. Dieſe Anſprüche ſtützten ſich wenigſtens darauf, daß die Europäiſchen Regierungen, beſonders die von katholiſchen Ländern, nachdem der Papſt Jedem ſein Diagramm von Längen- und Breitengraden in dieſer Hemiſphäre abgemeſſen, den ganzen Grund und Boden als ihr Eigenthum betrachteten. Doch dieſe Doktrin der Prärogative und des oberherrlichen Eigenthums in die geiſtige Welt übertragen und dem Publikum ein ausſchließliches Recht auf ein oder fünf Zehntel des Ertrags der literariſchen Arbeiten, die irgend ein Unterthan oder Bürger mit ſeinem Geiſt hervorbringt, zuſprechen wollen, das heißt die Anmaßung etwas zu weit treiben. Indeß, da die Conſtitution dem Kongreß nicht genau vorgeſchrieben hat, auf welche „beſtimmte Zeit“ das Verlagsrecht zu bewilligen ſey, ſo iſt er im Stande, gegen die Schriftſteller gerecht zu ſeyn, oder wenigſtens nicht gezwungen, ihnen ein ſchreiendes Unrecht anzuthun; denn man kann jene Zeit ſo ausdehnen, daß ſie für die Gegenwart gleichen Werth hat, wie ein ewiges Recht.

Uebrigens iſt das Eigenthumsrecht des inländiſchen Schriftſtellers, wie bei allen civiliſirten Völkern, auch in Amerika jetzt anerkannt; es iſt im Jahre 1831 ein Geſetz über dieſen Gegenſtand vom Kongreß angenommen worden, und der Ausſchuß des Kongreſſes hat in ſeinem Bericht über dieſes Geſetz öffentlich erklärt: „Nach den erſten Prinzipien des Eigenthums hat ein Schriftſteller mehr als jeder Andere ein ausſchließliches, ewiges Recht auf den Ertrag ſeiner Arbeit. Die Natur des literariſchen Eigenthums iſt zwar eine eigenthümliche, aber darum nicht weniger echte und gültige. Wenn eine Arbeit, die etwas produzirt, was vorher noch nicht bekannt war, Berechtigung giebt, dann hat der Literat vollkommene und unbedingte Berechtigung.“

Aber wenn dies wahr iſt, warum macht man einen Unterſchied zwiſchen einem fremden und einem inländiſchen Schriftſteller? Wenn der einheimiſche Literat unumſchränkte Anſprüche hat auf den Ertrag ſeiner Arbeit, warum nicht auch der fremde? Nur in den roheſten, barbariſchſten Ländern plündern die Einwohner ohne Unterſchied jeden Fremden, der an ihre Küſte kommt. In allen anderen Ländern werden die Perſon, das Eigenthum und die Privatrechte des Fremden, wenigſtens in Friedenszeiten, geachtet und vom Geſetz geſchützt, ja zum großen Theil auch im Kriege. Allerdings ſenden wir im Kriege Kaperſchiffe aus, die alles Privat-Eigenthum des Feindes zur See wegnehmen können; aber Beraubung des Unbewaffneten zu Lande

*) Die Halle der Buchhändler in London, wo alle neue Werke eingetragen werden, um dadurch das volle Verlagsrecht zu erlangen.

Digitized by Google

iſt dann auch nicht erlaubt. Welches iſt nun der Paragraph des Natur- oder Völkerrechts, der uns geſtattet, in Friedenszeiten nicht weniger als im Kriege Kaperbriefe gegen alle fremde Schriftſteller auszuſtellen? Wenn ein Fremder ein materielles Produkt ſeiner Arbeit ins Land bringt, ſo empfangen wir ihn gaſtfreundlich, woher er auch kommen und von welcher Art ſein Produkt ſeyn mag, und bewilligen ihm und ſeinem Eigenthum gleichen Schutz. Warum ſollen wir ihn alſo dann berauben, wenn er ein nicht materielles Produkt, ein literariſches Erzeugniß bringt? — Es iſt dies offenbar ein Mangel unſerer Bildung, welchem die nächſte Zukunft abzuhelfen berufen iſt.

Da iſt in Philadelphia von einem gewiſſen Nicklin eine kleine Schrift erſchienen, welche ebenfalls die vorgeſchlagene völkerrechtliche Anerkennung des literariſchen Eigenthums zu bekämpfen ſucht. Zuerſt ſpricht der Verfaſſer den Wunſch aus, man möchte das Eigenthumsrecht Amerikaniſcher Schriftſteller auf eine längere Zeit ausdehnen, wahrſcheinlich weil er für die Rechte armer, fleißiger Schriftſteller ſehr liebevoll beſorgt iſt. Woher aber dieſe Sympathie für Amerikaniſche Schriftſteller, wenn er mit der größten Ruhe zur Beraubung der Fremden räth? Faſt alle Rechte an literariſchem Eigenthum ſind in den Händen der Verleger, und dieſe können nur dabei gewinnen, wenn die Dauer der vorhandenen Verlagsrechte erweitert wird. Daher der Eifer des „Handels" für eine angemeſſenere Beſchützung des inländiſchen literariſchen Eigenthums. Iſt aber von armen fremden Schriftſtellern die Rede, da wird der Fall ein anderer. Von den literariſchen Beſitzthümern, die durch dieſe produzirt werden, beſitzen unſere Verleger keines; daher ſieht man ihre Liebe zur Literatur und ihr Intereſſe für die Rechte der Literaten in Bezug auf jene Klaſſe von Schriftſtellern wunderbarer Weiſe verſchwinden. Herr Nicklin berechnet in ſeinem Buch die Zahl einiger tauſend Perſonen, die als Papiermacher, Drucker, Buchbinder, Verleger u. ſ. w. von dem Wiederabdruck ausländiſcher Bücher in dieſem Lande ihren Unterhalt ziehen und die alle, wie uns Herr Nicklin zu verſtehen giebt, ihr Brod verlieren würden, wenn ein Geſetz durchgehen ſollte, welches das literariſche Eigenthum der Fremden ſchützt. Es wäre wirklich zu beklagen, wenn wir einige Tauſende von würdigen und induſtriöſen Bürgern hätten, deren Exiſtenz von der Nichtanerkennung der gerechten Anſprüche fremder Schriftſteller auf den Ertrag ihrer eigenen Arbeit abhängt. Doch dies iſt gar nicht der Fall: der ganze Einwand wird dadurch beſeitigt, daß man die Verlagsanſprüche der Fremden nur auf diejenigen Werke beſchränkt, deren bei uns zirkulirende Exemplare auch bei uns gedruckt ſind. So kann man fremden Schriftſtellern ihr Recht zukommen laſſen, ohne darum unſere Mitbürger ihrer Beſchäftigungen zu berauben. Oder man kann verlangen, daß Exemplare, die in den Vereinigten Staaten gedruckt werden, zu billigen Preiſen verkauft werden, während auf Exemplare, die vom Ausland importirt werden, ein hoher Zoll gelegt wird. Irgend eine Maßregel ſollte getroffen werden, ehe man die Schriftſteller um den Lohn ihrer Arbeiten bringt.

Man wird vielleicht einwenden, daß die ausländiſchen Beſitzer des Verlagsrechts einen zu hohen Preis für die Abtretung deſſelben verlangen werden. Aber dieſer Einwand läßt ſich eben ſo gut auf das Verlagsrecht unſerer Mitbürger anwenden, als auf das der Fremden. Die Erfahrung zeigt, daß ein billiger Preis für den Eigenthümer in beiden Fällen am vortheilhafteſten iſt. Doch darin hat der Eigenthümer freien Willen. Die Menſchen haben das Recht, auf die Baumwolle, den Taback oder das Mehl, das ſie produziren, einen übermäßigen Preis zu ſetzen und ſo ſich ſelbſt durch ihre eigene Habſucht zu ſchaden; und warum nicht auch Schriftſtellern daſſelbe Recht einräumen? Iſt aber wirklich Gefahr da, daß das Publikum hierdurch um den Genuß der Werke von Schriftſtellern kommen ſollte, ſo wäre dies kein Grund, ihnen ein Vorrecht zu nehmen, worauf ſie, nach gemeinem und natürlichem Recht, Anſpruch haben, ſondern nur den Gebrauch, den ſie davon machen könnten, geſetzlichen Beſtimmungen zu unterwerfen.

Wenn es wahr iſt, könnte man fragen, daß die Schriftſteller, ſowohl fremde, als einheimiſche, ſo ſtarke Anſprüche auf ein ausgedehntes Verlagsrecht haben, welches, ſo weit ſie ſelbſt dabei betroffen ſind, einem perennirenden gleichkäme, warum ſind dieſe Anſprüche nicht in den Geſetzen der gebildeten Nationen anerkannt? Hierauf iſt zu erwiedern, daß das Eigenthum der einheimiſchen Schriftſteller in einigen civiliſirten Ländern, wie in Schweden und den meiſten Deutſchen Staaten, nach ſeiner ganzen Ausdehnung und in jedem in ſehr bedeutendem Umfang anerkannt wird. Auch glauben wir nicht, daß die Rechte der fremden Schriftſteller in civiliſirten Staaten überall verkannt werden. Wir haben nicht in Erfahrung bringen können, daß in England ein Unterſchied in Bezug auf das Verlags-Privilegium zwiſchen einem fremden und einem Britiſchen Unterthan gemacht wird. Das Statut aus dem achten Jahr der Königin Anna macht einen ſolchen Unterſchied nicht. In Deutſchland und Frankreich iſt dieſer Gegenſtand kürzlich viel zur Sprache gekommen. Vor unſerem Geſetz von 1831 hat kein Land daran gedacht, auf eine Reziprozität des Schiffstonnengeldes zwiſchen den verſchiedenen Staaten zu bringen. Die Vereinigten Staaten machten damals den Vorſchlag, dieſe Zölle in allen Ländern auszugleichen, und die bedeutendern Handelsvölker haben ihn angenommen. Dies war ein großer Fortſchritt im Völkerrecht, wodurch die Quelle einer Menge von Handelshemmungen und Mißhelligkeiten zwiſchen den Staaten verſtopft worden. Wenn das Völkerrecht in Hinſicht der Beſtimmungen über das literariſche Eigenthum ein gleich offenes Feld böte, wie ehrenvoll wäre es nicht für die Vereinigten Staaten, auch hier die Initiative zu nehmen und mit den Völkern, die darauf eingehen wollen, ein gegenſeitiges Verlagsrecht abzuſchließen. Doch dazu kommen wir zu ſpät, da man uns in Großbritanien, wo nicht anderswo, bis auf einen gewiſſen Grad zuvorgekommen iſt; doch nie wird es zu ſpät ſeyn, unſerem Lande Ehre zu machen, indem wir weiter ſuchen, Schriftſtellern ihre gerechten Anſprüche zu ſichern.

Man kann die Frage aufwerfen, ob wir nicht bei einer ſolchen Gegenſeitigkeit im Verluſt ſeyn würden? Angenommen, es wäre dies der Fall; ſollen wir darum Individuen durch die Weigerung geſetzlichen Schutzes ihrer Rechte berauben, weil wir dabei gewinnen können, wenn wir ihnen Unrecht anthun? Doch inwiefern ſollen wir verlieren? Wird etwa das Licht der Wiſſenſchaften erlöſchen und die Finſterniß vergangener Jahrhunderte zurückkehren, wenn die Leſer eines in Zukunft im Auslande geſchriebenen Buchs, das man für würdig hält, bei uns abgedruckt zu werden, auch dem Schriftſteller, ſo gut wie dem Papiermacher, Drucker, Buchbinder und Unternehmer, für den Genuß und die Belehrung, die ſeine Productionen gewähren, etwas zahlen werden? Jedenfalls wird man nicht behaupten, daß dadurch der allgemeine Fortſchritt der Wiſſenſchaft und Bildung gehemmt werden könnte. Von neueren Büchern iſt ein ſehr großer Theil, der jetzt im allgemeinen Gebrauch iſt, nämlich die unſerer eigenen Autoren, durch das Verlagsgeſetz gegen Nachdruck geſchützt. Wenn nun die zukünftigen Werke fremder Schriftſteller, die man für bedeutend genug halten wird, um ſich das Verlagsrecht dafür kontraktlich zu ſichern, zu der Liſte der erſteren hinzukommen, ſo wird der Unterſchied im Preiſe oder in der Verbreitung von Kenntniſſen und Unterhaltung kaum merkbar ſeyn. Auch würde man jedenfalls den Preis der einzelnen Exemplare viel geleſener Werke herabſetzen können, indem die Herausgeber im Stande wären, große Auflagen zu machen oder eng drucken zu laſſen, was ſie jetzt nicht können, weil ſie ſo ſehr zu eilen gezwungen ſind, um anderen Ausgaben zuvorzukommen; und je größer die Zahl der Exemplare iſt, die man von einem Werk drucken kann, deſto billiger kann man ſie verkaufen, wie Jeder weiß. Aber wie dem auch ſeyn mag, Ehren halber müſſen wir dem Autor etwas zahlen für ſeinen Theil an der Arbeit und den Koſten, denen man ſich unterziehen mußte, um uns mit Unterhaltung und Kenntniſſen zu bereichern. Er hat ſicherlich gegründete Anſprüche auf uns nach Billigkeit und nach dem Geſetz, wenn anders Geſetz und Billigkeit Synonyma ſind; und es iſt nicht einzuſehen, inwiefern es für uns weniger unehrenhaft iſt, uns mit Büchern auf ſeine Koſten zu verſehen, als für einen inſolventen Kunden, ſich auf Koſten ſeines Schneiders Röcke machen zu laſſen.

Doch die Verleger, der Buchhandel, würden ſie nicht verlieren? Es ſcheint, daß einige von ihnen dies vorausſetzen; wenigſtens fürchten ſie, gleich den Druckern, Buchbindern u. ſ. w. Schaden zu machen. Aber wir ſehen wirklich nicht ein, inwiefern ſie durch das vorgeſchlagene Geſetz verlieren würden. Verlieren ſie jetzt, wenn ſie Bücher herausgeben, für deren Verlag ſie bezahlen müſſen? Im Ganzen gewiß nicht; denn wäre dies der Fall, ſo wäre es eine Thorheit, ſo viele herauszugeben, und es will uns nicht einleuchten, inwiefern ſie eher zu verlieren in Gefahr ſind, wenn ſie Bücher von Ausländern unter Kontrakt mit den Beſitzern des Verlagsrechts herausgeben, als wenn ſie die von Amerikaniſchen Bürgern nach Abſchluß eines ſolchen Kontrakts verlegen. Zwar iſt es durchaus nicht nothwendig, zur Vertheidigung des vorgeſchlagenen Geſetzes zu beweiſen, daß ſie dabei nicht verlieren würden: denn wir können nicht genug proteſtiren gegen das unredliche Streben, durch Unrechtthun gegen Andere gewinnen zu wollen. Sollten gerechte Maßregeln gegen fremde Schriftſteller, wodurch ihnen der verdiente Lohn für ihre Arbeiten geſichert würde, eine Klaſſe unſerer Mitbürger außer Stand ſetzen, da zu ärndten, wo ſie nicht geſäet haben, ſo wäre dies kein guter Grund gegen jene Maßregeln. Aber wir können wirklich nicht einſehen, wie man beweiſen will, daß ſie einen Verluſt erleiden würden. Und wir müſſen geſtehen, daß uns dieſes Reſultat ſehr lieb iſt, denn die Verleger bilden eine ſehr wichtige und nützliche Klaſſe im Staate, und das ganze Publikum iſt bei ihrem Wohlſtand gewiß nicht weniger als bei dem der anderen Klaſſen intereſſirt. Es iſt zu erwarten, daß die meiſten Verlagsrechte, die man in Amerika den Ausländern für ihre Werke bewilligen wird, in die Hände Amerikaniſcher Verleger fallen werden, ſo gut wie jetzt die der Amerikaniſchen Schriftſteller, und man hat keinen Grund, anzunehmen, daß ſie bei den erſteren nicht eben ſo gute Geſchäfte machen werden, wie bei den letzteren.

(N. A. R.)

England.

Die Engliſche Literatur der Gegenwart.

II. Das Drama.

Das Studium oder vielmehr die Anbetung Shakeſpeare's iſt nicht im Stande geweſen, dem Engliſchen Theater neue Lebenskraft zu verleihen. Die Tragi-Komödien von Sheridan Knowles, Bulwer, Shiel, dieſe wohl oder übel zuſammengeflickten Melodramen, dieſe Schöpfungen eines Abends, entbehren vor allen Dingen der wahrhaften Wirklichkeit, der Beobachtung, der Kraft und der Natürlichkeit. Wordsworth iſt der wahrhafte Gott, den

Digitized by Google

das Engliſche Theater, ohne es zu wiſſen, verehrt. Seine Sentimentalität, ſeine zerfahrene und rührende Träumerei, ſeine Betrachtungen über die Schmerzen des gewöhnlichen Lebens ſind in die Sphäre des Drama's gedrungen und haben das geſunde Leben vertrieben. Der Wechſel der Decorationen und die Pracht derſelben, die Parlaments-Edikte, alle Unterſuchungen über den Zuſtand des Theaters vermögen nicht, dieſem ſchwachen und kränkelnden Greiſe die friſche Jugendkraft wiederzugeben. Man kann ihn reich, philoſophiſch, thränenüberquellend machen, ihn zu galvaniſchen Zuckungen treiben, der kranke Greis richtet ſich doch nicht wieder auf.

Eine Geſchichte des Engliſchen Theaters iſt noch nicht geſchrieben. Es müßte eine ſehr intereſſante Geſchichte werden. Sie zerfällt in drei Epochen und entſpricht den drei Hauptzuſtänden der Engliſchen Geſellſchaft. Die erſte Epoche des Engliſchen Theaters, die Shakeſpeare's, hat allein Bedeutung. Unter Eliſabeth brach die wilde Gluth des Engliſchen Geiſtes zuerſt hervor. Es war eine eingedrungene Kraft, tiefſinnig, nachhaltig; an die Leidenſchaft wendete ſie ſich nur durch das Medium des Gedankens. Es ging eine neue Welt auf; menſchliche Charaktere mußten dargeſtellt werden, der ganze Reichthum menſchlicher Schickſale und Verhältniſſe, der Kampf des Individuums gegen das Geſchick. Shakeſpeare herrſcht; um ihn, vor ihm, nach ihm Prokonſuln, Miniſter. Marlowe, Green, Webſter, Beaumont, Fletcher, Maſſinger haben auf mehr Achtung Anſpruch, als man ihnen gewöhnlich zu Theil werden läßt. Im Drama erſchienen damals feine Beobachtungsgabe und Scharfblick, welche oft bis nahe an die Gränzen des Genies ſtreiften.

Dieſes ſchöne Erwachen des Geiſtes und dieſe ungemeine dramatiſche Fruchtbarkeit wurden vom Puritanismus und den bürgerlichen Kriegen beeinträchtigt. Die zweite Epoche des Engliſchen Drama's knüpft ſich an Frankreich. Dryden ahmte Artamène und Cyrus nach; Wycherley, Farquhar, Vanbrugh und Rocheſter trieben Molière's komiſche Laune auf die Spitze und übertrafen die Ausgelaſſenheit des George Dandin und des Cocu imaginaire. Die Sitten Karl's II. erſchienen auf der Scene neben der Geziertheit und Geſpreiztheit, die den Romanen der Scudéry entlehnt war. Kein einziges Werk dieſer Zeit genügte den Anſprüchen des Drama. Das Talent praſſelte in ſprühendem Feuerregen auf und zerfloß in Dunſt. Dryden's Almanzor und Orondates ſind ſteinerne und hölzerne Helden, hohl und leer; Congrève's und Farquhar's mauvais sujets ſind Maſchinen voller Witze, die ihr ganzes geiſtiges Vermögen in kindiſchen Einfällen verausgaben. Die unvollſtändigen Denkmäler, welche uns aus dieſer Zeit bleiben, ſind zwei oder drei Werke, welche ſich durch verſchiedene Eigenſchaften auszeichnen: Rocheſter's vortreffliche Poſſe, the Rehearsal; Wycherley's munteres Intriguenſtück, the provoked wife, und die ſprudelnden Dialoge in Congrève's Double Dealer. Aber auch dieſe Werke werden durch Unnatur und Lüge entſtellt. Man ſieht zu deutlich, daß ihre Verfaſſer keinen Begriff von Sittlichkeit oder Wahrheit hatten, daß ſie Queerköpfe oder ausſchweifende Menſchen waren. Shakeſpeare's unbefangenen Blick und ſeinen Inſtinkt der Wahrheit ſucht man vergeblich.

Unter Jakob II. und Wilhelm erlitten die Sitten des Volkes eine Umwandlung und neigten ſich mehr zum Ernſte. Man verſuchte ſich im ernſthaften und pathetiſchen Drama, wie Otway und Lillo; in dieſen ſtrömte die Beredſamkeit der Leidenſchaft in ihrer ganzen Fülle über; aber die Feinheit fehlt, die Darſtellung der verſchiedenen tragiſchen und komiſchen Wechſelfälle des Lebens. Mit Otway beginnt die dritte Epoche des Engliſchen Drama's, welches ſich mit Lillo dem bürgerlichen Leben zuwendete, durch Cumberland und Colman einen ſatiriſchen Anſtrich erhielt; immer aber war es überladen und aufgedunſen, zuweilen quäkerhaft und puritaniſch, langweilig in den Tragödien von Rowe, Walpole und Jonſon. Das Bedürfniß und die Gewohnheit des Theaters hatten länger gedauert, als die dramatiſche Kraft. Das bemerkten die beſten Köpfe nicht, und man fuhr fort, Fehlgeburten zu ſchaffen, welche ihr kümmerliches Leben kaum einige Stunden friſten konnten. Addiſon's kalter Cato erregte Voltaire's Bewunderung. Jonſon's ſchwülſtige Irene gefiel, und Aaron Hill ahmte die Zaire auf eine ganz ungeſchickte Weiſe nach. Das Engliſche Theater ſchleppte ſich mühſam hin, bis ein ſpöttiſcher Geiſt das Grundlaſter entdeckte, auf dem die ganze damalige Geſellſchaft gegründet war, das der Heuchelei. Dieſer Mann war Sheridan.

Der Kompromiß, der Pakt von 1688, zwang die Menſchen, zu lügen und eine anſcheinende äußere Strenge des Denkens und Benehmens zu erheucheln. Die Regierung log ſo gut wie die Geſellſchaft, indem ſie eine nicht vorhandene Einheit der Staatsgewalten vorausſetzte. Die ſcheinheilige Miene war in die Salons gedrungen. Auf dem Theater herrſchte eine weinerliche Moral und das ernſte Drama. Eine ganze Nation ſpielte die Rolle des Tartuffe. Welch' herrlicher Stoff zur Satire! Sheridan beutete ihn aus. Er warf die Komödie und Satire zuſammen. Eine neue Zeit regte ſich, und Sheridan verkündete ſie. The School of Scandal iſt eine Ausnahme, ein Phänomen, eine abſonderliche Erſcheinung, ein einziges, aber herrliches Produkt.

Unterdeß ertönte die Sturmglocke der Franzöſiſchen Revolution, und die Völker kamen in Bewegung. Der öffentliche Reichthum war im Wachſen begriffen; die Poeſie entfaltete ihre Schwingen, und die Nationalkraft nahm einen neuen Aufſchwung. Dieſe Epoche der literariſchen Wiedergeburt, welche durch Lewis, Crabbe und Cowper eingeleitet, durch Walter Scott und Byron fortgeführt wurde, verſuchte, ihr Drama nach dem Muſter der großen Dichter des ſechzehnten Jahrhunderts zu bilden. Spuren dramatiſchen Genies finden ſich bei Byron, Walter Scott, Coleridge, Lamb, Lewis, aber der eingeſchlummerte Genius des Drama's erwacht nicht aus ſeinem Schlafe. Maturin's Bertram iſt ein Melodrama; alle Stücke Byron's haben nur eine Perſon, ihn ſelbſt, und ſchweben zwiſchen dem Dithyrambus und der Elegie. In Milman's Facio und in ſeiner Zerſtörung von Jeruſalem findet man ſchöne Stellen. Miſtreß Baillie hat Tragödien geſchrieben, denen es an Bewegung fehlt, die aber voller Beredſamkeit ſind. Indeß geht dieſer ganzen Gattung die höhere Realität, das Leben, ab. Der Werth des Sardanapal von Byron und der Rache von Coleridge können nur beim Leſen empfunden werden.

Die Engliſche Geſellſchaft hat ſich aus mannigfachen und zum Theil ſonderbaren Gründen vom Theater zurückgezogen. Aus den Foyers der Schauſpielhäuſer, welche lange Zeit der Sammelplatz des Laſters und der Verderbniß waren, blieben die anſtändigen Leute, die Familienväter und diejenigen, welche wenigſtens den Schein der Tugend annehmen müſſen, ausgeſchloſſen. Die Stunde des Mittagsmahls erlaubte den höheren Ständen nicht, die erſten Stücke anzuſehen. Während ernſte und fromme Gemüther gegen die Sündhaftigkeit der Theater zu Felde zogen und jeden Beſucher derſelben in den moraliſchen Bann thaten, blickte die Ariſtokratie mit Verachtung auf die Beweglichkeit des Parterre und das wüthende Geſchrei der Galerie. Man ſuchte andere Genüſſe. Der Roman bot mannigfache und wechſelnde Scenen, welche man von ſeinem Sopha aus beſchauen konnte. Der Politiker, der Kaufmann, der Offizier, der Spieler beſuchten ihre Klubs. Die Soireen, Thees und Routs zogen die Frauen an und boten ihnen ein nicht ſo übel berüchtigtes Feld für ihre Koketterie. Zu einer gewiſſen Zeit ſprach man vom Beſuche des Schauſpiels wie von einer Unanſtändigkeit, und dennoch herrſchte damals Miſtreß O'Neill auf der Bühne. Freilich glaubte man ſich damals, wenn man Covent-Garden oder Drury-Lane betrat, in den Tempel der Melitta verſetzt. Die Unterſuchungen des Parlaments konnten dagegen nichts helfen. Beſucht man jetzt das Theater, aus dem der Schauſpieler Macready die ſeltenen Schönheiten verjagt hat, ſo wird man von der Stille und der Oede, die in demſelben herrſcht, überraſcht. Nimmt man Platz, ſo ſieht man die Vorſtellung einer ſentimentalen bürgerlichen Tragödie ohne Wahrſcheinlichkeit der Erfindung, ohne Gedrungenheit des Dialogs, voller ſchmachtender Erklärungen und weinerlicher Phraſen.

Dies iſt der Entwickelungsgang des Engliſchen Theaters. Lebensfriſch, jugendkräftig unter Shakeſpeare, überreizt, närriſch, ausſchweifend unter Karl II., weinerlich und predigend unter Georg II., dann nach einer neuen literariſchen Form ſuchend, iſt es jetzt auf dem äußerſten Gipfel der ſentimentalen Metaphyſik angelangt und in das letzte Stadium ſeines Verfalls eingetreten.

Nach Bertram's Maturin haben die Stücke von Sheridan Knowles den meiſten Erfolg gehabt. Maturin iſt eigentlich kein Stück, ſondern eine Sammlung von Harniſchen, Schwertern, Geiſtern, Monden, Ketten, Thürmen und Verließen. Und dennoch hat dieſes abgeſchmackte Stück allgemeinen Beifall gefunden. Sheridan Knowles hängt nicht mit Anna Radkliffe und Lewis, ſondern mit Wordsworth zuſammen. Seine Dramen haben weniger poetiſchen, mehr dramatiſchen Werth. Soll man nun ſagen, daß es dem Engliſchen Drama an Leben fehle? Es hat ein rohes, materielles Leben; es iſt eine verfehlte Parodie des Spaniſchen; der Zufall herrſcht, und es iſt weder Lehre noch Vernunft darin. Der Stoff iſt ein knochiges Gerippe, das eine ungeſchickte Hand zuſammengezimmert hat, eine Sammlung von Zufälligkeiten und Seltſamkeiten, aber nicht die Realiſation einer Idee. Ueberkleidet wird dieſes Gerippe mit leerem Pathos und hohlen Declamationen. Man höre die Edinburgh Review: „Unſer Theater", ſagt ſie, „liegt im Todeskampfe. Einer oder zwei Rollen, in denen der Modeſchauſpieler auftritt, werden alle andere Rückſichten geopfert, und in den Stücken, welche Glück machen, findet man nur eine lächerliche Geſpreiztheit, ſentimentale Uebertreibungen, ewiges Seufzen, abgeſchmackte Wuth; von Wahrſcheinlichkeit und Konſequenz in der Zeichnung der Charaktere keine Spur. Die gewöhnlichen Lieferanten begnügen ſich mit der Zubereitung von Franzöſiſchen Poſſen und Vaudevilles. Die bekannten Schriftſteller loben ſich gegenſeitig und verdanken dieſem Austauſche ihre Berühmtheit. Die Begeiſterung holen ſie aus den Couliſſen, nicht aus der Natur; einen neuen oder energiſchen Gedanken findet man bei ihnen nicht."

Die Dramen ſind nichts, als beſſer oder ſchlechter verſifizirte Romane. Die Wahrheit wird der Analyſe, die Situation dem Theater-Coup geopfert. Ein Stück, welches Paracelſus betitelt iſt, enthält nichts als eine fünfaktige Faſelei über die geheimen Wiſſenſchaften und das Streben der Seele nach dem Ideal. Talfourd, in ſeinem Jon, den die Kritiker in den Himmel erhoben haben und deſſen Fabel der der Athalie entſpricht, ſuchte die Einfachheit des Griechiſchen Drama's wiederherzuſtellen. Verlorene Mühe! Taylor's Artevelde, ein fleißiges und ſchätzenswerthes Werk, entbehrt des Bühnen-Intereſſes. Sheridan Knowles, der ſelbſt Schauſpieler war, hat ſeine Erfahrung benutzt und dadurch ein Intereſſe zu erregen gewußt, daß er ſich an die Schmerzen und Leidenſchaften des gewöhnlichen Lebens wendete. Virginius, die Mantuanerin, der Bucklige haben einiges Glück gemacht. Die ganze Lebenskraft des Engliſchen Drama's konzentrirt ſich in dieſem einen Schriftſteller, deſſen Ausdruck eine

Digitized by Google

gewiſſe Annehmlichkeit hat; aber der Plan ſeiner Stücke iſt unzuſammenhängend und unwahrſcheinlich und führt eine Menge Zwiſchenfälle mit ſich, welche nur dazu da ſind, um dem Dichter Gelegenheit zu weinerlichen Ergüſſen zu geben. Er ſucht, wie Wordsworth, den Schrecken und das Mitleid am häuslichen Heerde; er beutet die Familien-Gefühle aus und läßt ſich zuweilen, wie Kotzebue, zu einer weichen Zerfloſſenheit fortreißen; oft iſt er pathetiſch und einfach und erinnert faſt immer an den eleganten, etwas ſchlaffen Ausdruck Beaumont's und Fletcher's.

Bibliographie.

Manual for the College of Surgeons. — Von Dr. J. Stragall.
Notes of a Wanderer in Search of Health. — Von W. F. Cumming. 2 Bde.
One Hundred Fables in English, French and German, illustrated.
The Oxford Divines not members of the Church of England. — Von J. B. Brown.
Reminiscences of a Tour in Germany, Switzerland etc. — Von einem Amerikaner.
Report and Despatches of the Earl of Durham.
Songs and Ballads. — Von Samuel Lover.
Summary of the Writings of Lactantius. — Von J. Mountain.
Treatise on the Industry of Nations. — Von J. S. Giſſell. 2 Bde.

Sandwichs-Inſeln.

Der Krater des Berges Mauna-Loa.*)

Die Höhe der Berge von Hawaji iſt verſchiedentlich berechnet worden. Gewöhnlich hat man ſie auf 15,000—16,000 Fuß geſchätzt. Eine Reihe Beobachtungen, die Herr Douglas im Jahre 1834 anſtellte, ergab für den Mauna-Kia 13,764 und für den Mauna-Loa 13,430 Fuß.

Die Erſteigung des Mauna-Kia iſt mit weit geringeren Schwierigkeiten verknüpft, als die des Mauna-Loa. Herr Goodrich, der erſte Reiſende, der bis zum Gipfel des letzterwähnten Berges emperdrang, entdeckte den ungeheuren Krater deſſelben, konnte aber aus Mangel an Zeit keine umſtändliche Beobachtungen anſtellen; und ſo blieb es Herrn Douglas vorbehalten, die Dimenſionen und die Tiefe dieſes Kraters zu ermitteln. Die folgenden Auszüge aus ſeiner Korreſpondenz dürften nicht ohne Intereſſe ſeyn.

„Der Gipfel dieſes merkwürdigen Berges iſt in ſolchem Grade abgeflacht, daß man von demſelben gar keine Ausſicht hat. Selbſt der höhere Pik des Mauna-Kia fällt unter ſeinen Horizont, deſſen Durchmeſſer etwa ſieben Engl. Meilen beträgt. Nachdem wir in nordweſtlicher Richtung 2½ Engl. Meilen vorwärts gegangen waren, enthüllte ſich der gewaltige Krater unſeren Blicken. Wir kamen an die ſüdöſtliche Seite deſſelben und verſuchten von da aus, den ſchwarzen Rand zu erreichen; allein die Klugheit gebot mir bald, umzukehren, da ich zwei Mal hinter einander bis an die Bruſt in Spalten fiel, die der Schnee trügeriſch verbarg. Jetzt begab ich mich längs des hohen Randes an der Oſtſeite nach dem Buckel des Berges, demjenigen Punkte, der, von dem Mauna-Kia aus betrachtet, der höchſte zu ſeyn ſcheint. Der Wind ſtürmte uns mit ſo fürchterlicher Gewalt aus dem Krater entgegen, daß wir uns in einer Entfernung von zwanzig Schritten kaum auf den Füßen erhalten konnten. Der Umfang des beinahe kreisrunden Kraters beträgt nach meiner Meſſung, die freilich unter den angegebenen Umſtänden nicht ganz genau ausfallen konnte, 6¼ Engl. Meilen. Der äußere Rand, welcher den alten Krater umgiebt, hat 24 Engl. Meilen im Umfang; die Tiefe des Randes, von der höchſten Stelle aus mit Leine und Senkblei gemeſſen, beträgt 1270 Fuß. An der Nordſeite ſcheint er die gewaltigſten Revolutionen erlitten zu haben, vorzüglich durch das Auswerfen ungeheurer Steine und durch Sand- und Aſchen-Regen, die ſich einige Stunden weit erſtreckt haben müſſen. Am Boden entdeckt man fürchterliche Klüfte; ja, hin und wieder ſcheint es, als wäre der ganze Berg vom Gipfel bis zur Baſis geſpalten. Man bemerkt keinen Rauch. Ein grauſiger Anblick muß es geweſen ſeyn, wenn dieſer ungeheure Krater wüthete! Der Theil an der Südſeite, wo augenſcheinlich die Lava ſich entlud und im Verlauf von Jahrhunderten zahlloſe Schichten bildete, iſt ſchon ſeit geraumer Zeit vollkommen ruhig."

„Als wir zwiſchen acht und neun Uhr bei hellem Sonnenſchein und bei einer Temperatur von 36° bis 37° über kompaktere, mit kleinen, aber zahlreichen Bläschen (vesicles) verſehene Lavaſchichten hinwegſchritten, drang ein lieblicher, ſummender Ton, wie von fernen Mund-Harmonika's, aus den Spalten und Klüften des Berges zu unſeren Ohren. In einer tieferen Region der Erde wird es nicht leicht Jemanden einfallen, dem Geſumme der Bienen und anderer geflügelter Inſekten mit Vergnügen zu lauſchen; aber in dieſer erſtaunlichen Höhe und rings von einer erſtorbenen Natur umgeben, machten dieſe Töne einen ergreifenden Eindruck auf mich. Das einzige lebende Weſen, das ich auf der ungeheuer ausgedehnten Gipfel-Platte des Mauna-Loa bemerkte, war ein graues Vöglein mit blaßgelbem Rücken, welches ruhig auf einem Lava-Block ſaß. Dieſes zarte Geſchöpf war vollkommen zahm; es ließ ſich von mir greifen; ich ſchenkte ihm aber gleich wieder ſeine Freiheit."

„Der Mauna-Loa hat offenbar eine ganz andere Struktur, als der Mauna-Kia; er verdankt unzähligen über einander gethürmten Lava-Schichten ſein Daſeyn. In den tiefen Höhlen bei Kapapala, 2000 Fuß höher als der Meeresſpiegel, ſind die verſchiedenen Schichten ziemlich ſcharf von einander geſondert, und zwiſchen ſehr vielen Schichten bemerkt man vegetabiliſche Erdlagen von zwei Fuß bis $2\frac{7}{12}$ Fuß Dicke, die mit Sicherheit ſchließen laſſen, daß der Krater nach den meiſten ſeiner Ausbrüche eine lange Periode geruht hat. Die dickeren Schichten der Lava liegen gewöhnlich nach unten, während die dünneren der Oberfläche zugekehrt ſind. Weder auf dieſem Berge, noch auf dem Mauna-Kia, habe ich Spuren verſteinerter Thiere wahrgenommen."

„Gegen vier Uhr kehrte ich nach dem Mittelpunkte der Kuppe zurück, wo meine drei Begleiter dicht zuſammengekauert ſaßen, um warm zu bleiben. Ich ſammelte einige Proben der Lava und verlor dann keine Zeit, dieſen Schauplatz fürchterlicher Verödung zu verlaſſen. Das Niederſteigen war mühevoller und gefährlicher, als das Hinanſteigen, und wir hatten große Vorſicht nöthig, um unverletzt zu bleiben. Die Nacht überraſchte uns ſo jählings, daß wir ſchon 10 Minuten nach 6 Uhr in einer kleinen Höhle Quartier ſuchen mußten. Dieſe Höhle gewährte ein Obdach gegen den Nordweſt, der nach Sonnenuntergang heftiger blies; da wir aber noch um ein Bedeutendes über der Vegetations-Linie waren und kein Feuer anzünden konnten, ſo verſpürten wir eine empfindliche Kälte. Ich verweilte in dieſer Höhle bis halb eilf Uhr, um welche Zeit der freundliche Mond über dem Vulkane aufging. Sein erſtes Erſcheinen hatte etwas Magiſches und Räthſelhaftes: ein ſchmaler ſilberner Gürtel von vier oder fünf Grad ſtieg aus der bleichen Feuerwolke des Vulkans empor. Ich glaubte anfangs, ein im Krater erzeugtes Meteor zu ſehen; aber nach wenigen Augenblicken ſah ich einen ſchönen Mond, der vom wolkenloſen Himmel meinen rauhen Pfad erleuchtete. Sein milder Schein verbreitete eine wohlthätige Wärme über meinen ganzen Körper, und ich erhob mich voll freudigen Dankgefühls, um in ſtiller Nacht meinen Rückweg bis ins Thal fortzuſetzen."

*) Aus der auf Hawaii (einer der Sandwich-Inſeln) erſcheinenden Engliſchen Zeitung „The Hawaiian Spectator".

Frankreich.

Bibliographie.

Anna. — Von A. Remy. 7½ Fr.
Collection des documens inédits sur l'histoire de France, publiés par ordre du roi. 4to.
Commentaire sur les lois de la presse et des autres moyens de publication. — Von A. de Grattier. Erſter Theil. 7½ Fr.
Economie théorique et pratique de l'agriculture. — Vom Baron E. V. B. Crud. 2 Bde. 20 Fr.
La géométrie descriptive appliquée à l'art du tailleur. — Von B. P. Didier. 8 Fr.
Histoire de l'Algérie et des autres états barbaresques, depuis les temps les plus anciens jusqu'à ce jour. — Vom Baron Pinchon. 7½ Fr.
Histoire des révolutions de l'Europe, depuis l'invasion des barbares jusqu'en 1798; pour servir d'introduction à toutes les histoires de la révolution française. — Von Lavonnerave. Erſte Lief. 30 Cent. (Das Ganze wird aus 80 Lieferungen beſtehen.)
Mémoires et confessions d'un comédien. — Von J. E. Paccard. 7½ Fr.
Paléographie des chartes et des manuscrits du 11e au 17e siècle. — Von Chaſſant. Bibliothekar der Stadt Evreux. 8 Fr.
Voyage dans l'intérieur de l'Amérique du Nord, exécuté pendant les années 1832, 1833 et 1834. — Vom Fürſten Maximilian von Wied-Neuwied. Erſte Lieferung.

Mannigfaltiges.

— Orientaliſche Werke. Die Königliche Druckerei in Paris iſt gegenwärtig mit einem großartigen Unternehmen beſchäftigt. Dieſelbe beſitzt nämlich eine Menge merkwürdiger orientaliſcher Manuſkripte, welche bis jetzt zum Theil weder überſetzt, noch überhaupt gedruckt ſind. Schon zur Zeit des Kaiſerthums war der Befehl zum Druck derſelben gegeben, indeß durch manche Umſtände verhindert worden. Im Jahre 1833 wurde nun eine aus den berühmteſten Orientaliſten beſtehende Kommiſſion ernannt, um eine Auswahl für den Druck zu treffen. Folgende vier Werke ſollten, nach der Beſtimmung derſelben, zuerſt an die Reihe kommen: die Geſchichte der Mongolen, von Raſchid-Eddin, überſetzt von Quatremère; „Bhagavata-Purana", herausgegeben von Burnouf; Schah Nameh, welches J. Mohl überſetzen wird, und das Geſetzbuch des Königs Wakhtung. Andere Werke in Arabiſcher, Perſiſcher, Georgiſcher Sprache werden folgen. Von den oben bezeichneten Werken ſind zwei bereits gedruckt, und eines befindet ſich unter der Preſſe. Die äußere Ausſtattung iſt ausgezeichnet. Zum beſonderen Schmuck der Ausgabe werden die Frontiſpize, Vignetten, Einfaſſungen, in orientaliſchem Style und zum Theil nach dem Muſter der Verzierungen in den Manuſkripten, dienen. Einige für die Kammern und die Königliche Bibliothek beſtimmte Exemplare dürften an Schönheit der typographiſchen Ausſtattung Alles übertreffen, was in dieſer Beziehung noch geleiſtet worden iſt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 50. Berlin, Freitag den 26. April 1839.

Aegypten.

Aegypten und Mehmed Ali.*)

Der Amerikaniſche Reiſende Stephens, der kürzlich eine Reiſe im weſtlichen Orient gemacht und eine ſehr intereſſante Schilderung derſelben herausgegeben hat**), ſuchte und erlangte auch, als er in Aegypten war, eine Zuſammenkunft mit dem Paſcha, den ſeine Geſchichte, ſeine Pläne und ſein Verwaltungs-Syſtem zu einem Gegenſtande allgemeiner Aufmerkſamkeit gemacht haben.

„Wir ſtanden“, erzählt der Verfaſſer, „auf dem Balkon, als ein Janitſchar uns meldete, daß der Paſcha uns empfangen würde, oder, in anderen Worten, daß wir zu dem Paſcha kommen müßten. Das Audienz-Zimmer war ein ſehr großes Gemach mit hohem Täfelwerk, mit Arabesken an der Wand und einem rings herumlaufenden Divan. Der Paſcha ſaß an einem äußerſten Ende und konnte Jeden, der ihm nahte, genau betrachten. Auch ich hatte dieſen Vortheil, und indem ich an ihn herantrat, ſah ich einen Mann von ungefähr fünfundſechzig Jahren mit einem langen weißen Bart, ſtarken Zügen von etwas gemeinem Gepräge, einer kurzen Naſe, rothem Geſicht und grober Haut, mit einem außerordentlich feinen, ſchwarzen Auge, in dem eine Welt von Entſchloſſenheit und Energie ausgedrückt lag. Er trug einen großen Turban und ein langes ſeidenes Gewand und rauchte eine lange Pfeife mit einem Mundſtück von Bernſtein. Im Ganzen ſah er viel mehr wie ein Türke aus, als ſein nomineller Herr, der Sultan.“

Herr Stephens war mit ſeinem eigenen Benehmen bei dieſer Zuſammenkunft ganz zufrieden; er geſteht ſelbſt ein, wie ſehr er ſich „über die Art freute, in der er zum erſten Male den Höfling ſpielte.“ Die perſönlichen Komplimente, die er dem Paſcha machte, über das Intereſſe, das er in der Welt erregt, über die Erleichterung des Reiſens in ſeinem Lande und über ſeine treffliche Polizei, fanden ein empfängliches Ohr; aber Amerika mit der Geſchwindigkeit ſeiner Dampfboote, ſeinen großartigen Naturverhältniſſen und ſeinem wunderbaren Fortſchritt in Allem, was dem Menſchen das Leben bequemer macht, war für den Paſcha ein Gegenſtand, der weit über ſeinen gewöhnlichen Gedanken- und Beobachtungskreis hinauslag; daher wundern wir uns nicht, daß „er nichts ſagte und fortrauchte.“ Doch glauben wir auch, daß der Verfaſſer Mehmed Ali’s Unglauben überſchätzt oder ſeine eigene Ueberzeugungskraft zu gering anſchlägt, wenn er meint, der Paſcha habe, wenn er je wieder an ihn gedacht, ſich ſeiner als „des lügneriſchen Amerikaners“ erinnert. Uebrigens darf es nicht gerade der Türkiſchen Unwiſſenheit zur Laſt gelegt werden, wenn man den Berichten über den Zuſtand und die Fortſchritte unſeres Landes ſo wenig Glauben ſchenkt. Dieſer Unglaube iſt in ganz Europa gewöhnlich, und das bei Leuten, die ſonſt gut unterrichtet ſind, und über Gegenſtände, mit denen jeder Bürger der Vereinigten Staaten vertraut iſt. Selbſt in Paris und London überraſchte uns nicht bloß die grobe Unwiſſenheit, die in dieſer Hinſicht herrſcht, ſondern auch die Hartnäckigkeit des Unglaubens, womit man Dinge aufnimmt, die jedem Amerikaner bekannt ſind.

Es freut uns, den folgenden Tribut der Gerechtigkeit niederzuſchreiben und unſer eigenes Zeugniß für die Wahrheit deſſelben beizufügen. „Er (der Paſcha nämlich) konnte Amerika durch einen Umſtand, der, wie ich ſpäter fand, außerordentlich dazu beigetragen, dem Oſten eine gute Meinung von uns zu geben; das war der Beſuch des Kommodore Patterſon auf dem „Delaware“. Dieſer Mann hat in den von ihm beſuchten Ländern des Mittelmeers einen beneidenswerthen Ruf hinterlaſſen. Wir ſind ihm auf ſeinem Wege nachgegangen und haben überall nur Einen Bericht von ſeiner Gaſtfreundſchaft, ſeiner Urbanität und ſeinem muſterhaften Benehmen gehört. Sein prächtiges Schiff war ein ſtolzes Exemplar von der trefflichen Marine ſeines Vaterlandes, und das Betragen ſeiner Offiziere und Mannſchaft erhöhte den günſtigen Eindruck, den es an ſich hervorbrachte.

Mehmed Ali iſt einer der merkwürdigſten Männer dieſer Epoche, die an geiſtigen Wundern ſo reich iſt. Um ihn recht zu würdigen, ſollte er nach Türkiſchem, nicht nach chriſtlichem Maßſtab beurtheilt werden; nach den Anſichten und dem ſittlichen Zuſtande der Länder, welche die Dogmen des Arabiſchen Propheten angenommen haben und wo das Menſchenleben wenig Werth hat, und nicht nach den reineren, aufgeklärteren Ideen des Chriſtenthums.

Die Geſchichte dieſes eigenthümlichen Mannes iſt bekannt. Er befand ſich anfangs in den niedrigſten Lebenskreiſen und ward nach und nach ein Steuer-Einnehmer, ein Gendarm und ein Soldat. Ein verſtändiger chriſtlicher Beamter erzählte uns, daß eine Zeit geweſen, wo der Paſcha bei ſeinem Vater in Dienſt geſtanden, und daß in ſpäteren Jahren, als das Glück den Einen zum höchſten Gipfel der Macht erhoben, den Anderen durch einen jener Wechſelfälle niedergedrückt, denen Handels-Etabliſſements ausgeſetzt ſind, die frühere Verpflichtung vergeſſen war und der Kaufmann ſich vergebens an den Fürſten um Hülfe wandte. Nachdem Mehmed Ali ein untergeordnetes militairiſches Kommando erhalten, nahm er Theil an der Türkiſchen Expedition gegen die Franzoſen in Aegypten. Seine allmälige Beförderung und endliche Erhebung iſt Allen bekannt und ſteht zu ſehr im Einklang mit orientaliſchen Sitten, um Erſtaunen zu erregen. Die Wunder von Aladdin’s Lampe, wie ſie in einer der ſchönſten Dichtungen der Arabiſchen Phantaſie erzählt werden, verwirklichen ſich faſt am Hofe des Sultans und ſeiner hohen Repräſentanten mit drei Roßſchweifen, die über die großen Paſchaliks regieren, in welche das Türkiſche Reich getheilt iſt. Ein großer Theil von den muſelmänniſchen Magnaten wird in der Sklaverei erzogen, und nicht Wenige von ihnen, die früh Morgens beim Erwachen das Eigenthum eines Herrn waren und die niedrigen Dienſte ihres Standes verrichteten, fanden ſich am Abend beim Schlafengehen mit der höchſten Regierungs-Gewalt bekleidet. Generale, Admirale, Miniſter werden durch dieſen Zauber geſchaffen, und wenn Narſes wenige Nachfolger in Talent und Ruhm hatte, ſo waren doch Viele, die ihm durch jenes ſeltſame Spiel des Glücks gleichgeſtellt wurden, das, wie zum Hohn menſchlicher Größe, Weſen, die von der Geſellſchaft ganz ausgeſchloſſen ſcheinen, zum höchſten Rang erhebt. Kein Wunder, daß die Türkiſchen Waffen ſo unglücklich ſind, wenn Menſchen an ihrer Spitze ſtehen, die, ohne Erziehung und Erfahrung, die Intriguen eines Serails mit dem Kommando von Flotten und Armeen vertauſchen.

Doch der Aegyptiſche Paſcha iſt einen anderen Weg gegangen. Er verdankt ſeine Beförderung ſich ſelbſt, jenen großen Eigenſchaften der Seele und des Körpers, die, von den Umſtänden begünſtigt, fähig machen, die Ereigniſſe zu beherrſchen oder im Bunde mit ihnen zu wirken.

Herr Stephens hat einige von den Vorfällen aus dem Leben und der Regierung des Paſcha’s zuſammengeſtellt, giebt aber kein allgemeines Bild von ſeinem Charakter, ſondern begnügt ſich zuletzt mit den Worten: „Es bleibt zu unterſuchen, ob er im Ganzen nicht mehr Böſes als Gutes geſtiftet, und ob nicht der jämmerliche Zuſtand ſeiner unterdrückten Unterthanen alles Gute, das er für Aegypten gethan hat, in Schatten ſtellt.“

Was unſer Verfaſſer nur zweifelnd angedeutet hat, nehmen wir uns die Freiheit, ohne Vorbehalt zu behaupten. Wir erkennen die nützlichen Eigenſchaften Mehmed Ali’s an und überlaſſen es Anderen, ihm die grauſamen und treuloſen Handlungen, die er begangen, beſonders den Mord der Mameluken-Bey’s, durch welchen ſein Vice-Königlicher Thron errichtet und geſichert wurde, vorzuwerfen. Er iſt ein Türke, den man moraliſch nicht nach Prinzipien unſerer Sittenlehre beurtheilen darf.

Wir fanden den Paſcha in einem Landhauſe, das einem ſeiner Schwiegerſöhne gehört, an den Ufern des Kanals, wohin ihn die Hitze der Jahreszeit getrieben. Er war in einem großen Zimmer des zweiten Stocks, an deſſen einem Ende ein Türkiſcher Divan war. Das Zimmer war rein und gut gelüftet, aber ohne Glanz und faſt ohne Möbel. Wir fanden ihn zuvorkommender, als er bei dem Beſuch des Herrn Stephens war; wahrſcheinlich nach Abernethy’s Dekurin, weil ſein Magen in beſſerer Ordnung

*) Bei den widerſprechenden Anſichten, die noch immer über den Paſcha von Aegypten verbreitet werden, können Aufklärungen vorurtheilsfreier Reiſenden nur von Intereſſe ſeyn. Die nachſtehende Darſtellung hat das für ſich, daß ſie, urſprünglich von einem Amerikaner entworfen, von einem anderen Amerikaner, der ebenfalls den Paſcha kennen gelernt, genau kontrollirt wird. Wir geben den Artikel nach dem neueſten Hefte der North-American-Review.

**) Incidents of Travel in Egypt, Arabia Petraea and the Holy Land.

Digitized by Google

und er alſo in beſſerer Laune war. Bei unſerem Eintritt erhob er ſich von ſeinem Divan und kam uns entgegen. Er empfing uns ſehr freundlich und führte uns auf einen Sitz an ſeiner Seite. Nachdem wir uns niedergelaſſen, benutzten wir den erſten Moment, einen Blick um uns zu werfen.

Am entgegengeſetzten Ende des Zimmers ſtanden viele von den perſönlichen Dienern und Offizieren des Paſcha's, wahrſcheinlich zu dem Zweck, dem Ganzen mehr Würde zu geben. Sie waren Alle bewegungslos, die Augen auf ihren Herrn gerichtet und in dem häßlichen Koſtüm gekleidet, das der gegenwärtige Sultan eingeführt und das ſich allmälig von Konſtantinopel nach Kahira und Bagdad verbreitet und den Turban, die weiten Pumphoſen und das wallende Obergewand verdrängt. Dieſes Koſtüm beſteht aus einem knappen Rock oder einer engen Jacke (die Türken tragen gewöhnlich den erſteren und die Aegypter die letztere), aus Pantalons und der wunderlichſten aller Kopfbedeckungen, dem Feß. Wie Schade iſt es um die Majeſtät des Turbans, der ſo lange mit allen unſeren Vorſtellungen von orientaliſchen Sitten verknüpft war und der kaum ſeit den Tagen Abraham's eine Umgeſtaltung erfahren hat! Der Feß wird beſtändig getragen und nicht, wie unſere Hüte, im Hauſe abgelegt, ſondern als ein weſentlicher Theil der Kleidung betrachtet. Er iſt von rothem Zeug und von cylindriſcher Form, ganz wie ein Hut ohne Rand; oben hat er eine blaue Troddel. Das alte wallende Koſtüm verbarg die Mängel der Türkiſchen Geſtalt und erzeugte die allgemeine Vorſtellung, daß es eine in der phyſiſchen Bildung außerordentlich begünſtigte Race ſey. Dieſen Irrthum hat die Reform der Kleidung aufgedeckt, und Keiner hat den Türkiſchen Gentleman der alten und den der neuen Schule mit einander verglichen, ohne daß ihm ſofort die Ueberlegenheit des Erſteren in Geſtalt und Haltung aufgefallen wäre.

Dem Paſcha unmittelbar gegenüber und in einer Stellung, ſo ehrfurchtsvoll, wie ſie es nur durch Furcht und Gewohnheit werden kann, ſtand der Premier-Miniſter, Boghos Bey, ein Armenier, der ſchlau und einſichtig ſeyn ſoll und lange ſein vertrauter Miniſter und Rathgeber und, in ſeiner Abweſenheit, ſein Stellvertreter war. Ihm zur Seite war der Hauptdolmetſcher, ein Mann, der an den Höfen des Orients eine wichtigere Rolle ſpielt, als ſein beſcheidener Name andeutet.

Mehmed Ali ſchien gegen ſiebzig Jahr alt, von mittlerer Höhe, aber zur Korpulenz geneigt, mit einem prächtigen weißen Bart und einem ſcharfen Auge, in welchem nicht jene Zeichen grauſamer Gemüthsart liegen, von der ſein Leben ſo viele Beiſpiele gegeben. Er iſt raſch in ſeinen Bewegungen, und für ſein vorgerücktes Alter hat er noch viel Geſchick und perſönliche Thätigkeit. Er war ſo einfach gekleidet, wie ſeine Umgebungen.

Kaffee, das allgemeine Symbol orientaliſcher Höflichkeit, ward hereingebracht. Ohne dieſen Beweis von Aufmerkſamkeit kann es der Beſucher für ausgemacht halten, daß er abſichtlich beleidigt wird, eben ſo ſehr, wie bei uns der Fremde, den man nicht zum Sitzen einladet. Früher ließ der Paſcha Pfeifen und Taback bringen; aber man erzählt ſich in Alexandrien eine Geſchichte, daß vor einigen Jahren Herr Salt, der letzte Britiſche General-Konſul, der das narkotiſche Kraut nicht liebte, als ihm daſſelbe angeboten wurde, es ausſchlug, und daß Mehmed Ali ſeitdem, um ſich nicht künftig einer ähnlichen Kränkung auszuſetzen, ſeine Gaſtfreundſchaft auf die kleine Türkiſche Kaffeetaſſe reduzirt hat. Wenn dies wahr iſt, ſo muß dies im Anfang der Laufbahn des Herrn Salt geweſen ſeyn, als er noch fern war von den politiſchen Dienſten, den antiquariſchen Forſchungen und dem gewinnreichen Handel mit den Reliquien der alten Kunſt, die ſeinen Namen ſo lange mit den Aegyptiſchen Alterthümern in Verbindung brachten. Er hat wahrſcheinlich ſeine Sitten gebeſſert, indem er an Kenntniſſen zunahm, und würde ſich gewiß in ſpäteren Jahren in eine ſo dicke Rauchwolke gehüllt haben, wie ſie je aus der Pfeife und dem Munde des ehrwürdigſten Türken vom Nil bis zum Euphrat hervorkam. Was uns betrifft, ſo ſind wir zwar treue Anhänger von König Jakob's Grundſätzen und lieben den Taback eben ſo ſehr, wie Herr Salt, aber trotzdem haben wir nie einen Verſtoß gegen die gute Sitte begangen, ſondern immer mit Freundlichkeit das Bernſtein-Mundſtück von dem reinlichen, geübten Diener angenommen, der es am weiteſten in ſeiner Kunſt bringt, wenn er es verſteht, die kleine ſilberne oder eherne Schale, auf welcher die Pfeife ruht, genau in ſolcher Entfernung vor dem Raucher hinzuſetzen, daß dieſer im Stande iſt, ohne Bewegung von Kopf oder Pfeife, die Röhre in den offenen Mund zu bekommen. Dieſe Kunſt erfordert einen geübten Finger und Blick, ſie iſt der Culminationspunkt Türkiſcher Eleganz und zugleich Türkiſcher Trägheit. Wir müſſen unſere Erfahrung künftigen Reiſenden im Orient zum Beſten geben, welche unſere Antipathie gegen dieſes allerverächtlichſte Kraut des Vegetabilienreichs theilen, das von allem Lebendigen gemieden wird, außer dem Menſchen und einem Wurm. Eine Exhalation iſt ganz eben ſo gut wie eine Inhalation, und wenn nur der Rauch ſteigt, mag er aus dem Munde oder der Pfeife kommen, ſo iſt der Moslemitiſche Wirth zufriedengeſtellt, indem es ihm nie einfällt, irgend Jemanden eine Geringſchätzung dieſes großen Zeittödters und Leidentröſters zuzutrauen. Wir ſind nicht im Stande, uns vorzuſtellen, wie denn eigentlich die Nachfolger des Propheten ihre Zeit ausfüllten, ehe ſie den Taback kennen lernten. Wir haben es mit derſelben Pflanze mit gleichem Erfolg in unſeren eigenen Wäldern verſucht bei einem Volk, das in ſeiner Haltung ſo graviätiſch und in ſeinen Sitten ſo unbiegſam iſt, wie die Türken, und haben gefunden, daß die Pfeife ein eben ſo geliebter Luxus an den Quellen des Miſſiſſippi iſt, als am Jordan und Bosporus.

(Schluß folgt.)

England.

Die Engliſche Literatur der Gegenwart.

III. Roman und Novelle.

Wenden wir uns ab von dem altersſchwachen Drama und betrachten wir den literariſchen Rieſen Großbritaniens und Europa's, den Roman. Dieſes iſt das Feld, welches alle ſtrebende Talente betreten. Was iſt der Roman? Eine Form, ein Vorwand, ein Wort. Er hat Alles verſchlungen. Die niedrigſten Capacitäten bemächtigen ſich ſeiner, die höchſten laſſen ſich zu ihm herab. In einer gewiſſen Zeit wurden alle Ideen in dramatiſcher Form ausgeſprochen, denn das Drama iſt Handlung, und Europa handelte, ſchwang das Schwert, pflanzte das Kreuz auf, ſang Serenaden. Jetzt iſt die Thatkraft zurückgedrängt, das träumeriſche Weſen überwiegend, und die Herrſchaft des Romans iſt unbegränzt. Man hat hiſtoriſche, ſtaatswiſſenſchaftliche, ſatiriſche, biographiſche Romane geſehen, und derſelbe hat überhaupt die Fähigkeit, alles Mögliche zu werden. England iſt ſchon lange ſtolz auf ſeine Romandichter. In ihren Schilderungen des Privatlebens und des menſchlichen Charakters traten ſie, kann man ſagen, in die Fußſtapfen Shakeſpeare's und entfalteten dabei ein ſonderbares Gemiſch von Tiefe, Anmuth und Kleinlichkeit. Byron ſelbſt fügte das Intereſſe der Erzählung zum Schwunge der Ode. Walter Scott ſchrieb ſeit ſeinem dreißigſten Jahre nur Dichtungen in Proſa. Der Sinn für pſychologiſche Zergliederung und genaue Unterſuchung, welcher im Drama ſo ſchlecht angewandt iſt, übte auf den Roman nicht denſelben nachtheiligen Einfluß. Wenn er die Charaktere genau beobachtete, einen Ausſchnitt der menſchlichen Geſellſchaft, ein beſchränktes Gebiet des Gefühlslebens ſchilderte, ſo war er in ſeinem Rechte. Daher ſank er auch nicht ſo raſch und nicht ſo vollſtändig, wie das Drama und die Poeſie. Die Frauen brachten manche feine Wendungen zu den mikroſkopiſchen Unterſuchungen hinzu.

Walter Scott's Schule, welche übrigens auch nur ein beſchränktes Gebiet anbaute, verlor ihre Beliebtheit großentheils nach des Meiſters Tode. Seine Nachahmer waren mit dem Schatten des Weſens und mit dem Koſtüm des Helden zufrieden. Die glänzenden Rüſtungen, die ſcharfen Lanzen, die alterthümlichen Möbel, die Holzſchnitzwerke verloren bald das Intereſſe und kehrten in die Magazine zurück. James, der Verfaſſer von Darnley, Delorme, Philipp Auguſt, ſtrebte nach dramatiſchem Effekt und hielt ſich ſtreng an die Geſchichte. Es iſt ſchade, daß man bei ihm nicht den Reichthum von Geſtalten und intereſſanten Perſönlichkeiten findet, welche die Schöpfungen Walter Scott's zu einer wirklichen lebenden und belebten Welt machen. Horace Smith, der Verfaſſer von Brambletye-Hall, bringt in ſeinen Gemälden mehr Leben an, aber die kleinliche Sorgfalt, mit welcher er alle Einzelnheiten ausführt, ſchadet dem Intereſſe und der Einfachheit des Ganzen. Ein epiſches Genie, wie Walter Scott, iſt nicht wieder erſchienen.

In England iſt der Roman in unzählige Abtheilungen zerfallen. Außer dem geſchichtlichen muß man noch den See-Roman, den militairiſchen, den faſhionablen, den bürgerlichen, den ökonomiſchen, den politiſchen, den komiſchen, den populairen anführen. Marryatt malt Schiffe und Schiffs-Scenen, Gleig Soldaten, Lord Normanby die Salons, Hook die Bürger, Miß Martineau die Handwerker, Galt die Parlaments-Mitglieder, Dickens die Gaudiebe und Lohnkutſcher, Hood die Ladendiener, Miß Mitford die Dorfkrämer und Rentiers. Es iſt eine unabſehbare Reihe von Monographieen, welche mit unermüdlicher Geduld ausgeführt ſind. Man kann indeß dieſe Menge von Unter-Abtheilungen unter zwei Hauptklaſſen bringen. Die eine Klaſſe will den Leſer in die feine Welt einführen, die andere die Sitten des Volks ſchildern. Miſtreß Gore, Liſter, Lord Normanby, Miſtreß Norton, vorzüglich aber Lady Charlotte Bury, glänzen auf dem erſten Gebiete. Theodor Hook, Hood, welche Dickens in der letzten Zeit verdunkelt hat, haben in der anderen Gattung Aufſehen gemacht. In keine der beiden Abtheilungen paſſen die fein beobachtenden Schotten, Hogg und Galt, Harriſon Ainsworth, welcher den komiſchen Roman und die hiſtoriſchen Erinnerungen hat verſchmelzen wollen, der feine und ſinnreiche Ward, die ſatiriſche Miſtreß Trollope, die elegante Miß Landon, Madame Jamieſon, Lady Bleſſington, die Freundin Byron's.

Da hat man einen ganzen Wald von Romanen, und dennoch fehlt viel daran, daß wir alle diejenigen, welche ſich Anſprüche auf einen ephemeren Ruhm erworben haben, aufgezählt hätten. Wir wollen noch Miſtreß Howitt, Miſtreß Hall, Allan Cunningham, Grattan den Jüngeren, Iſraeli, Miſtreß Shelley nennen. Das ſind die Geſtirne des letzten Jahres; welche davon verſchwinden werden, läßt ſich nicht vorausſehen. Der Roman iſt abwechſelnd das Geſchrei, das Seufzen, die Hymne, die Belehrung, das Murren, das Hohngelächter, welche die Bewegungen der Engliſchen Geſellſchaft zur Folge haben. Im Jahre 1815 richtete die Ariſtokratie ihr Haupt empor, ſtolz auf ihr Daſeyn. Damals entſtanden die fashionable novels, in Seide und Sammet gehüllt, mit ihren Mode-Grimacen, gelben Handſchuhen und dem

Digitized by Google

Geſchwätze über den turf und die feinſte Art, die Gabel zu halten und in den Salon zu treten. Ward, Liſter, Lord Normanby, Miſtreß Gore verbanden mit dieſen Belehrungen manche feine Bemerkungen. Die reiche Bürgerſchaft blickte mit Neid auf dieſe bevorrechteten Regionen und ahmte die Kunſt nach, geiſtreich zu ſchweigen. Sie kaufte Hotels, miethete Bediente, ſchwamm in Goldhaufen und Lächerlichkeiten und ließ ſich von einem geiſtreichen Manne ſchildern, der viel Talent zur Karrikatur hatte, von Theodor Hook, dem Verfaſſer der Sayings and doings. Derſelbe hatte einen beißenden, ſcharfen Charakter und vertheidigte die Sache der Konſervativen, wie es die meiſten Talente in England thun. Es gelang ihm, die Sitte der aufſtrebenden Klaſſe zu ſchildern, welche noch mitten inne zwiſchen dem Handel, dem ſie ihr Vermögen verdankt, und dem Adel ſteht. Während dieſer Zeit blieb Alt-England unverändert; es lebte nach wie vor in den kleinen blühenden und freundlichen Dörfern mit den grünen Hügeln und den Normänniſchen Thürmen. Marie Howitt und Miß Mitford ſchildern dies Leben auf eine anmuthige Weiſe. Die Provincial Sketches träufeln herben und bitteren Spott auf daſſelbe. Aber das Geſchrei nach Reformen wurde laut; die irre geleitete Menge glaubte, den geſellſchaftlichen Mechanismus wie das Triebwerk einer Uhr ausbeſſern zu können. Miß Martineau ergriff die Feder und ſetzte in Form von Erzählungen die Lehrſätze der Statiſtik aus einander. Andere ſpotteten über dieſes Streben, über den Fanatismus der Materie, den Myſtizismus des Goldes. Der Schotte Galt geißelte in zwei kleinen Pamphlets, welche in Romanform auftraten, die Gleichgültigkeit der Einen und die Begehrlichkeit und Scheelſucht der Anderen. Keine in England hingeworfene Idee, kein Gefühl geht verloren, ſondern es kömmt Alles dem Roman zu Gute, ſogar das Wortſpiel. Es giebt jetzt einen geiſtreichen Mann, Hood, welcher ſich ganz dieſem ſonderbaren Genre ergeben hat; er arbeitet jährlich ſechs Bände, und jeder Band enthält zwölf Erzählungen, jede Zeile ein Wortſpiel. Der unermüdliche Punster macht dergleichen in Verſen und in Proſa, erfindet, druckt, zeichnet, ſticht und lithographirt ſie. In dieſer ungeheuren Roman-Werkſtatt wird Alles neu geſchmiedet, der Ofen raucht beſtändig; hier wird jede Wirklichkeit zur Dichtung und jede Dichtung zur Wirklichkeit.

Es wäre unnütz, dem Haufen der Romandichter Schritt vor Schritt zu folgen. Ueberſchaut man den allgemeinen Gang der Entwickelung von Lewis bis auf unſere Zeit, ſo muß man zugeſtehen, daß er immer belehrt und erheitert hat. Nachdem er Lewis Beinhäuſer, der Anna Radkliffe Grabgewölbe, Maturin's unterirdiſche Verließe, Godwin's Hütten verlaſſen, dann an den nebeligen Seen Schottlands verweilt und unter dem Täfelwerk von Portland Place und den Comptoiren von Threadneedle-Street verblüht und verkümmert iſt, haben wir ihn den rohen Freudenausbrüchen Pickwick's verfallen ſehen. Charles Dickens iſt der jetzt berühmte Name und der Nachfolger Walter Scott's. Vorüber iſt nun die Zeit der Ritter und der flatternden Banner, der barfüßigen Schottiſchen Bäuerinnen, der abgezehrten Alterthumsforſcher, der Schleichhändler von der Inſel Man und der herrlichen Kinder des Hochlandes. Die Londoner Ladendiener, die Lohnkutſcher und Jockeys, die liebenswürdigen Schwachköpfe von ſechzig Jahren mit rundem Bauche und einer kleinen Rente ſind jetzt an die Reihe gekommen. Ungeachtet der gewaltſamen politiſchen Bewegungen, ſtrebt England doch nach ſeinem alten Titel des fröhlichen. Das Leichentuch, in das es ſich eine Zeit lang hüllte, fängt an zu ſinken; es beluſtigt ſich jetzt mit dem Comic Annual, den Skizzen von Boz, den ritterlichen Thorheiten Nimrod's und den Karrikaturen von Hood; es erhebt Pickwick und Sam Weller auf ſeinem Schilde. Charles Dickens hat eine große Leichtigkeit der Darſtellung und eine gewiſſe Gabe der Beobachtung, welche bis zu den unteren Bürgerklaſſen aufſteigt, ſich aber am behaglichſten unter der Hefe des Volkes fühlt. Burleske Scenen erfindet er ſehr glücklich, aber die Schilderung der Einzelheiten und der Charaktere gelingt ihm weniger. Er iſt ein unterhaltender Romanſchreiber, der ſich aber keine lange Dauer verſprechen darf. Eine einzige ſeiner Perſonen, Stallknecht ſeinem erſten Stande nach, ſpäter Bedienter, der ſeinen Herrn beherrſcht und ihn wider ſeinen Willen rettet, ein kluger und abgeſchmackter Poſſenreißer, iſt der Prototypus aller Figuren von Dickens. Sam Weller iſt, ohne es zu wollen, der Repräſentant des Engliſchen Proletariers, der unter der doppelten Laſt des Geldes und der Politik, des Handels und der Vergangenheit erliegt. Pickwick und Oliver Twiſt laſſen einen peinlichen Eindruck zurück; es wird nur eine Seite des Vorhangs aufgezogen, und man lernt nur eine Klaſſe geringfügiger Weſen kennen.

Miß Emma Roberts ſchildert die Sitten des Engliſchen Indiens, die Schiffsladungen von Mädchen, welche dorthin gehen, um Männer zu ſuchen, die Enttäuſchungen der Familienſöhne, welche dort ihr Glück zu machen hoffen, endlich die abenteuerliche Verſchmelzung des Nordens und Südens, einer neuen und altersmüden Bildung. Marryatt, ein viel zu hoch geſtellter Schriftſteller, dem Weitſchweifigkeit und Formloſigkeit vorgeworfen werden muß, giebt ſeine theuern Matroſen und Midſhipmen nicht auf, aber das Publikum fängt an, ihrer überdrüſſig zu werden. Miß Martineau entſagt eben ſo wenig ihrer hohlen Katheder-Philoſophie. Dieſe verſchiedenartigen Talente, welche nichts Ausgezeichnetes und Beſonderes für ſich haben, werden durch den Verfaſſer des Tagebuches eines Arztes in den Schatten geſtellt. Der Arzt ſetzt ſich an das Krankenbett, erlauſcht jeden Seufzer, befühlt den Puls des Miniſters und der feilen Dirne und wohnt dem Todeskampfe bei; er iſt beredt, ſcharfſichtig, pathetiſch; der Plan ſeines Werkes, welcher nur dem Anſchein nach beſchränkt iſt, öffnet ihm die Thür des Armen und des Reichen, des Hoſpitals und des Comtoirs.

Eine geiſtreiche Frau, Miſtreß Trollope, hat ſich außerhalb dieſer verſchiedenen Abtheilungen gehalten. Die Satire, der vorherrſchende Charakterzug ihres mehr lebhaften als gefühlvollen Sinns hat ihr Waffen gegen die Amerikaner, welche ſie verabſcheut, die Frömmler, welche ihr der Engliſche Puritanismus verhaßt gemacht hat, und die Splitterrichter, die über ſie hergefallen ſind, in die Hand gegeben. Sie erinnert an den kauſtiſchen Charakter, aber nicht an die lebhafte Phantaſie der Lady Morgan, welche eine Unzahl von Bänden geſchrieben hat, in denen ſich Poeſie, Faſelei, Humor, Gelehrſamkeit und Unvernunft zum ſeltſamſten Gemiſch vereinigt finden. Auf dem Felde einer oberflächlichen Univerſalität findet man denn auch Edward Lytton Bulwer, welcher jetzt an der Spitze der Engliſchen Literatur ſteht und die neueren Tendenzen derſelben ziemlich vollſtändig repräſentirt. Beweglichkeit, Vielſeitigkeit, Fruchtbarkeit, Kenntniß der Welt zeichnen Bulwer's hiſtoriſche, dichteriſche, journaliſtiſche, dramaturgiſche Verſuche aus und finden ſich auch in ſeinen Romanen. Er hat viel Ideen, aber ſie ſind nicht geordnet, er hat viel geleſen, aber das Geleſene nicht recht verdaut; ſeinen zahlreichen Werken fehlt die Einheit der Erfindung und die Reinheit der Ausführung. Das Streben nach Effekt, die Haſtigkeit, mit welcher er arbeitet, und die günſtige Aufnahme, die er findet, leiten ihn irre. Was er ſchreibt, ſcheint immer noch der letzten Ueberarbeitung zu bedürfen; es ſind unreife Früchte, welche unter einem wärmeren Himmelsſtriche zu ihrer ganzen Vollkommenheit gelangt wären. Die erſten Werke Bulwer's, welche ſich durch eine bedeutende Doſis von Geckenhaftigkeit auszeichneten, hatten das Glück, Mode zu werden. In keinem faſhionablen Roman fand man einen ſo lebendigen und ſorgfältig behandelten Stil. Bulwer vervielfältigte ſeine Produkte, ſuchte den Beifall der Salons und ſtrebte nach einem Sitze im Parlamente. Er wurde Mitglied des Unterhauſes und ſuchte hier ein neues Intereſſe aufzubringen, das der Schriftſteller, zu deren Repräſentanten er ſich machte. Nun beſchenkte er das Publikum unaufhörlich mit neuen Werken, diskutirte, perorirte, leitete politiſche Unterſuchungen, ließ werthloſe Tragödien aufführen und unbedeutende Pamphlets drucken, machte dabei ſchöne Verſe und intereſſante Romane und wurde endlich von der Königin Victoria zum Baronet ernannt. Mit etwas mehr Kühnheit und Frechheit, mit etwas weniger Scheu vor dem Skandal würde er ein vollendeter Beaumarchais geworden ſeyn. Bulwer ſteht an der Spitze keiner Partei, aber er iſt ein rüſtiger Kämpfer der liberalen Partei; er geht vorauf, hat aber Niemand hinter ſich. Die Engliſche Geſellſchaft, deren conventionnelle Schranken er übertreten hat, behandelte ihn nicht ſehr ſchonend. Als Literat, aber nicht als Redner, hat er im Unterhauſe Einfluß. Das iſt eine ganz neue Stellung in England, wo Fielding, Goldſmith, Scott, Wordsworth aus ihrem Arbeits-Kabinet Pfeile auf ihre Feinde ſchleuderten, aber nicht mit Burke, Fox, Canning, Burdett zuſammen in Reihe und Glied ſtanden.

Der auf den Parteimann gepfropfte Literat der Stolz, verbunden mit der Eitelkeit, die Wortmacherei mit der Thatkraft, der Eintritt Bulwer's in das Unterhaus ſind die Symptome einer neuen Bewegung und einer geiſtigen Revolution. Ehemals ertheilte Swift den Miniſtern Rathſchläge, Bolingbroke beſchäftigte ſich mit theologiſchen Polemiken, Burke legte Werth auf einen ſchönen und ſorgfältigen Ausdruck, aber nun nimmt der Roman einen Sitz im Senate ein. Der Roman iſt Bulwer ſelbſt; der Roman, dieſe flüchtige Schilderung aller Wogenbrechungen und Wellenſpiele des geſellſchaftlichen Lebens, dieſer Spiegel, welcher alle Bilder und alle Farben zurückſtrahlt, iſt nicht befähigt, thatkräftig in den Lauf der Begebenheiten einzugreifen und Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen. Es liegt dem eine Verkennung der Kräfte zu Grunde, und Bulwer iſt der Ausdruck dieſer falſchen Stellung. Die Folge davon wird die Zukunft lehren.

Pelham, Eugen Aram, Paul Clifford, Maltravers dürften nichtsdeſtoweniger die beſten Productionen der letzten Epoche ſeyn. Mag man immerhin an Pelham die einer Wäſcherin oder eines Möbelverfertigers würdigen Beſchreibungen, an Paul Clifford den Mißbrauch der Gaunerſprache, an Eugen Aram die Benutzung einer rohen Anekdote und bekannten Thatſache tadeln, mag man immerhin allen dieſen Werken eine gewiſſe Beſchränktheit und Einſeitigkeit vorwerfen, ſo bleibt doch noch genug Lobenswerthes übrig: Lebendigkeit des Dialogs, Erfindung der Charaktere, richtiger Blick und, vorzüglich in Maltravers, wo dieſe Eigenſchaft zu einem Fehler wird, tauſend pikante Bemerkungen. Die Ungleichheit des Stils, der Mangel an Verſchmelzung der einzelnen Bruchſtücke, die ſchreienden Farbenunterſchiede können dem aufmerkſamen Auge nicht entgehen. Wer das Alterthum kennt und ſchätzt, kann es nicht billigen, daß ein moderner Schriftſteller mit ſeiner Dandy-Philoſophie und ſeinen halbradikalen Grundſätzen auf den Ruinen von Pompeji und der Agora von Athen herumſtolzirt. Von allen Werken Bulwer's ſind diejenigen, die man ihrem Titel nach für die ernſteſten halten ſollte, die frivolſten: Athen und die letzten Tage Pompeii's; diejenigen, welche beſcheiden auftreten, haben einen gediegeneren Werth. In Eugen Aram findet man wahre Beredſamkeit, in Pelham und Clifford vortreffliche Schilderungen, in Maltravers großartige Geſichtspunkte. Es liegt Wahrheit, obgleich auch Uebertreibung, in der Schilderung der ohnmächtigen Eitelkeit,

Digitized by Google

welche an ihr Genie glaubt, um die Welt haſſen zu können, und dieſen Haß zum Vorwande einer ſchimpflichen Unthätigkeit macht. Das verkannte Genie durchſtreift Europa; in dieſer allgemeinen Erhebung ſelbſtſüchtiger Individualitäten richtet ſich jeder eitle Charakter einen Thron auf und maßt ſich ein Scepter an.

Die hohe Stellung, welche der Roman ſich in dieſer Literatur angemaßt oder erobert hat, rechtfertigt die Bedeutung, welche wir dem geſchickteſten und beliebteſten Engliſchen Romandichter beilegen. Der Roman hat nicht nur das hiſtoriſche Koſtüm entlehnt, ſondern iſt ſogar in das Gebiet der Geſchichte eingedrungen. Es iſt, ohne ſonderlichen Erfolg, der Roman der Geſchichte erſchienen. (Romance of History, by Leitch Ritchie and others.) Die Erzählung und die Novelle, Romane zweiten Ranges und von beſchränkterer Ausdehnung, füllen die Almanache und Magazine und ſind ſogar in die Reiſebeſchreibungen gedrungen. In dieſem Genre ſind kürzlich einige intereſſante Werke erſchienen: das Schloß Hainfeld vom Capitain Baſil Hall und die Bubbles from Nassau. Die Vereinigung von Gelehrſamkeit und romantiſcher Erzählung hat im vorigen Jahre ein ſonderbares Buch zu Tage gefördert, welches in England viel Aufſehen gemacht hat und der „Doktor" heißt. Daſſelbe iſt ein barockes Gemiſch von Citationen, Abſchweifungen, Betrachtungen, Anekdoten und Phantaſtereien. Der Verfaſſer — man nennt Hartley Coleridge — vertheidigt mit Hartnäckigkeit, oft mit Geiſt, die Sitten, die Grundſätze Alt-Englands. Er durchſtöbert tauſend ſtaubige Folianten, um zwei oder drei werthvolle Fragmente zu finden; neben kalten und dürren Einfällen ſtehen dann wieder Stellen, in denen ſich ein echtes und wahres Gefühl ausſpricht und die vortrefflich geſchrieben ſind. Er ſtammt in gerader Linie von Rabelais, Burton, Sterne, aber ihm fehlt die Heiterkeit des Letzteren, und ſein mehr melancholiſches als frohes Lächeln gewinnt den Leſer nicht. Man verzeiht ihm die Affectation der Unordnung, den Pedantismus ſeiner literariſchen Anführungen, das Unzuſammenhängende ſeiner Erinnerungen wegen einer gewiſſen elegiſchen Anmuth, die durch eine ſeltene Gedrungenheit und geſchmackvolle philoſophiſche Ironie gehoben wird. In dem Doktor wie in den Werken Bulwer's giebt ſich ein Streben nach Univerſalität, eine geheime Rückkehr zur Syntheſe kund. Bulwer, Hartley Coleridge, Walter Scott und Southey haben eine umfaſſende Anſicht der Welt; ſie ſtreben, den ganzen Reichthum und die ganze Mannigfaltigkeit derſelben zu faſſen und überall neue Geſichtspunkte aufzufinden.

Der erwähnte Hartley hat auch die Biographieen berühmter oder merkwürdiger Perſonen geſchrieben, welche in Lancaſhire und Yorkſhire geboren ſind. Es iſt ein naives und dramatiſches Buch. Gewöhnlich begnügt man ſich bei ſolchen Arbeiten damit, Daten, Genealogieen, Korreſpondenzen zu ſammeln. Sheridan's und Fitzgerald's Biographieen von Th. Moore haben nicht einmal das Ziel erreicht, nach welchem der Verfaſſer ſtrebte, und ermangeln des Ernſtes und der Unparteilichkeit. Eine ehrenhafte Erwähnung verdienen dagegen auf dieſem Gebiete die literariſchen Forſchungen über das Engliſche Theater und Shakeſpeare's Jugend von Payne Collier, Gifford's Arbeit über Ben Johnſon, Lord Holland's über Lope de Vega, welche indeß, wie die vermiſchten Aufſätze des älteren Iſraeli, einer früheren Epoche angehören.

Oſtindien.

Die Peſt von Poli.

Mehrere Theile Indiens ſind kürzlich durch eine peſtartige Krankheit verwüſtet worden, welche in den Engliſchen Beſitzungen den größten Schrecken verbreitet hat; eine Zeit lang ſchwebte man in der Furcht, daß dieſelbe, nachdem ſie ſchon verſchwunden, wiedererſcheinen und auch diejenigen Bezirke berühren werde, welche ſie früher verſchont hatte. Da die meiſten epidemiſchen Krankheiten, welche ſich über die Erde verbreitet haben, in Indien zuerſt zum Vorſchein gekommen ſind, da beſonders die Cholera in dieſen Gegenden entſtanden iſt, ſo wird man die Wichtigkeit, welche jede neue Krankheits-Erſcheinung in dieſem Lande hat, wohl begreifen.

Im Juli 1836 entſtand dieſes peſtartige Fieber im Fürſtenthum Jodpur zu Poli, einer Handelsſtadt und dem Haupt-Stapelplatze der Länder zwiſchen den Häfen von Guzarate und Mittel-Indien. Daſſelbe raffte zuerſt 650 Chepaks (Drucker von leinenen Zeugen) hinweg; dann traf es alle Klaſſen der Einwohner ohne Unterſchied. Der Verluſt dieſer Stadt, die 15 bis 20,000 Einwohner hat, wird auf 4000 Menſchen angeſchlagen. Viele Einwohner flüchteten ſich in die benachbarten Dörfer und trugen die Keime der Krankheit dorthin. Im September drang ſie mit den Flüchtlingen nach Zugt, und im Dezember nach Gudpur, der Hauptſtadt von Malwar. Nun überzog ſie die Gebirgsländer, welche dieſen Bezirk vom Königreich Meywar trennen, und verbreitete ſich in dieſem Lande, von wo aus ſie dann allmälig bis Muſſtrabad vordrang und ſich den Engliſchen Beſitzungen immer mehr annäherte. Es hieß, ſie habe auf ihrem Zuge 100,000 Menſchen weggerafft; doch mag das wohl übertrieben ſeyn.

Sobald man in Bombay von der Krankheit Kenntniß erhielt, ſchickte der Gouverneur mehrere Aerzte nach den bedrohten Gegenden ab. Der Doktor Maclean, welcher ſich eiligſt nach Poli begab, glaubte die Symptome der Orientaliſchen Peſt, jedoch in einer milderen Form, zu erkennen. Der Doktor Irvin trat derſelben Meinung bei, und der Doktor Kier bekannte ſich zu derſelben Anſicht, wie ſeine Kunſtgenoſſen. Alle Drei ſtimmten darin überein, daß dieſe Krankheit die Peſt ſey, und daß ſie ſich durch Anſteckung, alſo durch Berührung fortpflanze. Die Regierung zu Bombay ergriff alſo die für einen ſolchen Fall erforderlichen Vorſichtsmaßregeln, und an der Gränze wurde eine Quarantaine errichtet. Mag nun dieſe Einrichtung oder ein anderer Umſtand die Urſache ſeyn, die Krankheit überſchritt nicht die Gränzen der Königreiche Malwar und Meywar.

Die Symptome der Peſt von Poli ſind die aller in dieſen Gegenden herrſchenden Fieber, verbunden mit Anſchwellung der äußeren Drüſen. Kein Gefühl des Uebelbefindens geht der Krankheit vorher. Sie kündigt ſich durch die allgemeinen Erſcheinungen fieberhafter Zuſtände an, verbunden mit Erbrechungen, großer Angſt, Kongeſtionen im Gehirn und fürchterlichen inneren Schmerzen. Die Anſchwellung der Drüſen zeigt ſich ſchon am erſten oder zweiten Tage; man bemerkt ſie in der Leiſtengegend, der Achſelhöhle und am Halſe. Dieſe Geſchwulſt wird ſelten größer als eine Nuß; zuweilen öffnet ſie ſich und ſtrömt einen ſtinkenden Geruch aus. Oefter erſcheinen die Symptome ſo wenig gefährlich, daß die Kranken während des ganzen Verlaufes der Krankheit ſich nicht zu Bett legen. Selten tritt Wahnſinn im Beginn der Krankheit ein; aber gewöhnlich Schlafſucht einige Augenblicke vor dem Tode. Iſt der Fall gefährlich, ſo erfolgt der Tod nach drei Tagen; iſt er leicht, oder treten keine Anſchwellungen ein, ſo dauert es 14 bis 20 Tage, wie die gewöhnlichen Fieber in dieſem Lande. Die Berichte der Aerzte über die zu befolgende Heilmethode ſind noch ungenügend.

Mannigfaltiges.

.— Der Roman der Bulwerſchen Ehe. Sir Edward Lytton Bulwer, der berühmte Romandichter, lebt mit ſeiner Frau in Unfrieden, ja ſie ſind ſogar ſchon, wenn wir nicht irren, von einander geſchieden, und dieſes Verhältniß hat einen neuen Roman veranlaßt, der aber nicht von ihm, ſondern von ihr, der gekränkten und nun mit den eigenen Waffen des Gatten ſich rächenden Frau, herrührt. Lady Bulwer hat, wie es ſcheint, ihrem Manne die Kunſt abgeſehen, die Blaſirtheiten der vornehmen Engliſchen Welt darzuſtellen: Baronets, die auf Reiſen gehen, und Lords, die auf ihren Schlöſſern die Tyrannen ſpielen, Kaufleute, die ſich zu Pairstöchtern, und Pairstöchter, die ſich zu glänzenden Equipagen hingezogen fühlen, — Lady Bulwer weiß ſie uns eben ſo treu vorzuführen, wie ihr Gemahl. Eine ganze Galerie ſolcher Bildniſſe befindet ſich in dem Romane, den ſie eben unter dem Titel „Cheveley, oder der Mann von Ehre" in drei Bänden herausgegeben hat. Natürlich iſt es nicht Sir Lytton Bulwer, den ſie uns als Mann von Ehre zeigt; dieſer tritt vielmehr unter dem Charakter eines Lord de Clifford, eines genialen Wüſtlings, auf, der ſich um ſeine edle, ihren Pflichten ſtreng nachlebende Frau wenig bekümmert. Cheveley gehört zu den jungen Engliſchen Baronets, die aus Langeweile nach Italien reiſen und die dort, wo ſie eben im Begriffe ſind, den Veſuv zu beſteigen oder ſich nach Griechenland einzuſchiffen, die unvermuthete Nachricht erhalten, daß zu Hauſe ein alter Großoheim geſtorben ſey, von dem ſie nicht bloß einen ſchönen Titel und ein ſtattliches Vermögen, ſondern auch politiſchen Einfluß, die Pairie von England und die Verpflichtung geerbt haben, ſich ſofort um das Staatswohl und um die Erhaltung der alten Einrichtungen Großbritaniens zu bekümmern. Mowbray — dies war der Name des Marquis von Cheveley, bevor ihn der Tod ſeines Oheims zum Mitgliede des Oberhauſes gemacht — hat in Italien die Familie des Grafen de Clifford kennen gelernt und hier Gelegenheit gehabt, die Lage der Gräfin, ihrem herzloſen Gemahl gegenüber, auf das Innigſte zu bemitleiden. Lady Bulwer hat die beſten Anlagen, eine Engliſche George Sand zu werden; wie dieſe, hat ſie ihre Philoſophie der Ehe in der Schule des Lebens ſtudirt, und wie dieſe, ſucht ſie nun die Autorität, die Geſetz und Herkommen den Ehemännern verleihen, durch Uebertreibungen und Karrikaturen zu brandmarken. In England würde man indeſſen an ſolchen gewaltſamen Kataſtrophen, wie ſie George Sand herbeizuführen liebt, keinen Geſchmack finden; deshalb läßt Lady Bulwer ihre Gräfin de Clifford und den „Mann von Ehre" aus ihrem platoniſchen Verhältniſſe nicht eher ſcheiden, als bis der Graf de Clifford Todes verblichen iſt, worauf dann der Marquis von Cheveley die angebetete Wittwe heirathet. Kein Adulterium, keine ſchauderhaften Selbſtmord-Scenen, wie ſie nur zu oft in den outrirten Darſtellungen der genialen Franzöſin vorkommen, ſtören die Leſer des Engliſchen Romans, doch fehlt es auch in dieſem nicht an der weiblichen Kaſuiſtik, die eben, weil ſie die männliche an Schärfe noch zu überbieten ſucht, auch den Männern das Buch ſo intereſſant macht. Wir zweifeln darum nicht, daß der Roman der Bulwerſchen Ehe bald ins Deutſche überſetzt ſeyn wird.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 51. Berlin, Montag den 29. April 1839.

Frankreich.

Eine Wahl im Jahre 1789.

Aus den Memoiren des Grafen Beugnot.

Ich hatte der Frau von Staël verſprochen, mich zum Deputirten wählen zu laſſen, und kehrte daher nach Bar-ſur-Aube zurück, um meiner Verpflichtung Genüge zu leiſten. Bis jetzt war mir Alles nach Wunſch gegangen, denn ungeachtet meiner Abweſenheit hatten mich meine Mitbürger zum Wähler für die Juſtizamts-Verſammlung ernannt. Unglücklicherweiſe wählte Bar-ſur-Aube nicht direkt zu den Generalſtaaten; dieſe Stadt, ſo wie Joinville und die dazu gehörigen Gerichtsſprengel, vereinigten ſich in Chaumont, dem Hauptorte des Wahlamtes; in Chaumont aber war ich nicht beſonders angeſchrieben, weil ich vor einem halben Jahr, zum Nachtheil der Gerichtsbarkeit dieſer Stadt, das Landgericht in Bar-ſur-Aube organiſirt hatte. Doch verließ ich mich feſt auf meine Anhänger, und meine Hoffnungen ſteigerten ſich noch, als ich in Chaumont Herrn Becquey antraf, der dieſelben Anſprüche und denſelben Ehrgeiz wie ich beſaß und der ebenfalls zu Joinville die Stelle eines Syndikus-Anwaltes des dritten Standes bekleidete. Wir waren Beide von gleichem Alter und kannten uns von unſerer Studienzeit her, wo Becquey ſchon damals unter den jungen Leuten in dem Rufe eines ehrenfeſten und geiſtreichen Menſchen ſtand, den er ſich auch bis dieſen Augenblick ungetrübt erhalten hat. Man war in Joinville ſehr für ihn eingenommen, und er ſtand dort wenigſtens in eben ſo hohem Anſehen, als ich in Bar-ſur-Aube. Es lag in unſerem beiderſeitigen Intereſſe, zuſammenzuhalten; wenn es uns gelang, die Wähler von Bar und Joinville zu vereinigen, ſo waren uns zwei Drittel der Stimmen ſicher, und da es bei unſerer Wahl nur auf die einfache Majorität ankam, ſo ſchien unſere Ernennung ſo ziemlich ſicher, wenn wir auch ein gut Theil Abtrünniger mit in Anſchlag brachten. Nicht ohne geheimes Vergnügen und eine Beimiſchung von Verachtung hörten wir die Männer aus der niedrigen Volksklaſſe namhaft machen, die man uns entgegenſtellte. Herr Becquey beſitzt jene Art von Stolz, der von jeder zweideutigen Handlung zurückhält; dieſes Gefühl iſt ehrenvoll und daher anſteckend; ich folgte ſeinem Beiſpiele, und wir verſäumten, als tief unter unſerer Würde, alle jene in ſolchen Fällen durchaus nothwendigen Schritte, um ſich eine Partei zu gewinnen, wenn man noch keine beſitzt, und, was noch weit ſchwieriger iſt, um die einmal gewonnene Partei ſich zu erhalten.

Die Wähler der drei Stände langten in Maſſe zur General-Verſammlung an, bei welcher der Ober-Juſtizamtmann von Chaumont, Baron von Mandat, den Vorſitz führte. Der Baron war ein Edelmann in der vollen Bedeutung des Wortes, von untadelhafter Ehre, großmüthig bis zur Verſchwendung und Jedermann zufriedenſtellend, ausgenommen ſeine Gläubiger. Die Wähler vereinigten ſich unter ſeiner Anführung, um der Meſſe des heiligen Geiſtes beizuwohnen, welches eine ehrwürdige und vorgeſchriebene Einleitung zu allen unſeren großen Verſammlungen war. Die Tracht des Ober-Juſtizamtmanns war ganz beſonders in die Augen fallend; er trug einen Federhut, einen kleinen Spaniſchen Mantel, herabfallenden Halskragen, hochſtehenden Degen und Schuhe mit Bandſchleifen. Herr von Mandat war von kleiner Statur, munteren Geiſtes und hatte überhaupt etwas Komiſches in ſeiner Erſcheinung, ſo daß er in ſeiner feierlichen Amtstracht wie Crispin in ſeinem Sonntagsputze ausſah. Die Meſſe wurde unter großer Unruhe, ſo gut es gehen wollte, abgehalten; beim Herausgehen aber drängte ſich Jeder, um nur noch den Ober-Amtmann betrachten zu können. Zwei Hellebardiere gingen vor ihm her und ſchlugen rechts und links ziemlich ſtark auf die gar zu neugierigen Wähler los; einer derſelben wurde niedergeworfen und mit Füßen getreten, die Anderen ergriffen ſeine Partei, und der Tumult drohte überhand zu nehmen. Da beſtieg Herr Becquey die Kanzel des heiligen Johannes und verſuchte es, die Streitenden durch das Schwert des Wortes zu trennen. Mit dieſem Tage nahmen die Neuerungen ihren Anfang, denn ein Laie auf der Kanzel war gewiß nicht eine der geringſten. Doch wirkte die Sache ſchnell, und die Geſtalt des Herrn Becquey auf der Kanzel wurde das forte virum quem. Ein Jeder ließ vom Kampfe ab, um ihn zu hören. Als geſchickter Redner, faßte er ſogleich ſein Auditorium bei der ſchwachen Seite; er breitete ſich über die Würde und Unverletzbarkeit der Wähler aus und tadelte die Hellebardiere, weil ſie jene verletzt und dieſe nicht geachtet hätten. Bei dieſer Würde nun beſchwor er die Herren Wähler, ſich nicht zu eilig ſelbſt Genugthuung zu verſchaffen und ſtrenger den äußeren Anſtand zu bewahren; auch verſprach er ihnen, daß der Herr Ober-Amtmann den zu ungeſchickten Eifer ſeiner Hellebardiere beſtrafen werde. Seine letzten Worte enthielten eine rührende Ermahnung, den Frieden und das gegenſeitige Vertrauen aufrecht zu erhalten und mit einander zu wetteifern, wer am beſten dem hohen Berufe des Wählers entſprechen würde. Das Gotteshaus, in welchem noch kurz vorher Wuthgeſchrei ertönte, hallte jetzt von einſtimmigem Beifallsruf wieder; Herr Becquey trug einen vollſtändigen Sieg davon, und man konnte gar nicht mehr daran zweifeln, daß ein junger Redner, der es ſo gut verſtand, die Leidenſchaften zu beſänftigen, dem Weisheit und Ueberredungskunſt in ſo hohem Grade eigen war, zum Deputirten für die Generalſtaaten würde gewählt werden.

Die drei Stände vereinigten ſich zu einer General-Verſammlung. Der Königliche Prokurator hielt eine ſehr lange, unbedeutende Rede; glücklicherweiſe faßte ſich der Ober-Amtmann kürzer, fügte nur wenige Worte hinzu und ſchickte jeden Stand in ſeine reſpektive Kammer.

Der geiſtliche Stand ernannte den Abt von Clairvaux zu ſeinem Präſidenten und zwei Pfarrer zu Secretairen. Die meiſten Mitglieder dieſer Kammer beſtanden aus Pfarrern, die von ungemeſſenem Haß gegen die Mönche und gegen die hohe Geiſtlichkeit beſeelt waren. Es gab freilich auch ehrenwerthe Ausnahmen unter denſelben, im Allgemeinen aber hatten dieſe unvorſichtigen und ſehr unwiſſenden Prieſter die Achtung vor der geheiligten Kette verloren, welche die Glieder der Hierarchie unter einander verbindet; ſie gingen blindlings auf die Eroberung des Zehnten, auf die Erniedrigung der hohen Geiſtlichkeit und auf die Aufhebung der geiſtlichen Orden los. Die Weltgeiſtlichen hatten, wie geſagt, den Abt von Clairvaux zu ihrem Vorſitzer ernannt; ſie geſtanden aber laut ein, daß er dieſe Ehre nur ſeinem Vermögen verdanke, und weil er unſtreitig dasjenige Mitglied der Kammer ſey, welches am beſten repräſentiren, das heißt, welches die prächtigſten Feſte geben könne. Obgleich er nun auch wirklich ganz vortreffliche Tafel hielt, ſo wurde ihm doch ſeine Präſidentſchaft ſehr verleidet, denn er mußte beſtändig von den Pfarrern jene Vorwürfe und Witzeleien gegen die Mönche anhören, welche ſich die wohlerzogenen Weltgeiſtlichen gar nicht mehr erlaubten. Und Niemand verdiente weniger ſolche Verfolgungen, als der letzte Abt von Clairvaux, Dom Rocourt; er war ein ſchöner Mann, von feinen Sitten, ausgeſucht höflich gegen Männer und galant gegen Damen. Sein glückliches Aeußere hatte ihm den Ruf eines ausgezeichneten Mannes verſchafft, obgleich er es eigentlich in keiner Art war, denn er beſaß einen beſchränkten Geiſt, wenig oder gar keine gelehrte Bildung und nicht den geringſten Scharfblick. Er hielt es für ganz unmöglich, daß das Gebäude des heiligen Bernhard umgeſtürzt werden könnte; als es nun aber dennoch vor ſeinen Augen zuſammenbrach, wollte er gar nicht daran glauben, und dreißig Jahre lang, bis zu ſeinem Tode, hoffte er beſtändig auf ſeine Wiedereinſetzung. Es war doch gewiß grauſam, einen ſo ehrlichen Mann durch Verfolgungen zu quälen.

Der Ober-Amtmann führte von Rechtswegen den Vorſitz in der Adels-Kammer; Secretaire waren der Graf von Choiſeul-Daillecourt und ***. Die erſten Häuſer Frankreichs nahmen an dieſer Verſammlung Theil, die meiſten freilich nur durch Vertreter; der Geiſt, der darin herrſchte, war kein feſt ausgeſprochener. Der Herzog von Orleans, welcher der bedeutendſte Grundbeſitzer des Juſtiz-Amtes von Chaumont war, ließ ſich durch den Vicomte von Montmorency-Laval vertreten. Die Gemahlin dieſes Edelmannes, die nicht in Güter-Gemeinſchaft mit ihm lebte, gehörte ebenfalls zu den Grundbeſitzern dieſes Bezirkes; ſie ſetzte aber weniger Vertrauen, als der Prinz, in ihren Mann und hatte ihn nicht mit ihrer Vertretung beehrt; da man nun ſelbſt eine berathende Stimme in der Verſammlung haben mußte, um Jemand zu repräſentiren, ſo hätte dem Vicomte von Laval der Zutritt in die Kammer verweigert werden können. Einige trugen darauf an, aber die größere Anzahl überging den Verſtoß.

Der Vicomte von Laval hatte das Palais-Royal mit der feſten Ueberzeugung verlaſſen, daß er alle Wahlen für die

Digitized by Google

Orleansſche Partei, deren Abgeſandter er war, davontragen würde. Er hatte ſchon einen Mandats-Entwurf für die Gemeinden, vom Abbé Sieyes verfaßt, vor ſich her an alle diejenigen abgeſchickt, deren Gutsherr der Herzog von Orleans war. Einen anderen Mandats-Entwurf für die Wahl-Verſammlung, von demſelben Verfaſſer, trug er noch bei ſich, und um ihn in ſeinen Plänen zu unterſtützen, hatte man ihm noch den Abbé von Limon zugeſellt, einen Mann von Geiſt und Kühnheit, der zu Allem fähig war. Und damit dieſe Herren mit allem Nothwendigen gehörig verſehen ſeyen, hatte man ihnen auch noch eine gute Anzahl Ordensbänder eines Frauen-Kapitels mitgegeben, welches zwar noch nicht beſtand, das der Herzog von Orleans aber zu ſtiften beabſichtigte und deſſen Ordenskreuze er im Voraus an alle Damen vertheilen ließ, deren Einfluß ihm nützlich ſeyn konnte. Fügt man zu dieſem ehrenvollen Gewinnungsmittel noch einige andere gebräuchlichere, wie Gaſtmähler, Bälle, Feſtlichkeiten und Verſprechungen aller Art, hinzu, und bedenkt man, daß dies Alles in einer kleinen, von armen Champagneſern bevölkerten Stadt aufgewendet wurde, ſo kann man es Herrn von Laval nicht verdenken, daß er gleich bei ſeinem erſten Auftreten nicht mehr an ſeinem Erfolge zweifelte. Dieſer Edelmann beſaß ohnehin eine große Portion von Selbſtvertrauen. Er war in Potsdam geweſen, um den dortigen Manövern beizuwohnen und den Stiefel des großen Friederich zu küſſen. Darauf that er ſich nachher in Paris nicht wenig zu Gute. Von dieſer Reiſe hatte er auch einen dauernden Enthuſiasmus für das Preußiſche Militairweſen mitgebracht. Lange Zeit quälte er das ſchöne Regiment von Auvergne, deſſen Oberſt er war, mit ſeiner Neuerungsſucht, ſeinen Launen und ſeiner Strenge, und da er dies Alles mit wenig Geiſt that, in dies Wenige auch noch viel Verkehrtes ſich miſchte, er überdies ein regelloſes Leben führte, ſo hatte er ſich das entſchiedene Mißfallen Ludwig's XVI. zugezogen und ſich von Rechtswegen der Orleansſchen Partei in die Arme geworfen. Zwanzig Jahre ſpäter traf ich ihn in Deutſchland in Dienſten des Kaiſers und an der Spitze eines neu gebildeten Corps, welches, glaube ich, die Ordonnanz-Gendarmen hieß. Zu der Zeit aber, von der ich hier ſpreche, war er noch ein großer Herr am Hofe von Frankreich, fein und geſchliffen, aber geziert in ſeinem Benehmen.

Wahrſcheinlich hatte man ihm Herrn Becquey und mich als ganz beſonders zu gewinnende Perſonen bezeichnet. Unſere Bekanntſchaft knüpfte ſich bei ſeinen Feſtlichkeiten und Gaſtmählern an; eines Morgens ließ er uns aber ganz beſonders zu ſich einladen und las uns mit vieler Emphaſe und affektirtem Nachdruck den Mandats-Entwurf des Abbé Sieyes vor. Der Inhalt dieſes merkwürdigen Entwurfs war uns ſchon bekannt; wir intereſſirten uns alſo nur für die Declamation, die aber eine lebhafte, nur mit Mühe bekämpfte Lachluſt in uns erweckte. Wir gewannen es über uns, Herrn von Laval für ſeine Mittheilung zu danken und den hochherzigen Ideen des Mandates unſeren Beifall zu zollen; dann aber entfernten wir uns und lachten recht herzlich über den Vorleſer, der ſich einbildete, uns mit Erſtaunen und Dankbarkeit erfüllt zu haben.

Trotz aller Bemühungen des Vicomte von Laval und aller oft ans Unſchickliche gränzenden Anſtrengungen ſeiner Umgebung, konnte er doch in der Adels-Kammer zu keinem überwiegenden Einfluß gelangen, und nicht beſſer erging es ihm, als er ſich bemühte, vom dritten Stande gewählt zu werden; denn die Orleansſche Partei ſtand überall in Chaumont in Mißkredit, und das Benehmen des Vicomte von Laval war nicht geeignet, dieſen zu beſiegen. Seine Feten, ſeine Bälle, ja ſelbſt ſeine Ordenskreuze verhalfen ihm zu nichts; kurz vor ſeinem Rückzuge hatte er noch dieſe letzte Mine ſpringen laſſen und auf einem Ball zwei Stiftsdamen creirt; der Ort war in der That ſeltſam genug zur Ernennung von Nonnen gewählt, und dieſe Nonnen ſelbſt waren in jeder Hinſicht lächerlich.

Bis dahin konnte man die Vorſicht der Adels-Kammer nur billigen, doch legte ſie ſpäter, durch die Verſchmähung des Grafen von Brienne, eine auffallende Probe von Undankbarkeit an den Tag. Dieſer in jeder Hinſicht achtungswerthe Edelmann theilte nicht die Ungnade, in die ſein Bruder gefallen; man wußte ſehr wohl, daß er nur mit ihm am Miniſterium Theil genommen hatte, weil er ſich nicht davon losſagen konnte; übrigens war er ganz ohne perſönlichen Ehrgeiz. Seine Gunſtbezeigungen ſpendete er mit Wärme und Eifer, und die Adels-Kammer beſtand faſt ganz aus Edelleuten, die er emporgehoben, angeſtellt und beſchützt hatte. Man hätte daher glauben ſollen, die Adels-Kammer würde mit Freuden eine Gelegenheit ergreifen, um ihm ihre Dankbarkeit zu beweiſen und ihn ihrerſeits dadurch über die Art von Ungnade zu tröſten, in die er beim Publikum gefallen war. Dies geſchah aber keinesweges, ſondern es traten vielmehr ganz offen junge Leute gegen ihn auf, die dem Grafen ihre Beförderung zu den höchſten Stellen in der Armee verdankten, und als ich ihnen ganz unumwunden meine Mißbilligung über ihr Betragen ausſprach, erwiederten ſie kalt: „Der Graf von Brienne iſt ein ganz vortrefflicher Mann, aber es iſt mit ihm vorbei; er ſollte ganz ruhig daheim bleiben.“ Auch wurde nicht er, ſondern der Kavallerie-Oberſt Graf von Choiſeul-Dallecourt gewählt, gewiß in jeder Hinſicht ein ſehr ehrenwerther Mann, dem man aber Talente zutraute, die er in der National-Verſammlung keinesweges zeigte; ſein Kollege war Herr Clermont d'Esclaibes, ein bis dahin ganz unbekannter Edelmann, der ſich auch ſpäter in der Verſammlung durch nichts auszeichnete.

In der Kammer des dritten Standes herrſchte kein beſtimmter Geiſt. Die Wähler irrten meiſtentheils zwecklos in den Straßen umher oder füllten die Schenken und erwarteten, was man von ihnen verlangen würde; man berief ſie zuſammen, um das Büreau zu bilden oder vielmehr, um Secretaire zu ernennen, denn der Stellvertreter des Ober-Amtmanns war ihr beſtimmter Präſident. Becquey und ich begingen darin den erſten Fehler, daß wir dieſe Ernennung nicht beachteten, die uns damals gewiß nicht entgangen wäre; überhaupt iſt es von Nutzen, wenn ſich noch keine Parteien gebildet haben, die Wähler durch dieſe erſte Ernennung mit ſeinem Namen vertraut zu machen; auch ſind die Secretaire beſtändig der Verſammlung vor Augen und bewerben ſich ſtillſchweigend um ihre Gunſt, was keinesweges die ſchlechteſte Weiſe iſt. (Schluß folgt.)

Aegypten.

Aegypten und Mehmed Ali.

(Schluß.)

Der Paſcha ſprach nur wenig; er ſchien mehr geneigt, zu hören, als zu reden. Auch wir ſpielten den Höfling, wie Herr Stephens, und rühmten die Sicherheit, welche ſeine Regierung den Reiſenden biete, und die treffliche Polizei, die er errichtet. Er nahm unſere Komplimente freundlich und mit offenbarer Zufriedenheit auf, aber mit einer unbeweglichen Miene. Die Skandalkrämer des Tages ſchrieben ſeine ungewohnte Schweigſamkeit einer ſonderbaren Verfügung zu, welche die Umſtände nothwendig gemacht hatten und die ſeine häusliche Einrichtung aufgelöſt hatte. Doch affizirte dies weder ſeine Höflichkeit, noch gab es ſeinem Geſicht einen Ausdruck der Unruhe. Nach einer mehr allgemeinen Unterhaltung und nachdem er uns verſichert, daß uns auf der Weiterreiſe durch ſeine Staaten jede gebührende Erleichterung und Zuvorkommenheit werden ſolle, entfernten wir uns.

Wir haben die vier großen Provinzen ſeines Reichs beſucht: Aegypten, Kandien, Syrien und Paläſtina. Wir ſchließen Arabien aus, weil ſeine Herrſchaft in dieſem Lande ſo ſchwach und die Fortdauer derſelben ſo zweifelhaft iſt. Zwar hat er ſtatt der rothen Flagge mit dem Halbmond, welche mit der Türkiſchen Flagge faſt identiſch iſt, das grüne Banner von Mekka angenommen; aber er hat nur wenig Ausſicht, ſeine Macht über das Geburtsland des Propheten zu befeſtigen, wenn er auch die Fahne des Propheten aufzieht. Kandien berührten wir bloß, ſo daß uns keine Gelegenheit ward, mit dem Zuſtand des Volks oder dem Verfahren der Regierung bekannt zu werden. In Aegypten, Syrien und Paläſtina waren wir glücklicher, und wir haben von den Ländern des Nachfolgers der Pharaonen mit der Ueberzeugung Abſchied genommen, daß eine elendere und unterdrücktere Bevölkerung, als die ſeiner Macht unterworfenen Eingebornen, ſchwerlich auf dem Erdboden exiſtirt. Das erſte Element der Geſellſchaft, das, was nach unſeren Begriffen der einzige, vernünftige Zweck aller Regierung iſt, das Glück der Regierten, gilt am Hofe zu Alexandrien für Nichts. Eine unbeſtimmte Vorſtellung von Europäiſcher Civiliſation ſcheint den Vicekönig ergriffen zu haben; aber er ſieht darin nur ein Mittel zur Herrſchaft, nicht die Quelle und Wirkung des allgemeinen und individuellen Wohlſtandes. Die Ausdehnung und Befeſtigung dieſer Herrſchaft ſind ihm Alles, das Gedeihen ſeines unglücklichen Volkes nichts.

Dieſes Syſtem bringt es mit ſich, daß er nach Europäiſchem Lobe begierig iſt und ſeinen Namen mit der Einführung weſtlicher Erfindungen zu verbinden wünſcht. Eiſenbahnen ſind projektirt und angefangen worden, wo der Transport nicht die Koſten für die Erhaltung der Bahn decken würde. Man hat Zucker-Raffinerieen errichtet und wiederaufgegeben. Ein rieſenhafter Plan, den Nil zu erheben, indem man über ſeine beiden Hauptarme, eine kurze Strecke unterhalb der oberen Spitze des Delta, Dämme anlegt, iſt günſtig aufgenommen worden, und man hat ſchon einige Anſtalten getroffen zur Herbeiſchaffung der Materialien, die für einen ſolchen Bau erforderlich ſind. Man hatte ſogar einmal die Abſicht, die Pyramiden zu demoliren und ihr Material bei dieſem Plan anzuwenden; Herr Stephens erzählt, daß ein Europäiſcher Ingenieur angewieſen worden, ſie zu unterſuchen und zu beſtimmen, welche demolirt werden ſollten, und daß dieſer Offizier ſich dahin entſchied, daß es weniger koſten würde, aus den Steinbrüchen die Steine zu nehmen. Wir hörten es noch auf eine andere Weiſe erzählen, wie dieſe Monumente den utilitariſchen Plänen des großen Reformators entgingen. Es hieß, der Franzöſiſche Konſul habe ſich ſo eifrig zu Gunſten der Pyramiden verwendet, daß der Plan aufgegeben wurde, wahrſcheinlich, weil der Paſcha fürchtete, eine ſolche Maßregel möchte auf den Ruf, den er ſich in Europa zu gewinnen ſtrebt, nachtheilig wirken. Ihr Schatten der Seſoſtris, der Cheops und der Cephren! Wie wenig ahntet ihr, daß ihr einmal einem Barbaren des Weſtens die Rettung eurer Grabmäler vor der zerſtörenden Neuerung eines eurer Nachfolger verdanken werdet.

Der Paſcha iſt faſt der einzige Grundbeſitzer und der erſte Käufer der nützlichen Produkte ſeines Landes. Wir glauben, nicht ein einziger Aegypter, einige von den bedeutendſten Perſonen ſeines Hofes ausgenommen, beſitzt einen Morgen Landes; und ſelbſt die Letzteren, ſagt ein neuerer Aegyptiſcher Reiſender, beſitzen ſie nur auf Lebenszeit. Derſelbe Reiſende, Capitain Scott, der gern die Fehler der Aegyptiſchen Regierung vertheidigen möchte, ſagt: „Das große Uebel, welches das Land niederdrückt und beſonders auf den Schwung der Induſtrie lähmend wirkt, iſt die Nothwendigkeit, in die ſich der Paſcha verſetzt ſieht,

Digitized by Google

ſich zum alleinigen Eigenthümer des Bodens zu machen.“ Und worauf beruht dieſe Nothwendigkeit? Auf dem Charakter und der geiſtigen Bildungsſtufe der Bewohner, von denen einige nicht „aufgeklärt genug ſind, um Vertrauen zu verdienen“, während diejenigen, welche die erforderlichen Kenntniſſe beſitzen, „nicht alt genug ſind, um den nöthigen Einfluß beim Volke zu haben.“ Eine dritte Klaſſe, die der Fellah's, würde, wenn ſie Land hätte, „nur ſo viel anbauen, als ſie zu leben braucht.“ „Wer“, alſo, — ſagt dieſer Stifter einer neuen national-ökonomiſchen Schule, welche beweiſen will, daß der, welcher ein Land heben will, ſich vor Allem das ganze Eigenthum des Volkes zueignen muß, und daß die Staaten im umgekehrten Verhältniß zum Erfolg ihrer Arbeiten induſtriös und unternehmend ſind, — „wer alſo könnte den ganzen Boden des Landes mit größerem Vortheil beſitzen, als Mehmed Ali?“ Dieſelben wohlwollenden Abſichten haben ihn ohne Zweifel auch bewogen, „ſich zum General-Pächter und alleinigen Kaufmann von Aegypten zu konſtituiren.“ Und dieſe unerhörte Anmaßung wird mit den Worten vertheidigt: „Ich zweifle alſo, ob nicht Mehmed Ali's Monopol-Syſtem dem Lande ſo lange am vortheilhafteſten iſt, bis Kenntniſſe u. ſ. w.“

Dieſes Verwaltungs-Syſtem bringt in Aegypten „in den guten Niljahren“ gegen 22 Millionen Dollars ein, von einer Bevölkerung, die wenig mehr als 3 Millionen Seelen ſtark iſt und deren Ausfuhr ſich höchſtens auf 8,300,000 Dollars beläuft, und von einem Lande, das keine Manufakturen hat und deſſen Bewohner auf der niedrigſten Stufe menſchlichen Elends ſtehen. Die Folgen dieſer Ordnung der Dinge zeigen ſich überall an der abſchreckenden Noth der Bevölkerung. Im letzten Jahre war Aegypten von einer Hungersnoth bedroht, und wenn wir nicht irren, wurde aus Odeſſa Korn eingeführt; die Ausſichten dieſes Jahres erſcheinen nach neueren Berichten nicht viel beſſer. Der große Befruchter von Aegypten, der Nil, war weder über noch unter ſeinem ſegensreichen Stand, und nur in den unterdrückenden, unverſtändigen Maßregeln der Regierung ſind die Urſachen zu ſuchen, welche die Kornkammer der alten Welt in eine unfruchtbare Wüſte zu verwandeln drohen.

Von geſetzlichem Schutz, wie wir dies Wort verſtehen, iſt in Aegypten durchaus nichts zu finden. Keines Menſchen Perſon oder Eigenthum iſt auf einen Tag ſicher, wie überhaupt im ganzen Türkiſchen Reich die Theorie ſeiner Regierung und bis vor kurzem noch ſeine praktiſche Verwaltung es mit ſich brachten, daß das Leben und Eigenthum der Chriſten ſo unſicher war, als es bei ungeſtrafter Raubſucht von der einen und ungeſchützter Schwäche von der anderen Seite nur ſeyn konnte. Der ſiegreiche Muhammed und ſeine Nachfolger nach dem Fall von Konſtantinopel ſtellten früh den Grundſatz auf, daß das Leben aller beſiegten Einwohner verwirkt ſey, und daraus zogen ſie mit logiſcher Konſequenz und barbariſcher Grauſamkeit den Schluß, daß, da das Größere das Kleinere in ſich ſchließe, alle Dinge der Regierung gehörten, daß aber die chriſtlichen Rajah's ihr Leben und Vermögen von einem Jahr aufs andere um einen beſtimmten Preis auslöſen könnten. Dies war aber immer nur eine temporaire Verfügung, welche der Regierung die Freiheit ließ, über ihre neu erworbenen Unterthanen nach Belieben zu ſchalten. Und dieſe Grundſätze ſind getreulich in Anwendung gebracht worden.

In Nikoſia, der Hauptſtadt von Cyprus, wurden wir gaſtfreundlich aufgenommen in einem Griechiſchen Kloſter, der Reſidenz des Erzbiſchofs, eines ehrwürdigen Mannes, der in der Inſel ſehr geachtet iſt. Wir plauderten viel mit ihm und unter Anderem auch über die Ausführung der Türkiſchen Geſetze und die Lage der Türkiſchen Bevölkerung. Er erzählte uns, daß die Ausſage eines Chriſten gegen einen Türken nicht angenommen werde, und daß ihre Sicherheit ganz von dem perſönlichen Charakter des Befehlhabers abhänge. Die hohen Gerichts-Beamten der Türken, die Kadis, werden in Konſtantinopel aus den Ulemahs, dem Corps der Rechtsgelehrten, gewählt und in alle Theile des Reichs geſandt. Ihre Ausſprüche laſſen in Fällen, wo Chriſten betheiligt ſind, keine Appellation zu, und als wollte man ſie durchaus zu ungerechten Ausſprüchen anſpornen, ſind ihnen zehn Prozent für ihre Urtheile bewilligt. Wir fragten den Erzbiſchof, ob für die Griechen keine Hülfe wäre, wenn der Kadi ein offenbar ungerechtes Urtheil fällte, für welches kein Vorwand da ſey? Er antwortete: „Keine.“

Selbſt in Konſtantinopel kann man leicht die Mängel entdecken, die dem Türkiſchen Syſtem ankleben, obwohl daſſelbe hier durch den Einfluß, den die Anſichten der Chriſtenheit gegenwärtig auf die muſelmänniſchen Inſtitutionen ausüben, und vielleicht auch durch den perſönlichen Charakter des Sultans kontrollirt wird.

„Der Kaiſerliche Todtſchläger“ iſt einer von den Titeln des Großherrn, und in früheren Zeiten war es kein bloßer Titel. Doch allmälig wurde der Königliche Schlächter auf 40 Opfer täglich beſchränkt. Eben ſo hat der Kapudan Paſcha das Recht, die Perſonen ſeines Gefolges, und vielleicht auch die Seeleute ſeiner Flotte, tödten zu laſſen. Wir hörten in Konſtantinopel, daß dieſer Beamte kürzlich einen Lieblingsſchmuck von Diamanten verloren hatte, den ihm der Sultan geſchenkt, und daß er in einem Augenblick, wo er ſeinen Herrn zu beſuchen wünſchte und das Geſchenk nicht finden konnte, in einem Wuthanfall einen von ſeinen Dienern in den Bosporus warf und dem anderen eine Kugel ins Gehirn ſchoß. Als einen Beweis, daß, wo nicht die Civiliſation, doch die Menſchlichkeit Fortſchritte macht, fügen wir hinzu, daß man prophezeite, der Wütherich würde bald ſein Amt verlieren, wie er auch ſchon die Gunſt ſeines Herrn verloren hatte, der ſich über dieſe Barbarei ſehr empört zeigte. Ob die Prophezeiung in Erfüllung ging, wiſſen wir nicht.

Auch das Benehmen der Aegyptiſchen Regierung bei der Grabung des Mahmudieh-Kanals zeigt uns, wie wenig hier menſchliches Leben und menſchliche Rechte geachtet werden. Dieſer Kanal iſt zwar eines der nützlichſten Denkmäler der Regierung Mehmed Ali's, aber auch ein Denkmal der Willkür und Unterdrückung. Statt daß man eine gerechte und ſyſtematiſche Anordnung traf zur Beſchäftigung und Ernährung der nothwendigen Arbeiter, wurden die elenden Fellahs buchſtäblich aus ihren Dörfern zuſammengetrieben und gezwungen, an dieſem Kanal zu arbeiten. Man hat berechnet, daß nicht weniger als dreihundert Tauſend auf dieſe Weiſe ergriffen wurden, von welchen wenigſtens 25,000 durch Hunger und Strapazen umkamen. Ein glaubwürdiger Augenzeuge erzählte uns, daß dieſe elenden Geſchöpfe keine Werkzeuge zu ihrer Arbeit bekommen, ſondern daß die Erde von ihren Händen aufgegraben und in den elenden Lumpen, die kaum ihre Nacktheit bedeckten, fortgeſchafft wurde. Zum Glück für ſie ſowohl, als für den Erfolg des Werks, iſt der Boden angeſchwemmt und ohne einen Stein auf der ganzen Straße. Das Land iſt faſt eine todte Ebene, und auf dem Kanal iſt kein einziges Schleuſenbrett. Es iſt eine Schleuſe an jedem Ende, um den Ein- und Ausfluß des Waſſers zu reguliren, aber für die Paſſage der Boote iſt keine Anſtalt. Das Ganze iſt eigentlich nichts als ein großer Graben, ohne Kunſt im Plan oder in der Ausführung. Auch iſt er ſo krumm, daß die Entfernung gewiß um ein Drittel größer iſt, obwohl Nichts dieſe Abweichung von der geraden Linie nothwendig gemacht hat und ſie offenbar nur daher rührt, daß der Zufall den Arbeitern ihre Poſten angewieſen hat.

Doch um dem Kaiſer zu geben, was des Kaiſers iſt, wollen wir auch Mehmed Ali Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Seine Regierung hat überall die Lage der Europäer verbeſſert. Sie ſind in der That die privilegirte Kaſte des Landes, und ein Hut iſt in allen ſeinen Provinzen ein beſſerer Schutz als ein Turban. Der muhammedaniſche Fanatismus iſt vor dem Schrecken, den ſein Name einflößt, zurückgewichen, und ſeit der Zeit einiger älteren und berühmteren Sultane hat gewiß kein orientaliſcher Herrſcher ſo großen perſönlichen Einfluß ausgeübt, als dieſer talentvolle energiſche Mann. Die Polizei iſt trefflich und das Reiſen vollkommen ſicher. Zum Unglück beſitzen die Regierung und ihre Agenten eine unumſchränkte Gewalt, die ſie auch zu Gunſten der Europäer mißbrauchen. Und ſeitdem wir ſelbſt in Bulak, dem Hafen von Kahira, ſahen, wie Polizei-Beamte für die Böte, die man uns beſtimmt hatte, Mannſchaft preßten, indem ſie mit einem Strick unter die Menge ſtürzten und Alle, die der Strick gefaßt hatte, ohne die geringſte Rückſicht auf ihren Sold oder Unterhalt, an Bord trieben, hatten wir für die blinden Lobhudler des Vice-Königs alle Geduld verloren.

Welche Folgen Mehmed Ali's Tod für das Reich, das er errichtet hat, haben wird, iſt eine der intereſſanteſten politiſchen Fragen des Tages. Seine wiederholten Bemühungen, von der Pforte einen Ferman zu erlangen, der Ibrahim Paſcha zu ſeinem Nachfolger ernennt, waren fruchtlos, und die Abſicht, die er hatte, ſeine nominelle Abhängigkeit von dem Sultan abzuwerfen, iſt durch die Gegenvorſtellungen der politiſchen Agenten Frankreichs und Englands vereitelt worden. Sein ganzes Streben iſt jetzt darauf gerichtet, ſeinem Sohn die friedliche Nachfolge zu ſichern.

Die verſchiedenen Länder, die unter Mehmed Ali ſtehen, haben unter ſich kein natürliches Band. Nur ſeine Macht und Kraft hat ſie vereinigt und hält ſie zuſammen. Sein Thron ſtützt ſich weder auf eine lange erbliche Succeſſion, noch auf jene Verehrung, welche das Religions-Oberhaupt bei den Muhammedanern genießt. In dieſen wichtigen Stücken hat ſein nomineller Herr, der aber in der That ſein Nebenbuhler iſt, der Sultan, unendliche Vortheile vor ihm voraus, welchen, ſo lange Mehmed Ali lebt, der perſönliche Einfluß deſſelben und die Fortdauer ſeiner Politik wahrſcheinlich das Gleichgewicht halten werden. Aber im ganzen Türkiſchen Reich wird keine politiſche Erblichkeit anerkannt, außer in der Familie Othman's. Ibrahim Paſcha würde auf etwas Unerhörtes Anſprüche machen und alte Vorurtheile umſtoßen, wenn er verſuchte, ſeinem Vater als der Erbe ſeiner Macht zu folgen. Viele von den Türkiſchen Paſcha's waren Rebellen und behaupteten ihre Provinzen, trotz jeder offenen oder heimlichen Anſtrengung von Seiten der Ober-Regierung, ſie zu unterwerfen oder aus dem Wege zu ſchaffen. Die Türkiſche Geſchichte iſt reich an ſolchen Kämpfen. Aber der Tod des glücklichen Paſcha's hat faſt jedes Mal ſeinem politiſchen Gebäude den Garaus gemacht und ſeinen Roßſchweif aus den Händen ſeiner Familie in die eines Fremden gebracht.

Sind Ibrahim's perſönliche Eigenſchaften von der Art, daß er mit Erfolg dieſem Heimfall widerſtehen kann? Wir zweifeln; ſein Aeußeres iſt nicht geeignet, einen günſtigen Eindruck hervorzubringen. Als wir ihn beſuchten, merkten wir ihm deutlich die Spuren eines ausſchweifenden Lebens an. Es iſt bekannt, daß er das Gebot des Propheten wenig beachtet und ſich oft berauſcht. In Morea und Syrien hat er allerdings militairiſches Talent bewieſen, obwohl er es beſonders in dem erſtgenannten Lande durch die furchtbarſten Grauſamkeiten beſudelte. Aber als Staatsmann hat er ſich nicht ſehr fähig gezeigt, und ſein Vater hielt es nicht für gut, ihm die Verwaltung in einer ſeiner großen

Digitized by Google

Provinzen anzuvertrauen. Er hält ſich viel in Syrien auf, aber der General-Gouverneur dieſer Provinz iſt Scheriff Paſcha in Damaskus. Doch wir haben weder die Zeit, ſeinen Charakter zu unterſuchen, noch die Anmaßung, ſein Schickſal vorherzuſagen.

Eines iſt gewiß, nämlich daß die Begebenheiten, die mit Mehmed Ali's Namen in Verbindung ſtehen, bei dem Sultan Mahmud den tiefſten Eindruck zurückgelaſſen haben. Der Mann und der Herrſcher iſt gleich ſehr verletzt worden. Die Familie des Vice-Königs hat von ſeiner Schonung nichts zu hoffen. Wir erfuhren in Damaskus durch einen politiſchen Agenten einer Europäiſchen Macht, daß ein Perſiſcher Imaum auf ſeiner Pilgerfahrt nach Mekka kürzlich durch Damaskus gekommen. Er war ein heiliger Mann und genoß große Verehrung. Er war oft der Gaſt des Agenten, und ihre Bekanntſchaft wurde ſehr intim. Seine heilige Würde hatte ihm oft Zutritt zu der Perſon und dem Vertrauen des Sultans verſchafft. Unter Anderem erzählte er, der Sultan habe Mehmed Ali's Namen mit großer Erbitterung genannt und die Hoffnung ausgeſprochen, daß die Vorſehung ihn (den Sultan) ſo lange würde leben laſſen, bis er ſich gerächt habe.

England.

Die Engliſche Literatur der Gegenwart.

(Schluß.)

IV. Geſchichtſchreibung, Philoſophie und Politik.

Seit den Arbeiten von Hallam, Mackintoſh, Lingard und Southey hat nur ein Schriftſteller ein gründliches Verſtändniß der Geſchichte bewieſen; das iſt Carlyle, der Biograph Schiller's. Er gehört zu den Denkern oder gar zu den Myſtikern, die in den Annalen der Geſchichte nur eine Reihe von metaphyſiſchen Problemen ſehen. Man kann übrigens nicht verkennen, daß der gleichzeitige Verfall der Poeſie, des Drama's und der Geſchichte aus ähnlichen Gründen abzuleiten iſt. Man ziehe die Einzelheit dem Geſammt-Eindrucke vor und die intereſſante Analyſe eines Fragments einer fruchtbaren Syntheſe. Dieſe Richtung ſchreibt ſich von Locke her und hängt mit dem ganzen Entwickelungsgange unſerer Bildung zuſammen. Im Gebiet des Romans hat ſie mehrere angenehme und belehrende Monographieen hervorgebracht: die Ayrshire Legatees, den Subaltern, Pickwick u. ſ. w. Da aber in der Geſchichte dieſer Detail-Malerei die Phantaſie nicht zu Hülfe kömmt, ſo ergiebt ſich ein kümmerliches und dürftiges Reſultat. Tritt nun noch die Eigenliebe und Anmaßung hinzu, ſo wuchern die Selbſtbiographieen in üppiger Fülle hervor. Die Fragmente aus den Papieren von Coleridge, das Leben Walter Scott's von Lockhart, das Crabbe's von ſeinem Sohne, das Cowper's von Southey verdienen jedoch eine auszeichnende Erwähnung.

Coleridge hat auf die vorangegangene Epoche einen ſehr bedeutenden Einfluß geübt. Seine philoſophiſchen Orakelſprüche ertheilte er wie die Prieſterin der Vorzeit in abgeriſſenen Sätzen und glänzenden Improviſationen. Mackintoſh, Wordsworth und Coleridge waren nebſt Dugald Stewart und Reid die Glanzpunkte der Britiſchen Philoſophie, aber Nachfolger haben ſie nicht gehabt. Carlyle, welcher die Ideal-Philoſophie Fichte's nach England zu verpflanzen bemüht iſt, verdient, nach ihnen erwähnt zu werden. Ein berühmter Advokat und politiſcher Redner, Lord Brougham, hat manche Berührungspunkte mit der Philoſophie wie mit der Literatur überhaupt und weiß, in welcher Form er auch auftritt, durch ſein Talent, ſeine Ausdauer und ſeine Leidenſchaftlichkeit Achtung und Furcht zu erregen. Niemand verſteht einen beſſeren Gebrauch von ſeiner Zeit und ſeinen geiſtigen Fähigkeiten zu machen. Aus ſeinen Werken kann man ihn indeß nicht ganz erkennen; der praktiſche Menſch bringt den Umſtänden, der Nothwendigkeit, den Anforderungen der Gegenwart immer große Opfer. In Brougham's Leben nehmen die politiſchen und gerichtlichen Kämpfe einen ſo großen Raum ein, daß die Nachwelt ihn nur unvollſtändig wird beurtheilen können. Er iſt zum Kampfe geboren, und aus ſeinen Reden, ſeinen philoſophiſchen Verſuchen, ſeinen Journal-Artikeln, ſeinen Pamphlets bricht die athletiſche Kraft eines raſtloſen Geiſtes hervor. Sein Stil hat Muskelkraft, ſeine Dialektik Feuer, ſein Angriff kennt kein Erbarmen. Da er, wie Sir Robert Peel, einer früheren Epoche angehört, ſo fallen ſeine ſchönſten Triumphe in die Zeit von 1810 bis 1830. Fügt man zu dieſen Namen noch den O'Connell's hinzu, ſo hat man alle parlamentariſche Berühmtheiten Englands beiſammen.

Seit der Parlaments-Reform iſt die Gewalt und der Glanz der parlamentariſchen Beredſamkeit geſunken. Ein großer Theil der neu eintretenden Mitglieder war mit den parlamentariſchen Gebräuchen unbekannt und konnte ſich nicht an dieſes Gemiſch von Ueberlegung und plötzlichen Antworten, in denen der Reiz, die Gewalt, die dramatiſche Kraft der politiſchen Debatte geſucht werden muß, finden. Die großen Erſchütterungen begünſtigen die Beredſamkeit. Die Unterhandlungen, Zugeſtändniſſe, Uebergänge ſchwächen die Energie und Einfachheit der Rede. Das neue Parlament hat nicht die Glanzpunkte des Unterhauſes zur Zeit Napoleon's, der Franzöſiſchen Republik, des Krieges gegen die Vereinigten Staaten erreicht, als Canning, Burdett, Fox, Sheridan, Burke die Rednerbühne beſtiegen. Die beiden einzigen großen Redner der Gegenwart ſind die Vertreter der entgegengeſetzteſten Anſichten: Robert Peel, ein beſonnener Staatsmann, welcher einen Theil der Beredſamkeit Pitt's geerbt hat, und O'Connell, dem Anſchein nach, der Führer der radikalen Partei, während er doch nur der Vertreter des katholiſchen Irlands iſt. In dieſer Aufgabe liegt die ganze Stärke O'Connell's; immer erkämpft er Vortheile für ſein Vaterland, indem er die Engliſche Partei, für deren Anführer er gilt, aufopfert. Unterſtützt von ſeinem Iriſchen Anhange und von ſeinem Landsmanne, dem Dichter Shiel, nimmt er im Parlament eine vermittelnde Stellung ein; je nach den Umſtänden fliegt er mit ſeiner beweglichen Partei bald hierhin, bald dorthin und entſcheidet durch dieſe Schwenkungen die wichtigſten Fragen.

Eine literariſche und geiſtige Macht, welche die neue Richtung Großbritaniens noch nicht erſchüttert hat, iſt die periodiſche Preſſe. Ein großer Theil ſelbſt der Vierteljahrsſchriften dient Parteizwecken. Die Quarterly Review und die Edinburgh Review ſind Vorkämpfer der Tories und Whigs; in dem erſteren verfechten Crofton Croker, ein ſcharfer und ironiſcher Geiſt, der alte Southey, Lockhart die Anſichten ihrer Partei, in dieſem Macaulay, ein ausgezeichneter Schriftſteller, der zur philoſophiſchen Geſchichtſchreibung berufen iſt. Das Panier der konſervativen Partei hat „Blackword's Magazine", welches Wilſon leitet, und in welchem ſich der alte Schottiſche Geiſt in ſeiner ganzen Schärfe und Rauhheit abſpiegelt, aufgepflanzt; eben ſo „Fraser's Magazine", zu dem Carlyle, der ſelbſt in ſeinen Thorheiten und Abſprüngen geiſtreich iſt, vortreffliche Beiträge beigeſteuert hat; auch Maginn, Gleig, Egerton, Lockhart, Hogg, Ainsworth ſollen Mitarbeiter an Fraser's Magazine ſeyn. Der „Metropolitan" und das „New-Monthly Magazine" repräſentiren zwei Abſtufungen der Whigiſtiſchen Partei. „Tait's Magazine" iſt das Organ der Radikalen und die Dublin Quarterly Review das der Iriſchen Katholiken, während die Proteſtanten dieſes Landes ihre Intereſſen in der Dublin University Review vertheidigen. Die Westminster Review, eine Verfechterin der Utilitäts-Theorieen, hat den Sprung aus dem idealen in's praktiſche Leben gewagt und den Namen „London and Westminster Review" angenommen. Betrachtet man die Engliſche periodiſche Preſſe in ihrer Totalität, ſo findet man, daß eine außerordentliche Maſſe von Talent ſich in derſelben zerſplittert, und daß die ausgezeichneten Artikel in dem Grade ſeltener werden, als die Zahl der erträglichen oder intereſſanten anwächſt.

Dies iſt der Eindruck, den ein Ueberblick der Engliſchen Literatur der Gegenwart macht. In einer Zeit des Uebergangs und der Gährung hat ſie ſich dennoch eine große Lebenskraft bewahrt. Vergleicht man ſie mit der vorangegangenen Epoche, welche über England ſo reiche Schätze der Poeſie ausgeſchüttet hat, ſo kann man ſie derſelben nur nachſtellen. Fragt man nach ihren Fehlern, ſo muß man ihr den Mißbrauch der Analyſe, übermäßige Detailmalerei und Nachahmungsſucht vorwerfen. Einen Byron oder Scott, einen Beherrſcher der geiſtigen Welt, einen Gedankenfürſten findet man nicht, aber eine Menge Talente zweiten Ranges. England hat keinen Dichter, keinen Geſchichtſchreiber, der das Höchſte in ſeiner Kunſt erreicht hätte; aber in ihrer Geſammtheit aufgefaßt, iſt die Engliſche Literatur praktiſcher als die Deutſche, gedrungener, ſtrenger und mannigfaltiger als die Franzöſiſche. Ein ausgedehnter Handel kommt ihr zu Hülfe; in ihr vereinigen ſich die verſchiedenſten Gegenſätze: ſie ſammelt die werthvollſten Thatſachen, und trotz ihrer verhältnißmäßigen Erniedrigung, achtet ſie die Errungenſchaften der Vergangenheit am meiſten und iſt am beſten für die Zukunft gerüſtet.

Philarète Chasles.

Mannigfaltiges.

— **Türkiſche Akademieen.** Der Sultan geht in der Europäiſirung ſeines Landes immer weiter und, was das Beſte iſt, er will es nicht bloß bei der Nachahmung von Aeußerlichkeiten bewenden laſſen. Nachdem er erkannt hat, daß vor Allem ein beſſerer Unterricht erforderlich ſey, um die heranwachſende Generation zu ſeinen Zwecken zu erziehen, hat der Großherr die Errichtung von ſieben Schulen angeordnet, denen der ſtolze Name Akademieen beigelegt iſt und wo unter anderen Wiſſenſchaften beſonders auch Mathematik, Phyſik und Chemie gelehrt werden ſollen. Konſtantinopel, Adrianopel, Salonichi, Bruſſa, Smyrna, Bagdad und Trebiſonde ſind die ſieben Städte, welche vorläufig die Begünſtigung ſolcher Unterrichts-Anſtalten erhalten ſollen. Die Lehrvorträge ſollen zum Theil in Franzöſiſcher und zum Theil in Türkiſcher Sprache gehalten werden; Erſteres hauptſächlich der Lehrer halber, die man aus Frankreich und Deutſchland will kommen laſſen und von denen natürlich nicht erwartet werden kann, daß ſie ſich ſo bald auch in Türkiſcher Sprache verſtändlich machen können. Die Pariſer Akademie iſt bereits aufgefordert worden, einige junge Männer als Profeſſoren der neuen Hochſchulen zu empfehlen. Auf den Akademieen von Konſtantinopel, Smyrna und Salonichi ſollen Grammatik, Geographie und Geſchichte ganz nach Europäiſcher Art in Franzöſiſcher Sprache gelehrt werden. Den Profeſſoren wird ein ziemlich anſehnliches fixes Gehalt und eine Penſion bei ihrer Entlaſſung zugeſichert.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 52. Berlin, Mittwoch den 1. Mai 1839.

Rußland.

Orianda.*)

Orianda, dieſe Benennung führt eine Gegend vom Tauriſchen Cherſonneſos: dicht am Ufer des Schwarzen Meeres, mitteninne gelegen in jenem Alpengebirg (Jaila), das, aus der Mitte der Halbinſel allmälig aufſteigend, nahe an ihrer ſüdweſtlichen Küſte, zwiſchen Kaffa und Baktſchiſarai ausgebreitet, ſeinen Kamm emporhebt und hier ſchnell in ſteileren Abhängen ſich in das Meer ſenkt. In dem milden Breitengrade und Klima von Genua gelegen, bietet ſich hier eine Landſtrecke voll Anmuth und Fruchtbarkeit dar. Wir erblicken darin ſchöne lebendig bewegte Gebirgsformationen von der Höhe des Rieſengebirges, Felſen von Sandſtein und Marmor, dichte Waldungen von Buchen und Eichen, von Ulmen, Kaſtanien- und Wallnußbäumen, Pinien und Cypreſſen, Abhänge und Thäler bedeckt mit Korn und Reben, voll Oelpflanzungen und Gärten mit jeglichem Obſt, auch Feigen, Mandeln und Granaten, grünende Wieſen von Heerden beweidet, überall aber in den Tiefen und von den Höhen herab glänzende rauſchende Bäche und durch das ganze Gebirge zahlreiche und fleißige Bewohner in heiteren Dörfern. In dieſem Landſtriche liegt Orianda. Hier ſpringt das Gebirge in größeren Stufen, in kleineren Brüchen und Hügeln zum Meer hinab, quer durchſchnitten von Thälern und Erdriſſen und ſchäumenden Bächen. Ringsumher hochſtämmige kühle Waldung, einzelne freie Hochebenen mitteninne, ein großer Weinberg, vom Kaiſer Alexander gepflanzt, und auf dem Felſenriff daneben, im Angeſichte des Meeres, ein Landhaus dieſes edeln Fürſten. Er ſchon liebte die Gegend.

Dies iſt die Stelle, die Ihre Majeſtät die Kaiſerin Alexandra Feodorowna auserwählt hat, einen Palaſt aufzunehmen von ländlichem Charakter, der geeignet wäre, der Kaiſerlichen Familie zum Sommer-Aufenthalt zu dienen. Herr Ober-Landes-Bau-Direktor Schinkel in Berlin, mit dem Entwurf des Planes beauftragt, hat dieſen gegenwärtig vollendet und der Anſicht eines kleineren Kreiſes von Kunſtfreunden geöffnet. Indem wir uns bemühten, die Beſchreibung einer Arbeit zu geben, welche den edelſten Erfindungen des trefflichen Meiſters beizuzählen iſt, hoffen wir hierdurch, allen jenen Freunden der Kunſt und Poeſie, die ſelber des ſchönen Werkes nicht anſichtig wurden, einen Genuß zu bereiten.

Jenes Felſenriff, das den Bauplatz abgiebt, liegt mit der Ebene, die ſeinen Scheitel bildet, etwa 1500 Fuß über dem Spiegel des Meeres und nur 2000 Fuß von ſeinem Ufer entfernt. An drei Seiten ſind ſteile, unzugängliche Abhänge. Ueber die ganze mäßig große Kuppe des Felſens dehnt der neue Palaſt ſich aus. Er erhebt ſich in der mäßigen Höhe von zwei Geſchoſſen. Vorn, wo die Hochebene dem übrigen Gebirge ſich anſchließt und weiter rechts die große Landſtraße vorbeizieht, ſind drei quadrate Maſſen, getrennt, doch nahe bei einander, als Eingangsfronte. Dann dicht dahinter der länglich viereckige Hauptkörper des Gebäudes, ſtark überwiegend im Plan und gegen das Meer hin ausgeſtreckt. Vier Maſſen bilden das Ganze, ruhig zuſammenſchmelzend für den Anblick: nur in der Mitte des Hauptgebäudes überragt von einem Tempel, einem ſechsſäuligen Peripteros, der von zarteren ſüdlichen Pflanzen umblüht iſt. Der ganze Palaſt aber wird getragen von einem Unterbau, der die Unebenheiten des Felſengipfels ausgleicht und, geſichert durch eine zierliche Brüſtung an ſeinem oberen Rande, eine gewiſſe Vertraulichkeit zuläßt mit dem ſchön belebten Abgrund rings umher und der friſchen Luft hier oben. Das tiefblaue Meer, wie ſchwingt es ſich ſo prächtig hoch empor, wie ſchmilzt es in gedämpften Tönen in unendlicher Ferne ſo ſanft zuſammen mit dem Himmel, von dieſem hohen Orte aus angeſehen, der das Gebäude trägt. Und der Palaſt, wie hebt ihn der Fels ſo leicht und frei in den ſtillen Aether hinauf, iſt's doch, als wär' er von Anbeginn für dieſen Zweck nur geſchaffen! Nur ſparſam ſind die ruhigen Maſſen des Gebäudes durchbrochen. Vorn am Eingang erblicken wir einen Portikus, andere kleinere hier und dort als Erker, anmuthige flache Dächer überall blitzend von der goldigen Bedeckung. In einiger Entfernung vor dem Palaſt ſind zwei Thürme und längere Flügel: wirthſchaftliche Nebengebäude, Stallungen, durch einen Cirkus dem Palaſt organiſch verknüpft. Rückwärts dieſer Vorgebäude erhebt ſich weiter das bewaldete Gebirge.

Doch wir beſchauen näher, treten in das Innere der mittleren jener drei Maſſen, welche die Eingangs-Fronte bilden: durch eine tiefe ſechsſäulige Halle, leichten Doriſchen Styles, die weit hervorſpringt. Und hier im Innern iſt ein Atrium wie in den Häuſern der Alten, jenes reizende Mittelding zwiſchen Hof und Saal, ſo ganz hervorgeſchoſſen aus der Natur eines ſüdlichen Klima. Das Ganze hat eine quadratiſche Form von 80 Fuß Ausdehnung; ein bedeckter Gang von 18 Fuß Breite läuft rings umher, vorn durch ſchlanke granitene Säulen begränzt, — durch vier an jeder Seite, — und dazwiſchen der kleine offene Hof (Impluvium), welcher die Mitte ausmacht, Luft und Sonne bringt und gemilderte Beleuchtung in den Portiken ringsum. Eine Felderdecke ſchmückt dieſe Umgänge und ein breiter gemalter Fries, ein feſtlicher Zug dicht darunter und rings umher, woran ſich ein Getäfel von grünem Marmor in der Höhe der Thüren reiht. Die Thüren gehen in die umliegenden Gemächer für Wachen und Diener; größere Durchgänge aber rechts und links ſtehen mit kurzen Gängen in Verbindung, welche die Nebengebäude mit dieſer Mittelmaſſe und ſeinem Atrium in Zuſammenhang bringen. Auch in jedem dieſer Nebenhäuſer iſt ein Atrium, dem erſten ähnlich, nur kleineren Maßſtabes (4—5 Fuß in der Breite). Das eine dieſer Häuſer iſt für die Hofdamen, das andere für die Kammerherren beſtimmt. Sämmtliche drei Vorgebäude haben zwei Geſchoſſe. Doch jene Wand des großen mittleren Atriums, die dem Haupteingang gegenüber liegt, iſt freier geöffnet durch fünf Zwiſchenweiten von Säulen, wie man gleich fühlt, zum Eingang in die Hauptmaſſe des Gebäudes; dahinter eine zweite Säulenſtellung, dann ein ſchmaler Zwiſchenhof, der in dieſen Durchgang helles Licht von oben einfallen läßt, dann wiederum zwei Ketten von Säulen hinter einander — doch enger geſtellt als die erſten, daß hier auf dieſelbe Breite ſieben Zwiſchenweiten ſich öffnen und eine andere Auffaſſung auch in der Form ſich darſtellt. Man fühlt ſogleich, daß hier der Charakter der Anlage ſich ändere durch eine glänzendere, bedeutungsvollere Auffaſſung. Und ſiehe da, ein großer länglich viereckiger Hof, der nach der Tiefe der Anlage ſich erſtreckt: glänzende Portiken, die ihn umgeben; ein blühender Garten; ſpiegelnde Waſſerbecken, rauſchende Fontainen; in der Mitte des Platzes ein Unterbau phantaſtiſcher Anordnung, ſo hoch wie die umgebenden Gebäude: Pfeiler, frei emporgetragene Treppen, ſpielendes Pflanzenleben um ſeine Zinne und mitten daraus empor jener ſchöne Tempel, der ſchon früher als Krone des ganzen Palaſtes wahrgenommen wurde. Ueberall, wohin wir blicken, gewahren wir größere Sorgfalt, edleren Styl in Anordnung und Material, mannigfaltige feingefühlte Form, einen Aufwand von Erfindung, muſiviſch gefügtes Gemäuer, überall Marmor, vergoldetes Erz, Verzierung auf Wänden, Säulen und Fußböden, unvergänglich aus glänzenden bunten Steinen gefugt. Dies iſt jene ſeltenere Pracht, die den Fürſten gebührt, echter poetiſcher Duft, Cäſariſche Würde. Hier umher iſt die Wohnung des Kaiſers und der Kaiſerin. (Schluß folgt.)

*) Wenn wir hier ausnahmsweiſe der detaillirten Beſchreibung eines architektoniſchen Kunſtwerkes Raum gönnen, ſo bedürfen wir wohl bei der Großartigkeit des Gegenſtandes kaum einer Rechtfertigung bei unſeren Leſern. Nicht bloß Kunſtfreunde und Techniker dürften die Einzelnheiten eines ſo majeſtätiſchen Planes mit Intereſſe kennen lernen. D. R.

Frankreich.

Eine Wahl im Jahre 1789.

(Schluß.)

Als man die Secretaire ernannt hatte, theilte ſich die Verſammlung in verſchiedene Kommiſſionen, um die Mandate der Gemeinden durchzuſehen und einen Mandats-Entwurf aufzuſetzen, welcher nachher der Verſammlung vorgelegt werden ſollte. Herr Becquey und ich wurden von unſeren reſpektiven Kommiſſionen gerade insbeſondere zu dieſer Arbeit auserſehen, und wir gaben uns derſelben mit Eifer hin. Doch ſtieß uns unter der ganzen Maſſe dieſer Mandate durchaus nichts Merkwürdiges auf; zweifelsohne würde es von großem Intereſſe geweſen ſeyn, darin die ungekünſtelte Darſtellung aller Bedürfniſſe und Leiden des dritten Standes von einem Ende Frankreichs

Digitized by Google

bis zum anderen zu leſen; dies hätte die beſten Elemente für die Geſchichte dieſer Zeit abgegeben; aber alle dieſe Mandate waren nach einem gedruckten Schema abgefaßt, welches damals überall zirkulirte und nur mit wenigen Zuſätzen von dem praktizirenden Advokaten jedes Ortes verſehen wurde. So hatte man unter Anderem in allen Gemeinden, die unter der Herrſchaft des Herzogs von Orleans ſtanden, ganz getreu das vom Abbé Sienes ausgeſetzte Mandat abgeſchrieben; das aber, was man an einzelnen Orten noch hinzugefügt hatte, ſtach ſeltſam gegen das Uebrige ab; denn nachdem man die ſtrenge Scheidung der geſetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Macht, Preßfreiheit, Geſchworenengerichte und Aufhebung der Leibeigenſchaft verlangt hatte, beſtanden die Bauern noch darauf, daß ihre Hofhunde vom Knüttel befreit würden, den dieſe auf Befehl der Grundherren am Halſe tragen mußten, damit ſie dadurch an der Verfolgung der Haſen gehindert würden, obgleich Hunde ſolcher Gattung gar nicht zur Jagd geneigt ſind und ſich ſelten von ihrer Behauſung entfernen; man drang ſo eifrig auf die Befreiung vom Knüttel, daß trotz meiner Gegenvorſtellungen dieſe Forderung in das Mandat des Juſtizamtes aufgenommen wurde. In einigen anderen verlangte man noch, nachdem man auf alle dem Gehirn des Abbé Sienes entſprungene Freiheiten angetragen hatte, daß es den Einwohnern erlaubt ſeyn ſolle, Flinten in ihren Häuſern zu halten, um ſich gegen die Wölfe vertheidigen zu können. Nur eines der Mandate ſchien mir ein beſonderes Augenmerk zu verdienen; es war das einer Gemeinde in der Nähe von Chateauvillain; der Verfertiger deſſelben hatte eine Maſſe mehr oder weniger übertriebener Wünſche aufgezeichnet und ſchloß mit folgender unverſchämten Formel: „Wir ertheilen unſeren Deputirten die Vollmacht, vom König, unſerem Herrn, die Gewährung vorſtehender Bitten zu verlangen; willigt er ein, ſo ſagen wir ihm dafür unſeren Dank, verweigert er es aber, ſo wollen wir ihn entkönigen (deroiter).“ Das letzte Wort war unterſtrichen. Ich verfügte mich mit dieſem Mandate zum Königlichen Prokurator, dem ich vorſchlug, die Kammer darauf aufmerkſam zu machen, damit es erſtlich aus der Anzahl derjenigen, mit welchen man ſich beſchäftigen wollte, geſtrichen würde, und damit man ſodann auf gerichtlichem Wege Maßregeln zur Beſtrafung der Verfaſſer deſſelben anordne. Der Königliche Prokurator ſchien ſehr entrüſtet über dieſe Entdeckung und verſprach mir, die Sache mit Strenge zu betreiben; doch fürchtete er, ſich durch Erfüllung ſeiner Pflicht unpopulär zu machen, und ſo blieb die Beleidigung der Königlichen Majeſtät ungeahndet. Das Wort kam unter die Leute, wurde oft wiederholt und zuletzt ſogar ſehr ſpaßhaft gefunden. Der Verfaſſer hatte wahrſcheinlich nur einen ſchlechten Witz machen wollen und nicht geahnt, daß er eine Prophezeiung ausſprach!

Während ich mich mit der Durchſicht der Mandatshefte beſchäftigte, ſchmiedete man gegen mich eine ziemlich arge Intrigue. Die Stadt Chaumont, ein ehemaliges Jagdſchloß der Grafen von Champagne, liegt auf einem ringsum von unfruchtbarem Lande umgebenen Felſen. Um dieſe unglückliche Lage durch etwas auszugleichen, hatte man hierher ein Landgericht verlegt, deſſen Wirkſamkeit ſich weit hin über Bar-ſur-Aube und Joinville erſtreckte. Chaumont lebte nur von ſeiner Gerichtsbarkeit, denn nichts als ein Prozeß konnte irgend Jemand bewegen, ſich nach dieſem Felſenneſte zu begeben, und man trieb auch dort nur Handel mit Stempel-Papier. Die ganze Stadt wimmelte von Räthen, Advokaten, Prokuratoren, Häſchern, Gerichtsdienern und Schenkwirthen. Bar-ſur-Aube, in jeder Hinſicht beſſer als Chaumont gelegen, verſuchte ſchon ſeit längerer Zeit, ſich dem Joche ſeiner Gerichtsbarkeit zu entziehen, und dies war ihm auch endlich unter dem günſtigen Einfluſſe der Edikte vom Mai des Jahres 1788 gelungen; Joinville, welches nach demſelben Ziele ſtrebte, würde ſich auch eines ähnlichen Erfolges erfreut haben, wenn man nicht die Edikte plötzlich zurückgenommen hätte. Es lag alſo im Intereſſe Chaumonts, keine Deputirten aus Bar-ſur-Aube und aus Joinville in die Generalſtaaten zu ſchicken, und überhaupt nicht ſolche, die für die Untergrabung ſeiner Exiſtenz thätig geweſen waren. Dieſe Vorſicht von ſeiner Seite war ganz billig, und wir, Herr Becquey und ich, hätten nur die Wähler von Bar und Joinville um ſo feſter mit einander verbinden und denen von Chaumont in geſchloſſener Reihe kühn entgegentreten ſollen; die ſtärkſte Partei würde den Sieg davongetragen haben, wir vernachläſſigten aber alle Vorbereitungen zum Kampfe. Der vornehmere Theil der Wähler blieb uns zwar treu, doch fiel täglich eine Anzahl aus der größeren Maſſe, die ſich in den Schenken umhertrieb und um die wir uns gar nicht kümmerten, von uns ab. Ein unangenehmer Vorfall, der ſich auf mich perſönlich bezog, ſchwächte auch noch unſere Partei. Die Kommiſſarien für die Entwerfung der Mandate verſammelten ſich jeden Nachmittag in dem Refektorium des Kapuziner-Kloſters, um ſich auf ihre Arbeit vorzubereiten, und dieſe Verſammlung beehrte mich mit einigem Vertrauen. Man hatte die Artikel über die periodiſche Wiederkehr der Generalſtaaten, über die Theilung der geſetzgebenden Macht zwiſchen dem Könige und dieſer Verſammlung und die Bewilligung der Abgaben, welche dem dritten Stande allein zukommen ſollte, bereits angenommen. Man hatte ſich daran gewöhnt, mich anzuhören, und ich fing an, eine gewiſſe Autorität zu gewinnen; deshalb aber, glaube ich, führte man etwas gegen mich im Schilde. Als man bis zur Gerichts-Ordnung gekommen war, fragte ein Mitglied der Verſammlung, der einzige Publiziſt, der ſich dabei befand, der Juſtiz-Amtman von Chateauvillain: Was mit den Parlamenten zu machen ſey? Ich antwortete unvorſichtiger Weiſe ganz trocken: „Man muß ſie aufheben.“ Bei dieſen Worten theilte ſich der ganzen ehrenwerthen Verſammlung eine wahrhaft elektriſche Wuth mit, und ein Jeder bedrohte mich durch Geberden und Worte. Ein Advokat aus Montiérender, Namens Delaſſire, verließ ſeinen Platz und ſtürzte mit geballten Fäuſten auf mich zu, um mich zu ſchlagen. Ich ſah mich ſchon als Opfer für den Ruhm der Parlamente fallen. Die Scene trug ſich übrigens nach dem Mittageſſen zu. Frau von Sevigné ſagt irgendwo, daß der Bretagner nach Tiſche immer ſehr unliebenswürdig ſey; daſſelbe iſt auch der Fall bei dem Bewohner der Champagne. Alles, was die Gemäßigten bei dieſer Aufregung gegen mich zu meinen Gunſten thun konnten, war, daß ſie meine Flucht ſchützten; bis auf die Straße aber verfolgten mich meine erzürnten Kollegen mit heftigem Geſchrei und Schmähreden, und es wäre mir ſicher übel mitgeſpielt worden, wenn nicht die Kampfluſtigſten ihrer Partei zu feſt in den Schenken geſeſſen hätten.

Man kann leicht denken, daß dieſer Auftritt mich gänzlich entmuthigte; er zeigte mir die Gefahr, oder doch wenigſtens das Schwierige meiner Stellung, welches ich bis jetzt faſt überſehen hatte, und ich hielt es für das Beſte, der Entwerfung der Mandate und meiner Kandidatur zu entſagen. Abends nach dieſem unglückſeligen Ereigniß beſuchten mich der Richter von Chateauvillain, den es ſehr ſchmerzte, die unſchuldige Urſache des Tumultes geweſen zu ſeyn, und einige andere Mitglieder der Verſammlung, die ſich der Vorgänge ſchämten; ſie drangen in mich, doch den nächſten Tag wiederzukommen, um mich über meine Anſicht auszuſprechen, und gaben mir die Verſicherung, die Majorität werde dafür ſorgen, daß man mich mit der Rückſicht anhöre, die meinen Grundſätzen und meiner Perſon gebühre. Ich hatte aber nicht den Muth, ihre Rathſchläge zu befolgen, ſondern zog mich ganz zurück und ſchmiedete allerhand lächerliche Racheplane gegen den Advokaten Delaſſire; ich wollte ihn fordern, aber man rieth mir ab, weil der Advokat ein Sechziger ſey, der ſein Lebelang nur mit der Feder oder mit Worten gekämpft habe und nur über meinen Vorſchlag lachen würde. Dann wollte ich ihm wieder auf der Straße aufpaſſen, um ihm eine tüchtige Tracht Stockſchläge zu appliziren; doch man redete mir auch dieſen Vorſatz aus, weil ich bei einer wahrſcheinlichen Erwiederung nur den Kürzeren ziehen könnte. Ich mußte alſo meinen Aerger in mich verſchließen und ging nur aus, um mich der unumgänglichen Pflicht zu entledigen, meinen Wahlzettel in die Urne zu werfen; dadurch aber wurden meine Angelegenheiten nur um ſo troſtloſer.

Dupont von Nemours hat mir erzählt, daß er ſich zur ſelben Zeit, der nämlichen Sache wegen, in einer ganz gleichen Lage befunden habe. Er war ebenfalls Kommiſſar bei der Entwerfung der Mandate ſeines Juſtizamtes, und als man zu dem Artikel über die Parlamente gelangte, ſtimmte er ebenfalls für ihre Abſchaffung. Die Aufregung darüber war eben ſo heftig, wie in Chaumont, aber die Gefahr noch größer, denn die Verſammlung befand ſich im erſten Stockwerke, und man wollte Dupont aus dem Fenſter ſtürzen. Schon war dieſes geöffnet, und die Wüthenden ſchickten ſich an, das Todesurtheil zu vollziehen, als Dupont ſich an einen ſehr korpulenten Mann anklammerte, der ganz ruhig ſtehen blieb und ihn verwundert fragte, was er eigentlich von ihm wolle. — „Ei, mein Herr“, entgegnete Dupont, „ich ergreife das letzte Rettungsmittel; man will mich aus dem Fenſter ſtürzen, und Sie ſollen mir bei meinem Falle als Matraze dienen.“ Dieſes heitere und zugleich muthvolle Witzwort verwandelte die Wuthausbrüche in Gelächter; Dupont war gerettet, ließ nicht von ſeinem Votum gegen die Parlamente ab und wurde dennoch zum Deputirten erwählt. Vielleicht hätte mich ein ähnlicher Erfolg gekrönt, wenn ich mich eben ſo tapfer gegen Delaſſire und ſeine Partei zur Wehre geſetzt hätte; aber Dupont hatte an Güte wie an Muth nicht ſeines Gleichen.

Die Abfaſſung des Juſtizamts-Mandates wurde in ihrer ganzen Herrlichkeit angenommen und zum ewigen Ruhme der Kommiſſarien gedruckt; dann ſchritt man zur Ernennung der vier Deputirten, die damals noch für einen Jeden beſonders vorgenommen wurde. Der Königliche Prokurator ward zuerſt gewählt. Bei dieſer Wahl hatte Becquey noch eine Menge Stimmen von Joinville und ich von Bar-ſur-Aube; aber man ſtellte uns Beide zugleich als Kandidaten auf, und ſo wurden wir vereinigt von Chaumont geſchlagen, während wir jeder einzeln es vielleicht mit ihm hätten aufnehmen können. Bei der zweiten Ernennung fielen wir aus derſelben Urſache wieder durch, und die Wahl traf einen gewiſſen Lalot, welcher Arzt, Wundarzt, Apotheker und Weinhändler in Chaumont, übrigens auch ein gutmüthiger Menſch und nicht ohne natürlichen Verſtand war, dem es aber ganz an Umſicht und Bildung fehlte. Bei der dritten Ernennung verſuchten wir es, unſeren früheren Fehler gut zu machen, denn die Gefahr wurde durch die Chaumontſchen Kabalen immer dringender.

Man war übereingekommen, die Wahl auf einen Landwirth zu lenken. Der Königliche Prokurator und der ſtellvertretende Juſtiz-Amtmann erſchöpften ſich um die Wette in Lobpreiſungen des Landbaues; ſie rühmten in verſchiedenen Reden die Felder, die Vergnügungen des Landlebens und die Landbewohner. Für dieſe Letzteren ganz beſonders wären ja die Generalſtaaten nur zuſammenberufen, und Unglück müſſe über das Land kommen, wenn es ſich nicht durch Landwirthe in denſelben vertreten laſſe! Der Ton dieſer Schalmeien entzückte das Ohr der Mehrzahl unter den Wählern, und ſie warfen ihr Auge auf einen gewiſſen Gutsbeſitzer Morel, der ſich Krankheits halber aus der Verſammlung zurückgezogen hatte. Als man ihn mit der ihm zugedachten Ehre bekannt machte, wies er ſie ohne Umſtände von ſich

Digitized by Google

und war klug genug, ſeinen Pflug um der Politik willen nicht zu verlaſſen. Es blieb alſo immer noch ein Deputirter zu ernennen, aber von unſerer dreimal geſchlagenen Partei war nichts mehr zu hoffen, denn bei den Wahlen wie im Kriege zieht jede Niederlage bedeutende Deſertionen nach ſich. Doch erachtete es die Kabale für nöthig, ſich mit den Wählern von Bar-ſur-Aube zu vergleichen; ſie ſchlug denſelben vor, einen Deputirten aus ihrer Mitte zu ernennen, nur müſſe ich es nicht ſeyn. Nach langen Berathungen über die Wahl ernannte man endlich einen Sachwalter aus Brienne, Herrn Jauny, dazu, der 25 Jahre lang in Paris auf der Advokatenliſte geſtanden hatte, ohne auch nur einen Prozeß zu führen oder ſich irgendwodurch bekannt zu machen. Als man auf dieſe Weiſe den Wünſchen Bar-ſur-Aube's genügt zu haben glaubte, wollte man ſich auch mit Joinville verſöhnen. Man kam auf den Einfall, einen Stellvertreter zu ernennen, und einige der Wähler begaben ſich zu Herrn Becquey, um ihn zu fragen, ob er dieſes Amt übenehmen wolle. Er war gerade abweſend, und die Wähler konnten nur mit unſerem gemeinſchaftlichen Wirthe, Herrn Guillaume, ſprechen, der von ſehr kurzweiliger Laune war und ſich trefflich darauf verſtand, ſelbſt die ernſteſten Angelegenheiten auf ſcherzhafte Weiſe zu behandeln; er antwortete den Wählern: „Meine Herren, Sie erzeigen Herrn Becquey ſehr große Ehre, doch zweifle ich, ob er ſich dem ſehr ſchweren Amte des Stellvertreters unterziehen werde; er iſt dazu nicht kräftig genug. Sie haben Herrn Morel gewählt, der krank ſeyn ſoll, Herr Jauny iſt nur ein halber Menſch, und Herr Becquey hat auch keine feſte Natur; Gombert-le-Chevaux ſollten Sie zum Stellvertreter auswählen; der würde im Nothfall Ihre ganze Deputation auf ſeine Schultern laden.“ Vergebens machten die Anweſenden unſeren ſpaßhaften Wirth darauf aufmerkſam, daß ſeine Scherze hier gar nicht am rechten Orte ſeyen, und daß es beſſer wäre, ſich nach Herrn Becquey umzuſehen, weil keine Zeit zu verlieren ſey. „Ganz recht, meine Herren, Sie haben keine Zeit zu verlieren“, erwiederte Herr Guillaume, „ich mache mich auch ſogleich auf den Weg, um Gombert-le-Chevaux vorzuſchlagen, und ich kehre nicht eher in mein Haus zurück, als bis ich ſeine Ernennung durchgeſetzt habe. Es geht die Rede, ich ſey kein guter Patriot; jetzt ſoll man meinen Eifer kennen lernen.“ Er warf ſeine Nachtmütze bei Seite, die er ſtets bis zum Mittageſſen trug, und lief in ſeinem Schlafrocke auf die Straße, drang in alle Wirthshäuſer ein, blieb auf allen Plätzen ſtehen und verlangte mit großem Geſchrei nach Gombert-le-Chevaux; nur von dieſem hinge das Wohl des Vaterlandes ab, nur das ſey der einzig fähige Mann, um die ganze Deputation aufrecht zu erhalten. Eine Menge von Wählern folgte ihm mit Beifallrufen, und er führte ſie nach dem Schloſſe, wo die Wahl-Verſammlung gerade Sitzung hielt. Am Fuße der äußeren Treppe ſtieß er auf Gombert ſelbſt, der ihn ſeines Scherzes wegen zur Rede ſtellte und ihm ſogleich ſeinen Lohn dafür geben wollte, ſo daß Herr Guillaume dieſen kräftigen Dankesbezeugungen nur durch eilige Flucht in das Schloß entgehen konnte. Im Saale angelangt, beſtand er auf Gombert's Ernennung; man erſtaunte, man lachte über den Kandidaten, über den Patron, über den Anſtand des Einen und den Anzug des Anderen; man ſchreitet zur Abſtimmung; Manche werfen zum Spaß, Andere aber in vollem Ernſte den Namen Gomberts in die Urne, und er wird wirklich gewählt.

Dieſer Gombert war ein Mann von überaus kräftigem Körperbau; er hatte breite Schultern, einen dicken Kopf, vierſchrötigen Wuchs, kurz, er war eine Art von mißrathenem Herkules. Dazu beſaß er eine Stentorſtimme; da auch ſeine groben Manieren vollkommen mit ſeinen Körper-Verhältniſſen übereinſtimmten, ſo hatte ihm der Pöbel den Beinamen das Pferd (le cheval) gegeben; um dieſe Benennung noch zu verſtärken, nahm man den Pluralis zu Hülfe, und ſo nannte man ihn, unbekümmert um den Verſtoß gegen den Numerus, allgemein le Chevaux.

Auf dieſe Weiſe war alſo die Wahl des Juſtizamtes von Chaumont vervollſtändigt. Herr Morel lehnte, wie oben ſchon erwähnt worden, ſeine Ernennung ab, und ſo kam es, daß man, indem man nur einen Spaß auszuführen wähnte, doch wirklich Herrn Gombert in aller Form zum Deputirten erwählt hatte. Uebrigens that dieſer Letztere nicht mehr noch weniger in der konſtituirenden Verſammlung, als die ſämmtlichen anderen Deputirten des Amtes. Auch nicht ein Einziger ſagte oder ſchrieb ein Wort. Die beiden Deputirten des Adels ſaßen auf der rechten Seite; der Advokat Jauny ſuchte ſich einen Winkel, wo er ſich allen Blicken entziehen konnte, und die beiden Geiſtlichen, ſo wie die vier Deputirten des dritten Standes, gehörten zur linken Seite. Alle verlebten unbemerkt drei Jahre in dieſer Verſammlung und verließen dieſelbe wo möglich noch unbekannter, als ſie es vor ihrem Eintritt in dieſelbe geweſen waren.

Der ſonderbare Erfolg der letzten Ernennung, der Antheil, welchen Herr Guillaume daran genommen, und der Ruhm, den er daraus ärndtete, verſetzten uns in eine heitere Stimmung; als Leute von Geiſt tröſteten wir uns durch Spottlieder. Die ſiegende Partei war nicht wenig über ihren Triumph beſchämt; wir verhielten uns natürlich ſo, daß die ganze Laſt deſſelben auf ſie fiel, und als wir einige Tage den Ausgang der Sache beſpöttelt hatten, verließen Becquey und ich den Wahlort. Später haben wir uns oft gefragt, ob wir Urſache hätten, es zu bedauern, oder uns darüber zu freuen, daß wir damals nicht zu Theilnehmern der geſetzgebenden Verſammlung erwählt wurden, und wir haben eingeſehen, daß wir der Vorſehung für das Mißlingen unſerer Bemühungen unſeren Dank ſagen müſſen. Wir waren Beide jung und voll Ruhmſucht, die durch einige frühzeitige und leichte Erfolge in uns erweckt wurde. Wer weiß, zu welchen Verirrungen uns dies Gefühl getrieben hätte? Vielleicht hätte man uns unglücklicherweiſe bei einem erſten Irrthum Beifall gezollt, und ſchnell wären wir in einen zweiten verfallen, denn wie leicht war es damals, vom rechten Pfade abzuirren! Der Täuſchungen gab es ſo viele und ſo verführeriſche! Mit redlichem Sinn und reinen Abſichten wären wir zwar in die Verſammlung eingetreten und hätten gerade deswegen die Sache des dritten Standes, der uns abgeſandt, mit Eifer ergriffen, aber wann und wie würden wir uns davon losgeſagt haben?.. Und wären wir derſelben treu geblieben, wohin würden wir gerathen ſeyn? Die wenigen aus jener Zeit noch übrigen Männer haben ſich nicht gebeſſert; und der Vater aller Unverbeſſerlichen, Herr von Lafayette, zählt ſo viel Glaubensgenoſſen, — wenn auch mit verſchiedenen Abſtufungen ihres Eifers, — als noch Mitglieder von der linken Seite der konſtituirenden Verſammlung am Leben ſind.

A e g y p t e n.

Fatme-Effendi, die Hoſpital-Doktorin zu Esbeckié.

Daß der Titel Effendi oder Gelehrter, welcher bisher nur von Männern geführt werden konnte, auch Frauen beigelegt wird, iſt ein Zeugniß von den Umwälzungen, welche in den Anſichten der Aegypter vorgehen, und klingt, ohne nähere Kenntniß der Sache, bei weitem ſeltſamer, als eine ähnliche Erſcheinung in Europa. Man höre alſo, auf welche Weiſe ich den Zuſammenhang erfuhr.

Eines Morgens wehte der Chamſin; Staubwolken durchflogen die Straßen von Kahira, und obgleich wir erſt den 3. Februar hatten, zeigte das Thermometer $21\frac{1}{2}°$ Reaumur. Ein ſolcher Tag war für weite Ausflüge nicht geeignet und beſtimmte mich, den Vormittag dem Beſuche der verſchiedenen wiſſenſchaftlichen und wohlthätigen Anſtalten zu widmen, wozu mir der treffliche Clot-Bey ſeine Begleitung angeboten hatte. Nachdem er ſich mit dem Ruſſiſchen Konſul, Herrn Bocti, dem ehemaligen Dolmetſcher General Kleber's, zu dieſem Behufe bei mir eingefunden hatte, begaben wir uns zuerſt in das Hoſpital von Esbeckié. Ohne mich bei der glücklichen Vertheilung der Säle und der darin herrſchenden Reinlichkeit aufzuhalten, will ich gleich von der Hauptſache ſprechen, daß nämlich die Frauen von weiblichen Aerzten behandelt werden und Fatme, die uns hauptſächlich beſchäftigen ſoll, einem Theil des Dienſtperſonals vorſteht. Dieſe Wohlthat — denn eine ſolche iſt es für Aegypten — hat Clot-Bey dem Lande erwieſen. Er iſt zwar nicht der Gründer des Inſtituts, nicht einmal der Lehrer der Jungfrauen geweſen, aber er hat zuerſt den Gedanken gehabt, junge Afrikanerinnen zu dieſem Behufe auszubilden, und dafür die ganze Feſtigkeit ſeines Willens aufgeboten. In dem Saale, in welchen wir zuerſt eintraten, ſaßen in drei Reihen vor drei Tiſchen etwa 15 junge Mädchen, ſämmtlich geborene Afrikanerinnen, wenngleich von verſchiedenen Farben. Es waren die weiblichen Aerzte, unter deren Pflege die kranken Frauen, in der Regel der Armen und derjenigen ſtehen, welche ſich entſchließen, ihre Gattinnen dort pflegen zu laſſen. Die weiblichen Patienten theilen ſich gegen Ihresgleichen viel offener mit, als ſie es gegen Männer thun würden, und erleichtern dadurch nicht bloß die Behandlung, ſondern es laſſen ſich auch hierdurch weit günſtigere Reſultate erzielen. Jeder Einſichtsvolle geſtand, daß es etwas Außerordentliches war, in dieſem Lande männliche Aerzte zu bilden, daß aber im Grunde nur die Hälfte deſſen, was nothwendig geweſen, damit bewirkt worden. Erſt jetzt iſt der Zweck vollſtändig erreicht, da beide Geſchlechter, ohne Verletzung der Delikateſſe, ſich bei Sachverſtändigen Raths erholen können. Daß es aber von Seiten Clot-Bey's eine ſolche Beharrlichkeit des Willens erfordert habe, um die weibliche Fakultät von Esbeckié ins Leben zu rufen, wird denjenigen nicht Wunder nehmen, welcher weiß, was für Hinderniſſe der Islam der mediziniſchen Schule für Männer bereits in den Weg gelegt hat. Kaum hatte aber der Vice-König die Wichtigkeit eines ſolchen Planes begriffen, ſo befahl er den Ankauf mehrerer Sklavinnen, um mit ihnen das zu verſuchen, wozu ſich die Frauen der Eingebornen in keinem Fall hergegeben hätten. Es wurden im Ganzen zehn Negerinnen und eben ſo viel Abyſſinierinnen, unter dieſen Fatme, gekauft.

Fatme ſtammt aus der Abyſſiniſchen Provinz Leban; ſie wurde in einem Alter von ſieben Jahren Kriegsgefangene, war drei Jahre auf ſteten Wanderungen, mehrmals gekauft und wieder verkauft und mußte mit ungeübten Kinderfüßen den Weg von ihrer Heimat bis Kahira zurücklegen. Je näher dem Ziele, deſto höher ſchlug ſie ihr Herr an, weil der Preis der Sklavinnen in dem Maße wächſt, als man ſich dem Sitze der Chalifen nähert. Ihr Loos brachte ſie auf den Baſar von Kahira, in eine jener Hallen, wo die armen Opfer, mit Allem, was der Tröbel nur Koſtbares hat, ausgeſtattet, zum Verkauf ausgeſetzt werden. Da warten ſie ängſtlich des neuen Herrn. „Wie wird er ſeyn, ſanft und nachſichtig, oder ſtreng und gebieteriſch? Welche Dienſte warten meiner? Und werde ich hier nicht verkauft, wohin geht mein Weg alsdann? Vielleicht nach Smyrna oder nach Iſtambul; da ſoll es noch kälter ſeyn als hier, wo ich ohne die Kleider, die mich ſchützen, erſtarren würde. Wenn es nach Stambul geht, muß ich gar übers Meer, das ich niemals geſehen, auf dem ſo viele Menſchen ihren Tod gefunden haben; nun, Gott ſteh' mir bei (Allah kerim)!“ Solche Fragen und Gedanken ängſtigten

Digitized by Google

auch die Seele Fatme's, als ein Mann herantrat, Fatme und ihre Mitgefangenen muſterte, ſie aufſtehen und gehen hieß, ihnen Zähne, Augen und Hände unterſuchte und mit ihnen ſprach, um zu ſehen, ob ſie ihn verſtänden. Nach gehaltener Prüfung zog ſich der Fremde zurück, und der Sklavenhändler ging ihm nach. Voller Erwartung ſahen ſich die Mädchen an, und ihre Blicke fragten: Was wird daraus werden? Der Händler kam zurück, ein Lächeln ſchwebte auf ſeinen Lippen, es war Alles richtig gemacht. Fatme's und ihrer Mitſklavinnen neuer Herr war der Vice-König von Aegypten, und das Feld ihrer Thätigkeit ſollte von nun an die Wiſſenſchaft ſeyn.

Vom Baſar weggekauft, ohne die geringſte Aufforderung von anderer, ohne Ahnung von ihrer Seite, welche Hoffnungen man in ſie ſetzte, ſelbſt ohne zu wiſſen, ob ſie gegen den neuen Beruf nicht eine entſchiedene Abneigung hätten, wurden die Mädchen in ihr Amt eingeführt. Erſt mußten ſie das platte Arabiſch lernen, das ſie nicht verſtanden, dann die Arabiſche Bücherſprache, um die Ueberſetzungen der vorzüglichſten Europäiſchen Abhandlungen über Medizin leſen zu können. Fatme zeichnete ſich ſchon in den Vorſtudien vor ihren Mitſchülerinnen aus und behauptete dieſen Vorrang auch in den eigentlichen Fachſtudien. — Von den zehn Abyſſinierinnen ſind nur noch fünf am Leben, die übrigen ſind an der Schwindſucht geſtorben und zwei der Lebenden auf dem Wege, ihnen zu folgen. Auch mehrere Negerinnen ſind ein Opfer dieſer Krankheit geworden. Das Klima alſo, das den bruſtkranken Europäern ſo heilſam und den Eingebornen ſo günſtig iſt, daß man die Phthiſis kaum dem Namen nach hier kennt, greift die Lungen der Abyſſinierinnen tödtlich an, und zwar in dem erſchreckenden Verhältniß von 7:10 in einem Zeitraum von weniger als acht Jahren. Fatme hat bis jetzt dem Uebel widerſtanden, iſt fröhlich, kräftig, von feſter Geſundheit; Gott will nicht, daß ſie ſterbe, hat ihr Kräfte des Verſtandes und Adel der Seele gegeben, hat ſie durch tauſend Gefahren und Strapazen aus der Mitte Afrika's, wo ſie ein müßiges Leben führte, bis auf den Baſar von Kahira geleitet, damit ſie für Rechnung der leidenden Menſchheit gekauft würde.

Fatme iſt ein gutmüthiges Mädchen und voll Theilnahme für die Lage ihrer Gefährtinnen, welche ſie mehr durch die Sanftmuth und Gleichmäßigkeit ihres Charakters, als durch die Ueberlegenheit ihres Wiſſens beherrſcht. Ihre Sorgfalt namentlich für die beiden Kranken, die mit jedem Tage ſichtlich hinſchwinden, iſt eine wahrhaft ſchweſterliche. Eine von dieſen, Namens Kelzerun, war traurig und klagte. Ich ließ ihr durch Fatme, welche das Franzöſiſche noch nicht ſpricht, aber verſteht, ſagen: „Die Arbeit ermüdet Dich vielleicht, Du ſollteſt Dir auf einige Zeit Erholung ſuchen.“ — „Eher ſterben, als nicht lernen“, erwiederte das Mädchen; „ich muß eben ſo gelehrt als Fatme werden. — Herr Bocti überſetzte uns dieſe Antwort, worüber Fatme ſehr verlegen wurde.

Wir richteten verſchiedene Fragen an die Zöglinge; Herr Bocti, der zugegen war, überſetzte unſere Anreden ins Arabiſche und die Antworten ins Franzöſiſche. Dieſer Kenner des Orientaliſchen, den man nicht ſo leicht täuſcht, kam nicht aus der Verwunderung heraus; auch er beſuchte die Anſtalt zum erſten Mal. Fatme ſprach anfangs über Phyſiologiſches, dann über Phyſik und Chemie, und es machte ſich ſonderbar genug, wenn in der Menge Arabiſcher Worte Europäiſche Termini, wie acidum carbonicum, oxigène, hydrogène u. ſ. w., hindurchtönten, da man die wiſſenſchaftlichen Bezeichnungen unverändert aufzunehmen für gut befunden hat. Sie nannte uns die Zuſammenſetzung der atmoſphäriſchen Luft, ſprach von der Beſtimmung des Sauerſtoffes in der Natur, zählte die Beſtandtheile des Blutes auf und zeigte ſich mit der Anwendung des Kohlenſtoff-Gaſes vertraut. — Dieſe Prüfung ihrer Fähigkeiten war für die Jüngerinnen der Heilkunde nicht die erſte, welche ſie vor anderen Perſonen als ihren Lehrern ablegten, ſondern kurz vorher hatte eine feierliche Prüfung ſtattgefunden, zu der eine Einladung an die gelehrteſten Ulemas ergangen war. Es ging ihnen wie uns, ſie ſahen, hörten und ſtaunten. Der Eine meinte voll Verwunderung, daß die Kinder der Muſelmänner in der Moſchee von El-Azar gerade das Doppelte der Zeit gebraucht haben würden, um ſo viel zu lernen, als dieſe Mädchen wüßten. Ein Anderer ſtrich ſich gravitätiſch den Bart und erklärte ihre Fortſchritte für ein „non plus ultra“ („c'est le dessus du dessus“). Nach der allgemein wiſſenſchaftlichen Prüfung verlangten die Ulemas eine über Medizin, wovon ſie, unter uns geſagt, nicht viel verſtehen; indeß erfüllte man ihren Wunſch. Man ſchlug ein auf dem Tiſch liegendes Buch nach Zufall auf und fand eine Stelle über die Beſchaffenheit gewiſſer Organe. Clot-Bey, ein ängſtlicher Beobachter Muſelmänniſchen Herkommens, wollte nicht zugeben, daß gerade über dieſen Punkt ein öffentliches Examen abgehalten würde; aber das Oberhaupt der Ulemas antwortete auf ſeine Bedenklichkeit: „Wäre es etwas Zweckloſes, ſo thäte er ohne Zweifel beſſer, nicht darauf einzugehen, aber was nützlich ſey, könne auch geleſen und ſtudirt werden.“ Hier konnte ich gegen Clot-Bey meine Bewunderung nicht länger zurückhalten. „Das nenne ich Fortſchritte, mein lieber Doktor; Sie freuen ſich gewiß über den Geiſt der Duldung, der von unberechenbarem Erfolge ſeyn muß in einem Lande, das mir wie Ihnen ehrwürdig iſt.“

Fatme's Ruf iſt, wie man leicht erachten kann, im fortwährenden Steigen, und wenige Tage, ehe wir in Kahira eintrafen, hatte die Tochter des Vicekönigs den Wunſch geäußert, die junge Abyſſinierin zu ſprechen und einige Aufſchlüſſe über Anatomie von ihr zu erhalten. Mit mehreren wächſernen anatomiſchen Präparaten verſehen, begab ſich Fatme demzufolge in den Harem. Sie gewann den Beifall der Prinzeſſin in ſo hohem Grade, daß ſie ihr ein prächtiges Diamantenſchloß für ihren Turban ſchenkte und ſie mit dem Gruße „Effendi“ entließ, einem Titel, der ihr nach Aegyptiſcher Sitte bleiben muß. Als ich ihren Schmuck zu ſehen wünſchte, legte ſich Fatme, deren Beſcheidenheit über unſeren fortwährenden Exclamationen ſchon mehr als einmal erröthet war, mit einem Male aufs Schmollen und weigerte ſich ſtandhaft, denſelben zu zeigen; aber eine junge Negerin aus ihrer Umgebung hob mit Lebhaftigkeit den Muſſelin-Schleier auf, und unſer Auge fiel auf ein prachtvolles handbreites Mac-Allah, auf das, ohne den geringſten Neid blicken zu laſſen, alle Mädchen mit Stolz wieſen. „Fatme iſt unſere Mutter“, ſagten einſtimmig Abyſſinierinnen, Fellahs und Negerinnen; denn nachdem der erſte Verſuch ſo gelungen war, hat man auch die Töchter der Eingebornen aus der Hefe des Volkes, die durch Armuth und Sittenloſigkeit verloren ſchienen, vom Straßenpflaſter Kahira's aufgerafft und zu Schülerinnen des Hoſpitals gemacht.

Als ich nach dem Verhältniß der natürlichen Anlagen bei dieſen drei Racen mich erkundigte, ſo wurde den Abyſſinierinnen der erſte, den Fellahs der zweite und nur der letzte den Negerinnen zuerkannt. Kann dieſe Ueberlegenheit der Abyſſiniſchen Race mit den ſanften, melancholiſchen Geſichtszügen nicht als eine Stütze für die Anſicht derjenigen Gelehrten dienen, welche die Aegypter von den alten Aethiopiern abſtammen laſſen? Und was würde die Geiſtesſchwäche der Neger beweiſen? Vielleicht, daß die Gründung von freien Negerſtaaten in Amerika ein vergebliches Unternehmen moderner Philanthropie iſt, daß aus ſo untergeordneten Capacitäten keine kräftige, dauernde Nationalitäten, denen der Genuß der göttlichen Freiheit eben ſo heilſam wäre, als glücklicher organiſirten Völkern, hervorgehen werden.

Es liegt in der Natur der Einrichtung, daß die Frauen in Esbeckié zugleich das Amt von Aerzten und barmherzigen Schweſtern verſehen. Der Erfolg dieſer Anordnung iſt höchſt günſtig; denn nicht nur tragen die Frauen der Armen kein Bedenken, dort die Hülfe der Kunſt zu ſuchen, ſeitdem ſie von Perſonen ihres Geſchlechtes behandelt werden, ſondern hauptſächlich begeben ſich die Schwangeren aus allen Ständen ins Hoſpital, um daſelbſt ihre Niederkunft abzuwarten und ſich der Unwiſſenheit und Ungeſchicklichkeit der alten Frauen zu entziehen. Die jungen Accoucheurinnen leiten der Reihe nach die Entbindungen, jede präſentirte mir den Neugebornen, den ſie hatte zur Welt bringen helfen, und wollte ſein artiges Weſen und geſundes Ausſehen gelobt wiſſen, indem ſie immer fragten, ob ſich der ihrige nicht mehr empfehle als die der Anderen? — Mit dieſer Einrichtung iſt ein zweites, nicht minder wichtiges Reſultat gewonnen. So lange nämlich Männer das Geſchäft des Impfens verſahen, wollte Niemand ſein Kind dazu hergeben, weil man in dem Wahne ſtand, daß der Paſcha darin ein Mittel ſuche, den Kindern ein Kennzeichen aufzudrücken, damit ſie ſpäterhin der Aushebung nicht entgehen könnten: ſeitdem aber Frauen dieſem Geſchäfte vorſtehen, hat die Furcht in dem Grade abgenommen, daß in acht Monaten mehr als 3000 Impfungen vorgenommen worden ſind, d. h. täglich ungefähr 12. Die Liſten, welche die Mädchen darüber führen und die ich in Augenſchein genommmen habe, gleichen eleganten Manuſkripten.

Beim Abſchied ſagte ich Fatmen, daß ſie eben ſo liebenswürdig als gelehrt ſey. „Was hilft mir mein liebenswürdiges Weſen“, ſagte ſie, „da ich eine Gelehrte bin; ich habe mich mit der Wiſſenſchaft verheirathet.“ Ich fügte hinzu: „Fatme, Du machſt Afrika Ehre.“ — „Das wollte ich wohl“, war ihre Antwort, „ich arbeite nach Kräften, und vielleicht werde ich einſt etwas, ſo es Gott gefällt (Insch-Allah).“

Dr. de Ségur-Dupeyron.

Mannigfaltiges.

— Ueber das Erröthen. „Die Phyſiologie oder der Mechanismus des Erröthens“, dies iſt der prätentiöſe Titel eines ſo eben erſchienenen Engliſchen Buches, deſſen Verfaſſer Herr Dr. Burgeß iſt *). Phyſiologiſch ſowohl als pſychologiſch wird darin die Natur des Erröthens unterſucht, das der Verf. als einen neuen Beweis von dem göttlichen Urſprunge der menſchlichen Seele darſtellt. Das Erröthen, als Thermometer innerer Zuſtände, iſt indeſſen noch viel trüglicher, als die Phyſiognomik, und wenn es Lavater nicht gelungen iſt, ſeinem Syſtem eine wiſſenſchaftliche Begründung zu geben und eine Regel feſtzuſtellen, die nicht unter den unzähligen Ausnahmen ganz verſchwindet, ſo wird Herr Dr. Burgeß noch viel weniger im Stande ſeyn, dem Erröthen, das oft eine bloße Eigenthümlichkeit zarter phyſiſcher Organiſationen iſt und mit der Seele ſelbſt gar nichts zu thun hat, Norm und Bedeutung anzuweiſen. Seltſam iſt, daß der Verf. unter Anderem auch für gewiſſe Blumen, deren plötzlicher Farbenwechſel ſonſt nicht zu erklären ſey, eine ähnliche Eigenſchaft, wie das Erröthen, vindizirt.

*) The physiology or mechanism of blushing. By T. H. Burgess M. D. London, 1839.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 53. Berlin, Freitag den 3. Mai 1839.

Frankreich.

Die diesjährige Pariſer Kunſt-Ausſtellung.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kam der Marquis von Marigny, Bruder der Frau von Pompadour und Ober-Intendant der Königlichen Gebäude, auf den Gedanken, in den Galerieen des Louvre die Gemälde der alten Meiſter, welche die verſchiedenen Königlichen Schlöſſer ſchmückten, und, wechſelsweiſe mit dieſen, auch die Werke lebender Künſtler auszuſtellen. Als am Ende des vorigen Jahrhunderts die Monarchie durch die Revolution aus ihren Wohnſitzen vertrieben wurde, kehrten die Meiſterwerke, welche die Fürſten in Verſailles, Fontainebleau, im Luxembourg geſammelt hatten, nach dem Louvre zurück, um daſſelbe nicht wieder zu verlaſſen. Die Ausſtellung der Werke lebender Künſtler fand von nun an fortwährend in denſelben Räumen und in immer näher liegenden Zeitabſchnitten ſtatt, bis zuletzt eine jährliche Wiederholung der Ausſtellungen feſtgeſetzt wurde.

Auch in dieſem Jahre erglänzten die weiten Räume wieder in buntem Farbenſchimmer und legten Zeugniß für die Blüthe der Franzöſiſchen Kunſt ab. Wir ſagen mit Fleiß in buntem Farbenſchimmer, denn der graue und bleiche Farbenton, welcher ſonſt den Werken der Franzöſiſchen Schule einen ſo monotonen Ausdruck gab, iſt großentheils verſchwunden, und die Franzöſiſchen Künſtler ſind große Koloriſten geworden, obgleich ſie ſich nicht immer ganz vom Extrem haben fern halten können. Das Studium der großen Meiſter der Vergangenheit hat ſchöne Früchte getragen, und ſowohl in der Zeichnung als in der Farbengebung, welche ſonſt die ſchwachen Stellen der Franzöſiſchen Schule waren, iſt ein ungeheurer Fortſchritt oder vielmehr eine totale Revolution wahrzunehmen. Von Géricault und ſpäter von Eugène Devéria, Delacroix und Louis Boulanger ging eine Reaction, beſonders in Hinſicht des Kolorits, aus; „der Schiffbruch der Meduſa", „die Geburt Heinrich's IV.", „das Blutbad auf Chios", „Mazeppa" machten ungewöhnliches Glück. Man hatte nie einen ſolchen Schmelz, eine ſolche Intenſität und eine ſolche Kunſt der Färbung geſehen. Man fing jetzt an, die Palette gründlich zu ſtudiren und in dieſem Studium ungeahnte Hülfsquellen zu finden. Ungeachtet des grauen Franzöſiſchen Himmels, miſchte man Farben, die unter dem klaren und ewig blauen Italiäniſchen Himmel nicht erbleicht wären. Freilich kamen auch genug Pfauenſchweife und Regenbogen zum Vorſchein, und man ſchien die Natur nur noch durch das Prisma zu betrachten; aber ſolche Uebertreibungen ſind von jeder neuen Richtung unzertrennlich, und ein zu buntes Kolorit war am Ende immer noch beſſer, als gar keines. Als dieſer Farbentaumel den höchſten Gipfel erreicht hatte, wurde Ingres, der lange ungewürdigt geblieben war und deſſen „Odaliske" und „Oedipus" bei den Kunſtrichtern der Zeit keine Gnade gefunden hatten, von der romantiſchen Schule auf den Thron erhoben. Ingres, ein ſtrenger Zeichner, den die Raphaeliſchen Madonnen auf ihren Knieen gewiegt zu haben ſchienen, führte die gährende und brauſende Jugend wieder zur geraden Linie und zum einfachen Geſchmack zurück. Das Studium der Natur und der Antike gewann durch ihn einen größeren Raum, und aus dieſem Doppel-Einfluſſe iſt die vielverſprechende neuere Franzöſiſche Kunſtſchule hervorgegangen.

Wenn von einer Franzöſiſchen Malerſchule die Rede iſt, ſo iſt dieſer Ausdruck anders zu faſſen und demſelben eine weitere Bedeutung zu geben, als wenn die Düſſeldorfer oder Münchener Schule genannt würde. Die neuere Franzöſiſche Kunſt läßt ſich in ihrer Geſammtheit nicht ſo ſehr auf einen gemeinſamen Ausdruck zurückführen, und es machen ſich ſehr verſchiedene Richtungen in derſelben geltend, obgleich auch in dieſer Verſchiedenheit ein beſtimmter, nationaler Charakter hervortritt. Von den beiden Deutſchen Kunſtſchulen ſcheidet ſich die Franzöſiſche indeß ſehr beſtimmt ab. Die Franzöſiſchen Kunſtrichter erkennen den Düſſeldorfer und Münchener Künſtlern einen größeren geiſtigen Schwung und idealen Gehalt zu, aber man wird auch den Franzöſiſchen Künſtlern die Anerkennung nicht verſagen dürfen, daß ſie in der Ausführung, im Kolorit groß, faſt unerreicht daſtehen, und vielleicht ſtehen ſie der ſchönen Mitte am nächſten, wo Gedanke und Form ſich ausgleichen. Der praktiſche Sinn der Franzoſen hat ſich auch in der Kunſt bewährt, und ihre Kunſtſchöpfungen zeichnen ſich durch Lebens- und Naturwahrheit, obwohl nicht immer ohne Uebertreibung und Streben nach Effekt, geiſtreiche Auffaſſung und kühne Behandlung aus. Dabei ſind ſie jetzt am weiteſten von der Gefahr entfernt, ſich in eine beſtimmte Richtung hineinzuarbeiten; vor weicher Zerfloſſenheit, ſentimentaler Verſchwommenheit und dem Stehenbleiben bei einem ſtereotypen Gefühlsausdruck hat ſie ſchon ihr richtiger Takt und ihr nationaler Charakter bewahrt. Ihrer Vorzüge im Kolorit und in der Compoſition iſt ſchon gedacht worden.

Wir könnten nun, um uns von dem Fortſchritte der Franzöſiſchen Kunſt in der letzten Zeit zu überzeugen, die Säle der Ausſtellung betreten, in der Erwartung, hier eine vollſtändige Ueberſicht der Kunſterzeugniſſe des letzten Jahres zu finden. Aber noch halten uns die Klagen über die Entſcheidungen des Ausſchuſſes, der über die Zulaſſung und Zurückweiſung der eingeſchickten Kunſtwerke zu entſcheiden hatte, auf. Die Akademieen und ähnliche Körperſchaften ſind immer ein beliebtes Thema des Spottes geweſen und in Frankreich von jeher mit der bitterſten Satire verfolgt worden. Und das von Rechtswegen; denn die Akademieen ſind ja großentheils längſt als Verſorgungs-Anſtalten von Invaliden bekannt, welche dem Fortſchritt der Bildung fremd geblieben ſind und mit ihren antiquirten Anſichten und Vorurtheilen ſich gegen die Beſtrebungen der Jugend, die ſie nicht begreifen, opponiren. Auch die Greiſe haben Leidenſchaften, gewöhnlich ſogar ſehr hartnäckige. Werden ſolche Verbindungen nun durch Partei-Befangenheit verblendet und ſind ſie im Beſitze der Macht, ſo üben ſie einen unerträglichen Druck, der nicht hart angegriffen werden kann. Auch in Deutſchland wäre von den Kunſt-Akademieen und von der Eiferſucht des Alters gegen die Jugend Manches zu erzählen, doch ſo offenbare und ſchreiende Ungerechtigkeit, wie ſich diesmal der Ausſchuß in Paris hat zu Schulden kommen laſſen, kennt man denn doch dort noch nicht. Ausgezeichnete und anerkannte Künſtler oder hoffnungsvolle Talente wurden aus Partei-Rückſichten abgewieſen. So wurde Eugène Delacroix mit drei Gemälden abgewieſen; Decamps wurde von demſelben Schickſale bedroht und ſoll die Abwendung deſſelben nur einer höheren Verwendung zu danken haben. Ausgeſchloſſen wurde ferner Rouſſeau, einer der vielverſprechendſten jungen Landſchaftsmaler; eben ſo erging es Préault, einem Künſtler von wahrhaftem Talente, und vielen Anderen. Man glaube nur gar nicht, daß die Akademie ſich ſo ſtreng gezeigt habe aus Gewiſſenhaftigkeit oder weil der Platz zu beſchränkt war. Um ſich davon zu überzeugen, braucht man nur einen Blick auf die zahlloſen Portraits, dies nothwendige Uebel jeder Ausſtellung, und das viele Mittelgut, das ſich überall einen Zugang zu eröffnen weiß, zu machen.

Trotz dieſer Ausſchließungen und obgleich Ingres, Paul Delaroche, Roqueplan, Jeanron, Cabat, Paul Huet und manche andere Künſtler von Ruf und Talent nichts eingeſendet hatten, war dennoch eine ziemlich reiche Auswahl zu Stande gekommen. Das Ausland hatte auch ſeine Repräſentanten hierher geſendet, doch im Ganzen wenig von Bedeutung. Was von Düſſeldorf eingegangen war, verdient ebenfalls keine beſondere Erwähnung und war in keinem Falle genügend, den Franzoſen eine richtige Vorſtellung von den Eigenthümlichkeiten dieſer Schule zu geben. So wären alſo faſt nur die Leiſtungen der Franzöſiſchen Schule zu nennen. Wir wollen eine kurze Ueberſicht derſelben voranſchicken. Decamps, der ſeit 1834 nichts eingeſendet hatte, war diesmal mit eilf Gemälden auf den Kampfplatz getreten. Von Delacroix waren zwei Halbfiguren: „Hamlet" und „Kleopatra", eingegangen. Scheffer hatte fünf Gemälde geliefert. Zu vieren derſelben hatte ihm Göthe, zu einem das neue Teſtament den Stoff geliefert. Als eine in vielen Beziehungen vortreffliche Figur kann der „Neid" von A. Brune bemerkt werden, welche Darſtellung ſich beſonders durch ihre Lichteffekte auszeichnete. Die „Magdalena" von Gigoux und einige andere Gemälde deſſelben Künſtlers verdienen ebenfalls eine ausgezeichnete Erwähnung. Nächſtdem müſſen als Gemälde erſten Ranges genannt werden: „St. Lucas" von Ziegler, zwei kleine Gemälde von Rieſener, die Landſchaften von J. Dupré und mehrere Werke von Marilhat, Eugène Iſabey, Clément Boulanger, Leullier, Leleux, E. Bertin, Aligny, Steuben, Schopin, Flers und vielen

Digitized by Google

Anderen. Wir wollen jetzt zur Betrachtung einiger der bedeutendſten Werke übergehen. (Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen an Görz und Grätz.

Aus dem (von Pariſer Journalen mitgetheilten) Tagebuche einer vornehmen Franzöſiſchen Dame.

Nachdem ich die Schweiz und Tyrol durchreiſt hatte und über den Tagliamento gegangen war, kam ich endlich nach Görz, dieſer Reſidenz unſerer Königlichen Dulder. Mein erſtes Geſchäft war, an die Vicomteſſe d'Agout zu ſchreiben und um die Erlaubniß zu bitten, dem Sohne Karl's X. und der heldenmüthigen Tochter Ludwig's XVI. meine Huldigungen darzubringen. Wie freute ich mich, da mir die Antwort wurde, daß ich ſchon an demſelben Tage erwartet würde. Ich begab mich alſo in die einfache Wohnung des Erben ſo vieler Könige. Es iſt mir unmöglich, die Gefühle der Bewunderung, der Liebe, der Ehrfurcht zu ſchildern, die mein Herz erfüllten, als ich Ludwig Anton und Marie Thereſe erblickte. In den Zügen dieſer fürſtlichen Perſonen liegt ſo viel Ruhe, in ihren Worten ſo viel Ergebung und Nachſicht, daß, wenn es etwas giebt, das größer iſt als ihr Unglück, ſicherlich die Seelenſtärke es iſt, mit der ſie es ertragen. Ich wurde mit vieler Freundlichkeit aufgenommen, wie alle Franzoſen, welche zu Görz der verbannten Familie ihre Huldigung darbringen. Der Prinz hatte die Gnade, ſich mit mir über meine Reiſe zu unterhalten, dann that er mir umſtändliche Fragen über alte Diener des Königshauſes (der Legitimität), deren Eifer und Ergebenheit ihm unvergeßlich ſind. „Von dieſen unterhalten wir uns gern", ſagte Marie Thereſe und blickte mich dabei an, als wollte ſie ſagen: die Undankbarkeit der Anderen haben wir lange vergeſſen. Ehe ich das Schloß verließ, lud mich Frau von Agout in Gegenwart von Ludwig Anton und Marie Thereſe ein, den Abend mit den Fürſten zuzubringen. „Die ganze Familie wird verſammelt ſeyn", fügte ſie hinzu, „Sie werden auch den Herzog von Bordeaux ſehen."

Man war im großen Saale, als ich kam. Marie Thereſe, der Herzog von Bordeaux und der Herzog und die Herzogin von Lewis ſpielten Whiſt. Karl's X. Sohn las einige Pariſer Journale. Er kündigte uns den Tod des edlen Herzogs von Fitz James an. „Ach!" ſagte er mit dem Ausdruck tiefen Schmerzes, „da hat uns der Tod wieder einen Freund entriſſen." Mademoiſelle ſaß an einem runden Tiſche und machte Tapiſſerie-Arbeit. Was mir beim Herzog von Bordeaux am meiſten auffiel, war ſeine ſchöne, bewegliche Geſichtsbildung, ſein edles und feines Benehmen. Er ſchien mir noch höher zu ſtehen, als ihn alle die ſtellen, welche bisher die Ehre gehabt haben, ſich ihm zu nähern. Um neun Uhr ſtand Mademoiſelle auf, küßte ihrer Tante die Hand und entfernte ſich mit der Marquiſin Nicolai, ihrer Begleiterin. Eben ſo iſt es alle Abend, denn in Görz iſt der Tag bis auf die Minute eingetheilt. Alle Tage des Jahres gleichen ſich, und Jeder unterwirft ſich der feſtgeſtellten Regel mit größter Pünktlichkeit.

Bei dieſem meinem zweiten Beſuch bei der Königlichen Familie war immer Frankreich Gegenſtand der Unterhaltung, Frankreich, das ſie ſo lieben, und von dem ſie ſo verkannt worden ſind. Den Tag darauf, am 25ſten, hatte ich die Ehre, beim Herzog von Bordeaux eingeführt zu werden. Auch ſeine Gedanken ſind nach Frankreich gerichtet, er ſprach mit Liebe davon nnd kam mehr als einmal auf die Erinnerungen zurück, die er davon bewahrt hat. Wenn man ſich vertraulich mit ihm unterhält, wird man vom Herzog von Bordeaux hingeriſſen und gefeſſelt, und man erkennt dann erſt die Schönheit ſeiner Seele. Mademoiſelle iſt äußerſt anmuthig und geiſtig bewegt. Vielleicht iſt ſie zu klein, aber ihr Geſicht entzückt durch Friſche und Ausdruck; ihr ganzes Weſen trägt das Gepräge der Sanftmuth. Die Audienz, die ſie mir gewährte, war lang, und doch war ſie zu kurz für meine Wünſche. Aber der Augenblick der Abreiſe war gekommen, und ich entfernte mich von dieſer Familie, die durch ihr Unglück unſere Liebe verdienen würde, wenn ſie nicht ſchon in ſo viel anderer Rückſicht Anſprüche auf dieſelbe hätte.

Am 26ſten reiſte ich von Görz ab. Man rechnet von Görz nach Grätz ungefähr 60 Meilen. Nachdem ich die Kinder geſehen hatte, wollte ich auch die Mutter ſehen, dieſe edle, muthige Frau, der die Revolutionen ſo viel Schmerz zugefügt haben, und die ſich dafür rächt, indem ſie fortfährt, „ihre Franzöſiſchen Armen", wie ſie ſie ſo gern nennt, mit Wohlthaten zu überhäufen. Meine Reiſe war trotz der ſchlechten Wege ziemlich glücklich, denn ich kam ſchon am 31ſten in Grätz an. Die Herzogin von Berry nahm mich gleich an demſelben Tage an, und ich fand bei ihr die Gräfin von Quesnay, ihre erſte Hofdame, und den Grafen Monti, den Hof-Stallmeiſter. In Grätz wie in Görz war Frankreich allein Gegenſtand der Unterhaltung. Ihre Königliche Hoheit wollte nach Brundſee fahren und hatte die Gnade, mich einzuladen, dort zu ihr zu kommen; am 4ten des Morgens war ich dort wieder bei ihr. Brundſee iſt der Sommeraufenthalt der Herzogin; ſie hat dort den größten Theil ihrer prächtigen Sammlung von Gemälden und Zeichnungen aufſtellen laſſen; in Allem offenbart ſich der Sinn, den J. K. H. für die Künſte hat. Brundſee iſt ein wirkliches Muſeum, und mancher Künſtler würde ſich freuen, daſſelbe zu ſehen. Wenn ich hätte vergeſſen können, daß am 4. November der Geburtstag J. K. H. iſt, ſo würde die Menge, die ſich ſchon am frühen Morgen um das Schloß drängte, mich bald daran erinnert haben. Die Freude glänzte auf allen Geſichtern; zwölf junge, weißgekleidete Mädchen trugen Blumen, welche ſie der guten Herzogin bringen wollten, denn ſo nennt man ſie in dieſem Lande. Die Kapelle war mit Pracht und Geſchmack verziert, die Wände derſelben mit ſinnbildlichen Darſtellungen und Kränzen ausgeſchmückt, und kaum konnte ſie alle die faſſen, welche zum Feſte herbeigeeilt waren. Um 10 Uhr las der Almoſenier J. K. H. die Meſſe, während man eine herrliche Muſik hörte. Ich bemerkte unter den Anweſenden einige Franzoſen; es waren Vendeer, welche die Wohlthaten der Herzogin nach Grätz gezogen hatten. Nach der Meſſe wurden die Gäſte im Schloſſe empfangen. Alle bedeutende Leute aus der Umgegend waren dort verſammelt, und man ſah den Grafen A. eben ſo bemüht um die Fürſtin, als wenn ſie in den Tuilerieen geweſen wäre. Bald kam die Stunde des Dejeuners. Vierundzwanzig Perſonen ſetzten ſich mit der Herzogin zu Tiſche, und ſie machte die Wirthin mit der Heiterkeit und dem feinen Benehmen, das man an ihr kennt. Nach der Mahlzeit folgten wir der Herzogin in den Saal. Als eine Whiſtpartie beendet war, lud man die Fürſtin in ein anderes Gemach ein, in welchem Künſtler aus Grätz ſie mit Geſängen begrüßten, die zu dieſem Feſt gedichtet worden waren. Nachher ging man wieder in den Saal zurück, und die Herzogin entließ uns.

Am 5ten reiſte ich wieder von Brundſee ab, und mich konnte in meinem Bedauern darüber nichts tröſten, als das Verſprechen, das ich J. K. H. geben mußte, auf meiner Rückreiſe noch einige Tage bei ihr zuzubringen. Von Brundſee ging ich nach Wien und von dort nach Troppau, dem Ziel meiner Reiſe. Bei der Rückkehr von Troppau kam ich über das Schlachtfeld von Auſterlitz; ich verweilte dort einen Augenblick, um den Ort zu überſchauen, auf dem Napoleon einen der glänzendſten Siege gefeiert hat, und für den ich nicht gleichgültig ſeyn kann, weil mein Gatte dort auch einen Theil ſeiner Lorbeern geärndtet hat. Nachdem ich mich in Wien acht Tage aufgehalten hatte, kam ich zum letzten Male nach Grätz, am 8. Dezember. J. K. H. war gerade nicht dort, und ich reiſte nach einigen Tagen nach Brundſee, wo ich die Gräfin von Quesnay nicht mehr fand, weil Familien-Angelegenheiten ſie für den Augenblick nach Frankreich gerufen hatten. Die Fürſtin Lucianes vertrat ihre Stelle bei der Herzogin. Ich blieb vom 11ten bis zum 17ten in Brundſee; es waren glückliche Tage, die einen Schatz von Erinnerungen mir in tiefſter Seele zurückgelaſſen haben. In Grätz und in Brundſee iſt die Eintheilung des Tages verſchieden in den verſchiedenen Jahreszeiten. Im Winter frühſtückt man um 11 Uhr und dinirt um 7. Im Sommer ſpeiſt die Herzogin um 2 Uhr zu Mittag und um 9 zu Abend. Am Morgen nach dem Frühſtück beſieht ſie die Arbeiten, welche ſie in ihrem Palaſt ausführen läßt. Da der Kaiſer von Oeſterreich erfahren hatte, daß J. K. H. die Abſicht hätte, den Park in Brundſee verſchönern zu laſſen, ſchickte er ihr ſeinen erſten Baumeiſter, der nach dem Plane der Fürſtin die Anlagen vorgezeichnet hat. Am 17ten kehrte ich nach Grätz zurück; am 19ten kam J. K. H. dort an. Drei Tage nachher, am 23ſten, konnte ich von der Liebe und Verehrung urtheilen, welche ganz Grätz für die Fürſtin empfindet. Sie gab eine Abſchieds-Soiree, ehe ſie nach Neapel abreiſte, wohin ihr Bruder, der König, ſie eingeladen hatte. Die ganze Stadt war dort verſammelt; der Erzherzog Albrecht und der Prinz von Heſſen-Homburg waren auch dort, und Alle wünſchten der Herzogin glückliche Reiſe und vergaßen nicht, die Bitte um baldige Rückkehr hinzuzufügen. Ludwig Anton, Marie Thereſe, Heinrich und Mademoiſelle erfahren Alle dieſelbe Theilnahme, wenn ſie nach Kirchberg, ihrem Sommer-Aufenthalt, ſich hinbegeben. Die Abreiſe der Königlichen Familie wird immer in der Stadt, welche ſie verläßt, lebhaft empfunden, und die Armen ſind es beſonders, welche am eifrigſten wünſchen, daß ſie nicht zu lange abweſend ſeyn möchten.

Am 30ſten Dezember reiſte ich von Grätz ab und ging über Laybach und Trieſt nach Görz, wo ich am 1. Januar ankam. Kaum war ich im Gaſthof abgeſtiegen, als ich an die Gräfin d'Agout und an den Grafen Montbel ſchrieb. Am folgenden Tage erhielt ich einen Brief vom Grafen O'Hegerty mit der Einladung, um 6 Uhr Abends zum Diner im Palaſt zu ſeyn. Im Palaſt!.... Dieſe Benennung paßt wenig zu der einfachen Wohnung, welche Karl's X. hoher Sohn bewohnt. Es iſt ein Haus, das nichts Herrſchaftliches hat; die wenigen Diener der Königlichen Familie ſind ſchwarz gekleidet, Alles iſt äußerſt einfach. Bei Tafel ſaßen wir in folgender Ordnung: Ludwig Anton ſaß in der Mitte des Tiſches, Marie Thereſe zu ſeiner Linken, der Herzog von Bordeaux neben ſeiner erhabenen Tante, ich neben demſelben, dann kam der Graf O'Hegerty, der Graf Montbel, die Gräfin d'Agout, die Marquiſin Nicolai, dann Mademoiſelle, welche Ludwig Anton zur Rechten ſaß und den Kreis ſchloß. Marie Thereſe erhob ſich zuerſt, ein Jeder folgte ihrem Beiſpiel, Mademoiſelle verließ anmuthig ihren Sitz und bot ihrer Tante den Arm. Im Salon ſetzte man ſich um einen runden Tiſch, und Marie Thereſe und Mademoiſelle zogen ihre Arbeit hervor. Der Herzog von Bordeaux, der Graf Montbel und der Graf O'Hegerty unterhielten ſich ſtehend. Gewöhnlich dauert das Diner drei Viertelſtunden; um 7 Uhr geht Ludwig Anton in ſeine Zimmer, kehrt um 8 Uhr wieder zurück und ſetzt ſich Marie Thereſen zur Rechten. Dieſer Platz am Tiſche wird nur von ihm eingenommen; in ſeiner Abweſenheit bleibt er leer. Am 3ten hatte ich die Ehre, beim Herzog von Bordeaux eine Audienz zu haben. Ich fand von neuem in ihm all die ſchönen und glänzenden Eigenſchaften, die ich bei meiner erſten Audienz bewundert hatte.

Digitized by Google

Er erzählte mir mit Entzücken von ſeiner Reiſe nach Mailand; er hat dort Alles geſehen und geprüft, hat die Menſchen und die Dinge kennen gelernt, nichts iſt ſeinem Scharfblick entgangen.

An demſelben Tage kam der Graf Monti in Görz an, um der Königlichen Familie die Ankunft der Herzogin von Berry anzukündigen. Am folgenden Tage theilte mir Marie Thereſe dieſe Nachricht mit und fragte, ob J. K. H. im Hotel Zimmer genommen hätte; auf meine Antwort, daß ich davon ſprechen gehört, rief Marie Thereſe lebhaft aus: „Nein, nein, das darf nicht ſeyn; meine Schweſter Berry ſoll hier wohnen, ich habe im Gartenhauſe eine Wohnung für ſie einrichten laſſen.“ Am 6ten kam die Herzogin von Berry an. Der Herzog von Bordeaux und Mademoiſelle gingen ihr ſchon am Morgen entgegen, der Herzog wollte ſie ſelbſt in ihre Zimmer einführen. Ludwig Anton und Marie Thereſe waren in der Kirche. Der Herzog von Bordeaux ging eilig dahin, um ihnen die Nachricht zu bringen, und Beide eilten ſogleich in das Palais. Es iſt nicht auszuſprechen, wie rührend die Beweiſe der Zärtlichkeit waren, welche bei dieſem Wiederſehen ausgetauſcht wurden. Aller Augen waren in Thränen, während die Freude aus jedem Antlitz ſtrahlte. Die Herzogin von Berry drückte ihre beiden Kinder an ihre Bruſt und wurde von ihnen mit Liebkoſungen überſchüttet; es war dies ein Gemälde, das man ſich wohl denken kann, welches aber die Feder nicht wiederzugeben vermag.

Am 7ten beſuchte ich, wie alle Tage, Karl's X. Grab in der Kapelle der Franziskaner. Plötzlich hörte ich ein ungewohntes Geräuſch die tiefe Ruhe der Kapelle ſtören; ich wandte mich um und ſah die Herzogin von Berry mit ihren Kindern und einigem Gefolge. Sie näherten ſich andächtig dem Altar, vor welchem täglich eine Seelenmeſſe für Karl X. geleſen wird. Als die Meſſe vorüber war, erhob ſich J. K. H. von ihrem Sitz und kniete auf dem Stein nieder, welcher die ſterblichen Ueberreſte des Bruders Ludwig's XVI. bedeckt. In dieſem Augenblick herrſchte wieder die tiefſte Stille, und es war, als wenn alle Anweſenden ſich in ihren Gedanken mit der Herzogin vereinigten, um den Allmächtigen für die Seele Karl's X. anzuflehen.

Am 10ten beſuchte ich das Schloß Hradſchin. Es liegt auf einem Hügel vor einer der Vorſtädte von Görz. Karl X. bewohnte es allein mit dem Herzoge von Bordeaux. Ich wollte das Gemach ſehen, in welchem der König geſtorben iſt. Dieſes Zimmer bietet einen ſo traurigen und wüſten Anblick dar, daß Einem das Herz darüber bricht. Alles iſt leer; es herrſcht darin die Stille des Todes. Ich öffnete die Thür einer Seiten-Galerie und pflückte einen verwelkten, mit Dornen bedeckten Zweig von einem vertrockneten Roſenſtrauch.

Am Abend hatte ich die Ehre, zur Geſellſchaft im Palais zugelaſſen zu werden. Der Herzog von Bordeaux führte die Unterhaltung, und ich konnte bemerken, wie anmuthig und geiſtvoll er ſpricht. Er erzählte mit viel Witz einen Zug vom General Junot, welcher, als er in Görz war und erfahren hatte, daß es viel Wild dort giebt, vom Gouverneur der Stadt verlangte, daß er ihm in 12 Stunden eine Kuppel von hundert Hunden ſchaffe. Hundert — nicht mehr und nicht weniger, und das mit Androhung von hundert Stockſchlägen. Der Gouverneur wußte nichts Beſſeres zu thun, als alle Hunde der Stadt, Schlächterhunde, Windhunde, Doggen, Alles, was ihm unter die Augen kam, zuſammenzuraffen; kurz, es wurden hundert Hunde herbeigeſchafft. Aber wie mag der General Junot damit gejagt haben!

Um 9 Uhr entfernte ſich Mademoiſelle mit Frau von Nicolai; dann nahm J. K. H. Abſchied von Ludwig Anton, und ich näherte mich, um daſſelbe zu thun. Der Fürſt war noch freundlicher als früher und ſprach mit mir von meinem Schwager, dem Grafen von Buſſeuil. Die letzte Audienz, die mir Marie Thereſe bewilligte, hat mich tief ergriffen, und als ſie ſich entfernte, war ich in Thränen aufgelöſt. Nachher hatte ich noch Zutritt bei dem Herzog von Bordeaux, welcher die Gnade hatte, mir einige Andenken zu bewilligen. Ich bewunderte die Deviſe, die er in ſeinem Petſchaft führt: Fides, spes. Mademoiſelle hatte auch die Gnade, mir, wie der Herzog von Bordeaux, einige Andenken zu übergeben, die mehr als Einen Glücklichen machen werden.

R u ß l a n d.

Orianda.

(Schluß.)

Der freie Raum dieſes großen Hofes hat zwiſchen den Säulen 175 Fuß Breite, 222 Fuß Länge, hier 28, dort 22 Säulen. Der ganze Flügel links hinab iſt Wohnung des Kaiſers, rechts hinab Wohnung der Kaiſerin. Es ſind zuſammenhängende Ketten kleinerer und größerer Zimmer, wie eine wohnliche Benutzung und Behaglichkeit ſie wünſchen läßt; hier und dort, in der Tiefe dieſer Räume zunächſt am Portikus: geſchloſſene Korridore oder ſchmale Abtheilungen durch freie Säulen gebildet: bald zu einer mannigfaltigeren Verknüpfung der Zimmer oder zum Aufenthalt von Dienern, bald zur Bildung von Vorplätzen oder von Nebenräumen. Zwei Zimmer dieſer Ketten, auf jedem Flügel erkerartig vorſpringend zur Erweiterung der Räume und zu freierem Genuß von Luft und Ausſicht; einzelne Fenſter hinausgeſchoben nach Art von kleinen Kabinetten, zu ſtilleren Sitzen. Die kleineren Zimmer ſind in der Höhe eines gewöhnlichen Geſchoſſes, die größeren durch die Höhe jener zwei Geſchoſſe fortgeführt, in denen auch dieſe Hauptmaſſe des Palaſtes ſich darſtellt. Ihre geſammte Höhe vom Plateau der äußeren Terraſſe bis zum Rande des Daches iſt nur 33½ Fuß.

Mit beiden Wohnungsflügeln ſind jene in der Maſſe iſolirten Vordergebäude für den Hofſtaat in Zuſammenhang gebracht durch einen ſchmalen Gang, der über einer Kluft, die hier erſt bemerkt wird, auf ſchlanken Pfeilern ſchwebt; mit der Wohnung des Kaiſers das Haus der Kammerherren, mit der der Kaiſerin das der Hofdamen.

Der Flügel des Prachthofes im Angeſichte des Meeres iſt den Räumen für Recreation beſtimmt und giebt zugleich jenen Wohnungen der hohen Herrſchaften eine prächtige Verbindung. Hier in der Mitte iſt ein viereckiger Saal von größerer Geräumigkeit, berechnet auf den Genuß des Anblickes der weiten freien Umgebung. Er iſt demnach allein nach Außen hin dem Lichte geöffnet, und zwar durch fünf Säulenweiten, in denen ſeine ganze Breite aufgeht. Ein Portikus von zwei Gängen liegt davor gar reizend zu Aeußerſt und nach Innen, durch Karyatiden gebildet, die auf Poſtamenten ſtehen, in der Mitte aber durch eine Reihe von Joniſchen Säulen. Hinterwärts dieſes Saales, im Hofe, liegt vor dem Portikus, der hier umherläuft, ein breites Waſſerbecken, und an deſſen entgegengeſetztem Rande eine Grotte von der edelſten Auffaſſung: ein hohes Pfeilergewölbe, das Innere jenes Unterbaues, der den Tempel inmitten des Hofes trägt. Götter und Helden der Alten, heiliges Tempelgeräth, Künſte der Muſen ſtehen verſchleiert dort von duftigem Schatten und grüßen heimlich und ſtill! Einzelne Strahlen helleren Lichtes ſchießen quer durch den Raum.

Sehr ſchön ſind ferner die beiden nächſten Nebenzimmer jenes Mittelſaales gedacht. Gegen das Freie ſind ſie ganz verſchloſſen, geöffnet allein in den Portikus des Hofes. Mild iſt die Beleuchtung, indem das Licht durch die vorſtehenden Säulen und ihre Decke gebrochen wird. Auch vor dieſen Nebenzimmern dehnt noch das Waſſerbecken ſich aus, und gerade hier, zwiſchen enger geſtellten Säulen, ergießen Tauriſche Widder von vergoldetem Erze die Fluth, welche das Becken nährt und die vorher rauſchend noch überſtürzt auf einer Stufe: — gegenüber aber den weiten Thüren dieſer Zimmer und durch eine größere Säulenweite zeigt ſich hier wie dort am anderen Rande des Baſſins in der Mauer jenes Unterbaues eine hohe und geräumige Niſche, und in dieſer aus Erz gebildet Helios, der mit dem Roſſegeſpann gerade aus den Fluthen emporſteigt, in einer anderen Luna, die mit den Stieren hinabtaucht, umgeben von ſchimmerndem Geſtirn.

Dieſen Nebenzimmern folgen andere, die wieder recht frei aufgethan ſind gegen das leuchtende Meer, mit großen Erkern in Halbkreisform, durch hohe Säulen begränzt und bis zu deren Fuß der Ausſicht offen. Dann noch andere Säle bis gegen die Wohnungen. Es iſt dieſe dem Meer zugewendete Fronte des Palaſtes, in Uebereinſtimmung mit dem Zweck der hier vertheilten Räume, auch in der Form bevorzugt und von dem würdigſten Eindruck. Sie iſt in den Maſſen lebendiger bewegt, neben den Portiken, durch mannigfache Riſaliths, welche die verſchiedene Beſtimmung und Größe der Räume, die hier belegen ſind, fordert oder wünſchen läßt. Die Höhenausdehnung dieſer Räume erſtreckt ſich durch beide Geſchoſſe der Nebenflügel, und die Form des Aeußeren ſpricht deutlich dieſe Anordnung aus; auch die Terraſſe — die an den Seitenfronten nur 10 Fuß in der Breite mißt — iſt hier geräumiger und in der Mitte durch einen großen Halbkreis-Platz erweitert, recht einladend zum Luſtwandeln, zur Ergötzung an Erde und Himmel und Meer.

Dies ſind denn ſämmtliche Räume, die dem großen Hofe rings ſich anſchließen. Noch ſind jene Gebäude in der Mitte näher zu beſchreiben. Der viereckige Unterbau des Tempels iſt 132 Fuß lang, 76 Fuß breit, 39 Fuß hoch. Er beſteht aus vier Reihen viereckiger Pfeiler von 10 Fuß Durchmeſſer, zwiſchen denen nach der Längenrichtung drei Gänge oder Schiffe ſich aufthun; der mittlere von größerer Breite. Die Decke wird hier durch große Steinplatten gebildet, und vorbereitet durch Steinſchichten auf den Pfeilern überragt. Es hat der treffliche Erfinder dieſe Halle, welche wir früher ſchon mit flüchtigem Blicke berührt haben, der ſchönen Beſtimmung gewidmet, das Muſeum abzugeben für die antiken Kunſtwerke, die das ſüdliche Rußland aus den Stätten Griechiſcher Kolonieen in dieſen Gegenden, jetzt ſchon zahlreich und werthvoll, ans Licht gefördert hat und mit Zuverſicht, bei planmäßig geleiteter Bemühung, noch hoffen läßt. Zwei Treppen geleiten auf die Höhe dieſes Baues, an ſeinen beiden langen Seiten, durch deren ganze Ausdehnung in mehrfachen Abſätzen auf einer Reihe ſchlanker Pfeiler hingeführt und beginnend neben jenem großen Baſſin, deſſen oben Erwähnung geſchah. Auf der Höhe dieſes Baues läßt eine Aufſchüttung von Erde, in Gräben gefaßt, eine Vegetation von kleineren Bäumen und Zierpflanzen gedeihen, eine Verſchönerung des Ortes, welche die Annehmlichkeiten des Aufenthaltes unendlich vermehren wird. Eine Anordnung des Ganzen aber, die in traumhafte Zeiten des Alterthumes uns verſetzt, ſie der Gegenwart nahe bringt und ſchön verſchwiſtert. Felſengrotten von Ellora, uralte Tempel der Aegypter, hängende Gärten der Semiramis winken aus der Ferne, ſtehen in Wirklichkeit vor uns.

Der Tempel nunmehr, welchem dieſe mächtige Halle als Unterbau dient und der ihn und den ganzen Palaſt ſo ſchön bekrönt, iſt 72¼ Fuß lang, 37 Fuß breit, Joniſcher Ordnung, mit Säulen rings umher, 6 am Giebel, 11 an der Seitenfronte. Zwiſchen den Wänden ſeines Portikus liegt ein Saal, mit Thüren ringsumher, den Säulenweiten gegenüber — ein Aufenthalt voll des ſeltenſten Liebreizes. Stille und Einſamkeit ſind in dieſer

Digitized by Google

Höhe, zu der kaum der Adler vom Eichenwipfel in den umgebenden Tiefen ſich aufſchwingt; Kühle durch den Schatten der vorliegenden Portiken; duftige Pflanzen ringsum, und zwiſchen dieſen und über ſie hinaus dieſer Blick in die großartige Umgebung, auf das ſeelenerhebende Meer!

Der Hof des Palaſtes hier umher, zwiſchen den Portiken, die ihn einſchließen, und dem Kunſttempel, iſt zu einem anmuthigen Garten benutzt. Durch die Gebäude hat dieſer Garten ſo viel Schatten, als das ſüdliche Klima wünſchen läßt. Aber wie geiſtreich ſind auch hier eigenthümliche poetiſche Gedanken noch ausgedrückt! Schmale Waſſerbecken, von Weinlauben beſchattet, mit Marmorſtegen an den Seiten, laufen vor den beiden Längenfronten der Portiken hin, ſo zur Kühlung wie zur Erfriſchung von blüthentragenden orientaliſchen Pflanzen. In vollen Strömungen ergießen ſich die Waſſer in dieſe Becken; zwei Reihen von erzenen Thiergeſtalten aber ſtehen an den Seiten eines jeden — Mahnungen an ältere und neuere Hieroglyphe, wie ſie hier am Ort ſchicklich iſt — und phantaſtiſche Wächter der geheimnißvollen Quellen des Lebendigen. Mit guter Ueberlegung ſind jene zweiten Nebenzimmer mit den Säulenerkern, in der Kette der Räume, für Recreation ſo geordnet, daß ihre Mittelachſe und ihre Oeffnung gegen den Hof gerade in dieſe anziehenden Laubengänge, auf dieſe Waſſerbecken trifft.

Auch in dem vorderſten Eingangs-Atrium iſt in dem offenen Mittelraum zwiſchen den Säulen im Impluvium ein Waſſerbecken angenommen, welches den ſchönen Portikus gar lieblich wiederſpiegelt.

Sicherlich, die hier entwickelten allgemeinen Gedanken und Formen bei der Anordnung dieſes edlen Cäſariſchen Luſtſitzes werden ſchon hinreichend ſeyn, jeden Empfänglichen mit dem Gefühl einer edleren Freude zu erfüllen. Eine nähere Theilnahme erweckt das ſchöne Werk noch bei der Betrachtung der Einzelnheiten ſeiner Auffaſſung. Hier fixirt es, wie mit einem Zauberſchlag in lebendigem Bild, einen der bedeutungsvollſten und anziehendſten Momente der Kunſtgeſchichte, ſo wie der Kulturgeſchichte des Menſchengeſchlechts überhaupt.

Der Künſtler in einer großartigen Auffaſſung giebt hier das Bild eines Griechiſchen Wohnhauſes. Dahin lautet die Kaiſerliche Verordnung. Ein Boden, der einſt Helleniſche Städte trug, ein Klima, das ſie emporwachſen ließ, natürlich und duftig wie ſeine Pflanzen, ſoll in dieſem Palaſt eine Blüthe treiben in jenem heimiſchen Geiſt. Blick empor! Schweben nicht jetzt noch ſolche Bilder über Dir in jener glücklichen Zone? Fata Morgana malt ſie dem Sehenden in die glänzende Luft. Es iſt ein Palaſt Seleukidiſcher, Ptolomäiſcher Fürſten, würdig Alexander's des Großen.

Und ſogleich drängt dem Betrachtenden ſich ins Gefühl, wie der Künſtler jenes Stammes gedacht hat, der Helleniſchen Kolonieen am Ufer des Schwarzen Meeres: des Städte gebährenden Miletos, der Kunſt der Griechen im vorderen Aſien; jenes lebhaft kolorirten Joniſchen Geiſtes: leicht beweglich, vertraulich im Umgang mit dem benachbarten Orient. Perſer, Phönizier, Phrygier, Inder, Aegypter, alle ſind ihm befreundet. Was ihm gefällt, das nimmt er und zwingt es, in ſeinen Armen bei ihm heimiſch zu werden und mit ihm Eines. Dies iſt Baukunſt der Joniſchen Griechen; Geiſt der Auffaſſung in Conſtruction und Form bei der vorliegenden Erfindung.

Aber für den Geiſt der Form im Einzelnen iſt der würdigſte Standpunkt angenommen, der im Entwickelungsgange Griechiſcher Kunſt hat gewählt werden können; Perikleiſche Zeit: Mäßigkeit in der Zuſammenſetzung der Theile, ſorgfältiges Abwägen der Verhältniſſe, ſtrenge Zeichnung, jenes glückliche Treffen des Schönſten; — jener großartige und edle Charakter, welchen Ueberreſte der Baukunſt flüchtig andeuten, der aber lebhafter vor uns emporſteigt, wenn wir mit langen und ſorgfältigen Studien, mühſam und voll Sammlung uns feſthalten an den geſammten Umfang der Erſcheinungen, die aus jener glücklichen Zeit noch auf die unſere gekommen ſind, und uns gegenüber befinden dem Kunſtwerk, das wir betrachten.

Ueberall ſtellt ſich der Ausdruck dieſes edlen, großartigen Charakters dar. Die Joniſche Säulen-Ordnung, im Attiſchen Geſchmack dieſer Perikleiſchen Zeit, iſt durch den ganzen Bau vorherrſchend, zumal am Aeußeren. Nirgend iſt Architektur, wo eine innere Nothwendigkeit ſie nicht fordert; Kranzgeſimſe, Gürtungen, die kleineren Fenſteröffnungen einfach umrahmt, die größeren mit Säulen-Einfaſſungen; — große Mauerflächen durch Schichten, Bänder und Rahmen eines dunkleren Steines ſanft und anmuthig belebt: dazwiſchen ſparſam eingeſtreute Medaillons und Niſchen; Skulpturen in dieſen und den Giebelfeldern; Akroterien oben auf. Die Ordnung vom vorderen Eingangs-Portikus und dem großen Atrium von Doriſcher Auffaſſung in jenen ſchlankeren Verhältniſſen, die ihr bei einer Anwendung außerhalb des Tempelbaues von altersher mögen gegeben worden ſeyn. Sehr originell und ſchön ſind die Säulen der Portiken des Kaiſerhofes von achteckiger Form, mit einfachem Schmiegen-Kapitäl, kräftiger Proportion, auf der Mitte ihrer Höhe mit einem breiten Gurt plaſtiſcher bacchiſcher Figuren; im übrigen ganz und gar mit muſiviſcher Verzierung bedeckt: mit Palmenzweigen, ſchuppenartigem Blattwerk, Aegyptiſchen Zacken, gitterartigen Muſtern: farbig ſchillernd im Glanz natürlichen Geſteines und metalliſcher Glasflüſſe. Eine Auffaſſung der Säule, die ein jüngerer Blick in das Griechiſche Alterthum mit Beiſpiel belegt. — Die Pfeiler der großen Kunſthalle haben in drei vorgetreppten Steinſchichten, jede an der Unterkante durch ein einfaches Glied gebrochen, alle mit einfachem Griechiſchem Ornament bedeckt, Kapitäle, die ſo ganz zu ihrer Form paſſen, während ſie die Conſtruction der Decke aus großen Steinplatten erleichtern. An dieſer letzteren macht eine einfache Kette von großen Sternen, viereckig gefaßt, einen trefflichen Schmuck. — Durch ſämmtliche innere Räume des Palaſtes, bei wenig getheilten Wänden, bleibt Malern und Bildnern ein weites Feld. — Ueberall iſt horizontale Ueberlage bei Maueröffnungen, Stützenketten und Decken. —

Aber bei aller Schönheit, bei dieſer freien und reichen Ergießung der Phantaſie, wie iſt doch dieſe edle Erfindung ſo ganz gedacht, wirklich zu ſeyn, ohne irgend eine Uebertreibung oder eine Schwierigkeit für die Ausführung! Alles leicht zu bewerkſtelligen unter den obwaltenden Umſtänden; Alles ruhige Ueberlegung, faſt nur Erfüllung der Nothdurft. Der Maßſtab ſo angehalten, in den räumlichen Ausdehnungen und den Verhältniſſen der Conſtruction, daß Umfang und Aufwand des Gebäudes an und für ſich nicht größer ſind, als an vielen Wohnhäuſern und Landſitzen Florentiniſcher, Genueſiſcher, Römiſcher Patrizier. Es iſt mehr der Geiſt der ganzen Anordnung, Auffaſſung und Bedeutung des Einzelnen, Gedanke eines mehr zufälligen Schmackes, die hier ſogleich in eine höhere Lebensſphäre uns hinauftragen.

Sehr erfreulich iſt es, daß Zufälligkeiten des Lokales die Ausführung begünſtigen und erleichtern. Die umliegenden Gebirge geben trefflichen Bauſtein in großen Blöcken: Sandſtein und mannigfache Arten von Marmor: blaßröthlichen und grünen. Außerdem läßt die Lage am Schwarzen Meer Italien benachbart ſeyn, und dies kann beiſteuern, wenn es nöthig iſt, mit noch anderem Material und mit Künſtlern. So möge denn Lucheſiſcher Marmor mit Tauriſchem ſich verbinden.

Aber bei ſo ſtreng gewogenem Werke wünſchen wir nur, daß die Techniker, denen die Ausführung anvertraut werden dürfte, mit uns gleich geſtimmte Hochachtung fühlen mögen vor dieſer Erfindung. Der Meiſter allein nur vermag dieſer fein geſtimmten Tonleiter andere Bewegung zu geben, wenn es ihm gefiele oder geboten würde: — nicht leicht ein Anderer.

Du aber, junge Kunſt, im fernen Süden dort drüben, junge Kultur der Muſen da hinaus, halte dich an den Cäſariſchen Fels, ſchieße junge Zweige und Blüthen aus dem friſchen Stamm, der ihn krönt, von ſeinem Saft und ſeiner würdig. Und du, Erde des Alterthumes rings umher, öffne deinen Schooß — Schaaren beuteluſtiger Reiter, Krämer der mittleren Zeiten, deiner Schätze nicht kundig, haben ihn unberührt gelaſſen — öffne deinen Schooß den ſchöneren Tagen, die jetzt dir kommen, und gieb heraus die Kinder Helleniſcher Abkunft, die annoch du verſchloſſen häufſt: die Augen edler Herrſcher zu erfreuen und die ſchönen Hallen ihrer würdig zu ſchmücken mit Olympiſchen Kränzen!

Wilh. Stier.

Mannigfaltiges.

— Ein Orangen-Wald in Sardinien.*) Es war am erſten Mai, beim herrlichſten Wetter, als ich die Gärten oder vielmehr den Orangen-Wald von Milis, Sardiniens Paradies, beſuchte, wo man über 500,000 Bäume zählt, deren Nähe ſich mir bereits durch eine Atmoſphäre von Wohlgerüchen angekündigt hatte. Dieſer Hain, der von grünen Hügeln umgürtet wird und deſſen köſtliche Laubgänge und reizende Windungen ich mehrere Stunden lang durchzog, war von dem Geſang unzähliger Vögel und von dem Murmeln einer Maſſe kleiner Bäche belebt, welche den Fuß jener fortwährend in üppiger Vegetation befindlichen Bäume benetzen. Eine dichte Decke von Orangenblüthe lag als Teppich über den Boden ausgebreitet; ich ſchritt, ich gleitete gleichſam fort über dieſen duftenden Schnee. Bog ich einen Zweig zurück, um bequemer durchſchreiten zu können, ſo flogen von allen Seiten die Blüthen empor, die mir bald das Geſicht bedeckten. Dieſe köſtliche Blüthe, die in den reichen Orangerieen unſerer Schlöſſer zugezählt und verkauft wird, duftet hier unnütze Wohlgerüche aus, fällt zu Boden und wird unbeachtet von jedem Wanderer mit Füßen getreten. Hohe aromatiſche Sträucher und ein üppiger Graswuchs vermiſchten ihren etwas herberen, aber nicht minder angenehmen Geruch mit dem feinen Duft der Orangenbäume. Der Reichthum an Früchten iſt zum Erſtaunen; ſehr häufig ſind hohe Stützen von ſtarkem Holze nöthig, damit die Zweige unter der Laſt von Apfelſinen und Citronen nicht brechen, deren Zahl im jährlichen Durchſchnitte niemals weniger als zehn Millionen beträgt. Man iſt wie geblendet von allen jenen rothen oder goldfarbigen Kugeln, einer glühenden Pflanzenwelt, die hier in Feſtons und Guirlanden ſich windet. O, du liebe Orangerie von Verſailles, Denkmal eines großen Jahrhunderts, wie ſchrumpfſt du zuſammen mit deinen Marmor-Baſſins, deinen prächtigen hundertunddrei Alleen, deinen wundervollen Laubgewölben, deinen Meiſterſtücken der Baukunſt, wie kleinlich erſcheinſt du neben der großartigen Natur des einſamen Thales von Milis!

*) Aus den ſo eben erſchienenen Voyages en Corse, à l'île d'Elbe et en Sardaigne, par M. Valery, bibliothécaire du Roi aux palais de Versailles et de Trianon.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 54. Berlin, Montag den 6. Mai 1839.

Frankreich.

Die letzten Augenblicke des Fürſten von Talleyrand.

(Nach dem United Service Journal.)

Am 17. Mai 1838 vor 6 Uhr des Morgens begab ich mich voll düſterer Ahnungen nach dem alten Hotel in der Straße St. Florentin; denn als ich dieſes Hotel ſpät am vergangenen Abend verließ, war mir nur wenig Hoffnung geblieben, daß ſein hochbegabter Wirth noch einen Tag erleben würde. Ein blaſſer Morgenſchimmer erhob ſich, mit den Schatten der Nacht ringend, über die mächtigen Kaſtanienbäume der Tuilerieen. Alles war noch in Schlummer verſunken; und als ich die ſchwere Glocke anzog, hatte ihr Nachklang in dem weiten Hofraume etwas Ueberirdiſches. Ich verweilte nicht an der Loge des Portiers, um zu erfahren, wie der Fürſt geſchlafen habe; denn der erſte Gegenſtand, der mir ins Auge fiel, war die Equipage des Arztes. Ich eilte ohne Weiteres der großen Treppe zu, die ich ſo oft mit ganz anderen Gefühlen beſtiegen hatte. Die beiden ſteinernen Embleme des Schweigens, welche, feucht vom Morgen-Nebel, an beiden Seiten des gigantiſchen Portales ſtehen, erfüllten mich mit eiſigem Schauer. Jene ungeheuren Löwen, die ſo oft mit den Löwen Venedigs verglichen worden, erinnerten mich an die ſtummen und regloſen Wächter, welche die marmornen Eingänge antiker Grabmäler zieren. Es war, als hätte die Atmoſphäre des Todes ſchon jeden Gegenſtand umhüllt, und in dem alten Gebäude, zu jeder Zeit melancholiſch und düſter, ſchien Grabesluft zu wehen.

Das Vorzimmer war öde und verlaſſen; denn die ganze Dienerſchaft hatte ſich mit angſtvoller Neugier in demjenigen Raume verſammelt, welcher dem Zimmer ihres geliebten Herrn zunächſt lag, um über den Fortgang der Krankheit möglichſt frühe Kunde zu erhalten. Es hat vielleicht nie Jemand exiſtirt, der mit weniger ſcheinbarer Anſtrengung in ſo hohem Grade die Zuneigung ſeiner Untergebenen zu gewinnen wußte, als Fürſt von Talleyrand. Alle Bedienten, die er in ſeinen letzten Augenblicken um ſich hatte, waren in ſeinem Dienſte ergraut, und von denen, welche ihn ſeit dem Beginn ſeiner glänzenden Laufbahn bedient hatten, war Keiner mehr übrig; er hatte ſie Alle überlebt. Der Fürſt ſchenkte ſeinen vornehmſten Domeſtiken immer einen hohen Grad von Vertrauen, und mancher höchſt wichtige diplomatiſche Gegenſtand iſt in Gegenwart ſeines Kammerdieners ohne alle Zurückhaltung beſprochen worden. Schon viele Jahre vor ſeinem Tode pflegte Talleyrand in der Stunde, wenn er Toilette machte, die bedeutendſten politiſchen Fragen zu verhandeln, und man weiß kein Beiſpiel, daß er bei ſolcher Gelegenheit einen Kammerdiener hinausgeſchickt hätte.

Die merkwürdigſte von allen Perſonen, die der Fürſt jemals in ſeinem Dienſte gehabt, war unbezweifelt der ehrliche Courtiade, deſſen hausbackene Klugheit ihn oft ſehr ergötzte. Dieſer Veteran hatte lange vor Ausbruch der erſten Revolution bei Talleyrand Dienſte genommen und ſtarb erſt vor vier Jahren während der Geſandtſchaftsreiſe nach London. Man ſagt, der Schmerz darüber, daß ſein Herr ihn damals in Paris zurückließ, habe den Tod des gebrechlichen alten Mannes beſchleunigt. Seine Anhänglichkeit an den Fürſten hatte — wenn der unedle Vergleich erlaubt iſt — etwas von hündiſcher Natur. Er war ſeinem Herrn in allen Wechſeln des Glückes treu zur Seite geblieben. Als Talleyrand den Brief empfing, der ihn zu ſeiner Flucht nach Amerika beſtimmte, äußerte er gegen Courtiade vertrauensvoll ſeinen Entſchluß und ſagte ihm bei dieſer Gelegenheit: „Du haſt Frau und Kinder, denen Du ohne Zweifel erſt Lebewohl zu ſagen wünſcheſt, ehe Du eine ſo lange und gefährliche Reiſe unternimmſt, von der vielleicht ſo bald keine Rückkehr zu hoffen iſt. Darum laſſe mich allein abreiſen und folge mir in dem nächſten Poſtſchiffe.“ — „„Nein, nein““, verſetzte Courtiade in tiefſter Bewegung; „„Sie ſollen nicht ohne Begleitung abreiſen — ich muß mit Ihnen gehen; geſtatten Sie mir nur eine Friſt bis Morgen Abend.““ — „Das geht in keinem Falle, Courtiade“, entgegnete der Fürſt; „dieſer Aufſchub kann uns verderblich ſeyn und wäre für Dich und Deine Frau doch nicht lang genug.“ — „„Bah! c'est bien de ma femme dont il s'agit!““ rief der treue Diener; „„ich habe jetzt nur die vermaledeite Wäſcherin im Sinne, die alle Ihre feinen Hemden und Muſſelin-Kravatten bekommen hat. Wie, ums Himmels willen, können Sie ſich denn ohne gutes Weißzeug produziren, beſonders in einem fremden Lande?!““

Ich werde nie meine erſte Zuſammenkunft mit dem Fürſten vergeſſen und den ſonderbaren Eindruck, den eben dieſer Courtiade damals auf mich machte. Es war bald nach der Juli-Revolution und kurz vor Talleyrand's Sendung nach London. Ich fand den berühmten Diplomaten ruhig an ſeinem Büreau ſitzend, das ihm zugleich als Toilette diente. Ein Bedienter war emſig beſchäftigt, die reiche Fülle ſeines langen grauen Haares zu pudern, während ein anderer ihm knieend die Schnallen an die Schuhe befeſtigte. Sein neben ihm ſitzender Secretair hatte einen ungeheuren Pack Briefe vor ſich liegen, die er, einen nach dem anderen, mit ſtaunenswürdiger Schnelligkeit erbrach, durchlas und, nach Maßgabe ihres Inhalts, entweder in den Makulatur-Korb warf oder dem Fürſten vorlegte. Ich mußte die Kaltblütigkeit bewundern, womit Letzterer, während er meine Botſchaft, die für ihn von größter perſönlicher Wichtigkeit war, anhörte, ſeine Gala-Uniform ſich anlegen ließ. Als der Fürſt vollſtändig angekleidet war, öffnete ſich eine Thür und herein trat wankenden Schrittes der alte verwitterte Courtiade, mehrere Doſen von allerlei Form und Größe bringend. Dieſe Doſen waren mit den Bändern und Inſignien der vielen Orden ſeines Herrn gefüllt. Die vollkommene Gleichgültigkeit, womit Talleyrand die Orden an ſeine Bruſt heften ließ, ſtand in ſeltſamem Kontraſte zu dem zappelnden Eifer Courtiade's, der die gewiſſenhafte Erfüllung dieſer Pflicht — der einzigen, die ihm in ſeinem Alter noch oblag — zur höchſten Aufgabe ſeines Lebens machte.

Die Erinnerung an die Gefühle, womit ich am Sterbetage des großen Mannes das jetzt ſtille und verlaſſene Vorzimmer durchſchritt, hat mir vorſtehende Digreſſion gleichſam abgenöthigt. Der Leſer möge ſie mir zu Gute halten!

Als ich in das Zimmer trat, wo der greiſe Staatsmann lag, fand ich ihn in tiefem Schlummer. Dieſer Schlummer mag zum Theil eine Folge der großen Aufregung geweſen ſeyn, welche den letzten Akt ſeines Lebens — ſeinen Widerruf — begleitete, einen Akt, welcher eben ſo viel Lob als Tadel, eben ſo viel Spott als Bewunderung geärndtet hat und immer räthſelhaft bleiben wird. Dieſer Widerruf muß ihm viel gekoſtet haben; denn er wußte recht gut, daß die Augen aller Parteien auf ihn gerichtet ſeyn, und daß Alle, nach Maßgabe ihrer ſubjektiven Meinungen oder Intereſſen, ſeine Motive beurtheilen würden. Die lobende Bewunderung vieler Perſonen mußte ihm bitterer ſeyn, als der Tadel, ja ſelbſt der Spott Anderer; und gewiß ſah er vorher, daß Niemand dieſen Schritt in ſeinem wahren Lichte betrachten würde. Man will wiſſen, daß Talleyrand noch auf ſeinem Sterbebette durch große innere Kämpfe und Gewiſſensqualen zu ſeinem Widerruf angetrieben worden ſey — aber dieſes muthmaßlich durch Prieſter ausgeſprengte Gerücht iſt gar weit von der Wahrheit entfernt. Eine Zeit lang hatte der Fürſt allerdings, wie ſchon aus Fragmenten einer Korreſpondenz mit dem Papſte, die unter ſeinen Papieren ſich vorfanden, erhellt, über den Gegenſtand nachgedacht; allein es geſchah nur, um ſeiner Familie Kummer und Seelenpein zu erſparen. Er wußte, daß er ſeine Verwandten hart mitnehmen würde, wenn er ſich auf dem Sterbebette weigerte, gewiſſe religiöſe Formalitäten zu vollziehen, auf die er ſelbſt nicht den geringſten Werth legte; und was auch ſeine Feinde von der kalten berechnenden Politik ſagen mögen, die alle ſeine Handlungen leitete, ſo kann man doch nicht in Abrede ſtellen, daß ihm ſtets an dem Wohl und der Erhebung ſeiner Familie viel gelegen war. Weder Unfähigkeit, noch Undankbarkeit gewiſſer Mitglieder hatten ihn jemals von dieſem Ziele abgelenkt. Da ſeine ſtarke und leidenſchaftsloſe Seele alle die kleinlichen Bedenken zurückwies, welche Leute von gemeinem Schlage erſchüttern können, ſo blieb die Vernunft ſeine einzige Führerin.

Der Schlummer, oder vielmehr die Lethargie, in welche der Fürſt verſunken war, hatte wohl eine Stunde nach meiner Ankunft noch fortgedauert, und es nahte die Zeit, in welcher der König ſeinen Beſuch verheißen hatte. Mit Unwillen bemerkte ich, wie ſelbſt diejenigen Perſonen, die Talleyrand am innigſten anhingen, aus lebhafter Beſorgniß, der erquickende Schlummer des Fürſten könne länger dauern, als ſchicklich ſey, ſich beeiferten,

Digitized by Google

ihn zu wecken. Es koſtete einige Mühe, ihm ins Gedächtniß zu rufen, welche Ehre ſeiner noch wartete, und kaum hatte man ihn am Rande des Bettes aufrecht geſetzt — ſiehe, da trat Seine Majeſtät, begleitet von Madame Adelaide, ins Zimmer. Es wäre für Maler und Pſychologen eine intereſſante Aufgabe geweſen, beide Individuen zu beobachten, als ſie unter jenem alten grünen Bettvorhang dicht bei einander ſaßen: die breite, gewaltige Stirn, die ruhige ſtoiſche Braue und das lange, verworrene Lockenhaar, welches dieſe Braue beſchattete, gaben dem großen Staasmanne noch in ſeiner Todesſtunde jenen löwenartigen Ausdruck, den Dichter und Künſtler ſo oft bewundert haben und womit das wohl arrangirte Toupée und die ganze ſehr ausgeſuchte Bekleidung des Königs wunderbar kontraſtirten. Schon der alte verwitterte Schlafrock des Erſteren und der braune Frack, die ſteife Halsbinde, die mit Glanzwichſe beſtrichenen Stiefeln des Anderen verkündeten, welcher von Beiden der „letzte der Edelleute" und welcher „der erſte Bürger" des Reiches war. Seine Majeſtät waren, wie die Etikette erheiſcht, der Erſte, der das Schweigen brach. Ich kann den Ausdruck ſeiner Züge, als er ſo gleichſam den Niedergang ſeines leitenden Sternes ſah, nicht beſchreiben. Vielleicht hätte er ſich ſelbſt von dem, was jetzt in ſeiner Seele vorging, keine Rechenſchaft geben können.

„Es ſchmerzt mich, Fürſt, Sie ſo viel leiden zu ſehen", ſprach der König mit gedämpfter und zitternder Stimme. —

„ „Sire," " entgegnete Talleyrand, „ „Sie ſind Zeuge der Leiden eines Sterbenden. Wer mich liebt, der kann nur wünſchen, daß ich bald ausgekämpft habe." "

Dieſe Worte ſprach der Fürſt mit der ihm eigenthümlichen tiefen und ſtarken Stimme, die bis an ſeinen Tod ungeſchwächt blieb. Die Pauſe, welche voranging, und der ruhig bittere Ton des Vorwurfs, in welchem dieſe Worte geſprochen wurden, machten einen unvergeßlichen Eindruck.

Der Beſuch des Königs war, wie alle Beſuche, die mit ſchwerem Herzen gemacht werden, von möglichſt kurzer Dauer. Ludwig Philipp fühlte ſich augenſcheinlich beklommen und wußte nicht recht, welche Miene er annehmen ſollte. Er ſagte dem Sterbenden einige Worte des Troſtes und erhob ſich dann, um Abſchied zu nehmen. Der Fürſt ſtellte ihm die anweſenden Perſonen vor und entließ ihn mit folgender hofmänniſcher Phraſe: „Sire, unſer Haus hat am heutigen Tage eine Ehre empfangen, die würdig iſt, in unſeren Annalen verzeichnet zu werden, und deren meine Nachfolger mit Stolz und Dankbarkeit ſich erinnern werden."

Ich muß geſtehen, daß meine Erwartungen von dieſem Beſuche mich ſehr getäuſcht hatten. Ich hatte einem Lebewohl entgegengeſehen, wie es der unter Stürmen gelandete Reiſende dem klugen und ſorglichen Piloten ſagt, der ihn durch Felſen und Brandung geleitet hat und jetzt allein, bei finſterer Nacht, vom Strande abgeſtoßen iſt, um nie wiederzukommen. Dem war aber nicht alſo. Ich ſah nur die Haſt und Ungeduld, die mit einer peinlichen Situation verbunden zu ſeyn pflegen, aber nicht die leiſeſte Spur von Freundſchaft, Anhänglichkeit oder dankbarer Geſinnung. Ein ſehr verſtändiger und einſichtsvoller Freund, dem ich meine Beobachtung mittheilte, entgegnete trocken: „Es iſt klar, daß Seine Majeſtät ſich nicht ſcheute, ihn ſterben zu ſehen; aber gedulden Sie ſich nur ein wenig: es wird ihm ſchon leid genug thun, wenn er geſtorben iſt."

Eine umſtändliche Beſchreibung dieſer Scene wäre mir vielleicht kaum in den Sinn gekommen, hätte man nicht von einem anderen Standpunkte ſo viel darüber hin und her geredet. Mit ſtaunender Bewunderung haben gewiſſe Leute dieſer Königlichen Herablaſſung gedacht, als ob Könige nicht gehalten wären, ihren Freunden dankbar zu ſeyn! Die meiſten gekrönten Häupter würden ſich wohl nicht geſchämt haben, dem großen Staatsmanne an ſeinem Sterbebette ihre Hochachtung zu beweiſen, und doch ſind nur die Wenigſten unter ſeiner Mitwirkung zum Throne gelangt! Selbſt Napoleon, der Mann mit dem eiſernen Herzen, hätte kein Bedenken getragen, dies zu thun; denn er geſtand unbedenklich, daß die weiſen Rathſchläge ſeines Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten an ſeinen politiſchen Erfolgen großen Antheil gehabt haben.

Bald nach der Entfernung des Königs bemerkten die Aerzte die erſten Symptome der Auflöſung an dem Kranken. Alsbald verſammelte ſich die ganze Familie um ſein Bette. Der Herzog von P. befand ſich auch unter ihnen, und ich hatte Mühe, ein Lächeln zu unterdrücken, als ich der ſatiriſchen Bemerkung mich erinnerte, die Talleyrand kurz vor ſeiner letzten Krankheit bei Gelegenheit einer ziemlich feierlichen Viſite dieſes Herrn gemacht. „Wenn man", ſo ſagte er, „das melancholiſche Geſicht und die trauerartige Kleidung des Herzogs ins Auge faßt, ſo ſollte man beinahe denken, irgend ein entrepreneur des pompes funèbres habe ihn hierher beordert."

Um die Mitte des Tages wurde der Fürſt unruhiger und fieberhafter. Ich konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, die dumpfige Atmoſphäre des Krankenzimmers eine Zeitlang zu verlaſſen und in das Geſellſchaftszimmer zu treten. Hier fand ich die Elite der Pariſer Geſellſchaft verſammelt. Eine Gruppe geſchäftiger Politiker, mit Bändern im Knopfloche — Einige kahlköpfig, Andere gepudert — hatte um das luſtig lodernde Kaminfeuer Platz genommen; ihre lebhafte Unterhaltung füllte, obgleich man aus zarter Rückſicht nur halb laut ſprach, das ganze Zimmer mit anhaltendem Gemurmel. Einige der älteſten Freunde des ergrauten Diplomaten, die aus wahrer Anhänglichkeit gekommen waren, nahmen an den heftigen Debatten dieſer politiſchen Kämpfer keinen Theil. Unter ihnen befand ſich auch Graf M. Dieſer ausgezeichnete Mann, ein Geſellſchafter ohne Gleichen, deſſen ſtechender Witz und beißender Sarkasmus das Schrecken aller Prahler und Windbeutel geworden — das einzige Individuum, mit welchem Talleyrand ſelbſt nicht bei jeder Gelegenheit in die Schranken treten wollte, ſaß jetzt ſtill, bekümmert, in Gedanken verſunken und beachtete nicht, was um ihn her vorging, ſo reichen Stoff dieſe Scene bei jeder anderen Gelegenheit ſeinem Witz geboten hätte. Im anderen Winkel des Zimmers plauderte ein glänzender Damen-Zirkel über Gegenſtände der verſchiedenſten Art. Zuweilen hörte man ein leiſes Kichern, trotz des verweiſenden Pſt! das vom anderen Ende des Zimmers öfter ſich vernehmen ließ. Auf einem Sopha nahe dem Fenſter lag die ſchöne und liebenswürdige Herzogin von V. nachläſſig ausgeſtreckt und umgeben von jungen Stutzern, die vor ihr auf dem Teppich knieten oder in Polſtern kauerten.

Die ganze Scene paßte in ein anderes Zeitalter. Es war mir, als hätte mich ein Zauberſchlag in das Jahrhundert Ludwig's XIV. und an Mazarin's Sterbebett zurückverſetzt. Dieſelbe Ungenirtheit, dieſelbe ungeduldige Erwartung war auch hier bemerklich. Einige hatten aus bloßer Konvenienz, Andere aus Rückſicht für Talleyrand's Familie, Viele aus bloßer Neugier und nur Wenige aus wahrer Freundſchaft ſich eingefunden. — Die Meiſten ſchienen vergeſſen zu haben, daß ein gewaltiger Geiſt von der Erde ſchied, oder daß ſie verſammelt waren, um einen großen Mann ſterben zu ſehen. Aber plötzlich ſtockte die Unterhaltung; es entſtand eine feierliche Pauſe, und jedes Auge war der langſam aufgehenden Thür des Krankenzimmers zugewendet. Ein Bedienter trat mit geſenktem Blick und geſchwollenem Auge herein, näherte ſich dem Dr. C., der, gleich mir, ein paar Augenblicke im Geſellſchaftszimmer ſich erholte, und flüſterte ihm etwas ins Ohr. Der Doktor ſtand ſogleich auf und ging ins Krankenzimmer. Die Eile, womit er dies that, verkündete nur zu deutlich den Beweggrund. Die ganze Verſammlung drängte dem Doktor nach. Augenſcheinlich hatte der Tod allbereits auf die marmorne Stirn des Fürſten ſein Siegel gedrückt; dennoch bewahrte das Geſicht zu meinem Erſtaunen den gewohnten energiſchen Ausdruck. Alles Leben ſchien im Kopfe zuſammengedrängt. Von Zeit zu Zeit erhob er ſein Haupt mit einer plötzlichen Bewegung, die langen grauen Locken zurückſchüttelnd, die über das Geſicht fielen, und ſchaute um ſich. Ein triumphirendes Lächeln über das günſtige Ergebniß ſeiner Muſterung des wohlbevölkerten Zimmers überflog dann ſeine Züge, und ſein Haupt ſank wieder auf den Buſen.

Mein Beruf hat es ſo mit ſich gebracht, daß ich Zeuge von mancher Todes-Scene geweſen bin; aber kein Individuum iſt mir im Gedächtniß geblieben, deſſen Charakter noch in den letzten Augenblicken ſein eigenthümliches Gepräge ſo treu bewahrt hätte, wie Talleyrand. Er ſah den Tod ohne Furcht und Schauder, aber auch ohne affektirten Trotz herannahen, als einen würdigen Gegner, mit dem er lange und wacker gerungen und vor dem er jetzt ohne Beſchämung die Waffen ſtreckte. Wenn es wirklich ein wohlthuendes Gefühl iſt, unter den Seufzern und Wehklagen zahlreicher Freunde und Verwandten zu ſterben, ſo muß der ſterbende Staatsmann die Welt ſehr befriedigt verlaſſen haben; denn er ſchied mit königlichen Ehren und königlichem Pompe: Keiner fehlte von allen denen, die er ſelbſt vielleicht zuſammenberufen hätte. Der ergraute Freund ſeiner früheren Jahre und der ſchöne jugendliche Liebling ſeines Alters knieten vor ſeinem Lager; und wenn die Troſtesworte, die ihm ein Prieſter murmelnd vorlas, nicht zu ſeinen Ohren drangen, ſo war die lautere Weheklage derer, die ihm bei ſeinen Lebzeiten ſo theuer geweſen, Schuld daran.

Kaum aber hatte das Auge, an deſſen Blicken die Europäiſche Welt ſo lange und mit ſo geſpannter Aufmerkſamkeit gehangen, auf ewig ſich geſchloſſen, als ein urplötzlicher Wechſel der Scene erfolgte. Wie ein Schwarm Krähen, der mit einem Male aufſteigt, ſo ſtürzte die ganze ſchwarze Verſammlung aus dem Hotel, und Jeder beeilte ſich, die intereſſante Kunde baldmöglichſt ſeinem reſpektiven Zirkel zutragen zu können. Als ich das Zimmer am Abend wieder betrat, fand ich den Armſeſſel, in welchem der Fürſt ſo oft ſeine ſtechenden Witze ſprühen ließ, von einem Prieſter eingenommen, der für die Ruhe der abgeſchiedenen Seele betete.

Nach Talleyrand's Hinſcheiden wurde die Ehrerbietung, welche der Fürſt ſeinem ganzen Haushalt eingeflößt hatte, recht offenkundig. Kein Bedienter verließ unter irgend einem Vorwande den ihm angewieſenen Poſten, und jeder erſchien pünktlich um die Zeit, wann er vor ſeinem lebenden Herrn zu erſcheinen gewohnt war. Ich ſelbſt ſah den Koch um dieſelbe Morgenſtunde, in welcher er bis dahin die Befehle ſeines Herrn zu empfangen gewohnt geweſen, von allen Küchenjungen begleitet, hereintreten. Der ganze ſchneeweiß gekleidete und mit langen Tranchir-Meſſern bewehrte Trupp ſchritt feierlich dem Bette zu, worauf ſie Alle niederknieten und ein kurzes Gebet murmelten. Jeder beſprengte den Leichnam mit Weihwaſſer, und der Zug entfernte ſich wieder ſo feierlich ſtill, wie er gekommen war.

Der Franzöſiſchen Sitte gemäß, erfolgt die Beſtattung jeder Perſon 48 Stunden nach ihrem Ableben. Mit Talleyrand's irdiſchen Ueberreſten mußte man, theils wegen der Einbalſamirung, die nicht ſo ſchnell vor ſich geht, und anderentheils auch, weil der Körper nach Valençay zu transportiren war, eine Ausnahme machen.

Fürſt Talleyrand — der kluge, der witzige, ſchlaue und

Digitized by Google

liſtige — ſollte mit ſeinem harmloſen und kaum an Mittelmäßigkeit reichenden Bruder gemeinſchaftlich in die Gruft ſinken! Ein einziger Todesſtreich hatte den ganzen Stamm von der Erde vertilgt! Bei derſelben Gelegenheit öffnete man auch das kleine Grab des Kindes Yolande, deſſen zierliches Särglein den Sarg des Fürſten begleiten mußte. Der Leichenwagen, welcher die Körper weiter fördern ſollte, war der nämliche, den man zur Fortſchaffung des Körpers der Ex-Königin von Holland aus der Schweiz gezimmirt hatte. Er glich einem Munitionswagen und war an der Vorderſeite mit zwei bedeckten Sitzen verſehen, worin zwei Bediente des Fürſten ſaßen. Die Ausgrabung des Kindes auf dem einſamen Kirchhofe Mont-Parnaſſe — das Aufladen des gewichtigen Sarges, der Talleyrand's Hülle barg, bei dem blutrothen Scheine angezündeter Fackeln — das eigenthümliche Gepolter des Leichenwagens, als er bei nächtlicher Weile und im ſanften Lichte des Mondes, der jeden dunkeln Gegenſtand noch dunkler erſcheinen läßt, durch die menſchenleeren Straßen fuhr — Alles machte einen unbeſchreiblich dramatiſchen Effekt. Noch muß ich eines halb-komiſchen Wortſpiels erwähnen. Als das Fuhrwerk von der Kapelle, wo Talleyrand's Leichnam ausgeſtellt geweſen, ſich in Bewegung ſetzte und einer der Poſtillone nach gewohnter Weiſe fragte: „Vers quelle barrière?" antwortete ihm eine Stimme vom Leichenwagen: „Barrière d'Enfer!"

Am dritten Tage nach unſerer Abreiſe von Paris erreichten wir Valençay, und am Abende deſſelben Tages ſah man den beſtaubten Leichenwagen durch die lange Allee von Kaſtanien-Bäumen dem Schloſſe zufahren. Jede Ehre, die man dem Beſitzer bei ſeinen Lebzeiten angethan, wurde nun mit ſkrupelhafter Genauigkeit ſeinem Leichnam erwieſen. Der Neffe des Fürſten nahm in eigener Perſon auf dem Leichenwagen Platz und lenkte ihn, begleitet von der ganzen zahlreichen Dienerſchaft des Schloſſes, bei Fackelſchein nach der Kirche von Valençay, wo der Sarg für dieſe Nacht niedergeſtellt wurde.

Am frühen Morgen des anderen Tages war in dem kleinen Städtchen Alles munter. Die Bewohner hatten bis dahin etwas ſo Intereſſantes noch nicht erlebt. Jedes Fenſter war mit Zuſchauern bevölkert, während Bauern aus allen benachbarten Diſtrikten in ihrer feſttäglichen Kleidung auf den Fußwegen ſich drängten. Die National-Garde ſtand ſchon mit Tages-Anbruch unter Waffen, und der ganze Ort gewährte einen ſo lachenden Anblick, daß eine zufällig durchreiſende Perſon annehmen konnte, es ſey dies der Tag eines großen Volksfeſtes.

Die ſterbliche Hülle des Bruders war in ganz anderer Weiſe angekommen. Kein Pomp, kein Gepränge war da zu ſehen — ein Poſt-Fuhrwerk mit zwei Pferden beſpannt, und hinterher Niemand, als der Doktor, der den Herzog in ſeiner letzten Krankheit behandelt hatte. Kein Geld war an überflüſſige Zierrathen verſchwendet; denn als der Sarg enthüllt wurde, ſah man mit Erſtaunen, daß er ganz ſchlicht und ſimpel aus Rüſternholz gezimmert war. Neben die Särge ſeiner begünſtigteren Verwandten geſtellt, gewährte die letzte Behauſung des Herzogs einen melancholiſchen Anblick. Jetzt aber bedeckt Ein Leichentuch das Ganze, den koſtbaren Sammet und die ſchlichten unpolirten Bretter. Eine gedehnte Melodie ſtieg zum Himmel empor, ein Gebet für die Ruhe Aller, welche unter jenem rieſigen Katafalke ſchlieſen — für den, welcher im Schoße des Reichthums und der Ehren geſtorben war, deſſen gewaltiger Geiſt bis zum letzten Augenblicke die übrigen Geiſter beherrſcht hatte, und für den, der ſeine Augen in einſamer Vergeſſenheit ſchloß und deſſen ohnehin ſchwacher Verſtand am Ende faſt in Aberwitz überging. Beide wurden nach der Kapelle der Andreas-Schweſtern transportirt, die von dem Fürſten ſelbſt gegründet war und wohin er die Familien-Gruft verlegt hatte. Sein Leichnam ſank unter einer Salve aus Gewehren und den geräuſchvollen Ehrenbezeugungen der Verſammlung zuerſt in die Gruft — dann der des Herzogs in vollkommener Stille, die nur von dem Klirren des eiſernen Gitters, an welchem der Sarg hinabglitt, unterbrochen wurde. Zu allerletzt kam die kleine Yolande an die Reihe, deren allerliebſtes Särglein mit ſeinen ſilbernen Einfaſſungen und mit der blendend weißen Sammetbekleidung viel eher einem Käſtchen glich, das die Toilette einer jugendlichen Schönheit ſchmücken ſollte, als einem Behälter des Moders und der Verweſung.

Das Gewölbe wurde geſchloſſen, und Alles war vorüber. Wir verließen die Kapelle und begaben uns nach dem Schloſſe, deſſen neuer Beſitzer ſämmtlichen Perſonen, die der Leichenfeier beigewohnt, ein wahrhaft fürſtliches Frühſtück vorſetzen ließ. Ich verſpürte einige Neugier, mich davon zu unterrichten, was für Leute es waren, die Ihm, der auf die Dankbarkeit jedes Individuums ſeiner Nation Anſpruch hatte, die letzte Huldigung bewieſen. Ich ſah zur Rechten und zur Linken; allein es waren überhaupt nur Wenige, und alle dieſe Wenigen hatten bei ſeinen Lebzeiten *ihm gedient*; von den Großen dieſer Erde, denen *Er gedient* hatte, die Ihm ihre Größe, ihre Macht verdankten, war Keiner zugegen! (U. S. J.)

Die diesjährige Pariſer Kunſt-Ausſtellung.

(Fortſetzung.)

Die Traditionen der Italiäniſchen Schule finden ſich am treueſten und vollſtändigſten in der von Ingres gebildeten Schule bewahrt. Dieſe bemüht ſich, die Zeichnung Raphael's, die Einfachheit der älteren chriſtlichen Maler und den antiken Schönheitsſinn zu vereinigen. Zu der diesjährigen Ausſtellung hatte ſie ein Bild von Flandrin: „Jeſus, der die Kinder zu ſich läßt", geliefert, welches mit Recht viele Bewunderung fand. Die Farbengebung iſt etwas ſehr diskret und blaß, und dies allein kann den Eindruck des ſchönen Bildes verringern. Die Zeichnung, die Stellung der Figuren, der Ausdruck der Köpfe ſind von hoher Vollendung. Von vorzüglicher Schönheit ſind die Kinder, nur etwas zu kalt und zurückhaltend, aber davon trägt auch wohl wieder der Geſichtsausdruck des Herrn die Schuld, der etwas melancholiſch darein ſchaut, ſtatt ihnen freundlich und wohlwollend entgegenzuſehen. — Amaury Duval hatte das Bildniß eines jungen Mädchens geliefert, in welchem ſich alle Vorzüge der Schule abſpiegelten. Die Figur, in Weiß gekleidet, mit Roſen im Mieder und den Haaren, trug durchaus den Ausdruck der Wahrheit und Einfachheit und war ein köſtliches Bild jugendlicher Friſche und Anmuth. Obgleich die Farbengebung der ſchwächſte Theil der Schule iſt, ſo zeigte doch das Kolorit dieſes Bildes einen zarten geiſtigen Anhauch und eine gewiſſe Durchſichtigkeit in der Hautfarbe. Man wurde unwillkürlich an Perugino's Manier und an die Raphael's in der erſten Zeit erinnert. Ohne ſchroffe Lichtgegenſätze, waren die feinſten Schattirungen ausgedrückt. Ein anderes Bildniß deſſelben Künſtlers war weniger gelungen zu nennen; es war kalt und geſucht, ohne dieſe Mängel durch die anderweitigen Vorzüge der Schule aufzuwiegen. Unter dem, was dieſe ſonſt noch beiſteuerte, verdienen Roulin's „Moſes" und die „Verbannten" von Menn erwähnt zu werden. — Ohne gerade zu der Schule von Ingres zu gehören, ſteht Cornu doch in einem gewiſſen Zuſammenhange mit derſelben: ſein heiliger „Nicolaus und Vincens" hat archaiſtiſche Reminiscenzen. Douſſault hat den Styl der alten Maler mit dem modernen verſchmelzen wollen; es iſt indeß nichts Gutes dabei herausgekommen, und ſeine „Madonna mit den Engeln" ſcheint ein von einem Vignettenzeichner retouchirter Beato Angelico zu ſeyn.

Einen vollkommenen Gegenſatz zu dieſer Schule bildet Ary Scheffer, der romantiſche und moderne Maler. Die zarten und ſchwermüthigen Empfindungen, die weichen Herzensregungen weiß Niemand beſſer als er darzuſtellen; er iſt der Repräſentant der Deutſchen Kunſt in Frankreich nach ihrer ſentimentalen Seite hin. In allen Werken Scheffer's ſpricht ſich ein tiefes Gemüth, ein hoher Gefühlsreichthum aus. Er iſt eben ſo ſehr Dichter als Maler, vermag aber nicht immer das ganz adäquat auszudrücken, was er in ſich herumgetragen hat. Da das Gefühl ſich vorzüglich im Geſichte ausſpricht, ſo muß bei ihm der Ausdruck der Köpfe und Geſichtszüge auch beſonders beachtet werden. Blickt man durch die etwas graue und trübe Atmoſphäre, in welcher ſein Chriſtus athmet, hindurch, ſo findet man eine Geſtalt, auf welcher ſich unausſprechliche Seelenleiden abſpiegeln. Der Erlöſer hat den Schmerzenskelch bis auf den Boden geleert. Seine Züge ſind abgeſpannt, und ſeine Augenlieder ſenken ſich. In der Beugung des Hauptes, in der Bewegung der Lippen ſpricht ſich ein unendliches Seelenleiden aus. Vielleicht kann man Scheffer vorwerfen, ſeinen Chriſtus zu menſchlich gefaßt zu haben; in dieſe dumpfe Verzweiflung leuchtet in der That kein Hoffnungsſtrahl hinein, und man ſieht nur das Leiden Gottes, nicht die Ueberwindung deſſelben und ſeine künftige Erhöhung, die hier ſchon hindurchſchimmern mußte. Was man vorzüglich noch an Scheffer ausſetzen könnte, iſt die öftere Wiederkehr derſelben Figuren. Sein diesjähriger „König von Thule" erinnert etwas an den Grafen Eberhard auf einer der vorigen Ausſtellungen, obgleich derſelbe vollendeter und ausdrucksvoller iſt. Auch ſeine beiden „Mignons" ſind keine ganz neue Erſcheinungen. „Fauſt, im Anblicke Gretchens verloren" iſt ebenfalls ſchon im Gefolge des tröſtenden Chriſtus auf der Ausſtellung von 1837 dageweſen. Auf dieſem Bilde iſt der Geſichtsausdruck vielleicht nicht ganz im Geiſte des Götheſchen Fauſt, aber daſſelbe iſt darum nicht minder ein Werk von hoher Vortrefflichkeit. Gretchen macht durch ihre Unſchuld und Jungfräulichkeit einen bezaubernden Eindruck; auch iſt der Totaleindruck wohl berechnet und von unwiderſtehlicher Wirkung; der Tadel könnte nur Kleinigkeiten treffen. Einige Verzeichnungen abgerechnet, iſt ſeine „ſich nach der Heimat ſehnende Mignon" ein herrliches Werk voll tiefer Gefühlspoeſie und entzückender Innigkeit, vielleicht das beſte, was er in dieſem Jahre geliefert hat. Die Gewandung iſt einfach und anmuthig, aber hinreißend ſchön iſt das Geſicht. In den Augen erglänzt eine tiefe Schwermuth, und der Ausdruck des Geſichts ſcheint alle Bewegungen des Herzens abzuſpiegeln. „Die zum Himmel aufblickende Mignon" ſcheint ſchon von den Feſſeln der Körperlichkeit befreit zu ſeyn. Ary Scheffer übt einen bedeutenden und heilſamen Einfluß auf die Franzöſiſche Kunſt aus; denn während ein Theil derſelben ſich nur um die Form bemüht, ohne nach dem Weſen der Kunſt zu fragen, während ein anderer ſich zur Vergangenheit zurückwendet, um dieſe wiederaufzuerwecken, ſucht er den Ausdruck der Empfindungen und Gemüthsbewegungen darzuſtellen und die Außengeſtalt zum Spiegel des Innern zu machen.

Der Kunſt ſtehen indeß auch noch andere Wege zu Gebote; es giebt auch eine Darſtellungsweiſe, welche unmittelbar aus dem Gedanken entſpringt und ſich durch eine gewiſſe Kühnheit der Compoſition verräth. Hiernach haben beſonders die Engliſchen Künſtler geſtrebt. Martin wirkt durch die Großartigkeit und den freien Schwung ſeiner Linien; Turner durch ſeine magiſche Beleuchtung und Farbengebung, welche alle Gegenſtände einer Landſchaft in eine Empfindung verſchmilzt und alle

Digitized by Google

Weſen dieſelbe Sprache reden läßt, ſo daß ſie Theile deſſelben Organismus zu ſeyn ſcheinen. Dieſe beiden Weiſen der Darſtellung, welche man pitoresk nennen könnte, finden ſich bei mehreren Franzöſiſchen Künſtlern.

Ein junger Künſtler, Leullier, iſt auf dieſem Gebiete mit großer Kühnheit und vielem Glücke aufgetreten. Seine „den Thieren vorgeworfene Chriſten“ ſind eine merkwürdige und großartige Compoſition. Man ſieht das Innere des Cirkus, wo ſechzigtauſend Zuſchauer verſammelt ſind und ſich an der Metzelei, die eben im beſten Gange iſt, weiden. Das Blut fließt in Strömen, und die Römer applaudiren. Wenn ſie niederblicken, ſehen ſie überall offene Rachen, gezückte Krallen, klaffende Wunden, rothes Blut und Todesqual in allen Abſtufungen. Ein größeres Gewirre von Elephanten, Rhinoceroſſen, Nilpferden, Büffeln, Auerochſen, Löwen, Tigern, Panthern, Hyänen, Männern und Weibern kann man ſich nicht denken, und Einer fällt immer wieder über einen Anderen her, Menſchen und Thiere zerfleiſchen ſich unter einander. Nirgends iſt ein Ruhepunkt, nirgends findet man etwas Menſchliches, außer in zwei Märtyrern, deren Haupt ſchon mit einem Heiligenſchein umgeben iſt. Die Thiere, welche hier vorzüglich in Betracht kommen, denn die Menſchen ſind nur Nebenfiguren, ſind vortrefflich gezeichnet und zeugen für das Studium des Künſtlers. Der etwas zu dunkele Grund ſchadet dem Eindrucke.

Wir wenden uns jetzt zu einem der bedeutendſten Künſtler, der wenigſtens in ſeinem Genre unerreicht daſteht, zu Decamps. Derſelbe iſt ein vollendeter Künſtler, ein Meiſter, der mit den Schwierigkeiten der Ausführung ſpielend fertig wird. Er iſt originell; wollte man ihn aber mit einem anderen Künſtler vergleichen, ſo könnte es nur mit Salvator Roſa geſchehen, dem er an Kühnheit und Seltſamkeit der Compoſition gleichkömmt, aber an kräftiger Pinſelführung überlegen iſt. Die diesjährige Ausſtellung brachte eilf Gemälde von ihm. Zuerſt zwei bibliſche Stoffe: „Joſeph, von ſeinen Brüdern verkauft“ und „Simſon und die Philiſter“. Decamps verlegt am liebſten die Scenerie ſeiner Gemälde nach dem Orient, denn hier iſt er ganz zu Hauſe, und die Gluth und Gewalt ſeiner Phantaſie und der üppige Reichthum ſeines Kolorits befähigen ihn auch am meiſten zu ſolchen Schilderungen. Der landſchaftliche Theil der beiden Gemälde iſt unübertrefflich ſchön, nicht minder die Gruppirung und der Ausdruck der Figuren, die ſich alle als echte Kinder des Orients bekunden. Man glaubt die Sonne auf dem Sande ſcheinen und die Erde vor Hitze berſten zu ſehen; darüber iſt ein klarer durchſichtiger Himmel ausgeſpannt, auf dem einige weiße Wölkchen auf- und abwogen. „Der Kampf Simſon's und der Philiſter“ erinnert durch die Wildheit des Ausdrucks an „die Cimbernſchlacht“. Hier iſt es eine ſteinige und rauhe Landſchaft, nackte Felſen, kahle Hügel, vertrocknete, ſtaubige Vegetation, eine Natur, welche an die ſchrecklichſten selve selvaggie Salvator Roſa's erinnert. Und dieſe Figuren! der bärtige, behaarte, wüthige Simſon mit der Eſelskinnbacke in der Hand, gegen welche die Keule des Herkules nur eine Reitgerte iſt, und der Schwarm der Philiſter, Fußgänger und Reiter, Menſchen und Pferde, die ſich in wilder Unordnung überſtürzen und durcheinanderwälzen.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Le caporal Verner, par Th. Lustière, et le Général Garaison, par G. Toorhard-Lafosse. — 2 Bde. 15 Fr.
La comtesse de Salisbury. — Von A. Dumas. 2 Bde. 15 Fr.
Histoire, antiquités et architectonique de l'église de Lodève. — 4. 6 Fr.
Histoire de France pendant la république, le consulat, l'empire et la restauration, jusqu'à la révolution de 1830. — Von M. de Norvins. 10 Fr.
Le journaliste. — Von E. Souveſtre. 2 Bde. 15 Fr.
M. Chipard, député, ou les inconvénients de la grandeur. — Von Touſſaint Caduchet. 7½ Fr.
Ma petite soeur. — Von A. Ricard. 2 Bde. 15 Fr.
Précis élémentaire de physique et de chimie. — Von A. G. de Montferrier. 5 Fr.
Le Limousin historique, recueil pouvant servir à l'Histoire de l'ancienne province du Limousin. — Von A. Leymarie. Erſter Theil. 10 Fr.

Oſtindien.

Die Indiſche Methode der Stahlhärtung.

Das in Indien gebräuchliche Verfahren, Stahl zu härten, iſt zu verwickelt und ſcheint zu ſehr auf wiſſenſchaftlichen Verſuchen zu beruhen, als daß man die Erfindung deſſelben rein dem Zufall zuſchreiben könnte. Daſſelbe ſtimmt ziemlich genau mit der in Europa gebräuchlichen Methode überein. Aber in Europa kam man nur nach vielen wiſſenſchaftlichen Experimenten darauf, nachdem es ſich erwieſen, daß der Stahl eine Zuſammenſetzung von Eiſen und Kohlenſtoff ſey; während in Indien dies Verfahren ſeit undenklichen Zeiten angewendet wird, lange bevor es in Europa bekannt war. Die Geſchichte erwähnt, daß Porus dem Alexander dreißig Pfund Stahl ſchenkte, und man weiß, daß im Alterthume die Waffen aus einem Gemiſch von Kupfer und Zinn bereitet wurden. Die Inſtrumente, vermittelſt welcher die Steinbrüche Aegyptens ausgebeutet und die Tempel und Obelisken aufgethürmt wurden, waren, wie ſich kaum bezweifeln läßt, aus Indiſchem Stahl angefertigt worden.

Das in Indien übliche Verfahren beſteht kurz in Folgendem: Das Erz, deſſen man ſich bedient, enthält Eiſen-Oxyd und Quarz, in dem Verhältniſſe von 52 Theilen Oxyd und 48 Theilen Quarz. In dem Bezirk von Salem, wo der Stahl bereitet wird, findet man dieſes Erz in großer Menge. Es liegt dort in ſo großer Menge auf der Oberfläche des Bodens, daß man gar nicht nöthig hat, Nachgrabungen anzuſtellen. Daſſelbe wird zerrieben und vermittelſt der Auswaſchungen oder durch ein anderes Mittel vom Quarz getrennt. Der Schmelzofen wird aus Thon erbaut, drei oder vier Fuß hoch, und erhält eine koniſche Form. Der Blaſebalg beſteht aus zwei Hundefellen mit einem Bambusrohre. Als Brennmaterial gebraucht man die Holzkohle ohne weitere Beimiſchung. Der Blaſebalg wird vier Stunden in Bewegung geſetzt, binnen welcher Zeit das Erz ſchmilzt. Man läßt es ausfließen, und wenn das feſtgewordene Metall noch roth iſt, durchſchneidet man es mit einer Axt und übergiebt die Stücke den Schmieden, welche es in Stangen umformen und dann in Stahl verwandeln. Sie ſchmieden es bei Weißglühhitze und ſchlagen mit dem Hammer darauf los, bis es die Form einer Stange angenommen hat, welche der Engliſche Kaufmann mit Verachtung zurückweiſen würde, aus welcher aber die Indier den feinſten Stahl verfertigen. Zuerſt ſchneiden ſie es in kleine Stücke und legen ungefähr ein Pfund nebſt dem trockenen Holze der Cassia auricalata und einigen grünen Zweigen der Asclepias gigantea in einen Schmelztiegel. Den Zutritt der Luft hindert eine feuchte Thondecke. Einige zwanzig dieſer Schmelztiegel werden in einen kleinen Ofen geſtellt, mit Kohlen bedeckt, und nach Verlauf zweier Stunden iſt die ganze Operation beendet. Der Stahl, den man auf dieſe Weiſe gewinnt, iſt vortrefflich, aber das Verfahren ſo unvollkommen, daß von 72 Theilen des Metalls kaum 15 übrig bleiben.

Obgleich dieſe Methode im Weſentlichen mit der in England ſeit kurzem gebräuchlichen übereinſtimmt, ſo weicht ſie doch darin von derſelben ab, daß ſie beide von den Engliſchen Fabrikanten angewendete Methoden vereinigt. Seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts ſind nämlich in England zwei Patente für die Stahlbereitung ertheilt worden. Nach der einen Methode wird das Eiſen vermittelſt jeder kohlenhaltigen Subſtanz in Stahl verwandelt, nach der anderen wird daſſelbe der Einwirkung des Waſſerſtoffes bei einem hohen Wärmegrade unterworfen. Das Indiſche Verfahren ſcheint beide Methoden zu vereinigen.

Mannigfaltiges.

— Für und wider die Phrenologie. Einige Auszüge, die wir in Nr. 12 u. 13 des „Magazins“ von d. J. aus zweien Engliſchen Schriften über die Phrenologie mitgetheilt, haben in Deutſchland eine kleine Gegenſchrift veranlaßt, als deren Verfaſſer ſich Herr Noel, Mitglied der phrenologiſchen Geſellſchaft zu London, nennt.*) Da wir bei der Mittheilung jener Auszüge keinesweges die Abſicht hatten, als Kämpen gegen die Phrenologie überhaupt aufzutreten; da wir vielmehr nur an die Konſequenzen dieſer Lehre nicht glauben, die an ſich eben ſo viel Wahres und Intereſſantes als die Phyſiognomik darbietet, aber eben ſo wenig wie dieſe die Geltung und die innere Nothwendigkeit einer organiſch gegliederten Wiſſenſchaft ſich zu vindiziren vermag, ſo machen wir auch gern auf die Widerlegungen aufmerkſam, die gegen die von uns citirten beiden Schriftſteller, Roget und Sewall, vorlängſt ſchon in England und Nord-Amerika erſchienen ſind und die Herr Noel ſeiner kleinen Abhandlung zum Grunde gelegt hat. Herr Roget iſt namentlich von den Herren G. Combe und Dr. A. Combe in deren Schrift „über die Functionen des Gehirns“ bekämpft worden, und der Amerikaner Sewall hat ſeinen Gegner in einem anderen Amerikaner, Namens Caldwell, gefunden. Allerdings war es auch leicht, dem Spotte der Herren Roget und Sewall anderen Spott entgegenzuſetzen; leugnen wollen, daß dem berühmten Gründer der Schädellehre, Dr. Gall, Vieles zur näheren Kenntniß des Baues und der Faſerung des Gehirns zu verdanken ſey, heißt das Kind mit dem Bade ausſchütten; aber mit der Zurückführung auf die allgemeinen Grundſätze jener Lehre, wie es die Herren Combe und Caldwell thun, wird doch noch lange nicht bewieſen, daß, gleich den Verſtandeskräften, auch unſere Gefühle ihren Sitz und ihre maßgebende Anlage im Gehirn haben, und daß jedes derſelben auf der Oberfläche der Hirnſchale untrüglich angezeigt ſey. Begnügt ſich doch am Ende auch Herr Noel, auf allgemeine Beobachtungen hinzuweiſen, die übereinſtimmend einerſeits an den Köpfen großer und ausgezeichneter Männer und andererſeits an denen einiger berüchtigten Spitzbuben und Mörder gemacht worden ſind. Die Richtigkeit ſolcher und ähnlicher Beobachtungen iſt auch in Deutſchland bereitwillig anerkannt worden; aber nur in Großbritanien und Nord-Amerika hat ſich bisher die Phrenologie als Wiſſenſchaft ſo zahlreiche Adepten zu erwerben gewußt, daß, wie der Verfaſſer ſagt, in dem erſtgenannten Lande jetzt an dreißig phrenologiſche Geſellſchaften ſich befinden, welche bedeutende Sammlungen von Schädeln und Abgüſſen beſitzen, die bei öffentlichen Vorleſungen gebraucht werden, und dadurch weſentlich zur Verbreitung der phrenologiſchen Lehren beitragen.

*) Einige Worte über Phrenologie, hervorgerufen durch einen Aufſatz in dem Magazin für die Literatur des Auslandes, von R. R. Noel, Mitglied der phrenologiſchen Geſellſchaft zu London. — Dresden und Leipzig, Arnoldiſche Buchhandlung, 1839.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 55. Berlin, Mittwoch den 8. Mai 1839.

Süd-Afrika.

Zur Geſchichte der Holländiſchen Bauern in Süd-Afrika. *)

Capitain Harris, der neueſte Reiſende in Süd-Afrika **), widmet die letzten Kapitel ſeines intereſſanten und lehrreichen Buches einer Geſchichte der letzten Auswanderung der Holländiſchen Bauern (Boers, l. Buhrs) aus der Kap-Kolonie.

Wir ſind mit dem Verfaſſer darin einverſtanden, daß die Auswanderung von beiläufig 7000 Holländiſchen Bauern ſeit Beendigung des Kaffern-Krieges (1835) ein ſehr merkwürdiges und wichtiges Ereigniß iſt; allein wir können ihm durchaus nicht beipflichten, wenn er behauptet, dieſes Ereigniß habe „in der Geſchichte der Kolonial-Beſitzungen gar nicht ſeines gleichen.“ Iſt die ganze Geſchichte der Kap-Kolonie etwas Anderes, als eine faſt ununterbrochene Reihe von Auswanderungen? Als die Holländiſche Regierung an den Küſten der Tafel-Bai eine Kolonie gründete, kam es ihr allerdings nicht in den Sinn, ein Territorium damit zu verbinden, das ſich fünf- bis ſechshundert (Engl.) Meilen von dem Sitze der Regierung ins Binnenland erſtreckt und zum Theil von Wüſten durchzogen wird. Allein die Pflanzer wanderten mit ihren großen Viehheerden beſtändig über die Gränzen, um neue Weideplätze zu ſuchen, und das Kolonial-Gouvernement ſah ſich bald genöthigt, ihnen nachzurücken. So wurden die Gränzmarken unmerklich erweitert. Die Gründung der Kap-Kolonie fällt ins Jahr 1651, aber erſt 1672 wurde das Gebiet, welches der Kap-Diſtrikt heißt, von den Eingebornen angekauft. Mit dem Syſteme der Grund-Beſitznahme begann auch das der Uſurpation, und kaum ein Jahrhundert ſpäter (1780) hatte der Kap-Diſtrikt die ungeheure Ausdehnung bis zum Großen Fiſch-Fluß und den Schneebergen erhalten. Wenn demnach die Kolonial-Regierung, den Fußſtapfen der Boers immer folgend, ihre Gränzen heutiges Tages 300 Engl. Meilen weiter bis Port Natal und bis zum Waal-Fluſſe rückte, ſo würde ſie nichts Anderes thun, als der Methode ihrer Vorgänger treu bleiben. Aber Politik und Humanität ſind einem ſolchen Syſteme gleichmäßig entgegen. Die Bauern haben, während ſie die Gränzen der Kolonie erweiterten, auf einem Areal von 80,000 (Engl.) Quadratmeilen die eingeborene Bevölkerung faſt ganz ausgerottet — denn das gemiſchte Volk, welches jetzt Hottentotten heißt, iſt bis auf ein Zehntheil der urſprünglichen Bevölkerung eingeſchmolzen. Daß aber der Wohlſtand und die Stärke der Kolonie mit ihrer ſchnellen räumlichen Vergrößerung niemals gleichen Schritt hielten, iſt eine erwieſene und nicht mehr zu bezweifelnde Wahrheit. Das nomadiſche Leben der Koloniſten machte ſie für alle Vortheile der Induſtrie, der Civiliſation, des Zuſammenwirkens der geiſtigen Kräfte unempfindlich, und ſie lebten mit ihren Heerden, deren möglichſte Vermehrung das vornehmſte Ziel ihres Strebens war, gedankenlos und thieriſch in den Tag hinein.

Capitain Harris, dem die Geſchichte der Kap-Kolonie ziemlich unbekannt geblieben ſeyn muß, motivirt die neueſte Auswanderung der Boers in folgender Art: „Zuerſt dringt ſich uns die Frage auf, was für Urſachen dieſe außerordentliche Emigration herbeigeführt haben mögen? Ohne Zweifel waren es folgende: der Schaden, den die Emancipation ihrer Sklaven den Boers gebracht — der Mangel an Geſetzen, die ſie gegen herumziehende Abenteurer ſchützen konnten; vor Allem aber der unſichere Zuſtand der öſtlichen Gränze und die halben Maßregeln, welche die Britiſche Regierung gegen die immer unruhigen Kaffern ergriff, die auf ihren räuberiſchen Ueberfällen das ſchönſte angebaute Land in eine Wüſte verwandelten und viele hundert Gränz-Koloniſten um ihre ganze Habe brachten.“

Was zunächſt die Nachtheile der Sklaven-Emancipation betrifft, ſo bemerken wir in dieſer Beziehung nur, daß, wenn die Sklaven der Boers, wie Capitain Harris bemerkt, einen ſtarken Hang zu Schurkenſtreichen hatten, der Bauer ſich glücklich ſchätzen konnte, wenn es ihm nicht mehr oblag, ſie zu ernähren, und wenn das Syſtem der freien Arbeit ihn mit den blühendſten Nationen der Erde auf gleiche Stufe ſtellte. Der Kolonial-Pflanzer trieb ſeine Heerden urſprünglich in eine Gegend, wo das Vieh zahlreicher Hottentotten-Stämme graſte und wo das Holländiſche Fort in der Kapſtadt ihm keinen Schutz gewähren konnte. Er lag in beſtändigem Kriege mit den Eingebornen, die er durch die Ueberlegenheit ſeiner Waffen allmälig aufrieb. Jetzt iſt nur noch ein ſchwaches Häuflein dieſer Ur-Einwohner des Landes übrig, und dieſes Häuflein wird durch Geſetz und Autorität im Zügel gehalten; wär' es alſo nicht ſonderbar, wenn der Pflanzer nun erſt anfinge, an ſeiner Sicherheit zu zweifeln, und deshalb neue Wohnplätze aufſuchte, wo er viel weiter aus dem Bereiche des Geſetzes iſt und wo ihm von Seiten Afrikaniſcher Stämme, die noch frei und ungeſchwächt ſind, wirkliche Gefahren drohen? Die bedeutendſten Emigrationen der Boers ſind von der Nordgränze, beſonders von den Schneebergen ausgegangen, welche Gegend dem Schauplatz der Kaffern-Ueberfälle ſehr fern liegt und, obſchon weit gefährlicheren Feinden ausgeſetzt, immer in fröhlichem Gedeihen war. Die Ueberfälle der wilden Nachbarn hatten ſich in der letzten Zeit ſehr vermindert, und nie genoß die Nordgränze ſo ungeſtörter Ruhe, wie eben in der Periode, als das Fieber der Auswanderung ihre Bewohner ergriff. Damit aber unſere Leſer beſſer in den Stand geſetzt werden, den Zuſtand der Kolonial-Gränze und den Charakter der Leute, die unſer Reiſender über gefährdete Sicherheit ſich beſchweren läßt, zu beurtheilen, ſo wollen wir hier in einige die Verhältniſſe der Holländiſchen Bauern zu den angränzenden Stämmen beleuchtende Details eingehen. (Fortſetzung folgt.)

*) Wir geben nachſtehende Darſtellung nach dem Londoner „Athenäum“, welches etwas partheiiſch gegen die Holländiſchen Auswanderer iſt. Capitain Harris, deſſen Buch dieſer Darſtellung zum Grunde liegt, läßt den Boers (Buhrs) mehr Gerechtigkeit zu Theil werden, die ſie auch, nach anderen Berichten, vollkommen verdienen, indem ſie nicht bloß von den Kaffern, ſondern auch von den Engländern vielfach feindlich behandelt worden.

**) Vgl. Nr. 48 des Magazins.

Frankreich.

Zur Geſchichte des Théâtre-Français.

Ludwig XIV. errichtete das „Franzöſiſche Theater“, welches dieſen Namen, als das Theater par excellence, noch heutiges Tages führt, aus den Geſellſchafts-Trümmern des Hotel de Bourgogne und denen des Hotel d'Argent und des Palais-Royal, welche ſich ſchon zu der Theater-Geſellſchaft in der Straße Mazarin vereinigt hatten. Die Entſtehung des „Théâtre-Français“ fällt ins Jahr 1680. Zwei Jahre ſpäter erhielt dieſe Geſellſchaft, welche aus ſämmtlichen dramatiſchen Elementen der damaligen Zeit gebildet war, eine Schenkung von 12,000 Livres jährlich, die auf die Privat-Kaſſe des Königs angewieſen wurden; jedem Mitgliede wurde zugleich eine Penſion von 1000 Livres aus der Theater-Kaſſe bewilligt. In derſelben Zeit unterwarf ſich die Geſellſchaft einer Conſtitution, deren Grundlagen Ludwig XIV. ſelbſt beſtimmt hatte.

An ihrem erſten Aufenthaltsorte gelangte die Geſellſchaft zu keiner beſonderen Blüthe. Es wurde ihr nicht die Zeit dazu gelaſſen. Schon im Jahre 1687 wurde ſie durch die Niederlaſſung des Collège des Quatre-Nations in ihrer Nähe gezwungen, ſich einen anderen Zufluchtsort zu ſuchen. Sie wählte den Ballſaal in der rue des Fossés Saint-Germain-des-Prés. Indeß gelang es ihr nur nach manchen Stürmen, ſich hier feſtzuſetzen. Die Profeſſoren der Sorbonne hatten ſie aus der Straße Mazarin vertrieben; der Pfarrer von St. Germain l'Auxerrois wollte ſie nicht im Hotel de Sourdis dulden, das ſie zuerſt erwählt hatte. Der Ballſaal der Etoile, deſſen Eigenthum ſie erwarb, koſtete ihr nicht weniger als 200,816 Livres 16 Sous 6 Deniers, eine für die damaligen Zeiten ſehr bedeutende Summe. Dieſes Kapital, welchem ein imaginairer Werth von 302,007 Livres beigelegt wurde, theilte man in 23 gleiche Theile von 13,130 Livres 15 Sous.

François d'Orbay, ein berühmter Baukünſtler dieſer Zeit, ging ſogleich ans Werk. Die Eröffnung des neuen Saals, der zuerſt mit einiger Pracht ausgeſtattet war, fand am Montage den 18. April 1689 ſtatt; er wurde mit Racine's „Phädra“ und mit Molière's „Médecin malgré lui“ eingeweiht. Die Einnahme betrug 1889 Livres. Am 30. April 1693 erging an die Schauſpieler des Königs, auf Lully's Anſuchen, der Befehl, die Zahl der Sänger, welche ſich auf ſechs belief, auf zwei, und die der Violinen, die zwölf betrug, auf ſechs herabzuſetzen. Am 1. Mai 1699 wurde den Armen ein Antheil, und zwar der ſechſte Theil der Einnahme, bewilligt. Der Preis des Parterre wurde da-

Digitized by Google

mals von 15 auf 18 Sous erhöht; die übrigen Eintrittspreiſe in demſelben Verhältniſſe. Am 10. Februar 1716 erlitt der Eintrittspreis des Parterre einen neuen Aufſchlag von 5 Sous. Die Sitze auf der Bühne und im Orcheſter koſteten damals 4 Livres, das Amphitheater und die zweiten Plätze 2 Livres; es gab nur drei verſchiedene Preiſe.

Am 16. Dezember 1716 ertheilte der Regent dem „Théâtre-Français" die Erlaubniß, Bälle zu veranſtalten; aber die Königliche Akademie der Muſik bewirkte die Zurücknahme dieſer Erlaubniß. Im Oktober erhielten Mademoiſelle Quinault, Quinault-Dufrène und Duchemin eine Gratification von 3000 Livres. Im Jahre 1743 wurden der Geſellſchaft aus der Privat-Kaſſe des Königs 60,000 Livres, im folgenden Jahre 10,000, im Jahre 1745 2000 und im Jahre 1748 9000 Livres bewilligt. Am 15. April 1753 beſchenkte ſie die Freigebigkeit des Königs wiederum mit einer Summe von 20,000 Livres. In demſelben Jahre wollte der König das Ballet abgeſchafft wiſſen, aber da das Theater wohl einſah, wie ſehr das Wegfallen deſſelben der Abwechſelung der Schauſpiele ſchaden würde, ſo bot es Alles auf, das Ballet zu bewahren, und es gelang.

Eine Verordnung vom 17. Juni 1758 in vierzig Artikeln, welche am 22. Auguſt 1761 beſtätigt und am 7. September deſſelben Jahres vom Parlament einregiſtrirt wurde, änderte die Verfaſſung des „Théâtre-Français". Dieſe Verordnung unterwarf das „Théâtre-Français" in Allem, was die Verwaltung betraf, der Kammer des Königs und ſetzte jeden der dreiundzwanzig Geſellſchafts-Antheile von 13,130 Livres 14 Sous auf 8730 Livres 15 Sous 6 Deniers herab, indem ſie einem jeden Mitgliede unter dem Namen einer Belohnung 4400 Livres, die bei dem jedesmaligen Abgange eines Mitgliedes ausgezahlt werden ſollten, anrechnete. Dieſelbe Verordnung hob die Entſchädigung auf, welche jedes abgehende Mitglied, zufolge der Abkunft vom Jahre 1735, erhielt. Dieſe Entſchädigung belief ſich auf 1200 Livres und hieß Entſchädigung für Unterhaltungskoſten der Decorationen. Die Penſionen blieben auf 1000 Livres feſtgeſetzt und fielen eben ſo wohl der Geſellſchaft zur Laſt wie die Auszahlung des Geſellſchafts-Antheils, den jedes Mitglied bei ſeinem Eintritt durch Zurückhaltung von jährlich 1000 Livres, bis die Summe von 8730 Livres 15 Sous 5 Deniers gedeckt war, zubrachte. Die Unterſtützung, welche die Privat-Kaſſe des Königs der Geſellſchaft gewährte, überſtieg auch damals nicht die Summe von 12,000 Livres; dieſelbe wurde an die Mitglieder je nach dem Geſellſchafts-Antheil eines Jeden vertheilt. Die Geſellſchaft mußte ſich übrigens den Abzug des neunten Theils der Brutto-Einnahme zum Beſten des großen Hoſpitals und des zehnten Theils zum Beſten des Hotel-Dieu nach Abzug der Tageskoſten, welche ungefähr auf 300 Livres angeſchlagen wurden, gefallen laſſen.

Die Verordnung vom Jahre 1758 enthält eine Ueberſicht des Vermögenszuſtandes der Geſellſchaft. Das Kapital belief ſich am 1. April dieſes Jahres auf 302,007 Livres 5 Sous. Die Mitglieder hatten aber nur 276,023 Livres 6 Sous 5 Deniers eingeſchoſſen und blieben demnach der Geſellſchaft noch mit 31,849 Livres 2 Sous 1 Denier verpflichtet. Dieſe ſchuldete indeß wieder den Mitgliedern und Beamten eine Summe von 486,930 Livres. Der König verpflichtete ſich, aus ſeiner Kaſſe den Geſammt-Betrag der Einſchüſſe, welche die verſchiedenen Mitglieder geleiſtet hatten, zu bezahlen, und ſo wurden durch die Freigebigkeit des Königs die Schulden der Geſellſchaft, welche das Doppelte ſämmtlicher Einſchüſſe betrugen, das Doppelte der Summe, welche die neu eintretenden Mitglieder zu erlegen hatten, um die alten Mitglieder zu entſchädigen, wieder getilgt. Die Rechnungs-Ablegung ergab jetzt nur noch eine Schuld von 179,037 Livres und ein Kapital von 200,807 Livres 16 Sous 6 Deniers, welches in dem Hotel, den Koſtümen und Decorationen angelegt war. Das von den Herzogen von Aumont, Fleury, Duras und Richelieu unterzeichnete Verwaltungs-Reglement erſchien erſt am 1. Juli 1766. Es blieb lange das Geſetzbuch des „Théâtre-Français". Dieſes Reglement, in welches alle wichtige Beſtimmungen der früheren aufgenommen waren, ordnete eine wöchentliche General-Verſammlung an, Entſcheidung nach Mehrheit der Stimmen und gemeinſchaftliche Entwerfung des Repertoires. Dem Verwaltungs-Ausſchuß, welcher aus ſechs Mitgliedern beſtand, wurde die Leitung der disziplinariſchen, ſceniſchen und finanziellen Angelegenheiten überlaſſen. Früher hatten drei Mitglieder abwechſelnd die Woche gehabt. Dieſe Zahl wurde auf zwei beſchränkt, welche die Verrichtungen der jetzigen Regiſſeurs übernahmen.

Das Reglement enthielt auch Beſtimmungen über die Debüts und die Annahme der Stücke. Die Zulaſſung zu Debüts wurde von der Entſcheidung eines Ausſchuſſes abhängig gemacht; ein anderer prüfte die Stücke und beſchloß deren Annahme. Früher wurden, in Gemäßheit des Reglements von 1697, die Stücke in einer General-Verſammlung vorgeleſen, und nachdem der Verfaſſer ſich entfernt, legte jedes Mitglied eine ſchwarze oder eine weiße Kugel in eine zu dieſem Zwecke beſtimmte Urne. Die Mehrheit entſchied. Die neuen Stücke, welche in der Zeit vom Allerheiligenfeſte bis Oſtern aufgeführt wurden, hörten auf, das Eigenthum des Verfaſſers zu ſeyn, wenn zwei auf einander folgende Einnahmen nicht mehr als 350 Livres einbrachten. Später konnte ein ſolches Stück wieder hervorgeſucht werden, aber der Verfaſſer hatte keine Anſprüche mehr an die Einnahme. Daſſelbe Schickſal traf die neuen Stücke, welche in zwei auf einander folgenden Vorſtellungen weniger als 350 Livres einbrachten. Seit dem Jahre 1697 erhielt ein fünfaktiges Stück den neunten Theil der Netto-Einnahme. Die dreiaktigen und einaktigen erhielten nur den achtzehnten Theil.

Das Reglement von 1766 war faſt nach denſelben Grundſätzen entworfen. Nur wurde der Antheil der dreiaktigen Stücke auf den zwölften Theil erhöht. Damals wurde auch die Annahme der Stücke mit Veränderungen eingeführt. Die einfache Annahme wurde durch eine weiße Kugel, die Verwerfung durch eine ſchwarze, die bedingte Annahme durch eine geſteckte bezeichnet. Nach dem neuen Reglement wurden die Stücke Eigenthum des Theaters, wenn die zwei oder drei erſten Vorſtellungen 1200 Livres im Winter und 800 Livres im Sommer einbrachten, ältere Stücke, wenn ſie einmal eine Einnahme von 1200 Livres im Winter und von 800 Livres im Sommer gewährten. Daſſelbe Reglement räumte den Verfaſſern bis zum Verfall ihrer Stücke ſechs, vier oder zwei Plätze im Amphitheater ein, je nach der Zahl der Akte. Dasjenige Mitglied, welches die Woche hatte, durfte ihnen ſelbſt für ihre Rechnung nicht mehr als zwanzig Parterre-Billets ablaſſen. Die Entreen ins Theater wurden auf drei, zwei und ein Jahr, je nach der Zahl der Akte, bewilligt.

Ein neues Reglement wurde von den Mitgliedern am 18. November 1791 unterzeichnet. Dieſes ſtellte die bedingte Annahme, welche in Vergeſſenheit gerathen war, wieder her und forderte von jedem Mitgliede des Leſe-Ausſchuſſes, der aus dreizehn Perſonen beſtand, ein motivirtes Urtheil. Für die Schriftſteller, die nur ein Stück eingereicht hatten, blieb die Berechtigung zum freien Entree wie früher. Zwei Stücke in fünf Akten, drei in dreien, vier in einem erwarben dies Recht auf Lebenszeit. Am Tage der Aufführung ſeines Stücks wurden dem Verfaſſer vier, drei oder zwei Plätze in den Logen des erſten Ranges, je nach der Zahl der Akte, zur Verfügung geſtellt. Für die drei erſten Vorſtellungen konnte er vierzig Parterre-Billets, für die folgenden zwanzig kaufen. Von 1697 bis 1791 oder vielmehr bis 1802, in welchem Jahre das „Théâtre-Français" eine neue Organiſation erhielt, erfuhr der Antheil der Verfaſſer am Erfolge des Stücks nur wenige Veränderungen. Der berühmte Streit zwiſchen Beaumarchais und dem „Théâtre-Français" hatte nicht die Feſtſtellung ſeiner Rechte zum Gegenſtand, ſondern den Betrag der Summe, die ihm nach den beſtehenden Reglements zukam. Er griff auch nicht das Reglement an, ſondern die Mittel, welche man anwendete, um daſſelbe zu umgehen; er forderte nur die Ausführung deſſelben.

Die Vorſtellung am 23. Mai 1759 zeigte eine große Neuerung: die Scène war zum erſten Male frei von Marquis und Chevaliers. Der Graf von Lauragnais bezeigte ſeine Freude darüber durch eine Gratification, welche er den Schauſpielern bewilligte. Am 30. März 1778 wurde das „Théâtre-Français" der Schauplatz eines in ihren Annalen einzig daſtehenden Triumphes: Voltaire's Büſte wurde während der ſechſten Vorſtellung ſeiner Irene in Gegenwart des Dichters bekränzt. Es war damals das achte Jahr, ſeitdem die Königlichen Schauſpieler in dem von Servandoni erbauten Saal der Tuilerieen ſpielten. Dort erwarteten ſie die Vollendung des neuen Saals, den der Graf von Provence an der Stelle des früheren Condéſchen Palaſtes auf ſeine Koſten erbauen ließ. Jetzt ſteht dort das Odéon. Das „Théâtre-Français" bezog dieſen prächtigen Saal im Jahre 1782. Alſo zwanzig Jahre, nachdem Ludwig XV. für daſſelbe die Summe von 200,000 Livres bezahlt hatte, nahm es dieſen Saal in Beſitz, den es ebenfalls der Freigebigkeit eines Prinzen verdankte. In der Zwiſchenzeit glänzten Voltaire, Crébillon, Destouches, Régnard und Marivaux!

Nun brach die Revolution herein, und mit dieſer begann eine Reihe von Wechſelfällen. Die Zwietracht drang in das Heiligthum des „Théâtre-Français". Es entſtand ein Schisma. Geſchützt durch das Geſetz der National-Verſammlung, welches die Freiheit der Theater proklamirt hatte, trennten ſich Dugazon, Grandménil, Talma und die Damen Veſtris, Lange und Desgircins von der Geſellſchaft. Dorfeuille und Gaillard, die Direktoren einer im Palais-Royal errichteten Bühne, wußten dieſelben für ſich zu gewinnen. Hier konnte ſich Talma frei entwickeln; aber das Theater in der rue Richelieu ſetzte ganz die Kunſt aus den Augen, um nur noch das Theater der Republik zu ſeyn. Im Auguſt 1793 gab die Vorſtellung der Pamela den Vorwand zur Proſcription der Schauſpieler des „Théâtre-Français" im Faubourg St. Germain ab, welches ungeachtet ſeines Namens eines National-Theaters ſeine Aufführungen während der Schreckenszeit einſtellte. So löſte ſich in Folge der politiſchen Stürme die erſte Geſellſchaft des „Théâtre-Français" nach einem mehr als hundertjährigen Beſtehen auf. Die Namen der damaligen Mitglieder ſind folgende: Molé, Dazincourt, Deſeſſarts, Fleury, Bellemont, Vanhove, Dunant, Larochelle, Champville, Dupont und die Damen Lachaſſaigne, Suin, Raucourt, Contat, Emilie Contat, Perrin, Thénard, Joly, Devienne, Fleury, Petit. Ein Ballet von dreiunddreißig Perſonen war damals mit dem „Théâtre-Français" verbunden.

Einige Trümmer der Geſellſchaft flüchteten ſich in die rue de la Loi, wo Mademoiſelle Montanſier Opern, Ballets, komiſche Opern, Tragödien und Komödien aufführte. Aber das Unternehmen war von keinem Beſtande. Am 16. Juli 1794 zogen die Künſtler wieder in das Theater des Faubourg St. Germain ein. Zugleich wurde eine komiſche Oper errichtet, welche den Ertrag mit den Schauſpielern theilte. Bald brachen indeß Zwiſtigkeiten aus, und das Schauſpiel wanderte aus. Diesmal flüchteten ſie in die rue Feydeau und ſpielten unter Sageret's Direction wöchentlich zweimal in dem Lokale der komiſchen Oper.

Digitized by Google

In der rue de Louvois eröffnete Mademoiſelle Raucourt am 27. Dezember 1796 der Komödie und Tragödie einen dritten Zufluchtsort. Am 10. September 1797 befahl ein Beſchluß des Direktoriums die Schließung dieſes Theaters. Am 18. Januar ließen ſich die Trümmer dieſer Geſellſchaft im Saal des Faubourg St. Germain nieder, welcher damals ſchon das Odéon genannt wurde, aber dieſer Verſuch ſcheiterte an der Lauheit des Publikums. In demſelben Jahre wurde das Theater der Republik geſchloſſen und ſendete ſeine Mitglieder nach der rue Feydeau. Am 5. September wurden die Vorſtellungen unter Segaret's Direction eröffnet, der mit ſeiner Truppe beide Säle, ſowohl den in der rue Richelieu als den des Odéons, inne hatte. Aber auch dieſer Verſuch nahm kein glückliches Ende. Das Theater der Republik wurde am 24. Januar 1799 wieder geſchloſſen. Das National-Theater ſetzte ſeine Vorſtellungen unter Picard's Direction fort. Das Odéon nahm zum Drama ſeine Zuflucht, als es mit der Tragödie und Komödie nicht gehen wollte. Aber nun brach eine Feuersbrunſt aus. Das Konſulat ſtellte die Ordnung wieder her und bildete den Uebergang zum Kaiſerreiche. Das „Théâtre-Français“ organiſirte ſich wieder auf ſeiner erſten Grundlage, und das Theater in der rue Richelieu wurde der Schauplatz der wiederzuſammengetretenen Geſellſchaft. Dies war das dritte Mal, daß eine andere Vertheilung der Bevölkerung eine Verſetzung des Theaters nothwendig machte. Die Theater können ja nur da gedeihen, wo der Mittelpunkt des Lebens iſt.

Die Geſellſchaft des „Théâtre-Français“ rekonſtituirte ſich auf eine großartige Weiſe. Sie zählte damals zu Mitgliedern: Molé, Monvel, Dugazon, Dazincourt, Fleury, Bellemont, Vanhove, Florence, Saint-Phal, Larochelle, Champville, Talma, Dupont, Duval, Caumont, Michot, Grandménil, Damas, die beiden Baptiſte, Armand und die Damen Lachaſſaigne, Veſtris, Suin, Raucourt, die beiden Contat, Thènard, Devienne, Vanhove, Fleury, Mézeray, Mars und Desbroſſes. Ein Dekret vom Jahre 1812 ſetzte die Geſellſchaft unter den Präfekten des Palaſtes, überwies ihr 100,000 Francs Rente, welche in das große Buch der Staatsſchuld eingetragen wurden, und ſicherte jedem Mitgliede eine Penſion von 4000 Francs. Die Hälfte derſelben war auf die 100,000 Francs angewieſen; der Reſt wurde von der jährlichen Einnahme des Theaters zurückbehalten. Jetzt beſitzt das „Théâtre-Français“ außer dieſer bedeutenden Rente noch ein Grundſtück auf den Champs-Elyſées im Betrage von 400,000 Francs. Ihr bewegliches Vermögen hat einen Werth von 300,000 Francs. Eine ganze Penſion beläuft ſich jetzt nach zwanzig Dienſtjahren auf 5000 Francs, nach dreißig Jahren auf 7500 Francs. Die Penſion eines General-Lieutenants und Präfekten ſteigt nie höher als auf 6000 Francs. Der Einſchuß jedes „sociétaire“, der ihm bei ſeinem Abgange ausgezahlt wird, beträgt 30,000 Francs.

Ein neues Dekret vom Auguſt 1805 gab dem „Théâtre-Français“ eine definitive Organiſation und dehnte die Vollmacht des Präfekten des Palaſtes weiter aus; derſelbe wurde bei dem Theater durch einen Kommiſſarius vertreten. Der erſte Präfekt, dem dieſe Aufſicht übergeben wurde, war Rémuſat, der erſte Kommiſſarius Mahérault. Die General-Intendanz der großen Theater wurde erſt am 1. November 1807 eingeführt. Dem Rechte nach gebührte ſie einem der Offiziere des Kaiſerlichen Hofſtaates. Durch dies Dekret erlitt die Einrichtung des „Théâtre-Français“ keine weſentliche Veränderung. Das Machtgebiet des Ober-Intendanten und des Kaiſerlichen Kommiſſarius wurde durch das Dekret vom 15. Oktober 1812 noch weiter ausgedehnt. Auf den rauchenden Trümmern Moskau's, am Vorabend ſeines Falles, beſchäftigte ſich Napoleon mit den kleinſten Details des „Théâtre-Français“. Die Oberaufſicht, die Verwaltung, die Polizei, die Disziplin, die Debüts der Künſtler, die Penſionen und die Benefiz-Vorſtellungen waren der Gegenſtand ſeiner Vorſorge; nichts entging ihm, und er ordnete Alles nach ſeinem unumſchränkten Willen.

Dieſer Entwurf iſt, mit Ausnahme einiger unbedeutenden Abänderungen, das Geſetzbuch des „Théâtre-Français“ geblieben, welches in ſeiner jetzigen Lage auch nicht füglich andere Statuten und andere Geſetze annehmen könnte. Einer der Artikel, der auch während der Reſtauration in Kraft blieb, verbietet den Mitgliedern, ihre Statuten ohne Einwilligung des Ober-Intendanten zu ändern. Die Gewalt der Dinge hat aber auch die Ober-Intendanten und Edelleute weggeriſſen, und an ihre Stelle iſt der Miniſter des Innern getreten. Der Miniſter des Innern hat nun in dieſe Aenderung der inneren Verwaltung gewilligt. Weiter aber auch nichts, und man hat vergeſſen, die Statuten mit dieſer Form in Uebereinſtimmung zu bringen. Das Dekret von Moskau bewilligte den Verfaſſern dramatiſcher Werke in fünf oder vier Akten den achten Theil von zwei Drittheilen der Brutto-Einnahme; den Verfaſſern zwei- oder dreiaktiger Stücke ein Zwölftheil und denen einaktiger Stücke ein Sechzehntheil. Nach demſelben Dekret ſollten die neuen Stücke vor einem Ausſchuß von neun Geſellſchafts-Mitgliedern vorgeleſen werden.

Während dieſer Zeit behauptete ſich das Theater in der rue de Richelieu lange in einem blühenden Zuſtande, ſowohl unter dem Kaiſerthum wie unter der Reſtauration. Oft belief ſich ſogar der jährliche Miethsertrag der Logen auf 300,000 Fr.

Die Kunſt des Dichters war in der Zeit von 1680 bis 1828 immer mehr geſunken. Voltaire hatte an Corneille's Stelle das Theater beherrſcht; Régnard, Deſtouches, Marivaux waren auf Molière gefolgt. Delavigne wurde der Erbe von Ducis, und ſelbſt um das Scepter von Beaumarchais hatte ſich Niemand beworben. Aber die Kunſt der Darſtellung war immer geſtiegen. Le Kain, Molé, Préville, Mademoiſelle Clairon, Madame Duchemin, Mademoiſelle Raucourt, Mademoiſelle Contat, Mademoiſelle Duchesnois glänzten in dieſer Periode. Mademoiſelle Mars war ſchon aufgetreten. Neben dieſen Talenten erhoben ſich Larive, Monvel, Saint-Phal, Saint-Prix, Lafont, Michelot, Joanny, Monroſe und Firmin. Nach dem Tode Talma's, welcher eine Revolution herbeiführte, wurde das „Théâtre-Français“ der Kampfplatz, auf welchem ſich die klaſſiſche und romantiſche Schule heiße Schlachten lieferten. Jetzt hat derſelbe ſo ziemlich ausgetobt, und es ſteht zu erwarten, daß aus demſelben eine nationale, freie und ausdrucksvolle Schauſpielerſchule hervorgehen wird. Aber die Menge nimmt wenig Antheil an den Entwickelungen der Literatur; ſie hat nur Sinn für das Fertige, Vollendete und will nicht das Stammeln einer ſich heranbildenden Poeſie hören. Das „Théâtre-Français“ wurde verlaſſen und hatte nach der Revolution von 1830, als ſich das elegante und gebildete Publikum zurückzog, eine harte Prüfung zu beſtehen.

Das Juli-Königthum kam dieſer alten dramatiſchen Geſellſchaft, der einzigen, welche die Stürme der Zeit überdauert hatte, im Jahre 1833 zu Hülfe und brachte ſie wieder in die Höhe zu einer Zeit, wo man ſchon an eine allgemeine Liquidation dachte. Seitdem hat die Kunſt eines jungen Mädchens ihr wieder zur Gunſt des Publikums verholfen, aber noch zeigt ſich keine klare Ausſicht in die Ferne. Die Menge ſtrömt aus Neugierde herbei; man betritt das Theater ohne Intereſſe für die Kunſt und verläßt es ohne Begeiſterung, denn man will ja nur ſeine Zeit tödten. Das „Théâtre-Francais“ iſt zwar jetzt den monatlichen Schwankungen zwiſchen einer guten und ſchlechten Einnahme enthoben, aber es hat doch noch in keiner Weiſe ſeine Aufgabe gelöſt. Auch hier iſt die Entſcheidung nur vertagt. Und doch iſt vielleicht das ganze Schickſal des Franzöſiſchen Drama's dem „Théâtre-Français“ übergeben. Amédée de Ceſena.

Die diesjährige Pariſer Kunſt-Ausſtellung.

(Schluß.)

Die frühere Bildung ignorirte eine Reihe von Bedürfniſſen und Ideen, welche erſt in der gegenwärtigen Geſtaltung unſerer Geſellſchaft Anerkennung gefunden haben, und die demnach auch erſt von der Kunſt der Gegenwart zur ſinnlichen Darſtellung gebracht werden konnten. Die Griechen, welche ſich die Schönheit als letztes und höchſtes Ziel vorſteckten, die chriſtliche Malerei, welche die Freuden des Paradieſes ſchildern wollte, ſchloſſen eine Menge von Gegenſtänden aus, welche jetzt Eingang in das Gebiet der Kunſt gefunden haben. Der Begriff des Ideals iſt in unſerer Zeit erweitert, die Gränzen der Kunſt weiter hinausgerückt worden. Die Schule der Koloriſten, deren natürlicher, obgleich unabhängiger Führer Delacroix iſt, hat weſentlich mit zu dieſer Revolution beigetragen. Im erſten Stadium ſeines Künſtlerlebens, als er das „Blutbad auf Chios“ und „Dante in der Unterwelt“ ſchuf, ſtellte er mit einer Gewalt, die Rubens' würdig war, einen Geſammtzuſtand heftiger und kühner Empfindungen dar, die Alles an Ausdruck übertrafen, was die moderne Kunſt hervorgebracht hatte. Da er indeß zu ſehr Künſtler iſt, um ſich mit der Darſtellung der aufwallenden Sinnlichkeit im Kampfe gegen Tod und Schrecken zu begnügen, ſo ſcheint er jetzt nach einem ruhigeren und gemäßigteren Ausdrucke zu ſuchen. Eine ſolche Kriſis, deren Produkt die herrlichen Fresken in der Deputirten-Kammer ſind, iſt indeß mit manchen Gefahren verbunden, und ſeine beiden Bilder auf der diesjährigen Ausſtellung: „Kleopatra“ und „Hamlet“, ſcheinen dafür zu ſprechen, daß er noch nicht den angemeſſenen Ausdruck für ſeine neue Richtung gefunden hat. Sein „Hamlet“, in der Todtengräberſcene, hat eine etwas theatraliſche Haltung. Drei andere Gemälde von Delacroix: „Taſſo im Narrenhauſe“, „Marokkaniſche Maulthiertreiber“ und „ein Arabiſches Grabmal“, waren vom Ausſchuß zurückgewieſen worden.

Devéria und Johannot mögen bloß als Beweis der Wandelbarkeit der Gunſt des Publikums erwähnt werden. Hervorgegangen aus dem ſkeptiſchen und manierirten Geiſte der Reſtauration, der ſie eine Zeit lang trug, ſind ſie auch mit dieſem außer Kredit gekommen. — Ch. Müller iſt ein kräftig aufſtrebendes Talent. Sein „Märtyrer“ auf der vorjährigen Ausſtellung zeigte von vieler Gewandtheit, Leichtigkeit der Zeichnung und feſter und kühner Pinſelführung. In ſeinen ſpäteren Werken findet man dieſelben Vorzüge. Sein bedeutendſtes Werk iſt „die Ermordung Arthur's, Herzogs von Bretagne“. — Ziegler, der aus Ingres' Schule zu den Koloriſten übergegangen iſt, hat diesmal einen „heiligen Lukas, der das Bild der Madonna malt“, geliefert. Die Madonna erſcheint nicht in heiterer, anmuthiger Haltung, wie bei den ſpäteren Italiäniſchen Malern, ſondern ernſt, würdevoll, göttlich. Außer dieſem ſchönen Bilde hat Ziegler nur noch eine Studie geliefert; er iſt indeß ſchon ſeit mehreren Jahren mit den großen Fresken in der Magdalenen-Kirche beſchäftigt. — Rieſener hatte diesmal zwei Gemälde aufgeſtellt: „eine junge Aegyptierin“ und „eine heilige Katharina“. Rieſener iſt als einer der vorzüglichſten Fleiſchmaler bekannt; das Sammetweiche der Haut, die durchſchimmernden Adern, den roſenfarbenen Anhauch des Fleiſches weiß Niemand beſſer als er zu malen. Rieſener hat in ſeinem Atelier noch eine hinreißend ſchöne „Leda“ und eine „verlaſſene Angelika“, die er gar nicht eingereicht hatte, weil er von der moraliſchen Befangenheit des Ausſchuſſes

Digitized by Google

abgewieſen zu werden fürchtete. — Chaſſerian, ein junges Talent, das erſt jetzt feſten Fuß zu faſſen beginnt, brachte mehrere Bilder: „eine Suſanna im Bade" und „eine aus dem Meere aufſteigende Venus", die ſich durch Eleganz und Einfachheit auszeichneten. — Brune hatte eine allegoriſche Figur, „die Göttin des Neides", die einzige ganz nackte Figur von den zweitauſend ausgeſtellten Bildern, gewählt. Er iſt indeß nicht der gewöhnlichen Tradition gefolgt und hat kein mageres, abgezehrtes Scheuſal, ſondern eine große, kräftige weibliche Geſtalt, welche ſich die Haare mit beiden Händen ausrauft und von einer Schlange in die Seite gebiſſen wird, gewählt. — „Die Quelle der Tugend" von A. Boulanger leidet an Unfertigkeit, doch hat der Künſtler wenigſtens Geſchmack genug gehabt, um das hinzuſtrömende Alter in den Hintergrund zu drängen.

Wir gehen jetzt zu einer anderen Klaſſe von Künſtlern über, zu denjenigen, die noch entfernter von einer idealen Kunſtauffaſſung ſind und ſich mit der Nachahmung der Natur begnügen. Hier iſt H. Vernet obenan zu ſtellen. Die Franzöſiſchen Kunſtrichter behandeln denſelben ziemlich ſtreng, aber offenbar nicht ganz mit Recht; ſie werfen ihm ſeine Leichtigkeit oder gar Flüchtigkeit vor und ſagen, er habe ein fertiges Schema für alle ſeine Schlachtenbilder, — hier ein Bataillon Infanterie, dort eine Kavallerie-Abtheilung, Kanonen, Pulverdampf und das Schlachtenbild iſt fertig, oder ſo gut wie fertig, und er braucht nur noch die Uniformen blau, die Beinkleider roth zu koloriren und höchſtens hier und da noch einen Schnurrbart zuzuſtutzen. — Und doch ſind alle ſeine Darſtellungen voller Leben und Bewegung, die Gruppen gut geordnet, die Geſichter voll kriegeriſchen Ausdrucks. H. Vernet arbeitet auf den Effekt hin, aber er erreicht ihn auch. Uebrigens iſt es wahr, daß er ein größeres Zeichner- und Compoſitions- als Maler-Talent hat; und er genügt daher auch weniger den Leuten von Fach als der Menge, die ſich mehr an die Form hält und ſich mit dem poetiſchen Ausdruck begnügt. Seine drei letzten Schlachtengemälde, zu denen ihm die Einnahme von Konſtantine den Stoff geliefert hatte, gefielen weniger, als die früheren. Außer dieſen drei großen Bildern brachte H. Vernet noch mehrere kleine: eines, deſſen Stoff ebenfalls der Einnahme Konſtantine's entnommen iſt, „die Vertreibung Hagar's" und „die Löwenjagd", die bis in die kleinſten Details mit großer Sorgfalt ausgeführt iſt; auch die Gruppirung iſt ſchön, aber das Kolorit iſt H. Vernet's ſchwache Seite; die Löwen und Tiger ſind glatt geleckt und förmlich abgewaſchen. Auf dem kleinen Gemälde „Hagar" erſcheinen einzelne Partieen in einer herrlichen Beleuchtung. — Winterhalter hat nichts als mehrere Portraits der Königlichen Familie gemalt. — Champmartin eine „Charitas", Steuben eine „Esmeralda", welche oben eine Griſette, unten eine vornehme Dame zu ſeyn ſcheint. — Gigoux hat ſich diesmal an bibliſche Stoffe gemacht und einen „Chriſtus auf dem Oelberge" und eine „Magdalena in der Wüſte" geliefert. Auf dem erſteren Gemälde iſt der Chriſtuskopf von großer Schönheit, die übrigen Partieen aber ſchwächer.

Der Uebergang zur Genremalerei iſt nicht ſchwer. Die diesjährige Ausſtellung hatte manches Schöne auf dieſem Gebiete aufzuweiſen. Ein kleines Meiſterwerk, welches den Schöpfungen der Niederländer an die Seite geſtellt werden kann, iſt „der Engliſche Doktor" von Meiſſonnier, ein Lebensbild voller Wahrheit. Biard's „Aufbruch von einem Maskenballe" verſammelte fortwährend viele Zuſchauer, während ſeine „eingefrorenen Seeleute" nicht denſelben Beifall zu finden ſchienen. — Schlachtengemälde hatten Beaume, Bellangé, Lecomte geliefert. — Unter den Portraitmalern zeichneten ſich Boulanger, der in ſeinem „Petrus Borel" an Murillo erinnert, Charpentier, Léon Viardot, Etex, Dubuſſe und Lépaulle aus.

In der Landſchaftsmalerei macht ſich natürlich wieder dieſelbe Verſchiedenheit der Auffaſſung und des Styls wie in der Hiſtorienmalerei geltend. Italien und Holland haben auch hier wieder den Anſtoß gegeben. In der idealen Landſchaftsmalerei iſt ein junger Künſtler, Paul Flandrin, mit vielem Glücke aufgetreten und hat in ſeinen Darſtellungen ein tiefes Verſtändniß der Natur dokumentirt. In manchen Beziehungen ſcheint er ſich Pouſſin zum Muſter genommen zu haben. Aligny hatte in ſeinen drei Landſchaften, beſonders in ſeiner „Anſicht der Römiſchen Campagne", herrliche Lichteffekte angebracht. Marilhat hat zu ſehr nach Effekt gehaſcht und iſt dadurch in Uebertreibung verfallen. — Bertin leiſtete wieder Ausgezeichnetes. Unter denjenigen, die den Niederländiſchen Meiſtern folgen, nimmt Calame einen der erſten Plätze ein; er hatte eine Schweizerlandſchaft von äußerſt geſchickter Behandlung eingeſandt. Neben ihm ſtehen Thuillier, Giroux, Tanneur, Coignet, Mercey. Eine eigenthümliche Stellung nimmt J. Dupré, der zwar der Niederländiſchen Schule durch Sorgfalt und Genauigkeit der Ausführung ſo wie durch Auffaſſung der Dinge von ihrer wirklichen Seite angehört, aber ſich doch wieder den Italiänern durch ſeinen Farbenglanz und einen gewiſſen Schwung der Phantaſie nähert. Unter den Seemalern haben Tanneur, Iſabey, Gudin, Morel-Fatio, Lepoittevin, Couveley mehr oder minder Bedeutendes geleiſtet.

Sollen wir noch von der Skulptur ſprechen? Es wirken hier dieſelben Urſachen, welche dieſe Kunſtgattung auch an anderen Orten verhindern, ſich zu einer ähnlichen Blüthe wie die Malerei zu entfalten. An Talenten fehlt es auch hier nicht, und verhältnißmäßig war in dieſem Jahre ſogar recht Bedeutendes geleiſtet worden. David erſchien nach einer langen Abweſenheit wieder. Dieſer Künſtler repräſentirt die moderne Richtung der Kunſt; er ſucht ſich ſo viel wie möglich der Naturwahrheit zu nähern, ohne die Schönheit aufzugeben. David hatte mehrere Büſten geliefert, die von einem außerordentlichen Studium zeigten, und in denen die größte Sorgfalt und Genauigkeit der Auffaſſung ſich mit einer idealen Auffaſſung der Perſönlichkeit vereinigte. Sein „kleiner republikaniſcher Tambour" iſt ein ausgezeichnetes Werk voll tiefer Gefühlsinnigkeit, das man einem Gedichte Lord Byron's vergleichen kann. Die Formen ſind aber etwas mager, und die trikolore Kokarde, welche das ſterbende Kind an das Herz drückt, macht einen etwas wunderlichen Eindruck. Die „Velleda" von Maindron zeichnet ſich durch die Fülle der Formen aus. Die Gewandung iſt geſchickt geordnet, die Stellung poetiſch, beſonders die Haltung und die Verzierung des Kopfes glücklich getroffen, aber das Werk iſt noch weiter vom idealen Ausdrucke entfernt. In dem „jungen Mädchen, welches ſeine Geheimniſſe der Venus anvertraut", von Jouffroy, tritt dieſer Widerſtreit zwiſchen dem Ideal und der Wirklichkeit weniger hervor. Freilich beſeitigte der Künſtler die meiſten Schwierigkeiten dadurch, daß er ſeinen Stoff dem Alterthum entnahm, aber dennoch iſt die Anmuth und die Schönheit der Formen zu bewundern. Die weiche und üppige Formenfülle, welche wir z. B. bei Canova finden, iſt hier auf das glücklichſte vermieden. Auch Pradier hat in dem „Grafen von Beaujolais" einen Beweis ſeines erfolgreichen Studiums der Antike gegeben und die Schwierigkeiten, welche ihm ſein Stoff und die moderne Bekleidung entgegenſetzten, überwunden. „Kain und ſeine Familie" von Etex iſt ein grandioſes Werk. Der Künſtler hat, nach Canova's Vorgange, ſeinem Werke durch einen Anſtrich von Eiſenoxyd einen weicheren Ausdruck zu geben verſucht. Alle einzelne Figuren — Kain in ſitzender Stellung, den Kopf auf die Bruſt geſenkt; die Frau liegend, das Haupt in den aufgelöſten Haaren verborgen, ſich dem Fluchgetroffenen zuneigend; der Säugling, welcher die Bruſt der Mutter ſucht; auf einer anderen Seite der ältere Sohn, welcher trauernd auf ſeinen Vater hinblickt — ſind gelungen; aber der Tadel müßte die Anordnung der Gruppe treffen, welche nicht frei und kühn genug iſt. — „Der Neapolitaniſche Improviſator" von Duret iſt, wie alle frühere Arbeiten dieſes Künſtlers, ein elegantes und zierliches Werk, aber vielleicht eine zu gewiſſenhafte Nachahmung der Natur, welche in der Skulptur noch weniger anzurathen iſt als in der Malerei. Debay und Desprez zeigten in ihren Büſten daſſelbe Streben. Dantan hat eine „Büſte der Schauſpielerin Rachel" gemacht. — Das wäre ſo ziemlich das Bedeutendſte, wenn wir noch eines Basreliefs von Préault: „die Anbetung der Magier", gedächten."

Mannigfaltiges.

— Neue Nachrichten über Shakeſpeare. Dieſe befinden ſich in einem Buche, das ſo eben nach einem in der Bibliothek der mediziniſchen Geſellſchaft in London aufgefundenen Manuſkripte publizirt worden iſt, und wenn ſie auch nur ganz unerhebliche Gegenſtände betreffen, ſo haben doch die wenigen Zeilen, die auf Shakeſpeare Bezug haben, dem ganzen Buche ein ſolches Relief gegeben, daß daſſelbe mit großer Begierde gekauft und geleſen worden iſt. Das Buch iſt ein Diarium, geführt von dem Magiſter John Ward, der in Stratford am Avon, der Vaterſtadt des Dichters, die Aemter eines geiſtlichen Vikars, eines Apothekers und eines Wundarztes zugleich bekleidete *). Sein Tagebuch beginnt im Jahre 1648, alſo etwa 32 Jahre nach Shakeſpeare's Tod, und reicht bis zum Jahre 1679. Alle Stadtgeſchichten des kleinen Stratford werden darin mit Gewiſſenhaftigkeit berichtet, wobei denn viel Unintereſſantes vorkömmt, aber auch Manches zur Kenntniß der damaligen Zeit und insbeſondere des Standpunktes, den die Arzneikunde in England im 17ten Jahrhundert einnahm. Die Stelle über Shakeſpeare lautet folgendermaßen: „Shakeſpeare hatte nur zwei Töchter, von welchen eine mit Herrn Hall, dem Arzt, verheirathet wurde, der von ihr eine bereits verheirathete Tochter hat, nämlich die Lady Bernard von Abbingdon. Ich habe gehört, der Shakeſpeare ſey ein Naturdichter geweſen, ohne die mindeſte Kunſt. In ſeinen jüngeren Jahren war er viel auf dem Theater, ſpäter aber lebte er in Stratford, wo er in jedem Jahre zwei Stücke für die Bühne lieferte und dafür ſo gut bezahlt wurde, daß er, wie ich gehört habe, jährlich tauſend Pfund ausgab. Shakeſpeare, Drayton und Ben Jonſon hatten eine luſtige Geſellſchaft und tranken, wie es ſcheint, etwas zu ſtark, denn Shakeſpeare ſtarb an einem Fieber, das er ſich dabei zugezogen. Ich will nicht vergeſſen, die Stücke von Shakeſpeare zu leſen und mich recht vertraut damit zu machen, damit ich nicht unwiſſend in dieſer Sache erſcheine. Ob Dr. Heylin wohl recht thut, wenn er bei der Aufzählung der dramatiſchen Dichter, die in England berühmt waren, den Shakeſpeare ausläßt? Ich ſchrieb an meinen Bruder, daß er Miſtreß Queeny beſuchen möge." — Miſtreß Queeny ſoll, nach einer Anmerkung des Herausgebers, Shakeſpeare's Tochter Judith geweſen ſeyn.

---

*) Diary of the Rev. John Ward, A. M., Vicar of Stratford-upon-Avon. Arranged by Charles Severn M. D. — London, 1839.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 56. Berlin, Freitag den 10. Mai 1839.

Frankreich.

Rückblicke, von J. Janin.*)

An Théodoſe Burette.

Da ſind nun wieder ſechs Bändchen, welche zu ſehr ungelegener Zeit kommen dürften, inmitten zweier Emeuten, oder vielleicht gar zweier Revolutionen! — Ich ſtelle ſie, mein Freund, unter den Schutz Deiner Freundſchaft und Deines Namens. Je näher wir den böſen Tagen rücken, deſto mehr fühle ich das Bedürfniß, mich auf Deine Kraft und Deinen Muth zu ſtützen. Ständeſt Du nicht immer an meiner Seite, ſtrahlend vor Freude, wenn Du Gelegenheit zu loben findeſt, ſo betrübt, wenn Du tadelſt, wie ſollte ich dann etwas thun, wie etwas ſagen? Du biſt mein alter Freund, Du mein faſt immer beachteter Rathgeber, Du mein Vertheidiger aus Ueberzeugung; Du biſt mein treuer Wächter, und in Deiner Nähe fühle ich mich immer ſtark. Findeſt Du eine Idee, ſo giebſt Du ſie mir; entdeckſt Du etwas Schönes, ſo theilſt Du es mir mit. Iſt es nöthig, einem verkannten Genius zu Hülfe zu kommen, ſo faßt Du meine Hand und führſt mich zu ihm. Iſt es an der Zeit, eine der glänzenden Berühmtheiten, welche nur die Kunſt des Zerſtörens kennen, mit aufgezogenem Viſir anzugreifen, ſo ſagſt Du: „Vorwärts!" zu mir und ich lege die Lanze ein. Wie oft auch haben wir, ohne uns ein Wort zu ſagen, daſſelbe Gefühl der Bewunderung, daſſelbe Gefühl der Abneigung empfunden! An einem ſolchen Tage bin ich ſehr glücklich, ſehr ſtolz!

Die ſechs Bändchen, welche ich jetzt unter den Schutz Deiner wohlwollenden und aufmerkſamen Freundſchaft ſetze, haſt Du ſchon Seite vor Seite, wie ſie aus meiner Feder hervorgingen, geleſen und mehr als einmal haſt Du zu einem der abgeriſſenen Kapitel geſagt: „Ich bin zufrieden!" Mit Ausnahme des erſten Kapitels, welches die Zeit unſerer erſten Jugend ſchildert, als wir ſo glücklich und ſo arm waren, als Du noch der reichſte dieſes Schwarms von Singvögeln warſt, iſt alles Uebrige für das Bedürfniß des Tages ſeit der Juli-Revolution geſchrieben. Ich habe dies erſte Kapitel darum wieder abdrucken laſſen, weil es mich glücklich machte, mich in die Zeit zurückzuverſetzen, welche ſo reich war an Hoffnungen, an unſchuldigen Freuden, ungeſuchten Vergnügungen und poetiſchen Entzückungen, welche aber beſonders ſo ganz von unſerer Freundſchaft ausgefüllt wurde, denn unſere Generation hat das zum Voraus gehabt, daß Alle gute junge Leute ohne die mindeſte Affectation waren; wir haben nie mit Byronſcher Lebensverachtung und düſterer Schwermuth geſpielt, wir haben nie gefürchtet, unſere munteren und lebensfrohen Geſichter zu zeigen, nie von Revolutionen und Stürmen geträumt, ſondern ganz einfach vom blüthenreichen Frühling, von ſonnenerhellten Landſchaften und Spaziergängen im ſchönen Thale von Montmorency. Du und ich, wir können uns Beide die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß wir allen unſeren Jugendfreundſchaften treu geblieben ſind, welchen Weg auch unſere Freunde eingeſchlagen haben. Wenn ſie nach fernen Ländern reiſten, geleiteten wir ſie zum offenen Meere und riefen ihnen: „Lebewohl!" zu, indem wir die Stunde der Rückkehr herbeiſehnten; wenn ſie ihre erſte Meſſe laſen, fanden ſie uns am Fuße des Altars knieend. — Wir ſaßen unter der Kanzel und horchten auf ihre erſte Predigt, und mit welcher Bewegung und Theilnahme folgten wir nicht ihrer erſten Vertheidigungsrede zu Gunſten irgend eines ſchrecklichen Räubers, der ihnen den erſten Anlaß gab, ihre Beredſamkeit zu üben. In der Deputirten-Kammer folgten wir ihnen bis zur Rednerbühne und verloren uns in der Menge, mit dem Wunſche, ihnen die ſchönverſchlungenen Perioden Cicero's, die uns noch aus der Schule im Gedächtniſſe waren, zuflüſtern zu können. Wer von uns in den Stand der Ehe trat, der wählte uns zu Zeugen, und wir entfalteten immer den Ernſt, den eine ſolche feierliche Handlung erfordert. In kurzem wirſt Du der Pathe des dritten Kindes unſeres Königlichen Prokurators ſeyn, und ich werde die erſte Tochter unſeres Notarius zu Villers-Cotterets über die Taufe halten. Wenn Einer von uns den Doktorgrad erhielt, haben wir es dann jemals unterlaſſen, ihn zu unſerem Leibarzte zu machen, damit er ſeine Kunſt in anima vili üben könne? Wir haben ihnen die Freundſchaft bewahrt, ſelbſt wenn ſie reich, ſelbſt wenn ſie mächtige Männer wurden, um ſo mehr, wenn ſie unglücklich oder arm waren. Wir haben uns ihren Beſorgniſſen, wir haben uns ihren ehrgeizigen Beſtrebungen zugeſellt, wir, die wir den Ehrgeiz doch ſelbſt nicht kannten. Wie oft haben wir nicht bei der Prüfung des Einen, bei der Preisbewerbung des Anderen gezittert! Schien es nicht oft, ich wolle Doktor werden, oder Du ſtrebteſt nach der Ehre, in der Rechtsſchule der Kollege von Demante oder Ducaurroy zu werden! Endlich unſere abgeſchiedenen Freunde, der im Duell getödtet, Jener in ſich ſelbſt untergegangen, ein Anderer von Liebesgram verzehrt, haben uns immer an ihren Kiſſen gefunden, um ihnen die Augen zu ſchließen. Erinnerſt Du Dich noch des ſchönen Jünglings, von dem wir alle Tage ſprechen, unſeres Stolzes und unſeres Ruhmes, der, obgleich jünger an Jahren, wie ein Adoptiv-Vater uns mit ſeinem Rathe beiſtand, uns mit ſeinem Beiſpiele voranging? Erinnerſt Du Dich noch an Boitard, die Hoffnung der Schule, der plötzlich eines Sonntags dahinſtarb, als wir aus dem Gehölz von Vincennes zurückkehrten, ohne eine Ahnung von dem unerſetzlichen Verluſt zu haben, der uns bedrohte?

So hat, theurer Theodoſius, im Laufe von funfzehn Jahren das Geſchick, die Verbannung, der Ehrgeiz, der Tod uns von unſeren theuerſten Freunden getrennt; allmälig iſt unſer heiterer Freundesbund gelichtet worden. Sie ſind Einer nach dem Anderen hinweggegangen, dieſe Feuerſeelen, dieſe edlen Herzen, dieſe jungen Enthuſiaſten, dieſe fünfundzwanzigjährigen Gelehrten, dieſe jungen Thoren, welche Alles, ſelbſt ihren mauerfarbigen Mantel, verpfändet hatten. Rufz iſt auf Martinique, und ſchon kennen die Sklaven den Namen des guten Doktors. Der junge, liebenswürdige Schölcher wurde in ſeinem zwanzigſten Jahre erſchoſſen. Und ſo viele Andere ſind weit weg. Dieſer iſt in ſeine Häuslichkeit gebannt, Jener vom Ehrgeiz verzehrt oder gar, der Unglückliche! den politiſchen Leidenſchaften verfallen. Wir Beide ſind allein von allen dieſen gelöſten Freundesbündniſſen übrig geblieben, um als Zeugen ſo vieler ſchönen, hingeſchwundenen Stunden zu dienen. In dieſem Augenblicke ſind wir faſt ganz allein, Einer beim Anderen, ohne uns einen Tag aus den Augen zu verlieren, gleichſam ein gemeinſchaftliches Leben führend, dieſelben Bücher leſend, frei von denſelben ehrgeizigen Beſtrebungen, mit Wenigem zufrieden, immer zufrieden. Unſer Glück hat ſich geändert; es iſt weniger ſtürmiſch geworden, unſere Hoffnungen ſind erſtorben. In je weitere Ferne aber die alten Freundſchaften gerückt ſind, deſto enger haben wir unſeren Bund geſchloſſen, und wir begreifen jetzt gar nicht mehr, wie Einer ohne den Anderen leben könnte.

Von uns Beiden warſt Du indeß doch der Weiſeſte, weil der Beſcheidenſte. Du fürchteteſt das helle Tageslicht und wählteſt den Wahlſpruch: „Verbirg Dein Leben" zur Richtſchnur Deines Betragens. Du haſt mit der größten Sorgfalt Deinen Geiſt und Dein Talent und dieſen Schwung der Seele, um welchen Dich die Berühmteſten beneiden würden, verheimlicht. Du haſt weder Aufſehen noch Ruf geſucht, ja, ich glaube, Du würdeſt ſogar den Ruhm verſchmäht haben. Mich würde es nicht wundern, wenn Du Dich ganz in den Schatten ſtellteſt, um mir Platz zu machen und mir den Weg zu bahnen. Du ſchreibſt beſſer als ich und haſt mich ſchreiben laſſen. Dein Geſchmack iſt ſicherer, geübter, aufgeklärter als der meinige, und Du haſt mich die Anderen beurtheilen laſſen. Du haſt Dich niedrig und klein gemacht und ſelbſt mir die tiefen geſchichtlichen Forſchungen verborgen gehalten, aus denen ſo intereſſante Bücher hervorgegangen ſind. Du biſt ſo ein gelehrter Geſchichtsſchreiber geworden, ohne es mir zu ſagen; Du ſtandeſt Morgens frühe auf, um in den alten Chroniken umherzuwühlen, und ich ſchlief noch, wenn Du ſchon Deine Aufgabe beendet hatteſt. Dann ſah ich Dich kommen, ſo friſch, als ob Du noch nichts gethan hätteſt, und wenn Du mich dann bei der Arbeit fandeſt, ſagteſt Du, Heuchler! zu mir: „Du arbeiteſt zu viel!" Wir ſprachen hierauf von den Dingen, die mich intereſſirten und an denen Du nur meinetwegen Theil nahmeſt. Wir ſprachen von den Meiſterwerken des Tages ohne Leidenſchaft, aber auch ohne Liebe. Wir geſtanden uns, daß die berühmten Männer der Gegenwart, welche mit aller Gewalt ſo viel produziren, ſehr Unrecht hätten, und wir belächelten oft die Fruchtbarkeit unſerer Zeitgenoſſen, wenn wir bedachten, daß Ho-

*) Dieſe Widmung an Théodoſe Burette, Profeſſor der Geſchichte an der Pariſer Univerſität, bildet die Vorrede zu den eben erſcheinenden geſammelten Kritiken und Feuilleton-Artikeln J. Janin's.

Digitized by Google

mer's Gedichte in einer Nußſchale Platz fanden. Kamen wir auch einmal auf die Politik zu ſprechen, ſo begriffen wir nicht, wie das geiſtreichſte Volk der Erde beſtändig die Poſſe: „Viel Lärm um nichts“ aufführen konnte. Wir wußten bloß, daß die Deputirten-Kammer ein Denkmal iſt, welches die Beſtimmung hat, dem Möbel-Magazin der Krone als Seitenſtück zu dienen. Wir überzeugten uns nur, daß der Palaſt des Luxembourg ſehr nützlich durch den ſchönen Garten ſey, in welchem ſo viel Flieder blüht. Und was für ſchöne Spaziergänge würden wir noch unter dieſen herrlichen Bäumen machen, wenn uns nur die Herzogin von Decazes erlauben wollte, unſere Hunde frei umherlaufen zu laſſen. In unſerer Jugendzeit unter Herrn von Seinonville, dieſem leutſeligen Edelmanne, konnten Azur und Phan ſich ungehindert im Luxembourg ergehen. Wozu hat nun, frage ich, die Juli-Revolution gedient, da unſere Hunde dieſe wichtige Freiheit eingebüßt haben.

Ich ſehe Dich ſchon, wie Du, über meine Schultern gebeugt und mit der Entzifferung dieſer Zeilen beſchäftigt, welche ich an Dich richte, mich zwingen würdeſt, ſie auszuſtreichen, wenn ich ſie nicht im Geheimen ſchriebe. Du würdeſt mir ſagen, daß das nicht klug ſey, und daß man mit mehr Zurückhaltung von der Deputirten-Kammer, von der Pairs-Kammer und der Juli-Revolution ſprechen müſſe; Du würdeſt hinzufügen, daß ich in Deiner Abweſenheit die Vorrede zum „Barnave“ geſchrieben habe. Du magſt indeß ſagen, was Du willſt, ich kann meine Sympathieen mit dem elenden Zuſtande, in welchem wir leben, welcher weder Krieg noch Frieden, weder Freiheit noch Sklaverei, weder Kampf noch Ruhe iſt, nicht in Uebereinſtimmung bringen. Ich bin vor allen Dingen der Mann der ruhigen Zeiten, in welchen man ſich mit glatter Proſa, ſchönen Verſen, edlen Seelenregungen, mit den glänzenden Anſprüchen des Geiſtes, den ſchönen Künſten, welche das Leben verſchönern, mit den zärtlichen Leidenſchaften des Herzens beſchäftigen kann. Wie viel Mühe ich mir auch gegeben habe, ſo habe ich doch dem rohen Drama der Gewalt und der Unordnung nie rechte Theilnahme abgewinnen können, und doch habe ich eine Revolution ausbrechen und ein Volk ſich erheben ſehen, habe geſehen, wie eine Monarchie zuſammenſtürzte, und wie das Schiff, von dem Boſſuet ſpricht, gleichſam erſtaunt, ſich unter ſo verſchiedenen Umſtänden betreten zu ſehen, ſich in Cherbourg vor Anker gelegt hat zur Verfügung der abgehenden Könige. Wozu führen alle dieſe Veränderungen? ſie verwirren bloß den Sinn des Zuſchauers, der, nach allen Richtungen umhergeſchleudert, nicht mehr weiß, wohin er ſich wenden ſoll, um die Wahrheit zu entdecken. Wie viel Lärm und welche Reſultate! Meiner Treu, und deſto ſchlimmer, wenn ich läſtere! ich gebe alle wahnſinnige Declamationen und den ganzen Plunder, den man die Theorieen von 1789 nennt, für eine Scene von „Athalie“, für die erſten Bücher der „Confessions“, oder für noch weniger, für den „Candide“. Hört man das ſchreckliche Kauderwelſch, in welchem die Angelegenheiten des Landes abgehandelt werden, ſieht man den ſchrecklichen Styl, der jetzt an der Tagesordnung iſt, ſo könnte man, ich wenigſtens, einen Tyrannen, wie Ludwig XIV., mit den herrlichſten Meiſterwerken, welche je die Franzöſiſche Sprache oder der menſchliche Geiſt hervorgebracht hat, zurückwünſchen. Damals wenigſtens hatte man Zeit zum Schreiben. Der Styl war damals, wenn auch nicht der ganze Menſch, doch ein Theil des Menſchen, oder mindeſtens etwas Menſchliches. Damals beſchäftigte man ſich eben ſo ſehr mit einer Leichenrede des Biſchofs von Meaux, einem Kapitel des Herrn von Retz, oder einer Epiſtel Boileau's, oder einer Fabel La Fontaine's, oder einem Briefe der Frau von Sévigné, wie mit der Schlacht bei Rocroy.

Damals war es eine Ehre, Geſchichtsſchreiber, Dichter, Kritiker, ja ſelbſt Kritiker, zu ſeyn; dennoch hatte die Kritik damals noch nicht alle ihre Proben beſtanden. Um eine Stellung einzunehmen, mußte ſie zuvor durch das ſprühende Witzfeuer Voltaire's hindurchgehen und mußte dieſes ſprühende Witzfeuer mit dem Muthe Fréron's aushalten. Damals gewann ſie ihre Sporen und wurde eine von den anderen Mächten unabhängige Macht. Endlich iſt ihr ſogar die Herrſchaft zugefallen.

Aus dieſem Grunde haſt Du, mein Richter, mein Rathgeber, candide judex, ungeachtet Deiner Beſorgniſſe, mir die freie und unabhängige Ausübung dieſer bei uns ganz neuen Gewalt geſtattet. Freilich ging es Dir etwas nahe, daß ich das, was Du meinen Styl und mein Talent nannteſt, ſo verſchleudern ſollte. — — Aber, ſagteſt Du zu Dir ſelbſt: Alles wohlerwogen, welches Werk darf ſich denn jetzt wohl eine Dauer von mehr als vierundzwanzig Stunden verſprechen? Leben wir nicht Alle in einer Zeit der Improviſation? Der Roman, das Drama, die Komödie, die politiſche Rede ſind die Schöpfungen eines Tages. Iſt die Juli-Revolution, weil ſie in drei Tagen improviſirt wurde, darum weniger eine Revolution? Alſo haſt Du mich nach reiflichem Nachdenken in den bodenloſen Abgrund der periodiſchen Literatur, in welchem ſich der Geiſt eines jeden Tages verliert, untertauchen laſſen. In dieſen gähnenden Schlund, welcher noch das ganze Jahrhundert verſchlingen wird, hätte man Voltaire, Rouſſeau, Montesquieu werfen können, und das Ungeheuer würde „Mehr!“ gebrüllt haben. Die ganze encyklopädiſtiſche Schule würde nicht länger als einen Monat vorgehalten haben, und dennoch tröſteteſt Du Dich damit, daß Du ſagteſt: „Zum Wenigſten hat er eine mächtige und ſtarke Stellung, um welche er beneidet wird.“ Aber, ich bitte Dich, welche Stellung wäre nicht mit Muth und Ausdauer zu halten? Beſonders die eines Mannes, der alle Tage der aufmerkſamen Menge ſagen kann, was er auf dem Herzen hat, der Tadel und Lob austheilt, auf deſſen Wort man achtet, nach deſſen Urtheil man verlangt. Ein ſolcher Mann iſt eben ſo ſehr geſucht, wie derjenige, der über den Staatsſchatz verfügt, denn er vertheilt den Ruhm. Er iſt von Feinden und Schmeichlern umgeben, welche nicht weniger gefährlich ſind, wie die eines einflußreichen Mannes. Er verdient gewiß die Theilnahme, denn wer ſich lange Gehör verſchaffen will, der muß wenigſtens etwas Styl, etwas Geiſt, viel Muth, viel Gewiſſenhaftigkeit in ſeinen Urtheilen und eine außerordentliche Selbſtverleugnung haben. Er muß gerecht und wahr, aufrichtig und ehrenhaft, nachſichtig in ſeinem Tadel, ſtrenge in ſeinem Lobe ſeyn. Mit ſicherer Hand muß er die Waagſchale halten zwiſchen zwei gleichen Berühmtheiten, eiferſüchtigen Anſprüchen und dieſen Schützlingen des vorigen Tages, dieſen Beſchützern des folgenden Tages, dieſen reizbaren Celebritäten, welche ſich gegenſeitig beneiden und jedes Lob, das ihnen nicht geſpendet wird, für einen Raub halten. Dies iſt das Leben des Kritikers, ein Leben voller Kämpfe und Arbeiten, und wie viel Ruhm er auch vertheilen möge, für ſich behält er faſt gar nichts übrig. Diejenigen, die er tadelt, befehden ihn, und diejenigen, die er nicht genug lobt. Wo giebt es aber einen Menſchen in der Welt, den man jemals genug loben könnte. Der unglückliche Kritiker! Wie fern er ſich von jedem Ehrgeize hält, er iſt allen Verleumdungen und Anſchwärzungen ausgeſetzt. Sein Leben liegt offen da; er bewohnt ein Haus von Glas. Jeder kann hinterrücks einen vergifteten Pfeil auf ihn abſchießen, und unter jedem Lächeln iſt für ihn eine Verhöhnung, unter jedem Händedruck ein Verrath verborgen. Er hat mehr als jeder Andere die anonymen Briefe zu fürchten, und wie ſollte er mit dieſen fertig werden, wenn ſein Kammerdiener ſie nicht läſe.

Du haſt doch indeß Recht; die Stellung eines Kritikers hat, wie viel ſich auch dagegen einwenden läßt, immer viel für ſich, und man kann ſelbſt in dieſer von Haß und Neid geſchwängerten Atmoſphäre glücklich, frei, geliebt ſeyn. Die Freundſchaft überwindet alle dieſe Armſeligkeiten. Und übrigens kommen auch ſo ſchöne Tage, und die Strahlen der Sonne durchbrechen von Zeit zu Zeit das Gewölk. Heute entdeckſt Du ein unbekanntes Talent, ein Kind, welches ſich in einem leeren Saale erkältete, und dem Du zurufſt: „Muth! das iſt die Tragödie!“ Ein andermal trifft man einen verzweifelnden Dichter, dem man auf die Schultern klopft und zu dem man ſagt: „Gruß Dir, Dichter!“ Oder man ſtößt auch auf ein unbekanntes Buch, dem man plötzlich, vermöge ſeiner kritiſchen Allmacht, die Menge und das Glück zuführt; oder das Parterre klatſcht einem ſchauerlichen Melodrama aus Leibeskräften Beifall zu, und man erhebt ſich allein zur Vertheidigung der Vernunft, der Sprache, der Hoheit der Kunſt. Oder man ſieht auch plötzlich eines Morgens Herrn von Chateaubriand bei ſich eintreten, der zu uns guten Morgen ſagt, als wenn er uns erſt am vorigen Tage geſehen hätte. Oder Lamartine, der ſo ſchön von Gott und der Liebe ſpricht, ſetzt ſich an Deinen Heerd, oder Meyerbeer erzählt von den neuen Leidenſchaften, mit welchen er die Künſtler erfüllen wird, die nur durch ihn ſiegen. Das ſind die großen Feſt- und Freuden-Tage. Und welches Glück, an die Hände zu denken, die man uns reicht, an die beredten Stimmen, die uns vertheidigen, an die Leſer, deren Hoffnungen und Wünſche wir kennen, nur nicht die Namen.

Ja, Du haſt Recht, mein Freund, mich aufzumuntern; es iſt eine ſchöne und edle Thätigkeit. Welcher Advokat, wie berühmt er auch ſeyn möge, hat eine ſo ſchöne Aufgabe, ſpricht zu einem ſolchen Publikum und iſt in dem Maße der Vertheidiger der höchſten geſellſchaftlichen Intereſſen, des Schönen, Guten, Nützlichen? Welcher Königliche Prokurator citirt vor ſeinen Gerichtshof größere Verbrechen? Welcher Philoſoph lehrt in einer größeren Schule? Welcher Soldat vertheidigt, mit dem Schwerte in der Hand, einen weiteren Raum? Welcher Geldmann verbreitet mehr Goldſtücke, als der Kritiker Ideen? Aber wie ſoll dennoch, wenn jede Autorität gebrochen iſt, die Kritik die ihrige bewahren? Wie ſoll in dem unglücklichen Reiche, in dem keine Stimme mehr beachtet wird, auf die der Kritik gehört werden? Wie ſoll endlich, während man von nah und fern Wortmacher herbeizieht, um über die politiſchen Angelegenheiten zu ſprechen, der Schriftſteller, der nur Schriftſteller iſt, mit der unaufmerkſamen Menge von Romanen und Geſchichten, von Schauſpielern und Schauſpielen ſprechen? Das iſt das Unglück derjenigen, welche ſich mit der Literatur um der Literatur-willen beſchäftigen, welche keinen anderen Ergeiz kennen, als an dem Platz zu bleiben, an den ſie der Himmel geſtellt hat; das war unſer Unglück, daß wir Schriftſteller blieben, als alle unſere Genoſſen Staatsmänner wurden. In der That, von dieſer Phalanx von jungen Talenten, welche im Jahre 1830 kaum die literariſche Laufbahn betreten hatten, ſind ſehr wenige an ihrem Platze geblieben. Sie ſind alle Präfekten, Geſandten, Capitaine, Staatsminiſter geworden. Der Eine von ihnen beſonders, der mächtigſte von Allen, eine Art Mirabeau, der ſeine Rolle ſchon längſt eingelernt hatte, er, der jetzt das Geſchick des Landes in Händen hält, gehörte zu uns, war ein Schriftſteller wie wir. Das literariſche Joch hat er zerbrochen und legt nun Frankreich das politiſche auf. Wie ſollen nach dieſem glänzenden Vorgange die Schriftſteller ſich innerhalb ihrer natürlichen Gränzen halten? Die Ehrſucht hat ſie Alle erfaßt, und auf diejenigen, die bloße Schriftſteller geblieben ſind, zeigt man mit dem Finger und ſagt, indem man die Achſeln zuckt: das ſind bloße Schriftſteller. Dennoch ſollte man mit mehr Schonung von ihnen ſprechen und wäre es auch nur aus Achtung für das Talent ihrer ehemaligen Genoſſen, die zur Politik übergetreten ſind.

Digitized by Google

Während uns alſo alle unſere Freunde verlaſſen haben, um ein beſſeres Geſchick zu ſuchen, während alle Lebensſchickſale in unſerer Umgebung ſich geändert haben, finde ich mich Dir gegenüber noch immer als denſelben wie vor funfzehn Jahren, nicht anders, als wenn ich mein Leben fern vom Lärm, von den Leidenſchaften und der Literatur des Tages zugebracht hätte. In der That bin ich auf meinem Wege geblieben, während ſo Viele einen anderen eingeſchlagen haben, und Du biſt zu mir treugeſinnter als je zurückgekehrt, weil wir eingeſehen haben, daß es nur ein Glück in der Welt giebt, die Freundſchaft, oder daß uns Paria's die heiligen Freuden der Familie verſagt ſind.

Was willſt Du? Wir haben unſer Amt nicht bezahlt, wir haben kein anderes Privilegium, als das unſerer Kunſt; wir ſind Vögel, für die es nur einen Frühling, keinen Herbſt, keinen Winter giebt.

Die ſechs kleinen Bände, welche ich Dir ſchicke, ſind aus den Improviſationen jedes Tages hervorgegangen; natürlich wirſt Du in denſelben viele Sachen finden, die nur mit einer nachſichtigen Beurtheilung beſtehen können: — Kritiken, — Geſchichten, — Erzählungen, — Novellen jeder Art, und beſonders oft wiederkehrende Erinnerungen an die ewige Literatur des Alterthums, der ich, wie Du, treu geblieben bin. In meinen literariſchen Gebeten habe ich unſere Gefährten, die edlen Geiſter, welche abgeſchieden ſind, nicht vergeſſen. Welche aber von allen in dieſem Buche geſammelten Erinnerungen meinem Herzen die theuerſte iſt, brauche ich wohl nicht erſt zu ſagen.

J. Janin.

Süd-Afrika.

Zur Geſchichte der Holländiſchen Bauern in Süd-Afrika.

(Fortſetzung.)

Im Jahre 1826 drang die Unterſuchungs-Kommiſſion am Kap zum erſten Male auf die Nothwendigkeit, die Nordgränze der Kolonie genau zu beſtimmen und alles Auswandern über dieſelbe zu verbieten. Hinſichtlich der Gefahren, denen die Nordgränze bloßgeſtellt iſt, ſagt Herr D'Urban in einer Depeſche vom Jahre 1834: „Ich empfehle ihrer Beachtung, daß die Ueberfälle der Wilden an erſterer Linie (im Norden) und die an letzterer (in Nord-Oſt) immer einen weſentlich verſchiedenen Charakter gehabt haben. Dort wurde geplündert und gemordet, während man hier mit Viehraub ſich begnügte.“ Die an den Schneebergen ſeßhaften Boers waren alſo Mord und Plünderung ausgeſetzt, und doch fühlten ſie nicht eher das Bedürfniß, auszuwandern, bis ihre unverſöhnlichen Feinde, die Griqua's, unter der Kontrolle der Miſſionaire ſtanden. Ja, ihre perſönliche Sicherheit machte ihnen ſo geringe Sorge, daß ſie, den ausdrücklichen Verboten der Regierung zum Trotze, über die Gränze gingen, und den räuberiſchen Griqua's Schießpulver verkauften. Man leſe nur die folgende Stelle aus einer Depeſche des Oberſten Wade vom Jahre 1834: „Die ſteigende Verwegenheit der Räuber hat man gewiß vornehmlich dem alle Tage zunehmenden Handel mit Waffen und Munition beizumeſſen. Es iſt unbezweifelt, daß dieſer Handel nicht bloß von den eigentlichen Kaufleuten, welche die Gränze überſchreiten dürfen, ſondern auch von den anſäſſigen Boers getrieben wird. Die Boers wandern, dem Geſetze Hohn ſprechend, in größeren oder kleineren Trupps über die Gränze, und verſorgen die Eingebornen mit Allem, was ſie nöthig haben, um der Kolonie Schaden zu thun; ja ſie geben ihnen ſogar in gewiſſem Betracht das Recht dazu in die Hände; es iſt nämlich faktiſch, daß der Boer auf ſolchen Zügen alle fruchtbaren Oaſen in Beſchlag nimmt, und öfter an wehrloſen Eingebornen unmenſchliche Grauſamkeiten begeht. Meines Dafürhaltens erheiſcht keine Gränz-Angelegenheit ſchnellere und entſchiedenere Maßregeln, als dieſe. In der Gegend zwiſchen der Gränz-Linie und dem oberen Orange-River, und zwiſchen Letzterem und dem Caledon-River ſind gegenwärtig über hundert Familien angeſeſſen, die ohne alle Rückſicht auf das Eigenthumsrecht der Eingebornen des Grundes und Bodens ſich bemächtigt haben; und es darf uns alſo nicht Wunder nehmen, wenn die Eingebornen Wiedervergeltung gebrauchen.“

Dieſe Depeſche lehrt uns alſo nicht bloß, daß die Boers um ihre Sicherheit unbekümmert waren, ſondern auch, daß ſie beſtändig auswanderten und noch vor dem Kaffern-Kriege in einem Diſtrikte jenſeit der Gränze hundert Familien ſtark ſich niedergelaſſen hatten. Es bedarf gar keiner ferneren Thatſachen mehr, um darzuthun, daß der Kolonial-Bauer immer den Hang hatte, weiter zu ziehen, um reichhaltige Quellen und fette Weiden zu ſuchen; und daß er in ſeinem Verkehre mit den Eingeborenen immer nur an diejenige Sicherheit dachte, die ſeine Waffen und phyſiſche Ueberlegenheit ihm gewähren konnten.

Um die Mitte des Jahres 1834 wurde eine von gewiſſen Kaufleuten und anderen Bewohnern der Kapſtadt unterzeichnete Adreſſe der Regierung übergeben, welche die Bitte um Gründung einer Kolonie bei Port Natal enthielt. Das Recht, dieſen Ort zu beſitzen, gründete man Theils darauf, daß er 1689 durch die Holländiſche Regierung angekauft worden war, und anderen Theils auf angebliche Schenkungen gewiſſer Theile des Territoriums, die der König der Amazulo's mehreren Individuen gemacht haben ſollte. Das Geſuch wurde abgeſchlagen; aber die Privat-Intereſſen, welche den Plan erzeugt hatten, raſteten nicht, bis er zur Ausführung kam. Die Anlegung einer Kolonie bei Port Natal war eine kaufmänniſche Speculation, und würde vielleicht noch beſſeren Erfolg gehabt haben, wenn die Regierung daran Theil genommen hätte; aber auch ohne dieſen obrigkeitlichen Beiſtand konnte man ſich ſchöne Früchte davon verſprechen. Die Boers, immer zur Auswanderung fertig, erfuhren, daß es um Natal fette Viehweiden, häufigen Regen und zahlreiche Ströme gäbe; und es bedurfte ſehr geringer Ueberredungskunſt, um ihnen den erforderlichen Impuls zu geben.

Die Auswanderung nach Natal erfolgte um die Mitte des Jahres 1834, und gegen Ende deſſelben Jahres brach der Krieg mit den Kaffern aus, deſſen Details ſchon hinlänglich bekannt ſind. Nach Beſiegung dieſes löwenherzigen Feindes wurde ſein erobertes Land unter die Eroberer vertheilt. Man zeichnete Spezial-Karten der ſchönſten Ländereien, die in der Kapſtadt zum Verkaufe ausgeboten wurden. Auch die Boers, welche die Miliz des Landes bildeten, ſchickten ſich an, in der neuen Provinz Wohnſitze zu wählen, und ohne Zweifel hatten ſie bereits im Anfang des Marſches ſolche Pläne gefaßt. Mitten im Siegestaumel erhielten ſie einen Beſuch von Maritz und ſeinen Genoſſen, die von der Expedition nach Natal zurückkehrten und in ihr Feldlager kamen. Der muthwillige Abenteurer pries ihnen die Gegend um Natal als ein wahres irdiſches Paradies; ſie ſchenkten ihm unbedingten Glauben, und ſogleich wurde eine große Emigration nach Natal verabredet. Der Plan reifte im Lager, unter den Augen des Statthalters, der unbedenklich ſeine Zuſtimmung gab.

Alles Vorſtehende lehrt uns zur Genüge, daß der Kaffern-Krieg die Auswanderung der Holländiſchen Bauern nicht veranlaßte, und daß auch keine beſondere Unzufriedenheit mit der Regierung, ſondern lediglich die unbändige Wanderluſt eines Volkes, das ſeinen nomadiſchen Gewohnheiten nicht entſagen kann, den Impuls dazu gab. Als aber die Zugeſtändniſſe des Herrn d'Urban von dem Staats-Secretair annullirt wurden und ein humanes Verfahren gegen die Ur-Einwohner nachdrücklich eingeſchärft wurde, da entſtand ein allgemeines Klagen und Murren in der Kolonie. Der Statthalter hatte ſeine Politik ſo feſt auf das Intereſſe der Privat-Perſonen gegründet, daß ihre Annullirung wie ein gewaltſamer Eingriff in Jemandes Eigenthum wirkte. Daher die erbitterte und leidenſchaftliche Sprache, welche die Anhänger des Statthalters in den Zeitſchriften der Kolonie führten, einer Quelle, die Herr Harris etwas zu vertrauensvoll ausgebeutet haben muß; ſonſt würde wohl nicht folgendes Raiſonnement aus ſeiner Feder gefloſſen ſeyn:

„Es muß wirklich jedes denkende Individuum in Staunen ſetzen, daß man einen ſolchen Stand der Dinge (an der öſtlichen Gränze) ſo lange geduldet hat. Wie iſt es möglich, daß die Geſetzgeber der Kolonie nicht ſchon längſt auf die gebieteriſche, von Vernunft, Gerechtigkeit und Menſchlichkeit diktirte Maßregel geleitet worden ſind, eine Race von Ungeheuern (die Kaffern), die unverſöhnlichen Feinde der chriſtlichen Unterthanen Ihrer Majeſtät, welche jeden Anſpruch auf Mitleid oder Schonung verwirkt haben, von der Erde zu vertilgen? Vergebens auf Entſchädigung harrend und ohne die zureichenden Mittel, das ihnen angethane Unrecht vergelten zu können, haben die Gränz-Koloniſten endlich das Joch ihrer Unterthanen-Pflicht abgeworfen.“

Wo ſolche Barbarei der Geſinnung ſich kund giebt, da darf man keine ſehr genaue Darſtellung der Thatſachen erwarten. Wir von unſerer Seite freuen uns, mit Gewißheit ſagen zu können, daß die Britiſche Regierung niemals dem Vertilgungs-Syſteme ihre Zuſtimmung gegeben hat. Auch iſt die Moralität und die Nothwendigkeit eines großmüthigen Benehmens gegen unciviliſirte Völker nicht erſt unter der jetzigen Regierung gefühlt worden. Lord Aberdeen ſagte, als er den Vertrag mit den Griqua's guthieß: „Dieſer Vertrag realiſirt die Anſichten, welche die Regierung des Königs von der einzigen Art von Politik hat, die wir hinſichtlich der Eingebornen mit Ehren feſthalten können.“ Das liberale Syſtem, wonach man jetzt die Kaffern behandelt, verſpricht einen vollkommenen Erfolg. Der gegenwärtige Statthalter der Kap-Kolonie, Sir Napier, hat in einem ſeiner neueſten Berichte geäußert: „Er ſähe keinen Grund, warum man irgend eine Störung der Ruhe an der öſtlichen Gränze zu befürchten brauchte, ſo lange die jetzt beſtehenden Verträge mit den Kaffern von Seiten der Kolonial-Behörden gewiſſenhaft beobachtet würden“; das heißt, ſo lange man die Eingebornen als Menſchen und nicht als Ungeheuer behandelte.

(Schluß folgt.)

Türkei.

Oeffentliches und Privatleben in der Türkei.

Von Dr. V. Morpurgo.

I. Die große Feuersbrunſt in Pera.

Die merkwürdigſten Erinnerungen meines Aufenthalts zu Konſtantinopel knüpfen ſich an die Feuersbrunſt, welche am 3ten Auguſt 1831 in Pera ausbrach. Bevor ich daher zu einer Schilderung des öffentlichen und Privatlebens in der Türkei übergehe, werde ich die Thatſache erzählen, welche mir Gelegenheit gab, das orientaliſche Leben zu ſtudiren.

Seit zwei Monaten waren unbeſtimmte Gerüchte vom Herannahen und vom Ausbruche der Cholera in Konſtantinopel verbreitet, und das Volk, welches an die Verheerungen der Peſt gewöhnt war, ſah dem Aufſchütten ſo vieler Gräber auf den Kirchhöfen mit Gleichgültigkeit zu. Bald erklärte ſich dieſelbe indeß auf eine unzweideutige Weiſe, ohne daß jedoch die Türken aus

ihrer Faſſung gebracht worden wären. Die Geſchäfte wurden nicht eingeſtellt, und es fanden weder Ermordungen, noch Auswanderungen, noch Aufſtände ſtatt. Ich wohnte damals in Pera. Eines Morgens kam ein junger Türke zu mir, welcher mich bat, ihm ſchleunigſt nach dem Landhauſe ſeines Herrn zu folgen, um meine Kunſt an deſſen Tochter zu verſuchen. Ich kam bald in Otakchilar an, wo der Vater meiner Ankunft mit Ungeduld entgegenſah und mich ſogleich in das Harem einführte. Die Kranke, ein junges ſiebzehnjähriges Mädchen, war unverſchleiert. Ich ſah bald, daß ſie an der Bruſt litt, und befahl, ihr Blutegel anzuſetzen. Aber das ging nicht ſo leicht, wie ich glaubte. Die Familie gab viel auf die Aſtrologie, und bevor ſie meiner Verordnung nachkam, wollte ſie erſt wiſſen, ob der Dienſtag günſtig zum Blutlaſſen ſey. Man ſchickte daher zu einem Scheich, und ich mußte die Ankunft deſſelben abwarten. Als der Bote nach ziemlich langer Zeit eine günſtige Antwort zurückbrachte, konnte ich zum Werke ſchreiten. Ich war noch im Harem, als ich die Stimme des öffentlichen Ausrufers vernahm, der „Bay Oglu da yenghin var" (in Pera brennt's) ſchrie. Da ich wußte, mit welcher Schnelligkeit die Feuersbrünſte in Konſtantinopel um ſich greifen, ſo entfernte ich mich raſch. Die Feuersbrunſt hatte um neun Uhr Morgens begonnen; als ich in Pera ankam, war es drei Uhr Nachmittags, und dennoch hatten ſich die Flammen ſchon in einer Ausdehnung von mehr als einer Quadratmeile verbreitet. An dieſem Tage wehte aber auch der Wind ſo ſtark, daß es unmöglich war, dem Feuer Einhalt zu thun. Man hat nachher behauptet, die Türken hätten, um ſich für die Verbrennung ihrer Flotte bei Navarin zu rächen, den vom Feuer Bedrohten keine Hülfe geleiſtet; aber das iſt gänzlich falſch. Auch die Türken gingen nicht leer aus. Das Teke, oder Kloſter der tanzenden Derwiſche, blieb nur deshalb verſchont, weil der Wind ſich änderte; nichtsdeſtoweniger brannte ein großer Palaſt des Sultans, Galata-Serai, gänzlich ab.

Vergeblich ſuchte ich mein Haus; es war keine Spur mehr von demſelben zu finden. Da ich für mich ſelbſt nichts mehr thun konnte, ſuchte ich Anderen nützlich zu werden. Nur derjenige, der ſchon eine Feuersbrunſt in einer Türkiſchen Stadt geſehen hat, kann ſich eine Vorſtellung von einer ähnlichen Verwirrung machen. Da hört man Geheul, Verwünſchungen, Drohungen in allen Sprachen. Ein Jeder handelt für ſich, denn von Polizei oder einer geordneten Hülfsleiſtung iſt keine Rede. Ich werde nie dieſen ſchrecklichen Tag vergeſſen. Die Straßen waren mit Trümmern von Kaſten und werthvollen Gegenſtänden bedeckt; die Cholera-Kranken irrten wie Geſpenſter umher; die kränkſten wurden indeß von den Verwandten getragen, bei denen die Stimme der Natur über die eigene Noth geſiegt hatte. Zerſchlagen und zerſtoßen zog ich mich nach dem kleinen Todten-Gefilde, welches zwiſchen Pera und Kaſſim-Paſcha liegt, zurück und ließ mich dort unter einer Cypreſſe nieder. Das Feuer breitete ſich immer weiter aus und verwüſtete Alles auf ſeinem Zuge; nur ein kleines, niedliches Häuschen ſchien wie durch ein Wunder verſchont zu bleiben. Um mir dieſe ſonderbare Erſcheinung zu erklären, trat ich näher und ſah nun, daß das Haus mit Teppichen behängt war, welche eine Frau, die auf dem Dache ſtand, unaufhörlich mit Waſſer begoß. Ein ſtarker Mann ſchöpfte unausgeſetzt Waſſer aus der Ciſterne des Hofes. Lange kämpften ſie mit Muth, aber endlich nöthigte ſie die Hitze und die Erſchöpfung, abzulaſſen. Als ſie wieder ans Werk gehen wollten, umzingelten die Flammen ſchon ihre Wohnung, und nun warfen ſie ſich, bitterlich weinend, einander in die Arme. Ein Polizei-Soldat entfernte ſie mit Gewalt; es war auch die höchſte Zeit, denn einen Augenblick ſpäter ſtürzte das Haus zuſammen. Einer der Zuſchauer kannte den jungen Mann und erklärte uns die Urſache ſeines Schmerzes. Es war ein Grieche aus Lesbos, der in Konſtantinopel bei einem Tiſchler in die Lehre gegangen war. Hier verliebte er ſich in die Tochter ſeines Lehrherrn. Dieſer bewilligte ſie ihm auch unter der Bedingung, daß er ſo viel Geld zuſammenbrächte, um ein Haus zu bauen. Nachdem der junge Mann von ſeiner Braut den Verlobungsring empfangen, begab er ſich nach Smyrna, wo er nach vierjährigen Anſtrengungen und Entbehrungen ein Vermögen von 10,000 Piaſtern erſpart hatte. Erſt ſeit drei Monaten bewohnten die jungen Eheleute das Haus, und nun hatte ein einziger Augenblick ihrem Glücke ein Ende gemacht.

Die Feuersbrunſt wüthete noch mehrere Stunden; endlich legte ſich gegen Abend der Wind, und man konnte die Verwüſtungen überſehen. Die Zahl der eingeäſcherten Häuſer und Buden wurde auf 13,000 angeſchlagen. Während der Nacht flackerten die Flammen noch auf der ausgebrannten Stätte auf und verbreiteten eine düſtere Helle. Mehr als 40,000 Perſonen jedes Geſchlechts und jedes Alters waren auf den Kirchhöfen bunt durch einander unter den Cypreſſen gelagert. Am folgenden Tage ließ der Sultan den Armen 60,000 Piaſter austheilen. Er befahl, alle Obdachloſen in einer Kaſerne unterzubringen, und erlaubte auch den Muſelmännern, Chriſten aufzunehmen.

Ich hoffte, daß ein Theil meiner Effekten gerettet worden ſey. In meinen Dienſten ſtand ein junger Grieche von der Inſel Tino, der mein Haus während meiner Abweſenheit bewachte, und ich vermuthete, daß er wenigſtens meine Manuſkripte und Gegenſtände von Werth gerettet haben würde. Am folgenden Tage traf ich ihn, und er erzählte mir nun mit allen Zeichen äußerer Traurigkeit, daß er meine Sachen zwar in ein ſteinernes Haus gebracht habe, daß aber auch dieſes abgebrannt ſey. Ich mußte ſeinen Worten glauben. Vier Monate ſpäter eröffnete indeß der junge Mann einen Laden mit einem Kapital von 30,000 Piaſtern. Leider iſt die Polizei ſo ſchlecht, daß man von ihr keine Hülfe erwarten darf.

Als ich zu meiner Kranken zurückkehrte, erwartete mich ihr Vater ſchon mit Ungeduld. Nachdem er von meinem Verluſt in Kenntniß geſetzt worden war, drückte er mich in die Arme. „Mein Sohn", ſagte Haſſan-Effendi zu mir, „ergieb Dich in den Willen Gottes; da ich die Urſache Deines Unglücks war, ſo erlaube mir auch, Dir zu Hülfe zu kommen. Wärſt Du nicht in meinem Harem geweſen, ſo hätteſt Du vielleicht Dein Vermögen retten können. Nimm daher meine Gaſtfreundſchaft an, bis Du Deine Angelegenheiten wieder geordnet haſt." Ich konnte einem ſo herzlichen Anerbieten nicht widerſtehen. Haſſan gab mir ein kleines Haus, welches an das ſeinige gränzte. Hier wohnte ich zwei Monate lang mit meinem Dolmetſcher, und mein Gaſtfreund ſchickte mir Morgens und Abends meine Mahlzeit aus ſeiner Küche. Nach drei Tagen kam Haſſan-Effendi am Abend zu mir, um den Kaffee bei mir einzunehmen. „Mein Gaſt", ſagte er zu mir, „ich weiß, daß Ihr Europäer nicht gut der Geſellſchaft der Frauen entbehren könnt, und Du wohnſt jetzt ſo entfernt vom Quartier der Franken, daß Du Dich nicht mehr gut dahin begeben kannſt. Obgleich unſere Sitten den Eintritt der Männer in die Harems verbieten, will ich doch Dir zu Liebe dieſen Gebrauch übertreten, und ich fordere Dich auf, Deine Abende in meiner Familie zuzubringen." Man kann ſich leicht denken, daß ich dieſe Aufforderung, welche mir eine ſo erwünſchte Gelegenheit bot, die Türkiſchen Sitten zu ſtudiren, mit der größten Bereitwilligkeit annahm. Nichts iſt in der That ſchwieriger, als eine ſolche Kenntniß zu erlangen, denn das Leben der Türken beſchränkt ſich rein auf das Innere des Hauſes, und an der Thür des Harems erhebt ſich eine unüberſchreitbare Scheidewand. In der Familie Haſſan-Effendi's war es mir nun endlich vergönnt, ſichere Nachrichten über das Privatleben der Türken einzuziehen. Seine Familie beſtand aus neun Perſonen: er und ſeine Frau, zwei Töchter, zwei Negerinnen, eine Cirkaſſierin, welche im Hauſe erzogen worden war und welche am Hochzeitstage der älteſten Tochter ihre Freiheit und eine Mitgift erhalten ſollte, ein junger Griechiſcher Sklave und die Mutter Haſſan-Effendi's, welche niemals bei ihrem Namen, ſondern nach der ehrfurchtsvollen Sitte des Orients bloß Falide-Hanum (Frau Valide) genannt wurde. Eine Griechin, welche im Garten beſchäftigt war, gehörte zwar nicht zur Familie, war aber die Vertraute der alten Dame. Von dieſer, die eine alte Schwätzerin war, erfuhr ich, daß man die ſchöne Cirkaſſierin zu mir ſenden wolle, um meine Tugend auf die Probe zu ſtellen. Ich ließ mir das geſagt ſeyn. Ihr Herr, dem man vorgeworfen hatte, daß er einem Dſchiaur ein zu großes Vertrauen geſchenkt habe, hatte ſich zu dieſem Schritte entſchloſſen, um den Vorwürfen ſeiner Nachbarn zu entgehen. Am folgenden Tage entfernte man in der That meinen Dolmetſcher unter irgend einem Vorwande, und die junge Cirkaſſierin kam unverſchleiert und in einem ſehr verführeriſchen Anzuge zu mir, wie ſie ſagte, um zu ſehen, ob ich irgend etwas bedürfe. Ich verabſchiedete ſie ſehr würdevoll. Als ſie ſich unter lautem Lachen entfernt hatte, folgte ich ihr, und ſah ihren Herrn, der ſie unten an der Treppe erwartete. Die Schlinge, die man mir geſtellt hatte, verdroß mich, und ich ſprach mich gegen meinen Wirth darüber aus, der mir ſagte, daß er nur dem Rathe ſeiner Nachbarn gefolgt ſey. Seitdem verdoppelten ſich ſeine Achtungsbeweiſe gegen mich, und ich wurde ſelbſt in ſeiner Abweſenheit ins Harem eingelaſſen. Wenn ich jetzt das Kaffeehaus beſuchte, ſo wetteiferten die Muſelmänner, die ſonſt ſehr gering von der Sittlichkeit der Europäer denken, an Zuvorkommenheiten gegen mich.

In eine ſo günſtige Stellung gebracht, mußte ich bald wahrnehmen, wie ungerecht die Vorurtheile gegen die Muſelmänner im Allgemeinen ſind. Alle unſere Anſichten über den Charakter der Türken, die Sklaverei der Frauen ſind ganz irrig, und das Türkiſche Volk iſt nichts weniger als grauſam oder wollüſtig. Beſonders ſind über das Loos der Frauen in der Türkei die falſcheſten Vorſtellungen im Umlaufe, und dennoch haben die Geſetzgeber, weit entfernt, das ſchwache Geſchlecht zu unterdrücken, daſſelbe vielmehr unter ihren Schutz genommen. Der Koran, welcher die Vielweiberei geſtattet, iſt darauf bedacht geweſen, den glühenden Leidenſchaften der Orientalen einen Zügel anzulegen. Er hat durch geheiligte Formeln das Wechſelverhältniß der Geſchlechter geregelt und die Rechte der Männer und der Frauen feſt beſtimmt. Muhammed hat den Männern drei Frauen geſtattet, aber jenen auch zugleich ſolche Verpflichtungen auferlegt, daß die Zahl derer, welche die Begünſtigung dieſes Geſetzes genießen, ſehr gering iſt. Er muß jeder Frau ein Wittwengeld ausſetzen und ihr beſondere Wohnung, Bedienung und Alles, was zur Lebensbehaglichkeit gehört, einräumen. Verſtößt er gegen eines dieſer Gebote, ſo kann die Frau auf Scheidung antragen, und der Mann muß nicht nur darauf eingehen, ſondern auch die im Kontrakt ſtipulirte Summe auszahlen. Man könnte ſomit glauben, wenn die ärmere Klaſſe von der Polygamie ausgeſchloſſen ſey, ſo würden jedenfalls die Reichen von dieſer Vergünſtigung Nutzen ziehen; aber dem iſt nicht ſo, und die Vielweiberei bildet immer nur eine Ausnahme.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 57. Berlin, Montag den 13. Mai 1839.

Frankreich.

Die ſieben Saiten der Lyra.

Dramatiſches Gedicht von George Sand.

Perſonen: Meiſter Albertus. — Hans, Karl, Wilhelm, ſeine Schüler. — Helene. — Mephiſtopheles. — Ein Dichter. — Ein Maler. — Ein Kapellmeiſter. — Ein Kritiker. — Der Geiſt der Lyra. — Die Himmelsgeiſter. — Thereſe, Helenens Erzieherin.

Erſter Akt.

Die Lyra.

Erſte Scene.

Im Zimmer des Meiſter Albertus. Er ſchreibt. Wilhelm tritt leiſe herein. Es iſt Nacht. In der Ferne hört man das Geräuſch eines Feſtes.

Meiſter Albertus, Wilhelm.

Albertus (ohne ſich umzuwenden). Wer kömmt? Biſt Du es, Helene?

Wilhelm (beiſeit). Helene! Alſo ſie beſucht auch zuweilen das Zimmer des Philoſophen um Mitternacht? (Laut.) Meiſter, ich bin es, — Wilhelm.

Alb. Ich glaubte Dich auf dem Feſt.

Wilh. Ich komme eben von da. Vergebens bemühte ich mich, luſtig zu werden. Sonſt brauchte ich nur die Luft von einem Feſte zu athmen, da hüpfte mein Herz ſchon vor Jugend und Glück; jetzt iſt das anders!

Alb. Sollte man nicht meinen, das Alter hätte Dein Blut in Eis verwandelt! Und doch iſt es nichts als die Mode. Alle junge Leute wollen jetzt blaſirt ſeyn. Wenn ſie das Vergnügen noch den Studien opferten! Aber bewahre! Ihre Luſt iſt, ſich traurig zu ſtimmen und ſich unglücklich zu wähnen. Fürwahr, die Mode iſt ein wunderlich Ding!

Wilh. Meiſter, ich bewundere Euch, der Ihr nie traurig, noch luſtig ſeyd; immer allein und immer ruhig! Die allgemeine Luſt zieht Euch nie in ihren Strudel; ſie läßt Euch auch die Langeweile Eurer Einſamkeit nicht fühlen. Ihr hört die Serenade an Euch vorüberklingen, ſeht die Façaden von Lichtern erglänzen, Ihr überblickt ſogar von hier den ländlichen Ball mit ſeinen Bögen, mit ſeinen farbigen Gläſern und ſeinen ſprühenden Raketen, die ihren Goldregen auf den grünen Dom der großen Kaſtanienbäume herabſchütten, und Ihr ſitzt hier und ſtellt vielleicht philoſophiſche Betrachtungen darüber an, welches geiſtige Band zwiſchen Eurer friedlichen Subjektivität und der taumelnden Objektivität all der kleinen Füßchen beſtehen mag, die da unten auf dem Raſen herumtanzen! Wie! jene weißen Gewänder, die wie Schatten durch die Gebüſche hin und her ſchlüpfen, ſie bringen Euer Blut nicht in Wallung, und Eure Feder läuft über das Papier, als wäre es die Runde der Schaarwache, die das Schweigen der Nacht unterbräche!

Alb. Was ich beim Anblick eines Feſtes empfinde, daran kannſt Du wenig Antheil nehmen. Doch Du ſelbſt, der Du meine Gleichgültigkeit mir vorwirfſt, wie kömmt es, daß Du ſo früh ſchon zurückkehrſt?

Wilh. Lieber Meiſter, ich will es Euch nur geſtehen: ich langweile mich überall, wo ich weiß, daß ich Helene nicht treffe.

Alb. (erbebend). Du liebſt ſie alſo immer noch mit gleicher Stärke?

Wilh. Stets heißer. Seit ſie, Dank Euren Bemühungen, die Vernunft wieder erhalten, erſcheint ſie mir reizender als je. Ihre vergangenen Leiden haben das Gepräge einer unausſprechlichen Schwärmerei auf ihrer Stirn zurückgelaſſen, und ihre Melancholie, durch die Karl entmuthigt und ſelbſt Hans aus der Faſſung gebracht wird, macht ſie für mich doppelt anziehend. Ach, ſie iſt eine Zauberin! Ihr habt freilich keinen Sinn für ſo etwas, Meiſter Albertus! Ihr ſeht ſie unter Euren Augen aufwachſen und in Schönheit erblühen; aber Ihr wißt gar nicht, daß ſie ſchon eine Jungfrau iſt. Ihr ſeht immer noch ein Kind in ihr; Ihr wißt kaum, ob ſie braun oder blond, groß oder klein iſt.

Alb. Ei, mir ſcheint, ſie iſt weder klein noch groß, weder braun noch blond.

Wilh. Ihr habt ſie alſo doch genau betrachtet?

Alb. Ich ſah ſie oft, ohne ſie deswegen gerade zu betrachten.

Wilh. Nun wohl! wie findet Ihr ſie alſo?

Alb. Schön wie eine reine, vollkommene Harmonie. Wenn mir die Farbe ihrer Augen nicht auffiel, wenn ich ihren Wuchs nicht beachtete, ſo bin ich deshalb nicht unfähig, die Schönheit zu ſehen und zu faſſen; nein, ihre Schönheit iſt ſo harmoniſch, ihr Charakter und ihre Geſtalt ſind ſo übereinſtimmend, in ihrem ganzen Weſen herrſcht ſolcher Einklang, daß ich den Reiz ihrer Gegenwart empfinde, ohne mir die Eigenſchaften ihrer Perſon zu zergliedern.

Wilh. (etwas beſtürzt). Wahrhaftig, ein Philoſoph und eine ſolche Schilderung! Ich hätte Euch nie für ſo empfänglich gehalten.

Alb. Spotte nur über mich, mein guter Wilhelm! Ein Philoſoph iſt ein mißrathenes, linkiſches Weſen!

Wilh. O, theurer Meiſter, ſprecht nicht ſo .... Ich über Euch ſpotten! o, mein Gott! Von allen großen und guten Menſchen ſeyd Ihr der Beſte, der Erhabenſte! .... Aber ich bin doch recht glücklich darüber, daß Ihr die Frauen nicht liebt! .... Denn ſollte einmal die Anmuth Helenens Euch mehr als ſonſt in die Augen fallen, was würde dann aus mir, mir armen Schüler ohne Bart und Witz, einem Mitbewerber von Eurem Verdienſt gegenüber?

Alb. Mein lieber Sohn, ich werde niemals Dein, noch irgend Jemandes Nebenbuhler ſeyn. Nicht ſo verblendet bin ich über mich; für mich iſt längſt die Zeit entflohen, wo man gefällt und wo man liebt.

Wilh. Nicht doch, mein theurer Meiſter! Ihr habt noch kaum die Mittagshöhe des Lebens erreicht. Noch entſtellt keine Furche Eure hohe Stirn, und wenn das Feuer einer edlen Begeiſterung in Euren Augen aufblitzt, dann ſenken wir Jünglinge die unſrigen, wie beim Anblick eines erhabeneren Weſens, wie beim Leuchten eines himmliſchen Strahles!

Alb. Sage das nicht, Wilhelm; Du betrübſt mich durch ſolche Reden. Anmuth und Reiz ſind die ausſchließlichen Zierden der Jugend; die Schönheit des reiferen Alters iſt eine Herbſtfrucht, die man an ihrem Zweige verderben läßt, weil die Früchte des Sommers den Durſt geſtillt .... Und eigentlich, Wilhelm, hat mir die Jugend nie geblüht; die verdorrte Frucht wird abfallen, ohne jemals Auge oder Hand des Vorübergehenden gereizt zu haben.

Wilh. So hat man mir erzählt, Meiſter, doch wollte ich es nicht glauben. Iſt es wirklich wahr, habt Ihr die Liebe nie gekannt?

Alb. Nur zu wahr, mein Freund. Doch jetzt iſt jede Trauer darüber vergeblich und unnütz.

Wilh. Ihr liebtet niemals! Armer Meiſter! .... Doch Ihr empfindet ſo viele andere erhabene Freuden, von denen wir keine Ahnung haben!

Alb. (ungeduldig). Ja, gewiß, gewiß. — Wilhelm! Du willſt alſo Helenen heirathen?

Wilh. Theurer Meiſter, Ihr wißt ja, daß dies ſeit zwei Jahren mein heißeſter Wunſch iſt.

Alb. Und Du willſt Deine Studien gegen ein Handwerk vertauſchen? Denn Du mußt für den Unterhalt einer Familie ſorgen können, und die Philoſophie iſt eine brodloſe Wiſſenſchaft.

Wilh. Mir iſt Alles recht, was die Nothwendigkeit gebietet. Ihr erinnert Euch noch, daß, als früher von meiner Heirath mit Helenen die Rede war, ihr Vater, der alte Inſtrumentenbauer Meinbacher, von mir verlangte, daß ich die Lehrbänke mit der Werkſtatt, das Studium der Wiſſenſchaften mit dem Handwerksgeräth, die geſchichtlichen und metaphyſiſchen Schriften mit den Handelsbüchern vertauſchen ſolle. Der Schwiegerſohn des guten Mannes ſollte die Feile und den Hobel gleich dem geringſten Arbeiter handhaben und ſeiner Fabrik wie er ſelbſt vorſtehen können. Nun wohl! ich willigte in Alles; Nichts ſchien mir zu ſchwer für den Beſitz ſeiner Tochter. Schon verſtand ich es, die ſchönſte Harfe anzufertigen, die nur je aus ſeiner Werkſtatt hervorgegangen, und im Bau der Violinen fürchtete ich keinen Nebenbuhler. Mit Gottes Beiſtand, mit meinem geringen Talent und dem mäßigen Kapital, das ich beſitze, bin ich noch jetzt im Stande, alles Nöthige herbeizuſchaffen und ein kleines Magazin muſikaliſcher Inſtrumente anzulegen.

Alb. Und ohne Schmerz, Wilhelm, entſagſt Du der Ausbildung Deines Geiſtes, der Erweiterung Deines Ideenkreiſes und dem Aufſchwunge Deiner Seele zum Ideal?

Digitized by Google

Wilh. O ſehet, Meiſter, ich liebe. Das beantwortet Alles. Wenn mir Meinbacher zur Zeit ſeines Reichthums ſtatt ſeiner liebenswürdigen Tochter ſein unermeßliches Vermögen und damit alle jene Ehren angeboten hätte, die ſonſt nur den Fürſten aufbehalten ſind, ſo würde ich nicht geſchwankt haben; getreu dem Dienſte der Wiſſenſchaft, hätte ich alle jene irdiſchen Güter zurückgeſtoßen, um mich zum Himmel aufzuſchwingen. Aber Helene iſt für mich das Ideal, der Himmel, oder vielmehr die Harmonie, welche die himmliſchen Dinge ordnet. Ich bedarf der menſchlichen Weisheit nicht mehr; ich brauche nur Helenen anzublicken, um ſogleich alle die Wunder zu begreifen, welche mir das mühſeligſte Studium und alle geiſtige Anſtrengungen nur nach und nach enthüllt hätten. Ihr werdet das nicht faſſen, mein theurer Meiſter! aber es iſt ganz einfach. Durch die Liebe hoffe ich ſchneller zum Glauben, zur Tugend, zur Gottheit zu gelangen, als Ihr durch Studium und Enthaltſamkeit. Und ſelbſt, wenn ich auch irrte, doch wäre ich entſchloſſen, den Verſtand hinzugeben, um allein durch das Herz zu leben.

Alb. Vielleicht täuſcheſt Du Dich ſelbſt. Vielleicht beherrſchen Dich, Dir unbewußt, Deine Sinne und flüſtern Dir jene ſchönklingenden Sophismen zu, die ich nicht zu beſtreiten wage, aus Furcht, ich möchte Dir zu ſehr vom philoſophiſchen Stolze beherrſcht ſcheinen. Sey glücklich nach Deinen Begriffen, mein theurer Sohn, und gieb Dich den Entzückungen Deiner ſtürmiſchen Jugend hin. Der Tag wird ſicher kommen, wo Du rückwärts blicken und erſchrecken wirſt, daß Du Deinen Geiſt von der Luſt einſchläfern ließeſt ....

Wilh. Meiſter, auch der ſtrenge Weiſe blickt nach einer den wiſſenſchaftlichen Forſchungen geweihten Laufbahn in die Vergangenheit zurück und erſchrickt, daß er ſeine Leidenſchaften in der Enthaltſamkeit ſo ganz verlöſchen ließ.

Alb. Du ſprichſt ein wahres Wort, Wilhelm! Wohl, betrachte dieſe Lyra; kennſt Du ſie?

Wilh. Das iſt die berühmte Lyra aus Elfenbein, die einſt der würdige Vorfahr Helenens, der geſchickte Inſtrumentenbauer Adelsfreit, erfand und verfertigte. Wie man ſagt, vollendete er ſie erſt an ſeinem Todestage, vor ungefähr hundert Jahren, und der gute Meinbacher bewahrte ſie wie eine Reliquie und geſtattete nicht einmal der eigenen Tochter, ſie durch ihren Hauch zu entheiligen. Es iſt ein koſtbares Inſtrument, Meiſter, und nirgend findet man ſeines gleichen. Die Verzierungen ſind vom ausgeſuchteſten Geſchmacke, und die Elfenbein-Figuren, die ſie umgeben, von ſo bewunderungswürdiger Arbeit, daß die Liebhaber ungeheure Summen dafür geboten haben. Aber obgleich Meinbacher ganz zu Grunde gerichtet war, würde er doch lieber Hungers geſtorben ſeyn, ehe er ſich von dieſem unvergleichlichen Inſtrumente getrennt hätte.

Alb. Und doch iſt dies herrliche Inſtrument ſtumm. Es iſt ein Erzeugniß der Geduld und ein Kunſtwerk ohne Nutzen, dem man jetzt auch nicht den leiſeſten Ton zu entlocken vermag. Seine Saiten ſind geſprungen und verroſtet, und ſelbſt der größte Künſtler kann nicht darauf ſpielen ...

Wilh. Was wollt ihr damit ſagen, Meiſter?

Alb. Die Seele iſt eine Lyra, deren Saiten man berühren muß, bald alle zuſammen, bald jede einzeln, je nach den Regeln der Harmonie und der Melodie; läßt man dieſe zarten und zugleich ſo mächtigen Saiten roſten oder ſpringen, ſo bewahrt man vergebens ſorgfältig die äußere Schönheit des Inſtrumentes, vergebens bleiben das Gold und das Elfenbein der Leier rein und glänzend, die Stimme des Himmels wohnt nicht mehr darin, und der ſeelenloſe Körper iſt nur ein unnützer Hausrath.

Wilh. Das kann man auf Euch und auf mich beziehen, mein theurer Meiſter. Ihr habt zu viel auf den goldenen Saiten der Lyra geſpielt, und während Ihr Euch in Euer Lieblings-Thema vertiefter, ſind die ehernen Saiten geſprungen. Bei mir findet das Gegentheil ſtatt. Ich ſprenge freudig die himmliſchen Saiten, die Ihr berührtet, um mit ſtürmiſchem Entzücken die Saiten der Leidenſchaft ertönen zu laſſen, die Ihr ſo ſehr verachtet.

Alb. Und Beide ſind wir ungeſchickt, unzulänglich und blind. Wir müßten es verſtehen, mit beiden Händen und in allen Tonarten zu ſpielen.

Wilh. (ohne darauf zu hören). Meiſter Albertus, Ihr beſitzt ſo viel Einfluß auf Helenen! Wollt Ihr nicht meine Bitte ihr erneuern und ſie bewegen, mich zum Gatten zu nehmen?

Alb. Mein Sohn, ich werde mit Herz und Seele dafür thätig ſeyn, denn ich bin überzeugt, daß ſie keine beſſere Wahl treffen kann.

Wilh. Wie dank' ich Euch dafür, und möge der Himmel Eure Bemühungen mit Erfolg krönen! Schlaft wohl, mein theurer Meiſter. Verzeiht mir, daß ich ein ſo ſchlechter Philoſoph bin. Vergeßt den undankbaren Schüler, der Euch verläßt, aber gedenket ſtets des aufrichtigen Freundes, der Euch für immer treu bleibt.

Zweite Scene.

Albertus (allein).

O erhabene Philoſophie! ſo vereinſamen Deine Altäre! Mit ſolcher Leichtigkeit giebt man Dich für die erſte beſte Leidenſchaft auf, die ſich der Sinne bemächtigt! So gering iſt alſo Deine Macht, ſo nichtig Dein Einfluß? Ach, mit wie ſchwachen Banden feſſelſt Du uns, wenn nach Jahren voll Opfer, wenn nach der Hälfte eines in heldenmüthigſter Beharrlichkeit Dir geweihten Lebens wir noch ſo bitter die Schrecken der Einſamkeit und die Pein der Langenweile empfinden! ....

Allmächtiger Geiſt, Urquell alles Lichts und aller Vollkommenheit, Du, den zu erkennen, zu fühlen, zu ſchauen ich eifriger ſtrebte, als die anderen Sterblichen, der Du weißt, wie ich Alles dahingab, ja mein eigen Selbſt mehr als alles Andere opferte, um Dir näher zu treten durch meine Läuterung! Du allein kennſt die Größe meiner Opfer, die Unermeßlichkeit meiner Leiden; warum ſtehſt Du nicht kräftigend mir zur Seite in den Stunden der Angſt? Warum verzehrt ſich mein Inneres, einer langſamen Todesqual zur Beute hingegeben, wie eine Lampe, deren Flamme noch einmal vor dem Erlöſchen hell aufflackert? Woher kömmt es, daß, ſtatt jener Weiſe, jener Stoïker zu ſeyn, deſſen heitere Ruhe Jeder beneidet und bewundert, ich der ſchwankendſte, der zerriſſenſte, der elendeſte aller Menſchen bin? (Er tritt auf den Balkon.)

Ewiger Urgrund, Seele des Weltalls, o großer Geiſt, o Gott! Du, deſſen Glanz aus dieſem erhabenen Firmamente wiederſtrahlt, der Du in dieſen zahlloſen Sonnen und funkelnden Welten lebſt, Du weißt, daß es nicht eitle Ruhmesſucht, nicht Stolz auf das nichtige Wiſſen war, was auf dieſen Pfad mich führte und allem irdiſchen Genuſſe mich entſagen ließ. Du weißt, daß, wenn ich danach ſtrebte, mich durch Tugend über meine Mitbrüder zu erheben, es nicht deswegen geſchah, um dann mich höher zu ſchätzen als ſie, ſondern nur um mich Dir zu nähern, Quell alles Lichts und aller Vollkommenheit! Ich zog die Freuden der Seele den Lüſten des vergänglichen Leibes vor, und Du, der Du in den Herzen lieſeſt, Du weißt, wie rein und aufrichtig das meinige war! Warum ergreift mich dieſe ertödtende Schwäche! Warum zerreißen mich dieſe quälenden Zweifel! Iſt denn der Pfad der Weisheit ſo rauh, daß die Hinderniſſe und Gefahren ſich mehr und mehr häufen, je weiter man darauf vordringt? Warum muß ich jetzt, wo ſchon die Hälfte meiner Laufbahn hinter mir liegt, wo ich ſiegreich die ſtürmiſchen Jahre meiner Jugend überwunden, noch in meinem reiferen Alter ſo furchtbare Prüfungen beſtehen? Soll ich nun, da es zu ſpät iſt, das bedauern, was ich von mir ſtieß, als es noch Zeit zum Beſitz war! Iſt das Herz des Menſchen ſo gebildet, daß nur der Stolz ſeine Kraft aufrecht erhält; und vermag es den Schmerz nicht zu ertragen, der ihm nicht aus eigenem Willen widerfährt? Hochmuth iſt es, was man ſtets den Philoſophen vorwirft? .... Wenn es wahr wäre! wenn ich als der Gottheit wohlgefällige Opfer Entbehrungen betrachtet hätte, die ſie verwirft oder auf die ſie als Zeichen unſerer Schwäche und unſerer Verblendung mitleidig herabblickt? Wenn mein Leben ohne Furcht und ohne Verdienſt dahingeſchwunden wäre? wenn ich vergebens gelitten hätte? — Barmherziger Himmel! ſo hartnäckige Leiden, ſo blutige Kämpfe, ſo düſtere Nächte, ſo lange, ſchwer zu überwindende Tage! — Nein, es iſt unmöglich; Gott wäre nicht gütig, Gott wäre nicht gerecht, wenn er ſo große Pein mir nicht anrechnete! Wenn ich mich getäuſcht habe, wenn ich von meiner Kraft einen ſchlechten Gebrauch machte, ſo trägt die Unvollkommenheit meiner Natur, die Schwachheit meines Geiſtes die Schuld meines Irrthums, und die Reinheit meiner Abſichten muß mich freiſprechen! .... Freiſprechen? Was! Und nichts weiter? Mir dieſelbe Verzeihung, die der Richter in ſeiner verachtenden Langmuth dem Wollüſtling und dem Selbſtſüchtigen angedeihen läßt! .... Freiſprechen? Bin ich ein Frömmler, bin ich ein Myſtiker, um zu wähnen, die Gottheit nähme in ihren Schoß nur Unwiſſende und Geiſtesarme auf? Bin ich ein Mönch, um an einen blinden Gebieter, einen Freund der Trägheit und des Stumpfſinns zu glauben? — Nein! die Gottheit, der ich diene, iſt auch der Gott des Pythagoras und des Plato, nicht nur der Gott, den Jeſus uns verkündet! Nicht durch Demuth und Liebe allein macht man ſich ihr wohlgefällig; man muß auch groß ſeyn und die erhabenen Kräfte ſeines Geiſtes eben ſo wie die ſanften Regungen des Herzens pflegen, um mit dieſer unendlichen Allmacht in Verbindung zu treten, welche der Inbegriff aller Vollkommenheit iſt, die durch Güte Alles erhält, aber mit Gerechtigkeit Alles beherrſcht .... Nach Deinem Beiſpiele, o gränzenloſe Vollkommenheit, ſoll der Menſch gerecht ſeyn, aber ohne Erkenntniß iſt keine Gerechtigkeit möglich! — Wenn Du nun, o meine elende Seele! nicht zu dieſer Erkenntniß gelangt biſt, wenn alle Deine Mühen und Anſtrengungen Dich nur zum Irrthum führten, wenn Du von dem Pfade abwicheſt, auf welchem die Seelen wandeln ſollen, ſo biſt Du verflucht, ſo bleibt Dir nichts übrig, als Dich der Langmuth Gottes hinzugeben, der dem Verbrecher verzeiht und die Verworfenen wieder aufrichtet .... Ich ein Verworfener! ich ein Verbrecher! ich, vor deſſen Tugend die zärtlichen Herzen erbeben und die neidiſchen Geiſter verzweifeln .... Hochmüthiger! Hochmüthiger! Mir iſt, als riefe von jenen hohen Sternen eine donnernde Stimme mir zu: Du biſt nichts als ein hochmüthiger Thor!

(Fortſetzung folgt.)

Süd-Afrika.

Zur Geſchichte der Holländiſchen Bauern in Süd-Afrika.

(Schluß.)

Die erſte Karawane der wandernden Boers führte Louis Trechard, der 1835 mit dreizehn Familien aufbrach. Da er jedoch mit dem Paß über die Berge unbekannt war, ſo verfehlte er denſelben und kam in die Gegend der Bai Delagoa, woſelbſt

Digitized by Google

die Karawane in einer geräumigen fruchtbaren Ebene und an den Ufern eines großen Fluſſes ihr Lager aufſchlug. Die unermeßlichen Heerden dieſer kleinen Karawane führten die Eingebornen in ſtarke Verſuchung; ſie machten verſchiedene fruchtloſe Angriffe auf das Lager; aber ein Theil der Begleiter Trechard's, die ihn verließen und ſüdwärts nach Natal ſich wendeten, mußten ihr Wagniß Alle mit dem Leben büßen. Trechard ſelbſt ſuchte mit den Uebrigen eine Zuflucht in dem Portugieſiſchen Fort an der Delagoa-Bai, wo er noch im Juli des vorigen Jahres auf ein Schiff wartete, das ihn nach der Kolonie oder nach Port Natal bringen könnte.

Die große Mehrzahl der auswandernden Boers — ungefähr 3000 Individuen — verweilte eine Zeit lang jenſeit des Orange-Fluſſes, in den Ebenen, welche von den Flüſſen Riet und Modder bewäſſert werden. Auf ihren Exkurſionen nach Norden berührten ſie das Gebiet des Moſelekatſe, des bekannten Häuptlings der kriegeriſchen Matabili. Schon im Jahre 1831 war dieſer Häuptling durch eine große aus derſelben Gegend kommende Schaar bewaffneter und berittener Griqua's angegriffen worden, die einen Theil ſeines Viehes wegtrieben, aber bald darauf, von den wüthenden Matabili's bei nächtlicher Weile überrumpelt, faſt ſämmtlich mit dem Leben büßten. Seit jener Zeit geſtattete Moſelekatſe keinem Fremden, von Süden her ſeinem Gebiete ſich zu nähern. Er ſchickte ein kleines Heer gegen die Boers, welche, hinter ihren Wagen verſchanzt, ſich ſelbſt und ihre Familien retteten, aber nicht verhindern konnten, daß der Feind alle ihre Heerden — 6000 Stück Rindvieh und 40,000 Schafe — wegtrieb. Dies geſchah im Oktober 1836. Im Januar 1837 rückten 107 bewaffnete Boers mit einem eben ſo ſtarken Hülfs-Corps von Griqua's aus Weſten gegen einen Gränzort der Matabili, wo man keine Gefahr befürchtete. Laſſen wir nun den Verfaſſer ſelbſt ſprechen.

„Die Boers lagen während der Nacht im Verſtecke. Als der Morgen des 17. Januar graute, brach Maritz's kleine Schaar in größter Stille aus einem Hügel-Paſſe hinter den Wohnungen der Amerikaniſchen Miſſionaire hervor, und ehe die Sonne im Mittage ſtand, deckten die Leichname von vierhundert erleſenen Matabili-Kriegern das blutbefleckte Thal von Moſega. Kein Menſch ahnte das drohende Verderben; eine Flintenkugel, welche in ein Schlafzimmer-Fenſter einſchlug, gab den Miſſionairen die erſte Kunde von dem bevorſtehenden Blutbade. Die Matabili eilten beim erſten Alarm zu ihren Waffen und vertheidigten ſich tapfer; allein es gelang ihnen nicht, das lederne Wamms eines einzigen Holländers zu durchbohren, und ſobald ſie außerhalb der Umzäunung ſich blicken ließen, wurden ſie, wie Sperlinge, niedergeſchoſſen.“

Ein Miſſionair, der von dieſem Gemetzel Zeuge war, tadelt die Unmenſchlichkeit der Boers in ſtarken Ausdrücken. Nach ſeiner Verſicherung ſchonte ihr Gewehr nicht einmal diejenigen Eingebornen, die zu ihrer Rettung auf Bäume kletterten. Siebentauſend Stück Vieh waren die Trophäen dieſes Sieges, der, wie man ſich denken kann, die Emigrations-Wuth noch mehr entflammte.

Piet Retief, den Capitain Harris einen tapferen und ausgezeichneten Feld-Kornet vom Winterberge nennt, hatte früher im Rufe eines rechtſchaffenen Bauern geſtanden; aber wiederholte Treuloſigkeiten hatten dieſen Ruf ſo ganz vernichtet, daß er endlich in der Wildniß ſich verſtecken mußte. Er beſaß jedoch alle die Eigenſchaften, welche einer rohen Menge zuſagen, und wurde darum von dem großen Haufen der Auswanderer, der an den Quellen des Modder kampirte, zum Führer gewählt. Im Oktober 1837 zog Retief an der Spitze eines kleinen Trupps über den Draakberg und gelangte auf einer ſchwierigen Wanderung durch unerforſchte Gegenden nach Port Natal. Er hatte die Abſicht, Dingán, dem Könige der Amazúlo's, einen Beſuch zu machen und einiges Land bei Port Natal von ihm zu kaufen, als ein unvorhergeſehenes Ereigniß ihn aufforderte, ſeine Bewegungen zu beſchleunigen. Ein anderer Häuptling, Namens Sikonyela, der weſtlich vom Draakberg hauſte, ſollte auf einem Streifzuge einen Theil der Heerden Dingán's geraubt haben. Ein ſtarkes Detaſchement der Amazúlo folgte den Spuren des Viehes bis zu Retief's Lager und kehrte dann zurück, um Verſtärkung anzuziehen. Als Retief merkte, welche Gefahr ihm bevorſtand, ſchickte er eine ſchriftliche Erklärung an Dingán, der ihm durch die Miſſionaire erwiedern ließ, daß er (Retief) gehalten ſey, das geraubte Vieh, welches in ſeinem Lager Schutz gefunden, ſammt dem Räuber, der es weggetrieben, auszuliefern. In Folge dieſes Beſcheides machte Retief dem Könige ſeine Aufwartung, der ihn mit großer anſcheinender Herzlichkeit empfing. Um den fremden Gäſten von ſeinem Reichthum einen Begriff zu geben, zeigte ihnen Dingán ſeine kleinſte aſſortirte Heerde, in welcher ein jedes Stück einen weißen Rücken hatte (alſo Vieh-Regimenter in natürlicher Uniform!). Dieſe Eliten-Heerde beſtand aus 2400 Stück. Die rothen und ſchwarzen Rinderheerden des Königs waren bei weitem zahlreicher. Die Boers ſtaunten über die Geſchicklichkeit, womit man dieſe Ochſen dreſſirt hatte, um ſie an dem Tanze der Krieger theilnehmen zu laſſen. Retief ſprach in ſeinen Briefen faſt enthuſiaſtiſch von der Zierlichkeit der Königlichen Wohnung, die, wie er ſagte, dem architektoniſchen Geſchmack dieſer Wilden ſehr zur Ehre gereichte.

Nachdem Retief in ſein Lager zurückgekehrt war, ließ er den Sikonyela in Ketten legen und das geraubte Vieh den Amazúlo's wieder zuſtellen. Sikonyela ſelbſt wurde nicht ausgeliefert, eine Wortbrüchigkeit, die der König, allem Anſchein nach, ſehr übel nahm. Vielleicht war Piet Retief durch die Stimme ſeines Gewiſſens oder durch die Vorſtellungen der Miſſionaire von dieſem Schritte abgemahnt worden. Er beſchloß jedoch, dem Könige einen zweiten Beſuch zu machen, und zwar dieſes Mal mit einem Gefolge, das Seiner Majeſtät imponiren ſollte. Unterdeſſen hatte Dingán von der blutigen, an Moſelekatſe verübten Rache gehört, und obſchon dieſe Demüthigung ſeines alten Feindes ihm wohl behagte, ſo ſchauderte er doch bei dem Gedanken, ſo gefährliche Nachbarn zu haben, die ihm jeden Augenblick nicht beſſer mitſpielen konnten, als dem Könige der Matabili. Auf die Kunde von dem zweiten Beſuch, den die Boers ihm zugedacht hatten, ließ er ihnen melden, er hoffe, daß ſie Alle kommen würden, doch ohne ihre Pferde mitzubringen. „Ich für meinen Theil“, ſetzte er hinzu, „werde Euch mit meinem ganzen Heere ſingend und tanzend bewillkommnen, und ich erſuche Euch, ein Gleiches zu thun.“ In Folge dieſer Einladung hielten Retief und ſeine Leute einen feierlichen Einzug in Dingán's Hauptſtadt, feuerten ihre Gewehre ab und boten Alles auf, um der barbariſchen Majeſtät von ihrer Geſchicklichkeit als Reiter und in Handhabung der Waffen einen Begriff zu geben. Am folgenden Tage (6. Februar 1838) verſammelten ſie ſich — auf des Königs Begehr — zu Fuß und unbewaffnet, um die kriegeriſchen Tänze anzuſehen. Die Krieger tanzten im Kreiſe um die Bauern herum und rückten ihnen dabei immer näher zu Leibe. Endlich erhoben ſie auf ein gegebenes Zeichen ihre Streitkolben und zerſchmetterten den Boer's, die ſich einer ſolchen Begrüßung nicht verſahen, die Köpfe. Auf dieſe Weiſe kamen ſiebzig Bauern mit ungefähr 30 Knechten ums Leben. Ihre Waffen und zweihundert Pferde blieben in den Händen der Amazúlo's. Dingán entſchuldigte ſeine verrätheriſche Handlung damit, daß die Boers ihm ſelbſt nach dem Leben getrachtet hätten, woraus man abnehmen kann, wie gefährlich es iſt, Leute, die nicht ganz unbewaffet ſind, einſchüchtern zu wollen. Dingán ſagte außerdem, er ſey ein Freund der Unterthanen des Königs George, wollte aber mit den Amabóro (d. h. den Boers), von deren zweideutiger politiſcher Stellung er eine Ahnung gehabt haben mochte, ganz und gar nichts zu ſchaffen haben.

Während die Freunde der erſchlagenen Boers über das lange Ausbleiben derſelben ſich wunderten, wurden ihre Läger plötzlich von großen Abtheilungen der Amazúlo gleichzeitig angegriffen, und ehe noch der barbariſche Feind zurückgeſchlagen werden konnte, hatten ſchon beinahe 600 Menſchen von Seite der Emigranten ihr Leben eingebüßt. Darunter befanden ſich 260 Weiße, größtentheils Frauen und Kinder. Zwanzigtauſend Stück Vieh wurden durch die Belagerer fortgetrieben. Dieſe traurigen Niederlagen der Boers in Natal empörten ihre Brüder an der Weſtſeite des Draakberg, und zu Anfang Aprils ſetzte ſich ein großer Trupp unter Piet Uys und Potgieter in Bewegung, um blutige Rache zu nehmen. Als ſie (am 5. April) durch einen langen Engpaß Dingán's Hauptſtadt ſich näherten, ſahen ſie die Amazúlo auf den Höhen geſchaart. Sogleich begann die Schlacht, und obſchon die Eingebornen von dem Gewehrfeuer der Stürmenden ſehr zu leiden hatten, ſo ſiegte doch endlich ihr Muth und ihre numeriſche Ueberlegenheit. Die Bauern flohen, nachdem ihr Führer, Piet Uys, gefallen war. Da ſie 370 Mann ſtark, wohl bewaffnet und beritten waren und im Ganzen nur zwölf Mann verloren, ſo muß ihr plötzlicher Rückzug die Wirkung eines paniſchen Schreckens geweſen ſeyn. Ungefähr zehn Tage ſpäter rückte ein Detaſchement von 800 Mann aus Port Natal, um den Boers Hülfe zu leiſten, erlitt aber eine fürchterliche Schlappe; nur 270 Mann kehrten wieder nach Port Natal zurück. Von ſiebzehn Europäern, welche die Expedition begleiteten, blieben dreizehn auf dem Platze. In Folge dieſes letzten Kampfes wurde das ganze Land nördlich von Port Natal durch Dingán's Armee verheert; die Pflanzer mußten alleſammt flüchtig werden. Nach dem Tode des Piet Uys blieben die Boers geraume Zeit unthätig. Im Auguſt des vorigen Jahres ſchlugen ſie einen wüthenden Angriff auf ihr Lager zurück, doch nicht ohne bedeutenden Verluſt an großem und kleinem Vieh. Endlich im Dezember muſterten ſie alle ihre Streitkräfte, machten einen Einfall in das Land der Amazúlo's und ſchlugen — wenn ihr Bülletin Glauben verdient — ein Heer von 10,000 Feinden, mit dem erſtaunlich geringen Verluſte von drei Mann! Da die guten Leute jedoch am Ende wieder umkehrten, ohne den vornehmſten Zweck der Expedition — die Wieder-Erbeutung ihres Viehes — vollſtändig erreicht zu haben, ſo kann man ſich einiger beſcheidenen Zweifel an ihrem herrlichen Siege nicht erwehren.

Gegenwärtig wohnen noch ungefähr 200 Holländiſche Familien in der Nachbarſchaft von Port Natal; doch ſcheinen ſie ihren anfänglichen Plan, in jener Gegend die Stadt Neu-Amſterdam zu bauen, wieder aufgegeben zu haben. Der Tod des Maritz hat ſie ihres klügſten Anführers beraubt, und ihre Kämpfe mit den Eingebornen, ihre innere Zwietracht und der Verfall ihrer nomadiſchen Induſtrie haben ſie in ſocialer Hinſicht tief herabgedrückt. Die wandernden Boers im Innern ſind zwar im Allgemeinen wohlhabender geworden; aber mit Aufopferung vieler Bequemlichkeiten des Lebens, und nachdem ihre trügeriſchen Hoffnungen verſchwunden ſind, fühlen ſie gegen die Kolonial-Regierung keine Feindſchaft mehr.

Ein achtungswürdiger Grundbeſitzer, der die Emigranten kürzlich beſuchte, ſagt von ihnen: „Sie genießen eines Privilegiums, das der Viehhändler ſehr zu ſchätzen weiß, d. h. ſie können ihre Weideplätze öfter wechſeln, was denn die gute Folge hat, daß ihre Habe um 200 Prozent höher ſteigt, als die der Viehbeſitzer im Innern. Wie ich glaube, ſo bezahlen dieſe Leute

Digitized by Google

noch ihre Taxen — wenigſtens kommen Viele, theils zu dieſem Zwecke und anderentheils auch, um ihre Kinder taufen zu laſſen, nach Colesberg; und daher glauben ſie ſich noch immer innerhalb der Gerichtsbarkeit der Kolonial-Regierung.“

Dieſe wenigen Zeilen beleuchten Stimmung und Geſinnung der Auswanderer beſſer, als Alles, was ſyſtematiſche Volksbewegter von ihren Beſchwerden geſchrieben haben. Nach dem Berichte Joubert's, eines anderen verſtändigen Gränz-Kolonisten, der von der Regierung abgeſchickt wurde, um die Lage der Pflanzer bei Port Natal zu erkunden, ſind es hauptſächlich zwei Urſachen, welche der Rückkehr der Emigranten hemmend entgegenwirken: die große Anzahl von Wittwen, Waiſen und verarmten Perſonen, denen es an Mitteln zur Heimkehr gebricht, — und die unermeßlichen Heerden der wohlhabenderen Emigranten, für welche in der Kolonie kein Raum iſt. Man darf alſo ſchwerlich erwarten, daß die Fluth der Emigration jemals zur Ebbe werde.

Capitain Harris ſagt mit Beziehung auf die kriegeriſchen Fortſchritte der Auswanderer, daß „im Innern der Kolonie eine Flamme angezündet ſey, die nur mit Blut wieder gelöſcht werden könne.“ Es bedarf kaum eines Wortes, um zu zeigen, wie dieſe Prophezeiung in Erfüllung gegangen iſt. Wir erlauben uns nur noch, unſere Ueberzeugung auszuſprechen, daß Menſchlichkeit und geſunde Politik den Entſchluß des Statthalters der Kap-Kolonie, ein Truppen-Corps nach Port Natal zu ſchicken, diktirt haben. Dieſes Corps ſollte nicht, wie man irrthümlich geglaubt hat, die Holländiſchen Pflanzer zügeln, ſondern nur den Frieden aufrecht halten und nach beſter Möglichkeit allen offenſiven Maßregeln vorbeugen. Man hat Grund, zu hoffen, daß der erfahrene Offizier, welcher die Truppen-Abtheilung in Port Natal befehligt, den Zweck ſeiner Sendung erreichen werde. Die Boers ſind durch ihre Niederlagen ſehr gedemüthigt worden, und Dingán, der König der Amazúlo's, kennt die Ueberlegenheit der Europäer zu gut, als daß es ihm jemals in den Sinn kommen ſollte, ihre Freundſchaft zu verſcherzen. (Athenaeum.)

Türkei.

Oeffentliches und Privatleben in der Türkei.

II. Häuslichkeit und Eheſtand.

Wer dem Orient eine aufmerkſame Beachtung geſchenkt hat, wird ſich Manches leicht erklären können, was dem Unbewanderten ſonderbar erſcheint. Die Muſelmänner entbehren die zahlreichen Zerſtreuungen, welche das Europäiſche Leben ausfüllen, und ſind darauf angewieſen, ihr Glück im Familienkreiſe zu ſuchen. Um den häuslichen Frieden zu bewahren, bringen ſie große Opfer. Will man den Einfluß der Familienneigungen auf das Leben der Türken richtig würdigen, ſo muß man ihre Neigungen und Gewohnheiten, welche von denen der Europäer ganz abweichen, in Anſchlag bringen. Das erſte Bedürfniß für die Türken iſt die Ruhe. Ihre außerordentliche Mäßigkeit bewahrt ſie vor dem Hange nach Reichthümern. Die nothwendigſten Bedürfniſſe ſind ſehr wohlfeil, und ſie können ihre Bedürfniſſe leicht befriedigen. Die Politik beſchäftigt ſie ebenfalls nicht, und ſie überlaſſen gern Alles der Regierung. Taſtet man ihren Glauben und ihre Menſchenwürde nicht an, ſo iſt es ihnen gleich, welcher Miniſter die Macht in Händen hat. Der Türke neigt zur Träumerei, und die Religion, welche für ſie eine Quelle des Glücks iſt, unterhält ſie in dieſer ſüßen Unthätigkeit. Mit guten Sinnen ausgeſtattet, aber ohne Feinheit, überſchauen ſie den Zuſammenhang der Begebenheiten ziemlich richtig, ohne ſich indeß um eine entfernte Zukunft zu bekümmern. Wenn ſie einer Unterhaltung von Europäern beiwohnen, ſo ſtaunen ſie dieſelben an und begreifen ihre Lebhaftigkeit nicht. Sie lieben die Geſellſchaft nicht, und ihr beſchränkter Geſichtskreis liefert ihnen keinen Geſprächsſtoff. Nach den Beſchäftigungen des Tages kehrt der Türke nach Hauſe zurück; ſeine Frauen, ſeine Kinder und Dienerſchaft umringen ihn, reichen ihm den Sorbet, den Kaffee und die Pfeife und überſchütten ihn mit Liebkoſungen. Das Abendmahl wird ſchweigend eingenommen; dann kömmt wieder die Pfeife und der Kaffee an die Reihe. Während die Dienerſchaft ſpeiſt, ſingen die Frauen, bis der Effendi dem Schlafe in die Arme ſinkt. Bei ſo einfachen Neigungen und einem ſo eingezogenen Leben iſt es ſehr begreiflich, daß die Türken ein großes Gewicht auf die häusliche Ruhe legen. Die Ehrfurcht vor den Ehegeſetzen iſt daher für ſie eine der erſten Bedingungen dieſes ſo erwünſchten Friedens.

Das Geſetz verſtattet den Muſelmännern zwar, ſich mehrere Sklavinnen beizulegen, aber der Einfluß der Meinung hindert auch hier jeden Mißbrauch. Die Sklavinnen ſind nicht, wie man in Europa glaubt, fühlloſe, jeder Scham entblößte Weſen. Einer ſchlechten Behandlung können ſie ſich dadurch entziehen, daß ſie bei ihrem Herrn auf Wiederverkauf antragen, und der Herr, der ſich nach Ruhe und Frieden ſehnt, wählt doch endlich eine Favorite, der er treu bleibt. Bekömmt er Kinder von ihr, ſo heirathet er ſie gewöhnlich. Die Sklaverei gilt in der Türkei für keinen Schimpf, und die Sklavin, welche zum Range einer rechtmäßigen Frau erhoben wird, tritt in alle Vorrechte ihres neuen Standes. Iſt ein Mann mit dem Betragen ſeiner Frau unzufrieden, ſo kann er ſich von ihr ſcheiden laſſen. Zu dieſem Zwecke begiebt er ſich zum Kadi, legt demſelben ſeine Beſchwerden vor und erhält leicht die Aufhebung des Ehe-Kontraktes. Hat die Frau die eheliche Treue verletzt, und kann er dies beweiſen, ſo verliert ſie ihre Mitgift; in anderen Fällen nicht. Die Kinder verbleiben dem Manne. Den Frauen hat indeß das Geſetz ſo gut wie den Männern das Recht gegeben, auf Scheidung anzutragen. Auch ſie können dem Kadi ihre Beſchwerden vorlegen, und wenn dieſer ſie begründet glaubt, entſcheidet er zu Gunſten der Frau. Mißhandelt ein Mann eine Frau, ſo braucht ſie ihn nicht eher in das Haus einzulaſſen, als bis ſie ihre Klage beim Gericht eingereicht hat. Verſucht der Mann, mit Gewalt in das Haus zu dringen, ſo hat er eine ſtrenge Beſtrafung zu fürchten. Es giebt ſogar einen Fall, in welchem die Frau die Scheidung erlangen kann, ohne ein Wort zu ſagen. Hat der Mann etwas gethan, was der Moral oder dem Schamgefühl zuwiderläuft, ſo begiebt ſich die in ihrer weiblichen Würde gekränkte Frau zum Kadi, zieht ihren Pantoffel ab und ſtellt ihn verkehrt zu den Füßen des Richters nieder. Damit iſt Alles geſagt und die Ehe unwiderruflich gelöſt.

Man könnte hiernach glauben, daß die Eheſcheidungen in der Türkei ſehr häufig vorkommen; dem iſt indeß nicht ſo. Die Meinung, welche auch hier mächtiger als die Geſetze iſt, brandmarkt diejenigen, welche von dieſem Vorrecht einen Mißbrauch machen. Für die ehebrecheriſche Frau iſt die Scheidung eine Strafe, jedoch befiehlt das Geſetz, derjenigen zu verzeihen, welche ihren Fehler bereut und Beweiſe der Reue giebt. Hat der Ehemann keine Zeugen, und leugnet die Frau, ſo muß der Mann dreimal ſchwören, daß ſie ſchuldig iſt; erhärtet aber die Frau viermal durch einen Eid, daß ſie unſchuldig iſt, ſo muß er ſie zurücknehmen. Die ehebrecheriſche Liebe einer Türkin von einer anderen Religion wird mit dem Tode beſtraft, wenn ſich nicht anders der Liebhaber zum Islam bekehrt und ſie heirathet. Dieſes ſo ſtrenge Geſetz iſt mehr die Eingebung des Nationalſtolzes, als der Unduldſamkeit; der Beweis dafür iſt, daß, wenn ein Türke verbotenen Umgang mit einer nichttürkiſchen Frau pflegt, er bloß mit einer Polizeiſtrafe belegt wird. Dabei darf man nicht vergeſſen, daß in der Türkei die Nationalitäten ſich an die Religion knüpfen, und daß hier nie eine Verſchmelzung der Volksſtämme ſtattgefunden hat.

Mannigfaltiges.

— Silvio Pellico über die Verzweiflungs-Literatur der Franzoſen. Herr Leger Noel, der Verfaſſer einer Sammlung Franzöſiſcher Poeſieen, die unter dem Titel „Bitterkeiten und Tröſtungen“ (Amertumes et Consolations) erſchienen, hatte ein Exemplar derſelben dem berühmten Autor der „Mie Prigione“ überſandt, und dieſer hat darauf in nachſtehender Weiſe geantwortet: „Mein Herr! Ihr Buch iſt zu reich an Energie, Empfindung und Poeſie, als daß ich es ohne große Achtung für Ihr Talent hätte leſen können. Ich danke Ihnen für das Exemplar, das Sie mir zum Geſchenke gemacht. Ich geſtehe jedoch, daß ich gewünſcht hätte, es wären mehr Tröſtungen und weniger Bitterkeiten darin. O, zeigen Sie doch in Ihren künftigen Werken weniger Ihre Energie, zu klagen, zu tadeln und an den Menſchen zu verzweifeln. Ach, es iſt nur zu wahr, die Welt iſt ſchlecht; aber auch Tugend, Unſchuld, Reue und Religion ſind darin zu finden; Sie fühlen dies mehr, als irgend Jemand, Sie ſagen es ſo ſchön. Darum laſſen Sie uns nicht verzweifeln, nicht das vorübergehende Uebel der Erde, auf welcher wir geprüft werden, verfluchen. O, daß wir doch durch unſere zornentflammten Schriften in den jugendlichen Gemüthern den unſeligen Gährſtoff des Menſchenhaſſes und der Verachtung nicht noch vermehren! Ihr Frankreich iſt an ſolcher furnitigen, entmuthigenden Eloquenz nur ſchon allzu reich. Dieſe bitterböſe Macht muß nothwendig gemäßigt werden, auch wenn ſie eine gerechte Sache verficht. Wie gefallen mir dagegen Ihre Tröſtungen, Ihre Ergüſſe frommer Liebe! O, ſingen Sie Gott, ſeine Natur, die himmliſchen Reize der Tugend. Unterdrücken Sie den edeln Seufzer nicht, aber der Zorn ſey nicht das vorherrſchende Element. Beklagen wir die Menſchen, aber verachten wir ſie nicht. Die heutige Welt bedarf des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe; alles Uebrige hat ſie bereits. — Genehmigen Sie meine Anſichten, meinen Dank und meine Bewunderung, ſo wie die Geſinnungen ausgezeichneter Achtung Ihres ꝛc.

Silvio Pellico.“

— Zeitung für Blinde. In Palermo erſcheint ſeit dem 15. März ein Wochenblatt für Blinde, das mit erhabenen Buchſtaben gedruckt wird, ſo daß es vermittelſt der Finger geleſen werden kann. Der Titel der neuen Zeitſchrift iſt: Il Consolatore dei Ciechi (der Tröſter der Blinden); Hauptredacteur derſelben iſt Herr Guardalagni, Pfarrer in Palermo, der das Verdienſt hat, die erſte Zeitung zum Gebrauche der Blinden gegründet zu haben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 59. Berlin, Freitag den 17. Mai 1839.

Auſtralien.

Beſuch bei Pomarré, der Königin von Tahiti *).

Am 26. November waren wir im Angeſicht der Inſel Tahiti, und am folgenden Morgen ankerte ich vor Matavai. Ich erfuhr, daß die Fregatte „Venus“ und die Korvetten „L'Aſtrolabe“ und „La Eclée“ im vorjährigen Dezember gleichzeitig hier geweſen ſeyen. Der Capitain der „Venus“ hatte die Genugthuung, die er verlangen ſollte, erhalten und war dann abgeſegelt. Noch an demſelben Tage beſuchten mich mehrere Häuptlinge, worunter auch der Gemahl der Königin und der Häuptling Paſai, der ſich immer als Freund der Franzoſen gezeigt hat. Letzterer rieth mir, den Ankerplatz vor Matavai, welcher im Dezember, Januar und Februar ſehr gefährlich iſt, zu verlaſſen und nach Papeiti zu gehen, wo die Königin wohnt. Dies that ich am folgenden Morgen.

Herr Mörenhout, den ich bei meiner Ankunft ſah, erzählte mir, daß man ihm nicht geſtatten wollte, ein Stück Land, welches ſein Haus umgiebt, käuflich zu erwerben. Seit der Abfahrt der „Venus“ iſt nämlich ein Geſetz ergangen, welches den Ausländern jeden Grundbeſitz auf Tahiti unterſagt. Ich rieth ihm, eine direkte Eingabe an die Regierung zu machen, und zwar noch ehe wir vor Pomarré zur Audienz erſchienen; denn es war mein Vorſatz, im Falle ſein Geſuch zurückgewieſen würde, der Königin zu bedeuten, daß ein Franzöſiſcher Konſul auf Tahiti ſo wohnen müſſe, wie es ſeiner Würde gezieme, und dem Brittiſchen Konſul nicht nachſtehen dürfe. Herr Mörenhout erreichte jedoch ohne meine Verwendung ſeinen Zweck.

Am folgenden Freitag verließ ich, von einigen Offizieren der „Héroine“ begleitet, die Korvette und beſuchte die Königin in ihrem neuen Hauſe, das recht ſchön, aber noch unvollendet iſt. Sie empfing uns in einem großen Zimmer, das faſt ganz ohne Möbel war und in welchem außer ihrer Mutter, ihrer Tante und einigen Hofdamen auch der Häuptling Tati, der ihr ganzes Vertrauen zu genießen ſcheint, und noch andere Perſonen ſich eingefunden hatten. Pomarré ſtand von ihrem Sitze auf und reichte mir die Hand. Darauf winkte ſie einer Tahiterin, die ſehr gut Engliſch ſpricht, und gab mir zu verſtehen, daß dieſe Dame unſere Dolmetſcherin ſeyn ſollte. Vermuthlich wollte ſie nicht gern durch die Vermittelung des Konſuls hören, was ich ihr zu ſagen hatte.

Ich begann damit, der Königin mein Kompliment darüber zu machen, daß der Zwiſt, welcher die Reclamationen Frankreichs herbeigeführt hatte, glücklich beendet ſey. Ich ſagte ihr, daß ich hoffte, die zwiſchen beiden Staaten beſtehende Eintracht werde nicht ferner geſtört werden; daß der König mit allen ausländiſchen Nationen in Frieden zu leben wünſche, inſonderheit aber mit den Tahitern, die unſere Seefahrer ihm als ein ſanftes, gutes und gaſtfreies Volk geſchildert hätten. „Wenn Eure Majeſtät“, ſo fuhr ich fort, „die Franzoſen genauer kennen lernen, ſo wird es Ihnen nicht verborgen bleiben, daß man ſie verleumdet hat, und daß ſie der größten Rückſicht werth ſind. Zwar haben bis jetzt erſt wenige Franzoſen in Ihren Staaten ſich gezeigt; der Grund liegt aber nur darin, daß der Handel in dieſen Meeren erſt ſeit kurzem für uns wichtig geworden iſt. Möchten Eure Majeſtät nicht, durch falſche Einflüſterungen verleitet, anzunehmen geruhen, die Franzoſen ſeyen kein mächtiges Volk, und alſo unfähig, ihren Landsleuten in der Ferne Schutz angedeihen zu laſſen.“

Die Königin ließ mir durch ihren weiblichen Drogman antworten, ſie habe in der That noch wenig von der Franzöſiſchen Nation ſprechen hören und kaum jemals einen Franzoſen geſehen; nun aber, da ſie mit uns Bekanntſchaft gemacht, ſollten wir in Tahiti herzlich willkommen ſeyn und mit aller ſchuldigen Rückſicht behandelt werden, auf daß der Friede zwiſchen beiden Nationen fortbeſtehe. Ich ſagte ihr noch, wir ſchätzten uns glücklich, nach Tahiti gekommen zu ſeyn; unſer Landsmann Bougainville, der zweite Seefahrer, welcher die Inſel ſeit ihrer Entdeckung beſucht, ſey hier ſo freundlich aufgenommen worden und habe eine ſo reizende Schilderung von Tahiti gemacht, daß wir dem lebhaften Drange, dieſe Inſel zu beſuchen und mit ihren Bewohnern einen Freundſchafts-Band zu knüpfen, nicht hätten widerſtehen können.

Beim Schluſſe der Audienz lud ich die Königin ein, an Bord der „Héroine“ zu kommen. Dieſe Einladung machte ſie ſehr verwirrt: ſie zögerte lange mit einer Antwort. Man ſah, daß widerſtrebende Gefühle in ihr kämpften. Die Gegenwart des Ettuna *) war, wie ich bald erfuhr, die Urſache dieſer Königlichen Verlegenheit. Die Gefangennehmung dieſes Häuptlings hatte auf der ganzen Inſel eine gewaltige Wirkung hervorgebracht, und Pomarré fürchtete, ſie würde, gleich ihm, als Gefangene behalten und nach Frankreich geführt werden. Endlich faßte ſie ein Herz und verhieß, nächſten Montag an Bord zu kommen.

Wir beurlaubten uns von der Tahitiſchen Herrſcherin. Man hatte nur das Ende unſeres Beſuches abgewartet, um eine öffentliche Feierlichkeit zu beginnen, von der auch wir Zeugen ſeyn ſollten. Irre ich nicht, ſo war ein junger Prinz geboren, und man brachte Pomarré bei dieſer Gelegenheit Geſchenke und Huldigungen. Seit mehreren Tagen wimmelte es im Hafen von Piroguen, die aus anderen Gegenden der Inſel und von den benachbarten Eilanden kamen, und blumenbekränzte Indianer beiderlei Geſchlechts trieben ſich an der Küſte herum. Eine große Quantität Lebensmittel — vorzüglich gebratene Schweine, Fiſche, Bananen, Brodfrucht u. dgl. — hatte man in einem eingefriedigten Raume angehäuft. Dieſe Lebensmittel waren die Geſchenke der Königin an ihre Gäſte. Das Volk drängte ſich um den eßbaren Berg, wurde aber durch ein Paar Polizei-Beamte außer den Schranken gehalten. Auf ein Signal der Königin nahmen zuerſt einige privilegirte Perſonen den ihnen zukommenden Antheil; dann ſtürzte der Haufe über die Vorräthe her, und Jeder ſchleppte fort, was er habhaft werden konnte. Dieſe Plünderung veranlaßte die drolligſten Scenen, ging aber in beſter Eintracht von Statten.

Etwas ſpäter am Tage geruhte Pomarré, den überbrachten Tribut in Empfang zu nehmen. Sie war in ihren Palaſt zurückgekehrt und hatte unter einem anſtoßenden Schuppen Platz genommen. Alles ging hier ſehr ruhig und anſtändig von Statten. Jeder Stamm erſchien im Prozeſſions-Schritte, die Frauen an der Spitze; und ſobald letztere bei der Königin angelangt waren, legten ſie ihre Blumenkränze und ihre leichten Gewänder huldigend nieder. Im Widerſpruch mit der alten Sitte, befand ſich aber unter dem Kleide, das ſie ablegten, ein zweites, welcher Umſtand die Scene viel weniger eigenthümlich machte, als in früherer Zeit. Nach den Frauen kamen die Männer und legten ihre Gaben, welche auch in Schweinen, Früchten u. dgl. beſtanden, der Königin zu Füßen. Herr Mörenhout und ich hatten während der Ceremonie unter einer Veranda des Palaſtes, von welchem Orte aus wir Alles bequem überſchauen konnten, Poſto gefaßt. Man brachte uns als Königliches Gaſtgeſchenk mehrere Körbe voll Mundvorrath und ein Paar feine Schweine; wir begnügten uns aber mit einem Korbe, welcher Ananas enthielt, und erſuchten den Ober-Vertheiler der Königlichen Gaben, das Uebrige für ſich zu behalten.

Bei Gelegenheit dieſer Tahitiſchen National-Verſammlung wurde der muthmaßliche Thronerbe, der erſt einige Monate zählt, mit einem ſchönen Tuche umwickelt, dem Volke vorgezeigt.

Am Montage, als dem Tage des zu erwartenden Beſuches Ihrer Majeſtät, begab ich mich, von zwei Offizieren begleitet, in die Wohnung des Herrn Mörenhout, um die Königin von dort aus abzuholen. Der Häuptling Tati, den wir bei dem Konſul fanden, bat uns, nicht zu eilen, und wir ſchloſſen daraus, daß auch die Damen von Tahiti zu ihrer Toilette Zeit brauchen; allein der Konſul ſagte uns, Tati habe ſeit ein paar Tagen öfter bei ihm angefragt, ob die Königin und Er wirklich ohne Gefahr an Bord der „Héroine“ kommen könnten, und ob wir ſie nicht gewaltſam mit nach Frankreich nehmen wollten. Dieſe Beſorgniß war ſo allgemein, daß man von mehreren Orten der Inſel Deputationen an die Königin ſchickte, um ihr die Erfüllung des gewagten Verſprechens zu widerrathen. Der Konſul benahm dem Häuptling ſeine Zweifel, und gewiſſe feſtliche Vorbereitun-

*) Das Folgende iſt ein Auszug aus dem Berichte, den Herr Cécille, Capitain der Korvette „Héroine“, an den Franzöſiſchen Miniſter des Handels abgeſtattet hat.

*) Ein Neu-Seeländiſcher Häuptling, der als Geiſel an Bord der Korvette ſich befand.

Digitized by Google

gen, die man zu Pomarré's Empfang machte, flößten dem Volke wieder einiges Vertrauen ein. Als wir uns der Königin vorſtellten, fanden wir ſie bereit, uns zu folgen; ihre Mutter, ihre Tante, ein junges Mädchen, die Männer dieſer Damen und ein Dutzend Häuptlinge begleiteten ſie. Wir vermißten die jungen Frauen, welche Pomarre gewöhnlich in ihrem Gefolge hat; man ſagte uns, dieſe erſchienen darum nicht, weil ſie kein Europäiſches Koſtüm hätten; vermuthlich aber hatten die Miſſionaire ihnen eingeredet, ihre Tugend nicht in Verſuchung zu führen, damit die gute Wirkung des Chriſtenthums auf die Tahitiſchen Sitten nicht Lügen geſtraft würde.

Als wir an der Küſte erſchienen, um an Bord zu ſteigen, wurde eine Kanone abgefeuert und die Korvette mit Schanzkleidern bedeckt. Die Königin erſchrak über den unerwarteten Kanonenſchuß; allein die Flaggen, welche man gleichzeitig an allen Maſten aufzog, gaben dem Hafen ein feſtliches Anſehen, das ihr wieder Muth einflößte. Die Küſte wimmelte von Zuſchauern.

Als die Königin an Bord ſtieg, ſalutirten achtzig Bewaffnete unter dem Wirbel des Feldmarſches. Wir geleiteten Ihre Majeſtät in das Conſeil-Zimmer, wo ein Frühſtück aufgetragen war. Die Königin wollte ihren Mann zu ihrer Seite ſitzen haben; dieſer iſt ein hübſcher junger Menſch von zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren, der ſich in ſeinem Europäiſchen Koſtüme ungezwungen bewegt. Pomarré zählt ſchon ſiebenundzwanzig; auch ſie hat kein ungefälliges Aeußere und mag vor etwa zehn Jahren ſehr hübſch geweſen ſeyn. Ihr Benehmen iſt voll natürlicher Würde. Die junge Prinzeſſin, die, wie man ſagt, im Falle des Ablebens Pomarré's und ihres Sohnes zur Regierung kommen würde, iſt vierzehn bis funfzehn Jahre alt. Dieſes arme Mädchen fühlte ſich in der langen Robe, dem breiten Hute und den knapp anliegenden Schuhen ſehr unbehaglich; ſie hatte in ihrer Tahitiſchen Tracht ein viel angenehmeres Aeußere.

Schon waren die Königin und ihre ganze Suite mit dem Frühſtück bedient, aber Niemand wollte eſſen. Ich konnte den Grund dieſer Weigerung nicht einſehen, bis der Konſul mir ſagte, daß man auf das Tiſchgebet wartete. Tati erhielt den Auftrag, dieſe Ceremonie zu vollziehen, und alsbald ſpeiſten unſere hohen Gäſte mit großem Appetit. In Erwartung eines größeren weiblichen Perſonals, hatte ich viele kleine Kuchen und Paſteten backen laſſen; allein es blieb wenig davon übrig, indem Ihre Majeſtät eine Auswahl der Leckerbiſſen, die ſie nicht ſelbſt genoß, auf die Seite legte, um ſie dem kleinen Prinzen mitzubringen. Sie fand unſer Brod vortrefflich; allein die Crème ſagten ihr nicht zu. Bis auf dieſen Augenblick ſoll ſie weder Milch noch Rindfleiſch genoſſen haben.

Als die Mahlzeit vorbei war, wünſchte die Königin eine Orgel ſpielen zu hören, die ſie im Zimmer bemerkte, und man erfüllte ihren Wunſch. Mochte aber der Organiſt nicht gut ſpielen, oder mochte es ihr größere Freude machen, ſich ſelbſt zu hören — genug, ſie ſtand plötzlich vom Tiſche auf, trug ihren Stuhl vor das Inſtrument und drehte mit eigener hoher Hand, bis ſie des Drehens müde war. Die Muſik hat für die Tahiter einen beſonderen Reiz.

Pomarré begehrte, unſere Waffen-Uebungen zu ſehen. Sie ſtieg auf das Verdeck, und die Soldaten exerzirten mit einer Geſchicklichkeit, die das Staunen unſerer Gäſte erregte.

Eïtuna hatte ſein Neu-Seeländiſches Koſtüm angezogen. Als der Gemahl der Königin-Mutter dieſen Häuptling bemerkte, ſtellte er ihn Pomarré vor, die ihn eines Handſchlags würdigte. Die Seeländiſche Sprache iſt mit der Tahitiſchen ſo nahe verwandt, daß beide Theile einander ſehr gut verſtehen konnten.

Um fünf Uhr verließ uns die Königin. Wir gaben ihr das Geleit bis in ihren Palaſt, dem ſie in möglichſter Eile zuſchritt, um ihr Europäiſches Koſtüm abzulegen, das den armen Indianerinnen ſehr läſtig fällt und wahre Karrikaturen aus ihnen macht, während ihr anmuthiges und maleriſches National-Koſtüm ihnen ſehr gut läßt. Es that mir leid, daß ich Pomarré kein Geſchenk anbieten konnte (eine Orgel beſaß ſie ſchon); dennoch glaube ich, daß wir einen ſehr guten Eindruck zurückgelaſſen haben. Am folgenden Morgen, als wir eben unter Segel gehen wollten, ſchickte mir Pomarré einige Schweine und eine Menge Bananen, Ananas, Kokosnüſſe u. ſ. w. zum Geſchenke. Ich ließ Alles unter die Mannſchaft vertheilen.

Papeïti gewährt einen ſehr freundlichen und lachenden Anblick. Von der Nordſpitze, die ein Wald von Kokospalmen kränzt, bis zur weſtlichen Spitze zieht ſich eine faſt ununterbrochene grüne Belaubung und jenſeits derſelben eine Ebene mit üppiger Vegetation, die viele kleine Ströme bewäſſern. Gegen Abend baden ſich in dieſen Strömen Individuen jedes Alters und Geſchlechtes bunt durch einander, wie in den goldenen Tagen der Menſchheit. Im Hintergrunde der Ebene ſchließt eine Reihe majeſtätiſcher Berge den Horizont. Die kleine ganz mit Bäumen bewachſene Inſel Ta erſcheint inmitten der Rhede wie ein Körbchen voll Kräuter, das man ins Waſſer geſtellt, um die Kräuter friſch zu erhalten. Dieſes Waſſer, blau, wie der azurne Himmel, den es zurückſpiegelt, iſt von der hohen See durch einen langen ſchneeweißen Gürtel, den Schaum der am Riffe ſich brechenden Wogen, getrennt. Leichte Piroguen, die mit ihren ungeheuren Segeln das ſchöne Waſſerbecken nach allen Richtungen durchſchneiden, beleben die Scene ungemein.

Tahiti iſt in Rückſicht ſeines Handels und ſeiner Civiliſation viel weniger vorgeſchritten, als ich früher glaubte. Man findet hier zwar friſche Lebensmittel in Ueberfluß, aber nur ſelten etwas Mehl und noch viel ſeltener Zwieback. Die Inſel hat keine Art von geiſtigen Getränken, keinen Kaffee, keine Hülſenfrüchte aufzuweiſen; und wehe der Schiffsmannſchaft, die ſich hier mit friſchem Proviant verſorgen wollte! Zuckerrohr und Kaffee werden ſeit einigen Jahren kultivirt; aber beide Artikel ſind noch in ihrer Kindheit, beſonders der Kaffee, deſſen Ertrag im vergangenen Jahre nicht 300 Franken überſtieg. Das Kokosnuß-Oel, welches jetzt in allen Dampf-Maſchinen England's ſo allgemeine Anwendung findet, wird in Sydney bereitet und ſcheint ein ergiebiger Handelszweig werden zu wollen. Der Handel mit Perlen und Perlmutter iſt der bedeutendſte; auch Pfeilwurz (arrow-root) gehört zu den Ausfuhr-Artikeln.

Was der Inſel Tahiti bis jetzt eine gewiſſe Bedeutung gegeben hat, iſt der Umſtand, daß 50 bis 60 Amerikaniſche Kaſchelot-Fahrer jedes Jahr daſelbſt einliefen, um ihre Equipage zu erfriſchen und neue Vorräthe an Pataten und Schweinen zu ſammeln. Dieſer Zulauf ſcheint ſich jetzt zu vermindern; die ökonomiſchen Seefahrer geben weniger beſuchten Inſeln, wo ſie alle nöthige Artikel wohlfeiler haben können, den Vorzug.

Sitten und Lebensweiſe der Bewohner ſcheinen ſich ſeit den Zeiten der Entdeckung nur wenig verändert zu haben. Den Miſſionairen zum Verdruſſe, ſind die heutigen Tahiterinnen, wie ihre Mütter und Großmütter, noch größtentheils Prieſterinnen der Neuen Cythere; nur mit dem Unterſchiede, daß ſie die Myſterien ihres alten Kultus mehr im Verborgenen feiern, da jede Uebertreterin des neuen Geſetzes eine Geldbuße von ſieben bis acht Piaſtern erlegen muß. Die Herren Miſſionaire ſcheinen hier, wie anderwärts, hauptſächlich darauf hingearbeitet zu haben, unter der Maske der Religion ihre weltliche Macht zu begründen und ſich weltliche Güter zu erwerben. Sie ſind Seelſorger, Viehhändler und Spekulanten im großen Maßſtabe; und mit der Zeit wird alles Geld, das die Inſulaner von den Fremden empfangen, in ihre gierigen Hände wandern.

Da der Capitain Dupetit-Thouars unſerem Schiffe in Tahiti nichts mehr zu thun übrig gelaſſen hatte, ſo hielt ich es für unnöthig, einen Aufenthalt zu verlängern, der mir Lebensmittel abſorbirte, die ich nicht zu erſetzen im Stande war. Mein Proviant reichte kaum noch auf zwei Monate, und ich wußte nicht, wie viel Zeit ich nöthig haben würde, um den Raum zurückzulegen, der uns noch von Valparaiſo trennte. Dieſer erhebliche Grund beſtimmte mich, unſere Abreiſe zu beſchleunigen, und am 4 Dezember gingen wir unter Segel. (J. d. D.)

Frankreich.

Die ſieben Saiten der Lyra.

Dramatiſches Gedicht von George Sand.

(Fortſetzung.)

Hans. Meiſter, ich muß Euch offen ſagen, daß ich die Heilung einer gewiſſen Art von Wahnſinn für ein Unglück halte. Die Aufregung eines poetiſchen Gehirns iſt vielleicht oft der Ruhe einer kalten Urtheilskraft weit vorzuziehen. Glaubt Ihr nicht, daß Helene glücklich war, als ihre vom Fieber erglänzenden Augen die Wunder der unſichtbaren Welt zu erblicken ſchienen? O, gewiß! Damals war ſie mit ihrem begeiſterten Blick, mit dem ſeltſamen Lächeln, das auf ihren Lippen ſchwebte, unendlich ſchöner, als jetzt mit dem umdüſterten Auge und der ſchüchternen Schwermuth! Sie iſt auch trauriger geworden, oder doch ernſter, in dem Maße wie ſie ihr Herz langſamer ſchlagen fühlte. Unſer irdiſch Theil kann wohl gewaltſam danach ſtreben, das ſtoffliche Leben wiederzugewinnen, aber der Geiſt hegt keine Sehnſucht, von dem Thron, den er ſich in den Wolken gebaut, herabzuſteigen, um hienieden in dunklen, mühſeligen Kämpfen unterzugehen. Meiſter, was meint Ihr? Glaubt Ihr nicht, daß Helene mit der Wiederkehr ihrer phyſiſchen Geſundheit ihre Seele erkalten und in ſchmerzvolle Abſpannung verſinken fühlt? Glaubt Ihr nicht, daß ſie nach ihren Träumen und Entzückungen ſich zurückſehnt, nach ihren Tänzen mit Titania beim Aufgang des Mondes und nach ihren Wechſelgeſängen mit dem Gnomenfürſten beim Untergang der Sterne? Wer von uns gäbe nicht gern die Hälfte ſeiner derben Spießbürgergeſundheit dahin für die goldenen Traumgeſichte der Poeſie?

Alb. Hans, Du ſprichſt nicht im Einklange mit meinen Gefühlen. Biſt Du Poet oder Schüler der Weisheit? Wenn das Erſtere, ſo mache Verſe und verlaß meine Schule. Biſt Du aber mein Jünger, ſo verirre Dich nicht durch romantiſche Paradoxen vom Geiſt Deiner Brüder. All' die Fieberphantaſieen, all' die wahnſinnigen Metaphern bezeichnen einen rein phyſiſchen Krankheitszuſtand, während deſſen das Gehirn des Menſchen nichts Wahres, nichts Nützliches, folglich auch nichts Schönes zu erzeugen vermag. Ich begreiſe und achte die Dichtkunſt, aber ich erkenne in ihr nur eine heitere, glänzende Form, dazu beſtimmt, die ernſten Wahrheiten der Wiſſenſchaft, der Moral, des Glaubens, mit einem Worte, der Philoſophie, zu verſinnlichen und allgemeiner zu verbreiten. Der Künſtler, der ſich kein erhabenes, kein ſociales Ziel ſetzt, verfehlt ſeine Aufgabe. Was hilft es mir, wenn er ſein Leben damit hinbringt, den Flügel eines Schmetterlings oder das Blatt einer Roſe zu betrachten? Die kleinſte Entdeckung zum allgemeinen Nutzen, die naivſte Bemühung für das Wohl der Menſchheit achte ich höher. Du hältſt die Verzückten für begeiſterte Sibyllen, die uns himmliſche Geheimniſſe zu enthüllen geſchickt wären. Möglich iſt es, daß ihnen unter dem Ein-

Digitized by Google

fluß einer ſeltſamen Aufregung der Sinn geöffneter iſt, um die äußere Schönheit der Dinge zu empfinden; aber es fehlt ihnen an einer verſtändlichen Sprache, ihren Enthuſiasmus uns mitzutheilen, und eine ſolche Anſtrengung des Geiſtes in der Einſamkeit des Gedankens bleibt ein für Andere unerſprießlicher Zuſtand und kann für ſie ſelbſt nur gefährlich ſeyn.

Hans. Nun wohl, Meiſter, es iſt Zeit, daß ich Euch unumwunden erkläre, ich bin Poet! Und doch mache ich keine Verſe, und wenn Ihr mich nur ferner duldet, ſo will ich Euch nicht etwa verlaſſen, denn ich bin dabei auch Philoſoph, und das Studium der Weisheit erhöht nur meine Vorliebe für die Poeſie. Warum bin ich ſo? Und warum ſeyd Ihr anders? Und warum iſt Helene wieder anders gebildet? Ich vermag das regelrechte, logiſche Denken ganz wohl mit der Kunſtbegeiſterung und mit der Liebe zu den Gebilden der Phantaſie zu vereinigen. Ihr dagegen verbannet die Phantaſie und die Künſte, weil die eine ſich nicht in mühſame Betrachtung verwandeln läßt und die anderen oft mit Glück aus ungeregelten Gedanken und ausſchweifenden Leidenſchaften ihre Eingebungen entnehmen. Helene in ihrem Wahnſinn gehört noch einer anderen dynamiſchen Ordnung an. Sie iſt in eine ſo erhabene, ſo geheimnißvolle Poeſie vertieft, daß ſie mit der Gottheit ſelbſt zu verkehren und der Zuſtimmung des Urtheils menſchlicher Vernunft nicht zu bedürfen ſcheint.

Alb. Und was willſt Du daraus ſchließen, mein Sohn?

Hans. Meiſter, erlaubet, daß der Schüler erſt vor Euch wiederhole, was Ihr ihn gelehrt. Gott hat uns in dieſes Leben geworfen, wie in einen Schmelztiegel, in welchem wir nach Zurücklegung einer Exiſtenz, von der wir keine Erinnerung haben, dazu verurtheilt ſind, durch Leiden, Kämpfe, Arbeit, Zweifel, Leidenſchaften, Krankheit und Tod umgeſchmolzen, umgeknetet und umgeformt zu werden. Wir beſtehen alle dieſe Uebel zu unſerem Beſten, zu unſerer Läuterung, zu unſerer Vervollkommnung. Von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Geſchlecht zu Geſchlecht ſchreiten wir langſam, aber ſicher zum Ziel, wovon, troß alles Leugnens der Zweifelſüchtigen, glänzende Beweiſe zu Tage liegen. Wenn alle Unvollkommenheiten unſeres Weſens, alle Mißlichkeiten unſerer Lage uns einſchüchtern und entmuthigen müſſen, ſo ſind uns dagegen auch höhere Eigenſchaften und Kräfte verliehen, um Gott zu begreifen und nach Vollendung zu ſtreben; ſie ſollen uns von der Verzweiflung, vom Elend, ja vom Tode retten, denn eine göttliche Stimme in uns ſagt uns ſtets klarer und mächtiger, daß nichts im Weltall untergeht, und daß wir aus der Sphäre, in der wir gelebt, nur verſchwinden, um in einer anderen Sphäre wiederzuerſcheinen, die unſerer ewigen Entwickelung günſtiger iſt.

Alb. Dies iſt mein Glauben.

Hans. Und der meinige auch, Meiſter, Euch ſey es gedankt, denn der verderbliche Hauch der Welt, die Spöttereien einer falſchen Philoſophie, der Schwindel der Leidenſchaften hatten mich angeſteckt, und ich fühlte die göttliche Stimme in mir wie eine vom Wind bewegte Flamme hin und her flackern und erſterben. Durch kraftvolle Beweisgründe, durch klare Logik, durch einen richtigen Begriff von der allgemeinen Geſchichte der Weſen, durch tiefes Gefühl für die Wahrheit in der Geſchichte des Menſchen, durch glühende, auf die Arbeit Eures ganzen achtungswerthen Lebens gebaute Ueberzeugung führtet Ihr meinen Geiſt zur Wahrheit zurück. Durch makelloſe Tugend, unbegränzte Güte, rührendes Mitgefühl für alle Euch gleichende Weſen der Vergangenheit wie der Gegenwart und durch edelmüthige Langmuth gegen die, welche Euch verleugnen oder verfolgen, habt Ihr mein Herz gewonnen und die Anſprüche der Vernunft und des Gefühls in mir mit einander in Einklang gebracht. Was verlangt Ihr noch weiter von mir, Meiſter? Habt Ihr einen ergebeneren, ehrerbietigeren, treueren Schüler, ſo zieht ihn mir vor, denn wer Euch am beſten begreift, der gleicht Euch auch am meiſten, und der iſt der Beſte unter uns. Vielleicht iſt es Wilhelm, vielleicht Karl. Segnet ſie, aber fluchet mir nicht, denn ich liebe Euch mit der ganzen Kraft meines Weſens.

Alb. Mein Sohn, mein Sohn, zweifle nur nicht an meiner Zärtlichkeit für Dich. Lieber zweifle an meiner Vernunft und an meiner Wiſſenſchaft. Jetzt aber ſprich, — ſage offen Deine Gedanken.

Hans. Wohlan denn: die Menſchheit iſt ein rieſenhaftes Inſtrument, deſſen Saiten alle von einem überirdiſchen Hauch erbeben und ungeachtet der Verſchiedenheit ihrer Töne die erhabenſte Harmonie hervorbringen. Viele Saiten ſind zerſprungen, viele verſtimmt, aber das Geſetz der Harmonie iſt ſo mächtig, daß der ewige Hymnus der Humanität beſtändig und überall ertönt, und daß Alles danach hinſtrebt, den Einklang wieder herzuſtellen, wenn er durch den oft vorüberfahrenden Sturm geſtört iſt ....

Alb. Kannſt Du Dich nicht anders ausdrücken, als in Metaphern? Ich vermag es nicht, mich an dieſe Sprache zu gewöhnen. (Fortſetzung folgt.)

Türkei.

Oeffentliches und Privatleben in der Türkei.

VI. Religiöſe Gebräuche.

Wir wenden uns jetzt zu den religiöſen Uebungen. Die Stimme des Muezzin ruft bekanntlich die Gläubigen in die Moſcheen. Vorher müſſen ſie indeß Waſchungen vornehmen. Auf dem Vorhofe des Tempels iſt eine ſchöne Fontaine von Marmor, welche gewöhnlich von belaubten Bäumen beſchattet wird. Eine in den Stein eingegrabene Inſchrift erinnert an den frommen Stifter. Den Vorſchriften des Korans gemäß, ſchöpfen die Muſelmänner Waſſer aus der Quelle, beſprengen ſich das Haupt, die Hände, die Füße und waſchen den Schmutz von ihrem Körper ab. Diejenigen, deren Gewiſſen nicht rein iſt, gießen ſich Waſſer auf die Hände, laſſen es über den Arm hinlaufen und rufen dreimal die Worte: „Tob-estafer-Allah“, welche der katholiſchen Formel: „Peccavi, Domine, miserere mei“, entſprechen.

Die Tempel ſind ohne alle Verzierung; nur erinnern die Arabesken auf den Wänden an die Vorſchriften des Korans. Am äußerſten Ende des Gebäudes, auf der Seite, welche nach Mekka hin liegt, erhebt ſich eine Eſtrade für den Prieſter; vom Gewölbe hängen einige Lampen hernieder, und der Fußboden iſt mit Teppichen belegt. Auch hier ſind, wie an den öffentlichen Orten, Herren und Sklaven, Arme und Reiche untermiſcht, und es giebt weder Bank noch Ehrenplatz. Der Imam beſteigt die Kanzel, analyſirt einen Vers des Korans und trägt in einer kurzen Predigt die Moral und die Barmherzigkeit im Namen des allmächtigen Gottes vor. Sodann geht der Prediger nach der Eſtrade und beginnt, nach Oſten gewendet, das Gebet; er zählt die Attribute Gottes, ſeine Gebote und ſeine Gnadenbeweiſe auf und kniet vor dem Allerhöchſten nieder. Mit ihm werfen ſich die Gläubigen nieder, indem ſie den Herrn loben und ſeinen Propheten preiſen. Hiermit iſt die Feierlichkeit beendet. Ich habe dieſer religiöſen Handlung mehrmals beigewohnt und muß geſtehen, daß mir unſere Kirchen nicht immer ein ſo erbauendes Schauſpiel gezeigt haben. Die Muſelmänner haben keinen heiligen Tag, d. h. keinen, an welchem ihnen die Arbeit unterſagt iſt. Der Freitag iſt ihr Feiertag, aber die Gläubigen, welche ihn heiligen wollen, ſind nur verpflichtet, dem Mittagsgebet in den Moſcheen beizuwohnen. Für den Reſt der Woche ſind ſie an dieſe Uebung nicht gebunden, and ſie brauchen bloß dreimal täglich zu Hauſe ein Gebet zu verrichten. Die Frommen gehen täglich einmal in die Moſchee und beten fünfmal, bei Tagesanbruch, Mittags, um drei Uhr, Abends und eine Stunde nach Untergang der Sonne.

Die Muſelmänner feiern vier große Feſte: den Geburtstag Muhammed's, Oſtern oder Bairam, welcher drei Tage dauert und gegen Ende des Monats Ramazan oder Faſtenmonats fällt, und Kurban-Bairam, welcher drei Monat nach dem Bairamfeſte fällt. Der Ramazan erinnert an die Zeit, wo Muhammed, von ſeinen Feinden verfolgt, genöthigt war, ſich zu verbergen; dieſer Tag iſt dem Faſten geweiht, aber in der Nacht nehmen die Gläubigen ihre Mahlzeit ein, beſuchen ſich und machen ihre Geſchäfte ab. Der Kurban-Bairam iſt das Hauptfeſt; an dieſem ſchlachtet jede Familie einen Hammel; auch ſtattet man ſich Beſuche ab und beſchenkt ſich. Die Muſelmänner wählen dieſe Epoche, um die gefährliche Pilgerfahrt nach Mekka zu unternehmen. Der Koran befiehlt jedem Gläubigen, dieſe Pilgerfahrt einmal in ſeinem Leben zu machen, und nur die wichtigſten Beweggründe können davon freiſprechen. Aber auch in einem ſolchen Falle muß der Gläubige einen Erſatzmann ſtellen. Die auf dieſer Reiſe üblichen Gebräuche ſind wenig bekannt, weil die Muſelmänner ſie den Ungläubigen verheimlichen, indeß iſt es mir doch gelungen, Nachrichten darüber einzuziehen. Alljährlich ziehen mehrere Karavanen aus den verſchiedenen Gegenden des Reiches nach Mekka. Die von Konſtantinopel abgehende überbringt die Geſchenke des Sultans; ſie wird von einem Großbeamten des Reichs geführt. Am Tage vor der Abreiſe begiebt ſich der Sultan mit ſeinem ganzen Hofe nach Skutari und wohnt dem Gebete bei, welches der Groß-Muphti verrichtet. Am folgenden Tage bricht die Karavane auf und ſchlägt den Weg durch Klein-Aſien, Syrien und die Wüſte ein. In einer gewiſſen Entfernung von den heiligen Orten müſſen alle Reiſende abſteigen und den letzten Theil der Reiſe ſogar mit entblößtem Haupte zurücklegen. Indeß kann dieſer Akt der Buße durch zahlreiche Almoſen erſetzt werden. In Mekka angekommen, lagern ſich alle Hadſchi's um die Kaaba unter Zelten und bereiten ſich durch Faſten und Gebete zu dem Feſte vor; die fünf täglichen Gebete ſind hier unerläßlich. Das Prinzip der Brüderſchaft und Gleichheit erhält in Mekka die weiteſte Ausdehnung; alle Pilger gehen wie Brüder mit einander um, und die Bedürftigen werden reichlich mit allem Nothwendigen verſehen. Zur Ehre der Muſelmänner muß man ſagen, daß ſie ihre Allmoſen nicht äußerlich zur Schau tragen; dieſe erniedrigen denjenigen nicht, der ſie empfängt, und machen den nicht ſtolz, der ſie austheilt; ſie ſind eine Pflicht, und die linke Hand weiß nie, was die rechte thut.

Am Tage vor dem Feſte ſchlachtet jedes Familienhaupt einen Hammel vor ſeinem Zelte, es erinnert dies an die Religionen des Alterthums. Sonſt wird das Opfer von Muhammed in keinem anderen Verhältniſſe vorgeſchrieben. Am folgenden Tage wohnen alle Pilger dem Gebete bei, welches in dem Tempel ſtattfindet. Eine unüberſehbare Menge bedeckt die Ebene. Alle Gläubigen knieen in demſelben Augenblicke auf dem Sande der Wüſte nieder. Drei Tage lang verſammeln ſich alle Pilger des Abends bei den drei Brunnen, welche ſich in der Nähe der Kaaba befinden. Jeder faßt einen Stein mit ſeiner rechten Hand und wirft ihn über die linke Schulter in den Brunnen, dem er den Rücken zukehrt. Die Steinvorräthe würden bald erſchöpft und die Brunnen gefüllt ſeyn, wenn die Imams ſie nicht wieder leeren ließen. Die Muſelmänner behaupten freilich, die Engel unterzögen ſich

Digitized by Google

dieſem Geſchäft. Die Kaaba war ein alter Götzentempel, welchen der große Geſetzgeber ſeiner Religion weihte. Aber die fanatiſchen Muſelmänner geben vor, dieſelbe ſey, wie ſie daſteht, vom Himmel herniedergeſtiegen an einer Stelle, welche von Ewigkeit her durch einen ſchwarzen Stein bezeichnet war. Dieſer Stein ſoll derjenige ſein, auf welchem Abraham ſeinen Sohn opfern wollte.

Wenn die Ceremonien des Kurban-Bairam beendet ſind, ziehen alle Pilger nach Medina, dem Geburtsort Muhammed's, dieſelbe nimmt den zweiten Rang unter den heiligen Städten ein; Mekka iſt die erſte, weil ſie das Grabmahl des Propheten enthält. Damaskus iſt die dritte Stadt. Die Muſelmänner behaupten, Chriſtus werde eines Tages durch das Minaret der Moſchee zu Damaskus niederfahren und erklären, Muhammed ſey der größte Prophet. Wenn die Muſelmänner von Mekka zurückkehren, heißen ſie Hadſchis, Pilger. Dieſe Benennung iſt ein wahrer Adelstitel, welcher mit ihrem Namen verbunden wird und ihnen Anſprüche auf die größte Achtung aller Gläubigen giebt.

Aus dem Geſagten darf man noch nicht folgern, daß alle Muſelmänner ihren Kultus mit derſelben Einfachheit ausüben. In den Nächten des Ramazan verſammeln ſich die Fanatiker auf den öffentlichen Plätzen und vor den Moſcheen. Hier exaltiren ſie ſich durch Meditationen, und wenn ſie ſich für hinlänglich begeiſtert halten, fangen ſie an, ſich immer ſchneller von der linken zur rechten Seite zu bewegen; dabei ſtoßen ſie gewaltſam und keuchend die Worte: „Allah au", d. h. „Gott er", aus. Allmälig wird ihr Athem beengter, ihre Züge ziehen ſich zuſammen, ihr Mund ſchäumt; zuweilen werfen ſie auch Blut aus, und ſie halten nicht eher an, als bis ſie erſchöpft und bewußtlos zur Erde niederſinken. Dieſe Fanatiker hatten früher eine große Gewalt über das gemeine Volk, welches ſie für Wunderthäter hielt; jetzt betrachtet man ſie indeß auch ſchon wie gewöhnliche Menſchen. Der Glaube iſt bei den Muſelmännern überhaupt mit dem Aberglauben verbunden; ſie fürchten das böſe Auge, und ſo oft ſie die phyſiſchen oder moraliſchen Eigenſchaften eines Menſchen loben, ſetzen ſie hinzu: „Masch Allah!" Gott ſchütze ihn! Demjenigen, der ſich dieſer Schutzformel nicht bediente, würde man böſe Abſichten unterlegen. Zu demſelben Zwecke hängt man Amulette und farbige Steine Frauen und Kindern an den Kopf, Pferden an den Hals. Die erſteren enthalten Verſe aus dem Koran oder kabaliſtiſche Worte; die Steine ſollen die Aufmerkſamkeit des mit dem böſen Blick Behafteten abziehen. Beim Eintritt des Neumondes ſieht man oft die Muſelmänner auf den Straßen und Spaziergängen ſtehen bleiben, ihre Börſe hervorziehen und das in derſelben enthaltene Geld hin und her bewegen, indem ſie ihre Augen feſt auf den Mond richten. Das heißt ungefähr: Möge mein Reichthum beſtändig zunehmen, wie der Mond alle Tage größer wird.

In dem Sultan verehren die Muſelmänner den Nachfolger, geſetzmäßigen Stellvertreter Muhammed's und den Oberprieſter des Islam. Der Muphti iſt der oberſte Richter und Deuter des Geſetzes; er nimmt den zweiten Rang in der religiöſen Hierarchie ein. Dennoch kann er abgeſetzt werden, und der Herrſcher hat ſogar das Recht über Leben und Tod über ihn. Der Scheriff von Mekka iſt der Oberprieſter der heiligen Oerter. Der Sultan ernennt außerdem drei Groß-Mollah's; der eine hat ſeinen Sitz in Kahira, die beiden anderen verlaſſen Konſtantinopel nicht und theilen ſich in die oberſte Jurisdiction der Europäiſchen und Aſiatiſchen Türkei. Außerdem hat jede Provinz einen Mollah und jede Stadt einen Kadi. Advokaten giebt es in der Türkei nicht, und die Sprache hat nicht einmal einen Namen dafür. Jede Partei ſpricht für ſich ſelbſt; Kläger und Beklagter werden gehört, und der Richter fällt das Urtheil nach dem Koran. Da der Koran das Civil-Geſetzbuch wie das politiſche und religiöſe der Muſelmänner iſt, ſo bekleiden die Richter eine wahrhafte Prieſterwürde, dann kommen die Imams. Dies ſind die Prieſter, welche die Gebete in den Moſcheen verrichten und welche, von den Kadiſchas unterſtützt, die Kinder in den Schulen unterrichten. Die Schulen ſind mit den Moſcheen verbunden.

Die Derwiſche ſind bekanntlich die Muſelmänniſchen Mönche. In dieſem Stande giebt es verſchiedene Abſtufungen: die Heuler, die Tänzer und die Bettler; das charakteriſtiſche Kennzeichen der Heuler und Tänzer iſt ein grauer Filzhut, welcher einem Zuckerhut ähnlich ſieht. Die Derwiſche bewohnen die Teke's oder Klöſter. Jeder hat hier ſeine Zelle. Viele ſind verheirathet; Andere leben im Cölibate. Einige derſelben ſind auch Handwerker oder betreiben Handelsgeſchäfte; Andere beſchäftigen ſich mit den Wiſſenſchaften und der Literatur. Dieſe Klaſſe von Derwiſchen muß man nicht mit den Bettel-Derwiſchen verwechſeln, welche Gott zu dienen glauben, indem ſie in Unwiſſenheit und Müßiggang verharren. Man begegnet dieſen in den Straßen oder auf dem Lande, wo ſie ſich nackt oder mit Lumpen bedeckt, um die Hüften das Fell eines wilden Thieres gewunden, umhertreiben. In der einen Hand halten ſie eine Lanze, in der anderen einen Napf, und von ihrem Rücken hängt ein hölzerner Löffel herab, mit dem ſie das Ungeziefer, das ſie zernagt, abkratzen. Dieſe Derwiſche gehen mit unbedecktem Haupte und kämmen weder ihre Haare noch ihren Bart. Gewöhnlich ſind ſie ſehr friedliebend, aber das unſtäte Leben, welches ſie führen, raubt ihnen nicht ſelten die Vernunft, und dann ſind ſie ſehr gefährlich.

Der Fatalismus bildet bekanntlich einen Beſtandtheil des religiöſen Glaubens der Muſelmänner. „Gott hat's gewollt!" „So ſtand's geſchrieben!" ſind geheiligte Worte bei ihnen, auf die ſich nichts erwiedern läßt. Der letzte Muſelmann zeigt im Unglück mehr Philoſophie als der ſtrengſte Stoiker des Alterthums. Die Peſt verwüſtet jährlich die Türkei. Erwähnt man gegen die Türken die Verwüſtungen derſelben und macht ſie darauf aufmerkſam, daß Europa nicht von dieſer Krankheit heimgeſucht werde, ſo antworten ſie: „Ihr ſeyd Ungläubige und widerſtehet dem Willen Gottes." Oft ſtellen ſie freilich unſeren Klugheits-Entſchlüſſen Argumente entgegen, gegen welche ſich nichts einwenden läßt. Zu mir ſagte einſt ein Türke: „Ihr civiliſirten Menſchen habt kein Erbarmen. Wenn die Peſt Einen der Eurigen erfaßt, ſo ergreift Ihr Alle die Flucht, und der Unglückliche ſieht ſich im Augenblick von ſeiner Familie verlaſſen und fremden Söldlingen preisgegeben. Bei uns iſt der Kranke dagegen beſtändig von den Perſonen umgeben, die ihm theuer ſind, mag er nun ſterben oder leben bleiben." — Die Muſelmänner treiben die Verachtung der Gefahr noch weiter. Wenn ein Peſtkranker ſtirbt, waſchen und bekleiden ihn ſeine Freunde. Wenn ſie mit der Leiche auf dem Kirchhofe anlangen, werfen ſie ihre Taſchentücher auf dieſelbe, laſſen ſie während der ganzen Zeit des Gebets auf derſelben ruhen und ziehen ſie erſt dann zurück, wenn der Sarg in die Erde geſenkt wird.

Nach allem Vorangegangenen wird man wohl leicht glauben, daß die Art des Unterrichts in der Türkei noch viel zu wünſchen übrig läßt. Indeß muß man anerkennen, daß die Elementar-Kenntniſſe ziemlich verbreitet ſind. Mit jeder Moſchee iſt eine Medraſſe, öffentliche Schule, verbunden, an welcher beſoldete Lehrer (Chodſchas) allen Kindern unentgeltlich das Leſen und Schreiben lehren. Außerdem giebt es noch höhere Schulen, wo Unterricht in der Theologie, der Poeſie, der Arabiſchen Literatur, dem Perſiſchen, der Philoſophie des Ariſtoteles und in den Elementen der Geſchichte, der Mathematik und der Geographie ertheilt wird. Die Arzneikunde ſteht in großem Anſehen bei den Türken. Aber die medizíniſchen Bücher ſind ein wirres Gemiſch von Vorſchriften des Hippokrates, des Galenus und der Arabiſchen Aerzte, welche mit Phantaſtereien und lächerlichen Erzählungen reichlich durchwoben ſind. Seit einigen Jahren giebt es zwei mediziniſche Schulen im Orient: eine zu Konſtantinopel und eine zu Kahira. Die erſtere ſteht noch ganz in ihrer Kindheit, die zweite iſt gut organiſirt und in voller Thätigkeit.

Mannigfaltiges.

— Italiäniſche Unterrichts- und Examinations-Methode. Folgender Bericht, den man als Zeitungs-Artikel in Deutſchland kaum glaublich finden wird, iſt deſſenungeachtet ein Haupibeſtandtheil einer der letzten Nummern der Römiſchen Notizie del Giorno (vom 25. April); auch intereſſant als Beiſpiel der Erziehung in den vornehmen Familien. „Den Beiſpielen edler Jünglinge, welche, ihrer erhabenen Geburt und ihrer Reichthümer ungeachtet, den Geiſt mit nützlichen Kenntniſſen zu bereichern ein heilſames Verlangen tragen, reihet ſich die Probe an, welche am 22ſten d. Herr Pio de' Baroni Grazioli in ſeinem Palaſte, in Gegenwart ſeiner theuren Aeltern, denen er ſie darbrachte, und vieler durch Rang und Gelehrſamkeit ausgezeichneten Perſonen, von ſeiner erworbenen Ausbildung ablegte. Dieſer liebenswürdige und fleißige Knabe von 13 Jahren, durch wahrhaft glänzende Fähigkeiten ſo wie durch ſeine frommen Sitten ausgezeichnet, legte unter Leitung des Herrn Abbate Dr. Luigi Lenti, Ehren-Kämmerers Sr. Heiligkeit, zur vollen Zufriedenheit der Anweſenden ſeine Kenntniſſe in der Lateiniſchen, Italiäniſchen und Franzöſiſchen Grammatik dar, zuerſt in den allgemeinen Regeln und Geſetzen derſelben, ſodann auch praktiſch im Aufſagen und Erklären von Stücken aus denjenigen Autoren aller drei Sprachen, in welchen er ſich bisher geübt hat. Mit eben ſo gutem Erfolge beſtand er ein rigoroſes Examen in der Geographie, in welcher ihn der verehrte Herr Jouve tüchtig unterwieſen, in der heiligen und Römiſchen Geſchichte, in der Heraldik, in der Kunde der Ritterorden und in der Mythologie. Er wußte in Allem trefflich Beſcheid, ungeachtet ihm die mannigfaltigſten und abſpringendſten Fragen vorgelegt wurden. Zuletzt, zur Bekrönung des Ganzen, produzirte er ſich in der Muſik, in welcher er ſich des Unterrichts des berühmten Meiſters Herrn Candido Zannotti erfreut, und trug unter lautem Beifall und herzlichem Zurufe der ganzen hohen Verſammlung ſchöne und ſchwere Klavierſtücke allein oder in Geſellſchaft ſeines Meiſters vierhändig vor, ſo wie er auch zum Geſange aus der Partitur begleitete, Alles mit großer Fertigkeit. Die Verſammlung beſtand aus den Eminenzen De Gregorio, Della Porta, Polidori und Giacchi, dem Monſ. Erzbiſchof von Palermo, dem Fürſten Albani, den Ehrw. Generalen der Geſellſchaft Jeſu und der Minoriten u. ſ. w. Zur wohlverdienten Belohnung ſeiner Fortſchritte und dargelegten Kenntniſſe erhielt er als Prämie von ſeinen zärtlichen Aeltern vier ſchöne goldene Medaillen mit paſſenden Inſchriften, welche zu dieſem Zwecke geprägt waren. Dieſe überreichten ihm die obgenannten Kardinäle unter dem lebhafteſten Jubel aller der edeln Herzen, welche dieſe vorzügliche Verſammlung bildeten. Glücklich die Söhne, die Verwandten, die Erzieher, welche einem preiswürdigen Exempel folgen!"

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 60. Berlin, Dienſtag den 21. Mai 1839.

Frankreich.

Deschapelles, der König der Schachſpieler.

Die Engländer ſpielen mehr Schach, als die Franzoſen; aber Letztere haben Schachſpieler aufzuweiſen, mit denen Erſtere ſich nicht vergleichen können. Die Franzoſen hatten immer Spieler von ſolcher Vortrefflichkeit, daß ſie billig in dieſer Hinſicht als Phänomene betrachtet werden können. Was ſie ernſthaft betreiben, darin zeichnen ſie ſich auch aus. Die beſten Aſtronomen, Mathematiker, Chemiker, Tänzer u. ſ. w. ſind Franzoſen — und ſo ſind ſie auch die beſten Schachſpieler.

Das Schachſpiel hob ſich im vorigen Jahrhundert in Europa, ganz beſonders aber in Frankreich. Legalle, Philidor, Bernard, Carlier, Deschapelles machen in der Geſchichte des Schachſpiels Epoche, doch hat Keiner der Vorhergehenden in jeder Art des Spiels eine ſolche Höhe der Kunſt erreicht, als Letzterer, von dem daher billig etwas ausführlicher gehandelt werden kann.

Welcher Schachſpieler kennt Deschapelles nicht? Wo iſt der Jünger dieſer magiſchen Kunſt, der ſeinem ritterlichen Meiſter nicht die größte Ehrerbietung ſchuldig wäre? Doch während Andere ihn bewundern, wollen wir verſuchen, ſeine Ruhmes-Laufbahn zu beſchreiben.

Guillaume Le Breton Deschapelles, jetzt 67 Jahre alt, hat ein ſolches Talent für alle Arten von Spielen, daß er von Allen, ſelbſt von den Engländern, als der vollendetſte Spieler anerkannt wird. In jedem Spiele, welches er nur einigermaßen betreibt, zeichnet er ſich zugleich in einem ſo hohen Grade aus, daß er den erſten Rang einnimmt. So zeigte er ſich im Billard, Brettſpiel, Trikirak und Whiſt eben ſo groß, als im Schach. — Deschapelles zeigte in ſeiner frühen Jugend nicht das eminente Talent, welches ihn ſpäter ſo berühmt machte. Sein Vater war Kammerdiener Ludwig's XVI., und ſein älterer Bruder, ebenfalls dem monarchiſchen Syſteme zugethan, fungirte in derſelben Eigenſchaft am Hofe Karl's X. D. ſelbſt, mehr dem revolutionnairen Geiſte ſeiner Zeit huldigend, entging den Verfolgungen, die ſeine Familie trafen. Als die Pariſer Jugend in ihrer Vaterlandsliebe zu Anfang der Revolution gegen das Ausland die Waffen ergriff, ſchloß er ſich den Vorderreihen derſelben an. Gleich in dem erſten Gefechte hatte er das Unglück, ſeine rechte Hand zu verlieren und ſo bedeutend am Kopfe verwundet zu werden, daß ſeine Geneſung als ein Wunder angeſehen werden kann; denn ſein Geſicht war ſchräg durchhauen. Wir überlaſſen es der Entſcheidung der Phyſiologen, ob die bedeutenden Wunden an ſeinem Kopfe ſeiner Denkkraft und großen Berechnungsgabe förderlich waren. Invalid und ſeiner rechten Hand verluſtig, lebte er in Paris von der Regierung und machte er ſpäter als treuer Kriegs-Kommiſſar die Hauptfeldzüge des Konſulats und des Kaiſerreichs, unter Fouché's beſonderer Protection, mit.

Ich werde ſeine Fähigkeiten in anderen Spielen, außer im Schach, nur ganz kurz erwähnen. Im Trikirak, einem ſehr ſchweren Spiele, iſt anerkannt er der beſte Spieler in Frankreich, wo Trikirak mehr geſpielt wird, als irgend anderswo. — Als Billardſpieler ſteht zwar Deschapelles im Nachtheil, da ihm die rechte Hand fehlt; doch nimmt er als praktiſcher Spieler den dritten Rang ein, und als Kenner gilt er, ſelbſt nach dem Urtheile Eugene's, des Kentfield von Paris jetziger Zeit, als der erſte. Die Art, wie Deschapelles Brettſpiel lernte, iſt intereſſant. Schon ſeit langer Zeit iſt dieſes Spiel in Frankreich im Flor. Während der erſten Franzöſiſchen Revolution verlegten die Spieler ihr Hauptquartier vom Café de Manoury, wo ſie wegen Mangel an Geld nicht bleiben konnten, in ein Entreſol in der Nähe des genannten Café unter der Leitung des berühmten Brettſpielers Chalon, des Verfaſſers einiger merkwürdigen gedruckten Probleme über dies Spiel. Er war Nachfolger von Blonde, Manoury und Anderen aus der „Elite“. Deschapelles kam auf den Einfall, Brettſpiel zu lernen. Er trat in das Sanktum, lernte die Züge und Regeln durch Zuſehen in einer halben Stunde und forderte dann Chalon zum Spiele auf. Schon nach ganz kurzer Zeit ſpielten ſie gleiches Spiel, und Deschapelles gewann. Chalon wünſchte es fortzuſetzen, aber D. lehnte es ab mit den Worten: „Ich habe Ihr Spiel durchſchaut und finde nur wenig Kunſt darin. Früher, als es noch von den Großen geſpielt wurde, mochte man ſich noch eher darin üben. Jetzt iſt es von den Salons in die Antichambres der Bedienten gebracht, und ich ſtelle mich nicht gleich mit Bedienten. Leben Sie wohl; ich werde nie wieder Brettſpiel ſpielen.“

Dieſe großthuende Sprache darf keinesweges als eine Prahlerei angeſehen werden; denn ein Prahler iſt nur der, welcher mit etwas groß thut, was er nicht ausführen kann; er aber durfte dieſes, im Bewußtſeyn ſeiner Ueberlegenheit und ſeiner herkuliſchen Kraft, füglich ſagen. Das Brettſpiel iſt faſt eben ſo ſchwer, als Schach. Dieſes beweiſt der berühmte Schachſpieler Philidor, welcher, ungeachtet aller Anſtrengung, Chalon niemals gleichkam. Dies beſtimmte ihn wahrſcheinlich, ſich auf das Schach zu legen, worin er anfangs, gleich einem Löwen in der Wüſte, ohne Rival herrſchte.

Deschapelles' ausgezeichnete Fertigkeit im Whiſt erhellt vielleicht am beſten aus dem Faktum, daß er in dieſem Spiele mehrere Tauſend Pfd. Sterling gewonnen hat, von deren Intereſſen er jetzt hauptſächlich lebt. Es gewährt einen eigenthümlichen Anblick, den Veteranen die Karten ſammeln, miſchen, ſpielen und in Stiche zuſammennehmen zu ſehen mit ſeiner einen ihm noch gebliebenen linken Hand.

Begabt mit einer ſo außerordentlichen Leichtigkeit, Spiele aufzufaſſen, lernte D. Schach nicht allmälig, ſondern er bemächtigte ſich deſſelben in wenigen Verſuchen. Nach ſeiner eigenen Ausſage ſoll er in vier Tagen dieſes Spiel ganz begriffen haben. „Schon am vierten Tage“, erzählt er, „habe ich mit gleichem Spiel den großen Schachſpieler Bernard, der Philidor gleich zu ſtellen iſt, beſiegt; ſeitdem habe ich weder Fortſchritte noch Rückſchritte gemacht. Die Kunſt des Schachſpiels beſteht für mich nur in einem Punkte, der, wenn andere recht aufgefaßt, ſich immer mir aufs beſte bewährt hat.“ Dieſe ſeine Behauptung fand ihre Rechtfertigung in einem von ihm im Mai 1836 vollbrachten Faktum. D., welcher während eines Intervalls von 15 Jahren kein Schach geſpielt hatte, wollte auf einmal wiſſen, welchen Einfluß dies auf ſeine Spielfähigkeit gehabt hätte. Er ging in den Pariſer Klub und ſpielte mit Herrn von la Bourdonnais jenes ſonderbare Schachſpiel, „das Spiel mit den Bauern“ genannt, wo einer der Spieler ſeine Königin wegnimmt und dafür eine gewiſſe Anzahl Bauern erhält, wobei er von vier Partieen zwei gewann, eine unentſchieden ließ und eine verlor. Um ſeine Kraft auch im gewöhnlichen Schach zu prüfen, beſuchte er in derſelben Woche noch einmal den Klub und ſpielte drei Partieen gewöhnlichen Schachs mit Herrn St. Amand, der bald nachher die beſten Londoner Spieler ſchachmatt machte, und gewann, ungeachtet er ſeinem Gegner einen Bauer und zwei Züge vorgab, eine Partie, verlor eine und ließ eine unentſchieden. Seitdem ſpielte er nicht mehr, zum größten Bedauern ſeiner Schachfreunde. Die Schädellehre findet eine Bekräftigung ihrer Prinzipien in D.'s Stirn, in dem das Calculations-Organ entwickelter iſt, als vielleicht in irgend einem anderen Menſchen. Eine merkliche Höhe iſt auf der Gränze ſeiner rechtwinkligen Stirn ſichtbar, die gleich im erſten Augenblicke die Aufmerkſamkeit der Anhänger des Gallſchen und Spurzheimſchen Syſtems auf ſich zog.

Es muß hier bemerkt werden, daß Deschapelles weder eine Theorie des Schachſpiels ſtudirt, noch irgend ein Buch darüber geleſen hat. Er iſt daher mit den gewöhnlichen Regeln deſſelben gewiſſermaßen unbekannt und muß folglich die rechten Züge in jeder Partie ſpeziell auffinden. Er glaubt, daß Regeln und Schnelligkeit dem Schachſpieler nur zum Nachtheile gereichen. Sein eminentes Talent zeigt ſich am ſichtbarſten, wenn die Stellung ſeiner Steine am ſchlechteſten iſt. Was den Zuſchauern eine cimmeriſche Finſterniß iſt, das iſt ihm ſo klar, wie die Sonne. „Was mich betrifft“, ſagt er, „ſo ſehe ich weder rechts noch links um mich, ich betrachte die Lage der Steine ſo, als hätte ich zwei feindliche Lager zu unterſuchen. Ich ſuche nur meinen Gegner ſchachmatt zu machen et voilà tout.“ — Sobald er ſeine Kraft erkannt hatte, gab er ſofort, ohne Ausnahme, ſeinem Gegner vor, und ſo ſpielte er immer, wenn es nur ſeine Zeit erlaubte, wodurch er die neue Franzöſiſche Schachſpielſchule bildete, aus welcher la Bourdonnais, Mouret und Andere die Ausgezeichnetſten ſind. Als er die Schule ſtark genug fand, es mit Anderen aufzunehmen, zog er ſich zurück.

Digitized by Google

Folgendes Faktum laſſen wir ihn ſelbſt erzählen: „Als ich 1806 mit der Franzöſiſchen Armee nach Berlin kam, führte mich mein Wirth in den berühmten Berliner Schach-Klub. Viele Spieler waren ſchon bereit, mich zu empfangen. Die drei größten Spieler des Klubs waren meine Gegner. Ich erkundigte mich, ob ein Fremder (aus meiner Bekanntſchaft) ſchon früher die Ehre gehabt hätte, eingeführt zu werden; ſie erwiederten ja. Wer hat gewonnen? fragte ich. O! entgegneten ſie, wir waren noch immer die Gewinner. Sehr wohl, ſagte ich, das wird nicht der Fall ſeyn mit mir. Warum? Euer Klub muß jetzt verlieren. Man kann ſich denken, welches Aufſehen dieſe Aeußerung machte. Ein Lärm wie beim Babyloniſchen Thurmbau entſtand, und man hörte ungefähr folgende Worte: Welche Anmaßung! wir wollen ihn ſchon dafür beſtrafen. Ehe das Spiel anfing, mußten wir uns über die Bedingungen vereinigen. Ich erklärte, daß ich nie gleich geſpielt hätte, und bot ihnen einen Bauer und zwei Züge an. Wie hoch ſpielen Sie? fragten ſie mich. Wie hoch Sie wollen, erwiederte ich, von 1 Francs bis zu 100 Louisd'or. Darauf ſagten ſie, ſie ſpielten nie um Geld im Klub. Ich dachte bei mir, wenn das iſt, warum fragt ihr mich? Doch ließ ich das, und die drei beſten Spieler fingen das Spiel mit mir an. Ich erſuchte ſie, ſich unter einander Rath zu ertheilen, und erlaubte jedem der Geſellſchaft, ihnen ſeinen Rath zu geben. Ich mußte aber darein willigen, gleiches Spiel zu haben. Wir zogen hin und her, bis ich endlich die Sache ernſthafter trieb und ihnen beim elften Zuge erklärte, daß ſie nach ſieben Zügen nothwendig matt werden müßten, und das ſetzte ich ihnen aus einander. Ich nahm den Anſchein, als wollte ich weggehen, worauf ſie mich höflichſt und ſehr beſcheiden erſuchten (was mir wohl gefiel), doch noch eine Partie mit ihnen zu verſuchen. Ich ſchlug es nicht aus. Sie fingen an und zogen gleich den Bauer der Königin in das zweite Feld. Die Partie dauerte länger, als das erſte Mal; ich aber gewann wieder. Und ſo mußten ſie mich nothwendig als ihren Meiſter anerkennen. Mehrere Klubiſten, die mir ſpäter begegneten, erſuchten mich, den Klub noch einmal zu beſuchen. Ich willigte ein, mit der Bedingung, daß ſie einen Springer vornehmen müßten, und daß um 100 Louisd'or geſpielt werden ſollte. Sie gingen in dieſe Bedingung, nach einigem Sträuben, ein, und ſo ſpielten wir drei Partieen, von welchen ich zwei gewann und eine unentſchieden ließ."

Vor zwei Jahren erbot Deschapelles ſich, mit jedem Engländer öffentlich im „Palamede", dem Sammelplatze Franzöſiſcher Schach-Spieler, eine Partie um 100 Pfund Sterling zu ſpielen, wobei er einen Bauer und zwei Züge vorgeben wollte. Er erklärte, er müſſe dies ſeiner Ehre halber thun, da ein Engliſches Blatt daran zu zweifeln ſchien, daß er dem Berliner Schach-Klub einen Springer vorgegeben habe. Man nahm dies Anerbieten in England an und bildete zugleich Comité's, um die gehörige Einleitung zu treffen, und ſchon in einer halben Stunde waren durch Subſcription 500 Pfund Sterling zuſammengebracht. Doch ſcheiterte dieſes Unternehmen daran, daß der Londoner Klub verlangte, daß von Seiten Deschapelles' förmlich anerkannt würde, daß er der herausfordernde Theil ſey. Deschapelles will davon nichts mehr wiſſen, weil, wie er behauptet, England ihm noch keinen Gegner namhaft gemacht hätte, und ſo will er die Sache nicht wieder aufs Tapet gebracht haben. (London Mag.)

Die ſieben Saiten der Lyra.

Dramatiſches Gedicht von George Sand.

(Fortſetzung.)

Hans. Ich will verſuchen, mich Eurer Sprache zu bedienen. Wir ſteuern Alle zu dem Werke des Fortſchritts bei, ein Jeder nach ſeinen Fähigkeiten. Jeder von uns gehorcht alſo einem beſonderen Organismus. Aber wir wirken Alle ſo auf einander ein, daß ſich kein Einzelner außerhalb aller Ideenverbindung mit ſeines Gleichen denken läßt, wenn man ſich ihn nicht im Leeren exiſtirend denken will. Wir ſind alſo Alle die Söhne aller Menſchen, die vor uns gelebt haben, und die Brüder aller Menſchen, die mit uns gleichzeitig leben. Wir ſind Alle daſſelbe Fleiſch und derſelbe Geiſt. Doch war es der Wille Gottes, der Mannigfaltigkeit im Gleichartigen zum allgemeinen Geſetz gemacht, daß es eben ſo wenig zwei gleiche Menſchen gäbe, als es nicht zwei gleiche Blätter giebt; ſo theilte er denn das Menſchengeſchlecht in verſchiedene Familien, die wir Typen nennen, und deren Individuen ſich ins Unendliche verlieren. Eine dieſer Familien nennen wir die Gelehrten, eine andere die Krieger, eine dritte die Myſtiker, eine andere die Philoſophen, eine andere die Induſtriellen, eine andere die Verwaltenden und ſo fort. Sie alle ſind nothwendig und ſollen auf gleiche Weiſe zum Fortſchritt des Menſchen in Wohlſtand, Weisheit, Tugend und Eintracht beitragen. Aber es giebt noch eine, welche die Größe und die Vorzüge aller anderen in ſich ſchließt, denn ſie begeiſtert ſich daran, nährt ſich davon, nimmt ſie in ſich auf und geſtaltet ſie neu, um ſie zu erheben, zu verſchönern, ich möchte ſagen zu vergöttlichen, mit einem Wort, ſie bringt ſie einem Jeden nahe und verbreitet ſie über die ganze Welt, denn ihre Sprache iſt Allen verſtändlich. Dies iſt die Familie der Künſtler und der Dichter. Man lebt von ihren Werken und Thaten, man athmet ſie mit allen Sinnen ein, und der kälteſte Geiſt, das herbſte Gemüth bedürfen der Schöpfungen und Glanzgebilde der Kunſt, um zu fühlen, daß das Leben noch etwas Anderes iſt, als eine algebraiſche Gleichung. Und doch behandelt man die Künſtler wie eitle Nebendinge einer überfeinerten Bildung. Der Verſtand hat ihnen das Urtheil geſprochen, und wenn man ihnen noch das Leben läßt, ſo geſchieht es bloß, weil die Weiſen ihrer bedürfen, um mit ihrer Hülfe die Langeweile und den Ueberdruß der Weisheit leichter zu ertragen.

Alb. Hans, Du wirſt bitter. Ich ſehe nicht, daß die Künſtler und Dichter von den Weiſen irgend einer Nation wie Paria's behandelt würden; ich ſehe nicht, daß Elend oder Dunkelheit ihr Erbtheil in der Geſellſchaft wäre. Eine Tänzerin lebt in unſerem Jahrhundert wie eine Kleopatra, während der Philoſoph in Noth und Verlaſſenheit ſein bitteres Kleienbrod ißt.

Hans. Ja, ja, Meiſter, ich gebe das zu. Ich könnte Euch zwar antworten, daß jener Ehrgeizige im Namen der Philoſophie die erſten Staatsämter bekleidet, während jener Künſtler, ein Märtyrer ſeines Genius, im Elend, in Verzweiflung und Niedrigkeit lebt. Aber nicht aus dieſem Geſichtspunkt betrachte ich das Unglück des Dichters. Der ehrgeizige Dichter vermag Alles in der Geſellſchaft, eben ſo wie der ehrgeizige Philoſoph, denn der Eine wie der Andere kann die Wahrheit abſchwören oder verrathen. Auf dem Standpunkt der Betrachtung, zu dem ich mich hier erhebe, ſpreche ich nicht von den geſellſchaftlichen Unbilden, auch nicht von den materiellen Leiden. Ich ſchaue höher hinauf, und die Einzelnen nicht beachtend, ſehe ich nur auf die Geſammtheit des Fortſchritts, den die Poeſie und die Künſte erreichen ſollen. Dieſer Fortſchritt würde ſicherer, ſchneller, herrlicher ſeyn, wenn die Menſchen ſich nicht eigenſinnig jedem kühnen Unternehmen entgegenſtemmten, jede glühende Begeiſterung bei den Dichtern zu unterdrücken ſuchten. Unter den Dichtern verſtehe ich alle wahre Künſtler. Die ganze jetzige Generation hat es darauf angelegt, ſie nur kleine Schritte thun zu laſſen, weil ſie, eitel auf ihren kleinen Verſtand und aufgebläht durch ihre kleine Philoſophie, verlangt, daß man ihre Mittelmäßigkeit berückſichtige und ihr auch nur mittelmäßige Werke zeige. Leute, die nur kleine Handlungen und kleine Gefühle begreifen, haben das Wort Wahrſcheinlichkeit geſchaffen für Alles, was ihrem engen Geiſte und Herzen entſpricht. Und Alles, was darüber hinausgeht, haben ſie in die Kategorie des Unmöglichen und des Ungereimten geworfen. Daher arbeiten alle große Künſtler als Märtyrer der Gegenwart für die Liebe der Nachwelt; beſitzen ſie aber keine hohe Tugend, ſind ſie keine erhabene Schwärmer, ſo begnügen ſie ſich damit, gleich Seiltänzern ihre Zeitgenoſſen zu unterhalten und der Zukunft die Früchte ihres Genius zu entziehen.

Alb. Ei, mein Sohn, Du brichſt, ohne zu wiſſen, jenen ruhmſüchtigen Künſtlern den Stab, die ſich von der Gegenwart losſagen, um in der Zukunft einen ausgezeichneten Platz einzunehmen. Ich begreife dieſe Art von Ehrgeiz; es iſt der raffinirteſte. Aber glaube mir, wenn dieſe Geiſter recht durchdrungen wären von der Wichtigkeit ihrer Sendung auf Erden, wenn eine rechte Sehnſucht nach der Erfüllung des Fortſchritts ſie verzehrte, ſie würden mit ihrem Stolze ſich abfinden und aus Liebe zur Menſchheit thun, was ſie mit Recht für eitle Schätze und geſellſchaftliche Auszeichnung zu thun verſchmähen. Sie würden nicht erröthen, ſich in faßliche Formen einzuengen, ſich zu der gewöhnlichen Generation des Tages herabzulaſſen, eine ihr verſtändliche Sprache zu ſprechen und ihr die großen Wahrheiten der Zukunft mit einem Sauerteig einzuimpfen, der ſich in ihren groben Stoff eindrängen und ſich damit verbinden könnte.

Wilh. Meiſter, Ihr vergeſſet, daß die Kunſt eine Form iſt, nichts Anderes. Erniedrigt man oder beſchränkt man ſie nach dem Gefallen derer, die für das Schöne und Große keinen Sinn haben, ſo iſt es mit der Kunſt zu Ende, weil es dann keine Schönheit und keine Größe der Form mehr gäbe.

Alb. Auch Du, Wilhelm! Wahrlich, ich hätte mir nicht träumen laſſen, daß ich von jungen Künſtlern umgeben ſey; das iſt die ſchärfſte Kritik meiner armen Philoſophie.

Hans. Meiſter, nichts iſt ſchöner als die Philoſophie, aber es giebt noch etwas eben ſo Schönes, und das iſt die Poeſie. Die Poeſie iſt zugleich die Mutter und die Tochter der Weisheit.

Alb. Die Tochter, ja! Sie ſollte es ſich geſagt ſeyn laſſen und nie einen Schritt ohne ihre Mutter thun. Aber daß ſie auch Mutter ſey, dies leugne ich.

Hans. Meiſter, der erſte Menſch, der Gottes Gedanken begriff, war weder ein Mathematiker, noch ein Theolog, noch ein Philoſoph, ſondern ein Dichter.

Alb. Wohl möglich. Der erſte Menſch, der Gottes Gedanken begriff, war noch roh. Sein Geiſt konnte ſich nicht durch die Abſtraction bis zum großen Urgrund erheben. Seine Sinne offenbarten ihm eine der ſeinigen überlegene äußere Gewalt. Sein Geiſt beſtätigte das Urtheil der Sinne und rief es dann nicht mehr an. Die Poeſie ward für immer die Tochter der Weisheit.

Hans. Meiſter, nicht das Urtheil der Sinne war es, welches dem Menſchen das Daſeyn Gottes offenbarte, ſondern der Inſtinkt des Herzens. Die Entzückung der Sinne beim Anblick der Kreatur war nur eine Nebenſache gegen den Aufſchwung der menſchlichen Seele, die, auf der Erde angelangt, ſich ſogleich genöthigt fühlte, zu dichten, zu wünſchen, das Ideal zu lieben. Der Geiſt war noch zu ungeübt für die Feinheiten der Metaphyſik, als daß er ſich hätte anſtrengen ſollen, den Beweis für das Daſeyn Gottes zu führen; die Seele aber war vollendet und mächtig genug, um nach Gott zu verlangen. Sie ahnte und fühlte ihn ſchon längſt, ehe ſie daran dachte, ihn zu definiren. Dieſe Offenbarung, dieſe urſprüngliche Anſchauung, das iſt die Poeſie, die Mutter aller Religion,

Digitized by Google

aller Harmonie, aller Weisheit. Und ſo definire ich, um mich kurz zu faſſen, die Metaphyſik als die Idee Gottes und die Poeſie als das Gefühl Gottes.

Alb. Deine Erklärung mißfällt mir nicht, und ich willige von ganzer Seele ein, daß Du mein Vater ſeyſt, lieber Dichter. Aber ich fordere auch, daß Du es mir beweiſeſt. Sieh zu, belehre mich; befördere in mir die Geburt einer neuen Idee. Nimm Deine Flöte und blaſe mir einen Walzer vor. Wenn mir dabei die Löſung eines der großen Probleme einfällt, die mich beſchäftigen, ſo will ich Dir gern glauben, ich will Dir danken für Deine Predigt und mich, wie unter einer Glückwunſchkarte zum neuen Jahr, Dein auf ewig ergebener und erkenntlicher Sohn nennen.

Hans. Mit der ſchlechten Flöte, die Ihr in der Taſche meines Wamſes entdeckt habt, werde ich freilich den Himmel nicht öffnen. Aber wenn ich nur ein armſeliges Talent beſitze, wenn nur ein kleiner Funken von Poeſie in mir glimmt, ſo liegt die Schuld an Euch, Meiſter, denn Ihr verbannt ja alle Kunſt aus unſeren Studien, und wir müſſen die Violine oder Klarinette ganz heimlich, fern von Eurer Wohnung, in den Schenken ſpielen. Ohne Euer ſtrenges Verbot gegen die Muſik wäre ich vielleicht ein großer Künſtler, ein Dichter, ein Zauberer wie Adelsfreit, und ich könnte dann jetzt ein Wunder thun und Euch bekehren. Und damit wäre gar viel gewonnen, glaubt mir; das Hauptunglück der Poeſie iſt nicht, daß ſie von den Geſchworenen und Aufſehern der ſchönen Künſte verkannt wird, ſondern daß Männer, wie Ihr, Meiſter, nichts von ihr wiſſen wollen; denn wie der große Dichter die Zukunft der Philoſophie, ſo hat auch der große Philoſoph die Zukunft der Poeſie in ſeinen Händen. Ein Staatsmann kann hundert Mißgriffe den Tag über machen und eine Klicke hundert Ränke in der Stunde ſchmieden, die Zukunft der Poeſie wird dadurch nicht weiter leiden, als die Exiſtenz dieſes Staatsmannes oder dieſer Klicke reicht. Wenn aber Albertus irrt, ſo kann die Zukunft der Poeſie vielleicht auf Jahrhunderte die Folgen davon empfinden. Die beſchränkten Köpfe können ſich hinter die Strafloſigkeit zurückziehen; den großen Geiſtern aber iſt es nicht erlaubt, über einen einzigen Punkt der menſchlichen Beſtimmung zu irren.

Alb. Was haſt Du mir nun eigentlich vorzuwerfen? Habe ich nicht ſtets gelehrt, daß die Künſte edle und mächtige Mittel ſeyen, um die Erziehung des Menſchengeſchlechts zu beſchleunigen? Wenn ich die neueren Künſtler verdammte, weil ſie durch ihre ſpöttiſche Leichtfertigkeit oder durch ihren bitteren Skeptizismus einen verderblichen Einfluß auf Euch ausübten, habe ich nicht die großen Dichter der Zukunft, die es ſich zum Ziel ſetzen werden, Hülfsgenoſſen und Verbreiter der Weisheit zu ſeyn, ſtets mit Freuden im Geiſte begrüßt?

Wilh. Ihr glaubt alſo, Meiſter, daß es in der Gegenwart dergleichen Dichter nicht giebt?

Alb. Von den Perſonen will ich nicht ſprechen: ich ſage nur, daß bis jetzt die Poeſie das Räthſel ihrer göttlichen Beſtimmung auf Erden noch nicht gelöſt hat. Einige Erzeugniſſe der Kunſt bewundere ich allerdings, weil ich ſie begreife, weil Jedermann ſie begreifen kann, und weil ſie einen löblichen Zweck haben. — — Ihr lächelt, und ich weiß ſchon, was Ihr ſagen wollt. Die Werke, welche Ihr von mir loben hörtet, ſcheinen Euch gewöhnlich, und ihre Schöpfer verdienen, Eurer Meinung nach, weder Dichter noch Künſtler genannt zu werden. Woher kömmt dies aber? Iſt die Schönheit ein relatives Ding? Iſt ſie das Ergebniß einer Uebereinkunft, und iſt, was der Eine für ſchön hält, es für den Anderen nicht auch?

Hans. Das Schöne iſt unbegränzt; es iſt die Himmelsleiter Jakob's, die ſich in die Wolken verliert; jede Stufe, die man weiter hinanſteigt, läßt uns einen leuchtenderen Glanz um den Gipfel erblicken. Die, welche tief unten ſtehen bleiben, haben nur eine verworrene Vorſtellung von dem, was Andere, höher ſtehende, deutlich ſchauen; und was dieſe ſehen, das begreifen die Anderen nicht und wollen es nicht glauben; denn es giebt verſchiedene Arten, die heilige Leiter zu erklimmen; die Einen klettern langſam und mühſelig mit Füßen und Händen hinan, Andere haben Flügel und gelangen leicht daran empor.

Alb. Mit Deinen ewigen Metaphern! Du meinſt, Ihr Künſtler wäret Adler und wir Logiker nur Laſtthiere. Nun wohlan, wenn das Menſchengeſchlecht aus niedrigen Weſen beſteht und die Dichter durch himmliſche Anſchauung in den Rath Gottes eindringen, ſo mögen ſie ihn uns offenbaren, vor Allem aber ſich verſtändlich machen.

Hans. Sie verkünden ihn Euch durch alle Stimmen der Kunſt und der Poeſie; aber je lauter ſie ihn verkünden, deſto weniger begreift Ihr ſie, denn Ihr verſchließet hartnäckig Euer Ohr. Bis in den Himmel ſind ſie gedrungen, die Geſänge der Engel haben ſie vernommen und in ihrem Innern bewahrt, ſie verdolmetſchen ſie Euch, ſo gut ſie können; aber ihr Ausdruck behält ſtets etwas Erhabenes, das Euch geheimnißvoll erſcheint, weil Euer Weſen ſich ſträubt, die Gränzen des demonſtrirenden Verſtandes zu verlaſſen. Nun wohl, ändert Euer unvollkommenes Weſen durch ernſte Beſchäftigung mit den Werken der Kunſt, durch das Studium der Künſtler ſelbſt und vor Allem durch hingebende, reine Theilnahme an der Entwickelung und am Triumph der Künſte und der Poeſie. Die Philoſophie kann dabei nur gewinnen, denn, ich wiederhole es, ſie iſt eben ſo ſehr die Tochter wie die Mutter der Poeſie, und hättet Ihr nicht die antiken Meiſterwerke des Meißels geſehen, Ihr würdet Plato nimmer verſtanden haben.

Alb. Weil dies wirklich Meiſterwerke ſind. Niemand zweifelt an ihrem Werth; das Schöne iſt alſo für Alle erkennbar.

Hans. Ihr habt ſie geſehen, ohne ſie ganz zu begreifen; da aber ihre Vollkommenheit durch die Bewunderung der vergangenen Jahrhunderte geheiligt war, ſo habt Ihr Euch nicht erſt gefragt, ob das natürliche Gefühl auch richtig ſey, welches Euch ebenfalls dieſe Vollkommenheit offenbarte. Es giebt jedoch auch in den Jahrhunderten, die minder fruchtbar ſind an genialen Geiſtern, ſo Manche, die wohl fähig wären, in die Fußſtapfen eines Phidias zu treten; aber ſie werden verkannt und unterdrückt. Warum? Weil man ſich begnügt hat, einen Blick auf die Werke des Phidias zu werfen, ohne ein näheres Studium derſelben für nöthig zu halten. Da nun die beſtallten Vertheiler von Belohnungen und Auszeichnungen, ihrer Natur und Erziehung nach, meiſt Feinde des Schönen ſind, ſo wäre es, theurer Meiſter, die Pflicht des Logikers, überall das Schöne aufzuſuchen, es zu entdecken, zu verkünden und zu krönen. Indem Ihr gleichgültig daran vorübergeht, thut Ihr den Menſchen eben ſolche Unbill an, als wenn Ihr ein Denkmal der Wiſſenſchaft vermodern ließet. Alle Menſchen durſten nach dem Schönen; aus dieſem Lebensquell muß ihre Seele trinken, wenn ſie nicht untergehen ſoll. Die menſchlichen Organismen ſind aber verſchieden; die Einen ſtreben mit dem Geiſt nach dem Ideal, Andere mit dem Herzen, Andere mit den Sinnen. Wenn Ihr wollt, daß die Organiſation des Menſchen ſich vervollkommnen, daß ſie zu einem wundervollen Gleichgewicht gelangen und das Ideal eben ſo mit dem Geiſt, wie mit dem Herzen und mit den Sinnen faſſen ſoll, ſo unterdrücket doch keine dieſer Eigenſchaften in ihr; denn Ihr dürft nicht hoffen, daß Ihr gleich alle Menſchen auf demſelben Wege werdet zur Wahrheit führen können. Denen, für welche eine Offenbarung der idealen Schönheit nur durch die Sinne möglich iſt, gebet, als Schutzmittel gegen alle Ausſchweifung, die keuſche Nacktheit der Venus von Milo. Sehet Euren Irrthum ein, Ihr Moraliſten, die Ihr Euch mit Scheu von dieſer materiellen Schönheit abwendet, als wäre es ein unzüchtiger Gegenſtand und nur dazu geeignet, die Sinne aufzuregen. Begriffet Ihr die Kunſt, Ihr würdet wiſſen, daß das wahrhaft Schöne immer rein iſt, weil es von der Gottheit ſtammt. Die Einbildungskraft entfernt ſich von der Erde und erhebt ſich zum Himmel, wenn ſie das Werk einer himmliſchen Begeiſterung betrachtet, und ein ſolches Werk iſt das Ideal.

Alb. Mein Sohn, Deine Anſichten über dieſen Punkt ſcheinen mir erwägenswerth. Gewiß, wer ſich dem Streben nach dem Ideal hingiebt, der muß auf alle Weiſe zur Vervollkomnung ſeines eigenen Organismus beitragen. Vielleicht hat die Schwerfälligkeit des meinigen in Sachen der Kunſt mich bisher über viele Dinge im Irrthum erhalten. Doch die Stunde des Unterrichts hat geſchlagen; ohne Zweifel ſind ſchon alle Schüler im Saal; wir wollen ſie nicht warten laſſen. Ein andermal werde ich mit Vergnügen unſer Geſpräch wieder aufnehmen. Nichts iſt mir angenehmer, als von Solchen zu lernen, denen ich gern Alles lehren möchte.

Hans (ihn umarmend und an der Hand faſſend, um mit ihm hinauszugehen). O vortrefflicher Meiſter, Deine Seele iſt wahrhaft groß!

Wilh. Welche ſchlichte Güte!

Karl. Er iſt zwar manchmal etwas eigen, aber man kann doch nicht umhin, ihn von ganzem Herzen zu lieben.

(Wilhelm und Karl folgen.)

Fünfte Scene.

Helene.

Sie ſind fort. Ich will ſchnell die Bücher und Papiere meines guten Meiſters ordnen. O Gott, ich danke Dir, daß Du mir einen ſo edlen Freund gegeben haſt! Könnte ich doch ſeiner ganz würdig werden! Um ſeine Bemühungen für mich zu vergüten, möchte ich ſo gern alle ſeine Wünſche erfüllen und der anſpruchsloſen Eigenliebe Genüge leiſten, deren Befriedigung er darin findet, mich zu unterrichten. Er wünſcht ſo ſehr, mich gelehrt zu ſehen; aber ach! mein Geiſt iſt ſo beſchränkt und mein Gedächtniß ſo ſchwach, daß ich gar keine Fortſchritte machen kann. Die lange Krankheit hat meinen Kopf ſo geſchwächt. Welche ſchmerzliche Mattigkeit beſchleicht mich, wenn ich dieſe großen Bücher öffne. Schon der Geruch des dumpfigen Pergamentes macht mir Kopfweh, und beim Anblick dieſer reihenweis, mit verzweifelter Symmetrie geordneten Schriftzeichen befällt mich ein Schwindel. Der gute Meiſter! Seine Sanftmuth und ſeine Geduld vergrößern nur meine Beſchämung und meine Gewiſſensbiſſe. Ich fühle ſehr wohl, daß ihn meine geringen Fortſchritte betrüben, aber nie bezeigt er mir die geringſte Unzufriedenheit darüber. Geſtern erſt verwechſelte ich Objektivität mit Subjektivität, und dieſe Nacht ſchlief ich über eine Erklärung des Abſoluten ein. Ich träumte, daß ich mich auf einer ſchönen Wieſe befände und dem Geplätſcher eines munteren Baches lauſchte. Mir war, als ſeyen Worte auf ſeinem klaren Grunde geſchrieben, und wie in einem Buche las ich allerhand ſchöne Dinge darin. Ich nahm mir vor, ſie dem Meiſter Albertus zu wiederholen, und ich hoffte, ihn damit recht zufrieden zu ſtellen. Aber als ich erwachte, war mir Alles entſchwunden, ich erinnerte mich nur noch, den Himmel recht rein und blau in einem hellen und ſchnell fließenden Waſſer geſehen zu haben .... Lieber Gott, warum haſt Du mich doch mit einem ſo ſchwachen Verſtande begabt? Jeden Tag ſagt Meiſter Albertus: „Morgen wird es beſſrr gehen"; aber ich bin heute nicht klüger als geſtern .... Doch laßt ſehen, ich will

Digitized by Google

meine Aufgaben recht gewiſſenhaft einſtudiren. (Sie ſetzt ſich an Meiſter Albertus Tiſch und ſchlägt ein Buch auf.) Ich will verſuchen, Alles auswendig zu lernen, denn ich verſtehe durchaus nichts davon. — Wenn er mir die Sachen ſelbſt erklärt, ſo begreife ich ſie; aber dieſe alten Folianten tödten mich. — Was für barbariſche Worte das ſind!.... Ach die Nachtigall!.... (Sie läuft ans Fenſter.) Nein, es iſt ein Hänſling, welch' lieblicher Ton!.... O, welch' reizender Schlag! Armes Thierchen, du haſt gar nichts gelernt, und doch verſtehſt du mehr als ich.... (Sie läßt das Buch fallen.) Wie die Sonne ſchon warm ſcheint.... Wie ein goldener Strom ergießt ſie ſich hier hinein!.... Ich möchte wohl einen Strauß ſchöner Blumen ſammeln und Meiſter Albertus Zimmer damit ſchmücken. Er wird dann ſagen: „Ei, Du dachteſt an mich, liebe Kleine?“.... Und obgleich er ſich nicht viel aus Blumen macht, ſo wirft er doch einen Blick darauf und ſagt: „Das iſt ja recht hübſch“; aber er findet es albern von mir, daß ich mit ſo viel Luſt ein Maiblumen-Stengelchen betrachten kann. Nein, nein, ich will ihm lieber keine Blumen zu ſehen geben, denn geſtern ſprach er davon, er wolle mir einen Lehrer der Botanik halten.... O Himmel, wenn ich alle eure Namen Griechiſch und Lateiniſch lernen müßte, ihr armen Kleinen, ſo würde ich euch bald nicht mehr ſo zärtlich lieben!.... Ach! die Sonne! Wie das ſchön iſt! Und der Morgenwind! Ei! guten Tag, liebe Schwalbe! laß dich nicht ſtören, vollende immer dein Neſt am Fenſter. O, ich will dir ja gern bei der Arbeit nicht mehr zuſehen, wenn dich das einſchüchtert.... Wie niedlich ſind deine kleinen Füße! — doch ich muß das Fenſter ſchließen und den Vorhang herablaſſen, denn Meiſter Albertus liebt die Tageshelle nicht. Seine Augen ſind durch die Nachtarbeiten ſchon zu geſchwächt!.... Es iſt doch ſchade, daß ich nicht die Sonne auf die Bücherreihen der Bibliothek ſoll ſcheinen ſehen. Ich will zu meiner Unterhaltung die Lyra betrachten, aber ſie nicht anrühren. Mein Vater gerieth außer ſich vor Aerger, wenn ich mich derſelben nur näherte. Armer Vater!.... Dabei gehen mir recht viele Dinge wirr im Kopfe umher.... recht viel traurige Dinge!.... Ich will nicht mehr daran denken. (Sie trocknet eine Thräne.)

(Mephiſtopheles tritt in Geſtalt eines alten Juden in das Zimmer.)

(Fortſetzung folgt.)

Türkei.

Oeffentliches und Privatleben in der Türkei.

VII. Ethnographiſche Verſchiedenheiten.

Vorſtehende allgemeine Bemerkungen über das Türkiſche Leben würden unvollſtändig ſeyn, wenn nicht die Modification derſelben durch die Verſchiedenheit der Oerter und der Racen wenigſtens berührt würden. Im Allgemeinen kann man ſagen, daß die Sitten der Regierten in der Türkei weit weniger verderbt ſind, als die der Regierenden, eine Erſcheinung, die ſich ganz natürlich aus dem Urſprunge der Gewalthaber erklärt.

Was die Verſchiedenheit der Racen betrifft, ſo giebt es deren zwei in den Provinzen, welche noch der Türkiſchen Herrſchaft in Europa unterworfen ſind: die Slaviſche und die Albaneſiſche. Die Albaneſen ſind Slaviſchen Urſprunges, aber es fließt auch viel Griechiſches Blut in ihren Adern; die Bulgaren und Bosnier ſind reine Slaven. Die Albaneſen verdanken ihre Unabhängigkeit, die ſie lange bewahrt haben, eben ſo ſehr den ſchützenden Bergen und dem anſpülenden Meere, wie ihrer halbgriechiſchen Abſtammung. Wären die Albaneſer nicht in Chriſten und Muſelmänner getheilt, ſo würden die Türken vielleicht nie ihre Herrſchaft hier begründet haben. Aber der Haß der beiden Parteien, den die Politik der Divans geſchickt benutzte, iſt der Pforte immer zu Hülfe gekommen, wenn eine der beiden Parteien ſich zu empören drohte. Die Muſelmänner in Epirus und Theſſalien ſind tapfer, liſtig, undisziplinirt, und obgleich ſie Feinde des chriſtlichen Namens ſind, hegen ſie doch keine große Verehrung für die Muhammedaniſche Religion. Daher müſſen die Paſcha's, welche dieſe Provinzen verwalten, dieſelben ſehr ſchonen, wenn nicht überall Aufſtände ausbrechen ſollen.

Die Bulgaren und Bosnier ſind fanatiſcher und eiferſüchtiger auf ihre Privilegien als alle andere Muſelmänner; ſie widerſtreben am meiſten den Reformen. Vom Meere getrennt, durch hohe Berge abgeſchloſſen und ohne alle Beziehung zu den Europäern nähren ſie einen tiefen Haß gegen ihre Nachbarn, die Oeſtereicher. In ihrem Glauben zeigen ſie die Unduldſamkeit der Neubekehrten und in ihren politiſchen Anſichten die Hartnäckigkeit der Slaven. Die Muſelmänniſchen Bulgaren begegnen ihren chriſtlichen Landsleuten mit Verachtung und Grauſamkeit. Sie hängen an ihren Gewohnheiten und an ihrem National-Koſtüm, und nur mit vieler Mühe hat der Sultan die militairiſche Reform bei ihnen durchſetzen können.

Die Türken in Konſtantinopel, in Smyrna und auf den Inſeln des Archipelagus verdanken ihren Beziehungen zu den Europäern und der Vermiſchung der Racen die Schönheit ihrer Züge, die Feinheit ihres Benehmens und die Milde ihrer religiöſen Anſichten. In dieſen Gegenden wird das Land faſt ausſchließlich von den Griechen bebaut, und die Maſſe des Türkiſchen Volks beſchäftigt ſich vorzüglich mit dem Handel und den Handwerken. Der Türkiſche Handwerker iſt allerdings ein Muſter von Redlichkeit, aber dem Kaufmann iſt die Liſt nicht unbekannt, und wenn man die ſprüchwörtliche Ehrlichkeit der Muſelmänniſchen Kaufleute kennen lernen will, muß man nach Klein-Aſien gehen. Dieſe einfachen und ſtark gebauten Menſchen, welche von Aidin, Koniah und Caeſarea nach Smyrna ſtrömen, erkennt man leicht für Turkomannen. Sie haben die Heiligkeit des Worts und unbefleckte Sitten bewahrt; ſtatt jedes Kauf-Kontrakts dient bei ihnen ein Handſchlag. Kaum haben ſie ihr Geld erhalten, ſo eilen ſie auch in die Armeniſchen Läden, in denen ſie im vorigen Jahre ihre Einkäufe gemacht haben, um ihre Rechnungen zu berichtigen. Wer ſind ſie? man weiß es nicht; woher kommen ſie? man weiß es eben ſo wenig. Sie ſtellen keinen Schein aus, bei ihren Einkäufen iſt kein Zeuge zugegen, aber für ſie ſind auch alle dieſe Förmlichkeiten überflüſſig. So lange die Anatolier ſich auf den Märkten von Smyrna mit Waaren verſehen, haben ſie die Geſchäfte ſo betrieben und immer Kredit gefunden. Der Reiſende, welcher Anatolien durchſtreift, muß das gegenſeitige Vertrauen, welches hier herrſcht, bewundern. Die Waaren werden auf den Straßen ausgelegt, die Magazine haben keine Schlöſſer, und kaum macht man die Thüren der Häuſer zu. Der Fremde, wer er auch ſey, kann überall auf die Gaſtfreundſchaft der Bewohner rechnen, und der Name eines Muſſafir, Reiſenden, giebt durchweg Anſpruch auf eine freundliche Aufnahme. Die Frauen haben in Klein-Aſien weniger Freiheit als in Konſtantinopel und in den Seeſtädten.

Eine große Zahl nomadiſcher Stämme iſt in den Ebenen und Thälern Klein-Aſiens verbreitet; ſie heißen Yuruken und ſind Turkomaniſchen Urſprungs. Dieſe Völkerſchaften leben unter Zelten und bauen die Erde, wo ſie anhalten. Auch ziehen ſie Vieh, weben Teppiche, liefern den Karavanen Kameele und handeln mit Kohlen und Brettern. Die Yuruken haben die Tugenden und Laſter ihrer Lebensweiſe. Sie ſind einfach, nüchtern, gaſtfrei, arbeitſam, aber auch zum Diebſtahl geneigt. Die Frauen der Yuruken gehen mit unverſchleiertem Geſichte und genießen die unbeſchränkteſte Freiheit, aber ſie arbeiten nicht minder als die Männer. Wie die Beduinen Arabiens ſind die Yuruken Muſelmänner, aber wie dieſe haben auch ſie faſt gar keine äußerliche Religion.

Die Zeibeken zeichnen ſich unter den Völkerſchaften Klein-Aſiens durch die Originalität ihres Charakters und die Seltſamkeit ihres Koſtüms aus. Die ganze Haltung dieſer ſtolzen Bergbewohner trägt den Ausdruck des Muthes und der Selbſtſtändigkeit. Zur Zeit der Dere-Bey's waren ſie wegen ihrer Tapferkeit berühmt und bildeten die Ehrengarde dieſer mächtigen Lehnsträger. Der Divan in Konſtantinopel bemühte ſich, ihre Macht zu brechen, als er den Kampf mit den Dere-Bey's begann, und an dem Tage, wo er über die Ciapan-Oglu, die Karasman-Oglu, die Dawas-Oglu obſiegte, wurden auch die Vorrechte ihrer Bundesgenoſſen aufgehoben. Die Zeibeken verſuchten zwar einen Aufſtand, mußten ſich aber doch der Pforte unterwerfen. Dieſes kriegeriſche Geſchlecht hatte mehrere Jahrhunderte hindurch die Muſelmänniſche Ritterſchaft in Klein-Aſien vertreten. Tapfer im Kriege, gaſtfreundlich im Frieden, rückten ſie mit der Flinte und der Mandoline in den Kampf. Morgens befeuerten ſie ihren Muth durch kriegeriſche Geſänge, Abends wiegten ſie ſich durch Liebeslieder in den Schlaf. Wo ſind dieſe ritterlichen Bergbewohner hingekommen? Sie ſind ausgewandert, zerſtreut, unter die Polizei-Wache geſteckt. Oefter bin ich in ihre Wachtſtuben getreten und habe ihren eintönigen Klagegeſängen zugehört. Die Freiheit thront nicht mehr auf ihren Stirnen, und ihre rieſenhaften Geſtalten richten ſich nicht mehr ſtolz in die Höhe, aber ihr vergangener Ruhm bricht noch in den National-Geſängen hervor.

Dr. B. Morpurgo.

Mannigfaltiges.

— Lady Bulwer. Der polemiſche Roman, den dieſe Dame kürzlich unter dem Titel „Cheveley, oder der Mann von Ehre“ herausgegeben, hat eine witzige Gegenſchrift in Verſen veranlaßt, die natürlich „Lady Cheveley, oder die Frau von Ehre“ heißt. Lady Bulwer und der neue Mägdekrieg, den ſie und ihre Franzöſiſchen Kampfgenoſſinnen jetzt gegen die Männerwelt führen, werden darin mit den Waffen des Spottes und der Satire gegeißelt. Man glaube indeſſen nicht, daß Sir Edward Lytton Bulwer der Verfaſſer dieſes Gedichtes ſey; dieſer wird ſich wohl auf andere Weiſe zu revanchiren ſuchen.

— Londoner Kunſt-Ausſtellung. Eine ſolche findet jetzt wieder in dem Lokale der „Geſellſchaft der Maler in Waſſerfarben“ ſtatt. Unter den 400 Bildern, die dort aufgeſtellt ſind, zeichnen Engliſche Kritiker zwei aus, die von einer Deutſchen Dame, Miſtreß Seiffahrt, herrühren. Das eine ſtellt ein Deutſches Mädchen vor, die mit ihrer alten Dienerin aus der Kirche kommt, und das andere gewährt einen „Einblick in den Schloßgarten von Charlottenburg“. Auf dem letztgedachten Bilde ziehen beſonders einige Gruppen Preußiſchen Militairs die Aufmerkſamkeit der Engliſchen Zuſchauer an.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 61. Berlin, Mittwoch den 22. Mai 1839.

Italien.

Aus dem Leben des Komponiſten Ferrari *).

Ferrari war zu ſeiner Zeit ein Komponiſt von großem Rufe. So vergänglich iſt der kurze Frühling, den wir Mode nennen! Ja, die Abbé's und die Schönheiten der alten Franzöſiſchen Schule ſangen Ferrari's Melodieen: in Verſailles und in Trianon wurde ſein Talent immer anerkannt. Den Grund zu ſeiner Berühmtheit legte er damit, daß er eine poetiſche Erzählung von Abbé Garron in Muſik ſetzte. Dieſe Erzählung, deren Anfangsworte alſo lauteten: „Quand l'Amour naquit à Cythère", ſtellt den Liebesgott dar, wie er, von der Unſchuld geſäugt, aber von der Sinnlichkeit mit allzu vielen ſüßen Leckereien geſpeiſt, in den Armen der Letzteren endlich ſeinen Geiſt ausgiebt. Die Pariſer Damen fanden an Ferrari's Compoſition ſo großen Geſchmack, daß ſein unerſchöpftes Lob von ihren Lippen floß. Alle Zirkel ſtanden ihm offen; ſein Unterricht wurde ſehr gut honorirt, und da er ein harmloſer und nicht gar ſchwer zu befriedigender Mann war, ſo überließ er dem großen Gluck und deſſen würdigem Mitbewerber Piccini von Herzen gern alle Qualen und alle Triumphe des Genie's. Später beſuchte der junge Mann, ein geborner Tyroler, Neapel, wo er ſeine Lieblingsſpeiſe, die Maccaroni, an der Seite des großen, guten und biederen Paeſiello verzehrte, der, als echter Neapolitaner, nur die Freuden des Augenblicks kannte und weder mit Hoffnungen noch mit Befürchtungen ſich plagte. Mochte der Veſuv die Stadt Neapel in ſeiner glühenden Aſche zu begraben drohen — Paeſiello nahm wenig Notiz davon; er war zufrieden und glücklich, wenn die Abende in geſelliger Luſt vergingen, wenn die Kunſt mit ihrem Zauber nicht geizte und die vaterländiſche Sonne mit ihrer Wärme ſein ganzes Weſen durchdrang. Ferrari fühlte ſich in der Geſellſchaft Paeſiello's, ſeiner Gattin, des Veſuv, der reizenden Sängerinnen von Neapel, des ewig heiteren Himmels und kryſtallhellen Meeres und der immer frohſinnigen Bewohner ſehr behaglich. Unter anderen guten Dingen mundeten ihm beſonders der edle Malaga, der Punſch à l'Anglaise und die köſtlichen von Signora Paeſiello gebackenen Torten. Je mehr der Veſuv wüthete, deſto pikanter waren die Leckereien, die auf den Tiſch des großen Muſikers kamen. Das hehre Geläute von jedem Glockenthurm, die Prozeſſionen längs der Küſte, die vor den Bildern der Jungfrau angezündeten Lampen, die Stille des Meeres, das Schweigen auf der Erde, das Verſchwinden der Sterne und die Flammenblitze des Veſuv — lauter Gegenſtände des Staunens oder Schreckens für Ferrari, machten keinen Eindruck auf das ruhige Gemüth Paeſiello's, der in ſeiner kleinen, dem Vulkane gegenüberliegenden Studirſtube ruhig ſaß und ſeine „Antigone" komponirte, während der Dampf von Weihrauch und Myrrhen aus jeder Straße emporwallte, Guitarren, Tambourin's und Mandolinen aus jedem Winkel erklangen und Gruppen von Tänzern unter jedem Portiko durch einander hüpften.

Zu Neapel lernte Ferrari die Venus des 18ten Jahrhunderts, die liebenswürdige Lady Hamilton, und den gefeierten Ritter Acton kennen. Er ſchritt über die Lava-Felder des Veſuv in Begleitung der drei Schweſtern Coſellini — Konſtantine, Annette und Roſine — von denen, wie er ſelbſt bemerkt, die Eine immer reizender war, als die Andere. „Ich hätte — ſo ſagt er — dieſe zauberiſchen Mädchen auf den erſten Blick heirathen können, vor Allem aber die vierte Schweſter Celeſte Coſellini, und alle vier zugleich, wär' ich ein Muhammedaner geweſen." Die ſchöne Lady Hamilton machte jedoch den tiefſten Eindruck auf ſein Herz, und oft ſtimmte er ein, wenn die Lazzaroni beim Anblick dieſer Engländerin ausriefen: „Sie iſt die heilige Jungfrau ſelbſt! che bella!" Ferrari lernte nicht viel, und Paeſiello, der ohne Zweifel bemerkte, daß ſein Schüler nicht die Beſtimmung hatte, ein Genie zu werden, traktirte ihn zum Erſatze dafür deſto liberaler mit Maccaroni und Punſch à l'Anglaise. Unſer junger Tyroler wünſchte aber, größere Fortſchritte zu machen, und wendete ſich deshalb an einen alten Lazzarone-Muſikus, Namens Latilla, der ſeinen Mitbürgern für jede Lection einen Carolin abnahm, von den meiſten Fremden zwei und von den Engländern drei Carolin ſich bezahlen ließ. Ferrari bot ihm zwei Carolin; aber der Lazzarone ſchüttelte den Kopf. „Tiroleſe" (Tyroler), ſo ſprach er, „reimt auf Ingleſe (Engländer), und darum müßt Ihr drei Carolin bezahlen." Dieſer Latilla beſaß, obgleich er Lazzarone war, einen tiefen Blick in das Reich der Tonkunſt. Als ihm Ferrari eines Tages eine Fuge in einem Mozartiſchen Quartette zeigte, rief er, mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlagend: „Aha! da iſt etwas Neues drin." — „Wie ſo?" fragte Ferrari; „Paeſiello behauptet, in der Muſik ſey gar nichts Neues zu finden." — „Das mag in gewiſſem Verſtande wahr ſeyn", verſetzte der alte Lazzarone; „allein ich nehme drei Arten Muſik an: die nachahmende Muſik, dergleichen wir Alle komponiren, ſo lange wir jung ſind und unter dem Einfluſſe irgend eines bewunderten Vorbildes ſtehen, — die Muſik des Ausdrucks, vermittelſt welcher wir Ideen und Gefühle, die uns Allen gemein ſind, muſikaliſch zu machen ſtreben, — und endlich die wahrhafte Original-Muſik, die Frucht des gebornen Genie's, welche ganz Neues zu Tage fördert." — „Aber Mozart iſt ja ſelbſt noch jung." — „Freilich iſt er das, aber ſeine Feder iſt alt, und ich prophezeie, daß dieſer kleine Mann mit der Zeit ein Attila unter den Komponiſten werden wird."

Der berühmte Poſauniſt Mariotti beſuchte Neapel, nachdem er in Rom den Päpſtlichen Segen empfangen hatte. Der König wünſchte ihn zu hören. Mariotti war von ſehr reizbarem Nerven-Syſtem; das Bild des Papſtes, der ihn vor wenigen Tagen geſegnet, hatte ſich ſeiner Phantaſie tief eingeprägt. Er blies ſein erſtes Stück mit einiger Schüchternheit, das zweite beſſer, das dritte aber ſo energiſch und ausdrucksvoll, daß der König von ſeinem Sitze ſich erhob und, ſeine Hand auf die Schulter des Virtuoſen legend, ſagte: „Mariotto, Ihr ſollt von Stund' an der erſte Trombone (Poſauniſt) meiner Kapelle und meines Theaters San Carlo ſeyn!" — „„Heiligſter Vater!"" verſetzte der beſtürzte Mariotti; „„ich danke Eurer Heiligkeit!"" — „Meiner Heiligkeit?! Haha!" lachte der König; „Frau Gemahlin, tretet doch näher und ſchaut den verrückten Bologneſer, der mich zum Papſte gemacht hat — Hahaha!"

Zu den vornehmen Dilettanten, mit denen Ferrari in Neapel ſich befreundete, gehörte auch der Ruſſiſche Graf Skawronski, der unſerem armen Tyroler beim Trinken ſo vielen Beſcheid that, daß er ihn faſt an den Rand des Grabes brachte. Skawronski hatte die Caprice, nur muſikaliſche Leute in ſeinen Dienſt zu nehmen. Eines Tages ſchickte ihm eine Ruſſiſche Fürſtin einen Bedienten, den ſie angelegentlichſt ſeinem Dienſte empfahl. Der Graf phantaſirte eben mit großer Selbſtgefälligkeit am Pianoforte, während Ferrari, der ihm zur Seite ſaß, von Zeit zu Zeit „Bravo!" rief. Als nun das ſchutzbefohlene Subjekt vor ihm daſtand, begann er, immer fortklimpernd, ihn auszufragen: — „Wie heißt Du, mein Freund?" — „„Bartholomäus, wenn Eure Excellenz erlauben."" — „Verſtehſt Du etwas von Muſik?" — „„Nein, Eure Excellenz."" — „Du kannſt aber doch wohl ein Bischen auf der Violine ſpielen?" — „„Nein, Eure Excellenz."" — „Oder auf dem Violoncell?" — „„Mit Nichten, Excellenz."" Der Graf wurde ungeduldig, fuhr in ſeinen Modulationen fort und trällerte dabei, ohne den Bedienten anzuſehen: „Herr Bartholomäus iſt ein dummes Thier; er ſchere ſich ſchleunig fort von hier." Aber Bartholomäus verlor die Faſſung nicht und antwortete in derſelben Melodie: „Sehr wohl; wenn der Herr mich verſchmäht, ſo ſeh' ich zu, wie's mit Anderen geht." Dem Grafen machte die Geiſtesgegenwart des Mannes ſo viel Spaß, daß er Bartholomäus ſogleich in die Liſte ſeiner Diener eintragen ließ.

Im Jahre 1787 wurde Ferrari in Verſailles eingeführt, wo er der Königlichen Meſſe beiwohnte. Madame Campan übernahm es, ihn der Königin vorzuſtellen; um aber ſteife Förmlichkeiten zu vermeiden, richtete ſie es ſo ein, daß die Königin den Muſiker, als wär' es zufällig, auf ihrem eigenen Zimmer traf. Ferrari ſaß eben am Pianoforte, als Marie Antoinette eintrat; er wurde ihr vorgeſtellt und mußte ſie zu einigen Liedern aus der Oper: „le Roi Théodore" akkompagniren. „Ihr Schützling", ſagte die Königin zu Madame Campan, „iſt ein vortrefflicher Muſiker; allein er hat den Fehler der meiſten jungen Leute — ſein Zeitmaß iſt immer etwas zu raſch." Da verſetzte Ferrari: „Halten zu Gnaden, Eure Majeſtät, Ihr Zeitmaß iſt zu langſam geweſen; und ich möchte für alles Geld in der Welt die Muſik meines

*) Life of Ferrari, the Composer. London, 1839.

Digitized by Google

Lehrers Paeſiello nicht verderben, um Ihre Allerhöchſte Caprice zu befriedigen.“

Im Jahre 1790 reiſte Ferrari nach London, wo er eben ſo viel Geld und Beifall ärndtete, wie in Paris. Er komponirte Romanzen und Appoggiatura's, und ſeine Taſchen waren bald mit Engliſchen Guineen gefüllt. Von England aus beſuchte Ferrari auch einmal ſeine Heimat, das Italiäniſche Tyrol, und brachte allerlei kurzweilige Anekdoten mit, von denen die folgende als Probe dienen mag. — „An einem kalten Dezember-Abende legte ſich ein Tyroler Bauer faſt nackt an ſeine weitgeöffneten Fenſter. „Wos ſchoffſt dann, Peter?“ rief ihm ein vorübergehender Nachbar zu. — „„„I will mi heiſcher moche!“““ — „Worum dann, biſch verruckt?“ — „„„Neh, Jörg, i duh das, weil i z'morge Baß plärre will in der Meß!“““

Ferrari's letzte Speculation waren zwei kleine Bände voll Anekdoten, die er in ſeinem Gedächtniß aufgeſpeichert hatte. Die meiſten Muſiker und Dilettanten der letzten vierzig Jahre ſpielen in dieſen Bändchen eine Rolle; und gewiß hat der harmlos-gemüthliche Verfaſſer die muſikaliſche Welt von Rom, Neapel und London treffender charakteriſirt, als mancher gelehrte pedantiſche Kunſt-Kritiker in ſeinen muſikaliſchen Diſſertationen.

F r a n k r e i c h.

Die ſieben Saiten der Lyra.

Dramatiſches Gedicht von George Sand.

(Fortſetzung.)

S e c h ſ t e S c e n e.

M e p h i ſ t o p h e l e s (in Geſtalt eines alten Juden), **H e l e n e.**

M e p h i ſ t o p h e l e s (leiſe). Nun ſchnell, ich muß Sorge tragen, ſie zu zerſtreuen, denn ſobald ſie die Leier berührt, iſt ſie für uns verloren. (Laut.) Um Verzeihung, ſchönes Fräulein, daß ich ſo ohne Eure Erlaubniß eintrete; ich glaubte Meiſter Albertus hier zu finden.

H e l e n e (beiſeit). Was für ein abſcheulicher alter Mann! (Laut). Was ſteht zu Euren Dienſten, mein Herr? Meiſter Albertus hält ſeine Vorleſung.

M e p h. Erinnert Ihr Euch meiner nicht mehr, mein ſchönes Fräulein? Als Ihr noch ganz klein waret, hatte ich oft die Ehre, Euch zu ſehen; ich ſtand in genauer Verbindung mit Eurem werthen Herrn Vater. Hörtet Ihr ihn nicht zuweilen von Jonathas Taer ſprechen?

H e l. O freilich, mein Herr. Er machte viel Geſchäfte mit Euch. Ihr ſeyd Kunſthändler, nicht wahr?

M e p h. Ganz recht. Ich ſehe, Ihr habt ein eben ſo gutes Gedächtniß, wie Ihr ſchön und anmuthig ſeyd.

H e l. Schmeicheleien ſind mir zuwider, lieber Herr, und ich verſichere Euch, daß ich um meines Gedächtniſſes willen gar keine verdiene.

M e p h. Und doch erinnert Ihr Euch ſicher noch des letzten Klaviers, das ich Eurem Vater verſchaffte.

H e l. Ja, leider, lieber Herr! Ich fing an zu ſpielen, aber ſchon nach drei Tagen wurde ich krank; mein Vater ließ es aus meinem Zimmer forttragen und verabſchiedete meinen Muſiklehrer.

M e p h. Er that daran ſehr wohl. Bei Eurer zarten Körperbeſchaffenheit würde Euch die Muſik getödtet haben. Doch erlaubt mir, Euch den Grund meines heutigen Beſuchs vorzutragen. Ich möchte einen Handel mit Euch ſchließen.

H e l. Mit mir, lieber Herr? Kommt gefälligſt nach Meiſter Albertus' Vorleſung wieder, er iſt mein Vormund.

M e p h. Ich ziehe es vor, mit Euch darüber zu ſprechen, weil die Sache nur Euch betrifft. Ich will Euch Eure Erbſchaft abkaufen.

H e l. Ihr ſcherzt, lieber Herr. Ich beſitze keine Erbſchaft. Mein armer Vater ſtarb ganz verarmt. Alle ſeine Schulden wurden bezahlt, und mir blieb auch nicht das Geringſte übrig.

M e p h. Das iſt ſehr traurig!

H e l. O! ich verſichere Euch, daß es mir ganz gleich iſt.

M e p h. Das kann ich nicht ſagen; ich bin bei dieſem Bankerott ſehr ſchlimm davongekommen.

H e l. Es war kein Bankerott; der Nachlaß meines Vaters reichte zur Deckung ſeiner Schulden aus.

M e p h. Wenn das iſt, ſo erſuche ich Euren Vormund, doch eine kleine Schuld von 5000 Zwanzigern abzumachen, worüber ich den Schein bei mir trage und die mir nicht ausgezahlt wurde.

H e l. Gerechter Gott! Was iſt da zu machen? Mir blieb nichts übrig! Laßt mir Zeit, lieber Herr, ich will arbeiten.

M e p h. Ihr arbeiten! Und was verſteht Ihr denn, mein. ſchönes Kind?

H e l. Leider, nichts! Aber ich will etwas lernen, ich werde all' meinen Muth ſammeln. O, jetzt ſehe ich den Werth einer guten Erziehung ein!

M e p h. (ſpöttelnd). Ihr wollt Philoſophie erlernen ..... nicht? Wißt Ihr, was die Philoſophie einbringt? Augenweh und Gicht.

H e l. Ihr ſeyd ſehr grauſam, mein Herr!

M e p h. Nicht ſo ſehr, als es Euch ſcheint, mein liebes Kind; denn ich will Euch, wie ich vorhin erwähnte, ein Geſchäft vorſchlagen. Ihr ſeyd im Beſitz einer Erbſchaft, was Ihr auch dagegen ſagt; außer Euren ſchönen Augen und Eurem ſchmucken Leibe, die ſchon einen hübſchen Handelsfonds abgeben können ....

H e l. Verſchont mich mit Euren Scherzen, Herr, ich bitte Euch. Ich bin nicht heiter geſtimmt.

M e p h. Worüber erzürnet Ihr Euch? Da Ihr ſo hübſch ſeyd, kann ſich ja eine gute vortheilhafte Heirath für Euch finden. Doch laßt uns zur Sache kommen; außer Eurer Schönheit und Euren ſiebzehn Jahren, beſitzt Ihr noch die Adelsfreitſche Lyra; es iſt ein koſtbares Inſtrument, obgleich es ſich in einem ſehr ſchlechten Zuſtande befindet. Ich mache mich anheiſchig, ſie nach einigen Ausbeſſerungen für 6000 Zwanziger zu verkaufen. Ueberlaßt ſie mir, ich zerreiße dann den Schuldſchein Eures Vaters und zahle Euch noch 1000 Zwanziger für Eure Toiletten-Ausgaben, mit denen es ſehr ſchlecht beſtellt zu ſeyn ſcheint.

H e l. Die Lyra! Die Lyra verkaufen! Nein, das iſt unmöglich! Mein Vater achtete ſie höher als ſein Leben. Sie iſt das Einzige, was mir von ihm blieb. Ihr wißt nicht, welche ganz beſondere Gedanken er über dieſes Inſtrument hegte. Er hielt es für einen Talisman und glaubte, daß es ihm Glück brächte.

M e p h. Und doch richtete er ſich zu Grunde und ſtarb vor Kummer darüber.

H e l. Mehr denn tauſend Mal befahl er mir an, mich von der Lyra nicht zu trennen, was auch immer geſchehen möge.

M e p h. Er hielt ſo große Stücke darauf, daß er jedesmal, wenn Ihr ſie berühren wolltet, in den ſchrecklichſten Zorn gerieth.

H e l. So war es.

M e p h. Aber eines Tages ſiegte die Neugier doch über den Gehorſam, und Ihr wagtet es, ſie zu berühren.

H e l. Ich ſank ſogleich ohnmächtig nieder und verfiel in eine lange und, wie man ſagt, ſehr gefährliche Krankheit.

M e p h. Freilich, Ihr waret wahnſinnig.

H e l. Wahnſinnig! O, Gott! Was ſprecht Ihr da aus? Wahnſinnig! Das iſt ja entſetzlich. Man hat mir niemals geſagt, daß ich wahnſinnig geweſen ſey!

M e p h. Ich bitte meiner geringen Höflichkeit wegen um Verzeihung; aber man kann ſich gar nicht wundern, daß Ihr wahnſinnig wurdet, da Euer Herr Vater ein Narr war.

H e l. Das lügt Ihr, Ihr ſeyd ein Böſewicht und ein Betrüger.

M e p h. Fragt nur Meiſter Albertus, oder Wilhelm, den Ihr zu ehelichen verſchmähtet, oder Hans, der Euch den Hof macht, oder Karl, der Euch vielleicht nicht mißfällt.

H e l. Ihr ſeyd ein Unverſchämter.

M e p h. Wir wollen uns nicht erzürnen. Euer Vater war mit einer fixen Idee behaftet, das iſt Alles. Im Uebrigen ganz verſtändig, ſchwärmte er nur rückſichtlich ſeines Großvaters Adelsfreit, den er für einen Hexenmeiſter, und rückſichtlich ſeiner Leier, die er für bezaubert hielt. Als er Euch nun eines Tages dabei ertappte, wie Ihr auf den Saiten des Inſtrumentes klimpertet, jagte er Euch eine ſolche Furcht ein, daß Ihr in ein Gehirnfieber verfielet. Es liegt in der Natur ſolcher Krankheiten, daß ſie immer wieder aus denſelben Urſachen ſich wiederholen, die ihrer erſten Entſtehung zum Grunde lagen. Deshalb hat Euch Meiſter Albertus verboten, die Leier zu berühren. Wenn er geſcheidter wäre, ſo würde er ſie verſtecken; denn ſobald es Euch noch einmal einfiele, ſie wieder zu berühren, würdet Ihr von neuem wahnſinnig, und zwar für Euer ganzes Leben. Das wäre ſehr traurig für ihn, weil Ihr Euch alsdann nicht verheirathen könntet und ihm folglich zur Laſt fielet. Der gute Mann iſt nicht reich. Eben ſo ſehr aus Geldmangel, wie aus Liebe zur Philoſophie, findet er ſich genöthigt, ſolche abgeſchabte Kleider zu tragen, und ſeine Koſt iſt ſo mager, wie ſeine ganze Perſon.

H e l. (ſich mit Entſetzen von der Lyra entfernend). Ach, ja! Meiſter Albertus lebt eingeſchränkt, und mir fehlt es an nichts. Das iſt freilich wahr. Wie habe ich nur niemals an die Ausgaben denken können, die ich ihm verurſache! Ich denke aber auch an nichts! Ich will gern den Erſten heirathen, den man mir vorſchlägt, damit er nicht mehr für mich zu ſorgen braucht.

M e p h. Ich würde Euch rathen, Karl zu wählen. Er iſt der Aufgeweckteſte, der Reichſte und am wenigſten Pedant von Allen. Doch Ihr werdet ſagen, das geht mich nichts an. Uebrigens liebt Euch auch Euer Vormund ſo zärtlich, daß er Euch ſelbſt heirathen möchte, obgleich er dem Alter nach Euer Vater ſeyn könnte. Freilich müßte er betteln gehen, wenn er Kinder erhalten ſollte ... aber wenn man liebt, ſo iſt Alles Glück und Poeſie ... nicht wahr?

H e l. Alles, was Ihr ſprecht, iſt bitter wie Galle. Ich würde lieber ſelbſt betteln gehen, als die Laſt meines würdigen Freundes noch vermehren.

M e p h. Er wird ſich aber doch wohl noch ein wenig mehr einſchränken müſſen, denn ich brauche mein Geld. Morgen reiſt ich nach Venedig, und noch dieſen Abend muß ich alle meine Gelder einkaſſiren. Ihr wollt mir alſo nicht die Lyra verkaufen?

H e l e n e. Gott! Gott!

M e p h. Sie iſt Euch werth, Ihr habt ganz Recht. O, legt Euch durchaus keinen Zwang auf, hier giebt es noch allerhand, um mich bezahlt zu machen. Die Möbel ſind noch ſo ziemlich anſtändig.

H e l. Mir gehört ja aber hier nichts, Ihr habt nicht das Recht, das Mobiliar meines Vormundes an Euch zu reißen.

M e p h. Aber ich kann Euch ins Gefängniß ſetzen laſſen, und da Euer Vormund das nicht zugeben wird und doch kein Geld beſitzt, ſo muß er wohl ſeine Möbel und Sachen verkaufen laſſen.

Digitized by Google

Aha! da hängt ja noch ein guter Mantel an der Wand; das iſt ohnehin ein überflüſſiger Luxus für einen Philoſophen; ein Philoſoph muß die Kälte nicht ſcheuen. Und ſein Bett; er iſt wahrhaftig ein Wollüſtling, ein Stoiker muß mit einem Strohſack vorlieb nehmen.

Hel. (auf den Knieen). O! beraubet ihn nicht, verurſacht ihm keinen Schmerz. Er iſt nicht mehr jung, er iſt oft recht leidend, und er legt ſich ſelbſt ſchon Entbehrungen genug auf. Führt mich ins Gefängniß! Er braucht nichts davon zu wiſſen!....

Meph. Was hätte ich davon, wenn Ihr im Gefängniß ſäßet? Der einzige Vortheil wäre der, daß Euer Vormund mich dann bezahlte... Raſch ans Werk! ich will ſogleich den Gerichtsdiener herſchicken, ich habe ſo keinen Augenblick zu verlieren; ich muß heute noch wenigſtens zehn ſolcher Geſchäfte abmachen.

Hel. Wartet doch, Herr, bis Meiſter Albertus zurückkehrt; ich werde ihm zureden, Euch die Lyra zu verkaufen.

Meph. Das thut er nicht. Meiſter Meinbacher vertraute ſie ihm als ein theures Pfand; ſie iſt Euer einziges Beſitzthum. Er würde lieber ſein Bett verkaufen; ich würde an ſeiner Statt eben ſo handeln. Wenn man ein ſo hübſches Mündel hat...

Hel. (ſich erhebend). Schweigt, Unglücklicher, und nehmet die Lyra. Sie iſt Euer, gebt mir den Schein.

Meph. Geduld! Ich mag die Leier nicht ſelbſt nehmen, Ihr könntet ſonſt glauben, ich wolle dabei gewinnen.

Hel. Das gilt mir gleich, ziehet ſo viel Vortheil davon, als Ihr könnt; da ich mich doch einmal von ihr trennen muß, ſo tragt ſie nur ſogleich fort.

Meph. (beiſeit). Verflucht ſey der Zauber! Ich darf ſie nicht ſelbſt anrühren; ich muß ſie von Narren, die ich anführen will, forttragen laſſen. (Laut.) Nein, ſchönes Fräulein, ſo mache ich meine Geſchäfte nicht ab. Es handelt ſich um meine Ehre. Ich habe die Lyra ſchon feil geboten, aber der Handel ſoll unter Euren Augen geſchloſſen werden. Die Perſonen, die ſie zu kaufen wünſchen, ſind ganz in der Nähe, ich werde ſie ſogleich herbeiholen. Tröſtet Euch; falls Ihr noch etwas herausbekommt, könnt Ihr ja das Elend des Meiſter Albertus damit erleichtern. (Er geht hinaus.)

Hel. (allein). Er hat Recht. Wie geht es nur zu, daß ein ſo habſüchtiger, roher Menſch noch eine Spur von Gefühl zu haben ſcheint?... Wahnſinnig!... Ich bin wahnſinnig geweſen!... Ich bin es vielleicht noch jetzt!... Ja, ſicher! deshalb kann ich auch nichts lernen und bin einfältig und beſchränkt wie ein Kind. Deshalb liebe ich auch Niemand und kann mich zu keiner Heirath entſchließen. Da ich aber nun einmal wahnſinnig bin, ſo iſt es recht, wenn ich keinem Mann zur Laſt falle. Und Mutter darf ich auch nicht werden, denn der Wahnſinn iſt erblich.... Aber ſoll ich denn beſtändig dem Meiſter Albertus zur Laſt fallen!.... Was für Qual verurſache ich ihm!.... O, zu großmüthiger Freund! Ach, wie unglücklich bin ich!.... Ich will mein Leben enden!.... es muß ſeyn.... Ach! der abſcheuliche Jude hat mich über mein ganzes Unglück aufgeklärt.

(Fortſetzung folgt.)

England.

Das Sprachgenie eines Wäliſchen Holzſägers.

Die höhere geiſtige Kraft, welche ein Menſch vor dem anderen voraus hat, wird meiſtens einer ungewöhnlichen Naturbefähigung zugeſchrieben, die ſich weder durch Studium, noch durch Anſtrengungen erlangen läßt. Wenn nun eine ſolche ungewöhnliche Begabung, im höchſten Grade das Genie, von den Einen für eine univerſelle Befähigung gehalten wird, ſo daß die begünſtigten Geiſter mit gleicher Kraft ſich auf die verſchiedenſten Gebiete werfen könnten und es nur vom Zufall abhinge, ob ſie hierhin oder dorthin gelenkt würden, ſo ſind Andere wieder der Meinung, daß in gewiſſen Individuen eine gewiſſe Fähigkeit vorzugsweiſe ausgebildet ſey, und daß Dieſer zum Künſtler, Jener zum Muſiker, Philoſophen oder Mathematiker gleichſam prädeſtinirt ſey. Vielleicht kann die Geſchichte des merkwürdigen Menſchen, deſſen Lebenslauf hier folgt, ohne die Frage zu entſcheiden, einen Beleg mehr zu der Anſicht liefern, welche an eine ganz beſondere, ſpezifiſche Befähigung für dieſes oder jenes Gebiet glaubt.

Richard Robert Jones wurde im Jahre 1780 zu Aberdaron, einem kleinen Seehafen in dem wildeſten Theile von Wäles, geboren. Sein Vater, ein Tiſchler, nahm aus der Nähe des Meeres Anlaß, auch noch das Gewerbe eines Fiſchers zu üben. Obgleich die ſchwache Körperbeſchaffenheit unſeres Helden, beſonders ſeine ſchlechten Augen, ihn zu jeder groben Arbeit untauglich machten, ſo erlaubte doch die bedrängte Lage ſeiner Aeltern nicht, daß er müßig blieb, und ſein Vater unternahm es, ihn mit ſeinem Handwerke bekannt zu machen. Er wurde jedoch bald gewahr, daß er ſich von ſeinem Sohne keine große Unterſtützung werde verſprechen dürfen, denn Richard offenbarte ſchon ſehr früh eine unerklärliche Neigung zum Sprachſtudium. Dieſe Neigung war gewiß in dem Sohne eines Handwerkers als ein freiwilliges Geſchenk der Natur zu erachten. Eben ſo unzweideutig, wie ſich dieſes Talent in ihm ausſprach, das ihn unter günſtigeren Umſtänden zum Range eines Buxtorf oder Lipſius hätte erheben können, eben ſo entſchieden war auch ſeine Ungeſchicklichkeit in allen anderen Dingen, und es fehlte ihm durchaus die Gabe, von ſeinen ſeltenen Kenntniſſen irgend eine Anwendung zu machen.

Erſt im neunten Jahre konnte Richard die Bibel in ſeiner Mutterſprache, dem Wäliſchen, leſen; dann fing er an, das Engliſche zu lernen, aber er ſtieß hier auf große Schwierigkeiten und brachte es in dieſer Sprache nie zu einer ſo großen Fertigkeit wie in anderen. Im funfzehnten Jahre machte ſich Richard mit Hülfe eines Kindes, welches die Gemeinde-Schule beſuchte, an das Lateiniſche. Da er die Schule nicht zugleich mit den anderen Kindern beſuchen konnte, ſo ſchlich er ſich nach Beendigung des Unterrichts in die Schule ein, las die Bücher und machte, wenn wir der Angabe einer Perſon, die ihn damals kannte, glauben dürfen, größere Fortſchritte in einem Monate, als die anderen Kinder in einem Jahre. In derſelben Zeit erfand er eine Schriftart, welche auf alle Sprachen anwendbar iſt. Im neunzehnten Jahre kaufte er eine Griechiſche Grammatik von einem Wäliſchen Barden, und ohne Beihülfe eines anderen Buches gelang es ihm, ein ziemliches Verſtändniß der Sprache des Demoſthenes zu erlangen. Später brachte er es ſogar ſehr weit darin und las viele Griechiſche Schriftſteller. Indeß war es weit weniger der Inhalt dieſer Werke, der ihn anzog, als die Form und der Bau der Sätze. Sein Wiſſen war rein grammatiſch, und wenn er ein Buch geleſen hatte, wußte er eben ſo wenig von dem, was darin ſtand, als vorher.

Als er im folgenden Jahre einen Auszug aus Buxtorf's Hebräiſcher Grammatik fand, fing er an, das Hebräiſche zu ſtudiren, und den Eifer, mit dem er dieſes Studium betrieb, mag man aus folgender Anekdote erkennen. „Ohne meine üble Lage", ſchreibt er, „würde ich die Hebräiſche Muſik ſtudiren. Kurze Zeit, bevor ich das Hebräiſche zu lernen anfing, hatte ich einen Traum, und in dieſem Traum ſah ich Jehan Buxtorfius, wie er auf der Harfe Hebräiſche Pſalmen abſpielte: videlicet, während er die Pſalmen ſang, ſchlug er die Saiten und ſang mit ſeiner Stimme. Er ſtand auf einer Anhöhe, dem Hauſe meines Vaters gegenüber." Als ihn ein Freund fragte, wie er die Sprache, in welcher Buxtorf geſungen, zu erkennen vermocht, da er damals das Hebräiſche noch nicht verſtand, antwortete er, er habe damals ſchon etwas gewußt, und die Perſon, die ihm erſchienen, habe ein Hebräiſches Buch und eine Wäliſche Harfe gehabt. Dieſelbe habe übrigens den zwölften Pſalm geſungen, den er aus dem Gedächtniß herſagte.

Richard hatte ſeine vielen Kenntniſſe unter Umſtänden erworben, welche auch den kräftigſten Geiſt entmuthigt haben würden. In der Zeit, die er ſeinen Studien ſchenkte, hätte er Holz ſägen, das Feld bauen, fiſchen müſſen; ſeine Ungeſchicklichkeit und ſeine Lernbegierde zogen daher auch den Zorn ſeines Vaters auf ſich, der ſich nicht immer mit bloßen Verweiſen begnügte. Richard hatte eine Behandlung auszuſtehen, welche nur mit der gränzenloſen Noth ſeiner Familie und ihrer gänzlichen Unfähigkeit, die Beſchaffenheit ſeiner Thätigkeit zu würdigen, entſchuldigt werden konnte.

Im Jahre 1804 begleitete Richard ſeinen Vater auf einer Reiſe nach Liverpool. In dieſer Stadt hatte er nichts Angelegentlicheres zu thun, als zu einem Buchhändler zu laufen, wo ſein ſonderbarer Aufzug allgemeine Verwunderung erregte. Man erkundigte ſich nach ſeiner Lage und reichte ihm eine Unterſtützung an Geld und Büchern. Indeß war die Freude nicht von langer Dauer; bei ſeiner Rückkehr ſchlug die kleine Barke um, und ſeine Bücher gingen verloren. Ihm ſtanden noch größere Widerwärtigkeiten bevor. Je mehr ſeine Lernbegierde wuchs, deſto ſtrenger wurde die Behandlung ſeines Vaters, und Richard wurde endlich gezwungen, ſeine Heimath zu verlaſſen. Er ſammelte die Reſte ſeiner kleinen Bibliothek und verließ mit ihr das väterliche Haus, um nach Caernarvon zu wandern. Da er keinen Heller Geld bei ſich hatte, ſo ſah er ſich genöthigt, ſich einiger ſeiner Bücher zu entledigen. Je weiter er kam, deſto kleiner wurde die Laſt, und er kam endlich faſt ganz entblößt an ſeinem Beſtimmungsorte an.

Nachdem er zu Caernarvon einen anderen Theil ſeiner Bücher verkauft, ſo daß ihm nur einzelne Fragmente eines Lateiniſch-Griechiſchen und Wäliſch-Lateiniſchen Wörterbuchs übrig blieben, welche er, wie er ſagte, für die höchſte Noth aufſparte, begab er ſich nach Bangor. Hier hatte er das Glück, die Aufmerkſamkeit des Biſchofs Cleaver auf ſich zu ziehen, der ihm anſtändige Kleider und werthvolle Bücher, wie z. B. das Griechiſche Teſtament von Stephanus und das Lexikon von Schrevelius, geben ließ. Derſelbe nahm ihn auch in ſeine Dienſte und brauchte ihn zum Feld- und Gartenbau; aber ſey es nun, daß Richard dieſe Arbeiten für unvereinbar mit ſeinen Studien hielt, ſey es, daß er andere Gründe zur Unzufriedenheit hatte, nach zwei Monaten verließ er das Haus des Biſchofs und benutzte eine Einladung John William's, zu ihm nach Angleſey zu kommen. Als ihn der Biſchof hier auf einer Rundreiſe fand, verbot er ihm, wieder nach Bangor zu kommen. Dieſer Umſtand ſcheint einen ungünſtigen Einfluß auf die Zukunft Richard's geübt zu haben. Auch ſeinen neuen gaſtfreundlichen Aufenthalt verließ er nach ſechs Monaten, wie er vorgab, wegen der ſchlechten Behandlung, die ihm von Seiten der Dienſtboten zu Theil wurde, doch ſind die wahren Beweggründe unbekannt. Während ſeines Aufenthalts zu Angleſey machte Richard die Bekanntſchaft einiger Franzöſiſcher Emigranten, von denen er die Franzöſiſche Sprache erlernte. Später lernte er auch das Italiäniſche, welches er, wie das Franzöſiſche, mit vieler Gewandtheit ſprach.

Er verließ Trefſos und kehrte nach Liverpool zurück, wo er von denen, die ihn früher unterſtützt hatten, wieder mit Wohlwollen aufgenommen wurde. Sein Aeußeres war damals höchſt

Digitized by Google

ſonderbar. An einen ungeheuren Haarwald von ſchwarzer Farbe ſchloß ſich ein dichter Bartwuchs an; ſeine Kleider waren grobe Lumpen, deren Lücken durch über einander gelegte Bücher ausgefüllt wurden, ſo daß man ihn für eine wandernde Bibliothek halten konnte. Jedes Buch hatte einen beſtimmten Platz, das eine oben, das andere unten. Trat er in ein Zimmer, ſo ſchien er für nichts, was in ſeiner Umgebung vorging, Sinn zu haben, und wenn er ſich entfernte, konnte er die Thür nicht finden. Beſtändig hatte er ein Buch in der Hand, in welches er oft blickte, überzeugt, daß Alle ſeine Neigungen theilen müßten. Sein Geſicht war blöde, ſeine Stimme rauh, ſeine Perſon im höchſten Grade burlesk; indeß erregte er durch den Schein von Intelligenz, der zuweilen ſein Geſicht überſtrahlte, und durch ſein einfaches Betragen ein gewiſſes Wohlwollen.

Bald nach ſeiner Ankunft in Liverpool ließ man ihn, in Erwartung von etwas Beſſerem, Bretter ſchneiden, was er zu verſtehen vorgab. Richard wurde alſo in eine Grube geſtellt (die gewöhnliche Weiſe in England) und fing ſeine Arbeit rüſtig an. Allmälig nahmen indeß ſeine Kräfte ab, und endlich fiel er mit dem Geſicht auf die Erde, laut um Hülfe ſchreiend. Man richtete ihn auf, befragte ihn und erfuhr, daß er ſo weit geſägt habe, wie ſeine Arme reichen konnten, daß er aber nicht den Schluß gemacht habe, daß ſein übriger Körper der Bewegung der Arme habe folgen müſſen. Man fand keine Beſchäftigung für ihn, welche ihm die Mittel zu ſeiner Exiſtenz hätte liefern können, und ließ ihn daher ſeine Studien verfolgen, nachdem man ihn in eine Lage verſetzt hatte, welche ihm geſtattete, ſeiner Neigung ganz zu folgen. Die Perſon, welcher man ihn übergeben hatte, verſprach, für ihn zu ſorgen und beſonders, ihn zur Reinlichkeit zu gewöhnen; aber kaum waren ſechs Monate verfloſſen, als er nach Hauſe zurückzukehren wünſchte. Man gab ihm einiges Geld, und er verließ Liverpool wieder mit dem Thesaurus linguae sanctae, der Grammatica Arabica von Espenius, der Lyra prophetica und einigen anderen philologiſchen Werken. So beladen kehrte er zu ſeinem Vater zurück, der weniger grimmig war, wenn ihm ſein Sohn Geld geben konnte, als wenn derſelbe mit leeren Händen ſtudirte. Indeß war ſein kleiner Schatz bald erſchöpft, und er wurde wieder angehalten, Holz zu ſägen. Seine Liebe zum Studium ſetzte ihn von neuem der barbariſchen Behandlung ſeines Vaters aus. Nachdem er einige Zeit einen Zufluchtsort bei einem diſſidentiſchen Prediger gefunden, kehrte er wieder nach Liverpool zurück, wo, wie er ſich ausdrückt, ſein Ehrgeiz ihm zahl- und endloſen Kummer zuzog, indem er genöthigt wurde, eine Hebräiſche Bibel, editio Variorum, zu verkaufen; dies ging ihm ſo nahe, daß er eine Reiſe nach London unternahm, um hier das Chaldäiſche und Syriſche zu lernen.

Im Sommer 1807 trat er dieſe Reiſe an, ein Bündel auf dem Rücken und einen Stab in der Hand, um welchen eine Reiſe-Charte gewickelt war; den Reſt ſeiner Bibliothek hatte er in ſeinen verſchiedenen Kleidungsſtücken untergebracht. Da dieſe Reiſe erfolglos blieb, ſo richtete er ſeine Schritte nach Dover, wahrſcheinlich in der Abſicht, nach dem Kontinent überzuſetzen; aber hier erhielt ſein Geſchick eine andere Wendung; man gebrauchte ihn in den Königlichen Werften zum Sieben der Aſche, und er erhielt, außer einem Kaſten für ſeine Bücher und einem Frühſtück, einen täglichen Lohn von zwei Schilling, welche nicht nur zur Beſtreitung ſeiner Bedürfniſſe genügten, ſondern ihn auch in den Stand ſetzten, den Unterricht des berühmten Rabbiners Nathan zu bezahlen und die nöthigen Bücher zu kaufen. So verlebte er drei Jahre, die einzig glücklichen ſeines Lebens. Als er im Jahre 1810 nach London zurückkehrte, wurde er der Geſellſchaft zur Bekehrung der Juden vorgeſtellt; die Mitglieder derſelben bezeigten ihm viele Theilnahme, aber wenn man ihm glauben darf, wurden ſie bald ſeine grauſamſten Feinde. Er beklagt ſich, durch ſie in die äußerſte Noth verſetzt worden zu ſeyn, ſo daß er ſogar ſeine Bücher habe verkaufen müſſen. Man muß jedoch bemerken, daß unſer armer Gelehrter den mindeſten Zwang, den ihm ſeine Feinde auferlegten, für eine berechnete Verfolgung hält, und daß ſeine Anſichten über die Verknüpfung von Urſache und Wirkung ſo wunderbar ſind, daß er die Erzählung eines Traumes, in welchem er Herodes die Allobrogee bekämpfen geſehen hatte, mit den Worten ſchloß: „Alſo entſchwand mein Glück zu Treſſos.“

Die Geſellſchaft der Wäliſchen Barden gab ihm die Mittel, in ſein Vaterland zurückzukehren, wo er in Richard David einen neuen Beſchützer fand. Bei dieſem blieb er ſechs Monate und kopirte für ihn alle Hebräiſche Wörter in dem Lateiniſchen Wörterbuche von Littleton. Die großmüthige Unterſtützung dieſes neuen Freundes ſetzte ihn in den Stand, nach Liverpool zurückzukehren, wo er ſich wieder an ſeine alten Bekannten wendete. Dieſe glaubten, da er ziemlich korrekt ſchrieb, ihn in einer Druckerei beſchäftigen zu können; indeß genügte eine Probe von einigen Wochen, um ſeine gänzliche Unfähigkeit zu einer ſolchen Arbeit zu erweiſen. Nun begann für ihn wieder eine Reihe von Widerwärtigkeiten, auf deren Schilderung wir uns nicht einlaſſen wollen. Jetzt trifft man ihn oft in den Straßen von Liverpool, wo er mit einem Buche in tiefer Verſenkung umherwandert, aber immer in der Sprache, in welche man ihn anredet, antwortet. Geld nimmt er nur mit einiger Verlegenheit an; auch fordert er nie etwas und fügt immer hinzu: „Ich bin deſſen nicht werth.“ — Für das Lächerliche, welches ſeiner Perſon oder ſeiner Bekleidung anklebt, zeigt er ſich ganz unempfindlich. Einmal kam er auf den Gedanken, ſeine Haare mit einem grünen Bande zu ſchmücken, was ihm ein höchſt lächerliches Anſehen gab. Einer ſeiner Freunde ſchenkte ihm eine blaue mit Silber geſtickte Kavallerie-Weſte, die er lange Zeit trug, und die ihm eine große Aehnlichkeit mit den Jüdiſchen Kriegern verlieh, wie man dieſelben auf alten Kupferſtichen erblickt. Jetzt ſieht er einem Rembrandiſchen Bettler ähnlich, doch iſt ſeine Figur nicht ohne einen Ausdruck von Würde.

Richard iſt mäßig, enthaltſam und kümmert ſich wenig um ſeine Nahrung; er trinkt nur Waſſer oder zuweilen Milch und hat immer einige Schillinge in ſeinem Vermögen, deren er ſich nie entäußert, ſelbſt wenn er gezwungen iſt, Bücher zu verkaufen. Etwas Beſtimmtes über ſeine religiöſen Anſichten zu ſagen, würde ſchwer halten; er antwortet niemals, wenn man in dieſer Beziehung in ihn dringt; aber aus gewiſſen Hebräiſchen Sprüchen, welche er wiederholt, und aus anderen Griechiſchen Anführungen, welche man in ſeinen Büchern und ſeinem Denkbuche verzeichnet findet, ſcheint hervorzugehen, daß er an ein höchſtes Weſen glaubt. Eine Zeit lang hielt er ſich zu den Juden und beſuchte ihre Synagogen, um ſich im Hebräiſchen zu vervollkommnen; aber er entzweite ſich mit dieſen, indem er ſich ſpöttiſche Bemerkungen über ihre religiöſen Gebräuche erlaubte. Sein Charakter iſt ſanft, ſein Betragen einfach, und er zeichnet ſich durch ſeine Wahrheitsliebe und die Regelmäßigkeit ſeines Lebens aus. Dabei iſt er im höchſten Grade freigebig und immer bereit, ſelbſt das zu verſchenken, was für ihn den meiſten Werth hat, ſeine Bücher und ſeine Manuſkripte.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Anatomical Plates of the Nerves. — Fol.

The Animal Creation, its Claims on our Humanity. — Von Dr. Styles.

Assimilation, or the Progress of Feeling. — Vom Prediger George Barlow.

Catalogue of the Library at Abottsford. 4.

Church of Rome. — Vom Biſchof Hopkins, mit einer Einleitung von Melvill.

Claims of Japan and Malaysia on Christendom. — 2 Bde.

Conversations on vegetable Physiology. — Von Mrs. Marcet.

Debate on the Evidences etc., of Christianity, between Owen and Campbell.

Essays on Anger. — Von Dr. J. Faucett.

Life and Correspondence of Malcolm G. Lewis. — 2 Bde.

Mahon's Civil Engineering. — Herausgegeben vom Profeſſor Barlow.

Medical Notes and Reflections. — Von Dr. H. Holland.

Modern Art and Living Artists.

The Phantom Ship. — Von Cap. Marryatt. 3 Bde.

Pictorial French Dictionary.

Popular Treatise on the Kidney. — Von G. Corfe.

Practical Sermons. — Vom Prediger Woodhouſe.

Trials of Strength, Moral and Physical. — Von Mrs. Barwell.

Two Lectures on Physical and Fossil Geology. — Von J. F. Francis.

Yorkshire Tales and Poems. — Von E. Roberts.

Mannigfaltiges.

— **Ein Roman von Hauff, ins Engliſche überſetzt.** James Morier, der Verfaſſer des „Hadſchi Baba“ und anderer orientaliſcher Darſtellungen, hat ſich jetzt den Beſchützern Deutſcher Literatur in England angeſchloſſen und einen Roman von Hauff, der ſo eben ins Engliſche überſetzt worden, durch eine Vorrede eingeleitet und herausgegeben*). Der Deutſche Verfaſſer wird von Herrn Morier als einer der glücklichſten Nachahmer Walter Scott's und ſeine Weiſe der Darſtellung und Erzählung als abweichend von dem gewöhnlichen Schlendrian bezeichnet. Die Einführung eines unbekannten Schriftſtellers durch einen bekannten, wie ſie in Deutſchland ſchon vielfach mit Erfolg vorgekommen — wir erinnern nur an Jean Paul's Vorrede zu Hoffmann's Phantaſieſtücken, an Tieck's Introduzirung des anmuthigen Erzählers Franz Berthold — ſcheint in England auffallend gefunden zu werden; wenigſtens wird von einigen Rezenſenten die Bemerkung gemacht, es wäre dies eine Art vorgreifender Kritik, die das Bedenken des Publikums erregen müſſe: denn ſey das Buch gut, ſo würde es auch ohne den protegirenden Herausgeber ſeinen Weg zu finden wiſſen, ſey es aber ſchlecht, ſo dürfte auch Herrn Morier's „Imprimatur“ ihm nichts helfen.

— **Brougham und die Junius-Briefe.** Die Skizzen Britiſcher Staatsmänner aus der Zeit Georg's III., die Lord Brougham zuerſt in der Form einer Rezenſion anderer Lebensbeſchreibungen in der Edinburgh-Review abdrucken ließ, ſind jetzt geſammelt erſchienen**) und bilden einen intereſſanten Beitrag zur Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts in England. Unter Anderem werden darin über den Verfaſſer der Junius-Briefe neue und höchſt belehrende Aufſchlüſſe gegeben. Dieſe bisher hochgeſtellten Kontrovers-Epiſteln werden dadurch bedeutend in ihrem hiſtoriſchen und literariſchen Werth herabgeſetzt.

*) The Banished; a Swabian historical tale. Edited by James Morier Esq. 3 vols.

**) Historical Sketches of Statesmen, who flourished in the time of George III. First Series. By Henry Lord Brougham.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 62. Berlin, Freitag den 24. Mai 1839.

Italien.

Wiſſenſchaftliches aus Rom.

Das 23ſte Heft der Annali delle Scienze Religiose (für März und April 1839), red. vom Abbate Ant. de Luca, iſt ausgegeben worden. Das Diario di Roma (Nr. 23) giebt über den Inhalt deſſelben folgenden charakteriſtiſchen Bericht:

1) enthält dies Heft eine ſehr wichtige Widerlegung der vom Dr. Strauß in ſeinem ſchändlichen (infame) Buch: „Leben Jeſu“, vorgebrachten Gotteslästerungen. Seit Langem hat die Deutſche Preſſe kein Werk hervorgehen laſſen, das ketzeriſcher wäre als dieſes, nicht ſowohl, weil Strauß gegen die Gottheit Chriſti neue und noch nicht widerlegte Einwürfe machte, vielmehr weil er mit böſer Liſt ſeine Täuſchungen verhüllt und unter philologiſchen Unterſuchungen, verdrießlicher Gegeneinanderhaltung von Stellen aus den verſchiedenen bibliſchen Büchern und ſophiſtiſcher Deutung Hebräiſcher oder ſonſt orientaliſcher Wörter verſteckt; daher denn geſchieht, daß nur wenige Leſer den Sitz des Betruges zu entdecken vermögen. Der Proteſtantismus, längſt nichts weiter als ein reiner Deismus des Verſtandes, hat in Deutſchland die Gemüther für ſo anſtößige Lehren empfänglich gemacht. Daher haben die Schaaren der Ungläubigen und Freigeiſter alsbald begonnen, das Werk ihres ſchamloſen Bannerträgers zum Himmel zu erheben. Und deshalb haben andererſeits mehr denn zwanzig Schriftſteller ſich zu deſſen Bekämpfung erhoben, und ein norddeutſcher Fürſt hat genehm gefunden, auf die beſte Widerlegung einen anſehnlichen Preis zu ſetzen. Unſere Italiäniſchen Leſer werden nun ſchon abnehmen können, wie dies Buch nur durch Lüge und Charlatanismus eine Wichtigkeit, die es nicht verdient, erlangen konnte, und die wahren Gläubigen werden ſich freuen, wieder zu erfahren, daß die Feinde des Chriſtenthums doch immer nur dieſelben abgeſtumpften Waffen von neuem führen. Die Angriffe des Straußſchen Buches, welche der gedachte Artikel zurückweiſt, richten ſich gegen die Geſchichte der Verkündigung und Geburt des Täufers Johannes, die ſcheinbaren Widerſprüche zwiſchen den Evangelien des Matthäus und Lucas u. ſ. w. Der Artikel iſt von einem ungenannten, aber in der orientaliſchen Philoſophie ſehr gelehrten Engländer verfaßt und vom Abbate de Luca aus einem Engliſchen Journal überſetzt.

2) Der Ehrw. Pater Olivieri vom Predigerorden giebt die Fortſetzung ſeiner gelehrten Unterſuchungen über des Engländers Tilſtone Beke neues Syſtem der bibliſchen Geographie, in welchem unter anderen Paradoxen ſich auch die Behauptung findet, daß das Aegypten der Profangeſchichte keineswegs das Land ſey, in welchem das Volk Gottes von den Pharaonen bedrückt wurde.

3) Ein in Frankreich erſchienenes ſchönes Buch des Herrn Abbé Frère über die Philoſophie der Geſchichte wird angezeigt. Nach Entwickelung der verſchiedenen Syſteme von Kant, Condorcet, Leſſing, Michelet, Herder und Hegel wird deren Unhaltbarkeit erwieſen und von den großen Verdienſten St. Auguſtin's und Boſſuet's, welche die wahren Schöpfer dieſer erhabenen Wiſſenſchaft ſind, gehandelt. Sodann erhalten auch de Maiſtre und Fr. Schlegel, als welche der chriſtlichen Theorie einer Philoſophie der Geſchichte die weitere Ausbildung gegeben, ihr verdientes Lob. Zuletzt wird das Syſtem Frère's überſichtlich dargeſtellt und gezeigt, daß dieſem der Ruhm gebührt, alle Theile dieſer grandioſen Doktrin zu einem wohl disponirten Ganzen zuſammengeordnet zu haben.

4) Ein langer und ſehr gelehrter Lateiniſcher Brief des Herrn Abbate Brunati an Ambr. Firmin Didot in Bezug auf deſſen Plan, eine neue Polyglotte der heiligen Schrift herauszugeben. Der gelehrte Verfaſſer entwickelt die bei dieſem Rieſenwerk nothwendig anzuwendende Methode und giebt beiſpielsweiſe eine ſynoptiſche Tabelle für die Vertheilung des Textes und der 43 Verſionen.

5) Eine Rede des Ehrw. Pater Giov. Batt. Pianciani von der Geſellſchaft Jeſu, über die der Stadt Rom durch die heiligen Märtyrer zu Theil gewordene Herrlichkeit (gloria), gehalten am vorjährigen Geburtstage der Stadt. Es wird geſagt, wie die Kraft und Standhaftigkeit der chriſtlichen Heroen jene der alten Welteroberer überrage, da dieſe nur dem Antriebe ihrer maßloſen Ehrſucht gefolgt, jene aber auf Vertheidigung der Tugendlehren und des Glaubens, welcher der Welt Licht war und iſt, ausgegangen ſeyen.

6) Eine Reihe von Bemerkungen deſſelben Autors über das neu erſchienene Werk von Siſmondi: „Geſchichte des Unterganges des Römiſchen Reichs“, zeigt die Unzuverläſſigkeit dieſes Werkes in Allem, was die Religion, die Kirche und die Männer der Kirche angeht. Herr Siſmondi ſucht die alten Einwendungen Dodwell's und Gibbon's gegen die Anzahl der alten Märtyrer wieder hervor und beſchuldigt viele heilige Biſchöfe und andere kirchliche Perſonen ungerechter Weiſe der Grauſamkeit in Verfolgung der Götzendiener. Pater Pianciani erweiſt aufs augenſcheinlichſte die Falſchheit und Ungerechtigkeit ſolcher Behauptungen.

Den Beſchluß machen: das letzte Dekret der heil. Congregation des Index (der verbotenen Bücher), ein Nekrolog des Schweizeriſchen Predigers Cuttat und die bibliographiſchen Notizen über neue in Italien, Frankreich, Deutſchland, England, Belgien und Nord-Amerika erſchienene Bücher religiöſen Inhalts.

Frankreich.

Die ſieben Saiten der Lyra.

Dramatiſches Gedicht von George Sand.

(Fortſetzung.)

Siebente Scene.

Mephiſtopheles, der Kapellmeiſter, der Dichter, der Maler, der Kritiker, Helene.

Meph. (beiſeit im Hereintreten). Nun, meine Bürſchchen, wenn Ihr nicht die Leier zerbrechet, verſtümmelt und in den Koth tretet, ſo verſtehe ich mich nicht mehr auf Raubgeſindel und Vandalen. (Laut, indem er ſich tief vor ihnen verbeugt.) Tretet näher, edle Herren! Hier herein, berühmte Meiſter! Möchten doch Ew. Gnaden einen gütigen Blick auf dieſes Wunderwerk der Kunſt werfen, ohne deshalb (auf Helenen zeigend und mit leiſerer Stimme) dieſes Meiſterwerk der Natur zu überſehen.

Hel. Welche unangenehme Perſonen! In ihre Hände ſoll alſo der Schatz meines Vaters übergehen. Ich mag dem Handel nicht beiwohnen. Es würde mich zu ſehr ſchmerzen! (ſie geht hinaus.)

Der Kapellmeiſter. Vor allen Dingen will ich dieſes unvergleichliche Inſtrument verſuchen. Es ſoll einen ganz wunderbaren Ton haben. Ich gedenke es in der Kapelle Sr. Majeſtät einzuführen, und ich habe ſchon ein beſonderes Solo dafür in meiner D dur-Symphonie angebracht.

Maler. Ich befürchte ſehr, daß man Euch in dieſer Hinſicht getäuſcht hat. So viel ich weiß, hat noch Niemand den Ton dieſer Lyra gehört, weil der Eigenthümer ſie von Keinem berühren ließ; aber mein Freund Lottenwald hat mir von den elfenbeinernen Figürchen erzählt, womit das Inſtrument verziert ſey und welche die herrlichſten Sirenen-Statuetten ſeyn ſollen, die man irgendwo ſehen kann.

Der Dichter. Lottenwald verſteht ſich darauf! Was mich betrifft, ich gedenke die phantaſtiſche Legende, die ſich an Adelsreit's Lyra knüpft, poetiſch zu behandeln. Meiſter Jonathas, Ihr ſollt allein, wie ich höre, den wahren Hergang der Sache kennen. Es ſoll eine ſehr merkwürdige Sage ſeyn, die der verſtorbene Meinbacher nur ſeinen beſten Freunden unter dem Siegel der tiefſten Verſchwiegenheit erzählte. Ich wähnte, als Hofdichter, hinreichenden Anſpruch an ſeine Werthſchätzung zu haben, um daß er mir die wunderbare Begebenheit mittheile, doch wollte er ſich nie dazu verſtehen.

Der Maler. Weil Ihr ſie alsdann dem ganzen Publikum unter dem Siegel eines unverbrüchlichen Stillſchweigens zu erzählen gedachtet.... Ich würde weniger von ihm verlangt haben. Ich hätte nur gewünſcht, die kleinen Figuren zu kopiren, um die Rahmen der Kaiſerlichen Familien-Portraits damit zu verzieren. Seine Majeſtät würden dieſer Erfindung Beifall gezollt haben; Sie lieben vorzüglich die Rahmen der Gemälde; man möchte faſt ſagen, Sie geruhten, dieſe den Gemälden ſelbſt vorzuziehen. Daher berückſichtige ich dieſe auch ganz beſonders bei dem Kauf der Bilder, die ich für Höchſtihre Galerie auswähle.

Digitized by Google

Kapellmeiſter. Verſchont uns doch mit Euren ſchlechten Späßen; was iſt daran gelegen, ob Seine Majeſtät ſich auf die Künſte verſtehen, wenn Sie dieſelben nur beſchützen.

Meph. (auf die Lyra zeigend). Dort ſteht das bewunderungswürdige Inſtrument, meine Herren. Man hat Euch nicht getäuſcht, wie Ihr ſeht, denn ſeines gleichen findet man auf der Welt nicht mehr.

Kapellm. Das wäre ſie? Ich erwartete etwas Anderes.

Maler. Ich bitte tauſendmal um Verzeihung, Herr Jonathas, aber ich verſtehe mich ein wenig auf Inſtrumente, das iſt ſicher kein Adelsſtreit.

Meph. Ihr zweifelt, mein Herr; werfet nur einen Blick auf den Reſonnanzboden, da könnt Ihr in allerhand Buchſtaben den Namen des berühmten Verfertigers, das Datum, das authentiſche Datum und ſeinen Todestag leſen.

Maler. Und die Deviſe, von der man mir ſagte?

Meph. Da ſteht ſie auch, in Silber ausgelegt, auf dem Ebenholze des Reſonnanzbodens.

Kapellm. Das ſind ja unlesbare Zeichen.

Kritiker. Ei, herrlich! Ich werde ſie ſogleich entziffern; ich habe wahre Luchsaugen. Hört! Hört!

Wer unberührt mich läßt,
Des Theil wird Reichthum ſeyn;
Wer Wohllaut mir entlockt,
Dem ſtrahlt der Weisheit Schein;
Wer Mißbrauch an mir übt,
Dem hauch' ich Wahnſinn ein;
Und wer mich gar zerbricht,
Den trifft des Todes Pein!

Dichter. Pah! Das iſt nichts Beſonderes.

Maler. Ha! Ha! Es iſt Lokalwitz in den Verſen. Aber offenherzig geſagt, wie gefallen Euch die erhabenen Figuren?

Dichter. Bewunderungswürdig! göttlich!

Kapellm. Und die Verzierungen! Welch' herrlicher Geſchmack! Welche Zartheit in dieſen Blumengewinden! Welch' ſauberes Laubwerk! Welche geſchnörkelten und doch freien Arabesken! Es iſt ein wahres Kleinod.

Maler. Hm! ich bedaure, Eure Entzückungen nicht theilen zu können. Das Alles iſt ſtümperhaft, geziert und geſchmacklos; es iſt völliges Rokoko! Heutzutage verfertigen wir ganz andere Dinge.

Kritiker. Das bezweifle ich. Was jetzt gemacht wird, iſt werthlos, dies hier aber iſt ein Meiſterſtück.

Maler. So etwas bewundert Ihr gern. Auf die Todten iſt Niemand eiferſüchtig.

Dichter. Liebſter Freund, man kann nicht in Abrede ſtellen, daß Eure Kunſt ihrem Verfalle nahe iſt ....

Maler. Wahrhaftig, ſeit zehn Jahren las ich keine Strophe, die ſo gut wie dieſe war.

Kapellm. Die Strophe iſt in der That nicht übel; ich werde ſie in Muſik ſetzen, aber mich wohl hüten, ſie von einem Inſtrumente dieſer Art begleiten zu laſſen. Sein Bau iſt abſcheulich, und die heutige Muſik iſt zu gelehrt, zu ausgearbeitet, zu vollſtimmig, um ſie auf ſolchen Keſſeln ſpielen zu können.

Kritiker. Die Muſik, die Malerei und die Dichtkunſt, meine theuren Freunde, ruhen neben einander in demſelben Sarge. Es giebt nur noch Eine Macht, die Kritik.

Maler. Und wozu hilft ſie? Was beherrſcht denn dieſe Macht? Wenn es keine Kunſt mehr giebt, ſo iſt auch nichts mehr zu kritiſiren da, und die Kritik mag ſich auf unſer Grab hinſtrecken, wie ein Hund auf die Beute ſeines Herrn. Ganz offen geſprochen, wozu nützt ſie denn?

Kritiker. Grabſchriften abzufaſſen.

Maler. Ihr treibt alſo das Handwerk der Todtenbeſtatter. Mich kümmert's wenig, theuerſter Freund. Streuet immerhin nach Belieben Blumen auf mein Grab; ich hörte immer, daß die Todesurtheile der Kritik den Künſtlern Glück brächten. Indeſſen erzeigt mir doch den Gefallen, mir die Lyra ein wenig zu halten .... ſo ungefähr ... ſchön! Ich will ſchnell die Figuren kopiren, während Ihr mit Meiſter Jonathas Euch über den Preis einigt; denn was mich anbelangt, ich kaufe nichts.

Kritiker. Ihr wollt alſo doch dieſe elenden Dinger kopiren? Es iſt wahrhaftig ſehr gnädig von den Neueren, daß ſie den Alten noch etwas entlehnen, obgleich ſie über dieſe Stümpereien, über dies Rokoko ſo weit erhaben ſind!

Meph. (beiſeit). Ich werde mich nicht beeilen, mit ihnen Handels eins zu werden; es iſt recht gut, wenn ſie bei ihrer Unterhaltung etwas in Hitze gerathen. Bevor zehn Minuten vergangen ſind, werden ſie ſich zanken; möchten ſie doch die Leier zerbrechen, ehe ſie von hier gehen, das wäre das Kürzeſte und Sicherſte.

Maler. Haltet ſtill ... ein wenig mehr rechts; ſchön ... nun habe ich es.

Kritiker. Dieſer Muſenkopf, der am oberen Ende ſich befindet, und zu dem die Sirenen ſich ſo anmuthig hinneigen, könnte füglich aus dem Alterthum herſtammen.

Kapellm. Das iſt entweder Polyhymnia oder die heilige Cäcilie.

Dichter. Es iſt Erato. Die Lyra iſt mehr das Sinnbild der Poeſie als der Muſik.

Kapellm. Welche ſeltſame Behauptung! Verſucht es einmal, das Inſtrument durch Herſagen von Verſen erklingen zu laſſen! Keinem Brummeiſen würdet Ihr, theuerſter Freund, mit all Euren Sonnetten einen Ton entlocken.

Dichter. Die Lyra war bei den Alten nur eine Nebenſache, eine Begleitung zu der Declamation, ein Mittel, die Stimme gleichmäßig zu erhalten und die Verſe nach einem gewiſſen Taktmaße abzutheilen .... Zum Beiſpiel auf dieſe Weiſe ....

Kapellm. (lächelnd). Ah ſchön! jetzt werdet Ihr die Lyra ſpielen.

Dichter. Und warum nicht? Es kömmt nur darauf an, die Tonleiter auf den Saiten zu kennen und dem poetiſchen Rhythmus zu folgen. So höret denn!

Meph. (beiſeit). Nun, Leier, jetzt naht Dein Ende!

(Der Dichter deklamirt Verſe und berührt die Saiten der Lyra, die aber ſtumm bleibt.)

Meph. (beiſeit). Der Tod über Dich, Du widerſpenſtiger Geiſt, der nicht ſprechen will!

Kritiker (leiſe zum Maler). Das ſind die ſchlechteſten, die er je gemacht hat.

Dichter. Nun, was ſagt Ihr dazu?

Kapellm. Die Verſe ſind ſehr ſchön.

Dichter. Und die Begleitung! nicht wahr, Ihr trautet mir ſo etwas nicht zu?

Kapellm. Was, die Begleitung?

Maler. Ihr bewegtet mit vieler Anmuth die Finger!

Kapellm. (zum Kritiker). Habt Ihr was von Begleitung gehört?

Kritiker. Der Herr begleitete ſich mit anmuthigen Geberden, edlen Stellungen und wirklich merkwürdigem Mienenſpiel.

Dichter. Vergebens bemüht Ihr Euch, mein Herr, mich lächerlich zu machen. Ich bin kein Muſiker, ich weihte mich einer höheren Kunſt. Wenn ich dieſer Lyra harmoniſche Töne entlockte, ſo gebührt die Ehre dafür allein dem geſchickten Verfertiger derſelben.

Kapellm. Aber, lieber Freund, im Gegentheil, Ihr ſeyd es, der ſich über uns luſtig macht! Auf Ehre und Gewiſſen, Ihr ließet auch nicht den geringſten Ton auf der Lyra hören.

Dichter. In der That, ich finde Euch ſehr drollig! Ein tauber Kapellmeiſter! Das giebt uns Aufſchluß über Eure Symphonieen!

Kritiker (zum Kapellmeiſter). Widerſprechet doch dem Herrn nicht; es iſt ja eines der ſchönſten Vorrechte der Dichtkunſt, im Dunkeln zu ſehen und beim tiefſten Stillſchweigen zu hören.

Maler (immer zeichnend). Was mich betrifft, ich war dergeſtalt in die Verſe des Herrn vertieft, daß ich die Begleitung nicht recht hörte.

Dichter. Ich mache keinen Anſpruch auf Lobeserhebungen; ich möchte Euch nur die Schönheit der Töne fühlbar machen, welche ich dieſer Lyra entlockte. Giebt es wohl etwas Reineres und Mächtigeres, als dieſen Dreiklang? (Er berührt die Lyra, die ſtumm bleibt.)

Kapellm. Nun?

Maler. Hörtet Ihr etwas?

Kritiker. Nicht das Geringſte.

Dichter. Geht, Ihr wollt mich zum Beſten haben! Wie kann ich nur ſo thöricht ſeyn, darauf zu achten. Ich werde für mich allein ſpielen. (Er ſpielt und ſpricht.) Welcher Klang! Was für ein himmliſcher Wohllaut! — Aber was iſt das! ſeltſam fürwahr! die Töne entſtehen von ſelbſt und erklingen unter meinen Fingern wie durch ein Wunder! Höret! wie rein iſt mein Spiel, welche Leichtigkeit in den Läufen, welche Kraft in dieſen göttlichen Akkorden! O Poeſie, Königin des Weltalls, du begabteſt mich mit einem Talente, von dem ich bis jetzt nichts wußte, das ich für untergeordnet hielt, und das nur durch die Macht meines Genius ſich zum Himmel erhebt! Ihr ſtehet ſtumm da, Ihr Anderen, erſtaunt, feſtgebannt, niedergeſchmettert von meinem Spiel! Ihr elenden Stümper, Ihr quält Euch zehn Jahre lang, um nur mit mittelmäßiger Fertigkeit eine Schalmey ſpielen zu können; während ich, ohne die Muſik erlernt zu haben, ohne die Regeln der Kunſt, noch den Mechanismus irgend eines Inſtrumentes zu kennen, hier ohne Anſtrengung, ohne Mühe, ohne Nachdenken die Schätze meiner Seele entfalte. Faſt ohne meinen Willen entrauſchen wie Ströme die Wogen der Harmonie den Saiten; Alles um mich her belebt ſich; die Säulen ſchwanken, die Fresken bewegen ſich, die Wölbung thut ſich auf, um den Lobhymnus, der mir entſtrömt, zum Himmelsdom emporſteigen zu laſſen! .... (Die Lyra iſt beſtändig ſtumm geblieben.)

Kapellm. Wie Schade! unſer armer Freund hat den Verſtand verloren! Wer wird mir nun meine Textbücher ſchreiben.

Kritiker (ironiſch). Ich finde den Herren nicht närriſcher als gewöhnlich.

Maler (lacht laut und wirft ſich in ſeinen Stuhl zurück). Ich ſterbe, ich erſticke; noch nie ſah ich ſo Beluſtigendes.

Dichter. Ihr ſeyd es, die Mitleid und Spott verdienen! Endlich zeigt ſich mir klar Eure Eiferſucht; in dem Augenblicke, wo mein Genius in ſeinem vollem Glanze ſtrahlt, vermögt Ihr Euren Haß nicht länger mehr zu bändigen. Stets waret Ihr meine Feinde, ich weiß es, fort aus meinen Augen! Wenn ich Eure Schmeicheleien mit Geduld anhörte; ſo geſchah das nur, weil meine Verachtung Euch vor meinem Unwillen bewahrte. Doch es iſt Zeit, daß ich mich aus dieſer unreinen Atmoſphäre rette; ich verlaſſe Euch; die Welt will ich mit meinem Ruhme erfüllen, und wie der göttliche Orpheus, werde ich unter dem Menſchengeſchlecht die Wohlthaten der Civiliſation in der geheiligten Sprache verbreiten, deren Geheimniß ich den Göttern entwandte. (Er entflieht mit dem Hut in der Hand durch den Garten.)

Digitized by Google

Meph. Fluch über Dich, Du Affengehirn, da hält er ſeinen Hut für die Leier! Nun mögen ſich die hier ein Biechen katzbalgen. (Er zieht ſich in den Hintergrund zurück.)

Maler (immer aus vollem Halſe lachend). O ſeht nur, ſeht! Welch ein theatraliſcher Gang! Welche Gliederverrenkungen! Die fliegenden Haare, der im Wind flatternde Mantel, der Hut, drn er wie Orpheus Harfe im Arme hält! Prächtig, prächtig! Eine vortreffliche Karrikatur!

Kapellm. Ihr lacht darüber! aber er iſt wahrhaftig toll! Er hat einen hitzigen Fieberanfall.

Maler. Pah! nichts als ein Anfall wahnſinniger Eitelkeit. An dieſe Krankheit iſt er gewöhnt, daran ſtirbt er nicht.

Kapellm. Aber er treibt verkehrtes Zeug! Seht nur, wie er um ſich herum grüßt und ſegnet, als läge eine Menſchenmaſſe zu ſeinen Füßen! da ſteigt er auf ein Orangeriegefäß und ſteht da, wie eine Statue auf einem Fußgeſtell.

Kritiker. Als Apollo! Prächtig! Wie ſchön der Hut die Stelle der Lyra vertritt. Am Ende hält er noch den Zopf ſeiner Perrücke für den Schweif eines Kometen.

Kapellm. Ich finde das gar nicht ſo lächerlich. Dieſe Lyra iſt bezaubert.

> Wer Mißbrauch an mir übt,
> Dem hauch' ich Wahnſinn ein.

Da wäre ſchon der eine Ausſpruch erfüllt.

Kritiker. Dazu gehört nicht viel Zauberei, um vorherſagen zu können, daß ein Narr Narrheiten begehen wird, denn ich verſichere Euch, daß alle Künſte der Hölle nicht im Stande wären, die Ueberſpanntheit eines ſo ſelbſtzufriedenen Menſchen, wie er, noch zu ſteigern.

Maler. Laßt es gut ſeyn! Ich muß ſchnell die Skizze vollenden; der verwünſchte Narr mit ſeiner Störung!

Kapellm. Ich hätte wohl Luſt, während der Jude nicht aufpaßt, die Saiten der Lyra abzuſpannen, um den inneren Mechanismus kennen zu lernen, dann hätte ich nicht nöthig, ſie zu kaufen.

Meph. (beiſeit). Ja, ja, nach Deinem Gefallen! Das iſt es eben, was ich wünſche.

(Der Kapellmeiſter will die Lyra nehmen.)

Maler. Ach, ich bitte, noch einen Augenblick!....

Kapellm. Aber liebſter Maler, was treibt ihr denn da für Kurzweil? Verliert doch nicht die Zeit mit anderen Dingen.

Maler. Was ſoll das heißen? Seht Ihr denn nicht meine beiden Sirenen? Mir ſcheint, ich hätte das Ganze recht mit Gefühl aufgefaßt.

Kritiker. Sehr artig! Eure beiden Satyre ſind nicht übel; aber ich ziehe die Sirenen vor. Was ſollten auch Satyre auf einem ſolchem Inſtrumente bedeuten?

Maler. Das iſt ſo die echte Art des Kritikers. Man ſchickt ihm ein Heldengedicht zur Beurtheilung, und wenn er damit nicht zurecht kommen kann, ſpitzt er ſeine Feder und ſchreibt: „Was das Gedicht anbetrifft, ſo enthält es gewiß einige Schönheiten; wenn wir es aber von dem Geſichtspunkt der Geometrie und der Naturwiſſenſchaften betrachten, wie wir es eigentlich betrachten ſollten und auch wollen, ſo ſehen wir uns genöthigt, es noch unter das Mittelmäßigſte zu ſtellen, was uns bis jetzt in der Art vorgekommen, u. ſ. w. u. ſ. w." (Zum Kapellm.) Nicht wahr, habe ich nicht Recht?

Kapellm. Wovon ſprecht Ihr, von der Kritik oder von Eurer Zeichnung?

Maler. Ach, laßt die Kritik, ich ſpotte ihrer. — Meine Sirenen, ha!....

Kapellm. Eure Satyre?....

Maler. Ihr auch? Wohl! Muth gefaßt! Was iſt daran gelegen? Sie ſind vollkommen.

Kritiker. Es gefiel Euch, ſtatt der Sirenen Satyre zu zeichnen; man muß nie mit der Phantaſie des Malers rechten; weshalb aber betrachtet Ihr dieſe Lyra, als wenn Ihr ſie kopirtet? Nicht einmal die Stellung iſt nachgeahmt.

Kapellm. Allerdings. Statt dieſer beiden lieblichen, mit ſo viel Anmuth gegen einander geneigten Geſtalten, drechſelt Ihr zwei groteske, rücklings gebogene Leiber hin und gebt ihnen eine dem Plan des Vorbildes gerade entgegengeſetzte Stellung. Das mag originell ſeyn, aber es hat durchaus keine Beziehung zu Adelfreit's Lyra.

Maler. Theuerſter Maeſtro, Ihr ſeyd zum Witzeln viel zu ſchwerfällig; begnügt Euch damit, die großen Meiſter zu plündern und ſchmählichen Diebſtahl, ſchlecht verſteckt unter geſchmackloſem Zierrath, für die Inſpiration Eurer Muſe auszugeben; überlaßt die leichte Ironie dieſem Herrn hier, der ſich derſelben ſo gut zu bedienen weiß, wie Jedermann bekannt iſt, und deſſen Anatheme für Meinesgleichen Anweiſungen auf Unſterblichkeit ſind. (Zum Kritiker.) Ja, Herr, ich verachte Euch und trotze Euch; Ihr wißt es ſehr wohl. Da Ihr ſeht, daß dieſe einfache Skizze den Stempel einer Euch unerreichbaren Größe trägt, ſo erblaßt Ihr vor Wuth, und da Ihr weder die Schönheit noch die Anmuth begreifen könnt, ſo thut Ihr, als wären dieſe reizenden Sinnbilder der Verführung nichts als ungeſchlachte Körper....

Kritiker (zum Kapellmeiſter). Sinnbilder der Verführung! zwei häßliche Satyre, von Wein berauſcht und mit obſcönem Grinſen ſich umbiegend.

Kapellm. (zum Maler). Ehrlich geſagt, lieber Meiſter, Euer Sinn iſt getrübt oder Euer Geiſt auf Irrwegen. Dieſe beiden Geſtalten mit Bocksfüßen ſind eine Compoſition, die Eurer ganz unwürdig iſt. Nehmt Euch zuſammen, ich bitte Euch; öffnet die Augen und laßt Euch den Rath nicht verdrießen, den ich Euch zu Eurem Beſten ertheile, vernichtet ſie.

Kritiker. Das iſt auch mein Rath.

Meph. (beiſeit). Nur zu! faßt Euch in die Haare!

Maler (zornig). Ei, Ihr möchtet wohl gern, daß ich das thäte. Lieben Freunde, ich kenne Euch. Ihr habt mich ſo oft verrathen, daß ich nur zu gut weiß, was ich von Eurem Rath zu halten habe. Ihr armſeligen Plagiare ſeht mit Verzweiflung fremdes Talent aufkeimen; jede Ueberlegenheit zermalmt Euch, und gewohnt, knechtiſch nachzuahmen, ſchreit Ihr über Abgeſchmacktheit und Uebertreibung, wenn Ihr in der Nachbildung eines Kunſtwerks das Original von dem Genius des Künſtlers übertroffen findet. Ja wohl habt Ihr Recht! meine beiden Sirenen gleichen nicht denen der Lyra, eben ſo wenig wie Eure Werke denen gleichen, die Ihr nachgeahmt; nur mit dem Unterſchiede, daß Ihr Alles grob verunſtaltet, was Ihr berührt, während ich dem Abbild einer ziemlich mittelmäßigen Darſtellung den Stempel der Erhabenheit aufdrückte. Die Sirenen dieſer Lyra ſind zwei hübſche Mädchen, die meinigen ſind zwei Göttinnen, und Euer Bemühen iſt vergeblich: die Welt wird darüber urtheilen und Eure jämmerliche Eiferſucht oder ſtumpfe Verblendung zunichte machen. (Er läuft davon, ſein Album mitnehmend.)

Kapellm. Das wird immer ſeltſamer. Auch er iſt durch das bloße Anſchauen dieſer Lyra vom Schwindel ergriffen und toll geworden! Ja, die Weiſſagung wird erfüllt; der Wahnwitz der Eitelkeit kömmt über die mittelmäßigen Talente, die den Talisman beflecken. O zauberiſche Lyra! ich erkenne die übernatürliche Macht, die in dir wohnt, und da du dem, der Wohllaut dir entlockt, Weisheit und Glück verſprichſt, ſo nahe ich mich dir mit ehrerbietigem Vertrauen und hoffe, dir ſo herrliche Harmonieen zu entlocken, daß alle Mächte des Himmels oder der Hölle, die bei deinem Bau Beiſtand leiſteten, ſich mir unterordnen und mir gehorchen werden, wie einſt dem großen Adelsfreit.

Kritiker. Seyd auf Eurer Hut; was ſich hier unter unſeren Augen zuträgt, iſt wirklich höchſt wunderbar und kann Euch zur Warnung dienen.

Kapellm. Wie, Ihr zweifelt an meiner Macht?

Kritiker. Ei freilich, ich zweifle ſtark daran, mit Eurer Erlaubniß. Ich habe Euch oft genug vor aller Welt geprieſen, Euch Gefälligkeiten in Menge erzeigt, darum könnt Ihr wohl einiges Vertrauen in mich ſetzen. Begnügt Euch mit den Lorbeern, die mein Wohlwollen Euch zuerkannte; ſeyd zufrieden mit dem Rufe, den meine Feder Euch verſchaffte. Die Menſchen habt Ihr getäuſcht, wagt es nicht mit den Geiſtern einer anderen Ordnung....

Kapellm. Ich verſtehe Euch nicht und fürchte, daß auch Ihr den Verſtand verloren, weil Ihr mit unheiligee Hand die Lyra berührtet. Meinen Ruf verdanke ich nur meinen Meiſterwerken, die vergiftete Feder eines Journalſkriblers konnte mir keine Lorbeern zuerkennen. Das Genie krönt ſich ſelbſt, es pflückt ſeine Lorbeern mit eigener Hand und verachtet die unreinen Rathſchläge der Schmeichler, die es, nur um ſich ſelbſt zu heben, an ſeiner Kraft irre zu machen ſuchen.

Kritiker (ihm die Lyra reichend). Ihr wollt es! Wohlan, möge Eure unſinnige Kühnheit ihren Lohn ärndten und Euer Geſchick ſich erfüllen.

Kapellm. Nieder aufs Knie, Sklave!

Meph. Glück zu! Leier, jetzt biſt du verloren.

(Fortſetzung folgt.)

Bibliographie.

L'homme de trente ans. — Roman von E. Bergounioux. 2 Bde. 15 Fr.
Les trois soufflets. — Von Frau von Cubières. 7½ Fr.
Traité élémentaire de Conchyliologie. — Von G. P. Deshayes. Erſcheint in 12 Lieferungen. Pr. jeder Lfg. 6 Fr.
Le Siége de Rome. — Von L. Dinocourt. 2 Bde. 15 Fr.
Traité pratique du pied-bot. — Von V. Duval. 7 Fr.
Un jeune homme charmant. — Von Paul de Kock. 2 Bde. 15 Fr.
La tour de Biarritz. — Von Eliſa von Mirbel. 7½ Fr.
La Marquise de Vivonne. — Von Frau von Montaran. 2 Bde. 15 Fr.

England.

Das Sprachgenie eines Wäliſchen Holzſägers.

(Schluß.)

Obgleich Richard viele Sprachen gelernt und eine große Anzahl alter und neuer Schriftſteller geleſen hat, ſo würde es doch ſchwer ſeyn, die Ausdehnung ſeiner Kenntniſſe genau anzugeben. Man könnte ſogar glauben, daß er über der Beſchäftigung mit anderen Sprachen ſeine Mutterſprache vergeſſen hat, und auch das Engliſche ſpricht und ſchreibt er im Vergleich mit anderen Sprachen nur auf eine ſehr unvollkommene Weiſe. Es iſt ſchon bemerkt worden, daß Richard ſeine ganze Aufmerkſamkeit nur auf den grammatikaliſchen Bau der Sätze richtet, den Inhalt des Geleſenen aber auf keine Weiſe zu faſſen im Stande iſt. Der folgende Zug mag als Beleg dazu dienen. Einer der Freunde Richards, welcher einen Beſuch von einem der ausgezeichnetſten Mitglieder der Univerſität erhielt, glaubte, daß dieſem ein ſolches Phänomen im höchſten Grade intereſſiren müſſe, und lud deshalb Richard zu ſich ein. Nachdem das erſte Erſtaunen über ſeine wunderliche Erſcheinung vorüber war, richtete man mehrere Fragen in Franzöſiſcher und Italiäniſcher Sprache an ihn, welche er mit gewohnter Schnelligkeit und Einfachheit beantwortete. Hierauf bat man ihn, eine Stelle aus dem Homer zu erklären.

Digitized by Google

Richard griff nun in ſeine Beinkleider und wühlte darin umher, bis er zu der Stelle gelangte, welche den großen Dichter beherbergte. Hierauf zog er das Buch hervor und reichte es dem Gelehrten, damit dieſer ihm eine Stelle bezeichne. Dieſer verſpürte natürlich keine große Luſt, das Buch in die Hand zu nehmen, und überließ es Richard, ſich eine Stelle auszuwählen. Nun las derſelbe mit vieler Genauigkeit und Sorgfalt einige Verſe der Ilias und begleitete ſie mit ſehr ſcharfſinnigen kritiſchen Bemerkungen. Hierauf verſuchte er eine Engliſche Ueberſetzung zu geben, was zwar nicht ohne einige Unbeholfenheit geſchah, woraus man aber doch erſah, daß er den Sinn vollkommen gefaßt hatte. „Sehr gut, Richard," ſagte der Fremde; „Sie haben das Stück ganz richtig überſetzt. Haben Sie die Ilias geleſen?" — „Ja, ich habe ſie geleſen." — „Was halten ſie vom Charakter der Andromache?" — „Andromache?" ſagte er nach einer langen Pauſe. „Ja, was halten Sie vom Charakter der Andromache?" — „Das iſt ein Männerkampf." — „Schön, das iſt die Etymologie des Namens; aber was halten Sie von Andromache, der Gattin des Hektor?" — „Die kenne ich nicht." —

Richard iſt ſehr bereitwillig, ſeine Kenntniſſe mitzutheilen, und glaubt ſich verpflichtet, ſeine Dienſte einem Jeden anzubieten, der davon Gebrauch machen könnte. Die Nichtachtung und die Gleichgültigkeit, auf die er überall ſtößt, geben ihm reichlichen Anlaß zu Klagen, und er glaubt ſich wegen ſeiner Bemühungen, die Wahrheit und die Wiſſenſchaft zu verbreiten, verkannt und verfolgt. Zuweilen wähnt er ſich auch einer religiöſen Verfolgung ausgeſetzt. „Ich freue mich", ſagt er, „daß ich würdig erachtet wurde, für die gerechte Sache zu leiden, welcher ich gern mein Leben opfern möchte, ſollte ich auch verbrannt werden oder die grauſamſten Qualen zu beſtehen haben." — Wenn es ſchon nicht zu verwundern iſt, daß Richard wenig Perſonen findet, welche Griechiſch oder Hebräiſch lernen wollen, ſo iſt es wohl noch natürlicher, daß ſich Niemand ſeiner Anleitung dabei bedienen will. Seine Unkenntniß der Weltſitte, die unglückliche Schwäche ſeiner Augen, die ungemeine Schwierigkeiten, ſeine Gedanken zu faſſen, ſind nicht die geringſten Hinderniſſe, welche ſeinem Erfolge als Lehrer im Wege ſtehen. Bringt man dann noch die Unreinlichkeit ſeiner Perſon und ſeiner Kleider in Anſchlag, ſo wird man einſehen, daß er wenig zu hoffen hat.

Alles, was Richard zur Beförderung des Sprachſtudiums thun kann, erfüllt er redlich, indem er unausgeſetzt an der Vollendung mehrerer ausgedehnter Werke arbeitet. Unter dieſen befinden ſich ein Griechiſch-Engliſches Wörterbuch und eine Sammlung Hebräiſcher Stellen, welche er mit einem Hebräiſch-Engliſchen Wörterbuch und einer Lateiniſchen Abhandlung über die Hebräiſche Muſik und Proſodie verſehen hat. Noch wichtiger iſt ein Hebräiſch-Griechiſch-Engliſches Wörterbuch, das ſchon weit vorgerückt iſt. Ferner ſchrieb er eine Hebräiſche Grammatik mit Anwendung der Vokalzeichen, deren Gebrauch im Alterthum er aus Schriftſtellern vor dem Talmud bewieſen hat. Seiner Anſicht nach ſind dieſelben nicht nur für die muſikaliſche Betonung, ſondern auch für das volle Verſtändniß der Sprache unbedingt erforderlich.

Zu einer Zeit zeigte Richard große Neigung für die Muſik; er genügte derſelben zuerſt, indem er eine Zinke blies, und er gab dieſes Ur-Inſtrument nicht eher auf, als bis er ein Waldhorn erhielt, mit welchem er die Plage der Nachbarſchaft wurde. Später ſchenkte ihm ein Freund eine alte Wäliſche Harfe, welche er ſelbſt beſpannte und zu deren Tönen er die Hebräiſchen Pſalme in der Urſprache ſang.

Es dürfte ſchwer ſeyn, die ſo entſchiedene Neigung Richard's für das Erlernen von Sprachen und die bemerkenswerthen Fortſchritte, die er in einem ſo abſtrakten Studium machte, auf eine befriedigende Weiſe zu erklären, wenn man ſeine gänzliche Unbrauchbarkeit für alle andere Dinge bedenkt. War es eine urſprüngliche Anlage, ein Geſchenk der Natur oder das Reſultat einer Ideen-Aſſociation, welche ſich in ſeiner Kindheit gebildet hatte und deren Spuren verloren gegangen ſind? Sein merkwürdigſtes Vorbild iſt Magliabecchi, der Bibliothekar des Großherzogs von Florenz, welcher mit einem erſtaunlichen Gedächtniſſe und einem nicht zu befriedigenden Wiſſensdurſte eine ausgebreitete Kenntniß der alten und neuen Sprachen verband. Sein Gedächtniß war ſo außerordentlich, daß er ſich nicht nur alles Geleſenen erinnerte, ſondern auch den Schriftſteller, das Buch und die Seite citiren konnte. Und dennoch hat er nichts hinterlaſſen, als einige Briefe und einen Katalog der Orientaliſchen Manuſkripte in der Bibliothek zu Florenz. Wenn Magliabecchi und Jones ſich in ihren Neigungen und Beſtrebungen nähern, ſo findet ein ungeheurer Abſtand zwiſchen ihrer äußeren Lage ſtatt. Der Eine korreſpondirte mit Gelehrten, ging mit den Vornehmen um, der Andere muß alle ſeine literariſchen Schätze mit ſich herumtragen und die Barmherzigkeit in Anſpruch nehmen. Armer Gelehrter!

(R. B.)

Mannigfaltiges.

— Ausländiſche Literatur in England. Zu den Engliſchen Zeitſchriften, die ſich bereits ausſchließlich oder zum Theil mit der Literatur des Auslandes beſchäftigen, iſt jetzt noch eine neue gekommen, die in monatlichen Heften erſcheint und den Titel führt: „Foreign Monthly Review and Continental Literary Journal". Das uns vorliegende erſte Heft (Mai, 1839) wird dem Publikum ohne irgend ein einleitendes Wort übergeben, aus welchem man auf die Männer, denen die Redaction anvertraut iſt, und von dieſen auf die künftige Richtung der neuen Zeitſchrift einen Schluß ziehen könnte. Der Inhalt giebt ſich jedoch ſogleich als ſehr mannigfacher Art, fern von aller einſeitigen exkluſiven Auffaſſung, wie man ſie ſonſt wohl von Engländern und Franzoſen auf den Gebieten ausländiſcher Literatur gewohnt war, und als ganz beſonders vertraut mit den literariſchen Zuſtänden unſeres Deutſchen Vaterlandes zu erkennen. Von ſechzehn kritiſchen Anzeigen, die dieſes erſte Heft enthält, beſchäftigen ſich nicht weniger als acht mit Deutſchen Werken, ſieben ſind Franzöſiſchen Büchern gewidmet und eine endlich einem Italiäniſchen. Die Eröffnung des Ganzen bildet der „Deutſche Muſen-Almanach für das Jahr 1839", der dem Reviewer Gelegenheit giebt, einige Worte der Anerkennung über Adelbert von Chamiſſo und der Trauer über den frühen Tod des Dichters zu ſagen. „Nord-Amerika's ſittliche Zuſtände" von Dr. Julius, Böttiger's „Literariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen", Raumer's „Hiſtoriſches Taſchenbuch", Friedr. Förſter's „Friedrich Auguſt II.", Lappenberg's „Geſchichte von England", Franz Palacky's „Literariſche Reiſe nach Italien" und Simrock's „Salomon und Morolf" werden demnächſt beſprochen und geben zu mehr oder weniger umfaſſenden Auszügen Anlaß. Daß bei vielen dieſer Mittheilungen Deutſche Bearbeiter die Hand mit im Spiele gehabt, möchten wir unbedingt vorausſetzen, denn nicht leicht haben Engliſche Literaten eine ſo ſichere Lokal- und Perſonenkenntniß, als hier meiſtens gezeigt wird. Wir werden wohl zuweilen Gelegenheit haben, auf dieſes Journal zurückzukommen, weshalb wir es für jetzt bei dieſer kurzen Anzeige bewenden laſſen.

Belgien.

Haupt-Ueberſicht

der Verheirathungen, Geburten, Eheſcheidungen und Todesfälle in Belgien, während des Jahres 1837.

Provinzen.	Anzahl der Geburten						Anzahl der		Anzahl der Todesfälle					
	in den Städten.			auf dem Lande.			Verheirathungen.	Eheſcheidungen.	in den Städten.			auf dem Lande.		
	männl.	weibl.	Summa.	männl.	weibl.	Summa.			männl.	weibl.	Summa.	männl.	weibl.	Summe.
Brabant	3337	3209	6546	7527	6924	14451	4743	8	3196	3175	6371	5844	5712	11556
Limburg	655	642	1297	4573	4262	8835	2350	0	585	575	1160	3573	3711	7284
Lüttich	1794	1721	3515	5554	5103	10657	3106	4	1632	1635	3267	4110	3927	8037
Oſtflandern	3176	3005	6181	9364	8948	18312	3566	3	2543	2787	5330	7569	8146	15715
Weſtflandern	2955	2760	5715	8274	7791	16065	4682	0	2523	2734	5257	6717	6715	13432
Hennegau	1380	1380	2760	9510	8916	18426	3084	1	1243	1304	2547	6839	6831	13670
Namur	567	622	1189	3211	3046	6257	1673	0	514	491	1005	2002	1902	3904
Antwerpen	2240	2044	4284	3781	3540	7321	2795	2	1768	1909	3677	2907	2882	5789
Luxemburg	292	290	582	5361	4960	10321	2214	0	270	252	522	4830	4789	9619
Hauptſumme	16396	15673	32069	57155	53490	110645	32213	18	14274	14862	29136	44391	44615	89006

(Aus dem Annuaire de l'observatoire de Bruxelles pour l'an 1839.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 63. Berlin, Montag den 27. Mai 1839.

Italien.

Handbücher für Reiſende in Italien.

Die Klage Deutſcher Reiſenden in Italien über die Unzulänglichkeit der vorhandenen Reiſehandbücher iſt ganz allgemein. Die Meiſten pflegen, nachdem ſie von Reigebaur ſich vielfältig verleitet oder verlaſſen gefunden, zu dem Mailändiſchen Itinéraire ihre Zuflucht zu nehmen. Mit beiden Büchern neben einander, verſicherten mir Viele, ziemlich gut ausgekommen zu ſeyn. Wem mit einem Franzöſiſchen Buche nicht gedient iſt, dem iſt ſchwer zu helfen. Sonſt möchten Valery's Reiſen, wie bisher, auch ferner noch viel Gunſt und Dank erwerben. Dies Buch iſt allerdings ſehr Franzöſiſch und von allerhand Leichtfertigkeit nicht freizuſprechen. Doch iſt es reichhaltig, gewährt zugleich eine anziehende Lektüre und liefert eine Menge von praktiſchen Notizen. Ich kenne faſt keine Deutſche Reiſebeſchreibung, die in gleichem Sinne zu empfehlen wäre. Die im Bereiche der materiellen Bedürfniſſe gemachten Erfahrungen mitzutheilen, iſt inſonderheit von den Meiſten verſchmäht worden. Einige unbedeutende Nachweiſungen giebt Wolfgang Menzel. Sie ſind zu dürftig, um nützlich zu ſeyn. Was gelten überhaupt die Erfahrungen eines Solchen, der Italien einmal durchfliegt? Die Erfahrungen Erfahrener ſind zu Rathe zu ziehen, damit man erfahren werde. Und wenn irgendwo, ſo iſt in Italien ohne langen Aufenthalt und viel Gewandtheit in allen weſentlichen Dingen Nichts zu erfahren. Um dem Reiſenden Zeit, Koſten, unnütze Mühe und Verdruß zu erſparen, um ihm das Reiſen, den Aufenthalt in den Städten und die Auffindung der Merkwürdigkeiten leicht und bequem zu machen, ſind die Beſchreibungen einzelner Reiſen natürlich nur kümmerliche Nothbehelfe, und es bedarf der eigens für ſolche Zwecke ausgearbeiteten allgemeinen Handbücher. In dieſer Beziehung hat Reigebaur um die Deutſchen, welche Italien bereiſen, ſich jedenfalls außerordentlich verdient gemacht. Doch ſind die Klagen über die große Mangelhaftigkeit ſeines Handbuchs, wie es bis jetzt iſt, vollkommen gerecht. Dem Verfaſſer ſoll ſogar die eigene Anſchauung des Landes, durch welches er uns zu leiten unternahm, gefehlt haben. Er hat demſelben aber in dieſem Jahre wirklich ſeinen perſönlichen Beſuch abgeſtattet, freilich kurz genug, vielleicht aber für einen ſo wohl vorbereiteten Mann, als er es ſeyn muß, dennoch gewinnreich, beſonders wenn er zweckmäßige Verbindungen im Lande ſelbſt geſucht und angeknüpft haben ſollte. Möchte denn die neue Auflage des Handbuchs, welche bevorſteht, den dringendſten Anforderungen, die der Reiſende an ein ſolches Werk macht, gründlicher entſprechen, als bisher der Fall geweſen. Es wird nicht überflüſſig ſeyn, dieſe Anforderungen beſtimmter zur Sprache zu bringen. Doch ſind zugleich ein Paar neuere Bücher zu würdigen, nämlich zuerſt:

Reiſe durch Italien und Sicilien vom Jahre 1828 bis 1830, von J. B. Hegemann. Münſter, in Kommiſſion bei Deiter's, 1835. 8. XVIII und 477 Seiten.

Der Verfaſſer hat ſein Buch ſo nützlich als möglich zu machen geſucht und ihm neben der Mittheilung ſeiner eigenen Reiſchickſale auch eine ſolche Einrichtung gegeben, daß es, wie er auf dem Titel hinzufügt, als „ein richtiges und ins Einzelne führendes Handbuch" dienen könne. Der Verfaſſer iſt der gewiſſenhafteſte und umſtändlichſte Mann, den man ſich wünſchen kann, ſo gewiſſenhaft, daß er niemals unterläßt, irgend eine hingeworfene Bemerkung, die er von einem Reiſegefährten zufällig aufgenommen, ausdrücklich als fremdes Eigenthum zu markiren, ſo umſtändlich, daß er ſich unaufhörlich zu verwahren, zu entſchuldigen, zu bedanken, vorwärts und rückwärts zu beziehen nöthig findet. „Die mitgetheilten Charakterzüge", ſagt er, „folgerte ich aus dem kurzen Umgange mit dem Volke und aus ſeinem Benehmen gegen mich, woraus man wohl nicht aufs Allgemeine ſchließen könnte." Der Verfaſſer verſchont uns mit Büchergelehrſamkeit. Seine Mittheilungen beruhen auf Erkundigungen, die er an Ort und Stelle eingezogen hat, oder auf Belehrungen, welche er den in den verſchiedenen Städten ſelbſt erſchienenen Guides verdankt. Die Art der Erzählung iſt vollkommen naiv. Der Verfaſſer erſtaunt vor den Augen des Leſers einmal über das Andere und geſteht in aller Offenherzigkeit, daß ihm Dieſes vorzüglich gefiel und Jenes nicht gefallen konnte. Zum Beiſpiel, daß er im Pantheon einigemale Katzen über die Altäre ſpazieren ſah, das konnte ihm nicht gefallen. (S. 177.) „Ueber die vielen Eidechſen aber muß er ſich einmal verwundern, und ein andermal erſtaunt er über die gar allgemeine Schönheit des Frauenzimmers an Geſicht und Wuchſe." (S. 228.) Wegen des Styls bittet der Verfaſſer ſelbſt um Nachſicht; „er habe geliefert", ſagt er, „was er vermochte", und das merkt man dem Buche in der That überall an. Der Verfaſſer iſt ein Biedermann von Hausverſtand und geradem Gefühl, zum Bücherſchreiben freilich nicht polirt genug und mit ſeltſam veralteten Formen behaftet. Den Anforderungen, welche wir an ein Reiſehandbuch zu ſtellen geſonnen ſind, entſpricht ſein Buch nicht ſehr. Wir werden aber ſie auszuſprechen mehr Gelegenheit finden bei der Beurtheilung des anderen ganz neuen Buches.

(Fortſetzung folgt.)

Frankreich.

Mozart's erſte Reiſe nach Paris.

Von Fetis.

Im November 1763 klopfte eines Morgens an die Thür eines kleinen Hauſes der Straße St. Honoré ein noch junger Mann in Begleitung zweier Kinder und verlangte Herrn Grimm zu ſprechen, an den er einen Brief zu eigenen Händen abzugeben habe. Dem unmodiſchen Schnitt ſeiner Kleider nach, mußte er ein Fremder ſeyn, und an der harten Ausſprache erkannte man bald den Deutſchen. Nach einigen im Vorzimmer zugebrachten Minuten wurde er zu Herrn Grimm geführt, der im Lehnſtuhl vor einem breiten Kamine ſaß, an den die Kinder des Fremden, ohne erſt auf eine Einladung zu warten, ſogleich hintraten, um ſich ihre erſtarrten Händchen zu wärmen. Der berühmte Kritiker war mit der Durchſicht der Tragödie Warwick von La Harpe beſchäftigt, die man vor einigen Tagen mit Erfolg auf dem Theatre français gegeben hatte, und überdachte das Referat, welches er ſeinen Korreſpondenten darüber zuſchicken wollte. Er nahm den ihm von dem Fremden überreichten Brief, ſah nach der Chiffre des Siegels, um daraus den Abſender zu erkennen, und ſagte nach Durchleſung deſſelben zum Ueberbringer:

„Sie ſind Herr Mozart aus Salzburg und dies Ihre beiden Kinder?" — „Ja, mein Herr." — „Und Sie kommen nach Paris, um dieſe jungen Künſtler hören zu laſſen? Ich befürchte, daß Ihnen nicht der Erfolg, auf den Sie hoffen und den ich Ihnen wünſche, zu Theil werden wird. Die Franzoſen, die ſich zwar einbilden, große Muſikkenner zu ſeyn, urtheilen doch meiſtentheils darüber wie Taube. Sie ziehen das Geſchrei ihrer Schauſpieler dem Geſang der Italiäniſchen Buffi vor, und man gefällt ihnen mehr durch Lärm als durch wirkliche Harmonie. Sie haben Herrn Rouſſeau beinahe geſteinigt, weil er ſie auf ihren ſchlechten Geſchmack aufmerkſam machte. Das einzige Mittel, wodurch Sie ſich einigen Erfolg in Paris ſichern können, iſt, die öffentliche Neugierde durch die Ankündigung der frühzeitigen Anlagen Ihrer Kinder zu reizen; das wirkt vielleicht mächtiger, als die Macht eines ſchon ausgebildeten Talentes. Wir wollen wenigſtens einen Verſuch damit machen. Die Herrſchaften vom Hofe geben hier den Ton für die ganze übrige Geſellſchaft an; ihre Ausſprüche in Bezug auf die Mode werden ohne Widerſpruch von allen denen angenommen, die zur feinen Welt gehören wollen; man muß ſie alſo für ſich einzunehmen ſuchen. Ich werde mich bemühen, Alle, die mir bekannt ſind, zu Ihren Gunſten zu ſtimmen, und alle meine Freunde zur Mitwirkung auffordern; vielleicht gelingt es uns. Kommen Sie nach einigen Tagen wieder, und faſſen Sie Muth."

Leopold Mozart, zweiter Kapellmeiſter des Fürſt-Biſchofs von Salzburg, war Wolfgang Mozart's Vater, und eines der Kinder, welche ſich an Grimm's Kamin wärmten, ſollte einſt der berühmte Schöpfer des Don Juan werden. Doch blicken wir um einige Jahre zurück.

In der freundlichen Stadt Salzburg ſteht an dem Ufer der Salza ein Haus, deſſen Mauern an der einen Seite ſich in den Wellen baden, während an der anderen ſich ein kleiner Garten ausbreitet, der ihm ein friſches, heiteres Anſehen giebt. Es

Digitized by Google

ſcheint, wie durch ſeltene Bevorzugung, allen Zerſtörungen eines Klima's widerſtanden zu haben, das den Denkmälern im Allgemeinen ſo ungünſtig; es iſt ſehr wohl erhalten, und die Sonne hat den Steinen eine goldene Färbung verliehen, dem feinen blauen Hauche der Herbſtfrüchte zu vergleichen. Dieſes Haus hat nur ein Stockwerk; eine hölzerne Gitterthür führt auf eine ſtille Straße hinaus, die ſo wenig betreten wird, daß Gras zwiſchen dem Pflaſter emporſprießt. In dieſem Hauſe hat eine Auserwählte unter den Frauen am 27. Januar 1756 Johann Chryſoſtomus Wolfgang Gottlieb Mozart geboren; hier verlebte das Kind ſeine erſten Jahre, hier ſpielte es auf dem Grasplatz des Gartens, hier ward es eingelullt von dem eintönigen Wellenſchlag der Salza. Die erſten Geſänge, die ſein Ohr trafen, waren die Lieder der Schiffer, deren Barken den Fluß auf und ab fuhren. Wenn er, noch ganz klein, auf dem Knie ſeiner Mutter weinte, nahm dieſe ihn in ihre Arme, öffnete das Fenſter und zeigte ihm das reiche Thal, in welchem das ſchöne blaue Gewäſſer des Fluſſes dahinſtrömte; dies Schauſpiel wirkte mächtig auf das Kind, beruhigte es, und ganze Stunden blieb es in dieſen Anblick verſenkt.

Wolfgang Mozart zählte kaum drei Jahr, da hörte er zu, wie ſeiner um vier Jahr älteren Schweſter der erſte Klavierunterricht ertheilt wurde, und plötzlich, wie durch eine innere Umwälzung, erwachte der Muſikſinn in ihm; ſo oft er zu einem offenen Klavier gelangte, war es ihm ein Vergnügen, ſeine kleinen Hände auf die Taſten zu legen, und ſelten ſchlug er Akkorde an, die den Geſetzen der Harmonie entgegen waren. Die Muſik war für ihn gleichſam eine Sprache, die er ſtammelnd begann und von der er täglich eine neue Wendung faßte. Dieſe Sprache wurde ihm bald vertrauter als die der Worte, und er wußte ſchon, was eine Terz, was eine Oktave ſey, ehe er dieſe Intervalle zu benennen verſtand. Wir wollen ihm in dieſen Studien nicht weiter folgen; nur ſo viel ſey geſagt, daß er bereits vor ſeinem fünften Jahre kleine Muſikſtücke improviſirte, die ſein Vater aufſchrieb. Dieſe Compoſitionen waren zwar nicht fehlerfrei, aber man fand darin doch nichts, was für das Ohr verletzend geweſen wäre.

Da Leopold Mozart von ſeinem Amte nicht ſo viel Einnahmen hatte, um ſeine Familie davon erhalten zu können, ſo kam er auf den Gedanken, die frühzeitigen Fähigkeiten des jungen Wolfgang auszubeuten; er ſollte an Deutſchen und ausländiſchen Höfen ſein Talent produziren. Als die Vorbereitungen zur Reiſe beendigt waren, verſchloß man Thüren und Fenſter des Hauſes, und die Familie, aus Vater, Mutter und zweien Kindern beſtehend, machte ſich voll der ſchönſten Hoffnungen auf den Weg. München war die erſte Stadt, die ſie beſuchte, und die Aufnahme, welche ſie bei dem Kurfürſten fand, ſehr ermunternd. Von München begab ſie ſich nach Wien, wo den beiden Kindern verſtattet ward, ſich vor dem Kaiſer hören zu laſſen. Nach einem gewinnreichen Aufenthalt in mehreren Städten kehrte die Familie nach Salzburg zurück, und Wolfgang, durch dieſen erſten Erfolg angefeuert, gab ſich mit deſto mehr Eifer ſeiner Vorliebe zum Muſikſtudium hin. Endlich, im Monat Juli 1763, als Wolfgang Mozart ſieben Jahr alt war, unternahm ſeine Familie eine Reiſe ins Ausland; ſie wandte ſich nach Paris und nahm ihren Weg über Augsburg, Mannheim, Frankfurt, Koblenz und Brüſſel. In allen dieſen Städten verweilte ſie, um Konzerte zu geben, und ſo kam ſie erſt zu Anfange Novembers am Ort ihrer Beſtimmung an.

In Paris, wo Leopold Mozart ſich ohne Gönner, ohne Freunde ſah, ließ er einen Augenblick den Muth ſinken, um ſo mehr, als er von der Sprache, die er um ſich herum reden hörte, kaum einige Phraſen verſtand und noch weniger ſich darin auszudrücken wußte. Doch er erinnerte ſich eines Empfehlungsſchreibens, welches ſein Kollege, der Secretair des Erzbiſchofs, ihm an einen ſeit mehreren Jahren in Paris anſäſſigen Landsmann mitgegeben hatte. Seine erſte Sorge war, dieſen Brief abzugeben, ſobald es ihm gelang, die Adreſſe und Wohnung des Herrn Grimm auszukundſchaften, — für einen Bewohner von Salzburg, den das Schickſal zum erſtenmale in das Getöſe einer großen Hauptſtadt geführt hatte, gewiß keine Kleinigkeit. Wir haben oben geſehen, was das Ergebniß dieſes Beſuches war; wenngleich dadurch ſeine Hoffnungen auf einen glänzenden Erfolg nicht geſteigert wurden, ſo hatte der Künſtler doch wenigſtens einen Beſchützer gefunden, und das war bei ſeiner gänzlichen Unbekanntſchaft in Paris von großem Werth für ihn; nur konnte er nicht recht begreifen, wie dieſer Gönner, den man ihm als einen Gelehrten bezeichnet hatte, zu dem Weſen und den Umgebungen eines reichen Mannes kam. Statt der kleinen, zwar reinlichen, aber doch ſehr einfachen Stube ſeines Freundes Boehmer, welcher ihn an Grimm empfohlen und der ebenfalls Gelehrter und Geheimſchreiber einer Eminenz war, ſah er hier einen prächtig verzierten Saal, in den ihn ein Bedienter in Livree führte. Wenn es ſchon ſo bei den Schriftſtellern ausſieht, dachte der gute Mann bei ſich, wie mögen da erſt die Umgebungen der Vornehmen ſeyn! Doch hatte er ſpäterhin oft genug Gelegenheit, zu bemerken, daß nicht alle Schriftſteller ſo ſchöne Wohnungen beſaßen, wie Herr Grimm, der Korreſpondent der Fürſten.

Alles, was er in Paris erblickte, war neu für unſeren Fürſtbiſchöflichen Kapellmeiſter, und ſeine Familie, die ihn auf ſeinen Spaziergängen begleitete, theilte ſeine Bewunderung. Die Schönheit der Gebäude, der Reichthum der Equipagen, der Glanz der Kaufläden, die damals wie jetzt in der ganzen Welt berühmt waren, und das rege Leben, das überall wogte, ſetzte dieſe guten, an die Stille der kleinen Städte Deutſchlands gewöhnten Bürgersleute in Erſtaunen; nur Wolfgang Mozart machte ſeine Schweſter von Zeit zu Zeit auf die unreinen Stimmen und ſchlechten Inſtrumente der herumziehenden Muſikanten aufmerkſam. Ein ganz unerwarteter Umſtand ſtörte ſie jedoch in ihren Betrachtungen gleich bei den erſten Ausflügen, die ſie durch die Stadt unternahmen. Seit kurzem war auf dem neuen Platze, den die Stadt Paris Ludwig XV. zu Ehren hatte einrichten laſſen, die von Bouchardon angefertigte Reiterſtatue dieſes Monarchen aufgeſtellt worden; als die Mozartiſche Familie dieſen Platz betrat, der zwiſchen dem Hofe und dem Garten der Tuilerieen gelegen iſt, traf ſie eine ſehr unruhige Menſchenmaſſe auf demſelben an, und ſo eben hatte man auf dem Fußgeſtell des Monumentes einen Zettel mit den Worten: „Statua statuae" entdeckt. Dadurch wurde eine große Menge von Gaffern herbeigezogen, die Polizei miſchte ſich darunter und verhaftete die Unruhigſten. Beinahe wäre Leopold Mozart, der, ohne zu wiſſen, was ſich eigentlich zutrug, immer vorwärts drängte, als einer der Unruheſtifter verhaftet worden; glücklicherweiſe jedoch bemerkte man, daß er ſehr für ſeine Kinder beſorgt war und ſie vor dem Drängen der Menge zu ſchützen ſuchte, und man erkannte nun, daß er ein friedlicher, nur etwas neugieriger Bürger ſey. Man kann ſich denken, daß er der an ihn ergehenden Aufforderung, ſich fortzubegeben, nicht widerſprach; eiligſt entfernte er ſich, ohne auch nur die Urſache des Tumultes enträthſeln zu können, nahm ſich aber vor, in Zukunft jedem Volksgedränge aus dem Wege zu gehen. Uebrigens wartete ihrer im Gaſthofe zu den drei Türken, wo ſie abgeſtiegen waren, und wohin ſie zum Mittageſſen zurückkehrten, eine angenehme Entſchädigung, denn ſie fanden dort Billets zur Oper vor, die Herr Grimm für ſie geſandt hatte. Es ſtand zu erwarten, daß die zweite Vorſtellung in dem neuen Saale der Tuilerieen eine große Menſchenmenge herbeiziehen würde, daher ordneten die guten Salzburger ſchnell ihren Anzug, aßen ſich nur halb ſatt und langten am Theater-Eingange zwei Stunden vor Eröffnung deſſelben an. Sie hatten noch hinreichend Zeit, um durch die Erzählungen eines gefälligen Nachbars zu erfahren, durch welchen Umſtand die Oper in den Tuilerieen-Saal verlegt worden ſey.

Während der Nachbar Leopold Mozart's ihm dies erzählte, wuchs die Menge immer mehr an und ward unruhig, weil man die Thüren des Theaters nicht öffnete, obgleich die große Uhr der Tuilerieen ſchon vier geſchlagen hatte; man drängte heftig gegen die Barrièren an, welche die Vorderſten zurückhalten ſollten, und ſchon geriethen unſere ehrlichen Deutſchen bedeutend in die Klemme, als man glücklicherweiſe die Thüren öffnete. Sie kamen zuerſt hinein und nahmen im Paradieſe Platz, welches nebſt dem Parterre der ſchauluſtigen Menge allein offen ſtand, weil die beiden Logenreihen von den Standesperſonen beſetzt waren. Der junge Mozart wurde von all dem Neuen, was ihm ein ſolcher Anblick darbot, lebhaft ergriffen. Keiner der Schauſpielſäle, die er bis jetzt geſehen, war von ſo großartigen Verhältniſſen; nirgends hatte er eine ſolche Pracht in der Ausſchmückung und ſo viel ſchöne reich gekleidete Damen erblickt. Ihn langweilte keineswegs das Warten auf den Anfang des Stückes, denn er hatte ja im Saale ſo Mannigfaltiges zu beobachten. Endlich ertönten die erſten Akkorde der Ouvertüre.

Wolfgang Mozart, dies geniereiche Kind, dem die Muſik nicht durch Erlernen, ſondern durch göttliche Eingebung zugefloſſen war, urtheilte über dieſe Kunſt mit richtigerem Gefühl, als ſeine ganze Umgebung, und doch zählte er erſt acht Jahre! Das Orcheſter der Oper, welches in ganz Europa gelobt wurde, welchen Ruhm ihm freilich nur die Franzoſen ſelbſt verſchafft hatten, entſprach keineswegs ſeinen Erwartungen. Es ſchien ihm mit keinem der in Deutſchland gehörten auf gleicher Stufe zu ſtehen, ja, er gab in ſeinem Innern vielleicht ſelbſt der von ſeinem Vater geleiteten Kapelle des Fürſt-Biſchofs von Salzburg den Vorzug, denn das Orcheſter der Oper ſpielte rauſchend, ohne Einklang, ohne Ausdruck, ja oft ſogar unrichtig; der Dirigent gab zwar jede Taktart mit ſeinem Stabe an, kümmerte ſich aber gar nicht um die vorkommenden Fehler, und ſo war denn die Ausführung der Ouvertüre eine wahre Marter für Wolfgang. Endlich wurde der Vorhang aufgezogen, doch nicht unter dem feierlichen Schweigen, das man jetzt dabei beobachtet; vielmehr herrſchte im Saal ein ſolcher Lärm, daß die Schauſpieler ſich lange Zeit hindurch nicht verſtändlich machen konnten. Ganz laut warf man dem Baumeiſter Soufflot die unzähligen Mängel des neuen Saales vor; man meinte, es hätte ſich nicht der Mühe verlohnt, acht Monate Zeit und 400,000 Livres aufzuwenden, um das Theater dafür ſchlechter als das alte herzuſtellen. Das Parterre ſey im Verhältniß zur Bühne viel zu hoch, die erſte Logenreihe ſpringe zu weit vor, während die zweite zu ſehr in den Hintergrund trete; das Paradies ſey viel zu entfernt und zu ſehr erhöht, ſo daß man nur mit größter Mühe ſehen könne, was auf dem Theater vorgehe.

Der Mozartſchen Familie war keiner der Schauſpieler bekannt; glücklicherweiſe aber ſaß der gefällige Nachbar, der ihnen vor der Thür alle Nebenumſtände der Feuersbrunſt und des Wiederaufbaues der Oper mitgetheilt hatte, wieder neben ihnen und gab ihnen über jeden auftretenden Schauſpieler die vollſtändigſte Auskunft. „Sie müſſen geſtehen, Sophie Arnould iſt eine ganz ausgezeichnete Künſtlerin, und nie bewegte man ſich mit mehr Anmuth auf den Brettern." — „Iſt dieſe Dame die erſte S[illegible]

Digitized by Google

gerin der Oper?“ fragte Wolfgang, nachdem er ihre groſſe Arie gehört hatte. — „Verſteht ſich“, entgegnete der gefällige Cicerone, „das können Sie aus den Beifallsbezeugungen erſehen, die man ihr zollt. Ich gebe zu, daß ſie eigentlich mehr ſpielt, als ſingt, und daß ihre Stimme für den Raum nicht ſtark genug iſt, aber ſie erſetzt dieſen Mangel durch wunderbare Empfindung und durch ein ſo ausdrucksvolles Spiel, daß Sie demſelben gewiß nicht widerſtehen können. Unſere jungen Herren ſind ihr ſehr gewogen, weil ſie viel Geiſt beſitzt und ihre Soupers durch Witzworte erheitert. Wenn ſie im Geſange der Antier gleichkäme, die ſich ſeit zwanzig Jahren von der Oper zurückgezogen hat und die ich noch hörte, ſo wäre ſie eine ganz vollendete Künſtlerin. Demoiſelle Antier war eine Schülerin der Rochois und zwanzig Jahre lang die Zierde des erſten Theaters der Welt. Bei ihrer Verheirathung ſchenkte die Königin ihr eine goldene Doſe mit dem Bildniß Ihrer Majeſtät; außerdem erhielt ſie noch viele andere Kleinodien von Werth und allerhand Silberzeug und hatte die Ehre, die erſten Rollen in dem Ballett auszuführen, in welchem der König tanzte. Der Arnould ſind noch nicht dieſelben Gunſtbezeugungen zu Theil geworden, der Hof iſt aber auch ſeitdem geiziger geworden; übrigens ſind ihre Triumphe vollſtändig, ſie iſt der Abgott des Publikums und wird es noch lange bleiben.“

„Was iſt Muſik“, fragte ſich der junge Künſtler, „wenn die Franzoſen, die dergleichen beklatſchen, wirklich ſo viel davon verſtehen, als ſie vorgeben?“ — „Gefällt Ihnen vielleicht die Chevallier beſſer, welche ſich jetzt auf der Bühne befindet? Ihr Fach iſt das Großartige, das Leidenſchaftliche, wie man zu ſagen pflegt; darin leiſtet ſie in der That Ausgezeichnetes, wobei ihr ihre gewaltige Stimme trefflich zu Hülfe kömmt. Wir wollen einmal ſehen, ob Sie kalt bleiben werden, wenn dieſe Sängerin eine groſſe Scene vorträgt. Aber ſie beſitzt nicht die Anmuth der Sophie Arnould, und man kann ihr etwas harte Betonung vorwerfen. Indeß, ſie hat doch viele Bewunderer, und es iſt ſchon ſo manches Gedicht auf ſie gemacht worden.“

Der junge Mozart war weit entfernt, den Enthuſiasmus ſeines Cicerone für Alles, was er hörte, zu theilen. Ungeachtet ſeiner Unerfahrenheit ſah er doch, vermöge des ihm inwohnenden feinen Muſikſinns, ſehr wohl ein, daß die Mitglieder der Oper trotz ihrer koloſſalen Stimmen keine groſſe Sänger ſeyen. Und was Rameau's ſchwerfälligen Singſang betrifft, ſo ſchien ihm derſelbe tief unter den lieblichen Geſängen der Italiäniſchen Meiſter zu ſtehen, deren Werke in Deutſchland bekannt waren. „Warum“, ſo ſagte er ſich, „bilden die Franzöſiſchen Muſiker ſich nicht nach den Muſtern, die ihnen Pergoleſe, Jomelli, Leo darbieten?“ Der arme Knabe wußte nicht, zu welchen ernſten Kämpfen ähnliche Fragen, wie die, welche er ſich in ſeiner Harmloſigkeit aufwarf, ſchon Anlaß gegeben hatten; er wußte nicht, wie bei dieſen Streitigkeiten das wahre Intereſſe der Kunſt unter den Angriffen eines vermeintlichen Patriotismus erlegen war.

Unterdeß ſchritt die Vorſtellung weiter vorwärts. Wenn die Sängerinnen im Allgemeinen, mit Ausnahme der Dlle. Arnould, den Vortheil ſchöner Stimmen für ſich hatten, ſo war es mit den Männern nicht derſelbe Fall. Die Herren Pillot und Gelin waren unter der Mittelmäßigkeit. „O, wenn Herr Chaſſé dieſe Rolle gäbe!“ rief der Dilettant im Paradieſe von neuem, um den neuen Ankömmlingen zu zeigen, daß er die Oper in ihrer beſſeren Zeit gekannt; „eine mächtigere Stimme, als die ſeinige, konnte man nicht hören, eine edlere Haltung nicht ſehen! Bei einer der erſten Vorſtellungen von „Kaſtor und Pollux“, derſelben Oper, die wir heute hören, begegnete ihm das Unglück, zu fallen, als er ſeine Truppen zum Kampf führte. Ohne einen Augenblick die Faſſung zu verlieren, rief er auf der Stelle, ganz in ſeiner Rolle bleibend, dem ihn begleitenden Chor mit einer Begeiſterung zu, als wäre es ein wirklicher Kampf: „„Schreitet über mich hinweg, dem Feinde entgegen!““ Leider hat er ſich vor ſechs Jahren von der Bühne zurückgezogen und iſt noch nicht wieder erſetzt.“

Was unſerem Wolfgang Mozart an dieſer Vorſtellung am meiſten gefiel, war der Tanz. Es entging ihm nicht, daß hierin Alles vollendet war. Veſtris tanzte zwar nicht mit, aber die berühmte Dlle. Lany führte mit ihrem Bruder ein Pas de deux aus. Auch dieſe Dame hatte ihre Dichter gefunden, die ſie den Nymphen und Grazien beizählten. Das letzte Ballett der Oper, welches das Syſtem des Kopernikus vorſtellte, wurde unübertrefflich exekutirt. Man könnte allerdings fragen, was das Syſtem des Kopernikus in der Oper „Kaſtor und Pollux“ zu thun hatte; aber das Publikum kümmerte ſich darum nicht, und ſo wollen wir die Sache auch auf ſich beruhen laſſen.

Die Deutſche Familie war entzückt über die Pracht der Decorationen, Koſtüme und Aufzüge, aber von der muſikaliſchen Partie der Oper nicht ſehr befriedigt; um eine Oper ſo ausgeführt zu hören, meinte ſie, lohne es nicht der Mühe, die Reiſe von Wien nach Paris zu machen.

Die ſieben Saiten der Lyra.

Dramatiſches Gedicht von George Sand.

(Fortſetzung.)

Kapellm. (nimmt die Lyra, die unter ſeinen Händen unreine, ſchneidende Töne angiebt). Seltſam in der That! Stumm, ſtumm für mich wie für den Dichter!

Kritiker. Das nennt Ihr ſtumm! Beim Himmel! Ihr zerreißt mir die Ohren.

Maler (kehrt mit dem Dichter zurück). Welche abſcheuliche Mißtöne! Ihr ſeyd es, werther Maeſtro, der uns ein ſo teufliſches Konzert zum Beſten giebt? Nun wundere ich mich nicht mehr, daß es ſo gräßlich klang.

Dichter (in das Album des Malers hineinblickend). Nie in meinem Leben fühlte ich mich ſo unbehaglich, als beim Anhören dieſes abſcheulichen Geklimpers, dem an Widerwärtigkeit nur dieſe Ungeheuer von Satyrn gleichkommen, jener furchtbar karrikirten Silen-Maske zunickend, die ſtatt des reizenden Muſenkopfes der Lyra zwiſchen beiden ſteht.

Maler. Und dabei, mein theuerſter Freund, liebäugelt Ihr unaufhörlich mit der Kokarde Eures Hutes, den Ihr durchaus für Orpheus Leier haltet.

Kapellm. Die hölliſchen Mächte widerſtreben mir. So rufe ich Euch an, Geiſter des Himmels! hauchet dieſer gefeſſelten Harmonie neues Leben ein; laßt ſie unter der Berührung meiner Finger erwachen, auf daß ſie, vom Schöpferhauche meines Geiſtes angeweht, himmliſche Töne erklingen laſſe. (Er berührt die Lyra, welche immer unreinere und widerwärtigere Töne von ſich giebt, die er nicht hört.).

Maler. Laßt ab, ums Himmelswillen, mir ſchaudert die Haut.

Dichter. Welch ſcheußliches Quitſchen! Man glaubt eine Katzenmuſik von den Dächern zu hören, oder einen Hexenſabbat auf Beſenſtielen.

Kapellm. Eure Tollheit hält noch immer an, Ihr dauert mich. Was mich betrifft, ich kann dreiſt behaupten, daß, wenn ich auch der Lyra keinen Ton entlocke, ich doch nicht Mißbrauch mit ihr trieb, mich hat noch kein Wahnſinn ergriffen, ich bilde mir nicht ein, aus dieſem ſtummen Inſtrumente eine himmliſche Muſik ertönen zu hören.

Dichter. Wie! Ihr vernehmet nicht, wie die ſcharfen, verſtimmten Saiten unter Euren Fingern ſchrillen, ziſchen und quiken? Wenn Ihr nicht toll geworden ſeyd, ſo habt Ihr wenigſtens das Gehör verloren. Das habe ich Euch wohl geſagt. Ihr hörtet meine göttlichen Akkorde nicht, eben ſo vernehmt Ihr auch nicht den fürchterlichen Lärm, den Ihr ſelbſt macht.

Maler. Da, ſeht nur! Die Vorleſung des Meiſter Albertus wird dadurch geſtört. Blicket hinab! Die Schüler blicken ſich voll Entſetzen einander an, und die Nachbarn ſpähen nach allen Seiten umher, von wo die entſetzlichen Töne kommen. Soll ich ihnen anzeigen, daß dies die erſte Aufführung Eurer neuen Symphonie ſey?

Kapellm. Die Schmähungen eines Wahnſinnigen laſſe ich unbeantwortet. Doch ich ſelbſt bin auch toll, daß ich wähnen konnte, dieſes wurmſtichige Inſtrument berge eine Zauberkraft in ſich. Jetzt ſehe ich, daß gar nichts Wunderbares daran iſt; es klingt nicht, weil der Reſonnanzboden geſprungen iſt und die Saiten verroſtet ſind. Das Alles iſt ganz natürlich. Der größte Genius der Welt kann einem Holzſtück keinen Ton entlocken, und eitle, aufgeblaſene Perſonen werden ſelbſt über den gerechteſten Widerſpruch toll. Deshalb iſt die Lyra ſtumm, und deshalb ſeyd Ihr alle wahnſinnig.

Meph. (beiſeit). Faſt will es mich dünken, als könnte ſelbſt der Teufel es werden. Wo dachte ich hin, als ich mir einbildete, mit dieſen Dummköpfen etwas anfangen zu können? Der Geiſt der Leier ſpottet ihrer.

Kritiker. Zählet mich gefälligſt zu den Ausnahmen, mein Herr. Mit der heiteren Ruhe eines unparteiiſchen Gemüths habe ich all' die verſchiedenen Verſuche mit angeſehen, die Ihr vornahmt, um auf der Lyra einige Spuren des verloſchenen Genius unſerer Väter wieder aufzufinden. Ich ſah hier einen Dichter mit der Berührung ſtummer Saiten ſich abmühen und wähnen, daß er ganze Harmonieenſtröme daraus entlocke; das war das Ergebniß einer mit ungemeſſenem Stolze verbundenen Ohnmacht. Ein Maler verſuchte es, wenigſtens die Form der ſchönen Kunſt nachzubilden, brachte aber, ſtatt einer genauen, richtigen Skizze, ein unförmliches Phantaſiegebilde zu Stande, das er mit unwiderſtehlicher Anmuth geſchmückt glaubt: wiederum das Ergebniß einer mit blinder Eitelkeit gepaarten Ohnmacht. Endlich ſah ich noch einen Tonſetzer aufs Gerathewohl lärmende, unerträgliche Mißlaute hervorbringen. Daran gewöhnt, den Geſang zu verachten und die Sinne durch wirre Inſtrumentirung zu betäuben, deren Lärm er für Harmonie hält, hat er gänzlich das Gehör eingebüßt und empfindet ſeine abſcheulichen Verirrungen ſelbſt nicht mehr: immer wieder das Ergebniß einer unverbeſſerlichen mit übergroßem Selbſtvertrauen verbundenen Ohnmacht. So viel elende Mißgeburten und ſchmachvolle Irrthümer ſind wahrlich ein trauriges Schauſpiel für denjenigen, der mit ſicherer Hand die Wage der Kritik hält. Dieſe ſchmerzliche Erfahrung beſtätigt uns in der traurigen, aber unwiderruflichen Ueberzeugung, daß es keine Begeiſterung mehr giebt, und daß unſere Väter die Geheimniſſe des Genius mit ſich ins Grab nahmen. Uns bleibt nichts übrig, als das fleißige Studium und die angeſtrengte, anhaltende Prüfung aller der Mittel, wodurch ſie die untadelhaften Formen aller Schöpfungen ihres fruchtbaren Geiſtes hervorbrachten. Arbeitet, Ihr Künſtler, arbeitet ohne Unterlaß, und ſtatt Eure regelloſe Phantaſie mit der Erzeugung von Mißgeburten unnütz abzumartern, befleißigt Euch vielmehr, in reinen, regelmäßigen Linien die ewig wahren Schönheits-Typen nachzubilden, die keine Generation ändern darf. Seit Homer's Zeiten hat jeder neue Erfindungsverſuch nur zum Be-

Digitized by Google

weis des unaufhaltſamen, unglückſeligen Fortſchritts eines unvermeidlichen Verfalles gedient. O Ihr, die Ihr das Siſtrum und die Lyra tönen laſſet, ſtudirt den Rhythmus und haltet Euch ſtreng an den Styl. Der Styl iſt die Hauptſache, die Erfindung nichtsbedeutend, denn es iſt gar keine Erfindung mehr möglich.

Maler. Das war eine herrliche Rede.

„Doch bitte, kehrt Euch um, die Antwort ſoll nicht fehlen.“

Dichter. Ihr, die Ihr niedriger Weiſe uns beſchimpft, Ihr, deren Syſteme ohnmächtig ſind, weil Ihr ſelbſt von Natur es ſeyd, die Ihr uns nur deshalb Unfähigkeit vorwerfet, damit wir den Muth verlieren und ſo zu Euch herabſteigen ſollen, zeigt uns doch, daß Ihr die Fähigkeit beſitzet, ſelbſt etwas hervorzubringen, es mag ſeyn, was es wolle. Macht auch nur einen einzigen erträglichen Vers, um ſo zu beweiſen, daß Ihr die Form ſtudirtet. Ich fordere Euch heraus.

Maler. Zeichnet mit dieſem Bleiſtifte nur eine Linie.

Kapellm. Spielet nur einen Akkord auf dieſer Lyra; zeigt einmal hier Eure Kunſt.

Kritiker. Der eitle Weihrauch des Ruhmes hat für mich nichts Verlockendes. Auf den Höhen einer unwandelbaren Redlichkeit thronend, geſättigt von hehren und dauernden Genüſſen, verachtete ich die eitlen Spielwerke, die Ihr Eure Scepter und Kronen nennt. Ihr mochtet ſie aufheben. Hätte ich gewollt, ſo würde auch ich mich eines vergänglichen Ruhmes erfreut und durch trügeriſchen Schimmer geglänzt haben. Ich zog es vor, Euer Rathgeber, Eure Stütze, Euer Aller Lehrmeiſter zu ſeyn! Widerſpenſtige Schüler, ſeyd auf Eurer Hut; wenn Ihr nicht auf meine Lehren achtet, ſo werde ich Euch entlarven und das Jahrhundert nicht fernerhin durch Euch bethören laſſen.

Maler. O, ich bitte ſehr um eine kleine Unterweiſung in der Zeichnenkunſt. Da iſt mein Bleiſtift. Entwerfet mir eine Hand, einen Fuß, eine Naſe, was Ihr wollt.

Dichter. Dichtet eine Strophe, ſchnell! damit wir ſehen, was Ihr leiſten könnt.

Kapellm. Nein, nein, laßt ihn die Lyra ſpielen, und wenn ſie tönt, wollen wir ihm huldigen.

Maler und Dichter. Wir ſind es zufrieden. Friſch ans Werk!

Kritiker (nimmt die Lyra). Ich willige ein, um Euch zu zeigen, daß ich beſſer als Ihr die Künſte verſtehe, mit denen Ihr Euch beſchäftiget. Ich werde Euch in Alexandriniſchen Verſen eine Abhandlung über die Malerei vorſingen und mich dazu mit der Lyra auf Joniſche Weiſe begleiten.

Maler. Das wird herrlich ſeyn und ganz etwas Neues! Laßt uns ſehen!

Die beiden Anderen. Wohl, beginnet!

Meph. (beiſeit). Friſch auf! Du biſt der, auf den ich am meiſten zählte.

(Der Kritiker berührt die Lyra mit den Fingern und zieht dieſe mit ſchmerzlichem Geſchrei zurück.)

Die Anderen. Was iſt das? Was widerfährt Euch?

Meph. Geiſt der Leier, Du ſiegſt!

Kritiker. Ihr Abſcheulichen habt mir nicht geſagt, daß dieſe Saiten ſcharf ſind wie Dolchſchneiden. Ich habe mich bis auf die Knochen verwundet. O weh! mein Blut fließt in Strömen, und ein brennender Schmerz zuckt mir durch alle Glieder. Ich ſinke! ſteht mir bei!

Kapellm. Er wird bleich, ſeine Wunde blutet ſchrecklich. Das iſt eine Strafe des Himmels.

Dichter. Er ſtirbt. Endlich zeigt ſich die göttliche Gerechtigkeit und beſtraft die Rache des Neiders.

Maler. Möchte die Quelle ſeines unreinen Blutes auf ewig verſiegen und nicht ein neues Polypengeſchlecht ins Leben rufen!

Kritiker (wüthend). Nichtswürdige Unholde! Das iſt Verrätherei. Ihr legtet mir die Falle, um mich los zu werden, mich, Euren Richter und Herrn. Aber nicht lange ſollt Ihr Euch Eures Triumphes erfreuen. Ehe ich ſterbe, will ich Eure Lyra zerſchmettern, und Niemand ſoll ſich nach mir ihrer bedienen. (Er ergreift die Lyra, um ſie zu zertrümmern. — Hans tritt ſchnell ein und entreißt ſie ihm.)

Hans. Haltet ein! Ihr ſeyd verrätheriſche Gäſte und verdientet, von hier fortgejagt zu werden. Ihr wißt, welch' unſchätzbaren Werth dieſes Inſtrument für Meiſter Albertus hat, und nicht genug, daß Ihr es ohne ſeine Erlaubniß berühret, wollt Ihr es auch noch vernichten. Entfernet Euch, Elende, ſonſt werdet Ihr die Rache des Meiſter Albertus und aller ſeiner Schüler empfinden. Da kommen ſie Alle. Entfernet Euch eiligſt, ich flehe für nichts. (Der Kritiker, der Kapellmeiſter, der Maler und der Dichter ziehen ſich zurück.)

Meph. (beiſeit). Verdammter Schüler! Ich will Dir Deinen Eifer lohnen! Huſch, fort, denn dieſe Schlingel von Schülern würden dem Juden Jonathas kein allzu freundliches Geſicht zeigen. (Er fährt zum Fenſter hinaus.)

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

L'alchimiste. — Drama von A. Dumas. 5 Fr.

Archives des découvertes et des inventions nouvelles faites dans l'année 1837. — 7 Fr.

Clotilde. — Von A. Karr. 2 Bde. 15 Fr.

Description générale des phares, fanaux et remorques existant sur les places maritimes du globe, a l'usage de la navigation. — Von M. Coulier. Vierte Aufl. 3 Fr.

Histoire de la Lithotritie, précédée de réflexions sur la dissolution des calculs urinaires. — Von Leroy-d'Etiolles. 3½ Fr.

Histoire de la vie, des écrits et des doctrines de Martin Luther. — Von J. M. V. Audin. 2 Bde. 15 Fr.

Histoire du droit français. — Von M. F. Laferrière. Erſter Theil.

Nouvelles manipulations chimiques simplifiées, contenant la description d'appareils entièrement nouveaux, d'une construction simple et facile, et suivies d'un cours de chimie pratique à l'aide de ces instrumens. — Von H. Violatte. 6 Fr.

Traité Général de botanique. — Von A. N. Desvaux. Erſter Theil. 2 Bde. 12 Fr.

Vie de Jésus, ou Examen critique de son histoire. — Vom Dr. D. F. Strauß. Ueberſetzt von E. Littré. Erſter Theil. 6 Fr.

England.

Bibliographie.

Account of the Foreign Orders of Knighthood. — Von J. Nichols.

Arts and Artisans at Home and Abroad. — Von J. C. Symons.

Book of Bon Accord, or Guide to the City of Aberdeen. Vol. 1.

Chrysostomus in Matthaeum. — Herausgegeben von F. Field. Pr. 45 Sh.

Details of Elizabethan Architecture. — Von P. Shaw. Pr. 3 Pfd.

Engineers' Common Place Book of Practical Reference. — Von W. Templeton. Mit Kupfern.

The Excerpta of Wit, or Railway Companion.

History of St. Elizabeth of Hungary. — Ueberſetzt aus dem Franzöſiſchen des Grafen von Montalembert von A. L. Phillipps. Erſter Band. 4. Mit Kupferſtichen. 30 Sh.

Key to Structural, Physiological and Systematic Botany. — Von John Lindley.

Laws of the Papacy. — Vom Prediger J. M'Ghee.

Mind, and the Emotions in Relation to Health and Disease. — Von Dr. W. Cooke.

Prize Essay on Capital Punishment. — Von J. Begg.

Residence (Six Years) in Algiers. — Von Mrs. Broughton.

The Seasons of Life. — Von Mary Ashdown.

Spark; from the Wheel of Man wot Grinds.

The Vegetable Cultivator; Modes of Cultivating and Cooking. — Von J. Rogers.

Mannigfaltiges.

— J. M. Lappenberg's Engliſche Geſchichte. Die „Geſchichte von England“ von dem Archivar Dr. Lappenberg in Hamburg, obgleich noch nicht vollendet, wird doch bereits ins Engliſche überſetzt, und zwar von Herrn Benjamin Thorpe, der ſich bereits durch die Herausgabe Angelſächſiſcher Geſchichtsdenkmäler in ſeinem Vaterlande einen Namen erworben hat. An ſich ſchon darf wohl eine ſolche Benützung Deutſcher Forſchungen auf einem Felde, das in England ſelbſt ſo fleißig angebaut wird, eine ausgezeichnete Anerkennung genannt werden. Noch ſchlagender iſt jedoch, was ein Engliſcher Kritiker in der ſo eben erſchienenen Foreign Monthly Review ſagt, der, nachdem er alle bekannte Engliſche Geſchichtſchreiber vergleichend neben einander geſtellt, mit der Bemerkung ſchließt, daß Keiner ſo den Forderungen entſpreche, die man heutzutage an den Hiſtoriker mache, als eben der Deutſche, der Ausländer, von dem man es vielleicht in England am wenigſten erwartet habe. „Das Werk des Dr. Lappenberg“, ſagt unſer Kritiker, der nicht etwa ein maskirter Deutſcher iſt, ſondern durch ſeine ganze Denk- und Ausdrucksweiſe als ein National-Engländer ſich darſtellt, „das Werk zeigt zur Genüge, daß ſein Verf. nicht bloß die vollſtändigſte Kenntniß ſeines Gegenſtandes und Liebe zu erſchöpfender Forſchung, ſondern auch jenen Geſchmack in der Anordnung und jene Kritik zur Ermittelung der Wahrheit beſitzt, welche die nothwendigſten und wünſchenswertheſten Eigenſchaften des Geſchichtſchreibers ſind. Mit Dankbarkeit nehmen wir von einem Ausländer entgegen, was keiner unſerer Landsleute zu leiſten bisher unternommen hat. Er hat nicht bloß alle Materialien benützt, die durch neuere Forſchungen an das Licht gebracht worden, ſondern auch diejenigen Werke, welche unſere Record-Kommiſſion zwar ſchon gedruckt, aber noch nicht publizirt hat, ſind ihm mit einer Liberalität, welche die höchſte Anerkennung verdient, in den Aushängebogen mitgetheilt worden. Dr. Lappenberg iſt mit England und den Engländern auf das Innigſte vertraut, und in ſeinem Beſtreben, die Wißbegierde zu befriedigen, die das Deutſche Publikum in Bezug auf die Geſchichte, die Sitten und die Literatur unſeres Landes hegt, hat er ein Werk geliefert, das, ſobald es nur in England mehr gekannt ſeyn wird, ein unentbehrliches Beſitzthum jeder Bibliothek werden muß.“ — Von den bisher erſchienenen beiden Bänden des auch in Deutſchland noch nicht genug gekannten und verbreiteten Werkes des Herrn Dr. Lappenberg umfaßt der erſte die Geſchichte der Angelſachſen bis zur Schlacht bei Haſtings und der zweite die Geſchichte Wilhelm's des Eroberers und ſeiner Normanniſchen Nachfolger. Wir wollen hoffen, daß der Verfaſſer, in der glänzenden Anerkennung, die ihm von England ſelbſt zu Theil wird, eine Aufmunterung mehr zur Beendigung ſeiner Arbeit finden werde.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 64. Berlin, Mittwoch den 29. Mai 1839.

Rußland.

Geſänge und Geſangliebe der Ruſſen.

Von J. G. Kohl.

Von allen ſchönen Künſten, welche die Menſchen pflegen, erfreut ſich keine einer allgemeineren Verehrung über den ganzen Erdboden, bei allen Völkern, Ständen und Klaſſen der menſchlichen Geſellſchaft, als Muſik und Geſang. Keine redet verſtändlicher zu Menſchen aller Farben und Bildungsſtufen, und keine zählt einen größeren Kreis begeiſterter Jünger. Das Volk, inſofern wir darunter die ungebildeten Naturmenſchen einer Nation verſtehen, übt die Kunſt des Geſanges und der Lieder-Compoſition mit einer Meiſterſchaft aus, die ſelbſt von den Eingeweihten der Kunſt ſelten erreicht wird, und während bei Gemälden, Skulpturen, dramatiſchen Darſtellungen u. ſ. w. nur von den Jüngern der Kunſt das Höchſte erreicht wird, ſcheint das Lied, das aus der Kehle dringt, jedem fühlenden Menſchen zu gelingen. Daher wir denn auch nie von Volks-Malerei, Volks-Architektur u. ſ. w. reden, wohl aber von Volks-Poeſie und Volks-Geſang.

Es giebt Länder, in denen die Muſik als Kunſt und als Wiſſenſchaft höher ſteht, und Völker, die tiefere und erhabenere Kunſtwerke und größere Meiſter in der Muſik hervorgebracht haben — Italiäner und Deutſche nehmen in dieſer Hinſicht den erſten Platz in dem Tempel der Polyhymnia ein; ſchwerlich aber giebt es ein Land, in welchem der Dilettantismus der Muſik verbreiteter, und ſchwerlich ein Volk, das mehr, ſo zu ſagen, von Muſik und Geſang durchdrungen und durchhaucht wäre, als Rußland und die Ruſſen.

Die muſikaliſchen Inſtrumente, die auch bei uns einſt in den Händen ihrer Erfinder, der gemeinen Leute des Volkes, waren, ſind dieſen nun durch weitere Ausbildung faſt völlig entrungen, und ihre Verfertigung ſo wie ihr Gebrauch iſt in die Hände weniger Künſtler übergegangen, aus denen ſie nur ſpärlich dem Volke wieder zugeſtellt werden. Die Lyra, wie Merkur ſie erfand, indem er über dem Schildkrötengehäuſe Saiten ausſpannte, die Flöte, die er ſich aus dem Schilfe ſchnitt, ſind längſt bei uns verſchwunden und zu künſtlicheren Inſtrumenten veredelt. Niemand bedient ſich ihrer mehr, und ſelten verſteht ſie Einer aus dem Volke zu verfertigen. Anders iſt dies bei den dem Urzuſtande der Menſchen noch näher ſtehenden Ruſſen, bei denen noch Jeder im Beſitz des Wiſſens und Könnens iſt, das dem Menſchen in allen Lebensverhältniſſen dient. Wie der gemeine Ruſſe ſein eigener Architekt, ſein eigener Tiſchler und Bierbrauer iſt, ſo iſt er auch ſein eigener Inſtrumentenbauer, ſo wie ſein eigener Muſiklehrer. Die Balalaika (Ruſſiſche Cyther) aus Lindenholz zu ſchnitzen und mit Saiten zu beziehen, — die Skruibka (Violine) zu formen und zu ſtimmen, — die Tibien, ſowohl Doppel-Tibien als einfache, zu höhlen und einzuſpielen, — verſtehen dort eine Menge der gemeinen Ackerbauer, während dergleichen bei uns bloß Sache der Leute vom Fach iſt. — Eben ſo nun verhält es ſich auch mit den Geſängen und Volksliedern und ihrer Compoſition. Während bei uns ihre Dichtung und ihr Vortrag mehr Sache der Zunft und Schule geworden ſind, gehen ſie bei den Ruſſen noch fortwährend aus der Maſſe des Volks hervor und entquellen noch täglich unmittelbar dem kräftigen Urquell des Nationalgeiſtes. Bauern, Soldaten, Offiziere, Gelehrte, Künſtler ſingen und komponiren Lieder und Geſänge, theilen ſie ſich unter einander mit und machen ſie zu allgemein gekannten Volksweiſen.

Wie ſelten ſieht man im Ganzen doch unſern Bauern einmal ſingend durchs Feld ſchreiten; welche beſondere Gelegenheit wird dazu nicht immer erfordert, daß er den Mund zum Geſang öffne, entweder eine Verſammlung in der Kirche oder ein frohes Zuſammenſeyn junger Burſche nach der Arbeit. Daß der Deutſche Handwerker bei ſeiner Arbeit ſinge oder gar der Fuhrmann ſingend hinter ſeinem ſechsſpännigen Frachtwagen hergehe, ſcheint ſogar faſt unnatürlich und mit ihrem Weſen unverträglich. Bei den Ruſſen iſt dies anders. Ihre Liebe zum Geſang iſt ſo groß wie die der Vögel, die beſtändig zwitſchern und pfeifen. Der Deutſche iſt ernſt, gründlich und mehr überlegend als poetiſch; der Ruſſe dagegen iſt leicht, heiter und weniger nachdenkend als beſtändig dichtend und poetiſch ſchaffend. Jener iſt daher mit Leib und Seele bei der Arbeit, die ihn angeſtrengt beſchäftigt und nach deren Beendigung erſt er allenfalls einen Geſang anſtimmt; dieſer dagegen ſucht das Mühſelige der Arbeit, das ihm eben nicht ſehr mundet, mit Geſang zu ſchmücken, und ſingt gerade nie mehr, als während der Arbeit. Es iſt ungemein charakteriſtiſch für den Ruſſen, daß man gerade während der Förderung ernſter Geſchäfte die ſchönſten Lieder von ihm hört. Während beim Deutſchen mehr als bei irgend einer anderen Nation der Bibelſpruch: „Du ſollſt Dein Brod im Schweiße Deines Angeſichts eſſen", in Erfüllung geht, wofür ihn denn auch nach Gelingen der Arbeit ein Gefühl der Genugthuung und Zufriedenheit belohnt, wie auch nur er es kennt, ſcheint auf den Ruſſen, der willig und mit Leichtigkeit ſich jeder Arbeit unterzieht und ſie dann mit Geſang und ſpielend oberflächlich ſchaffend abmacht, jener Spruch gar keine Anwendung zu leiden.

Von den Malern, die gemeinſchaftlich den Plafond eines Zimmers ausmalen, von den Mädchen, die ſich zum Spinnen oder Nähen vereinigen, von den Schneidern und Schuſtern, die zuſammen in einer Stube ſitzen, hört man häufig die reizendſten Chorgeſänge von der Welt, die durch ihre wunderbaren Harmonieen und Einklänge wahrhaft bezaubern. Doch nicht nur dieſe leichteren und ohnedies durch die Art und Weiſe ihrer Betreibung zu geſelligen Mittheilungen reizenden, ſondern auch ſelbſt die ſchwerſten und läſtigſten Arbeiten begleitet der Ruſſe mit Geſängen, die freilich eben ſo oft und öfter melancholiſche Elegieen als heitere Päanen ſind, immer aber von dem poetiſchen Gemüthe des Ruſſen zeugen, dem es Bedürfniß iſt, ſeinen Schmerz wie ſeine Freude durch Geſang und Muſik erklingen zu laſſen. Die Ruſſiſchen Fuhrleute ſingen im Winter bei Sibiriſcher Kälte und Unwetter oft den ganzen Tag über, auf freiem Schlitten ſitzend, von ihren Pelzen kaum verhüllt. Die Zimmerleute beim Behauen der Baumſtämme führen ihre Schläge häufig nach dem Takte ihrer eigenen Singemuſik. Von den Ruſſiſchen Mauern, namentlich von denen der Kirchen und Klöſter, gilt noch, was von Troja's Mauern erzählt wird, die unter dem Flötenſpiel Apollo's ſich zuſammengefügt haben ſollen. Selten tritt man in den Neubau einer Kirche oder eines Kloſters, ohne daß Einem dort die lieblichſten Chor-Geſänge, die dann bei ſolchen heiligen Gebäuden immer ernſten Inhalts und gewöhnlich der ſchönen Ruſſiſchen Kirchenmuſik entnommen ſind, entgegenklängen. Die Soldaten, die es wahrlich auf ihren großen Märſchen nicht leicht haben, begleiten ihre mühſeligen Tritte faſt unaufhörlich mit Geſang, der ſie, ihrer Lebendigkeit und ihrem Mienenſpiel zufolge, faſt noch mehr anſtrengen muß, als der Marſch. Gewöhnlich gehen ein Paar Muſiker mit der Trommel oder mit einer Pickelpfeife voran, die von den Sängern umdrängt werden und die mit ihren rauſchenden und ſcharfen Tönen den Kraftpartieen des Geſanges die grellſten Lichter und dunkelſten Schatten geben. — Ja, ſogar die Ackerleute auf dem Felde ſingen nicht ſelten hinter dem Pfluge her oder in der heißeſten Sommer-Mittagsſonne, wenn ſie das Korn mähen. Auch die Ruſſiſchen Kaufleute, ſonſt ein ziemlich proſaiſches Völkchen, ſingen erſtaunlich viel mehr, als unſere Krämer, und wenn ſie in ihren Goſtinnoi Dwor's (Baſars) die Köpfe zuſammenſtecken, ſo bildet gewöhnlich, wenn es nicht Geld oder Damenbrett iſt, die Muſik das Thema ihrer Unterhaltungen, ein neuer Geſang, den Jemand lobt, ein Sänger, der ſich hören ließ und bekrittelt wird, ein Chor, den ſie am Abend ſingen wollen u. ſ. w.

Die Volksgeſänge und Volksweiſen ſind in ganz Rußland dieſelben, und man hört von Kamtſchatka bis Petersburg ganz dieſelben Verſe und dieſelben Melodieen; das heißt, ſo weit der Großruſſe, der Moskowite tritt, der eigentliche Herr im Lande. Der Kleinruſſe, der nur in den Süd-Europäiſchen Steppenländern lebt, hat ganz andere Melodieen als jener. Er iſt wo möglich noch muſikaliſcher und geſangliebender als der Großruſſe. Jedoch exiſtirt zwiſchen beiden Stämmen, die ſich in ſo vielen Sitten und Gebräuchen einander gegenüberſtehen, der Unterſchied, daß bei den Großruſſen entſchieden die Männer die vorzüglichſten Sänger ſind, bei den Kleinruſſen gerade umgekehrt vorzugsweiſe die Frauen des Geſanges pflegen. Dieſer Unterſchied iſt ſo auffallend, daß man anfangs bei den Großruſſen alle Frauen klanglos wähnt, ſo wie bei den Kleinruſſen alle Männer ſtumm, bis man denn ſpäter einſieht, daß bei beiden Stämmen beide Geſchlechter ſingen, nur bei jedem eines vorzüglich fleißig.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Italien.

Handbücher für Reiſende in Italien.

(Fortſetzung.)

Heſperien, ein Cicerone für Italien, vornehmlich für Rom und Neapel, von Franz Wilh. Richter. In der Ernſtſchen Buchhandlung, Quedlinburg und Leipzig, 1838. 8. VIII und 296 Seiten.

Der Verfaſſer erklärt ausdrücklich, daß er keine bloße Beſchreibung ſeiner eigenen Reiſe, ſondern wirklich ein allgemeines und kompendiöſes Handbuch habe liefern wollen. Ein „allgemeines“ ſollte ich eigentlich nicht ſagen, denn man könnte glauben, es ſey für Reiſende aller Art beſtimmt und behandle Alles, was dem Reiſenden zu wiſſen Noth ſey. Keineswegs! Herr Richter erklärt, daß er nur für Solche ſchreibe, „die an den Brüſten des klaſſiſchen Alterthums aufgewachſen (sic) und mit den Merkwürdigkeiten Italiens im Ganzen ſchon hinlänglich bekannt ſind.“ Das Buch ſcheint demnach nur für ſtudirte Leute geſchrieben, ja Herr R. geht gleich darauf ſo weit, dieſelben Literaten zu nennen, indem er ſagt: „er wolle nur ſolche Gegenſtände behandeln, die für Literaten von beſonderem Intereſſe ſeyn können.“ (S. VI.)

Warum dieſe Beſchränkungen gemacht werden, geht aus dem Buche ſelbſt nicht hervor. Es wird darin, wie auch ſonſt in dergleichen Handbüchern, von der Landſchaft, den Alterthümern, den Kunſtwerken, dem Volksleben gehandelt, kurz von allen jenen Dingen, die für jeden wißbegierigen Reiſenden Intereſſe haben. Was iſt es, wofür ſich zu intereſſiren er den Literaten verbietet? Von Verfaſſung und Einrichtung der Städte, von Handel und Gewerbe, von gegenwärtiger Literatur und Kunſt handelt Herr R. wenig oder nicht, von der Religion und dem Kultus nur mit laſcivem Spott. Ob dieſe die verpönten Artikel ſind? Irgend einmal ſcheint das Statiſtiſche und Geographiſche perhorrescirt zu werden, denn es wird geſagt (S. 172), „daß ſolche Notizen keine Stelle finden ſollten, die ſchon in jedem geographiſchen Handbuche ſtehen, z. B.: daß Rom unter 30° 8′ L., 41° 53′ 54″ Br. auf zwölf Hügeln liege und in 44 Kirchſprengel und 14 Rioni zerfalle, ungefähr 150,000 Einw. und über 36,000 Häuſer, darunter etwa 300 Gotteshäuſer und 100 Paläſte zähle.“ Abgeſehen davon, daß doch mancher Literat ſolche Notizen zur Hand zu haben wünſchen könnte, würde man dieſer Stelle ſelbſt anſehen, daß ſie nur der matten Figur der praeteritio ihre Entſtehung verdankt, wenn man eben auch nicht den entſprechenden Notizen anderwärts im Buche ganz ungenirt begegnete, z. B.: daß Neapel ſo und ſo viel Häuſer habe und unter ſo und ſo vieltem Grade liege u. ſ. w. (S. 362). Nur ſo viel ergibt ſein Buch, daß er die Bedürfniſſe des Publikums, für welches er ſchreibt, ſich in keiner Weiſe klar gemacht hat. Denn er hält für nöthig, denen, „die an den Brüſten des Alterthums aufgewachſen ſind“, zu erzählen, daß an das Römiſche Forum ſich großartige Erinnerungen knüpfen (S. 187), ihnen anzurathen, daß ſie ſich mit den antiquariſchen und artiſtiſchen Merkwürdigkeiten, ſo wie mit den hiſtoriſch wichtigen Orten, ſchon zu Hauſe möglichſt genau bekannt machen möchten (S. 44), und ihnen zu verſichern, daß ſie mit gehörigen Sach- und Sprachkenntniſſen ausgerüſtet in Italien „Stoff zum Lernen und Genießen nicht leicht“ vermiſſen würden. Er glaubt auch, den „Literaten“ die Anſchaffung von Karten und Plänen und die Führung eines Tagebuchs, um Alles gehörig klar und feſt zu behalten, angelegentlich empfehlen zu müſſen. Obgleich nun der Verfaſſer ſeinen Reiſenden nicht allzu viel zutraut, nicht einmal die Klugheit, ſich Empfehlungsbriefe mitzunehmen und gehörig zu benutzen (S. 47), oder auch nur vor der Reiſe ſchon über deren Zweck, die Mittel und die Zeit ernſtlich mit ſich zu Rathe zu gehen (S. 42), ſo weiß er ſich doch ſtets in ihre Neigungen und Stimmungen zu verſetzen und ihr Benehmen und Empfinden treffend vorherzuſagen. Er weiß z. B. (S. 164), unter welchen Gedanken der Reiſende nach Rimini kommt. Auf dem Wege zum Garda-See macht denſelben das lange Einerlei des Thales etwas ungeduldig (S. 67); in Verona beſinnt derſelbe ſich nicht lange, was er zuerſt ſehen ſoll (S. 71), und kann bald mit ruhigem Gewiſſen in den Gaſthof zurückkehren. Wenn er aber zu den zartfühlenden Herzen gehört, hat er zuvor Romeo's und Juliens trogähnlichen Sarg ſich zeigen laſſen (S. 75). In Rom nimmt er ſich kaum Zeit, die Baluſtrade des Campidoglio eines Blicks zu würdigen (S. 177), und beim Thore St. Lorenzo verfehlt er nicht, ſich fruchtlos zu bemühen, die unleſerliche Inſchrift zu leſen (S. 246). Indem der Verfaſſer ſich dergeſtalt mit ſeinem Leſer identificirt, iſt ganz natürlich, daß er gerathen findet, „intereſſante Erinnerungen, Betrachtungen und Gefühle rege zu machen“ (S. VI.), die doch ſonſt ſein an den Brüſten Aufgewachſener wohl in ſich ſelber zu produziren Luſt haben könnte. Aber der Verfaſſer iſt ein gütiger Mentor und mißbraucht ſeine Autorität nicht. Er erlaubt z. B. Seite 211 dem Leſer, den Caelius in Rom auch unbeſucht zu laſſen, und ſagt ihm Seite 316, daß er ſich nunmehr auf der via felice und sistina „nach Hauſe begeben darf“. Dieſe Kindereien würde ich mich ſchämen hervorzuheben, wenn nicht damit ein weiterer ſehr übler Fehler zuſammenhinge, mit welchem das Buch durch und durch behaftet iſt. Der Verfaſſer beſchwert ſich ſelbſt in der Vorrede, daß die meiſten Schriftſteller über Italien nur ihre peziellen Beobachtungen, Gefühle und Betrachtungen vorbringen. Da hätte denn er, wenn es ihm Ernſt war, dergleichen nur „anzuregen“, dies durch eine reiche Zuſammenſtellung der Thatſachen ſollen zu bewirken ſuchen. Statt deſſen behelligt er den Leſer ſogar mit allerlei ſelbſt gemachtem Witz, z. B., daß er die Eſel eintheile in profane und heilige, erſtere mit Früchten und Gemüſen, letztere „mit dreieckigem Hut, ſchwarzem Mantel, Schuhen und Strümpfen, darin ein Prieſter ſteckt“ (S. 66), oder daß er ſagt, „Bologna habe durch dreizehn Thore ſein reichliches Ein- und Auskommen (S. 104), und nach St. Luca in monte führe ein Gang mit 654 Arkaden und doppelt ſo viel Bettlern“ (S. 110), und „zoologiſche Betrachtungen nahmen die Bologneſer Hündchen in Anſpruch, obwohl nicht ſehr viel, da es noch äußerſt wenig dort giebt“ (S. 112), oder, wo der eigene Witz nicht ausreicht, werden auch allenfalls einige Einfälle Gaudy's unter den ſeinigen deplacirt. Dieſe verdrießliche Geſchmackloſigkeit wird noch läſtiger, als ſie ſchon an ſich iſt, durch ſtyliſtiſche Unbeholfenheit. Ja, die Sprache ſpielt ſogar dem Verfaſſer den argen Streich, daß ſie ihn verleitet, eine Erſparung von Aerger und Zeit durch Aufopferung von Zeit und Galle möglich zu finden. Denn er ſagt (S. 30): „Daß es dabei, wenn man nicht unermeßlich viel Zeit, Geld und Galle konſumiren will, unermeßlich viel Zank, Verlegenheit, Verzögerung und Verkümmerung der Reiſe ſetzt, kann man ſich Bequemlichkeits halber von ſelbſt denken.“ Von ſolchen Ausdrücken, wie: „der Kalender-Papſt Gregor“ und „der Kaffee-Palaſt Ruspoli“ könnte man eine artige Sammlung machen. Ganz verleidet endlich wird das Buch dem Leſer durch die übel angebrachte und traurige Polemik gegen den Katholizismus. Ich mag die oft empörenden Witzeleien über heiliggehaltene Gegenſtände nicht abſchreiben. Aber das Buch wimmelt davon wie ein Raupen-Neſt. (S. 29. 33. 149. 169. 253. 278. 304 u. ſ. w.) Dieſe ſeine Behandlungsweiſe iſt aber das einzige Verdienſt des Buches. Nichts iſt heilſamer, als daß eine Verkehrtheit ſo auf die Spitze getrieben werde. Ihr entgegen iſt als erſte Bedingung eines guten Reiſebuches der Grundſatz aufzuſtellen, daß jede Einhüllung der Gegenſtände in Phraſen und Urtheile des Privat-Geſchmacks entſchieden ausgeſchloſſen werde. Auch nicht die Beſchreibung und Schilderung der Gegenſtände darf geduldet werden. Nur mit der Nachweiſung derſelben iſt dem Reiſenden gedient. Wer verlangt etwa eine ſolche Inſinuation, wie Herr R. ſie (S. 99) macht, daß auf Tizian's Grab-Monument „nichts weiter als ſein Name ſtehen müßte, nicht aber die miſerable Inſchrift: „qui giace il gran Tiziano di Vecelli emulator de' Zeusi e degli Apelli“? Was frommt eine Bemerkung wie dieſe (S. 288): „Die Transfiguration von Raphael iſt ſo hinreißend ſchön, daß man nichts Anderes anſehen möchte und die hier ebenfalls befindlichen Gemälde von Domenichino und Tizian kaum beachtet.“? Wer fragt Herrn R. danach, ob er ſich an dem Hermaphroditen in Florenz ungeſtört äſthetiſch erbauen konnte oder nicht? (S. 122.) Von Michelangelo ſagt Herr R.: „Das hohe Kraftgenie konnte ſich nicht zum Nachahmen (der Brunelleschiſchen Kuppel in Florenz) verſtehen. Schöner machen konnte er die ſeinige auch nicht, ſo wollte er ſie wenigſtens größer machen.“ (S. 129) Wenn aber auch ſtatt ſolcher Ungereimtheiten geſunde und gründliche Urtheile gegeben würden, ſo iſt doch das Reiſehandbuch nicht der Ort dafür. Damit iſt natürlich nicht gemeint, daß der Verfaſſer die Scheidung des Vorzüglichen von dem Unbedeutenden und Schlechten nicht vornehemen ſolle. Im Gegentheile wird dieſe Anforderung aufs beſtimmteſte an ihn gemacht. Die nöthigſte Anweiſung zum hiſtoriſchen und artiſtiſchen Verſtändniſſe der wichtigſten Monumente wird man ungern vermiſſen und beſcheidene Anregung intereſſanter Erinnerung ſich gern gefallen laſſen.

Das Material iſt doppelter Art, nämlich einerſeits die Gegenſtände, welche das Intereſſe der Reiſenden verdienen, und andererſeits die Mittel, durch welche ſich zu deſſen Befriedigung gelangen läßt. Das Intereſſe des Reiſenden kann man ſich in der That ſehr mannigfaltig vorſtellen und dadurch, wie Herr R., ſich bewogen finden, das Handbuch nur für eine gewiſſe Klaſſe einzurichten. Dabei kann nur leider Nichts herauskommen, als daß man nach ſeinem eigenen Intereſſe ſchreibt und Keinen befriedigt. Wer von ſeinem Buche allen Qualm von Betrachtungen und Gefühlen ausſchließt, wer der ſchnöden Selbſtgefälligkeit, die Sachen breit zu beſchreiben und gleich wie Abweſenden anſchaulich zu machen, entſagt, der hat nicht zu befürchten, daß ihm zu einer reichen und auf alle weſentliche Intereſſen der verſchiedenartigen Reiſenden berechneten Zuſammenſtellung des Materials der Raum fehlen dürfte. Wirklich ſind es durchaus dieſelben Gegenſtände, welche in ihrer Allgemeinheit mehr oder minder das Intereſſe jedes Reiſenden in Italien ausmachen, ſey er Weltmann, Gelehrter, Künſtler, oder auch Handwerker. Sein ſpezielles Intereſſe wird Jeder, den ein ſolches in das Land führt, ſchon zu bedienen wiſſen; wenigſtens würde dazu kein allgemeines Handbuch taugen. Die Phyſiognomie des Landes und der Städte, der ſichtbare Verkehr ihrer Bewohner, die merkwürdigen Gebäude, die öffentlichen Anſtalten, die Kunſtwerke und Alles, was man anders als zu Hauſe und dem bereiſten Lande eigenthümlich findet, ſind die Dinge, welche jeder Reiſende kennen zu lernen begehrt. Nur wo es auf die beſondere Art der Darſtellung und den Grad der Ausführlichkeit in Behandlung der Details ankommt, wird Stand oder Bildungsſtufe des Leſers für das Buch bedingend. Das Handbuch aber ſoll ja Nichts darſtellen, ſondern nur vorführen, und ſoll nicht in Details eingehen, denn es iſt ein allgemeiner Wegweiſer. Mag ſeyn, daß ein Künſtler ſich für Bibliotheken nicht intereſſirt und ſolche unbeſucht und ungeſehen

Digitized by Google

läßt, falls nicht auch Kunſtwerke, die ihm wichtig ſind, daſelbſt ſich finden; mag ſeyn, daß ein Gelehrter für die Kunſtwerke ſich nur beiläufig intereſſirt, oder inwiefern ſie ſeiner Gelehrſamkeit dienen; warum ſollte das Handbuch nicht für Beide ſorgen können? Die geographiſchen und ſtatiſtiſchen Notizen aber, vor welchen Herr R. einen ſo großen Abſcheu hegt, daß er ſie nur in einzelnen Fällen liefert, vermuthlich alſo da, wo er ſie gerade zur Hand hatte, gehören doch recht eigentlich in das allgemeine Handbuch; denn der Reiſende könnte ſie leicht einmal nöthig haben, ohne daß er darum mit einem geographiſchen Handbuch ſein Reiſegepäck vergrößern möchte.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die ſieben Saiten der Lyra.

Dramatiſches Gedicht von George Sand.

(Schluß.)

Achte Scene.

Hans, Albertus, Helene, Karl, Wilhelm.

Albertus. Warſt Du es, Hans, der die Vorleſung durch ſolchen Lärm unterbrach?

Hans. Behüte Gott! Meine Ohren ſchmerzen mich noch davon.

Karl. Selbſt zur Faſtnachtszeit hörte ich nicht ſo tollen Hörnerklang.

Wilhelm. Nenne es lieber die Poſaune des jüngſten Gerichtes.

Alb. Wer erlaubte ſich aber bei mir dieſen ſchlechten Spaß? Hat Adelfreit's Lyra ſolche Töne von ſich gegeben?

Helene. Die Lyra iſt mißbraucht worden, und die Lyra hat ſich gerächt. Sie hat die Uebelthäter beſtraft. Der erſte Theil der Weiſſagung meines Aeltervaters Adelfreit iſt in Erfüllung gegangen. Die Zeit iſt gekommen, und eine unwiderſtehliche Macht treibt mich zum Abgrunde, in welchem ich untergehen ſoll. (Sie entreißt Hans die Lyra.) Berühre ſie niemals wieder, Hans. Sie iſt mein Erbtheil. Man nennt das Wahnſinn.

Alb. Mein Gott! Helene iſt von neuem wahnſinnig geworden.

Helene (in Verzückung die Lyra haltend). Die Lyra! ſeht die Lyra! O Lyra, wie liebe ich Dich!

Karl. Was ſpricht ſie da? Seht nur, wie ihre Geſtalt ſich verändert!

Hans. Ihr Antlitz wird bleich wie das Gewölk des Morgens, und aus ihren Augen ſtrahlt das Glück des Himmels.

Alb. Was iſt Dir, Jungfrau? Ein leuchtender Heiligenſchein umgiebt Dich!

Helene (zur Lyra ſprechend). O, wie lange ſehnte ich mich danach, Dich ſo zu halten! Du weißt es, ich ehrte Dich wie eine heilige Hoſtie, die zwiſchen dem Himmel und mir ſtand!

Karl. Was für ſeltſame Worte!

Hans. Welche erhabene Sprache!

Alb. Helene, Helene, ſey auf Deiner Hut! Du haſt Deinem ſterbenden Vater geſchworen, dieſe Lyra, die er für bezaubert hielt, nicht anzurühren. Die Wünſche der Sterbenden ſollen heilig gehalten werden, wie die Ausſprüche der Weisheit. Fürchte, meine Tochter, die Wirkung der Töne auf Dein ſchwaches Gehirn!

Karl. Theure Helene, Du befindeſt Dich nicht wohl. Ich weiß nicht, was das Alles bedeutet, aber höre auf Meiſter Albertus; er iſt ein weiſer Mann und liebt Dich.

Helene (zur Lyra ſprechend). Ich habe Dich nicht entheiligt, und meine Hände ſind rein, Du weißt es. Ich habe ſo innig mich geſehnt, Dich zu kennen und eins mit Dir zu werden! Willſt Du nicht zu mir ſprechen? Bin ich nicht Dein Kind? (Zu Albertus und Karl, die ihr die Lyra nehmen wollen.) Laßt mich, Ihr Männer, ich habe nichts mit Euch gemein. Ich gehöre dieſer Welt nicht mehr an. (Zur Lyra.) Dein bin ich. Willſt Du mich endlich annehmen?

Hans (zu Albertus). O Meiſter! laßt ſie gewähren, achtet ihre Verzückung. Seht! wie ſchön ſie in dieſer knieenden Stellung iſt! Seht nur! Mit welcher Anmuth ſie die Lyra auf das eine Knie lehnt, und wie ſie mit ihren Alabaſter-Armen ſie liebend umfängt!

Alb. Junger Schwärmer, Du weißt nicht, welcher Gefahr ſie ſich hingiebt! Fürchte für ihren Verſtand, für ihr Leben, die ſchon einmal durch den Ton dieſer Lyra gefährdet wurden.

Hans. Blicket hin, Meiſter! das gränzt an Wunder: ihre Haarſchleifen löſen ſich und fallen zur Erde; ihr ſchönes Haar ſcheint ſich zu beleben, wie durch Zauberhauch wird es von ſeinen glänzenden Banden befreit, es theilt ſich auf ihrer Stirn und fließt in goldenen Wellen auf ihre ſchneeweißen Schultern herab. Ja, es ſchmiegt ſich in ſchöne, freie Locken, wie bei einem jungen Kinde, das im Morgenwinde ſpielt. Sie leuchten, ſie glänzen, ſie wogen über ihren ſchönen Körper herab, wie ein von den Strahlen der Sonne blitzender Waſſerfall. O Helene, wie ſchön Du biſt! Hörſt Du mich nicht?

Alb. Hans, mein Sohn, betrachte ſie nicht zu viel. Es geſchehen im menſchlichen Leben Wunder, die wir nicht begreifen und von denen ich noch vor einem Augenblick keine Ahnung hatte. (Beiſeit.) O! auch ich fühle mich verwirrt, ich möchte die Augen abwenden von dieſer Sibylle!

Helene (die Lyra mit der einen Hand haltend und die andere zum Himmel erhebend). Sehet! Das Wunder geht in Erfüllung! Das Leben iſt kurz, aber vollendet! Den Menſchen gehört nur ein Tag, aber dieſer Tag iſt die Morgenröthe der Ewigkeit! (Die Lyra giebt einen herrlichen Ton von ſich.)

Hans. O Muſe! O ſchöne Begeiſterte!

Karl. Welche himmliſche Melodie! Welcher herrlicher Hymnus! Nie hörte ich etwas Aehnliches, und mir, der ich gewöhnlich ſo unempfindlich gegen Muſik bin, mir treten Thränen ins Auge, und mein Geiſt ſchwebt in unbekannten Regionen.

Alb. (mit leiſer Stimme). Schweigt, oder ſprecht wenigſtens leiſe. Beobachtet das Wunder. Hier iſt viel zu lernen. Sehet Ihr nicht, daß ihre Hände gar nicht die Lyra berühren? Ihr linker Arm allein unterſtützt das an ihren Buſen lehnende Inſtrument, und als wenn die Pulsſchläge ihres brennenden Herzens, als wenn ein göttlicher Hauch, der von ihr ausſtrömt, allein hinreichend wären, um die Saiten zu bewegen, ſo ertönen aus der Lyra nach unbekannten Weiſen ſeltſame Klänge, ganz ohne Beihülfe menſchlicher Kunſt.

Hans. O! ja ich ſehe das Wunder! Ich wußte es wohl, daß dieſes Weſen einer höheren Welt angehöre! Laßt mich, Meiſter, ſie iſt noch nicht zu Ende. Gott! welche Verzückung verklärt ihr ganzes Weſen! O ja, Meiſter, die Seele iſt unſterblich, und nach dieſem Leben erſchließt ſich uns die Unendlichkeit.

Chor der Geiſter der Harmonie (während die Lyra in Helenens Arm forttönt und Albertus ſich von Zeit zu Zeit leiſe mit ſeinen Schülern unterhält).

Deine Zeit iſt gekommen, brüderlicher Geiſt, den eine Zaubergewalt in dieſe Lyra bannte. Wir vernahmen Deine melodiſche Stimme und ſind gekommen und umſchweben dein Gefängniß, bis die Hand dieſer Jungfrau den Zauber gelöſt und Dir die Freiheit gegeben hat. Schon iſt Dein Schweigen gebrochen, ein reiner Hauch erweckte Dich. Hoffe! Der Menſch kann nicht auf ewig binden, und was dem Himmel geraubt ward, muß dahin zurückkehren.

Der Geiſt der Lyra. O meine Brüder, vielgeliebte Geiſter, nahet Euch, ſchwebet zu mir herab. Reichet mir die Hand. Erlöſet mich aus meinem Gefängniß, auf daß ich mich mit Euch im reinen Aether bade, hoch über der dürren Region, wo die Menſchen weilen. O meine Brüder, verlaſſet mich nicht. Ich ſeufze, bebe, leide, höret meine Klagen, höret mein leiſes Weinen und traget mich davon auf Eure feurigen Schwingen!

Die Geiſter der Harmonie. Der Zauber band Dich mit ſieben metallenen Saiten. Eine reine Hand muß dieſe ſieben Saiten eine nach der anderen zerbrechen, dann erſt wirſt Du aus der Lyra befreit; die Hand eines menſchlichen Geſchöpfes muß dies vollziehen; wir können nur Deinen Schmerz durch unſere Geſänge lindern und Deine Hoffnung durch unſere Gegenwart beleben.

Geiſt der Lyra. O beklaget mich, tröſtet mich, ſprechet zu mir; denn ich bin gefangen, ich ſeufze, bebe, leide, klage!

Albertus. Schmerzliche Töne entwinden ſich der Lyra, und ihr Geſang athmet tiefe Traurigkeit. O Helene! was geht in Deiner Seele vor, daß Deine Verzückung ſo herzzerreißend wirkt?

Wilh. So eben noch war der Rhythmus kraftvoller, die Töne mächtiger, ſiegreicher die Begeiſterung. Es war ein Hymnus, jetzt iſt es ein Gebet.

Karl. Ich begreife nichts davon, aber mir iſt ſo weh, und doch kann ich mich von hier losreißen.

Die Geiſter d. Harm. Bruder, wir wollen mit Dir von Deinem Vaterlande reden, und Du wirſt Dich beruhigen. Wir ſchwebten hernieder von der weißen Sonne, welche die Gefährten Deines Elendes, die Menſchen, Wega nennen, und die ſie der Lyra weihten. Deine Sonne, jugendlicher Bruder, iſt ſo rein, ſo glänzend, ſo heiter wie der Tag, an welchem eine Zauberkraft Dich von dort herab lockte, um bei den Menſchen zu wohnen. Noch immer wird ſie von demſelben Ton beherrſcht; noch immer ſingt der weiße Strahl des unendlichen Prisma's das Leben dieſes Geſtirns.

(Die durch den Geſang herbeigezogenen Nachbarn kommen in den Garten und drängen ſich an die Zimmerthür des Meiſter Albertus.)

Ein Dilettant. Ein ungebräuchliches Inſtrument, aber von unvergleichlich ſchönem Ton; es iſt gewiß ein Werk des Herrn Meinbacher.

Ein anderer Dilettant. Wahrſcheinlich. Aber erſtaunt Ihr nicht über das Talent ſeiner Tochter? Ich glaube nicht, daß es auf der Welt noch eine ähnliche Künſtlerin giebt. Und doch that ſie, als verſtände ſie nichts von der Muſik!

Ein Bürger. Meine Herren, Ihr ſteht hinter uns. Ihr könnt nicht ordentlich ſehen. Tretet ein wenig näher und erkläret uns als Kenner, wie Jungfer Meinbacher dieſes Inſtrument ſpielen kann, ohne die Saiten zu berühren.

Der Dilettant (lorgnettirend). Ach! das iſt ſeltſam, in der That! das hatte ich nicht bemerkt.

Eine Bürgerin. Das ſieht wahrhaftig wie Hexerei aus. Ich möchte mich wirklich aus dem Staube machen. Immer habe ich den alten Sauertopf, den Meinbacher, im Verdacht der Zauberei gehabt. Nie ging er in die Kirche und war ſo befreundet mit Meiſter Albertus, der ſelbſt ein ....

Der Dilettant. Beruhigt Euch, Madame, ſo zu ſpielen

Digitized by Google

iſt keine Hexerei. Dieſe Lyra iſt eine Art Orgel, die wie eine Uhr aufgezogen wird, und die ſo lange ohne Berührung ſpielt, bis die Kette abgelaufen iſt.

Ein junges Mädchen. Ich verſichere Euch, mein Herr, daß Helene mit ihren Augen ſpielt. Seht nur, ſie erbleicht, ſie erröthet, ihr Auge glänzt oder erliſcht, und die Muſik wird langſam oder ſchnell, ſanft oder rauſchend, nach ihrem Gefallen. Ich fürchte ſehr, daß die arme Helene behext iſt.

Der andere Dilettant. Wie, mein Fräulein, Ihr ſeht nicht, daß dasjenige, was Ihr für Eure Freundin Helene haltet, nur ein ihr ähnliches Automat iſt? Man ſollte in der That glauben, daß es Helene wäre, aber es iſt nichts als eine Maſchine, die ſogleich ſtill ſtehen wird. Die Augen ſind von Emaille und bewegen ſich vermittelſt einer Feder. Der Athem wird durch einen Blaſebalg hervorgebracht, der ſich im Körper der Puppe befindet....

Die Geiſter. Wir redeten genug zu Dir. Jetzt beſchäftige Dich mit Deiner Befreierin, gedenke, daß nur ſie allein den Zauber löſen kann! Du mußt ſie belehren und Dich ihr offenbaren, wenn ihr Geiſt ſich bis zu Dir erheben ſoll.

Der Geiſt der Lyra. Wie, meine Brüder, ſo bald! was ſoll aus mir in meinem Gefängniß von Elfenbein werden? Was ſoll ich zu einer Tochter der Menſchen ſprechen? Sie verſteht meine Sprache nicht. O ich bebe, leide, klage!

Helene (unterbricht ſich und erhebt ſich mit Lebhaftigkeit). Du haſt geſprochen? Du ſagteſt: Ich leide, ich klage? Wer biſt Du?

Das junge Mädchen (zum Dilettanten). Seht jetzt zu, ob es ein Automat iſt!

Albertus. Helene, es iſt genug; die Lyra hat ſchön geſprochen, treibe die Probe nicht weiter. Für menſchliche Ohren iſt der Klang dieſes Inſtrumentes zu gewaltig, er verwirret die Gedanken und kann den Verſtand zerſtören. (Er nimmt ihr die Lyra.)

Hel. Was beginnet Ihr? Laßt ſie, laßt ſie mir! (Sie fällt in Ohnmacht.)

Hans. O, Meiſter! warum ihr die Lyra nehmen? Ihr tödtet ſie, Meiſter; ſie ſcheint wirklich todt zu ſeyn.

Alb. Fürchte Dich nicht, es iſt nichts. Die elektriſche Erſchütterung der bebenden Lyra mußte dieſe Kriſis herbeiführen. Karl, Wilhelm, tragt ſie fort. Schnell! Platz gemacht! Platz gemacht! Bringt ſie an die freie Luft!

Hel. (kömmt zu ſich und ſtößt Wilhelm zurück). Rühre mich nicht an, Wilhelm; ich bin nicht Deine Verlobte. Ich werde nie die Deine, ich liebe Dich nicht. Für mich biſt Du ein Fremdling. Ich gehöre einer Welt an, zu der Du nicht gelangen kannſt, ohne zu ſterben oder Dich ins Verderben zu ſtürzen.

Wilh. O, mein Gott! was ſagte ſie? Sie liebt mich nicht!

Karl. Das hat Hans oft geſagt.

Alb. Mein Kind, Du weißt nicht, was Du ſprichſt, morgen wirſt Du anders denken. Gieb mir Deinen Arm, ich werde Dich in Dein Zimmer führen.

Hel. Nein, Meiſter Albertus, mit Eurer Erlaubniß werde ich nicht dahin gehen. Ich will ins Freie. Ich will den Mond über dem See aufgehen ſehen.

Thereſe. Ihr ſprecht nicht mit der gebührenden Achtung zu unſerem Meiſter. Kommt zu Euch, Helene. Die ganze Stadt hört Euch und ſieht auf Euch.

Hel. Ich höre und ſehe Niemand. Für mich iſt nichts mehr da. Ich bin für immer allein.

Alb. Wehe! Die Kriſis war zu ſtark! Ihr Verſtand iſt dahin! Helene, Helene, folge mir! Ich bin Dein Vater. Geh' in Dein Zimmer.

Hel. Ich habe keinen Vater. Ich bin die Tochter der Lyra und kenne Euch nicht. Schon lange quält Ihr mich mit geiſtigen Arbeiten, die meiner Natur zuwider ſind. Eure hochtönenden Worte und Vernunftgründe ſind für mich nicht gemacht. Die Zeit iſt gekommen, wo ich leben ſoll; ich bin ein freies Weſen und frei will ich leben; gehabt Euch wohl! (Sie entflieht durch den Garten.)

Alb. Hans, Wilhelm, folget Ihr und wacht über Ihr Leben. (Zu den anderen Schülern.) Lieben Freunde, entſchuldigt mich, dies unvorhergeſehene Unglück macht es mir unmöglich, die Vorleſung wiederaufzunehmen. (Alle ab.)

Mephiſtopheles, die Lyra.

Meph. Halsſtarriger Geiſt, der Du von mir Freiheit und Leben im Augenblick erhalten könnteſt, ſo ertrage denn geduldig Deine Qual, wenn Du es vorziehſt, die ſieben Prüfungen zu beſtehen und, von menſchlichem Willen abhängig, langſam aus Deinem Gefängniß erlöſt zu werden. Ich habe Macht genug über Alles, was der Erde angehört, um Deine Schmerzen zu vermehren und Deine Pein zu verlängern. Du verachteſt meine Hülfe. Statt mit mir die Regionen der Empörung und des Haſſes bewohnen zu wollen, jene Regionen, denen zu nahen der Menſch zittert und die über ihn den Kelch der Leiden ausgießen, ziehſt Du es vor, zu einem ungerechten Gott zurückzukehren, der Dich um der geringſten Schuld willen der Laune und dem Joch des Menſchen überliefert. Nun, ich will Helenens Herz mit ſolchen Gedanken erfüllen, daß es Dich gereuen ſoll, mich verſchmäht zu haben.

Der Geiſt der Lyra. Helene gehört Dir nicht.

Meph. Aber Albertus ſoll mein ſeyn!

Geiſt. Gott wird ihn beſchützen.

(Schluß des erſten Akts.*)

Mannigfaltiges.

— Lord und Lady Cheveley. Gänzlich ungegründet iſt die Vermuthung, daß irgend ein perſönlicher Freund Sir Edward Lytton Bulwer's, und zwar mit deſſen Vorwiſſen, das kürzlich erwähnte Spottgedicht „Lady Cheveley oder die Frau von Ehre", welches gegen Lady Bulwer, die Verfaſſerin des „Cheveley", gerichtet iſt, verfaßt und herausgegeben habe. Bald nachdem die Ankündigung jenes Gedichtes erſchien, richtete nämlich der Juſtizbevollmächtigte des Sir Lytton Bulwer nachſtehendes Schreiben an Herrn Churton, den Verleger: „Mein Herr! Ich bin von Sir Edward Lytton Bulwer beauftragt, Ihnen anzuzeigen, daß er mit großem Leidweſen die Ankündigung einer bei Ihnen unter dem Titel „Lady Cheveley oder die Frau von Ehre" erſcheinenden Schrift geleſen hat. Welches auch die Abſichten und Zwecke des Verfaſſers ſeyn mögen — und daß ſie wahrſcheinlich ihm nicht feindſelig ſind, geht aus den Worten der Ankündigung hervor — ſo iſt doch Sir Lytton Bulwer mit Rückſicht auf ſeine Kinder und in deren Namen genöthigt, die ernſtlichſte Proteſtation gegen jeden Verſuch einzulegen, durch welchen die Verbreitung einer anderen Schrift, die ihre eigene Beantwortung und Verurtheilung in ſich ſelber trägt, noch mehr gefördert werden könnte. Genehmigen Sie ꝛc. William Loaden." — Herr Churton antwortete darauf, daß er ſeinerſeits mit Vergnügen bereit ſey, auf jeden Vortheil zu verzichten, der ihm aus der angekündigten neuen Schrift erwachſen könne, daß jedoch der Verfaſſer, an welchen er ſich gewandt, nicht zu bewegen ſey, ſein Werk zurückzunehmen.

---

*) Die Mittheilung der folgenden vier Akte würde die Gränzen überſchreiten, in denen ſich dieſes Blatt bewegt. Nachdem wir daher in Obigem eine Probe von dem erſten dramatiſchen Verſuch der geiſtvollen Franzöſin gegeben, müſſen wir uns hinſichtlich des weiteren Inhalts deſſelben auf einen kurzen Ueberblick beſchränken. Das Ganze iſt ein wunderliches, aber reizendes Gemiſch von abſtrakter Allegorie und lebensfriſcher Empfindung, welches für uns noch das beſondere Intereſſe hat, zu ſehen, wie ein Franzöſiſcher Dichtergenius ſich in die Region Deutſcher Phantaſie- und Mythenwelt hineinzuleben ſucht. Adelsfreit, der Verfertiger der Lyra, hatte ſich ſelbſt den Tod gegeben und von Gott erfleht, daß er ſeine Seele in dieſe Lyra bannen möchte. Zur Strafe für ſeinen Frevel war ihm ſein Wunſch vom Himmel gewährt und daran die Beſtimmung geknüpft worden, er ſolle nicht eher aus dieſem Gefängniß erlöſt werden, als bis eine jungfräuliche Hand, von aller Sünde rein, ihn daraus befreie. Dies zu hindern und die Lyra durch unheilige Hände zerſtören zu laſſen, auf daß der eingeſchloſſene Geiſt und der Zertrümmerer des Werks Beide ſeiner Macht anheimfielen, iſt das Beſtreben des Teufels. Nachdem ihm der Verſuch, den er in dieſer Abſicht ſchon im erſten Akte des Drama's macht, mißlungen iſt, erſieht er ſich Albertus zu ſeinem Werkzeug aus. Er bringt ihm aus Adelsfreit's Nachlaß eine Erklärung über die geiſtigen Kräfte, die in den verſchiedenen Saiten der Lyra ruhen, um deſſen Wißbegier zu reizen, und überredet ihn, dieſe Saiten eine nach der anderen zu zerbrechen, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Die beiden goldenen Saiten der Lyra ſind die Unendlichkeit und der Glaube; durch ſie offenbart ſich die Idee der ewigen Schönheit und Herrlichkeit Gottes; erhaben und überirdiſch ertönt der Wechſelgeſang des Geiſtes der Lyra, Helenens und der Himmelsgeiſter beim Aufgang der Sonne, ſo lange dieſe Saiten noch auf dem Inſtrumente ſind. Albertus will dieſelben herunternehmen, dreht aber die Wirbel verkehrt und zerſprengt ſie unter einem Klagelaut der Lyra. Nun finden wir Helenen am Bach im Mondenſchein die Lyra ſpielend, deren Geiſt jetzt in weicheren Melodieen die Schönheit der irdiſchen Natur ſingt, denn die beiden ſilbernen Saiten der Lyra ſind der Betrachtung der Natur und der Vorſehung geweiht; Hoffnung und Vertrauen tönt aus ihnen der nach dem Ewigen ſich ſehnenden Seele Helenens entgegen, die mit Schmerz die himmliſchen Offenbarungen der goldenen Saiten vermißt. Albertus, deſſen Zweifelſucht immer mehr ertödtet wird, und der ſchon an die übernatürlichen Kräfte der Muſik zu glauben anfängt, während ſie ihm früher als ein bloßes Rechen-Exempel erſchien, läßt ſich von dem Drange nach überzeugender Gewißheit und von den Anreizungen des Teufels bewegen, auch dieſe beiden Saiten zu zerreißen, und ein Orkan begleitet ſein Beginnen. Helene ſpielt jetzt auf den beiden ſtählernen Saiten der Lyra; ſie hat den Thurm der Kathedrale erſtiegen und zu den Füßen des Erzengels Platz genommen, der die Spitze des Thurmes bildet. Von dort herab ertönt auf der Lyra der Preis des Menſchengeiſtes und ſeiner Werke in mächtigen Klängen, während Helene dagegen nur von dem Jammer und Elend der Menſchheit ſingt und, nachdem ſie die Lyra hinabgeſchleudert, in Verzweiflung vom Thurm entflieht. In dieſem Wechſelgeſange hat Albertus die Gewalt der Muſik ſchon eindringlicher empfunden, und Mephiſtopheles, immer in Geſtalt des Juden, der die Lyra unverſehrt in die Wohnung des Philoſophen gebracht hat, weiß dieſen durch das Verſprechen, daß der, welcher die letzte eherne Saite der Lyra berühre, das Geheimniß dieſes Inſtrumentes und der Muſik ergründen werde, auch noch zur Zerſprengung der beiden ſtählernen Saiten zu reizen. Albertus iſt unterdeß von immer glühenderer Liebe zu Helenen entbrannt, und Mephiſtopheles ſchmeichelt ihm auch mit der Hoffnung, daß er, auf der ehernen Saite der Lyra ſpielend, Helenens Gegenliebe gewinnen werde. Aber ſo wie diesmal Alles ſtill geblieben, als er die ſtählernen Saiten zerriſſen, ſo bleibt die Lyra auch ſtumm unter der Berührung ſeiner Finger, während Helene in ihrer fortdauernden Extaſe ihn keiner Aufmerkſamkeit würdigt und ſeine Leidenſchaft zu ihr immer mächtiger wird. Da läßt er muthlos die Lyra ſinken, und Helene ergreift ſie. Als ſie die eherne Saite berührt, ertönt der Geſang des Geiſtes der Lyra ebenfalls in irdiſcherer Liebesgluth und beſchwört ſie um Gegenliebe, aber Helene ſehnt ſich nur nach dem Ewigen und ſingt nur die Ehre Gottes; ihr inbrünſtiges Gebet fleht zu Gott, daß er ſein Leben ihr verleihen wolle; da zerſpringt die eherne Saite mit furchtbarem Donner, Helene ſinkt todt, Albertus ohnmächtig zu Boden. Der Geiſt der Lyra iſt erlöſt und ſchwebt, vereint mit Helenens ſeligem Geiſte und umgeben von den himmliſchen Heerſchaaren, über dem wiedererwachenden Albertus, über den der Teufel nun Gewalt zu haben glaubt, weil er zur Zerſtörung der Lyra mitgewirkt. Aber die letzte Saite iſt unter Helenens unbefleckter Hand zerſprungen, und ſo iſt auch Albertus gerettet. „Seine Seele", ſo ſingen die Himmelsgeiſter, „ſoll fortan eine Lyra ſeyn, deren Saiten alle zugleich erklingen werden, und deren Geſang ſich auf den Schwingen der Hoffnung und der Freude zu Gott erheben wird."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 65. Berlin, Freitag den 31. Mai 1839.

Frankreich.

Der Pariſer Gewürzkrämer (L'Epicier).

Von Balzac.*)

Die Undankbaren gehen leichtſinnig und ohne etwas dabei zu denken vor dem Laden des Gewürzkrämers vorüber. Davor bewahre der Himmel einen Jeden! Mag der Diener noch ſo ſchmierig und ſeine Kappe noch ſo abgegriffen ſeyn, mag der Herr noch ſo munter und heiter lächelnd ausſehen, ſo betrachte ich ſie doch immer mit ehrfurchtsvoller Scheu und rede ſie mit der Hochachtung an, die der „Constitutionnel" ihnen bezeigt. Wenn ein Todter vorübergetragen wird, ſo achte ich nicht darauf, aber einen Gewürzkrämer ſehe ich nie mit Gleichgültigkeit an. In meinen Augen iſt der Gewürzkrämer, deſſen Allmacht noch nicht älter als ein Jahrhundert iſt, der Repräſentant und treuſte Ausdruck der modernen Geſellſchaft. Steht er nicht eben ſo hoch durch ſeine Reſignation wie durch ſeine Nützlichkeit, und iſt er nicht eine nie verſiegende Quelle der Süßigkeiten, des Lichtes und der freundlichſten Gaben? Iſt er nicht mit einem Worte der Miniſter Afrika's, der Geſchäftsträger Indiens und Amerika's? Sicherlich, der Gewürzkrämer iſt das Alles; und er iſt es, ohne die geringſte Ahnung davon zu haben. Der Obelisk weiß ja auch nicht, daß er ein Denkmal iſt.

O, Ihr ſchnöden Spötter, ſeyd Ihr je in den Laden eines Gewürzkrämers getreten, der Euch nicht huldvoll zugelächelt und die Kappe demüthig abgezogen hätte, während Ihr Euren Hut auf dem Kopfe behieltet? Der Schlächter iſt ein roher Geſelle, der Bäcker bleich und mürriſch; aber der Gewürzkrämer iſt immer verbindlich, zeigt immer ein freundliches Geſicht. Zu welcher Klaſſe der Geſellſchaft daher auch ein verlegener Fußgänger gehört, er wendet ſich nie an die grießgrämige Wiſſenſchaft des Uhrmachers, noch an das mit blutenden Fleiſchſtücken verſchanzte Comtoir des Schlächters, noch an das mißtrauiſche Gitter des Bäckers; nein, von allen offenen Läden wählt er den des Gewürzkrämers, wenn er hundert Sous wechſeln oder eine Straße erfragen will; er weiß ja, daß dieſer Mann, der chriſtlichſte von allen Handeltreibenden, wenn er auch bis an den Hals in Geſchäften ſteckt, dennoch Allen gehört, denn die Zeit, die er Anderen ſchenkt, ſtiehlt er ſich ſelbſt ab. Wenn Ihr auch eintretet, um ihn zu ſtören, um ihn zu brandſchatzen, ſo wird er Euch doch begrüßen, wird Euch ſogar Intereſſe zeigen, wenn das Geſpräch über eine bloße Frage hinausgeht und eine vertrauliche Wendung nimmt. Es iſt leichter, eine häßliche Frau als einen unhöflichen Gewürzkrämer zu finden. Haltet an dieſer Grundwahrheit feſt, wiederhole ich, um allen mißgünſtigen Nachreden zu begegnen.

Vom Gipfel ihrer eitlen Größe, ihrer kalten Bildung oder ihrer kunſtreich beſchnittenen Bärte herab haben einige Leute gewagt, dem Gewürzkrämer: Rakka! zuzuſchreien. Sie haben aus ſeinem Namen ein Wort, eine Meinung, eine Sache, ein Syſtem, eine Europäiſche und encyklopädiſche Figur gemacht. Man ſchreit: „Ihr Gewürzkrämer!" um eine Menge Beſchimpfungen zuſammenzufaſſen. Was hat man denn am Gewürzkrämer auszuſetzen? Seine mehr oder weniger braunrothen, grünen oder chokoladenfarbigen Beinkleider, ſeine blauen Strümpfe, ſeine Kappe von unechtem Fiſchotterfell, welche mit einem ſilbernen oder goldenen Streife beſetzt iſt, oder ſeine nach der Bruſt zu in drei Spitzen auslaufende Schürze? Wie will aber eine Geſellſchaft ohne Ariſtokratie, welche mit den Ameiſen an Thätigkeit wetteifert, das ſchätzenswerthe Symbol der Arbeit tadeln? Glaubt man vielleicht, daß ein Gewürzkrämer ganz und gar nicht denke, ſich nicht um die Künſte, die Literatur und die Politik bekümmere? Wer hat dann aber die Ausgaben Voltaire's und Rouſſeau's verſchlungen? Wer die Erinnerungen und Klagen von Dubuſe gekauft? Wer hat den Kupferſtich des Soldaten als Landmann, des Leichenzugs des Armen, des Angriffs auf die Barrière von Clichy in ſeinem Zimmer aufgehängt? Wer weint in den Melodramen? Wer giebt etwas auf die Ehrenlegion? Wer läuft bewundernd in das Muſeum von Verſailles? Wer hat den Poſtillon von Lonjumeau in die Höhe gebracht? Wer kauft die Uhren mit den Mameluken, die ihr Roß beweinen? Wer ernennt die gefährlichſten Deputirten der Oppoſition, und wer unterſtützt die kräftigen Maßregeln der Regierung gegen die Unruheſtifter? — Der Gewürzkrämer, der Gewürzkrämer und nochmals der Gewürzkrämer.

Ihr findet ihn gerüſtet an der Schwelle aller Nothwendigkeiten, ſelbſt der widerſprechendſten, wie er am Eingange ſeiner Ladenthür ſteht, ohne gerade immer das zu begreifen, was vorgeht, aber doch bereit, Alles durch ſeine Arbeit, ſein Geld, ſeine Unbeweglichkeit zu unterſtützen. Daß wir nicht Wilde, Spanier oder Saint-Simoniſten geworden ſind, verdanken wir einzig und allein den Gewürzkrämern. Sie haben die geſellſchaftliche Ordnung aufrecht erhalten. Wenn ſie es nicht gethan hätten, mit wem ſollten ſie dann aber auch handeln? Der Gewürzkrämer giebt den Ausſchlag, je nachdem er an den Tagen einer großen Kriſis hervortritt oder ſich zurückzieht, ſpricht oder ſchweigt. Wie ſollte man nicht die Aufrichtigkeit bewundern, mit der er ſich allen Abgeſchmacktheiten hingiebt, die gäng und gebe ſind! Wer wollte ihn abhalten, zum Gemälde der Jane Gray zu wallfahrten, für die Kinder des Generals Foy zu kollektiren, für das Champ-d'Aſile zu ſubſkribiren, ſich auf den Aſphalt zu werfen, die Ueberſiedelung der Aſche Napoleon's zu fordern, ſeine Kinder als Polniſche Lanciers oder als Artilleriſten der National-Garde auszuſtaffiren, je nachdem die Umſtände es erfordern? Du verſuchſt es vergeblich, prahleriſcher Journalismus, der du vor ihm die Feder neigſt, ihm zulächelſt und ihm die Falle des Abonnements ſtellſt.

Hat man aber auch ſchon die Wichtigkeit dieſes nothwendigen Leims der Geſellſchaft, den die Alten vielleicht vergöttert hätten, hinlänglich gewürdigt? Der Spekulant baut ein Stadtviertel oder ein Dorf; er errichtet ſo und ſo viel Häuſer, führt eine Kirche auf, bringt Einwohner zuſammen, treibt einen Pädagogen auf, hofft auf eine Vermehrung der Bevölkerung und hat mit einem Worte etwas zu Stande gebracht, was einen Anſtrich von Civiliſation hat; es ſind Champignons, Hühnerkeulen, Krebſe da, Adjunkte, Feldwächter und Steuerpflichtige; aber dennoch würde Alles keinen Beſtand haben, würde Alles aus einander gehen, wenn dieſer Mikrokosmus nicht durch das ſtärkſte geſellſchaftliche Band, durch den Gewürzkrämer, zuſammengehalten würde. Auf dem Kirchthurme iſt das Kreuz aufgepflanzt; wenn ſich aber an der Ecke der Hauptſtraße nicht ein Gewürzkrämer anſiedelt, ſo iſt alle Mühe vergeblich. Brod, Fleiſch, der Schneider, Schuhe, die Regierung, das Bauholz kommen auf der Poſt und zu Wagen an; aber der Gewürzkrämer muß da ſeyn, da bleiben, zuerſt aufſtehen, ſich zuletzt niederlegen, ſeinen Laden zu jeder Tageszeit für die Kunden geöffnet halten. Ohne ihn keiner der Genüſſe, welche die moderne Geſellſchaft vor der antiken voraus hat, ohne ihn weder Branntwein, noch Taback, noch Thee.

In ſeinem Laden findet jedes Bedürfniß eine dreifache Befriedigung. Hier iſt Thee, Kaffee, Chokolade, als Schluß jedes ordentlichen Frühſtücks; hier Talglichte, Oel, Wachslichte, als Quellen alles Lichtes; hier Salz, Pfeffer, Muskatnuß, die rhetoriſchen Verzierungen der Küche; ſodann Reis, Bohnen, Maccaroni, die Grundlagen jeder ſoliden Mahlzeit; Zucker, Syrup, Konfituren, die Süßigkeiten des Lebens; Käſe, Pflaumen, trockene Früchte, durch welche, nach Brillat-Savarin, der Nachtiſch erſt ſeine eigentliche Phyſiognomie erhält. Müßten wir aber nicht die Liſte aller unſerer Bedürfniſſe geben, wenn wir die dreigeſpaltenen Einheiten, welche das Geſchäft des Gewürzkrämers umfaßt, erſchöpfen wollten? Den Gewürzkrämer ſelbſt kann man als eine Trilogie anſehen: er iſt Wähler, National-Gardiſt, Geſchworener. Ich weiß nicht, ob die Spötter einen Stein unter der linken Bruſt tragen; aber mir iſt es unmöglich, über ihn zu ſcherzen, wenn ich an die Marmorkügelchen in ſeinem hölzernen Kaſten denke, mit denen wir in unſerer Kindheit ſpielten. Welchen Platz nimmt er im Herzen der Kinder ein, denen er den Bindfaden zum Drachen und das Zuckerwerk verkauft! Dieſer Mann, der die Kerzen zu unſerem Begräbniß in ſeinem Behältniß hat und bei unſerem Begräbniß uns eine Thräne weiht, geleitet uns im ganzen Verlaufe unſeres Lebens. Dem Dichter verkauft er Feder und Dinte, dem Maler Farben, Allen Leim.

(Schluß folgt.)

*) Aus einer ſo eben unter dem Titel „Les Français" erſchienenen Charakterſchilderung der Franzoſen, von verſchiedenen Verfaſſern.

Digitized by Google

Italien.

Handbücher für Reiſende in Italien.

(Schluß.)

Für die wichtigſten Städte, wie Venedig, Florenz, Rom, Neapel u. ſ. w., wird der Reiſende, der dieſelben genauer will kennen lernen, mit ſeinem Handbuche nicht ausreichen können, auch wenn deſſen Einrichtung möglichſt vollkommen wäre. Die Guides für die einzelnen Städte ſind zwar in der Regel ſchlecht, aber unter dieſen kann der unbelehrte Reiſende leicht an den ſchlechteſten gerathen. Daher wäre es Pflicht des allgemeinen Handbuchs, ihm die brauchbaren Bücher für die einzelnen Städte zu empfehlen und nachzuweiſen, wo an Ort und Stelle dieſelben zu haben ſind. In dieſer Beziehung bringt allerdings jedes Jahr viel Neues. Aber es wird immer gerathen ſeyn, das Erprobte anzuführen. Auch beim Ankauf eines Stadt-Plans wünſcht der Reiſende berathen zu ſeyn. Die Pläne Rom's z. B. ſind ſämmtlich zwar nach dem alten großen Plan von Nolly gemacht, aber doch von ſehr verſchiedenem Werth. Die brauchbarſte Bearbeitung iſt ſeit 1830 und bisher die von Knapp und Stier (zu haben im Inſtitut für archäologiſche Korreſpondenz. Monte Caprino No. 132). Für Neapel möchte der Plan von Jorio zu empfehlen ſeyn. Aehnliche Notizen ſollte das Handbuch für alle wichtige Städte geben.

Durch die Nachweiſung eines Guide wird es der eigenen Beſchreibung der Städte nicht überhoben ſeyn. Denn theils wird ſein beſchränkterer Raum doch ausreichen, um ſolche Reiſende, welche nur einen kurzen Aufenthalt machen wollen, zurecht zu weiſen, theils wird es ſeine Nachweiſungen ſo einrichten können, daß die gewöhnlich nicht ſehr praktiſchen Beſchreibungen der Städte dem Reiſenden erſt nützlich werden. Zu dieſem Ende müſſen die Merkwürdigkeiten einer Stadt kurz aufgezählt und zweckmäßig gruppirt ſeyn. Dieſelben nach Baſis Art auf gewiſſe Tagereiſen zu vertheilen, iſt unnütz. Aber der Reiſende will aus ſeinem Handbuche lernen, was ſich bequem zuſammenfaſſen und in einem Wege abthun läßt. Unerläßlich iſt ferner die Angabe, zu welchen Zeiten die Muſeen, die Kirchen, die Paläſte u. ſ. w. am beſten oder vielleicht allein beſucht werden können. Oft bedarf es beſonderer Erlaubnißkarten, wie z. B. in Rom für das Museum Gregorianum. Der Reiſende muß unterrichtet werden, wo dieſelben zu haben ſind. In manchen Muſeen giebt es reſervirte Kabinets oder einzelne merkwürdige Gegenſtände, welche nur auf beſonderes Verlangen vorgewieſen werden. Hierauf muß das Handbuch an den betreffenden Stellen aufmerkſam machen.

In Bezug auf die einzelnen Kunſtwerke muß ein gutes Handbuch das Bedeutende durchaus an ſeinem Orte bezeichnen, auch die verſprengten und weniger bekannten Monumente in einzelnen Paläſten, Villen, Kirchen nachweiſen, damit der „Literat“, dem billig ſelbſt überlaſſen wird, wofür er ſich intereſſiren will, wenigſtens erfahre, was er ſehen kann.

Die gewöhnlich in der Einleitung der Handbücher vorausgeſchickten Notizen über Vetturine u. dgl. ſind von ſehr beſchränktem Nutzen. Es müſſen für die einzelnen Orte beſondere Nachweiſungen gegeben werden. Zwiſchen vielen nahe an einander gelegenen und auch entfernteren Orten giebt es ſtehende Fuhrgelegenheiten, zu beſtimmten Zeiten und zu feſten Preiſen. Solche Verhältniſſe pflegen lange ungeändert zu bleiben, und würden ſie geändert, ſo hätte man wenigſtens an den Nachweiſungen des Handbuches einen Maßſtab und Anhalt. Am leichteſten iſt die Nachweiſung da, wo beſtimmte Büreaus, wie das Pareteſche, für Florenz, Rom und Neapel etablirt ſind. Für dieſe Büreaus kann man ſogar dreiſt, da die Beſitzer ihre eigenen Häuſer zu haben pflegen, die genauen Adreſſen mittheilen. Ferner iſt über die Dampfſchiffe, deren Kurſe, Preiſe, Abgangszeiten gar viel nützlicher Rath zu geben, ungeachtet Vieles hierin wandelbar iſt. Die Nachtquartiere der Vetturine werden gemeiniglich an beſtimmten Stationen genommen. Bisweilen laſſen ſich dieſe auf beſonderes Verlangen der Reiſenden ändern. Z. B. die Tour zwiſchen Rom und Neapel erfordert in der Regel drei Tage; durch Verlegung der Nachtquartiere läßt ſie ſich auf vier Tage ausdehnen, wobei man den Vortheil hat, etwa die Ruinen des alten Capua beſuchen, auch über Caſerta fahren zu können. Daſſelbe und noch mehr läßt ſich in kürzerer Zeit erreichen, wenn Mehrere gemeinſchaftlich einen Wagen von Angliſani nehmen. Auf der Fahrt von Florenz nach Rom kann man den Vetturin verpflichten, von Viterbo aus über Capraruola zu fahren. Er thut es, wenn man den Handel verſteht, für eine geringe Zulage an Fuhrlohn oder Trinkgeld. Nachrichten ſolcher Art laſſen ſich für alle Orte in Menge geben und werden ja wohl dem Reiſenden willkommen ſeyn.

Vorzüglich ſind genaue und auf ordentliche Nachforſchungen bei den Central-Behörden geſtützte Angaben über die Douanen-Verhältniſſe wünſchenswerth. Die Unter-Beamten erlauben ſich eine Menge von Willkürlichkeiten und Brandſchatzungen, vor denen der Reiſende durch Kenntniß der effektiven Vorſchriften geſchützt wäre.

Ich muß mich hier auf dieſe wenigen Andeutungen beſchränken, kann aber nicht umhin, die Rückſicht auf das Comfort des Reiſenden noch dringend zu empfehlen. Vor Allem muß derſelbe gut logirt werden. Herr R. zählt zwar überall einige Gaſthöfe auf und empfiehlt oder tadelt denjenigen, in welchem er gewohnt hat. Was nutzt das aber? Die Gaſthöfe müſſen klaſſifizirt und die einzelnen charakteriſirt werden. Man muß erfahren, zu welchen Anforderungen man berechtigt iſt. In den vielbeſuchten Städten kann man überall chambres garnies finden, welche den Gaſthöfen gewöhnlich vorzuziehen ſind, z. B. in Mailand, in Rom überall, auf der Piazza d'Eſpagna, Via Condotti, auf Monte Caprino u. ſ. w. in Neapel, beſonders reizend in S. Lucia, Chiatamone, Chiaja. In einigen dieſer Häuſer pflegen vorzugsweiſe Engländer oder Franzoſen, in anderen mehr die Deutſchen zu wohnen. Die Ausſicht, die Bequemlichkeiten, die Preiſe ſind verſchieden. So wandelbar dergleichen Dinge ſind, ſo geht doch gewöhnlich ein gewiſſes Geſetz hindurch. Man kann ſolche Privat-Wohnungen, wenn man ſie zu finden weiß, unmittelbar beziehen. Es giebt über dieſe Verhältniſſe unter den Reiſenden eine Menge von mündlichen Ueberlieferungen; ſie ſollten im Handbuche ſich geſammelt finden, denn nicht Jeder iſt ſo glücklich, zur rechten Zeit die Kunde zu erlangen.

Ferner ſind Mittheilungen über das geregelte Fuhrwerk in den Städten nothwendig. Neapels Omnibus, welche vom Largo del Caſtello bis zum Seraglio gehen, die Römiſchen Omnibus nach S. Paolo ſind gar bequeme Einrichtungen, von deren Daſeyn der Reiſende nicht immer ſogleich die Entdeckung macht. Für die Exkurſionen in die Umgegend der Städte ſind detaillirte Mittheilungen ein großes Bedürfniß. Es begegnet dem Fremden z. B. in Neapel leicht, daß er die Barken nach Sorrent oder Capri im Hafen nicht auffinden kann, und es hält oft ſchwer, auf der Straße genügende Zurechtweiſung zu erlangen. Steht aber im Handbuch, daß z. B. die Barken von Sorrent bei der Immacolatella liegen, ſo kann man ſich zu dieſem öffentlichen Gebäude von jedem Knaben hinführen laſſen. Gerade für Neapel, wo der Verkehr mit der Umgegend meiſt ſehr ſtätig und regelmäßig iſt, laſſen ſich außerordentlich viele Notizen für alle Punkte geben.

Auch wünſcht der Reiſende Belehrungen über die Preiſe ſeiner Bedürfniſſe. In dieſer Beziehung giebt es ſo viel Feſtes, daß ſich zahlreiche Tabellen mit vollkommener Sicherheit aufſtellen laſſen. Dadurch wird dem Fremden nicht nur viel Geld, ſondern auch viel Zeit und Aerger erſpart. Der Italiäner iſt alsbald zufrieden, wenn er merkt, daß ſein Kunde Beſcheid weiß. Wo ich in Reiſebeſchreibungen und Handbüchern hin und wieder Preiſe angegeben finde, iſt die Angabe gewöhnlich viel zu hoch, wie natürlich, weil der Verfaſſer nichts als ſeine eigenen Erfahrungen feil hat. Nur Valery giebt richtige Notizen in dieſer Beziehung. Hier einige wenige Beiſpiele für die Möglichkeit genauer Tabellen. Das Fuhrwerk in Neapel hat durchgängig feſte Preiſe. Die Eſelmiethe hat ſo ziemlich feſte Preiſe, gewöhnlich 3 Carol. für eine Tour von mehreren Stunden, z. B. auf den Veſuv, eigentlich aber noch weniger. Für einen Platz in den Barken von Sorrent zahlt man nur 1 Carol., nach Capri höchſtens 1½ Carol. Daß man im Museo Borbonico Jedem von den vielen Aufſehern und jedesmal 1 Carol. Trinkgeld geben müſſe, iſt eine bloße Einbildung. Die Leute ſind nicht berechtigt, irgend Etwas zu fordern. Für beſondere Dienſte kann man ſie nach Belieben belohnen. Wer das Muſeum nur einmal beſucht, wird übrigens gern ihnen ein Trinkgeld geben, denn ſie ſollen kärglich beſoldet ſeyn, wobei vielleicht auf die Freigebigkeit der Fremden gerechnet iſt. In Rom giebt man beim Beſuch einer Villa u. ſ. w. gewöhnlich 2 Paoli in Allem, man ſey nun allein, oder mit Anderen in Geſellſchaft. Es iſt hier nicht der Ort, dieſe Notizen zu vermehren. Nur ſo viel, daß Herrn R.'s Angaben durchgehends falſch ſind; 4 Scudi dem Vetturin für einen Tag zu geben, iſt lächerlich; man rechnet, mit Einſchluß des Abendeſſens und Quartiers, 2 oder kaum 2 Scudi. Eine gelata in Neapel koſtet niemals 12 bis 16 Grani, ſondern nur 5 bis 10 Grani, und ein Glas limonata an einer Limonaden-Bude nur einen einzigen Gran, nicht 3 bis 4 (S. 388). Die Preis-Courante über ganz unbeſtimmbare Markt-Artikel, nach Madame Stark's Manier, auszudehnen, iſt freilich ſo lächerlich und luſtig, als die Römer in zahlloſen Karrikaturen zu erkennen geben. Aber einerſeits muß das Handbuch Maß halten, und andererſeits muß der Benutzer mit Verſtand und nicht mit Engliſcher Gewiſſenhaftigkeit und Caprice die Anwendung davon machen.

Uebrigens iſt es nicht genug, die Gaſthöfe aufzuführen. Man muß auch Trattorien nachweiſen; denn ſobald der Fremde in einem Privathauſe Wohnung gefunden, iſt er für ſeine Mahlzeiten an das Speiſehaus gewieſen. Hier giebt es nun mancherlei kleine Vortheile und Regeln, um ſchnelle und ſorgfältige Bedienung zu erlangen. Vor Allem aber will ich wagen, einen von vielen Reiſenden geäußerten Wunſch hier als ein bisher völlig vernachläſſigtes Erforderniß eines brauchbaren Handbuchs geltend zu machen. Dies iſt: eine mit den vornehmſten Artikeln ausgeſtattete und ordentlich raiſonirte Speiſekarte für die verſchiedenen Orte. In vielen Trattorien ſind zwar gedruckte Speiſekarten ausgelegt (z. B. in Neapel im Ercole, im Giglio d'oro u. ſ. w., in Rom in der Lepre (Herrn R.'s einzige Reſſource), in der Scalinata (am Spaniſchen Platz), im Fiano (am Corſo hinter dem Caffe delle belle arti), oder auch geſchriebene Tageszettel, wie in der ſogenannten Celliri-Trattorie (Banco di St. Spirito, unweit der Engelsbrücke). Aber auf den gedruckten Karten findet man circa 600 Artikel unter oft ſehr wunderlichen Benennungen. Und von welchem Fremden iſt zu erwarten, daß er auch die gewöhnlicheren Namen, wie ſie auf den geſchriebenen Zetteln vorkommen, genugſam kenne, um nicht auf das unangenehme Ausprobiren reduzirt zu ſeyn, da ja nicht Jeder einen hülfreichen Freund ſogleich zur Hand hat! Die Benennun-

Digitized by Google

gen der alltäglichſten Nahrungsmittel weichen an verſchiedenen Orten von einander ab. Rindfleiſch heißt in den Trattorien bald alesso, bald bullito (für bollito), bald manzo; Kalbfleiſch abwechſelnd vitello und mongana, Schweinefleiſch porco, majale, cinghiale. Nun gar die mannigfaltigen Bezeichnungen für Geſottenes, Gebratenes, Gebackenes und die verſchiedenen Arten der Zubereitung von Gemüſen, Fiſchen, Eierſpeiſen, Paſteten u. ſ. w. Diejenige Trattoria in Rom, welche die angelegentlichſte Empfehlung verdient, iſt der Falkone auf Piazza St. Euſtachio. Dort wied gar keine Speiſekarte ausgelegt, vielmehr regitirt dee Cameriere auf Verlangen die ganze Liſte des Vorräthigen, und der Unkundige iſt alſo noch weit übler daran. Der Cameriere vergißt auch gewöhnlich, Vieles heezuſagen, was dem Fremden vielleicht gerade willkommen wäre und wonach er fragen könnte, wenn er es zu benennen wüßte. Herr R. giebt ſeinen Reiſenden den weiſen Rath, vorher Italiäniſch zu lernen; er handelte viel weiſer, wenn er ihm für die nothwendigſten Wörter und Phraſen des Verkehrs durch Verzeichniſſe zu Hülfe käme. Ein geübter Reiſender, der ſich ein kleines Wörterbuch für den deingendſten Bedarf auf ſeinen Wanderungen anlegt, findet das Gebiet nicht gar ſo ausgedehnt, daß es von dem Handbuche ausgeſchloſſen werden müßte. Diejenigen Dialekt-Abweichungen, welche den Reiſenden am häufigſten inkommodiren, ſollten angedeutet werden, wie z. B. das minga (für non), das mo (für adesso), die Gewohnheit der Römer, das R zu verſtellen u. dgl. m. Wer möchte in crappa und crapett' mit Leichtigkeit die Wörter capra und capretto (Ziegenfleiſch) erkennen? In Oberitalien nennen ſie Lichter chiari, in Rom die Waſchſchüſſel cuneulina, die Zündhölzchen prosperi (für fosfori), in Genua dagegen palanga u. m. dgl.

Was die zweckmäßige Anordnung des Buchs betrifft, ſo hat man im Ganzen die Wahl zwiſchen zwei Methoden, nämlich entweder die Beſchreibung dee einzelnen Ortſchaften auf Reiſe-Routen zu vertheilen, oder ſie in alphabetiſcher Ordnung zu liefern. Herr R. hat ſich für die erſtere Weiſe entſchieden, die auch dem Hegemannſchen Buche, aber in zweckmäßigerer und vollſtändigerer Anwendung, zum Grunde liegt. Dem Richterſchen Cicerone fehlt übrigens das Regiſter, welches bei dieſer Anordnung ganz unerläßlich iſt. Dieſe Weiſe hat ferner den Nachtheil, daß manche Ortſchaften, die intereſſant für einzelne Reiſende ſind und nicht gerade an den gemeinüblichen Straßen durch Italien liegen, nicht untergebracht werden können. Die andere Methode, welche mir den Vorzug zu verdienen ſcheint, macht eine Ueberſicht der Reiſerouten, wie Neigebaur ſie auch ſeinem Werke vorangeſchickt hat, erforderlich. Die Sehenswürdigkeiten in den einzelnen Städten ordnet Herr R. bald nach Materien, bald nach den Lokalitäten. Aus der Vermiſchung beider Methoden entſteht eine unleidliche Konfuſion und Erſchwerung des Gebrauchs. Am bequemſten möchte es gefunden werden, wenn eine ſorgfältige und konziſe Aufzählung der Gegenſtände nach beſtimmt feſtgeſtellter Claſſification (Plätze, Brücken, merkwürdige Gebäude, Kirchen, Paläſte, Muſeen, Villen, Umgegend od. dgl.) jedes Mal voranginge, dem aber die Anweiſung folgte, was ſich bequem zuſammenfaſſen und auf derſelben Tour abthun laſſe.

Die Frage iſt nur, ob es ausführbar ſeyn möchte, ein Handbuch mit den vorgeſchlagenen Nachweiſungen auszuſtatten. Allerdings nicht, wenn man nur die Beobachtungen flüchtiger Reiſenden benutzt. Abee überall in Italien ſind viele Deutſche anſäſſig, Künſtler, Handwerker, Kaufleute, welche genau Beſcheid wiſſen und mehrentheils bereitwillig Beſcheid geben. Derjenige, welcher ein gutes Handbuch zu liefern unternähme, müßte ausdrücklich in der Abſicht, bei den eingewohnten und kundigen Perſonen ausführliche Nachrichten einzuziehen, Italien bereiſen. Auch könnte vielleicht ein Buchhändler Gelegenheit finden, ſich mit ſolchen Perſonen, insbeſondere Kaufleuten, in Korreſpondenz zu ſetzen. Sicher iſt immer dies, daß man perſönlich nachfrage und ſelber ſehe und erprobe.

Es wäre ſehr zu wünſchen, daß Jemand ſich fände, der „Italiens Proſa", wie Herr R. die dortigen Plagen des Reiſenden nennt, zu binden Neigung und Geſchick hätte und diejenige Stimmung bannte, in welcher man (mit Herrn R. zu reden) „die Urbilder zu Nicolais unſtreitig intereſſanten Kareikaturen, die in ihren Grund-Ideen viel Wahres enthalten, begreift!" Grund-Ideen von Karrikaturen und jede Art von ausbündigee Philiſtroſität ſollen hier nicht in Schutz genommen werden. Aber was dem Reiſenden durch die einfachſten Mittel leicht und bequem gemacht werden kann, das möge ihm leicht und bequem gemacht werden!

Guſtav Julius.

R u ß l a n d.

Geſänge und Geſangliebe der Ruſſen.

(Schluß.)

Die Kleinruſſiſchen Weiber haben eine ganz eigenthümliche, höchſt frappante und für Jeden, der ſie gehört hat, unvergeßliche, obgleich nicht beſchreibbare Geſangsweiſe. Sie ſchreien dabei gewöhnlich aus vollem Halſe und halten ihre Stimmen immer in ſo unglaublich hohen Tönen, daß es klingt wie ein Chor von lauter Pickelpfeifen. Die zweite und dritte Stimme fehlen ganz in dieſen Chorgeſängen, — während die Großruſſen nie anders als mehrſtimmig ſingen, — und alle hohe Diskantſtimmen ſchreien unisono ein und daſſelbe. Sie bilden in dieſer Hinſicht einen ſchneidenden Kontraſt zu den Lithauiſchen und Lettiſchen Frauen, deren Geſänge gewöhnlich ſo tief und dabei, trotz dee Wildheit und Sanftmuth der Nation, ſo wild ſind, daß der Hörer Mühe hat, ſich zu überzeugen, daß ſie von Frauen kommen. Nichtsdeſtoweniger ſind die Melodieen der Kleinruſſiſchen Volksgeſänge ungemein reizend. Das ſo ſüß melancholiſche „Schöne Minka", das auch bei uns allgemein bekannt iſt, iſt auf Kleinruſſiſchen Fluren geboren und hier in jeder alten Baba (alten Weibes) Munde. Es fängt im Ruſſiſchen an: „Jächal Kosak sa Dunai, ska Jaw dowitschy proschtschai." (Es ritt ein Koſak über die Donau, nachdem ee ſeinem Mädchen Lebewohl geſagt.) Auch kommen die beſten muſikaliſchen Talente Rußlands meiſtens aus der Ukraine, dem Pottawſchen, Kiewſchen u. ſ. w.

Bei aller ihrer Liebe zum Geſange iſt es doch auffallend, daß bei den Ruſſen eminente Sängertalente weit ſeltener ſind als bei uns. Was man in der vornehmeren Ruſſiſchen Geſellſchaft an ausgezeichneten Sängerinnen trifft, iſt im Ganzen ſehr unbedeutend und, wenn wohlgefällig, mehr nur angenehm und niedlich, als hinreißend und ſchön. Alles, was in den höheren Zirkeln das Ohe ergötzt, ſind meiſtens nur Deutſche Stimmen. Die Ruſſiſche Stimme iſt bei weitem nicht ſo voll, rund, nachhaltig und metalleeich als die, welche Germaniſchen Organen entſtrömt, und eben ſo auch, ohne Zweifel, weil wenigee gepflegt und ausgebildet, auch weniger umfangreich. Nichtsdeſtoweniger iſt die Stimme ſehr biegſam und gewandt, und es kommen in ihren Geſängen eine Menge Kunſtſtückchen vor, die, ähnlich dem Jodeln der Tyroler, nachzuahmen Anderen ſehr ſchwee wird. — Die Ruſſen ſind dem Allen nach auch beſſeee Chor- als Soloſänger, und in der That hört man ſie auch nur ſelten anders als im Chore ſingen. — Bei den Kleinruſſiſchen Weibern ſind dieſe Chöee, wie wir ſchon oben bemerkten, durchweg nur einſtimmig; bei den Großruſſen dagegen ſind alle Chöre durchweg mehrſtimmig. Die Soldaten, die Ackerbauer, die Handwerker ſind alle mit ſo gutem muſikaliſchen Gehöe begabt, daß ſie faſt immer nur mehrſtimmig ſingen, und es läßt ſich nicht genug dabei die Feſtigkeit im Takte und die Sicherheit im Tonhalten dieſee ungeſchulten Leute bewundern.

Die ſinnige Ruhe und die Innigkeit der Deutſchen, die Hingebung und dee Ernſt, mit dem ſie Alles treiben, iſt Urſache, daß, wenn ſie ſingen, ſie weiter nichts treiben, als bloß Geſang. Der Deutſche liegt daher, ſeine Laute ſchlagend, ruhig und ganz der Muſik hingegeben da. Sein ganzes Weſen ſcheint im Geſange aufgelöſt und in Tönen hingeſchmolzen, und nur ſein Auge und ſeine Mienen allenfalls verrathen den erhöhten, begeiſterten und verklärten Zuſtand ſeiner Seele. Bei dem lebendigen, beweglichen und immer ſchauſpielernden Ruſſen iſt dies ganz anders. Sein ganzes Weſen wird vom Geſange ergriffen, und er mag klagen oder jubeln, es ſpiegelt ſich der Inhalt ſeines Liedes in ſeinen Mienen und Bewegungen ab. Selten ſingen die Ruſſen, ohne mit Mimik ihren Geſang zu begleiten, und es iſt bei luſtigen Wein- oder Kriegsgeſängen in der That zuweilen ein ſolcher Chor ſich einander Geſichter ſchneidender Sänger, die ſich bald drohen, bald zärtlich küſſen und umarmen, der drolligſte Anblick von der Welt. Aus derſelben Urſache iſt daher auch ſehr häufig der Ruſſiſche Tanz mit Geſang verbunden. Die „Wesnanka" z. B., dee Frühlingstanz der Ruſſiſchen Mädchen, den ſie in langen Reihen trippelnd und mancherlei Figuren bildend um Pfingſten durch die Dörfer tanzen, iſt immer mit Geſang begleitet. Nicht nur, wenn in einer Sonntagsgeſellſchaft ein Paar Solotänzer auftreten, weeden dieſe von den Zuſchauern oft mit Geſang begleitet, ſondern auch die Tänzer ſingen ſich oft ſelbſt dazu. Ja zuweilen gar verbindet der Tänzee mit dem Geſange und Tanze auch noch Muſik, indem er ſeine Stimme und Bewegungen noch ſelber mit dee Violine accompagnirt und ſo auf dieſe Weiſe dann nicht ſelten Tänzer, Sänger, Schauſpieler, Muſiker alles in demſelben Augenblick auf ein Mal iſt, und außerdem auch noch der Dichter ſeines Liedes, der Compoſiteur ſeiner Melodie und der Verfertiger ſeiner Violine. — Auch in die höheren Stände dee Ruſſiſchen Geſellſchaft iſt die Sitte, Geſang mit dem Tanze zu verbinden, übergegangen. Bei großen Feſten und Bällen wied gewöhnlich die Muſik des erſten eröffnenden Tanzes von einem kräftigen Sängerchore begleitet, was einen ungemein prachtvollen Effekt macht. —

Die Ruſſen ſind nichts weniger als ein ideales Volk, vielmehr ein ſehr ſinnliches. Die Muſik iſt daher auch bei ihnen nicht dieſe vom Himmel ſtammende Göttin, wie ſie es dem Italiäner iſt. Der Ruſſe hat nicht dieſe platoniſche Liebe für ſie, wie dee Deutſche. Sie iſt ihm ſein trautes Feinliebchen. Der ſinnliche Reiz, der Ohrenkitzel der harmoniſch zuſammenklingenden Töne iſt es, was ihn mit Entzücken erfüllt. Es iſt wie die Feeude an den Farben bei den Wilden und bei den Kindern und bei den Ruſſen ſelbſt, die man inſofern große Liebhaber der Malerei nennen könnte, als ſie die in einander verklingenden Farben des Regenbogens zum Bewundern ſchön finden und immer an ihren Kleidern und ihren Zimmern Buntes und Farbiges lieben. Ein Ruſſe kann den ganzen Tag auf ſeiner Balalaika einige Akkorde hin und her greifen und daran das innigſte Behagen finden. Daher kommt es auch, daß die gemeinen Ruſſen ſo großes Wohlgefallen an den Mund-Harmoniken haben und nichts ſchöner finden, als die Aeols-Harfe, und daß die Gebildeten uns um kein Inſtrument mehr beneiden, als um unſere Orgel, die leider ihee Religion nicht in die Kirche einzuführen geſtattet. Spieldoſen, Schränke und Büreaus mit Oegeln haben daher ihren beſten Abgang nach Rußland. In allen Kaffeehäuſern Moskau's findet man Spieluhren, die ihre Lieder nicht häufig genug ableiern können zur Freude dee Ruſſiſchen Gäſte. Daher auch endlich

Digitized by Google

dieſe ſo eigenthümliche Hornmuſik, von der man auch noch von vielen anderen Seiten zeigen könnte, eine wie echt Ruſſiſche und tief aus dem Weſen der Nation hervorgegangene Erfindung ſie ſey. — Man könnte verſucht ſeyn, die Ruſſen mehr völlig verliebte Liebhaber von Tönen, von harmoniſchen Klängen, als Freunde der Muſik zu nennen. Ihre Muſik hat nichts Raphaeliſches, nichts, ſo zu ſagen, Plaſtiſches, wie die Italiäniſche Muſik. Es iſt Alles bunte Malerei, als wenn man in ein Kaleidoſkop blickte.

Beſonders deutlich tritt dies in der übrigens in ihrer Art ſo zauberiſchen Ruſſiſchen Kirchenmuſik hervor, von der wir hier durchaus noch ein paar Worte reden müſſen, da ſie ein ſo wichtiger, ja wohl der entwickeltſte Zweig der ganzen Ruſſiſchen Geſang-Muſik iſt. Glücklicherweiſe verbannt die Griechiſche Kirche die Inſtrumental-Muſik aus den Gotteshäuſern und verfällt daher nicht in den Irrthum der katholiſchen Violinen, Trommeln und Trompeten, die zuweilen mit der weltlichſten Muſik von der Welt alle Frömmigkeit zum Tempel hinausjagen. Freilich hat ſie dabei leider auch nicht die erhabene Orgel aufgenommen, die für das Lob Gottes das ſchönſte aller Inſtrumente iſt, da ihm nur Pſalmen wohl anſtehen und ein Abirren zu Spielereien faſt unmöglich iſt. Allein die ſtrenge Griechiſche Kirchenordnung läßt keine Ausnahmen zu, und nach ihren Vorſchriften darf die menſchliche Stimme allein mit harmoniſchen Klängen zur Ehre Gottes ertönen, und alle Vermittelung der Ton-Ergießung iſt verpönt. — Es iſt fern von uns, die Ruſſiſch-Griechiſche Kirchenmuſik der Italiäniſch-katholiſchen an die Seite ſetzen oder auch nur vergleichen zu wollen. Beide haben zu wenig Vergleichspunkte, um ſich gegen einander abſchätzen zu laſſen, und jede behält ihren eigenthümlichen Werth. Der Ruſſiſchen Kirchenmuſik iſt natürlich nie der Grad der Vollkommenheit und Ausbildung gegeben, den die Italiäniſche erreichte. Und wenn man ſich auf der einen Seite in Rußland von den abſurden muſikaliſchen Fratzen, — in einem Gotteshauſe erſcheinen ſie wenigſtens als ſolche, — mit denen man hier und da in katholiſchen Kirchen erſchüttert und betäubt wird, fern hielt, ſo erhob man ſich auch nie zu der Stufe von Erhabenheit und Begeiſterung, mit denen Deutſche und Römiſche Pſalmen den Schöpfer preiſen. Keine Verſchiedenartigkeit der Geſänge, keine Steigerung der Begeiſterung, Alles ein lieblich ſich ſchwingendes harmoniſches Gemurmel. Eine „Schöpfung", ein „Weltgericht" konnte wohl nie aus dem Geiſte der Ruſſiſchen Kirchenmuſik geboren werden. Wie könnte ein freundliches Kind ſo erhabene Gedanken gebären!

Wenn man viel Ruſſiſche Kirchenmuſik gehört hat und ſich nachher wieder daran erinnert, ſo kommt es Einem vor, als habe ſich das Ganze eigentlich nur um ein Paar Töne gedreht. Es iſt, als wenn man das Geplätſcher eines Baches in Muſik geſetzt hätte. Nur müßte noch etwas Melancholiſches, etwas Leidendes hinzugeſetzt werden. Der beſte Vergleich wäre gewiß mit der Aeols-Harfe, wenn man bei ihr dieſe langgezogenen Töne nur in lauter kurze zertröpfeln laſſen könnte. Denn es iſt ein ewiges Geſchwinge, Gezitter oder Getrippel mit der Stimme dabei, wie das Trippeln und Schwingen bei ihrem Tanze. —

Nie wurde mir das deutlicher, als im Kloſter St. Simon in Moskau, wo die Mönche ſeit langen Zeiten wegen ihrer ſchönen Geſänge berühmt ſind, die ſie an gewiſſen Feſttagen vortragen. Als wir in die Kirche eintraten, ſchien es uns, als wenn der ganze Kirchenraum mit harmoniſch flötenden und ſummenden Stimmen erfüllt wäre. Und wir konnten, da die Sänger gar nicht recht deutlich mit ihren Stimmen hervortraten, lange nicht den Ort finden, wo ſie eigentlich poſtirt waren. Endlich entdeckten wir ſie hinter einem Pfeiler. Sie ſpitzten und rundeten den Mund ein wenig beim Singen, woher denn eben die Flötentöne kommen mochten, die in gleichmäßigem Wellenſchlage lieblich dahin floſſen. Wenn die katholiſche Kirchenmuſik oft mit Feuerwerk und Raketen zum Himmel aufzuſteigen ſcheint, ſo war dieſer Geſang der Simonowſchen Mönche wie das Lichtergeflimmer eines illuminirten Weihnachtsbaumes.

Die Frauenſtimmen miſchen ſich auf keine Weiſe in den Ruſſiſchen Kirchengeſang. Die Frauen, ſcheint es, ſtehen nicht hoch genug in der Achtung der Ruſſen, als daß ſie vor der Gemeinde Gottes Lob beſingen könnten. Sie werden durch Kinder und Knaben erſetzt. Viel hält man darauf in den Ruſſiſchen Kirchen, wenigſtens eine oder ein Paar tüchtige Baßſtimmen zu haben. Und man treibt damit ſogar eine Art von Luxus, indem man die guten Baſſiſten überall aufſucht, ſtark beſoldet und ſorgſam verpflegt. Dieſe auserleſenen und durchdringenden Baßſtimmen ſind nicht ſowohl für die Chöre nöthig, als für gewiſſe halbrecitativiſche Solo-Partieen, die hier und da beim Gottesdienſte vorkommen und die immer — ſo fordert es das Geſetz oder die Gewohnheit der Kirche — von erſtaunlich tiefen und ſtarken Bäſſen vorgetragen werden müſſen. Zu ſolchen recitativiſchen Solo-Partieen gehören z. B. die Eröffnungsworte des Gottesdienſtes, das Gebet für den Kaiſer und Staat, die Hinausweiſung der Ungläubigen u. ſ. w. — In den gewöhnlichen Kirchen kann man natürlich dabei weniger auf den Wohlklang und die ganze Vollkommenheit der Stimme ſehen, als auf ihre durchaus nöthige Stärke, und man findet in ihnen daher zuweilen Prätoren-Stimmen, vor denen man erſchrecken könnte. Die Ruſſen haben ohnedies ſchon ein ſehr rauhes und tiefes Organ, das nur bei den Gebildeteren einen etwas verfeinerten und gemilderten Ton hat. Man kann ſich nun denken, welche gigantiſche Stimmen zu Tage kommen, wenn ſie ſich, wie die Kirchenſänger in jenen Fällen, alle mögliche Mühe geben, alle Rauheiten und geſpenſtiſche Tiefen des Organs recht auszubilden und zu Tage zu legen.

Die Ruſſiſchen Journale gaben vor einiger Zeit eine Ueberſicht der vornehmſten Baßſtimmen dieſer Art im Ruſſiſchen Reiche. Bei jeder war der Umfang der Stimme angegeben. An der Kaſanſchen Kirche in Petersburg war der tiefſte und ſtärkſte Baß. In Moskau an der Kirche des Erzengels Michael der zweite. In Niſchney-Nowgorod und Charkoff der dritte und vierte u. ſ. w.

Die beſten Sängerchöre findet man natürlich in den Kathedralen der Hauptſtädte. Jeder Metropolit und Erzbiſchof hält viel darauf, eine ausgezeichnete Kapelle zu haben. Die unübertrefflichſte von allen iſt natürlich die der Kaiſerlichen Schloß-Kirche in Petersburg. Allein auch ſelbſt in den kleineren und kleinſten Provinzſtädten findet man faſt immer ganz hübſchen Kirchengeſang. Und es iſt mir ausgemacht, daß ich hundert Mal lieber die wenigſtens durch nichts beleidigenden und immer harmoniſchen Geſänge eines Ruſſiſchen Diakons und Diatſchois anhören will, die einen Bettler beerdigen, als das Geplärre eines Deutſchen proteſtantiſchen Küſters, der den Oſterſonntag feiert.

In Petersburg iſt ein eigenes großes Inſtitut errichtet, um die Sänger für die Kaiſerliche Kapelle zu bilden. Der frühere Direktor deſſelben ſoll ein ausgezeichneter Komponiſt geweſen ſeyn und die trefflichſten Compoſitionen für die Kaiſerliche Kapelle geliefert haben. Er wird als Gründer der neueren Ruſſiſchen Kirchenmuſik betrachtet. In jenem Inſtitut werden etwa 100 junge Leute von 6 bis 18 Jahren unterrichtet, die den Abgang aus der Kaiſerlichen Kapelle erſetzen, der ſehr bedeutend ſeyn ſoll, zum Theil, weil die Ruſſiſchen Männerſtimmen ſich ſehr ſchnell abnutzen, zum Theil, weil man mit den Stimmen ſehr delikat und wähleriſch iſt und, ſobald ein Baß mit dem Alter nur ein wenig verliert, ihn ſogleich verabſchiedet und penſionirt. Man kann während des Winters alle Sonnabend in dem Konzert-Saale jenes Inſtituts den herrlichſten Vorträgen beiwohnen. Es iſt eigentlich nur die Probe von dem, was ſie am anderen Tage in der Kaiſerlichen Kapelle ſingen werden. Gewöhnlich wird aber noch ſonſt etwas Schönes hinzugefügt und ein vollſtändiges Konzert daraus gemacht, das ſtets ein zahlreiches Publikum findet, da es leicht iſt, ſich Billette dazu zu verſchaffen. Es ſind indeß nicht nur die jungen Zöglinge des Inſtituts, ſondern auch alle die älteren Männer der Kaiſerlichen Kapelle dabei thätig. Die Extreme des Alters ſind 7 bis 40 Jahre. Viele verſichern, ſie gäben Rom mit ſammt der Sixtiniſchen Kapelle um den Genuß dieſer Petersburgiſchen Konzerte. Und in der That, ſo lange die Seele im Bereiche jener himmliſchen Klänge iſt, denkt man nicht daran, ob es noch etwas Schöneres gäbe. Gewiß baute Silbermann keine Orgel, die je etwas Aehnliches leiſtete, wie jene hundertmännrige, und zwiſchen Polen, Ocean und Mittelmeer iſt ſicher kein Saal zu finden, der den Geiſt noch wunderbarer mit Tönenanhauch bezaubern könnte, als der der Kaiſerlich Ruſſiſchen Kapelle in Petersburg.

Mannigfaltiges.

— Das Schickſal. Dieſen Titel, und zwar mit den beiden Deutſchen Worten, führt ein unlängſt in London erſchienener Roman von Moriarty *). Lebte Müllner noch, oder wären ſeine Schickſals-Tragödien noch im Schwunge, ſo würden wir glauben, das Buch ſolle eine Satire auf den Dichter oder ſeine Stoffe ſeyn. Eine Engliſche Witwe nämlich, Miſtreß Merſey, hat bereits drei Männer begraben und macht nunmehr auf den vierten Jagd. Dieſer vierte iſt ein Deutſcher, der Fürſt von Grüſſenhauſen, der mit größerer Entſchiedenheit, als irgend ein Türke, an Fatum und Prädeſtination glaubt. Dieſen Schickſalsglauben ſucht nun die ſchlaue Witwe, die dabei mit zwei anderen Rivalinnen zu kämpfen hat, für ſich auszubeuten, und die Intriguen, Zigeuner- und Spuk-Geſchichten, welche von allen Seiten provozirt werden, bilden die etwas triviale und an ſchlechtem Humor leidende Grundlage des Romans, der, obwohl mit Deutſchen Worten kokettirend, in Deutſchland ſchwerlich ſein Publikum finden dürfte.

— Irländiſche Bulls. Ein Theater-Direktor in Irland ließ kürzlich, um dem Publikum den Erfolg anzuzeigen, den ein Luſtſpiel bei der erſten Aufführung gehabt, auf den Komödienzettel drucken: „Das Haus war ſo voll, daß die Zuſchauer ſich genöthigt ſahen, perpendiculair zu lachen, weil es ihnen unmöglich war, den Mund in horizontaler Richtung zu öffnen." — Ein Irländiſcher Zeitungsſchreiber kündigte an, daß, nachdem bereits ſämmtliche Städte Irlands Bittſchriften an das Parlament in Bezug auf die Zuſtände des Landes hätten gelangen laſſen, nunmehr auch die Stadt Clonakilty zu einer ſolchen ſich entſchloſſen habe. Titel und Inhalt dieſer Bittſchrift wurden in nachſtehender Weiſe angegeben: „Adreſſe an das hohe Parlament, die Abſchaffung der alten Weiber beiderlei Geſchlechts betreffend." — Dieſer Bull iſt unſtreitig treffender und witziger, als man ihn in der Regel von Irländern zu erwarten pflegt.

*) The Husband Hunter (Die Männer-Jägerin) or Das Schickſal. By Dennis Ignatius Moriarty. London, 1839.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅛ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 66. Berlin, Montag den 3. Juni 1839.

Frankreich.

Zwei Soireen im 17ten Jahrhundert. *)

(März 1644.)

Ein junger Abbé, von dem man große Erwartungen hegte, war vom Marquis de Feuquières im Hotel de Rambouillet vorgeſtellt worden. Man forderte ihn auf, über einen Text, den das Loos beſtimmen ſollte, eine Predigt zu improviſiren; er erklärte ſich bereit, doch da es an dieſem Abend ſchon zu ſpät war, ſo verſchob man die Sache auf den folgenden Tag.

Eine Stunde ſpäter war der junge Menſch wieder im Collége de Navarre, wo er mit großen Schritten in ſeiner Zelle auf und ab ging. Eine halb erloſchene Lampe beleuchtete ſchwach drei Stühle, ein Bett und einen Tiſch, Alles voll von Büchern und Papieren. Ein eiſiger Wind blies durch den Kamin und das Fenſter; die Aſche des Heerdes flog im Zimmer umher; die Papiere bewegten ſich, und ein unſichtbarer Finger ſchien in den offenen Büchern zu blättern. Doch er dachte nicht daran, das Fenſter zu ſchließen oder ſein Feuer anzufachen. Es giebt Augenblicke, wo der leibliche Menſch nicht exiſtirt, wo der Geiſt die „enge Naht", die Seele und Körper bindet, zerreißt und dieſem trägen Kerkermeiſter ſeinen ganzen Schwung, ſeine Freiheit und Unverwundbarkeit mittheilt.

„O, wenn doch ſchon morgen wäre!" rief er endlich nach langem Schweigen, mit dem Fuß ſtampfend; „noch zwanzig ſchreckliche Stunden! Die Thoren! Es wird ſpät, ſagten ſie; mir einen ſolchen Triumph zu nehmen...." Er biß ſich in die Lippen und drehte ſich haſtig um, als wolle er ſehen, ob ihn Niemand hören könne; dann fuhr er mit leiſer Stimme fort: „Nun, ja.... Triumph.... warum nicht? Bin ich nicht meiner ſicher in der erſten Begeiſterung? Hab' ich das nicht zwanzig Mal bewieſen? Ich hätte einen glänzenden Erfolg gehabt.... Alles wäre zu Ende.... Aber morgen.... morgen! Bis morgen habe ich Zeit, die Gefahr zu meſſen; morgen werde ich zittern, morgen werde ich ſtammeln...." Und ſeine Phantaſie führte ihm alle Scenen des Abends vor, jenen Salon mit den tauſend Kerzen, jene Menge edler Damen, großer Herren, ſchöner Geiſter: alle dieſe Augen ſah er auf ſich geheftet, alle dieſe Geſichter beim geringſten Fehler von ſeiner Seite zu einem malitiöſen, unbarmherzigen Lächeln gerüſtet, alle dieſe Schriftſteller bereit, ihn zu kritiſiren, wenn er gut ſpräche, ihn zu vernichten, wenn es ſchlecht ginge. Umſonſt ſuchte er ſich zu vergegenwärtigen, mit welchem Wohlwollen man ihn aufgenommen, mit welcher Wärme man von ſeinen Talenten geſprochen; vergebens ſuchte er in ſeinem Gedächtniß die eben ſo aufrichtigen als nachſichtigen Komplimente, die ſo viele hohe Perſonen an ihn gerichtet hatten, namentlich der Prinz von Condé, ſo wie Herr von Montauſier, der künftige Schwiegerſohn der Madame von Rambouillet und der Dirigent jener Soireen, deren Seele ſeine ſchöne Julie war; er fand in ſeinem Innern immer nur zwei Dinge, die gleich ſehr gemacht waren, ihn zu peinigen: die Furcht vor einem ſchlechten Debût, und die ſiedende Begeiſterung, die er immer mehr abnehmen fühlte.

Es war in ihm von jeher ein unauslöſchlicher Durſt nach Lob und Ruhm; eine Menge kleiner Triumphe hatte ſeine erſten Studien bezeichnet: im Collége von Dijon, ſeiner Heimat, waren alle Prämien nur für ihn da; im Collége de Navarre in Paris hatte er ſo eben in ſeinem ſiebzehnten Jahre eine philoſophiſch-theologiſche Theſis vertheidigt, von der die ganze Stadt geſprochen hatte; der berühmte Doktor Nicolas Cornet war ſtolz, ihn ſeinen Schüler zu nennen, und hatte ihn dies vielleicht nur zu ſehr merken laſſen. Seine Träume von Ruhm und Glück ſchwebten ihm daher bei allen Arbeiten vor, ja ſelbſt bei den unbedeutendſten Dingen des Lebens.

Doch man glaube nicht, daß der Kultus des Ruhms ſeine einzige Religion war, daß er beim Eintreten in den geiſtlichen Stand, wie ſo viele Andere, nur an die Würden und Einkünfte der Kirche gedacht habe. Er war fromm, ſehr fromm, und bei allen ſeinen Träumen vom Bisthum, dem Römiſchen Purpur, ja vielleicht gar der Tiara, ſtrebte er doch ernſtlich, ein guter Pfarrer zu werden. Aber er trennte ſeine eigenen Triumphe nicht von denen der Kirche; unwillkürlich bat er Gott am Fuß des Altars um den Muth und die Kraft, ſein Jahrhundert zu beherrſchen; er wollte, wie der heilige Bernhard in dem ſeinigen, das Orakel der Kirche und das Licht des Papſtthums werden. Der tiefſte Glaube beſeelte ihn, indem er ſein Genie dem Dienſt des Katholizismus weihte. Nur machte er die Sache der Kirche ein wenig zu ſehr zur eigenen und maß ſich im Voraus einen bedeutenden Antheil an den Siegen zu, die er ihr zu erkämpfen hoffte. Man kann ſich alſo von ſeiner Aufregung und Angſt in der Lage, in der wir ihn eben geſchildert, eine Vorſtellung machen; es war eine Gelegenheit für ihn da, in einer Stunde vielleicht mehr Lorbeern zu ſammeln, als in zehn Jahren auf dem Seminar!

Mitternacht ſchlug, als ein Windſtoß ſeine Lampe vollends auslöſchte. Die Dunkelheit weckte ihn aus ſeinem Sinnen: er bemerkte, daß ihm kalt ſey, und als hätte ſein Körper nur die Erlaubniß des Geiſtes abgewartet, um der Natur zu erliegen, fingen ſeine Beine an zu zittern, ſeine Zähne zu klappern; das Fenſter widerſtand lange ſeinen erſtarrten Händen. Er legte ſich ins Bett. Mit kaltem Leib und erhitztem Kopf ſuchte er lange den Schlaf und fand nur einen fieberhaften Schlummer, der noch grauſamer war, als Schlafloſigkeit. Seltſame Töne bewegten ſich durch ſein Ohr: bald hörte er das Geflüſter im Salon Rambouillet, bald eine endloſe Reihe barbariſcher Syllogismen, die der traurige Nachgeſchmack der Lectionen Meiſter Cornet's waren, bald die Orgel von Notre-Dame; dann war er in der Louvre-Kapelle, vor dem König, dem Hof, auf der vielerſehnten Kanzel, und ſollte eben eine Predigt halten, von der er kein Wort mehr wußte; dann war er wieder in Notre-Dame, um ihn herum geheimnißvolle Geſänge, Weihrauchwolken, eine große biſchöfliche Meſſe.... und der arme Abbé ſah ſich ſelbſt zur Rechten des Altars, die Mitra auf dem Haupt und das Kreuz in der Hand, unter dem karmoiſinfarbenen Thronhimmel der Erzbiſchöfe. — Zwei ſeiner Freunde waren zu ihm gekommen; ſie hatten ſeine Bewegungen gehört und glaubten ihn krank. Sie weckten ihn, nicht ohne Mühe, auf. Etwas verwirrt beruhigte er ſie und dankte ihnen für ihre Aufmerkſamkeit: „Es war nur ein böſer Traum", ſagte er mit erzwungenem Lächeln; doch damit dieſe Scene ſich nicht wiederhole, ſtand er auf und las einige Kapitel der heiligen Schrift. Aber dieſe erhabenen Bilder, die ſonſt ſo mächtig ſind gegen die Sorgen des Lebens, konnten ſeine eigenen in dieſem Augenblick nur ſteigern: in jedem Vers las er den Text, den er morgen für ſeine Predigt zu bekommen glaubte, und er dachte darüber nach, nicht wie ein Chriſt, der Erbauung ſucht, ſondern wie ein Prediger, der nach Haupt- und Unter-Abtheilungen ſucht. Daher ſchloß er auch bald das Buch und bat knieend den Herrn der Herzen, dem ſeinigen mehr Ruhe und Demuth zu ſenden. Aber vergebens bemühte er ſich, weiter nichts zu bitten; ein anderer Wunſch erfüllte ſeine Seele, ein anderes Wort bewegte ſich auf ſeinen Lippen, und nachdem er es lange unterdrückt, rief er heftig: „Mein Gott! mein Gott! laß mich mit Ehren beſtehen!"

Verſetzen wir uns jetzt in das Kabinet Monſeigneur Pierre de Gondi's, Erzbiſchofs von Paris. Der Greis ſaß an einem guten Feuer und unterhielt ſich mit einem ſeiner Secretaire. „Apropos", ſagte er nach einer Pauſe, „hat man dieſem jungen Abbé ſagen laſſen, daß er zu mir kommen ſolle?" — „Ja, Monſeigneur, er wird bald hier ſeyn." — „Gut. Ich wünſchte ſchon lange, mich durch eigene Prüfung zu überzeugen, ob er wirklich alles das iſt, was man von ihm ſagt; doch wartete ich eine ſchickliche Gelegenheit ab, denn ſonſt hätte er glauben können, ich ließe ihn rufen, um ihn zu ſehen. Man ſagt, es fehle ihm mehr an Demuth als an Aufmunterung. Wir werden ſehen. Sagt den Leuten, daß man ihn zu mir führe, ſobald er da iſt." Der Secretair ging hinaus, und der Erzbiſchof nahm von einem Fach ſeiner Bibliothek drei bis vier große Bücher herab und blätterte darin. Aus dem Staub, mit dem ſie bedeckt waren, konnte man ſchließen, daß Monſeigneur ſeit langen Jahren ihre Ruhe nicht geſtört habe. Als man die Thür öffnete, ſtellte er ſie haſtig an ihren Platz und nahm ſeinen eigenen in dem großen Lehnſeſſel wieder ein.

Wie unſer Abbé den Befehl des Erzbiſchofs empfing, ahnte er ſogleich, daß es ſich um ſeine beabſichtigte Improviſation

*) Dieſer Aufſatz gehört zu einer größeren Reihe hiſtoriſcher Arbeiten über die wichtigſten literariſchen Perſonen des 17ten Jahrhunderts.

Digitized by Google

handle. Was konnte Monſeigneur wollen? erlauben oder verbieten? ſpornen oder mißbilligen? Der junge Mann erſchöpfte ſich in Vermuthungen. Er wußte auch ſelbſt nicht einmal, was er wünſchen oder was er fürchten ſolle? Bald wäre es ihm lieb geweſen, wenn ein direktes Verbot ſeiner Angſt auf ehrenvolle Weiſe ein Ende gemacht, und bald ſah er mit Schmerz und Verzweiflung ein ſolches Verbot voraus: „Man hätte mich nicht rufen laſſen“, ſagte er, „um mir eine Autoriſation zu geben, die ich nicht verlangte; dann wäre es ja genug geweſen, mir nichts in den Weg zu legen.“ Mit Mühe hielt er einige heiße Thränen zurück. Als er dem Erzbiſchof vorgeſtellt ward, athmete er kaum. „Seyen Sie willkommen, mein Herr“, ſagte der Prälat, und er winkte ihm, daß er Platz nehme. Dann fuhr er fort, ohne ihn anzuſehen, indem er bei jedem Theil ſeines Satzes inne hielt: „Ich habe gehört, daß Sie heute bei Frau von Rambouillet eine Predigt aus dem Stegreif halten ſollen. Ich geſtehe, die Sache ſchien mir etwas ſeltſam. Ich habe gerade nicht die Abſicht, es zu verhindern. Aber dachten Sie auch wohl darüber nach, was Sie thun wollen? Eine Predigt in einem Salon! Eine Predigt an der Stelle der Sonnette und Madrigale, die es alle Abend im Hotel de Rambouillet regnet! Sie müſſen befürchten, den Einen ein Aergerniß zu geben und die Anderen auf Ihre Koſten und, was noch ſchlimmer iſt, auf Koſten der Religion zu beluſtigen.“ — „Monſeigneur ....“ — „Ja, ich verſtehe, Sie wollen ſagen, daß Sie nicht der Urheber dieſer Idee ſind; aber ſie iſt Ihnen doch nicht unangenehm.“ Der junge Mann erröthete. „Indeß“, fuhr der Biſchof fort, „dies iſt ein Punkt, den Sie mit Ihrem Gewiſſen abzumachen haben. Ich wiederhole nur, was ich vorhin geſagt: die Sache iſt eine ſo ungewöhnliche, daß man Ihnen nie verzeihen wird, dergleichen verſucht zu haben, ſobald Sie nicht mit Ehren beſtehen. Man macht bei Frau von Rambouillet viele mittelmäßige Verſe, die aber doch gut aufgenommen werden; bei Ihrer Predigt aber giebt es keine Mitte: entweder es iſt ein Triumph oder eine Niederlage. Haben Sie auch dies Alles bedacht?“ — „Vielleicht nicht genug, Monſeigneur; jedoch .... wenn ich wagen darf, es zu ſagen .... ich glaube nicht, daß dieſe Rückſicht mich abgeſchreckt hätte. Ich habe nie die Ehre gehabt, die Kanzel zu beſteigen, und vor ſechs oder ſieben Jahren kann ich daran nicht denken; aber ... ich habe mich viel geübt ....“ — „Und mit Erfolg, wie man ſagt“, unterbrach der Prälat.

Der junge Mann hatte ſchon faſt ſeine ganze Sicherheit wiedergefunden; dieſes kleine Lob gab ſie ihm vollends zurück. Allmälig ward die Unterhaltung immer lebendiger. Der Erzbiſchof fragte ihn über eine Menge Gegenſtände aus; es kam ſogar zu einem kleinen Disput über eine Stelle des heiligen Auguſtin. Nicht umſonſt hatte Herr von Gondi in ſeinen alten Büchern geblättert: er zitirte Stellen, mehr als nöthig war, um zu dem Schluß zu berechtigen, daß er ſich noch mit Theologie beſchäftige, aber nicht genug, um ſeinen Gegner zu verwirren: denn ſo unvorbereitet dieſer auch war, wußte er doch mit bewundernswerther Kunſt Satz mit Satz und Schriftſteller mit Schriftſteller zu widerlegen. Bei jeder neuen Antwort mußte man die Schärfe ſeines Geiſtes und die Lebendigkeit ſeiner Phantaſie bewundern: er ſprach vom menſchlichen Herzen wie ein Greis, von der Beredſamkeit wie ein vollendeter Redner, vom Seelenhirtenamt wie ein in den geiſtlichen Functionen ergrauter Prieſter. Herr von Gondi hatte bemerkt, ein wahrer Prediger müſſe weniger zu gefallen, als zu rühren ſuchen. „Seyen Sie unbeſorgt, Monſeigneur“, erwiederte er; „ſeyen Sie unbeſorgt. Ich will dieſen Abend daran denken. Gott gebe mir nur ſeinen Beiſtand, und es ſollen in dem Salon der Frau von Rambouillet Thränen fließen.“ Und ſein Geſicht nahm bei dieſen Worten einen ſo würdigen und erhabenen Ausdruck an, daß der gute Erzbiſchof, der die Augen feſt auf ihn gerichtet hatte, keine Worte mehr fand. Der Abbé bemerkte dies und erröthete noch mehr, als das erſte Mal: „Verzeihen Sie mir“, ſagte er, die Augen niederſchlagend; „ich vergeſſe, zu wem ich rede .... Sie finden mich gewiß ſehr kühn ....“ — „Muth, mein Sohn; Muth!“ ſagte Herr von Gondi; „ich liebe dieſes Feuer bei einem jungen Menſchen. In nomine Demosthenis et Ciceronis ego te absolvo!“ Und bei dieſen Worten machte er das Zeichen, womit die Prieſter die Abſolutionsformel zu begleiten pflegen. Der junge Menſch beugte ein Knie, küßte ihm die Hand und zog ſich zurück. Sie waren Beide mit einander ganz zufrieden.

Der Leſer verzeihe uns dieſe beiden Abſchweifungen vom Hotel de Rambouillet. Sie waren nothwendig, um ein Bild von dem Helden unſerer Soiree zu geben.

Madame de Rambouillet, eine Frau von echter, aber etwas ſkrupulöſer Frömmigkeit, billigte nicht ganz, was in ihrem Hauſe vorgehen ſollte: wenig fehlte, daß ſie einen Skandal darin ſah. Doch da ſie es nicht wagte, ſich dem faſt einſtimmigen Wunſch der Geſellſchaft zu widerſetzen, ſo wollte ſie wenigſtens den Schein retten. Es wurde beſtimmt, daß die Damen ſich einfach kleiden, daß die Violinen, die alle Abend da waren, abbeſtellt werden, und daß man den ganzen übrigen Abend weder Verſe noch Proſa leſen ſolle. Man ließ aus der benachbarten Kirche hundert Strohſtühle bringen, und zwei Arbeiter zimmerten den ganzen Tag an etwas, das einer Kanzel nicht unähnlich war. Rechts erhob ſich ein großes Kruzifix, und in einem zur Sakriſtei benutzten Kabinet erwartete den Redner ein weißer Chorrok.

Die Verſammlung war früh vollſtändig. Die Freunde des Hauſes hüteten ſich, ein ſo neues Schauſpiel zu verſäumen, und die, welche am Abend vorher nicht da geweſen, hatte Herr von Feuquières von der rühmlichen Prüfung, die ſein Schützling beſtehen ſollte, in Kenntniß geſetzt. Der Prinz von Condé hatte alle ſeine Freunde mitgebracht, und der Vicomte de Turenne war, obgleich Proteſtant, einer der Erſten, die ſich einſtellten, nachdem er gehört, daß keine Meſſe ſeyn würde.

Die feine Geſellſchaft jener Zeit ging leicht und ohne Skrupel von den Freuden der Welt zu der Erfüllung religiöſer Pflichten über; man verſtand es, dem Sprüchwort zum Trotz, Gott und der Welt zugleich zu dienen. Ob Gott immer den beſſeren Theil hatte, iſt ſehr zweifelhaft; doch man ging immer erſt zur Meſſe, ehe man ſich zum Ball ankleidete; man nahm von einem Feſt zum anderen den äußeren Schein eines Kloſterlebens an. Viele begnügten ſich nicht einmal mit dem Schein, ſondern waren, wenn auch nur für eine oder zwei Stunden, echt und innig fromm. Doch dieſe Klaſſe von Menſchen hatte in unſerer Verſammlung nicht die Majorität. Man ſprach nicht ſo laut als gewöhnlich; die Veränderungen am Mobiliar des Salons hatten das Ihre dazu beigetragen, eine gewiſſe Gravität in der Geſellſchaft zu erhalten. Da Frau von Rambouillet die Sache ſo ernſt nahm, ſo fürchtete man, ihr zu mißfallen. Aber die Gewohnheit trug den Sieg davon; man erinnerte ſich an das gewöhnliche Möbel, und dieſe Vergleichung, ſtatt das Auditorium religiös zu ſtimmen, erregte nur die heimliche Heiterkeit aller jungen Leute, die anweſend waren. Der Redner ſelbſt ſah dieſe ſonderbaren Zurüſtungen nicht ohne Befremden und war nicht ſehr damit zufrieden. Das war kein Salon mehr, aber noch weniger eine Kirche. Nie ward eine Predigt in ſo ungünſtiger Stimmung erwartet.

Herr von Montauſier durchlief die Reihen mit einem Hut in der Hand, in welchen etwa zwanzig Zettel geworfen wurden. Das war wieder Stoff zum Lachen: es ſah aus, als wenn ein Kirchendiener Almoſen ſammle, und der edle Sammler ſelbſt, der dies eben ſo gut merkte, wie die Anderen, hatte Mühe, ſeinen Ernſt zu bewahren. „Für die Armen!“ ſagte er leiſe zu einer Dame, der er den Hut hinhielt. „Für die Armen an Geiſt!“ fügte ein ſchlechter Spaßmacher hinzu, und ein halb erſticktes Lachen durchlief dieſe ganze Seite des Salons. Uebrigens verriethen gewiſſe Blicke, die man ſich während der Kollekte zuwarf, daß man gegen den armen Redner eine Verſchwörung gebildet, daß man ſich gegenſeitig das Wort gegeben, ihn durch dunkele, ſchwere Themata in Verlegenheit zu bringen. Daher die getäuſchte Hoffnung, die ſich auf mehr als einem Geſicht blicken ließ, als eine Dame die ſchönen, einfachen Worte aus dem Prediger Salomonis: „Eitelkeit der Eitelkeiten, Alles iſt Eitelkeit“, aus dem Hut zog.

Der Redner war hinausgegangen; man rief ihn zurück. Er nahm den Zettel; ſeine Hand zitterte .... Aber kaum hatte er einen Blick darauf geworfen, als eine lebendige Röthe ſeine Wangen färbte und er die Augen halb zum Himmel erhob. Die Boshafteſten in der Geſellſchaft unterließen nicht, dies als ein Zeichen ſeiner Angſt auszulegen; aber die ihm zunächſt Stehenden konnten in ſeinen Zügen leicht einen Ausdruck der Freude und der Hoffnung leſen. Er ſchöpfte Athem; eine ungeheure Laſt war von ſeiner Bruſt genommen. Von Furcht war keine Rede mehr: er war ſeiner ſicher. Er hatte im Nu den ganzen Reichthum ſeines Gegenſtandes überſehen, er hatte berechnet, welche Fülle von Lehren, Bildern und Gedanken jeder Art in den furchtbaren und erhabenen Gegenſätzen zwiſchen Ruhm und Nichts, Uebermuth und Fall, den Lüſten der Welt und den Schrecken des Grabes lag. Dies Alles ſchickte er ſich jetzt an, mit dem ganzen Freimuth des Genies vor einem Publikum von Wollüſtlingen und Reichen zu entwickeln. Er ſelbſt hätte zu ſeinen Gunſten nicht beſſer wählen können. Auch benutzte er nicht die Viertelſtunde, die man ihm zur Vorbereitung bewilligt, ſondern ſchritt ſofort auf die Kanzel zu und ſtieg mit ſicherem Tritt hinauf. Man ſah ſich ſchweigend an, das war ſchon mehr, als man erwartete: die Lacher hörten auf, zu lachen, die Anderen fühlten ihr Herz klopfen

(Fortſetzung folgt.)

Der Pariſer Gewürzkrämer (L'Epicier).

(Schluß.)

Ein Spieler hat Alles verloren und will ſeinem Leben ein Ende machen; er muß ſich an den Gewürzkrämer wenden, der ihm Pulver, Kugeln, Arſenik verkauft; der laſterhafte Menſch will ſein Glück wiederum verſuchen, und der Gewürzkrämer liefert ihm Karten. Es kömmt eine Frau, Eure Frau, und Ihr könnt Ihr ohne Beihülfe des Gewürzkrämers kein Frühſtück vorſetzen: macht ſie ſich einen Fleck in das Kleid, ſo muß man ihn wieder mit Seife und Pottaſche zu Hülfe rufen. Rufſt Du in einer ſchmerzbewegten Nacht nach Licht, ſo reicht Dir der Gewürzkrämer das rothe Bündel des wunderbaren, berühmten Zundels, welches weder der Deutſche Feuerſtahl noch die Platina-Maſchinen verdrängen können. Ohne ihn kann man keinen Ball beſuchen, er verkauft die Masken und der ſchönſten Hälfte des menſchlichen Geſchlechts das eau de Cologne. Biſt Du Invalide, ſo findeſt Du bei ihm den ewigen Taback, welcher aus der Doſe in die Naſe, aus der Naſe ins Taſchentuch und aus dem Taſchentuch in die Doſe übergeht. Die Naſe, der Taback und die Doſe des Invaliden ſind ein Bild der Unendlichkeit, wie die Schlange, die ſich in den Schwanz beißt. Der Gewürzkrämer verkauft die Subſtanzen, welche den Tod, und die, welche das Leben geben. Er ſelbſt hat ſich dem Publikum verkauft, wie ſich

Digitized by Google

eine Seele an Satan verkauft; er iſt das Alpha und Omega unſerer ſocialen Zuſtände. Ohne ihn kann man keinen Schritt thun, kein Verbrechen oder keine gute Handlung begehen, kein Werk der Kunſt oder der Eitelkeit vollenden. Er iſt die Civiliſation im Laden, die Geſellſchaft in der Düte, die von Kopf zu Fuß bewaffnete Nothwendigkeit, eine wirkliche Encyklopädie, ein in Schubfächer, Flaſchen und Beutel abgetheiltes Leben. Es iſt uns vorgekommen, daß der Schutz eines Gewürzkrämers dem eines mächtigen Mannes vorgezogen wurde; der eine tödtet, der andere verleiht das Leben. Man kann von der ganzen Welt verlaſſen ſeyn; bewahrt man die Freundſchaft des Gewürzkrämers, ſo lebt man wie die Made im Käſe.

Man würde ſehr Unrecht haben, wenn man ſagen wollte, daß der Gewürzkrämer nichts ſchaffen könne. Quinquet war ein Gewürzkrämer, und durch ſeine Erfindung iſt ſein Name in die Sprache übergegangen.

Wenn die Krämerſchaft plötzlich aufhörte, Pairs und Deputirte zu liefern, wenn ſie die Lämpchen zu unſeren Freudenfeſten verweigerte, wenn ſie die verirrten Fußgänger nicht mehr zurecht wieſe, kein Geld wechſelte und der Dame, welche auf der Straße von Uebelkeit befallen wird, nicht mehr ein Glas Wein reichte, wenn die Lampe des Gewürzkrämers nicht gegen das Gas proteſtirte, welches um eilf Uhr erliſcht, wenn er nicht mehr auf den „Constitutionnel“ abonnirte oder Mann des Fortſchritts würde, wenn er ſich gegen den Monthyonſchen Tugendpreis erklärte, nicht mehr Capitain ſeiner Compagnie werden wollte oder das Kreuz der Ehren-Legion verſchmähte, wenn er die einzelnen Blätter der Bücher läſe, die er zu ſeinem Geſchäfte verbraucht, wenn er die Symphonieen im Konſervatorium anhörte, Géricault bewunderte und Ballanche verſtände, — ſo wäre er ein entartetes Weſen, welches verdiente, die ewig herabgezogene, ewig wieder erhöhte Puppe zu ſeyn, welche die Witze des hungernden Künſtlers, des undankbaren Schriftſtellers, des verzweifelnden Saint-Simoniſten zum Zielpunkt wählen. Aber man betrachte ihn doch nur aufmerkſam! Was iſt er denn in der That? Ein kleiner bausbäckiger, dickbäuchiger Menſch, ein guter Vater, ein guter Gatte, ein guter Herr. Halten wir hier einen Augenblick an.

Die Frau des Gewürzkrämers hat ihrem Manne bis in die Hölle des Franzöſiſchen Spottes folgen müſſen. Und warum hat man ſie geopfert, ſie zum zwiefachen Schlachtopfer gemacht? Es heißt, ſie habe an den Hof gehen wollen. Aber welche in einem Comptoir eingeſperrte Frau empfindet nicht das Bedürfniß, daſſelbe zu verlaſſen, und welchen beſſeren Platz könnte ſie wählen, als die Umgebungen des Throns? In dieſen Haushaltungen ſieht man durch die Glasthür des Behältniſſes hindurch, das gewöhnlich Ladenſtube genannt wird, und wo die alten guten Sitten aufrecht erhalten werden, die Gatten eſſen und trinken.

Ein Gewürzkrämer nimmt nie das leichfertige Wort: „meine Frau“ in den Mund; er ſagt immer: „meine Gemahlin“. In dem Worte Frau liegt etwas Rohes, Ungebildetes, Untergeordnetes; es verwandelt eine Gottheit in eine Sache. Die Wilden haben Frauen, civiliſirte Menſchen Gemahlinnen, d. h. junge Mädchen, welche ſich zwiſchen eilf und zwölf Uhr nach der Mairie begeben haben, geleitet von einer Menge von Freundinnen und geſchmückt mit einem Myrrthenkranze, welcher dann unter dem Gehäuſe der Stutzuhr niedergelegt wird. Wenn der Gewürzkrämer ſeine Frau durch die Stadt geleitet, ſo hat er in ſeinem Weſen etwas Stolzes und Prahlendes, was ihn dem Karrikaturenzeichner in die Hände liefert. Er ſchmeckt das Glück, ſeinen Laden zu verlaſſen, ſo ganz, ſeine Gemahlin macht ſo ſelten Toilette, ihre Kleider ſind ſo bauſchig, daß ein Gewürzkrämer mit ſeiner Frau auf der Straße mehr Platz einnimmt als jedes andere Paar. Hat er ſeine Fiſchotterkappe abgelegt, ſo würde er einem anderen Bürger nicht unähnlich ſehen, wenn er ſich nicht gleich durch die Worte: „meine theure Freundin“, die er häufig gebraucht, indem er ſeiner Gattin die Veränderungen von Paris zeigt, zu erkennen gäbe. Macht er einen Spaziergang über Land, ſo ſetzt er ſich gewiß an den ſtaubigſten Ort im Gehölz von Romainville, Vincennes oder Auteuil und bricht dann in Begeiſterung aus über die Reinheit der Luft. Hier wie überall erkennt man ihn auch in ſeiner Verkleidung, an ſeiner Phraſeologie und an ſeinen Meinungen.

Man fährt auf einem öffentlichen Wagen nach Meaux, Melun, Orleans und ſitzt einem Manne gegenüber, der uns mit mißtrauiſchen Blicken betrachtet. Man erſchöpft ſich in Vermuthungen übee dieſen anfangs ſchweigſamen Unbekannten. Iſt es ein Advokat? ein neuer Pair? ein Büreaumann? Eine leidende Frau ſagt, daß ſie noch nicht ganz von der Cholera hergeſtellt iſt. Die Unterhaltung kömmt in Gang. Der Unbekannte ergreift das Wort: Mósieu — — damit iſt Alles geſagt und der Gewürzkrämer nicht mehr zu verkennen. Ein Gewürzkrämer ſpricht weder monsieur, was affektirt, noch msieu, was verächtlich ſcheint. Er hat ſein triumphirendes mósieu gefunden, welches mitten inne zwiſchen der Ehrfurcht und der Selbſtachtung ſteht. „Mósieu“, ſagt er, „während der Cholerazeit haben die drei größten Aerzte, Dupuytren, Brouſſais und mósieu Magendie, ihre Kranken verſchieden behandelt; es ſind beinahe Alle geſtorben. Sie haben gar nicht gewußt, was die Cholera iſt, aber die Cholera iſt eine Krankheit, an welcher man ſtirbt. Die ich geſehen habe, befanden ſich ſehr ſchlecht. In dieſer Zeit, mósieu, hat der Handel viel gelitten.“

Seine Politik läßt ſich in folgende Worte zuſammenfaſſen: „Mósieu, die Miniſter ſcheinen nicht zu wiſſen, was ſie wollen. Wie viel auch gewechſelt wird, es bleibt immer daſſelbe. Nur der Kaiſer wußte ſie ordentlich in Trab zu bringen. Was war das aber auch für ein Mann! Mit ihm hat Frankreich viel verloren.“ — Iſt der Weg kurz und ſpricht der Gewürzkrämer nicht, was indeß ſelten vorkommt, ſo erkennt man ihn an ſeiner Art, ſich zu ſchnauben. Er faßt einen Zipfel ſeines Taſchentuches mit den Lippen, hebt es dann auf eine ſchwebende Weiſe in die Höhe, greift würdevoll an ſeine Naſe und trompetet dann auf eine gräßliche Weiſe los.

Einige Leute, welche das Weſen aller Dinge ergründen wollen, meinen einen großen Fehler an dem Gewürzkrämer entdeckt zu haben. Sie ſagen: er ſetzt ſich zur Ruhe, und dann hat er keinen Nutzen mehr. Was thut er dann? Was wird aus ihm? Die Vertheidiger dieſer ehrenwerthen Klaſſe von Bürgern führen gewöhnlich an, daß der Sohn des Gewürzkrämers meiſt Notarius oder Advokat, nie Maler oder Schriftſteller wird; dann kann er ſagen: „Ich habe dem Lande meine Schuld abgetragen.“

Ich mache dem Gewürzkrämer nur Einen Vorwurf: er findet ſich zu häufig. Er muß ſelbſt geſtehen, daß er gemein iſt. Einige Moraliſten behaupten, alle ſeine Tugenden ſchlügen zu Fehlern aus, ſobald er Eigenthümer würde. Dann erhält er einen leichten Anſtrich von Wildheit, wird befehlshaberiſch und verliert ſeine Annehmlichkeit. Ich will dieſe Anſchuldigungen nicht widerlegen, aber man betrachte die verſchiedenen Menſchenarten, ihre Seltſamkeiten, und frage ſich dann, was es in dieſem irdiſchen Jammerthale Vollkommenes giebt. Balzar.

England.

Der Landſitz eines Engliſchen Edelmanns.

„Sie werden doch nicht dieſen Theil des Landes verlaſſen“, ſagte ein Mitreiſender, „ohne Holkham Hall geſehen zu haben.“ — „Und ſeyen Sie verſichert“, fügte ein Anderer hinzu, „Sie werden mit Ihrer Aufnahme zufrieden ſeyn. Es giebt im ganzen Königreich kein ſo gaſtfreundliches Haus. Fremde wie Bekannte werden gleich gut empfangen, und der Eigenthümer iſt ein artiger alter Herr — 83 Jahr alt und noch ſo munter wie ein Funfziger. Vor dreizehn Jahren war er kinderlos und heirathete eine neunzehnjährige Dame. Jetzt hat er fünf Kinder.“

Sämmtliche Ländereien, mit Inbegriff von Gärten, Park, Wald, Wieſen und Kornfeldern, haben einen Umfang von zehn Meilen, innerhalb deſſen ein künſtlicher See liegt, den Viele für den ſchönſten in England halten. Alleen und Reitwege durchſchneiden die Gegend nach jeder paſſenden Richtung. Hier kommt man unter einen Triumphbogen; vor Dir erhebt ſich ein hoher Obelisk; rechts breiten ſich fünfhundert Morgen Gerſtenacker aus, und auf einmal tritt man in Lady Anne Coke's ſchönen Blumengarten, der nach Chantrey's Geſchmack entworfen iſt. Es ſind hier 2200 Schafe von der wahren ſüdlichen Zucht, dreihundert Stück Hornvieh von der Devoner Race, dreißig Milchkühe in der Schweizerei, funfzig Pferde in den Ställen; zweihundert Pächter, die ſich freuen, einen ſo trefflichen Grundherrn zu haben, und an zweitauſend Arbeiter, die, wie man ſagt, fortwährend von ihm beſchäftigt werden. Ungefähr in der Mitte des Ganzen ſteht das Schloß Holkham — ein prächtiger Bau, den Graf und Gräfin Leiceſter vor ungefähr achtzig Jahren aufführen ließen. Es beſteht aus einem großen Central-Gebäude mit vier Flügeln und hat eine (Engl.) Meile im Umfang. Das Haus iſt zweimal wöchentlich für das Publikum offen, und das mit Recht, denn es enthält einen Schatz von Tapiſſerieen, Skulpturen und Malereien, die den Beſucher für verwendete Zeit und Mühe reichlich entſchädigen. Holkham iſt eines von den vielen Engliſchen Privathäuſern, welche Kunſt-Sammlungen enthalten. Es giebt in England kein Louvre; das Land iſt reich an Kunſtwerken, aber ſie ſind zerſtreut — hier iſt ein Claude, dort ein Titian, und wieder hundert Meilen weiter unter modernen und antiken Skulpturen ein Salvator Roſa und ein Raphael.

Daher iſt es kein Wunder, wenn unter allen Sehenswürdigkeiten in England die Statuen und Bilder dem Reiſenden den geringſten Genuß bieten. Man kann ſich glücklich ſchätzen, wenn man mit einem Beſitzer werthvoller Kunſtwerke bekannt iſt und dadurch freien und öfteren Zutritt zu ſeiner Sammlung erhält. Muß man ſich aber, wie tauſend andere Reiſende, mit einem einzigen Beſuch begnügen, dann hat man von dieſem Beſuch wenig Genuß und noch weniger Belehrung. Gemäſtete Diener treiben Einen im Sturm durch die Säle, und wenn man ſie verläßt, ſind die Meiſterſtücke, die man geſehen, im Gedächtniß eben ſo zerſtreut, wie im Königreich. Blenheim Houſe iſt ein ſchlagender Beleg hierfür; noch ärger aber iſt es in Hampton Court. „Kann ich das Vergnügen haben, die Raphaelſchen Kartons zu ſehen?“ ſagſt Du freundlich zu einer jungen Pförtnerin, die an der Thür ſitzt. — „Bitte, verziehen Sie nur einen Augenblick“, antwortet die Dame, die noch mehr Geſellſchaft erwartet, um ſich ihre Ciceronedienſte ſo hoch wie möglich belohnen zu laſſen. Sie nimmt einen Schlüſſel mit, und ſobald die Thür, die in das eine Zimmer führt, offen iſt, wird das Zimmer, das man eben beſehen, feſt verſchloſſen. So muß man der unerbittlichen Führerin dicht auf den Ferſen ſeyn, während ſie im Gehen raſch herleiert: „Das iſt von Sir Peter Lely, — das iſt von Holbein, — das iſt ein Rubens, — hier iſt ein Weenix.“ Es iſt durchaus aller Regel zuwider, zurückzubleiben, um ein einzelnes Stück zu bewundern, und ſo iſt man gezwungen, mit der eilenden Dienerin und der fremden Geſellſchaft mitzulaufen. Man wundert ſich endlich, daß man in weniger als zehn Minuten über

Digitized by Google

funfzig Bilder berühmter Meiſter angeſehen, und nimmt ſich vor, wenigſtens die Kartons länger zu genießen. Vergebens! Die Geſellſchaft, an die man zufällig gebunden iſt und die vielleicht nach dieſen Stücken weniger Verlangen trägt, eilt, hinauszukommen, und wer könnte ſo unhöflich ſeyn, ſie Alle zurückhalten zu wollen, damit man ſeine eigene Privat-Neugier befriedigen könne? So muß man Raphael mit ſammt den Uebrigen verlaſſen und hat von dieſer Wanderung durch ſämmtliche Gemächer gerade ſo viel gehabt, als Einer, der durch eine große Bibliothek ſpaziert und die Büchertitel alle nennen hört. Doch freut man ſich wenigſtens, daß man weiß, was für Gemälde hier zu ſehen ſind, obgleich man dies aus einem Katalog eben ſo gut erfahren könnte und nicht erſt eine Reiſe von dreizehn Meilen von London nach Hampton Court zu machen braucht. Man könnte ſich kaum enthalten, wenn man beim Herausgehen das Trinkgeld in die offenen Hände der Dame legt, dieſe Methode des Herumführens für eine unwürdige Schnurre zu erklären, wenn nicht das Intereſſe für das höchſt einnehmende Geſicht, das vor Einem ſteht, für den Augenblick jedes Kunſt-Intereſſe zurückdrängte. Ich begreife nicht, warum man dieſe Zimmer nicht ſo lange offen läßt, wie die des Borgheſe-Palaſtes in Rom, wo der Fremde nach Belieben weilen und ſeine Kunſtliebe befriedigen darf, ſo gut er kann.

Der Fremde, der in Holkham Houſe nur die Zimmer ſehen will, trifft in der prächtigen Aegyptiſchen Halle eine ſtattliche Dame mit ariſtokratiſchem Turban und weißen Handſchuhen, die nicht mehr und nicht weniger iſt, als die Perſon, welche der Herrin des ganzen Schloſſes am nächſten ſteht. Sie hat die wahre Ruhe der Engliſchen guten Erziehung, und wenn man bedenkt, daß von den ſechzig Dienern, die zur Halle gehören, zwanzig weibliche nur unter ihrer Kontrolle ſtehen, dann wird man ſich erklären, woher das Gebieteriſche kommt, das ſowohl in ihren Augen als in allen ihren Bewegungen liegt. Doch Nichts geht über die bezaubernde Höflichkeit, mit der ſie Einen durch einunddreißig Zimmer führt, die entweder um ihrer Architektur, Malerei, Skulptur oder Tapiſſerieen willen merkwürdig ſind! Ich verweilte einige Zeit in den Zimmern, die einen Theil des „Fremdenflügels“ bilden: da war das „rothe und gelbe Schlafzimmer“, und das „blaue und gelbe Schlafzimmer“, und „das Kronſchlafzimmer“, und an dieſe ſtießen „Ankleidezimmer“, alle ſehr fein möblirt und mit vielen Bildern geſchmückt; im oberen Stock waren viele ähnliche Zimmer, die zu gleichem Zwecke beſtimmt ſind und zu welchen der bloße Beſuchter keinen Zutritt hat. Dieſer Zweck iſt, wie der Name beſagt, Fremde, die in irgend einer Jahreszeit das gaſtfreundliche Holkham Hall beſuchen, und beſonders die edlen Privatfreunde ſeines Beſitzers zu beherbergen, welche im Oktober und November aus vielen Gegenden dorthin zuſammenſtrömen, um ihrem Lieblingsvergnügen nachzugehen. Das „braune Ankleidezimmer“ iſt merkwürdig durch ſeine bedeutende Anzahl origineller Skizzen mit der Feder und in weißer, ſchwarzer und rother Kreide von Michel Angelo, Raphael, Perugino, Carlo Maratti, den Caracci's, Lanfranco und Anderen.

Ich war zunächſt äußerſt begierig nach der Statuen-Galerie und ihrer Vorhalle. Dieſe Galerie iſt über hundert Fuß lang und enthält achtundzwanzig Antiken, unter welchen viele große Statuen ſind. Mir gefiel beſonders eine Diana, von der man vermuthet, daß ſie Cicero gehört habe. Sie wurde vom Grafen Leiceſter für einen großen Preis gekauft und heimlich aus Rom fortgeſchickt. Der Graf ward deshalb arretirt, aber auf die Verwendung des Großherzogs von Toskana bald wieder freigelaſſen. Sie iſt von Pariſchem Marmor, trefflich erhalten und in jene herrliche Gewandung gehüllt, wie ſie nur der Griechiſche Meißel hervorbringen konnte. Auch iſt hier ein ſehr hübſches Kunſtwerk von Chantrey, deſſen Modell ich in London geſehen. Sir Francis, von deſſen Schützenthaten einige Hügel in der Nähe des Triumphbogens den Namen „Chantrey hills“ bekommen haben, traf einmal mit einem Schuß zwei Schnepfen, die er zur Erinnerung an dieſe That in Marmor verwandelte und Herrn Coke ſchenkte. Nichts geht über die Zartheit dieſes Kunſtwerks; auch iſt es ſo natürlich: die Vögel ſind nicht nach dem Leben dargeſtellt, ſondern wie ſie im Tode ſind.

Das Landſchaftszimmer, wie es genannt wird, gewährte mir vielen Genuß. Es enthält unter anderen eine Landſchaft von Salvator Roſa, eine andere von Domenichino, drei von Gaspar Pouſſin und ſieben von Claude Lorraine. Von dieſem Letzteren ſind in Holkham dreizehn Stück, was für eine Privat-Sammlung außerordentlich viel iſt, und die meiſten darunter ſind ſehr werthvoll. Nachdem wir dieſe Landſchaften gehörig bewundert und durch das Fenſter die noch ſchönere Naturlandſchaft draußen betrachtet, gingen wir in die Bibliothek der Handſchriften.

Hier iſt ein Bild in Lebensgröße von dem berühmten Roscoe. Dem Eifer und Geſchmack dieſes Gelehrten verdanken die achthundert Bände Handſchriften, welche dieſe Bibliothek enthält, eine Menge trefflicher literariſcher Noten und Angaben über ihr Alter und ihren Werth. Dieſe Sammlung iſt höchſt intereſſant, und nie hätte ich eine ſolche im Beſitz eines Mannes vermuthet, der, funfzig Jahre lang Parlaments-Mitglied, ſich nie ſehr mit Literatur beſchäftigt hat. Beſonders merkwürdig und bewundernswerth iſt die Schönheit der Handſchriften in einigen dieſer Manuſkripte. Es ſind hier Lateiniſche Kopieen der vier Evangeliſten auf Pergament, in Gold- und Silberdeckeln aufbewahrt, mit bunten Steinen geziert und reich illuminirt. Dieſe ſind über 600 Jahr alt. Und doch wie ſchön und fein iſt das Material, wie deutlich die Hand! Auch fiel mir ein Miniaturmeßbuch aus dem 15ten Jahrhundert auf, welches von dem geſchickten Julio Clovio ſeyn ſoll, und deſſen Kalligraphie mir die ſchönſten Leiſtungen der heutigen Preſſe zu übertreffen ſchien. Dann zeigte man eine Kopie des Pentateuch, die 300 Jahr alt und auf Einem großen Hirſchhautblatt von 106 Fuß Länge und 25 Zoll Breite geſchrieben iſt. Es ſind noch eine Menge ähnlicher Werke in dieſer Bibliothek, die überdies ſehr reich iſt an Griechiſchen Kirchenvätern und Lateiniſchen Klaſſikern. In dieſem Hauſe ſind noch zwei Bibliotheken, von denen die eine durchaus klaſſiſch und die andere gemiſchter Natur iſt. Der literariſche Theil des Schloſſes iſt in der That fürſtlich eingerichtet und ganz angemeſſen der übrigen Pracht, die ein ungeheures Einkommen ſeinem Eigenthümer geſtattet.

Dieſer Eigenthümer iſt, wie ſchon geſagt, 83 Jahr alt. Er empfängt jeden Fremden mit der größten Freundlichkeit und Zuvorkommenheit, als hätte er wer weiß was von ſeiner Freundſchaft zu erwarten. Aus jedem Wort ſcheint Gaſtfreundſchaft zu reden. Er entſpricht vollkommen unſerer Vorſtellung von dem alten Engliſchen Gentleman. Der Charakter des Grundherrn ſpiegelt ſich in ſeinen Umgebungen ab; Artigkeit und Gaſtfreundſchaft ſind der Grundzug ſeiner zahlreichen Leute, die *alle mit* wahrem Enthuſiasmus von ihm ſprechen. Unter den Bewohnern der kleinen Stadt Wells, die drei oder vier Meilen weiter liegt, iſt nur Eine Stimme über die Güte und Leutſeligkeit des ehrwürdigen Mannes. Jeder ſpricht von der „Halle“ wie von einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkt des Vergnügens. Keiner geht in der Nähe vorüber, ohne dem Portier die Hand zu ſchütteln und einen Blick in die ſtets offenen Schätze der Speiſekammer zu thun. Wohlwollen und Gutmüthigkeit iſt Alt und Jung gemein, und wenn der Eigenthümer durch die ausgedehnten Ländereien ſeines Guts ſeine Abendfahrt macht, ſieht man mit Vergnügen, wie die lachenden Kinder ſeiner Pächter dem Wagen voranlaufen und wetteifernd ſich bemühen, die verſchiedenen Thore, durch die er fährt, zu öffnen.

Ich habe nie zufriedenere Geſichter oder feiſtere Geſtalten geſehen, als heute: beſonders ſcheint es den Dienern des Schloſſes ſehr gut zu gehen — man fühlt ſich ordentlich geſtärkt, wenn man ſie nur anſieht; aber von allen jovialen Geſichtern kommt keines dem des alten Kellners gleich. Es iſt ein wahres Muſterbild von Behaglichkeit. Man kann es eigentlich nicht roth nennen — es iſt mehr ein glänzendes Kupfer, das zuſammt dem runden Bauch unten ein unter Kannen, Krügen und Flaſchen verbrachtes Leben ankündigt. Es iſt wirklich unwiderſtehlich; man fühlt ſich wie erwärmt in ſeiner Gegenwart und kann ſich nicht enthalten, jenes Ale zu bewundern, das ſo erſtaunliche Reſultate hervorbringt.

Als die Thürme von Holkham Hall mir zum letzten Male aus dem Geſicht ſchwanden, fiel mir ein, daß der würdige Beſitzer deſſelben auch bald verſchwinden werde. Und welch' *ein* Abend iſt dies für den Tag ſeines Lebens! — eines Lebens, das er lange dem Dienſt ſeines Vaterlandes und dem ſchönen Streben gewidmet, in das Leben der ihm Untergebenen Saamen zu ſtreuen, deren Früchte ihre Zufriedenheit und unbegränzte Liebe zu ihm ſind. (Bentley Miscell.)

Mannigfaltiges.

— Der Eſſex-Ring. Der Ring, welchen Königin Eliſabeth einſt dem Grafen Eſſex geſchenkt und der ihm als Talisman dienen ſollte, die Gunſt der Monarchin unter allen Umſtänden wieder zu gewinnen, befindet ſich jetzt in den Händen des Britiſchen Oberſt Warner, deſſen Familie das Kleinod als ein unveräußerliches Erbſtück betrachtet. Ein einzelner Edelſtein in Form eines Herzens verziert den Ring, der noch ein anderes hiſtoriſches Intereſſe dadurch hat, daß er der Königin Eliſabeth von Maria Stuart bei deren Vermählung mit Graf Darnley im Jahre 1564 mit einigen Verſen überſandt wurde. Bekanntlich war es Lady Nottingham, welche den Ring unterſchlug, nachdem er ihr von dem zum Tode verurtheilten Grafen Eſſex anvertraut worden war, um ihn der Königin vorzuzeigen. Als Eliſabeth von der Lady Nottingham auf deren Todbette den Zuſammenhang der Geſchichte erfuhr, erkrankte ſie ſelbſt und ſtarb bald darauf. Der Ring kam nunmehr in den Beſitz König Jakob's I., der ihn dem Capitain Warner, einem tüchtigen Seemanne, als Zeichen ſeines beſonderen Wohlwollens ſchenkte. Die Aktenſtücke, die zum Beweiſe dieſer Thatſachen dienen, werden von der Familie Warner ſeit beinahe 250 Jahren auf das ſorgfältigſte aufbewahrt.

— Agnes Bernauerin in England. In London wird jetzt auf dem Covent-Garden-Theater ein Drama unter dem Titel „Agnes Bernauerin oder das Vehmgericht“ gegeben. Die ſchöne Bader-Tochter ſcheint dort jedoch als Heldin eines gewöhnlichen Melodrama's aufzutreten; wenigſtens erzählen die Engliſchen Blätter bloß von der Pracht der Decorationen, von Feuersbrünſten, Turnieren, Bengaliſchen Erleuchtungen ꝛc., die in dem Stücke vorkommen, nichts aber von dem poetiſchen oder dramatiſchen Werthe deſſelben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 67. Berlin, Mittwoch den 5. Juni 1839.

Rußland.

Die jüdiſche Sekte der Karaïten in Süd-Rußland.

Von J. G. Kohl.

Das Semitiſche Wort „kara" bedeutet ſo viel als „in der Schrift leſen". Davon iſt das Wort „karaï" (Karaïi), ſo viel als „ſchriftgetreu" gebildet, von welchem Singular wiederum der Plural „karaïm" (Karaïten) lautet.*) Und ſo nennen ſich die Juden, welche die im Thalmud enthaltenen Zuſätze zu den kanoniſchen Büchern und Schriften der moſaiſchen Religion verwerfen und alle ihre religiöſen und moraliſchen Lehrſätze und Vorſchriften allein und ausſchließlich aus dem Geſetze Moſes ſchöpfen.

„Wir ſind", ſagte mir der gelehrte Rebbi Uſſuff in der Synagoge von Dſchuffut-Kalé**), wo er mir und einigen anderen Reiſenden die Aeußerlichkeiten ihres Gottesdienſtes zeigte, „wir ſind daſſelbe, was die Proteſtanten, die auch den Kodex des kanoniſchen Römiſchen Rechts nicht anerkennen, in der Chriſtenheit, daſſelbe, was die Schiiten, die gegen die Sunna proteſtiren, unter den Muhammedanern, und unſere Geſchichte bietet dieſelbe Erſcheinung, die ſich am Ende in der Geſchichte jeder Religion offenbart. Die erſten ſchönen und reinen Lehren des Religionsſtifters umgeben und verderben Eigennutz, Herrſchſucht und Deutelei mit einer Menge von Auslegungen und Zuſätzen. Die Meiſten folgen dem weiterſchreitenden und revolutionirenden Strome der Zeit. Nur wenige Feſte, Treue und Redliche wagen es, im Namen des Religionsſtifters das Banner zu erheben und gegen die Aenderung zu proteſtiren. Beide Parteien, die Proteſtirenden und die Kanoniſchen, gerathen mit einander in Kampf, und die gemeiniglich ſchwächere Partei der Erſteren hat dabei viele Verfolgungen von der anderen zu dulden, auf deren Seite ſich in der Regel die Mächtigen und Gewalthaber befinden. — So einfach und natürlich unſere Geſchichte auf dieſe Weiſe im Ganzen iſt, ſo dunkel und unbeſtimmt iſt ſie doch in Bezug auf die einzelnen Daten und Jahreszahlen unſerer Trennung und eigenthümlichen Entwickelung."

In Europa iſt Weniges und nichts Vollſtändiges über die Geſchichte der Karaïten zur Publizität gekommen, und auch bei ihnen ſelber exiſtirt noch keine Geſchichte der Sekte. Die Quellen, aus denen man eine ſolche ſchöpfen könnte, ſind, wie ihre Väter einſt ſelber, im Oriente zerſtreut. Viele intereſſante alte Bücher befinden ſich bei den Karaïtiſchen Familien in Odeſſa, in der Krim und in Konſtantinopel. Die Haupt-Sammlung aber iſt in Jeruſalem, wo in den Händen der dortigen Karaïten 17 große und koſtbare Foliaten hiſtoriſcher Schriften und Urkunden in Arabiſcher Sprache vorhanden ſind.

Manche ſetzen den Beginn der Losſagung der Karaïten von den übrigen Juden in das erſte Jahrhundert vor Chriſti Geburt, wo ſchon auch die thalmudiſchen Auslegungen und Schriften beginnen.***) Doch iſt dabei wohl auf keinen Fall an den Beginn einer Ausbildung ihres jetzigen Zuſtandes und Namens zu denken, ſo wahrſcheinlich und natürlich es auch übrigens iſt, daß alsbald mit dem Auftreten thalmudiſcher Zuſätze ſich auch Widerſprüche und Proteſtationen geltend machten. Die Geſchichte ihrer jetzigen Sitten und ihrer heutigen Verhältniſſe beginnt ohne Zweifel erſt mit Muhammed. An Muhammed ſchloſſen ſich die jüdiſchen Proteſtanten ſogleich entſchieden an, und dieſer Anſchluß, ſo wie das nachfolgende beſtändige Zuſammenhalten der Karaïten mit den Muhammedanern, welches ſich überall verfolgen läßt, drückte ihnen ihr ganzes jetziges Gepräge auf, und gab ihnen nicht nur ihre Sprache, Geſichts- und Geiſtesbildung, ſondern auch ihre Kleidung, Speiſe und Lebensweiſe.

Die älteſte Schrift, welche die Karaïten beſitzen, iſt ein Privilegium, welches ihnen Muhammed ſelbſt für die freie Ausübung ihres Glaubens verliehen haben ſoll. Wenn man alsdann die Jahreszahlen und die Druck- oder vielmehr Schreib-Orte der ſpäteren Karaïtiſchen Bücher verfolgt, ſo geht daraus deutlich hervor, daß die Verbreitung der Karaïten immer mit der der Muhammedaniſchen Völker gleichen Schritt hielt. Mit dieſen kamen ſie nach Afrika und Kleinaſien; ſie begleiteten ſie bis nach Spanien, waren mit ihnen zu Antiochia, Edeſſa, Nicäa, ſetzten mit ihnen nach Europa über und hatten anfangs ihre Haupt-Kolonieen in Adrianopel und dann in Konſtantinopel, verzweigten ſich aber auch unter Türkiſcher Hoheit in mehreren anderen Städten von Europa.

Eben ſo kamen nun auch die Karaïten mit der Turko-Katariſchen Herrſchaft unter Batu-Chan nach der Krim. Das Auffallendſte bei dieſer Verbreitungs-Geſchichte der Karaïten iſt, daß alle dieſe Kolonieen in Aſien und Afrika, die doch den Daten zufolge, nach denen man auf ihren Zuſtand ſchließen kann, im 13ten und 14ten Jahrhundert recht blühend geweſen ſeyn müſſen, in den meiſten Städten dieſer Erdtheile mit der Zeit wieder faſt ſpurlos verſchwunden ſind. In den Kleinaſiatiſchen und Syriſchen Städten giebt es faſt gar keine Karaïten mehr; eben ſo wenig in den Städten der Afrikaniſchen Nordküſte, mit Ausnahme Kahira's und der ſüdlichen Provinzen Marokko's, in welchen letzteren beſonders viele Karaïtiſche Gemeinden vorhanden ſeyn müſſen, da faſt alle, ſelbſt ſpätere Krimſche Manuſkripte auf ſie als auf einen Hauptſitz der Karaïten hinweiſen. Dieſes Verſchwinden der Karaïtiſchen Kolonieen aus ſo vielen Aſiatiſchen und Afrikaniſchen Städten erklärt man ſich auf folgende Weiſe. Die Muhammedaner brachten eine Partie ihrer fleißigen und ehrlichen Karaïtiſchen Freunde mit und ſiedelten ſie in den von ihnen eroberten Städten an. In dieſen fand ſich nun aber gewöhnlich ſchon eine ſehr ſtarke Kolonie thalmudiſcher Juden ſeit alten Zeiten anſäſſig vor, die ſich nun in ihrer Exiſtenz durch neu ankommende, abtrünnige und ihnen verhaßte Brüder bedroht ſahen, und daher ſogleich mit dieſen einen Intriguen- und gelegentlich auch wohl einen Waffenkampf auf Leben und Tod begannen. In dieſem Kampfe nun ſiegten faſt überall die ſchlauen, gelehrten und unermüdlichen Thalmudiſten über die einfacheren und, als mit den Türken verſchwiſtert, minder gewandten Karaïten, die mit der Zeit faſt überall weichen mußten und deren Kolonieen daher durchweg verkümmerten, ja meiſtens völlig verſchwanden.*)

Nur im ſüdlichen Theil des Europäiſchen Rußlands erging es ihnen beſſer, und ſie erhielten ſich hier, vermuthlich weil keine Thalmudiſten am Hofe des Chan's ſie bekämpften. Batu-Chan ſoll nur 40 Karaïtiſche Familien mitgebracht und hier auf einem Felſen in der Nähe des Standlagers (der Reſidenz) ſeines Krimſchen Statthalters angeſiedelt haben. Die Niederlaſſung, welche ſie daſelbſt gründeten, nannten ſie daher auch „Kürkirwli", d. h. „die 40 Wirthſchaften", welcher Name ſich aber ſpäterhin verlor, indem die Anſiedlung ſich vergrößerte und zu einem Städtchen anwuchs, beſonders als ſich in jenem Tatariſchen Gouverneurs-Standlager eines eigenen unabhängigen Chan's Hauptſtadt entwickelte. Die Tataren nannten dieſe Stadt „Dſchuffut-Kalé", d. h. „Judenſtadt", und dieſer Name iſt auch zu den Ruſſen und in unſere geographiſche Bücher übergegangen; da hingegen die Karaïten, die nur die Thalmudiſten Dſchuffut nennen, ſtatt deſſen bloß „Kalé" (Stadt) ſagen. Von dieſem Dſchuffut-Kalé aus, welches ſie als ihre Metropole verehren, haben ſich nun die Karaïten in allerneueſter Zeit unter dem duldſamen Schutz des Ruſſiſchen Scepters wiederum auf eine höchſt merkwürdige Weiſe fröhlich über viele Süd-Ruſſiſche Städte verbreitet.

Die jetzigen numeriſchen Verhältniſſe ihrer Kolonieen ſind folgende: Die ganze Stärke des Völkchens mag ſich etwa auf 4000 Seelen belaufen, von denen ſich in den obengenannten in neuerer Zeit durch Auswanderung etwas geſchwächten Metropole wohl kaum noch 1500 befinden. Nach Dſchuffut-Kalé hat Eupatoria oder Koſloff in der Krim die größte Kolonie, — über 800 Seelen, unter denen zugleich die wohlhabendſten Männer des Stammes ſich befinden; namentlich der jetzige Kröſus der Karaïten, „Schima Bobowitſch", deſſen Namen weit und breit unter ihnen verehrt iſt und der daher faſt als das Haupt und

*) Die heilige Schrift der Muhammedaner, der „Koran", hat von derſelben Semitiſchen Wurzel ihren Namen.

**) Hauptſitz der Karaïten in der Krim.

***) Schon in der Miſchnah, dem Grundtexte des Thalmud, findet ſich der Name „Karaïm" als Bezeichnung einer ſtreng an der Schrift haltenden Partei.

*) Mehrere Schriften, die ſich in den Händen des gelehrten Dr. St..., Direktors der jüdiſchen Schule in Odeſſa, befinden, laſſen keine andere Deutung zu. So z. B. ein Buch, auf deſſen Titel zu leſen iſt: „Geſchrieben im Jahre der Schaffung der Welt ſo und ſo, in der armen von den Thalmudiſten gedrückten Gemeinde der Karaïten zu Warna.

Digitized by Google

der patriarchaliſche Vertreter des Stammes angeſehen wird. Schima Bobowitſch ließ die Türkiſchen Pferde ankaufen, auf denen der Kaiſer Nikolaus die Krimſchen Gebirge bereiſte, und ließ für ihn koſtbare Teppiche und Pferdegeſchirre aus Konſtantinopel und Smyrna kommen. Nach Eupatoria hat Odeſſa die ſtärkſte Karaïtiſche Kolonie mit 31 Familien und nahe an 200 Seelen. Sie haben ihre Buden, mit guten orientaliſchen Waaren verſehen, faſt alle am Boulevard, der Reihe nach, eine bei der anderen. Zehn Familien wohnen in Theodoſia, 25 Köpfe in Schitomir. Auch in Wilna und anderen Orten Lithauens ſollen einige ſeyn, ſo wie ebenfalls in Nikolajew, Taganrog, Cherſon. Außer Rußland befinden ſich im ſüdlichen Galizien zwei kleine Gemeinden, die ſich des Schutzes der Oeſterreichiſchen Regierung erfreuen; in Konſtantinopel 30 Familien; in Kahira über 200 Köpfe; in Jeruſalem nur 4 Familien; in der Stadt Hit in Syrien aber wiederum 250 Seelen. Im Jahre 1837 waren zwei Karaïten nach London und zwei nach Petersburg gereiſt.

So viel von der Geſchichte und Statiſtik dieſes kleinen Völkchens, deſſen Charakter und Sitten doch ſo eigenthümlich und ehrenwerth ſind, daß die Karaïten überall, wo ſie erſcheinen, ſich eines Namens erfreuen, deſſen Ruf mit ihrer geringen Anzahl in gar keinem Verhältniſſe ſteht. Ihr ganzes Aeußere ſowohl als auch ihr inneres Seyn und Weſen iſt eine Miſchung aus Tatariſchem und Jüdiſchem. Und es iſt aus dieſer Miſchung, gegen die gewöhnliche Regel, etwas ganz Angenehmes und Erfreuliches hervorgegangen. Mit Türkiſcher Ruhe und Geſetztheit, die ihren Brüdern, den Thalmudiſten, mehr als irgend einem Volke abgeht, verbinden ſie den jüdiſchen Handelsgeiſt, und während ſie daher durchweg nur Kaufleute ſind und ſich überall in die Welt hinauswagen, verſteigen ſie ſich doch mit ihren Plänen nie in ſchwindelnde Höhen, und es fehlt ihnen völlig jene maßloſe Speculationswuth eines großen Theiles der thalmudiſchen Juden. Vielmehr drückt ſich in dem ganzen Benehmen und Verhalten der Karaïten ein ſittiges Maßhalten aus, das ihre Rede- und Handlungsweiſe immer in den Schranken des Anſtandes erhält. Sie treiben ihren kleinen Handel mit orientaliſchen Manufaktur-Waaren, Spezereien und Taback ohne Geräuſch, wie vor Alters ihre Väter. Sowohl auf der einen Seite der Schacher- und Trödel-, als auf der anderen der große Wechſel-, Papiergeld- und Edelſtein-Handel der Thalmudiſten iſt den Karaïten unbekannt. Sie gelangen daher, ſtill ihr Krämergeſchäft treibend, auf der einen Seite nicht zu der Stufe von großem Reichthum, Einfluß und Gelehrſamkeit, den hier und da Jene erreichen, auf der anderen Seite aber ſind ſie auch weit davon entfernt, zu ſolcher Armuth und ſolchem Elend herabzuſinken, wie wir dies namentlich bei den thalmudiſchen Juden in Polen wahrnehmen. Wegen ihrer geringen äußeren Bedeutſamkeit werden ſie meiſtens auch von den mit ihnen zuſammenlebenden Thalmudiſten verachtet, von denen ſelbſt der Unbedeutendſte ihnen Mangel an Genialität und Geiſtestiefe vorwirft, indem er dabei auf die gelehrten Geſetzausleger und die ſcharfſinnigen Philoſophen ſeines Stammes hinweiſt. Dagegen antworten aber die Altgläubigen wieder: „Es fehlt uns gar nicht an ſinnigem Verſtande, und in allen unſeren kleinen Kolonieen findet Ihr nicht einen einzigen Bettler und nicht Eine ſchmutzig verhüllte Seele.“ Hierzu trägt allerdings auch der gegenſeitige Kredit bei, den bereitwillig ein Karaït dem anderen gewährt. Es betrachten ſich die Karaïten als Eine Familie, wo Einer immer unbedingt dem Anderen hilft. „In den ungeheuren Extremen, die ſich in der thalmudiſchen Gemeinde offenbaren, von ſteinreich und bettelarm, von kraſſunwiſſend und übergelehrt“, ſagte mir ein Karaït, „zeigt ſich die Unmäßigkeit und Leidenſchaftlichkeit ihres Geiſtes; wogegen darin, daß wir Alle unſer anſtändiges Auskommen haben, Alle leſen und ſchreiben können, ſich nur die Harmonie und Mäßigkeit, — die Thalmudiſten ſagen Mittelmäßigkeit, — unſeres Geiſtes zu offenbaren ſcheint.“

Die Deutſchen und Ruſſen in Odeſſa nennen auch die Karaïten, indem ſie dem Hebräiſchen Pluralis noch ihre eigene Plural-Endigung anhängen, „Karaïmen“. Bei den Ungebildeten iſt dann ſogar dieſes Lippen — m in das Lippen — b übergegangen, und es unterhielt mich daher einmal eine lange Zeit ein dortiger Kaufmann von den Karaïben Odeſſa's, von denen er mir allerlei Wunderdinge erzählte. Als ich ihn fragte, ob ſie auch Menſchenfleiſch äßen, lachte er mich darüber eben ſo herzlich aus, wie ich ihn über ſeine Karaïben.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Zwei Soireen im 17ten Jahrhundert.

(Fortſetzung.)

Doch war der Redner ſo klug, ſich nicht gleich im Anfang von ſeinem Schwung fortreißen zu laſſen: Feuer im Anfang iſt Strohfeuer, ſagte Beaumarchais ein Jahrhundert ſpäter. Die Zuhörer ſchienen noch gar nicht die Erhabenheit des Textes gehörig gewürdigt zu haben, es wäre tollkühn geweſen, mit der Thür ins Haus zu fallen und ihnen eine ſolche Idee ex abrupto in ihrer ganzen Nacktheit darzuſtellen. Er fing daher ſehr einfach und ruhig in folgender Weiſe an: „Die Religion hat den Zweck, uns das Bild unſerer Nichtigkeit recht lebendig vorzuhalten, uns zu lehren, daß Nichts in dieſem Leben unſere Sorgen und Bemühungen wahrhaft verdient, und daß alſo alle unſeren irdiſchen Angelegenheiten dem großen Gedanken der Ewigkeit untergeordnet ſind.“ In dieſem Anfang war nichts Glänzendes, nichts, was nach Effekt zu haſchen ſchien, und doch war etwas Ergreifendes darin. Die Stimme des Predigers war ruhig und majeſtätiſch, ſeine Geberden ſelten, aber voller Würde. Man ſah ihm an, daß das Ganze ihm mehr war als eine bloße Redeprobe: er ſprach aus dem Innerſten ſeines Herzens, und was vom Herzen kommt, verfehlt nie den Eindruck. Daher wandelte ſich auch die Neugier der Zuhörer bald in Aufmerkſamkeit, und die Aufmerkſamkeit in Intereſſe: Der Salon und ſeine Thorheiten waren ſchnell vergeſſen. Unwillkürlich glaubte man ſich in eine Kirche verſetzt, und das Ave Maria ward nicht weniger andächtig geſprochen, als in Notre-Dame: bekanntlich ſchließt das Ave Maria den Anfang jeder katholiſchen Predigt. Der Redner gehörte vielleicht zu denen, deren Seele am wenigſten an dieſem Gebet Theil nahm, nicht aus dem Grunde, weil er nicht beten wollte, oder weil er nicht fühlte, wie ſehr er Gott für einen ſo glücklichen Anfang zu danken habe; vielmehr waren ſeine Gedanken ganz anderswo, er konnte ſich nicht enthalten, auf ſein Auditorium einen ſcharfen, freudigen Blick zu werfen, einen Blick, den ich nicht beſſer beſchreiben kann, als wenn ich ihn mit dem des größten Feldherrn der neueren Zeit vergleiche, als derſelbe mitten in einer Schlacht eines ſeiner gigantiſchen Manöver gelingen ſah und ausrief: „Sie gehören mir!“

Ja, ſein Auditorium gehörte ihm wirklich; er beherrſchte es mit jenem Scepter des Worts, welches das reinſte und ſchönſte Vorrecht des Genies iſt; aber nicht bloß das Wort machte ihn ſo mächtig, auch an dem Gegenſtand hatte er einen furchtbaren Bundesgenoſſen: und das war der Tod. Dem Redner, der vom Tode ſpricht, kommt die ganze Schwäche derjenigen, die ihn anhören, entgegen: das iſt ein Stück, wo Jeder mitſpielt, wo Keiner ungerührt bleibt. Sprecht von Geiz oder Sinnlichkeit; donnert gegen Verleumdung, gegen Zorn, gegen Stolz, gegen was ihr wollt: da werde ich entweder gar nicht zuhören, oder ich werde mir die Hände reiben und ſagen: „Das iſt eine Lection für meinen Freund oder für meinen Nachbar N.!“ So wie aber vom Tode die Rede iſt, da wird die Sache eine andere; da heißt es: *mea res agitur*; da ſehe ich nicht mehr auf den Splitter im Auge meines Bruders, denn hier in meinem eigenen ſteckt ein ungeheurer Balken, den ich nimmermehr herausreißen kann, ein Balken, der mich einſt unfehlbar in die Grube hinabſtoßen wird; da ſenke ich den Kopf, ich höre, ich zittere.

Die Schilderung der Hoffnungen des Menſchen und ſeiner Größe bei Gott ſparte der Redner für das Ende; erſt wollte er in dem Menſchengeſchlecht nur eine Heerde elender Weſen zeigen, die, in die Unermeßlichkeit des Weltalls verloren, vom Tode, ihrem hölliſchen Hirten, unabläſſig in das Grab hinabgezogen werden. Dieſes Gemälde iſt ſeit jener Zeit tauſend und aber tauſend Mal gezeichnet worden; die Prediger, Dichter, Philoſophen haben ſich um die Wette ſeiner bemächtigt, und es wäre heutzutage wohl ſchwer, ihm eine ſo verjüngte Geſtalt zu geben, daß es nicht ausſähe, als habe man Gemeinplätze geſammelt. Damals aber war die Kanzelberedſamkeit in ihrer Kindheit; der, den man mit Recht oder Unrecht für den Reſtaurator derſelben hält, Bourdaloue, war ein Schüler von zwölf Jahren. Die Wahrheiten der Religion waren bisher auf der chriſtlichen Kanzel von der Pedanterie oder dem ſchlechten Geſchmack verhunzt worden; ſie erwarteten eine ihrer würdige Sprache, und dieſe Sprache, die ſo viele Kathedralen noch vermißten, hörte man zum erſten Mal im Salon de Rambouillet.

Aber es genügte unſerem Redner nicht, ſo viele rebelliſche Geiſter zur Aufmerkſamkeit zu zwingen, ſo viel Zuhörer, wie der Dichter ſehr ſchön ſagt, an ſeinem Munde hängen zu ſehen; er wollte die Seelen nicht bloß ergreifen, ſondern zermalmen. Dem angenehmen Eindruck, den die feierliche, ruhige Sprache des Anfangs gemacht hatte, folgten bald in den Seelen der Zuhörer Schlag auf Schlag Unruhe, Angſt, Schrecken, je tiefer ſie der Redner in das Innere dieſes großen Drama's blicken ließ. „Was iſt das Leben Anderes“, rief er, „als ein ſteiler, holpriger Steg, deſſen Ausgang ein Abgrund iſt? Was iſt der Menſch Anderes, als ein unglücklicher Wanderer, der auf dieſen furchtbaren Wege einhergeht? So wie er ihn betritt, hört er, was er am Ende finden wird; er möchte gern zurück .... unmöglich; er möchte gern weniger ſchnell gehen .... unmöglich. Mag er an das Ziel der Reiſe denken oder nicht, mag er ſchlafen oder wachen, mag er weinen oder Blumen ſammeln, eine unüberwindliche Kraft treibt ihn vorwärts dem Abgrund zu. Er kommt an den Rand: er will ſich feſt daran anklammern, umſonſt; er gleitet, er fällt, er ſtürzt, und Alles muß ihm nachgleiten, fallen, ſtürzen!“

Und nicht zufrieden, alle Stadien dieſer traurigen Reiſe entwickelt zu haben, öffnete er den Abgrund ſelbſt und folgte dem menſchlichen Elend bis in ſeine tiefſten Tiefen. Alle dieſe Großen der Erde, alle dieſe Anbeter der Macht und des Ruhms, mußten mit ihm hinab in die finſteren Höhlen, wo ihr Platz beſtimmt war, und den Marmor von den Gräbern wegnehmend, ſuchte er in den Särgen, was der Tod nach Verlauf einiger Tage daſelbſt zurückläßt, „jenes Etwas, das in keiner Sprache einen Namen hat, ſo wahr iſt es, daß beim Menſchen Alles ſtirbt, Alles bis auf die gräßlichen Worte, womit man ſeine unglücklichen Reſte bezeichnete!“ Da mußte man alle dieſe Weltdamen ſehen, wie ſie mit ſtierem Auge, mit keuchender Bruſt daſaßen, als wäre der Todesengel ihnen erſchienen; man mußte ſehen, wie ſie ängſtlich allen Bewegungen dieſes jungen Unbekannten folgten, deſſen bürgerlichen Namen ſie vor einer Stunde vielleicht vornehm be-

Digitized by Google

lichkeit hätten, während er ihnen jetzt die vergoldeten Lumpen des Stolzes und des Reichthums Stück für Stück abriß.

Seine Sache war gewonnen; das Auditorium bat ihn um Gnade; man wollte dieſe ſo lange und ſo heftig angeſpannten Nerven nicht länger quälen. Dieſe zerknirſchten Herzen bedurften ſanfterer Gefühle; dieſe von Schrecken und Angſt erfüllten Augen wollten durch einige Thränen erquickt werden. Wir wollen ihm nicht in die einzelnen Partieen ſeines zweiten Theils folgen. Nachdem er den Menſchen in ſeinem Elend geſchildert, faßte er ihn in ſeiner Größe auf; aus dem unbarmherzigen Maſter einer Gegenwart von Leiden und einer Zukunft des Nichts ward ein Prophet einer Zukunft des Ruhms and ewiger Seligkeit; er ſchloß das Grab und öffnete den Himmel. Was das Chriſtenthum Tröſtendes, was die Poeſie Schönes hat, ward in dieſem letzten Stück zuſammengedrängt. Nie war die Religion liebenswürdiger, milder, ſchöner, göttlicher erſchienen.

Die Rede hatte lange gedauert, aber Niemand hatte ſich darüber beklagt, oder vielmehr Niemand hatte es bemerkt. Das tiefe Schweigen, das während der ganzen Predigt geherrſcht, dauerte gegen die Gewohnheit einige Sekunden nach den letzten Worten derſelben fort. Herr von Feuquières eilte, den Redner zu umarmen, und bald war ein dichtes Gedränge um den jungen Mann. Eine Fluth von Lobſprüchen kam über ihn. Er antwortete nichts: nach einem ſolchen Triumph wäre jede Beſcheidenheit affektirt geweſen. Herr von Turenne war einer von denen, die am meiſten ergriffen waren, und während ſich die Anderen Gewalt anthaten, um gleichgültig zu ſcheinen, hatte er, der immer ehrlich und offenherzig war, ſich nicht geſcheut, zwei- oder dreimal eine Thräne zu trocknen. Er war einer der Erſten, die dem Redner Glück wünſchten. Dieſer hatte ihn bisher nicht bemerkt, er ahnte nicht, daß auch ein Ketzer unter ſeinem Auditorium ſey; er konnte ſein Erſtaunen nicht verbergen: „Eh, parbleu, ja, ich bin's", ſagte der Marſchall, „warum nicht? Ich nehme das Gute, wo ich's finde. War dieſe Predigt katholiſch? Nein. War ſie hugenottiſch? auch das nicht. Sie war chriſtlich, und das iſt, glaube ich, das Beſte." — „Nun, Vicomte!" ſagte der Prinz von Condé lachend, „das wird Sie doch bekehren?" — „Aber ... es wäre wohl möglich ...." — „Ah!..." riefen der Prediger und der Prinz zugleich .... — „Einen Augenblick, einen Augenblick! meine Herren!" nahm Turenne lächelnd das Wort. „Wie ſchnell Sie ſind! Bekehrung und Bekehrung iſt zweierlei. Ich habe nur ſagen wollen, daß ich durch dieſe Predigt einige gute Gedanken über den Tod und die Eitelkeit der Welt bekommen habe; denn das ſind Dinge, an die wir Hof- und Kriegsleute das ganze Jahr nicht denken. Sie ſehen, mein lieber d'Enghien, daß Sie nur daſſelbe ſagen können ..." — „Gut! gut!" unterbrach der Prinz; „doch Apropos, Herr Prediger, könnte man vielleicht Ihren Namen wiſſen?" — „Boſſuet, Monſeigneur."

Gleich am anderen Morgen war in der ganzen Stadt von Nichts die Rede, als von dieſem glänzenden Erfolg. „Waren Sie im Hotel de Rambouillet?" fragte man, und die, welche ja antworten konnten, waren glücklich und ſtolz darauf, wie auf ein großes Abenteuer. Der Prediger war allein und ziemlich ſpät nach Hauſe gekommen; im Collège de Navarre war Alles im Schlaf, und er eilte in ſeine Zelle, voller Freude, daß Niemand da war, dem er ſeinen Triumph zu erzählen brauchte; man eilt nicht gern, ſich ſelbſt zu loben, wenn man weiß, daß es früh genug von Anderen geſchehen wird. Er täuſchte ſich nicht; des Morgens vor acht Uhr lief die große Neuigkeit von Mund zu Mund, von Zelle zu Zelle durch das ganze Haus. Eine ungewohnte Lebendigkeit herrſchte auf den Korridors; er hörte Schritte, Geflüſter, Fragen, Antworten, die er nicht verſtand, aber an dem Klopfen ſeines Herzens errieth. Er hatte eben ſeinem Vater geſchrieben, ganz erfüllt von der Freude, die dieſer Brief in ſeiner Seele erregen mußte, und beſonders glücklich, daß er ſeine eigene ausſchütten, daß er nicht mehr den Beſcheidenen zu ſpielen brauche und daß er endlich ungeſcheut ſagen konnte: „Ich habe gekämpft, ich habe geſiegt! ich habe mir die Wege des Ruhms und des Glücks geöffnet!" — Die Meſſe läutete. Man klopft an ſeine Thür. „Herein!" ſagt er nachläſſig; es war der Direktor des Collège, der würdige Nicolas Cornet, der eine Viertelſtunde früher als gewöhnlich aufgeſtanden war, um ſeinen theuren Benedikt zu umarmen! Dieſer Tag war Ein Triumph. Seine Profeſſoren hatten alle mögliche Rückſichten für ihn; ſeine Mitſchüler wagten nicht mehr, ihn zu duzen; vor Mittag hatte er, ich weiß nicht wie viel Marquis oder Grafen zu intimen Freunden, lauter jüngere Söhne vornehmer Familien, die ebenfalls für den geiſtlichen Stand beſtimmt waren, aber bisher noch kein Wort an ihn gerichtet hatten. Es iſt allerdings wahr, daß er ſich erſt ſeit kurzem in Paris befand und daß man bisher in ihm weniger den Redner oder Schöngeiſt geſehen, als den Gelehrten, den fleißigen Arbeiter, den Maulwurf (piocheur), wie wir ſagen, und dieſe mehr ſoliden als glänzenden Eigenſchaften, mit denen er noch etwas provinzielle Manieren verband, hatten auf den jungen, unwiſſenden und trägen Adel, der nur zum Schein im Collège de Navarre ſtudirte, keinen großen Eindruck machen können. Boſſuetus ſagte man (was ganz authentiſch iſt), Bos suetus aratro; Boſſuet, d. h., ein Ochſe, der an den Pflug gewöhnt iſt. Aber aus dem Ochſen war ein Stier geworden; der Maulwurf (piocheur) hatte das ganze Gold ſeiner Nachgrabungen an das Licht gebracht: die Morgenröthe eines großen Namens war über Frankreich aufgegangen.

Doch was ihn ſelbſt betrifft, ſo war ſeine Freude nicht ungetrübt. Wenig Lob würde ihn verletzt haben, zu viel Lob erſchreckte ihn. Seltſames Schickſal des Ehrgeizes! mag ſeine Quelle rein oder unrein, ſeine Anſtrengungen glücklich oder unglücklich ſein, er lebt in beſtändiger Angſt. Der Erfolg war zu groß geweſen, zu hoch über alle ſeine Erwartungen. Er berechnete mit Zagen die Gefahren eines ſo plötzlich entſtandenen Ruhms, und ſeine Freunde, das heißt ſeine wahren Freunde, wußten nicht, welches Benehmen ſie ihm gegenüber beobachten ſollten: ſie wollten ihn nicht loben, wie er es verdiente, weil ſie fürchteten, ſein Herz zu verderben; und wenn ſie ihn gar nicht oder nur mit Zurückhaltung lobten, ſo liefen ſie Gefahr, von ihm ſelbſt für ungerecht oder eiferſüchtig gehalten zu werden.

(Fortſetzung folgt.)

Die Geſchichte Ouvrard's, des großen Lieferanten.

Während die edleren Naturen in der Franzöſiſchen Revolution mit Begeiſterung ihr Leben aufs Spiel ſetzten, um die politiſchen Prinzipien, denen ſie anhingen, zur Herrſchaft zu bringen oder die National-Gränzen gegen den äußeren Feind zu vertheidigen, gab es eine Klaſſe gewinnſüchtiger Menſchen, die in dem großen Kampf weiter nichts ſahen, als ein Mittel, ſich ſchneller als ſonſt zu bereichern. Während Danton, Desmoulins, Carnot und ihre Genoſſen ihre ganze Aufmerkſamkeit auf die Halle des Konvents in den Tuilerieen gerichtet hatten — während die Nation dem Bankerott und der Hungersnoth nahe war und die Armeen mit Nichts weiter verſehen waren, als dem Entſchluß, zu ſterben, wenn es ſeyn müſſe, in der Vertheidigung ihres Vaterlandes — war die Börſe der Sammelplatz von Menſchen, die auf die Leiden ihrer Mitmenſchen ſpekulirten und durch ihre Verarmung reich wurden. Viele von ihnen gingen zwar in der Verwirrung zu Grunde, aber Andere überlebten ſie mitſammt dem Vermögen, das ſie erworben hatten. Unter den Letzteren war einer der Merkwürdigſten ein gewiſſer Ouvrard, der ſich ſpäter als Lieferant unter Napoleon und der Reſtauration auszeichnete. Dieſer Mann gab vor einigen Jahren ſein Leben heraus, und aus einer reichhaltigen Notiz über dies Buch, die uns zu Geſicht gekommen iſt, entnehmen wir die folgenden intereſſanten Fakta:

Er war der Sohn eines großen Papiermühlen-Beſitzers an den Gränzen von Bretagne und Poitou. Beim Ausbruch der Revolution, wo er erſt zwanzig Jahr alt war, hatte er den Verſtand, vorauszuſehen, daß eine ungeheure Steigerung des Papier-Bedürfniſſes eine der ſicherſten Folgen dieſes politiſchen Kampfes ſeyn müſſe, und er fing alſo ſeine Carrière damit an, daß er ſämmtliches Papier, was von einer Anzahl Papier-Manufakturen in den nächſten zwei Jahren fabrizirt ward, aufkaufte. Ein ungeheurer Gewinn war der Lohn dieſer Speculation, und er begab ſich nun nach Paris, wo er ſich einige Jahre in den höchſten revolutionnairen Kreiſen bewegte. Bonaparte war Einer ſeiner Bekannten, und von ihm erzählt er folgende Anekdote: — Ein Dekret des Wohlfahrts-Ausſchuſſes bewilligte jedem Offizier in „aktivem Dienſt ſo viel Tuch, als zu einer Uniform nöthig iſt." Bonaparte ſuchte ebenfalls um ſeinen Antheil nach, ward aber von dem bevollmächtigten Commiſſair abgewieſen, unter dem Vorwand, daß ſeine Brigade gegenwärtig nicht im Vortrab ſey. Er wandte ſich hierauf an Madame Tallien, die ihm einen Empfehlungsbrief an die betreffenden Behörden gab, und ſo ausgerüſtet, kam der Mann, der einſt die Geſchicke Europa's lenken ſollte, zum zweitenmal ein und erhielt jetzt Tuch, um ſich das habit et culotte d'uniforme machen zu laſſen. Bei dieſer Anekdote iſt zu erinnern, daß es in Paris damals überhaupt an allen Lebensbedürfniſſen und Bequemlichkeiten fehlte, und daß alſo Bonaparte's ängſtliches Bemühen um eine Garderobe noch kein Beweis ſeiner individuellen Armuth iſt. Zur Zeit, als das Direktorium eingeſetzt ward, hatte Ouvrard ein großes Vermögen geſammelt und war alſo im Stande, der neuen Regierung eine Summe von zehn Millionen Franken zu leihen. Daher kam es, daß er für das Direktorium Partei nahm und die herrſchſüchtigen Pläne Bonaparte's nach ſeiner Rückkehr von Aegypten nicht begünſtigte. Doch der Sturz dieſer Regierung war nicht zu hindern. Am Morgen des 18. Brumaire frühſtückte Ouvrard mit Barras, dem präſidirenden Direktor. Es war ein Tiſch für dreißig Gäſte gedeckt, denn ſo viel kamen gewöhnlich zuſammen; aber an dieſem Morgen waren die Couverts ohne Gäſte. Ouvrard und Barras ſaßen allein in keiner guten Stimmung, als Talleyrand hereinkam und von dem Letzteren ſeine Abdankung forderte, ein Verlangen, dem ſofort Folge geleiſtet ward. Wenige Tage darauf wandte ſich Bonaparte an Ouvrard wegen eines Anleihens von 12 Millionen Franken. Statt darauf einzugehen, wollte Ouvrard wiſſen, wie es mit den zehn Millionen, die er dem Direktorium geliehen, ſtehe. Die Folge davon war, daß er einen Theil dieſer Summe verlor und wegen ſeiner Lieferungen für die Marine eine Unterſuchung gegen ihn eingeleitet ward. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr man, wie hoch ſich ſein Vermögen belief: es überſtieg die Summe von 29 Millionen Franken. Uebrigens war er, obgleich ein notoriſcher Geldmacher, im häuslichen und geſelligen Leben nichts weniger als ein Geizhals. Auf ſeinem Landſitz in Raincy hielt er ein offenes Haus, mochte er ſelbſt anweſend ſeyn oder nicht, und gab die glänzendſten Feten. Hier beſuchten ihn einige der bedeutendſten Perſonen der Zeit, unter Anderen Lord Erskine und Fox während des kurzen Friedens von 1802. Die Verfolgungen, denen er ſich von Seiten der Bona-

Digitized by Google

parteiſchen Regierung ausgeſetzt ſah, hinderten nicht, daß man große Geſchäfte mit ihm machte. Im Jahre 1800 übernahm er die Lieferungen für die Armee von Marengo, und im Jahre 1802, als ein Mangel an Korn eintrat, bekam er den Auftrag, eine große Quantität einzuführen. Im Jahre 1803 übernahm er aufs neue die Marine-Lieferungen für einen Termin von ſechs Jahren. Im nächſten Jahre übernahm er eine bedeutende Anleihe, und gleich darauf ward er von Bonaparte nach Madrid geſchickt, um über die Subſidie von 62 Millionen Franken zu unterhandeln, die Spanien an Frankreich zahlen ſollte.

Vom Spaniſchen Schatz Geld herauszubekommen, war für einen Geſandten eine ſchwere Aufgabe, und die erſte Antwort des Spaniſchen Miniſters auf den Vorſchlag iſt bemerkenswerth, als eine Formel, durch welche man ſich ſolcher Forderungen entledigen kann: „Mein Herr, wir haben den beſten Willen, aber nicht einen Thaler!“ Herr Ouvrard jedoch, der ſich überall nach einer günſtigen Gelegenheit umſah, wo viel Geld zu verdienen war, beſchloß, auf eigene Rechnung in dem Lande Geſchäfte zu machen. Er führte in einer Zeit der Dürre eine ungeheure Maſſe Weizen ein, machte Vorſchläge zu Anleihen, Kanälen und anderen öffentlichen Arbeiten, und einmal ſchien es beinahe, als ob er die Abſicht habe, ganz Spanien zu kaufen. Er übernahm auf eine Reihe von Jahren die Lieferung ſämmtlicher Schiffs- und Kriegsbedürfniſſe des Staats und machte mit dem König Karl IV. für den ganzen Handel ſeiner Süd-Amerikaniſchen Kolonieen ein Geſchäft, deſſen Gewinn zwiſchen Seiner Katholiſchen Majeſtät und dem Lieferanten getheilt werden ſollte. Dieſes Projekt, von welchem Ouvrard in ſeinen Memoiren als einem „acte sans exemple“ ſpricht, „als der größten kommerziellen und politiſchen Unternehmung, die je erdacht oder verſucht worden“, wurde durch ein Dekret Napoleon's im Keim erſtickt. Zu ſeiner Vertheidigung ſagt Ouvrard, die Ausführung dieſes Projekts würde Spaniens Kräfte geweckt und es einigermaßen in Stand geſetzt haben, dem ihm von der Franzöſiſchen Regierung gemachten Vorſchlag zu entſprechen. Aber Bonaparte traute keinem Lieferanten, er hielt ſie alle nur für Plünderer, und erbittert über Ouvrard's Plan, ließ er ihn verhaften und in St. Pelagie einſperren. Von dieſer Zeit ab, 1809, brachte unſer Spekulant mehrere Jahre hindurch ſeine meiſte Zeit im Gefängniß zu, aber er verlor keinen Theil ſeines ungeheuren Vermögens und wurde auch nach wie vor bei großen Geſchäften gebraucht. Bonaparte und ſeine Regierung verabſcheuten ihn herzlich, konnten ihn aber nicht entbehren. Man ließ ihm daher bei mehreren Gelegenheiten ein wenig Freiheit. Im Anfang des Jahres 1812, als in Paris in Betreff der Anſchaffung von Vorräthen ſich Schwierigkeiten erhoben, kam Baron Pasquier, damaliger Polizei-Präfekt, zu ihm in den Kerker, um ſich bei ihm darüber Raths zu erholen, und gleich darauf richtete er aus dem Gefängniß eine Denkſchrift an den Kaiſer über die Verſorgung der Armee bei dem bevorſtehenden Ruſſiſchen Feldzug, und erbot ſich ſelbſt, unter gewiſſen Bedingungen die Lieferungen zu übernehmen. In dieſem Aufſatz prophezeite er die Nachtheile, die aus Napoleon's Plan, „den Krieg vom Krieg leben zu laſſen“, d. h. überall freien Proviant zu nehmen, entſtehen müßten. In einigen Zuſammenkünften, die er noch als Gefangener mit Napoleon hatte, ſuchte er ihn von der Richtigkeit ſeiner Anſichten zu überzeugen, aber vergebens. Im Oktober 1813 kam der Herzog von Rovigo (Savary) zu Ouvrard nach St. Pelagie und bot ihm ſeine Freiheit an unter der Bedingung, daß er ein neues Finanz-Projekt unterſtütze. Er verwarf das Anerbieten, und wurde bald darauf, als die Alliirten ſich näherten, in Freiheit geſetzt.

Das Geld iſt kein Anhänger beſtimmter politiſcher Anſichten oder Dynaſtieen. Sobald die Bourbons in Frankreich reſtaurirt waren, ſchlug ihnen Ouvrard einen Finanzplan vor, der ein günſtiges Gehör fand, als Bonaparte zurückkehrte. Dieſer knüpfte ſofort Unterhandlungen an mit dem reichen Mann, den er in St. Pelagie als Gefangenen zurückgelaſſen. Ouvrard verſtand ſich dazu, gegen eine Anzahl neuer Renten 50 Millionen Franken zu ſchaffen. Wie weit dies Geſchäft gediehen war, als die Schlacht bei Waterloo ſtattfand, wiſſen wir nicht; aber bei der Rückkehr des geſchlagenen Kaiſers nach Paris, als er ſich gezwungen ſah, abzudanken und Frankreich zu verlaſſen, bat er Ouvrard um eine große Summe in Süd-Amerikaniſchen Papieren, wofür er ihm ſeine perſönlichen Güter und die ſeiner Familie zum Pfand anbot. Ouvrard fühlte, wie unſicher dies ſey, und ſchlug das Anlehen ab. Er weigerte ſich ſogar, eine Anzahl von Kiſten in Verwahrung zu nehmen, die der gefallene Kaiſer in ſicherer Obhut zu laſſen wünſchte. Dies Alles zeugt nicht von einem Mangel an Dankbarkeit in unſerem Spekulanten, denn Napoleon hatte ihn immer nur als einen Schelm behandelt, deſſen Geld dann und wann gut zu brauchen ſey, den man aber ohne Scheu einſperren, quälen und mit Schimpfwörtern überhäufen könne.

Nachdem er die Verwirrungen der Zeit glücklich durchgemacht, leiſtete Ouvrard den Bourbonen wichtige Dienſte. Mehrere Jahre hindurch war er der Haupt-Unterhändler aller Staats-Anleihen — kurz, der Rothſchild Frankreichs. Als die Franzöſiſche Armee unter dem Herzog von Angoulême nach Spanien zog, hatte man nicht die gehörigen Maßregeln für die Verſorgung der Armee getroffen. Ouvrard, der den Zuſtand der Armee in dieſer Hinſicht kannte, war gerade in Bayonne, als das Heer ſich anſchickte, über die Bidaſſoa zu gehen. Alles war in Verwirrung; es waren keine Rationen, keine Fourage, keine Magazine, keine Transportmittel da. Es ſchien, als würde man drei Monate brauchen, um die nothwendigen Vorräthe herbeizuſchaffen. Korn war für zehn Tage da, aber keine Mühlen oder Siebe, es in Mehl zu verwandeln, und keine Oefen und Bäcker. Die Artillerie hatte weder Pferde, noch Fuhrleute. Nie war eine günſtigere Gelegenheit für Herrn Ouvrard, ſein Talent zu zeigen. Gleich am erſten Tage nach ſeiner Ankunft in Bayonne ſchickte der Herzog von Angoulême nach ihm und forderte ihn auf, ſämmtliche Lieferungen für die Bedürfniſſe der Armee auf ihrem Zuge zu übernehmen; Ouvrard willigte ein, indem er, wie er ſagt, das Vertrauen hegte, daß man mit Geld auch in Feindesland Vorräthe herbeiſchaffen könne; wir wollen die einzelnen Maßregeln, die er zu dieſem Zweck traf, ſo viel wie möglich in ſeinen eigenen Worten anführen.

Kaum war der Kontrakt unterzeichnet, als die Armee den Befehl bekam, über die Bidaſſoa zu gehen, während Ouvrard's Lieferungen erſt vier Tage ſpäter beginnen ſollten. „Am erſten Tage lebten die Truppen, wie ſie konnten, was nicht ohne einige Noth war; die Maßregeln der Regierungs-Agenten gaben keinen hohen Begriff von ihren Fähigkeiten, und in der Armee zeigte ſich ſchon Unzufriedenheit. Am zweiten Tage verbarg Keiner mehr ſeine Beſorgniſſe. General Terlet war kaum im Stande, für die wenigen Artillerie-Pferde, die er hatte, Futter zu ſchaffen; die Soldaten ſprachen laut in ihren Bivouacs von der ſchlimmen Lage der Dinge, und die alten Truppen, die in der Halbinſel früher gedient, ſagten geradezu: „So war Spanien immer unſer Untergang, und wird es immer ſeyn! Hier ſind wir erſt einen Tag in Feindes Land, und ſchon ſind keine Vorräthe da.“

„Wir waren jetzt in Toloſa — am nächſten Tage ſollten meine Lieferungen beginnen. Der Kriegsrath verſammelte ſich; ich wurde geholt und gefragt: „Wo ſind Ihre Magazine — welche Hülfsquellen haben Sie?“ — „Morgen wird die Armee ihre regelmäßigen Lieferungen bekommen.“ — „Wir müſſen für das zweite Corps einen zehntägigen Proviant auf einmal haben.“ — „Morgen ſoll das zweite Corps zehntägigen Proviant bekommen.“ — „Gut, aber wir brauchen mehr, als bloße Verſprechungen. Wo ſind Ihre Magazine, Ihre Depots?“ Ich weigerte mich, zu antworten, weil ich wußte, daß man meinen Maßregeln kein Vertrauen geſchenkt hätte. Der Rath vertagte ſich, kam wieder zuſammen, vertagte ſich aufs neue und kam aufs neue zuſammen.“

„Ich hatte in Toloſa alle Behörden zuſammengerufen, die Prieſter, die Kaufleute und alle Perſonen von Einfluß und Anſehen. „Meine Herren“, ſagte ich, „die Armee iſt hier; ſie will nicht auf Ihre Koſten leben, aber Sie ſehen ein, daß ſie leben muß: helfen Sie mir, den Truppen heute Proviant ſchaffen, daß ſie Ihnen nicht morgen das Ihrige wegnehmen. Wir brauchen Brod, Fleiſch, Vegetabilien, Fourage, Pferde, Wagen. Sie kennen Ihr Land und ſeine Hülfsquellen; eilen Sie alſo in die Umgegend und theilen Sie dies Ihren Verwandten, Ihren Freunden, Jedem, den Sie ſehen, mit. Alles, was gebracht wird, will ich ſofort mit baarem Gelde bezahlen. Ich will noch mehr thun; für Alles, was mir morgen vor acht Uhr früh gebracht wird, will ich den zehnfachen Werth bezahlen, den neunfachen Werth für Alles, was vor neun Uhr kommt, das achtfache für Alles, was vor zehn Uhr da iſt, und ſo fort. Hier iſt Vorſchuß für Alles; eilen Sie und verlieren Sie keine Zeit.“

„Man kann ſich immer darauf verlaſſen, daß die Menſchen ihr eigenes Intereſſe nie verſäumen werden. Mit nächſtem Sonnenaufgang waren die Spitzen der Hügel mit Leuten von jedem Geſchlecht und Alter bedeckt, die mit einander wetteiferten, den höchſten Preis zu erhalten. Ein Ereigniß fand ſtatt, an das ich nicht vorhergedacht. Die Soldaten, die ihre Rationen nicht erwarten konnten, fielen über dieſen Haufen her, ehe er meine Magazine erreichte, und plünderten ihn aus. Alles war verloren! Die Bauern kamen zu mir gelaufen. „Monſieur, ich war vor acht Uhr gekommen; ſie haben mir meine Waaren geraubt!“ — „Wie viel waren ſie werth?“ — „So viel.“ — „Hier iſt das Geld; geht und bringt mehr; wenn Ihr wiederkommt, ſollt Ihr nicht geplündert werden.“ Kurz, die Armee ward vollkommen verſehen. Dies Syſtem hat mir anfangs viel gekoſtet, aber bald wußte man, daß wir Alles bezahlten, und zwar gut. So kamen aus allen Gegenden Waaren ein, und als die Vorräthe reichlich wurden, fielen auch die Preiſe.“

Aus dieſem einzigen Beiſpiel erſiehe man, welchen Verſtand Herr Ouvrard beſaß und wie ſein ungeheures Vermögen nicht ſo ganz unverdient ſeyn kann, als es ſcheint. Sein Leben giebt einen merkwürdigen Beweis von dem Einfluß, den das Geld in den menſchlichen Angelegenheiten ausüben muß, und von der Bedeutung, die es denen verleiht, welche es in großen Quantitäten beſitzen. Ouvrard wurde von Bonaparte faſt wie ein Verbrecher behandelt, und trotzdem zwang ſein Vermögen nicht bloß die erſten Miniſter des Kaiſers, ſondern den Kaiſer ſelbſt, zu ſeinem Rath und Beiſtand die Zuflucht zu nehmen. Zugleich aber erkennen wir hier, daß man der Beſitzer von ungeheurem Reichthum ſeyn und als ſolcher die wichtigſte Rolle in der Welt ſpielen kann, ohne oft nur ſo viel Achtung zu genießen, als manchem Armen zu Theil wird. (Chamber's Journal.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 68. Berlin, Freitag den 7. Juni 1839.

England.

Die bisherigen Bearbeitungen der Engliſchen Geſchichte.

(Nach der Foreign Monthly Review.)

Es iſt gewiß höchſt befremdend, daß wir nach ſo vielen Forſchungen und Verſuchen, die Geſchichte aller Länder in der Welt zu ſchreiben, eine gute Geſchichte Englands nur von einem Ausländer haben können. Und doch iſt es ſo, wobei wir uns nur freuen mögen, daß dieſe Aufgabe der Geduld und Unparteilichkeit eines Deutſchen*) zugefallen iſt, den ſeine uralte Stammverwandtſchaft mit uns am meiſten unter allen Ausländern zum Verſtändniß und zur Beurtheilung unſerer Eigenthümlichkeiten und Inſtitutionen befähigt.

Wenn wir auf die Arbeiten früherer Geſchichtsſchreiber zurückblicken, ſo werden wir finden, daß gar viele Umſtände zuſammengewirkt haben, um dieſelben unbefriedigend zu machen. Mangel an Materialien, Vorurtheile und Parteilichkeiten verſchiedener Art, eine unkritiſche Verehrung alter Autoritäten und hundert andere Dinge gehören hierher, deren Einfluß ſo mächtig geworden iſt, daß ein nicht kleiner Theil der beſten Geſchichten von England, die wir heutzutage beſitzen, aus lauter Fabeln beſteht. Wir können keine beſſere Probe von dem Gehalt unſerer gewöhnlichen Geſchichtsbücher anführen, als die, welche Herr Hunter im vorigen Jahre der Geſellſchaft der Alterthumsforſcher gab. Als Eduard III. die Perſonen, welche man der Ermordung ſeines Vaters oder der Theilnahme an dieſem Verbrechen beſchuldigte, verhaften und beſtrafen ließ, floh einer von den Hauptſchuldigen, Sir Thomas de Gournay, nach dem Feſtlande, wo er eine Zeit lang die Wachſamkeit der Agenten des Königs zu täuſchen wußte, bis er endlich gefangen und nach England gebracht ward. Die gleichzeitigen Chroniken, die unter dem Einfluß der damals herrſchenden Volksgeſinnung geſchrieben ſind, erzählen dies folgendermaßen: Gournay, ſagen ſie, wurde in Marſeille ergriffen und von da nach Hauſe gebracht, aber ehe er ans Land ſtieg, wurde er auf einen geheimen Befehl des Königs enthauptet, weil dieſer gefürchtet habe, ſeine Geſtändniſſe möchten für einige ſehr hohe Perſonen gefährlich werden, die man gern geſchont hätte. Dieſem Bericht ſind ſämmtliche Schriftſteller über Engliſche Geſchichte, ohne daß ſich der geringſte Verdacht gegen ſeine Wahrheit erhob, außer in Bezug auf den Ort, wo der Verbrecher ergriffen wurde, blindlings gefolgt. Herr Hunter jedoch fand unter den geheimen Archiven Ihrer Majeſtät die Original-Rechnungen für die Ausgaben der verſchiedenen Männer, welche den Auftrag hatten, Gournay zu fangen und nach England zu bringen, und dieſe Papiere zeigen, daß die ganze Erzählung von Anfang bis Ende falſch iſt. Aus ihnen geht hervor, daß er zuerſt zu Burgos in Spanien verhaftet wurde, von hier aber entfloh und, nachdem ſein Aufenthaltsort lange unbekannt geweſen, endlich in Neapel feſtgehalten ward. Von dieſem Orte aus können wir nach dieſen Berichten ſeine weitere Reiſe Schritt vor Schritt verfolgen. Er wurde langſam und mit Mühe nach den Spaniſchen Küſten gebracht; hier ward er krank und immer kränker, bis er, trotz der großen Geldſummen, die an ſeine ärztliche Pflege gewendet wurden, in Bayonne ſtarb. Sein Körper wurde in einem Sarge von Bayonne nach Bordeaux und von da nach England geſchafft; und König Eduard fürchtete ſich ſo wenig vor Gournay's Aufſchlüſſen, daß die Artikel der oben genannten Rechnungen vielmehr beweiſen, wie ſehr er wünſchte, ihn lebendig nach England zurückgebracht zu ſehen, damit man ihn gerichtlich verhören könne. Dies iſt eine ſchlagende Probe von der Zuverläſſigkeit der Engliſchen Geſchichte in der Weiſe, wie ſie uns bisher dargeſtellt worden.

Im 17ten Jahrhundert zeigte man zum erſten Mal einige Neigung, die Geſchichte der Vergangenheit kritiſch zu unterſuchen. Faſt die einzigen Quellen, die man damals brauchte, waren die alten Chroniken, die meiſt von mönchiſchen Schriftſtellern verfaßt waren, welche oft nur nach Gerüchten oder Hörenſagen erzählten und faſt immer von Vorurtheilen beherrſcht waren. Fabyan, Hollinſhed, Stowe und ähnliche Sammler verglichen dieſe Chroniken mit einander, aber nicht, um aus ihren widerſtreitenden Angaben die Wahrheit abzuleiten, ſondern um die verſchiedenen Geſchichten, die ſie darin zerſtreut fanden und deren viele in einzelnen Chroniken ganz fehlen oder nur kurz erzählt ſind, in ihren eigenen größeren Werken zuſammenzuſtellen; und wenn ſie abweichende und widerſprechende Berichte von ein und derſelben Begebenheit fanden, ſo wiederholten ſie ſie alle, ohne der einen oder der anderen Darſtellung einen entſchiedenen Vorzug zu geben. Speed ſetzte ſich ein höheres Ziel, aber ſeine Quellen ſind dieſelben; denn bis an das Ende des 17ten Jahrhunderts waren die Mönchs-Chroniken faſt die einzigen Urkunden von einiger Bedeutung, die gedruckt waren. Milton brachte zur Geſchichtſchreibung einen umfaſſenden, tief eindringenden Geiſt mit, und er hatte den Vortheil, die Angelſächſiſche Chronik zu benutzen und vielleicht mit einigen anderen Sächſiſchen Dokumenten beſſer bekannt zu ſeyn, als man gewöhnlich glaubt. Nichtsdeſtoweniger iſt ſeine Geſchichte der Angelſächſiſchen Periode ein ſehr unbedeutendes Werk. Doch wurde in dieſem Jahrhundert zuerſt jener hiſtoriſche Forſchungseifer begründet, der ſpäter beſonders thätig war; einzelne Geſchichten oder vielmehr Theile der Geſchichte wurden von Männern wie Bacon und Camden bearbeitet, und eine Menge eifriger Forſcher, deren Aufzählung uns zu viel Zeit nehmen würde, beſchäftigten ſich damit, viele werthvolle hiſtoriſche Dokumente ans Licht zu bringen, die lange in Manuſkript-Bibliotheken oder Archiven vergraben gelegen. Aber zugleich erzeugten die heftigen politiſchen Erſchütterungen jener Zeit eine Menge eingewurzelter Vorurtheile, welche nicht ohne Einfluß auf die Behandlung der ſpäteren Perioden der Geſchichte blieben und die noch heutzutage nicht ganz ausgerottet ſind.

Im vorigen Jahrhundert iſt für die Engliſche Geſchichte viel geſchehen durch das Erſcheinen der werthvollen, aber unvollſtändigen Sammlung offizieller Dokumente von Rymer und durch den Abdruck einer Menge Original-Korreſpondenzen von Staatsmännern und anderen berühmten Perſonen der Vergangenheit. Rapin mit Tindal's Noten, Carte und Henry ſind die Hiſtoriker des 18ten Jahrhunderts, deren Verdienſt es iſt, mehr Materialien als ihre Vorgänger geſammelt zu haben, wenn auch die Behandlung der Geſchichte noch Nichts durch ſie gewonnen hat. In demſelben Jahrhundert aber lebte Hume, ein ſehr geſchickter, obgleich äußerſt befangener Hiſtoriker. Hume war es, der zuerſt Eſprit in die Geſchichte brachte, der, ohne mehr Stoff und Quellen zu haben, als ſeine Vorgänger und Zeitgenoſſen, dieſen Stoff mit dem Auge eines Politikers zu ſichten begann; in dieſer Hinſicht iſt ſein Werk von den Fortſetzungen, die gewöhnlich dazu erſchienen ſind, ganz verſchieden. Jetzt indeß wird Hume's Geſchichte von England als Handbuch immer weniger gebraucht, und das mit Recht; unzählige Irrthümer, die er, ohne es zu wiſſen, beging, ſind durch neue Materialien verbeſſert worden, und ſeine philoſophiſchen Anſichten, die dem ganzen Buch einen eigenen Charakter geben, ſind weder orthodox noch conſtitutionnell.

In den Schlußjahren des letzten Jahrhunderts fing man an, die Wichtigkeit hiſtoriſcher Forſchungen zu erkennen. Man ſah ein, daß man nur durch ein umfaſſenderes Studium der öffentlichen Urkunden des Königreichs die in der Geſchichte herrſchenden Irrthümer verbeſſern könne. Alle Hiſtoriker hatten den Werth von Rymer's Sammlung anerkannt; aber was dieſe gab, war ſo beſchränkt und unvollſtändig im Vergleich mit dem, was fehlte, daß es nur das, was man bisher für Geſchichte ausgegeben, umſtieß, ohne etwas Beſſeres an die Stelle zu ſetzen. Nachdem das Doomsday-book erſchienen war, wurde im Anfang dieſes Jahrhunderts die Record Commission eingeſetzt, die, ſeitdem oft erneuert und umgeſtaltet, angegriffen und vertheidigt, bis auf die neueſte Zeit fortbeſtanden hat. Durch ſie iſt dem Hiſtoriker eine Fundgrube neuer Materialien geöffnet worden, welche ihn in den Stand ſetzten, der Geſchichte gewiſſer Perioden eine ganz neue Geſtalt zu geben. Es iſt zu bedauern, daß die Arbeiten dieſer Kommiſſion jetzt zum großen Theil unterbrochen ſind.

Die beiden Haupthiſtoriker Englands in unſerer Zeit ſind Turner und Lingard. Sharon Turner iſt unermüdlich im Sammeln von Materialien aus ungedruckten Quellen, aber ſeine Forſchungen ſind nicht immer von reifem hiſtoriſchen Urtheil begleitet. Er iſt kein philoſophiſcher Geſchichtsſchreiber. Er giebt uns ſeine Materialien oft roh und unverdaut; ſeine Reſultate ſind nicht immer die, zu welchen uns jene Quellen am natür-

*) Lappenberg; ſ. Nr. 63 des Magazins.

Digitized by Google

lichſten führen: er legt oft die ungedruckten Quellen, die er benutzt, falſch aus oder weiß ihren Werth nicht richtig zu ſchätzen, und wie die meiſten Geſchichtſchreiber, welche gewiſſe Klaſſen ungedruckter Urkunden ſtark benutzen, ſcheint er zuweilen das, was am leichteſten zu leſen iſt, dem an Inhalt Bedeutenden vorzuziehen. Dieſer letztere Umſtand läßt erkennen, wie nothwendig es iſt, ſo viel als möglich von den noch nicht herausgegebenen Materialien unſerer Nationalgeſchichte drucken zu laſſen. Lingard iſt nicht ein ſo fleißiger Forſcher als Sharon Turner, aber in den übrigen Erforderniſſen eines Hiſtorikers ihm bei weitem überlegen, und er würde ſowohl nach ſeinem Styl als nach der Art, wie er den Gegenſtand behandelt, verdienen, den beſten Büchern, die wir haben, beigezählt zu werden, wenn er ſich nicht zu oft von ſeinen religiöſen Vorurtheilen als Katholik verleiten ließe, das, was wahr iſt, dem zu opfern, was er gern für Wahrheit halten möchte.

Noch müſſen wir zweier Geſchichten von England Erwähnung thun, die eben noch im Erſcheinen begriffen ſind — wir meinen die, welche der verſtorbene Sir James Mackintoſh angefangen, und die andere, die den ſchönen Titel: „Materiſche Geſchichte von England" (Pictorial history of England) bekommen hat. Das letztgenannte Werk hat den Zweck, die Geſchichte populär zu machen, aber wir fürchten, daß es, wie alle maleriſche Werke, die in unſerem Kenntniſſe verbreitenden Zeitalter erſcheinen, die Leute mehr mit Geſchichte vollſtopfen, als ihnen ein wahres Intereſſe dafür einflößen wird. Es muß natürlich dem Buchhändler daran liegen, das Werk ſo viel wie möglich in die Länge zu ziehen; aber wir glauben, daß die langen, ſchwerfälligen Abhandlungen, mit denen es angefüllt iſt, auch wenn ſie ſonſt originell oder werthvoll wären, für die Klaſſen, für welche das Buch berechnet iſt, ganz am unrechten Orte ſtehen. Eine wahrhaft populäre Geſchichte Englands, in welcher die Reſultate der neueren Forſchungen in leichter und eleganter Form niedergelegt wären, thäte uns ſehr Noth. Palgrave's Geſchichte der Angelſachſen könnte hierbei zum Muſter dienen. In der „Maleriſchen Geſchichte" aber werden neben den Namen von hiſtoriſchen Perſonen ſo häufig die der Quellen und alten Schriftſteller zitirt, und die Erzählung wird durch Erörterungen über die Glaubwürdigkeit einzelner Fakta oder andere unintereſſante Gegenſtände ſo oft unterbrochen, daß die Maſſe der Leſer unmöglich daran Freude finden kann und ihre Vorſtellungen von Geſchichte in eine gränzenloſe Verwirrung gerathen müſſen. Man ſagt, das Werk werde von verſchiedenen Perſonen geſchrieben. Die große Verſchiedenheit in Stil und Geſinnung, die in mehreren Theilen deſſelben hervortritt, läßt uns dies gern glauben. Die ganze Geſchichte der Regierung Eliſabeth's iſt Nichts als eine Schmähſchrift auf die Königin Eliſabeth und auf alle große Männer der Zeit; ſie würde einem Jeſuiten von Douay im 16ten Jahrhundert Ehre gemacht haben. Auch iſt die Sprache ſo gemein und ſo reichlich durchſpickt mit niedrigen Schimpfwörtern, als da ſind „Schurke", „Bube", „Schelm", „Eſel" und dergleichen, daß man nicht genug proteſtiren kann gegen dieſes Beſtreben, nicht bloß engherzige Vorurtheile unter unſeren Landsleuten zu verbreiten, ſondern auch ihnen gemeine Geſinnungen und einen ſchlechten literariſchen Geſchmack einzuflößen. Es kann nur ein Gewinn für unſere Volks-Literatur ſeyn, wenn die Geſchichte Eliſabeth's, wie ſie jetzt in der „Maleriſchen Geſchichte Englands" ſteht, ausgeſtrichen wird. Dagegen müſſen wir anerkennen, daß der Theil des Werkes, welcher die Geſchichte der Regierung Karl's I. behandelt und eben jetzt erſcheint, eine der beſten Partieen des Buchs iſt: ſie iſt gut geſchrieben und mit Unparteilichkeit und Scharfblick. — Was Sir James Mackintoſh's Geſchichte betrifft, ſo geſtehen wir, ſie nicht ſehr ſorgfältig geleſen zu haben, glauben aber doch im Ganzen, behaupten zu dürfen, daß es mehr das Werk eines Staatsmannes als eines Hiſtorikers iſt.

Jeder, der nur einen Blick in unſere Archive geworfen, weiß, welche Maſſe von Materialien daſelbſt vergraben liegen, die der Hiſtoriker in ihrem gegenwärtigen Zuſtand nicht benutzen kann und von welchen viele durch Vernachläſſigung und anderer Urſachen in Gefahr ſind, unwiederbringlich verloren zu gehen. Für die Wichtigkeit dieſer Materialien zeugt die oben angeführte Entdeckung des Herrn Hunter. Doch wir hoffen, daß der rege Forſchungseifer des Auslandes auch bei uns für die Erhaltung und Herausgabe dieſer National-Urkunden wirkſamere Maßregeln hervorrufen wird. Schon haben ſich verſchiedene Geſellſchaften von Individuen gebildet, um dieſelben ans Licht fördern zu helfen. Leider iſt die ſeit lange beſtehende, reiche Geſellſchaft der Alterthumsforſcher nicht ſo eifrig in ihren Bemühungen, als ſie ſollte. Es wäre wünſchenswerth, daß ſolche Mittheilungen, wie die des Herrn Hunter, mehr ermuthigt würden; gar viele einzelne Theile unſerer Geſchichte würden dadurch an Licht und Klarheit gewinnen. Die Regierung allein iſt im Stande, etwas Wirkſames zu thun.

Die hiſtoriſchen Materialien, die in den letzten Jahren gedruckt worden, ſind über das Feld der Geſchichte ſehr ungleichmäßig vertheilt. Für die fernen Zeiten der Angelſächſiſchen Geſchichte können wir kaum noch etwas Neues bekommen, mit Ausnahme vielleicht einer Urkunden-Sammlung, die von Herrn Kemble nächſtens erſcheinen ſoll. Die Record-Commission wandte zuletzt ihre Aufmerkſamkeit beſonders auf die Urkunden des 12ten und 13ten Jahrhuderts, und hätte ſie ihre Arbeiten fortgeſetzt, ſo würden wir in Kurzem Alles, was für die Geſchichte Englands bis zum Ende der Regierung Heinrich's III. wichtig iſt, zuſammen gehabt haben. Das State paper Office thut viel für die Regierung Heinrich's VIII. und die folgenden Perioden, und durch das Intereſſe, das gewöhnlich Sammlungen von Privat-Korreſpondenzen aus der Vergangenheit zu erregen wiſſen, werden wir fortwährend mit den wichtigſten Quellen für die Geſchichte der letzten drei Jahrhunderte verſehen. Am ſpärlichſten und ungenügendſten iſt unſer Material für die lange Periode zwiſchen der Mitte des 13ten und dem 15ten Jahrhunderte.

Rußland.

Die jüdiſche Sekte der Karaïten in Süd-Rußland.

(Schluß.)

Was die Kleidung der Karaïten anlangt, ſo iſt ſie faſt völlig Tatariſch, in Odeſſa, wie in der Krim. Nur die Tatariſche Mütze, den Kalpak, haben in Odeſſa wenigſtens viele Männer mit einer Europäiſchen Mütze vertauſcht, wie man denn überhaupt bemerken kann, daß immer alle Revolutionen in der Kleidung zunächſt mit einer Veränderung der Hauptbedeckung beginnen *).

„Seht! ſeht! das iſt der kleine Mangub", ſagte mir der Thürwächter der Karaïtiſchen Synagoge in Odeſſa, mit dem ich im Gärtchen derſelben ſtand, die Aus- und Eingehenden zu betrachten, indem er dabei auf einen wunderhübſchen Knaben hinwies, der aus der Synagoge mit vielen anderen hervorlief, „ſein Vater iſt der reichſte von uns Odeſſaſchen Karaïten, bei dem könnt Ihr Euch die Kleidung, um die Ihr mich fragt, recht genau betrachten; denn er hat ſie nach dem beſten Schnitt." — Die Knaben hatten ihre Pantoffeln vor der Thür der Synagoge gelaſſen und amüſirten ſich damit, zum Intermezzo während des Gottesdienſtes in bloßen Füßen unter den Bäumen umherzulaufen. Dieſe Karaïtiſchen Knaben ſehen übrigens alle ſo elegant goldig und ſeiden wie eine Schaar junger Prinzen aus. Ich miſchte mich unter ſie und ſagte dem kleinen Mangub, daß ich ſeine Kleider ſo hübſch fände, er möchte ſie mir doch ein Mal zeigen und nennen. „Iswoltje, pa Turetzki?" „Auf Türkiſch?" fragte er mich, „recht gern!" — Die Karaïten, muß man wiſſen, ſprechen nämlich Alles unter ſich Tatariſch und nennen das, wie die Tataren ſelber, Türkiſch; die Odeſſaſchen verſtehen übrigens auch alle Ruſſiſch. Die Karaïtiſchen Kleider, wie der kleine Mangub ſie mir angab, waren nun folgende: Das ſeidene Gewand, welches unſer Hemd repräſentirt, heißt „Külmek", — die Pantalons, meiſtens ebenfalls von Seide, werden „Kontſchak" oder „Schalwar" (Scharivari) genannt. Ueber Schalwar und Külmek hängt in weitem Faltenwurf, nur oben auf der Bruſt eng anſchließend und mit einer Menge kleiner ſilberner Haken zugehäkelt, der „Ton" herab, welchen in der Mitte des Leibes der „Kuſchak" (Gürtel) zuſammenhält. Ueber dieſes lange Unterkleid ziehen ſie alsdann noch ein kurzes, meiſtens mit Pelz verbrämtes Oberkleid, oder eine Oberweſte, „Dſchübae" genannt. „Seht, und oben auf ſetze ich dann noch mein rothblaues Feß", ſagte der kleine Mangub, „empfehle mich Euch zu Gnaden und ſpringe fix und fertig mit oder ohne Paguſchen (Pantoffeln) davon." Und damit hüpften alle die kleinen Prinzen wieder in die Synagoge, um ſich zu ihren Vätern auf die Teppiche zu legen.

Die Männer tragen mehrere der genannten Stücke jetzt von blauem Tuche. — Von dem Barte der Karaïten läßt ſich beſonders bemerken, daß Alle ihn auf der Lippe ſtehen laſſen, übrigens ihn aber wegraſiren, bis auf einen ganz merkwürdigen, äußerſt ſchmalen, langen Backenbarts-Streifen, der unten vom Kinn über die Kinnladen hinweg und beim Ohre vorbei ſo weit hinauf geht, als nur Haare wachſen. Auf dieſer äußerſt dünnen Linie dürfen aber auch die Haare nicht wachſen, wie ſie wollen, ſondern werden ſo ſtark, gleich einer Gartenhecke, unter der Scheere gehalten, daß ſie nur einem gemalten Streifen gleichen. Dieſe ſtreifige über die Haut hinirrende Bartſchattirung findet ſich auf der Wange aller Karaïten ganz auf dieſelbe Weiſe und vollkommen in derſelben Richtung. Nicht ſo bei den Tataren. Wahrſcheinlich ließe ſich von dem Urſprunge dieſes ſonderbaren, die Karaïten von den Tataren unterſcheidenden Bartſtreifens irgend ein Geſchichtchen erzählen, das mir aber nirgends bekannt wurde.

Nichts gleicht der prunkenden Pracht, mit welcher die Karaïtiſchen Weiber auftreten, doch tragen ſie dieſelbe in den Straßen von Odeſſa nicht ſo häufig zur Schau, wie die Frauen ihrer thalmudiſchen Glaubensgenoſſen. Die Karaïtiſchen Weiber ſieht man vielmehr nur in ihrer Synagoge oder im Inneren ihrer Häuſer im vollen Staate, und ſo lange ſie am Sabbath über die Straße gehen, halten ſie ſich immer in ein großes Europäiſches Umſchlage-Tuch gehüllt. Entweder fühlen ſie, daß ihre orientaliſche Pracht zu ſehr gegen alles übrige ſie umgebende Europäiſche abſticht, oder es iſt noch eine alte furchtſame Gewohnheit, die ihnen von den Tataren-Zeiten her anklebt. Genug, erſt, wenn der Thürwächter ſie ins Innere des ſtets verſchloſſenen Tempelhofes eingelaſſen hat, laſſen ſie die Hülle fallen und daraus neben ein Paar ſchönen Augen alle die Strahlen ihres Goldes und ihrer Perlen hervorblitzen. Sie tragen alle, wie auch die Tatariſchen Weiber und die Tatariſchen Zigeunerinnen, das rothe Feß mit blauem Seidenbüſchel auf dem Haupte. Sie erhalten dadurch etwas Männliches, und hübſche Karaïten- und

*) In Wien haben auch die Spaniſch-Türkiſchen Juden ihre übrige Kleidung noch faſt völlig unverändert beibehalten, während ſie ſchon ein Mützchen nach Oeſterreichiſchem Schnitte tragen.

Digitized by Google

Tataren-Mädchen kamen mir immer, des Feß wegen, wie junge Amazonen vor. Während aber das Feß überall, wo es getragen wird, bei den Männern einfach iſt, iſt es bei den Karaïtiſchen Frauen dagegen mit Gold brodirt, und außerdem ſind rundherum Hebräiſche Buchſtaben mit Perlen geſtickt, von denen ſie mir ſagten, daß es Sprüche aus der Bibel ſeyen. Bei den Verheiratheten windet ſich das rabenſchwarze Haar in einer dicken Flechte um den unteren Rand des Feß herum. Bei den Unverheiratheten aber fällt das Haar in einer Unzahl dünner höchſt zierlicher ſämmtlich gleich langer Flechten herab, die wie Franzen rund um den Kopf hängen, was denn freilich mehr ſonderbar als hübſch ausſieht. Ich zählte gewöhnlich, ſo viel mir die Flüchtigkeit der Mädchen zu zählen geſtattete, 40 bis 50 Flechten. Man begreift nicht, woher die Karaïtiſchen Mütter und Geſchwiſter die Muße und Geſchicklichkeit nehmen, ihren Töchtern und Schweſtern ſo viele mühſame Zöpfchen, in deren Enden noch gewöhnlich hübſche Bändchen eingeflochten werden, anzudrechſeln. Denn nehmen wir auch im Durchſchnitt den Zopf nur zu einer Elle Länge an und geben einer Mutter auch nur vier Töchter, was doch nichts ſo Seltenes iſt, ſo hat eine ſolche arme Frau nicht weniger als 200 Ellen Zöpfe zu flechten; was denn bei der untadlichen Glätte und Kunſt, mit der die Karaïtiſchen Mädchenzöpfe geflochten werden, allein ſchon ein ganzes Tagewerk ſeyn muß. Vielleicht erſpart ihnen aber eben die Feſtigkeit jener zierlichen Zöpfe neue Arbeit, und die Haare werden wohl immer nur an Feſttagen neu geflochten, indem ſie während der Woche aushalten. Die Tracht der jungen Mädchen ähnelt der oben beſchriebenen der Knaben. Die Matronen aber ſind alle in den prunkendſten Sammet gekleidet. Das Unterkleid, das etwas kurz iſt, beſteht aus mit Gold geſticktem, purpurrothem Sammet, darüber ein weites, langes und auf dem Boden ſchleifendes Oberkleid von demſelben Stoffe, und bei allen von violetter Farbe. Dies Oberkleid iſt vorn von oben bis unten offen und läßt unter ſchön dunkelnder violetter Bedeckung den Schimmer und das Feuer des Unterkleides und des Buſenſchmuckes ſehen. Was den letzteren betrifft, ſo wird hier am meiſten der Reichthum und der Glanz der ſchönen Karaïtinnen entfaltet. Sie haben große Kränze und Gewinde von Goldſtücken um den Hals geſchlungen, die auf die Bruſt herabhängen. Ein Paar Schnüre mit ganz kleinen Türkiſchen Goldmünzen, ein Paar mit Holländiſchen Dukaten und zuletzt noch einige mit großen Spaniſchen Dublonen oder Türkiſchen Doppel-Zechinen, befinden ſich reihenweiſe über einander. Ihre Bruſt iſt bis tief herab ſo ſtark mit ſolchen aufgereihten Goldſtücken bedeckt, daß ſie einen förmlichen Panzer bilden. Dicht um den Hals zieht ſich noch ein Collier von Perlen, von dem ein Perlennetz über jenen Dukaten-Panzer herabfällt und ſeinen Glanz noch vermehrt.

Auch ſelbſt auf die Religion der Karaïten ſcheint der Muhammedanismus der Tataren von nicht geringem Einfluſſe geweſen zu ſeyn; höchſt wahrſcheinlich auch auf die Art und Weiſe, über Religion zu denken, augenſcheinlich aber auf das Aeußerliche ihres Gottesdienſtes. Ihre Synagogen gleichen in ihrer ſchmuck- und geräthloſen Einfachheit vollkommen den Moſcheen; wenigſtens entſchieden in der Hauptabtheilung. Nur ein kleiner Theil iſt vorn gleich bei der Thür davon abgeſondert und mit Bänken verſehen, wie man es in den Moſcheen nicht findet. Und über dieſer Abtheilung befindet ſich die Galerie, in welcher hinter einem Gitter die geſchmückten Frauen prangen, und eine ſolche Frauen-Gallerie fehlt denn in den Moſcheen allerdings auch. Der übrige größere Raum aber bietet ganz den Anblick einer Moſchee, iſt frei und der Boden mit Teppichen belegt, welche die Karaïten eben ſo wie die Muhammedaner nur mit bloßen Füßen betreten und auf denen ſie beim Gottesdienſt knieen, ſitzen oder liegen. Es befindet ſich in dieſem ganzen Raume ſonſt weiter nichts, als der Schrein, in welchem die heiligen Schriften aufbewahrt werden und zu dem einige Stufen hinanführen.

Ich wohnte hier am 20. September, an welchem Tage ſie ihr großes Buß- und Sühne-Feſt feierten, ihrem Gottesdienſte bei. Sie begehen dies Feſt eben ſo wie die thalmudiſchen Juden, mit denen ſie ſonſt viele Feſte nicht gemeinſchaftlich haben, nämlich die, welche Moſes nicht unmittelbar ſelber eingeſetzt hat; ganz ſo, wie die Proteſtanten die Feſte auch nicht mit den Katholiken feiern, welche nicht unmittelbar aus der Bibel ihre Veranlaſſung nehmen. Sie hatten ihre Pantoffeln, Schuhe und Stiefeln vor der Thür abgelegt und auf den Brettern eines Schrankes aufgehäuft, der wie ein reich aſſortirter Schuhmacher-Laden ausſah. Die Synagoge war ſehr gefüllt, und es war Gelegenheit genug gegeben, das Tatariſche Gepräge der Karaïtiſchen Geſichtsbildung vielfach beſtätigt zu finden und überall die Grundzüge dieſes Gepräges wieder zu bemerken.

Die Meiſten hatten Kalpaks von den feinſtgekräuſelten Krimſchen Fellen zur Kopfbedeckung. Keiner Wange fehlte jener oben bezeichnete Bartſtreifen, und Alle laſen eifrig in der Bibel; Einer jedoch nur laut, während die Anderen ſtill folgten, bald dieſer, bald der, bald ein Alter mit zitternder Stimme, bald ein ganz knabenjunges Blut mit mädchenhaften Tönen, bald ein armer kranker Blinder, der den Text auswendig wußte; dann Einer mit einem tiefen durchdringenden Baß, dann wieder ein ganz Beſcheidener, Schüchterner aus entlegenem Winkel kaum hörbar. Dann und wann repetirte und ſang der, wie ein Beduine, von oben bis unten im weißen Mantel gehüllte Prieſter, der ſich während des ganzen Gottesdienſtes nur von hinten zeigte und ſein Geſicht knieend, ſtehend oder niedergeworfen, ſtumm oder ſingend dem heiligen Geſetzes-Schrein zugewendet hielt. Der Gottesdienſt ſollte an dieſem ſo heiligen Tage den ganzen Tag dauern, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, und gefaſtet hatten ſchon Alle ſeit dem letzten Sonnenuntergange. Da die Synagoge für die kleine Gemeinde geräumig genug war, ſo hatten ſich auf den Teppichen Gruppen gebildet, in denen ſich das Gleiche zuſammenpaarte. In dem einen Viertel lagen ein Dutzend junger ſchwarzäugiger Burſchen zuſammen, in dem anderen hatten ſich mehr die Alten und Wohlhabenden hingekauert. Am gefälligſten waren die Gruppen, welche einige Väter mit ihren ſeidenſtoffigen Söhnchen bildeten. Wie die Türken und Tataren, lieben auch die Karaïten ihre Söhne unendlich; ſie koſen und ſcherzen beſtändig mit ihnen, auch ſogar in der Synagoge. Die kleinen hübſchen Jungen ſchienen ſich recht auf den bunten Teppichen zu gefallen, legten die Köpfchen auf den Schoß ihrer Väter und ſchmeichelten ihnen. Der Vater, zu Zeiten ſein Buch bei Seite legend, lächelte ihnen zu, verwies ſie ſanft zur Ruhe, wenn ſie es zu arg machten, und küßte ſie häufig. Manche dieſer Kleinen, die auch ſchon geduldig ſeit achtzehn Stunden gefaſtet hatten, waren ihren Vätern vor Müdigkeit im Schoße eingeſchlafen, und dieſe fuhren fort, Gottes Wort über dem Haupte ihrer ſchlummernden Kinder zu leſen. Als die Sonne ſank, drängten ſich Alle noch eifrig zum Fenſter, und die Hintermänner hielten ihre Bücher über den Köpfen der Vorderen hinweg, um noch die letzten Strahlen des ſcheidenden Geſtirns auf ihren Schriftzügen aufzufangen und ſie in den letzten Schlußgeſängen des Tages wieder von ſich zu ſtrömen. Erſt als aller Lichtſtoff aus den Räumen geſchwunden, hielten ſie dafür, dem Geſetze genug gethan zu haben, und begaben ſich, ihre Kinder an der Hand — aber Keiner ſeine Frau am Arme — nach Hauſe.

Die älteſte Synagoge haben die Karaïten natürlich in ihrem alten Stein- und Felſen-Reſte der vierzig Wirthſchaften in der Krim. Sie ſcheint, obgleich klein, zugleich auch die am reichſten geſchmückte zu ſeyn. Sie hat eine Menge koſtbar ausgeſtatteter Abſchriften der Bücher Moſes, und ihr ganzes Innere hängt voll von einer Unzahl aufs ſonderbarſte geſtalteter ſilberner Lampen, Geſchenken wohlhabender Gemeindeglieder.

Man ſagte mir, daß die Karaïten ſich beim Gebet nach der Seite wenden, die derjenigen entgegengeſetzt iſt, nach welcher die Juden ſich kehren. Das würde denn eine ziemlich ſtarke Abneigung gegen ihre ehemaligen Brüder an den Tag legen. „Auf den Meſſias hofft Ihr doch aber auch", fragte ich einen Karaïten, der mir in Odeſſa vor ſeiner mit Perſiſchen und Türkiſchen Seidenwaaren gefüllten Bude eine Lehrſtunde über ſeine Sekte gab. — „Ach, ja wohl, wir erwarten ihn immerfort, Tag und Nacht. Er kann in wenigen Tagen kommen; vielleicht morgen ſchon, oder gar heute. Ja, es kann ſeyn, daß er ſchon da iſt, und wir wiſſen es nur nicht." — „Morgen iſt Schabbes", ſagte, ſich einmiſchend, eine alte runzliche Thalmudiſten-Frau, die neben der Thür des Karaïten ihr Tiſchchen mit einer kleinen Nadel-, Zwirn- und Band-Niederlage hatte; „morgen iſt Schabbes, und wenn der Meſſias morgen kommt, juchhe! ſo würde ich ihm all' mein Eſſen geben." — „Nun, Alte", bemerkte ich, „der wird Dein Eſſen wohl nicht nöthig haben." — „Ne, der hat nichts nöthig", ſagte der Karaït; „er wird uns ja Alles geben müſſen, was wir bedürfen." — „Ach, großer Gott! da wird er mir viel geben müſſen", ſeufzte die arme alte Frau. — „Wird er Euch denn aber auch Frieden geben und Freundſchaft unter Euch Dſchuffut und Karaïten ſtiften?" — Auf dieſe meine Frage antworteten ſie mir Beide nichts.

Frankreich.

Zwei Soireen im 17ten Jahrhundert.

(Fortſetzung.)

Indeß ſollten auch ihm die Verkleinerer nicht fehlen. Unter dem erſten Eindruck einer ſo erhabenen und edlen Beredſamkeit war die Bewunderung faſt oder ganz einſtimmig geweſen, am folgenden Abend war ſie es ſchon weniger, und da nichts leichter iſt, als die Thoren zu bewegen, daß ſie verbrennen, was ſie angebetet, ſo hatte ein einziger Menſch Einfluß genug, um die ſeltſame Revolution, die wir jetzt erzählen wollen, im Hotel de Rambouillet zu bewirken.

Dieſen Mann kennen wir bis jetzt noch nicht, d. h. wir haben noch nicht Gelegenheit gehabt, ihn in Scene zu bringen, denn was ſeinen Namen betrifft, ſo iſt er bekannt genug, leider zu bekannt für ſeinen Ruhm und die Ruhe ſeines Schattens, denn es war kein Anderer, als Herr Charles Cotin, Almoſenier und Prediger des Königs, Kanonikus zu Bayeux, Mitglied der Franzöſiſchen Akademie und endlich Verfaſſer einer Unzahl von Werken, die heute ſammt ſeinen Predigten in tiefem Frieden ſchlafen würden, hätten ihnen nicht Molière und Boileau eine ſo traurige Unſterblichkeit verliehen.

Schon in der vorigen Soiree ſah man im Hintergrunde des Salons einen gewiſſen Abbé, den ſeine leichten Manieren, ſeine zuvorkommende Galanterie und das rückſichtsvolle Benehmen ſeiner Umgebungen als einen Hofmann und intimen Freund des Hauſes bezeichneten, dem man aber, ſobald er keine Komplimente mehr zu geben oder zu nehmen hatte, an ſeiner mürriſchen, widerwärtigen Miene und an gewiſſen unwilligen, faſt zornigen Bewegungen leicht anmerkte, daß Keiner in der Welt dem jungen Redner weniger Erfolg wünſchte als er. Er war es, der zuerſt

Digitized by Google

die kleinen Verſchwörungen gegen den Kandidaten unterſtützte, der einigen ſeiner Nachbarn Texte diktirte, aus denen der geſchickteſte Rhetor höchſtens eine Predigt von vier Seiten machen konnte. Als er dann zu hören gezwungen und wie alle Anderen ergriffen war, kämpfte er mit ſich ſelbſt, um nur kein Zeichen ſeiner Rührung blicken zu laſſen, und kaum war das letzte Wort der Predigt ausgeſprochen, als er ſich raſch entfernte, nichtsdeſtoweniger aber im Vorzimmer die Fluth von Lobſprüchen hören mußte, die wir oben zu beſchreiben verſucht haben. Dieſer arme Abbé war unſer Cotin.

Der Abbé Cotin war im Grunde kein böſer Menſch; fügen wir hinzu — und das iſt das Geringſte, was wir thun können, ehe wir uns auf ſeine Koſten beluſtigen — daß man ihn auf eine übertriebene Weiſe lächerlich gemacht hat. Als Poet machte er ſehr artige Verſe, die artigſten vielleicht in jener Zeit, wo man noch ſo wenig gute Verſe machte; als Prediger war er, was auch der Verfaſſer der Satiren ſagen mag, der beſuchteſte in der Hauptſtadt; als Gelehrter endlich (was die ganze Welt nicht weiß, oder nicht wiſſen will) las er Hebräiſch und Syriſch und verſtand Griechiſch, wie es damals wenige Leute verſtanden haben. Aber die Ueberſchätzung ſeiner Freunde, die Nachſicht des Publikums und die Lobſprüche eines Geſchlechts, auf das er, trotz ſeiner Soutane, die Augen nur zu oft richtete, Alles hatte dazu beigetragen, ſein Urtheil und ſein Herz zu verderben. Seit Voiture's Tod theilte er mit Chapelain die ſouveraine Autorität; im Hotel de Rambouillet bildete er den Mittelpunkt jener moſchusduftenden Literatur, der das große Jahrhundert bald den Garaus machen ſollte und die mit ſo viel Skandal als möglich ihr kurzes Leben zu Ende führte. Als ein verzogenes Kind der höchſten Pariſer Geſellſchaft war es kein Wunder, daß er ſich für ein Genie hielt. Jedes Intereſſe und jedes Lob, daß ein Anderer bekam, war ein Raub, den man an ihm beging.

Er entfernte ſich alſo, den Tod im Herzen: Die Palme, die er in Händen zu haben glaubte, und die er vielleicht auch wirklich erobert, war ihm von einem ſiebzehnjährigen Prediger entriſſen. Doch eine Eiferſucht, wo man wenigſtens den Troſt hat, ſich mit Recht oder Unrecht zu ſagen, daß das Urtheil ungerecht war, daß der Nebenbuhler ſeinen Triumph dem Irrthum oder der Intrigue zu verdanken hat, iſt erträglich. Aber wenn man ſich geſtehen muß, daß man mit Recht und vollkommen beſiegt iſt, wenn man etwas zu tadeln ſucht und nur Stoff zur Bewunderung findet, das iſt ſchrecklich! und dieſe Eiferſucht, die grauſamſte von allen, war gerade die unſeres Cotin. Er hätte zwanzig von ſeinen Reden hingegeben, um in der eben gehörten einen Fehler von einiger Bedeutung zu entdecken; aber er zerbrach ſich den Kopf vergebens, er fand lauter ſchöne, untadelhafte Stellen; es war, als ob ſie ein böſer Dämon vor ſeinem Ohr wiederholte.

Und doch gab er nicht nach: der ſchlechte Geſchmack und die ſchlechte Geſinnung trugen den Sieg davon. Was man leidenſchaftlich wünſcht, glaubt man auch zuletzt; Cotin wollte die Rede ſchlecht finden: es gelang ihm. Auf welche Weiſe, iſt nicht bekannt; genug, die Nacht war noch nicht vorüber, und unſer Abbé hatte ſich zwei Dinge klar gemacht, erſtens, daß die Rede weiter nichts als eine Schülerarbeit ſey, mit allen Vorzügen, aber auch mit allen Mängeln derſelben, und zweitens, daß man aus Rückſicht auf die Jugend des Redners ihm Beifall geſchenkt und ihn damit im Grunde nur ermuthigen wollte. Ueber dieſes Reſultat rieb er ſich vor Freuden die Hände und dachte nicht mehr an die vier oder fünf Stunden der Pein und Schlafloſigkeit, die es ihm gekoſtet.

Das Schwerſte war gethan. Nachdem er erſt ſelbſt von dem geringen Werth dieſer erbärmlichen Rede überzeugt war, kannte er ſeinen Einfluß zu gut, um zu fürchten, daß das Hotel de Rambouillet anders denken werde, als er. Doch hütete er ſich wohl, ſchon am folgenden Abend einem noch ſo friſchen Eindruck feindlich gegenüberzutreten. Er hörte ſchweigend zu, indem er ſeinen Beifall durch ein unmerkliches Lächeln, ſeinen Tadel durch eine eiſige Ruhe zu erkennen gab, Alles natürlich in einer Weiſe, welche errathen ließ, daß er ſich gar Manches dabei denke. Am dritten Tage beobachtete er dieſelbe Zurückhaltung, aber man bemerkte, daß zwei oder drei ſeiner beſten Freunde auf einmal einen ganz anderen Ton angenommen. Der Eine ſtellte den allgemeinen Satz auf, daß eine wahrhaft gute Rede nicht bloß im Ganzen und Großen gefallen müſſe, der Andere griff dieſe Bemerkung auf und meinte, ehe man die Predigt dieſes jungen Boſſuet ſo ſehr lobe, wäre es doch gut, ſie einer genaueren Analyſe zu unterwerfen. Nun war nicht Einer aus der Koterie, der nicht etwas zu ſagen hatte. Hier hieß es: „Von allen dieſen Ideen über die Hinfälligkeit des Menſchen kenn' ich nicht vier, die nicht wörtlich im Seneka ſtehen." — „Allerdings", ſetzte ein Anderer hinzu, „und ich erinnere mich einer langen Tirade, die aus Cicero überſetzt ſchien." — „Und wer weiß", nahm ein Dritter das Wort, „wer weiß, ob er uns nicht Alle zum Beſten hatte? Sehen Sie einmal, wie leicht ihm Alles geworden iſt: nicht ein ungeſchicktes Wort, nicht eine matte Phraſe war in der Rede .... Das war offenbar auswendig gelernt, meine Herren .... Zeigen Sie mir einen Prediger, der nicht eine Rede über den Tod im Kopfe hat! Ich ſage Ihnen, es war auswendig gelernt ...." Die Idee ſchien vortrefflich. Ueberdies muß man wiſſen, daß nach den rhetoriſchen Theorieen der Zeit dieſe Rede mehr als einen Fehler hatte: da waren keine ſcharf getrennten Abtheilungen, keine Spitzfindigkeiten, keine Syllogismen, keine unheilige Metaphern, kein Vers aus Horaz oder Virgil .... Das zeugte offenbar von einer Armuth, die man nur bemitleiden konnte. Zwar mußte man geſtehen, daß der Redner die Geiſter ergriffen, die Herzen gerührt und alle Hinderniſſe überwunden habe; doch das genügte nicht: ſtatt zu ſchließen, daß die Methode gut iſt, da ſie den Zweck ſo gut erfüllt hat, erklärt man, daß ſie nichts taugt, weil ſie ihn nicht innerhalb der herkömmlichen Formen erfüllte. Dies war bald die Anſicht der ganzen Geſellſchaft. Drei Perſonen, nur drei, ſprachen ſich in einem anderen Sinne aus, freilich drei Perſonen, die mehr werth waren, als drei andere: die Herren de Montauſier, de Turenne und der Prinz von Condé, denen ſich Herr von Feuquières, der Protektor Boſſuet's, und ein gewiſſer Dichter, Namens Corneille, anſchloſſen, der im Hôtel de Rambouillet nicht ſehr gern geſehen war. Doch was den Letzteren betraf, ſo war es zum Geſetz geworden, ihn nicht anzuhören; den Anderen ſchenkte man zwar aus Ehrfurcht einige Minuten Aufmerkſamkeit, dann aber kehrte man wieder zu den Gruppen zurück, wo Cotin das Wort führte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Puſchkin's letzte Stunden.** Unter dieſer Ueberſchrift befindet ſich ein intereſſanter Aufſatz in dem letzten wiederum ſehr reich ausgeſtatteten Hefte des „Freihafens" (April, 1839). Shukowski, der Freund des Verſtorbenen und ſein würdigſter Rival, giebt darin eine an den Vater Puſchkin's gerichtete Schilderung des ergreifenden Abſchiedes, den der Dichter von der Welt und ſeinen Freunden genommen, ſo wie der heroiſchen Standhaftigkeit, mit welcher er, beim klarſten Bewußtſeyn, ſeine letzten Leiden ertrug. Wie es zuweilen wohl beim Tode reichbegabter Menſchen vorkömmt, hatte ſich auch bei Puſchkin unmittelbar nach ſeinem Verſcheiden der ganze Adel ſeiner Seele, frei von aller irdiſchen Beimiſchung, in den verklärten Geſichtszügen ausgeprägt. Shukowski giebt uns davon nachſtehende ſchöne Darſtellung: „Wir ſtanden Alle im Schweigen verſunken um ihn her. Nach ein paar Minuten fragte ich: „Wie iſt es mit ihm?" — „Er hat geendet", antwortete Dahl. (Drei Viertel auf drei, Nachmittags den 29. Januar 1837.) So ſtill, ſo ruhig ſchied ſeine Seele. Wir ſtanden lange ſchweigend und unbeweglich um ihn, ohne zu wagen, das Myſterium zu ſtören, das der Tod vor unſeren Augen in ſeiner ganzen rührenden Heiligkeit vollbrachte. — Als Alle hinausgegangen waren, ſetzte ich mich vor ihn hin und ſah, allein, ihm lange ins Antlitz. Nie hatte ich auf dieſem Antlitz etwas geſehen, das dem geglichen hätte, was ſich in dieſer erſten Minute nach dem Tode darauf ausdrückte. Sein Kopf neigte ſich etwas; die vor wenigen Minuten krampfhaft bewegten Hände lagen ausgeſtreckt, als ruhten ſie von einer ſchweren Arbeit aus. Was aber ſein Geſicht ausdrückte, kann ich mit keinen Worten beſchreiben. Es war mir ſo neu und doch zugleich ſo bekannt. Das war weder Traum noch Ruhe; es war nicht der geiſtige Ausdruck, der ſonſt dieſem Antlitz ſo eigenthümlich war; es war auch kein poetiſcher; ſondern irgend ein erhabener, großer Gedanke drückte ſich in demſelben aus, — ein Schauen, eine Genüge, ein tief befriedigtes Wiſſen. Indem ich ihn ſo betrachtete, war mir, als ob ich ihn fragen müßte: „Was ſiehſt Du, Freund?" — Und was würde er mir geantwortet haben, hätte er auf eine Minute zurückkehren können? Das ſind Augenblicke in unſerem Leben, die in vollem Maße würdig ſind, groß genannt zu werden. In dieſem Augenblick kann ich ſagen, daß ich das Antlitz des Todes ſelbſt ſah, das göttlich geheimnißvolle, das Antlitz des Todes ohne Schleier. Welches Siegel hat er ihm aufgedrückt! Und wie erhaben drückte er auf dieſem Geſichte des Verſtorbenen ſein eigenes Geheimniß aus! Ich verſichere Dir, daß ich auf ſeinem Geſicht nie einen ſo tiefen, erhabenen, feierlichen Gedanken ausgedrückt ſah. Gewiß wohnte dieſer Gedanke auch früher in ſeinem Geiſt und war ſeiner hohen Natur eigenthümlich; in dieſer Reinheit trat er aber erſt dann hervor, als, bei der Berührung des Todes, alles Irdiſche von ihm wich. Solches war das Ende unſeres Puſchkin!"

— **Italiäniſches Theater.** In derſelben Weiſe, wie das bekannte „Répertoire du Théâtre Français à Berlin", erſcheint jetzt auch in der Schleſingerſchen Buchhandlung ein Teatro Italiano. Die einzeln herausgekommenen ſechs Theaterſtücke liegen jetzt vereinigt zu einem Bande vor uns, welcher auch mit einigen biographiſchen Notizen über die Dichter, deren Werke uns hier gegeben werden, ausgeſtattet iſt. Da namentlich Alberto Nota durch Deutſche Bearbeitungen auf unſeren Bühnen heimlich geworden iſt, ſo dürften die Originale um ſo willkommener ſeyn. Wir finden von ihm in dieſer Sammlung drei Luſtſpiele: 1) Il progettista, 2) La pace domestica und 3) La lusinghiera. Von Goldoni iſt ein Luſtſpiel: Un curioso accidente, ferner ein Trauerſpiel von Silvio Pellico, Francesca di Rimini, und endlich ein Trauerſpiel von Niccolini, Giovanni da Procida, mitgetheilt. Der ganze Band iſt für den ſehr mäßigen Preis von einem Thaler zu haben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 69. Berlin, Montag den 10. Juni 1839.

Rußland.

Die Deutſchen in Rußland.

Von J. G. Kohl.

In keinem Lande Europa's erfreuen ſich die Deutſchen eines größeren Anſehens, in keinem finden ſie ein leichteres Fortkommen und gelangen ſie zu ſo bedeutenden Stellungen im Staate und in der Geſellſchaft, als in Rußland. Ihr Einfluß datirt hier — wenn wir von dem abſehen, was ſchon in uralten Zeiten Warägiſch-Germaniſche Stämme und ſpäter hanſeatiſche Kaufleute thaten — von den Regierungen der Iwan Waſſiliewitſche, die nicht nur viele Deutſche aus Liefland ins Innere von Rußland verſetzten, ſondern auch ſchon die Einwanderungen aus Deutſchland ſelbſt begünſtigten. Seit dieſen Zeiten gab es in Moskau ein eigenes für die Njemzi (die Stummen — ſo nennen uns die Ruſſen, weil ſie unſere Sprache nicht verſtehen *) beſtimmtes Stadtquartier, die Deutſche Slobode, unter dem gemeinen Ruſſiſchen Volk auch „Gukguk" genannt, weil, wenn ein langbärtiger Ruſſe durch die Häuſerreihen der Deutſchen hindurchſchritt, die Mädchen, ans Fenſter tretend, immer „Guck! guck!" ſchrieen. — Auch in den anderen bedeutenderen Städten des Landes bildeten ſich bald ähnliche Kolonieen fleißiger und kunſtreicher Deutſchen. Je mehr ſich das Reich der Moskowiter nach Außen verbreitete und nach Innen entwickelte, deſto mehr Deutſche Elemente nahm es in ſich auf; es verband endlich ganze von Deutſchen bevölkerte Provinzen mit ſeinem Gebiete, bevölkerte wüſte Landſtriche mit Deutſchen Kolonieen und berief Deutſche als Lehrer, Feldherren und Staatsmänner. Ja, man kann ſagen, daß, trotz vielfachen Gegenſtrebens der Alt-Ruſſiſchen Partei gegen den Einfluß der Njemzi und trotz mancher dann und wann von der geſetzgebenden Gewalt verſuchten Beſchränkungen dieſes Einfluſſes, derſelbe doch bis in die allerneueſte Zeit immer mehr geſtiegen iſt.

Es mögen ſich jetzt nahe an 400,000 Deutſche in Rußland befinden, die aus den verſchiedenſten Stämmen und Ständen der Deutſchen zuſammengeſetzt ſind, größtentheils aber ihren Urſprung aus Nord-Deutſchland, aus Preußen, Sachſen, den Hanſeſtädten, Weſtphalen u. ſ. w. herleiten. Von dieſen 400,000 mögen etwa 100,000 auf die Oſtſee-Provinzen fallen, 250,000 auf die in Rußland zerſtreuten Deutſchen ackerbautreibenden Kolonieen und 50,000 auf die in allen Ruſſiſchen Städten anſäſſigen Deutſchen Künſtler, Handwerker u. ſ. w. — Betrachten wir dieſe Zahlen und ihre Vertheilung etwas näher, ſo mögen ſich die 100,000 in den Oſtſee-Provinzen etwa ſo vertheilen:

Kurland zählt 20,000 Deutſche, wovon 2000 dem Adel angehören, die übrigen der Kaufmannſchaft und Bürgerſchaft der Städte.

Liefland zählt 35,000 Deutſche, wovon 4000 Adelige, die übrigen Prediger, Gelehrte, Kaufleute, Künſtler.

Eſthland hat 15,000 Deutſche, wovon 1500 zum Adel zu rechnen.

Ingermanland, Karelien (das jetzige Gouvernement Petersburg) zählt etwa 30,000 Deutſche, von denen die meiſten in der Stadt Petersburg leben.

Alt-Finnland **), d. h. das Gouvernement Wiburg und St. Michel, hat etwa 8000 Deutſche, die ebenfalls hier, wie in Liefland und Kurland, als Herren des Bodens, als Prediger und Städtebewohner leben.

Der ganze für Rußland ſo äußerſt merkwürdige und ſo ungemein einflußreiche Adel der Oſtſee-Provinzen bildet demnach nur eine kleine Bevölkerung von etwa 8000 Seelen.

Von den 250,000 Deutſchen Koloniſten — Mennoniten (aus Preußen), Schwaben, Elſaſſer, Rheinländer, Heſſen u. ſ w. — ſitzt die Hauptmaſſe, über 100,000, an der mittleren Wolga im Saratoffſchen. Eine zweite bedeutende Partie, über 80,000, iſt in Neu-Rußland, Beſſarabien und der Krim. Die übrigen ſind in kleineren Partieen in Kaukaſiſchen Provinzen, in Polen, in nordiſchen Gouvernements (z. B. bei Petersburg) zerſtreut. Im inneren Kern Rußlands, im eigentlichen ſtark bevölkerten Moskowiter-Lande, giebt es gar keine Deutſchen dieſer Klaſſe.

Von den 50,000, welche wir als in den verſchiedenen Ruſſiſchen Städten zerſtreut annehmen, hat natürlich Moskau die bedeutendſte Anzahl, nahe an 6000. Uebrigens hat auch jede Ruſſiſche Stadt, bis an die Chineſiſche Gränze und Kamtſchatka hin, ihr Anhängſel von Deutſchen Kolonieen zu 400, 500, 600 Seelen u. ſ. w. *)

Die Deutſchen ſind wohl ohne Zweifel dasjenige Europäiſche Volk, das ſich der allgemeinſten Bildung erfreut, und das, ohne ſich einer Richtung des menſchlichen Strebens entſchieden hinzugeben, in allen Zweigen des Könnens und Wiſſens tüchtige Männer liefern kann. Als Ackerbauer übertreffen ſie vielleicht alle übrige Nationen, als Künſtler, Handwerker und Fabrikanten ſind ſie fleißig und erfindungsreich, als Gelehrte und Staatsmänner ſind ſie ausgezeichnet, zum Kriegsdienſt haben ſie entſchiedene Neigung und als Kaufleute erfreuen ſie ſich des ſolideſten Kredits. — Während daher andere Nationen in dem alles Fremde ſich leicht aſſimilirenden Rußland nur vorzugsweiſe in gewiſſen Branchen menſchlicher Thätigkeit gefunden werden, — Engländer in der Marine und unter den Kaufleuten und Fabrikanten des Nordens, — Griechen in der Marine und der Kaufmannſchaft des Südens, — Franzoſen in dem Landheere und im Corps der Hofmeiſter und Erzieher, — Spanier im Landheere, — Italiäner unter den Künſtlern u. ſ. w., iſt faſt keine Privat-Beſchäftigung und kein öffentlicher Dienſt zu nennen, in welchem nicht Deutſche thätig wären und eine bedeutende Rolle ſpielten. — Sie fügen ſich in Alles, ſie ſchicken ſich zu Allem, verſchmähen Nichts und ſind Jedermann willkommen.

Wollen wir dieſe von unſeren lieben Stammesgenoſſen in jenem großen Reiche geſpielte Rolle etwas näher in Erwägung ziehen, ſo wird es daher paſſend ſeyn, dabei die verſchiedenen Branchen der Beſchäftigungen einigermaßen zu ſondern, und wir werden daher zunächſt 1) die Deutſchen im Ruſſiſchen Staatsdienſte, alsdann 2) die Deutſchen als Kaufleute, Handwerker und Künſtler, 3) als Gelehrte, Lehrer, Aerzte u. ſ. w. und 4) als Ackerbauer, Arbeiter u. ſ. w. betrachten.

1) Die Deutſchen im Ruſſiſchen Staatsdienſte.

Man kann ſagen, daß Rußlands Entwickelung als Europäiſcher Staat, wie dieſelbe ſeit Peter's des Großen Zeit fortgeſchritten iſt, ſich eigentlich hauptſächlich von Deutſchland aus und unter Deutſchen Auſpizien gemacht habe. Die Organiſirung des Ruſſiſchen Heeres, die Ausbildung der Geſetzgebung, die Zoll- und Steuer-Einrichtung, die Rangordnung der Stände, ja die Regeln für die Hof-Etikette, dies Alles wurde aus Deutſchland übertragen, oder es wurden Deutſche Verhältniſſe dabei zu Muſtern genommen. Die Ruſſiſchen Herrſcher reiſten häufig nach Deutſchland, um die Inſtitutionen ſeiner Staaten an Ort und Stelle kennen zu lernen. Deutſche Fürſten ſogar beſtiegen den Ruſſiſchen Thron und ſeit hundert Jahren vermählten ſich alle Prinzen des Ruſſiſchen Kaiſerhauſes nur mit Deutſchen Prinzeſſinnen, die in ihren weiten Wirkungskreiſen vielfach einen ſchönen Deutſchen Geiſt walten ließen. — So geſchah es, daß im Militair- wie im Civil-Dienſte Deutſche die an der Spitze ſtehenden Reformatoren und Leiter wurden und noch in dieſem Augenblick es ſind.

Nach dem Petersburger Staats-Kalender vom Jahre 1837 befinden ſich unter den 600 höchſten Chargen des Reichs, von den Miniſtern und Feldmarſchällen an, nicht weniger als 130 Deutſche Namen **), ſo daß alſo hier das Deutſche zum Ruſſiſchen Elemente in einem Verhältniſſe von 1 : 4½ ſteht. Es geben mithin jene 400,000 in Rußland lebenden Deutſchen, wenn man die Be-

*) Sonderbar iſt es, daß von allen den verſchiedenen Nationen, mit denen die Ruſſen in Berührung kamen, gerade bloß bei den Deutſchen dieſer Titel zum Volksnamen wurde. Uebrigens heißen wir bei allen Slawiſchen Stämmen „die Stummen", ſelbſt auch bei den Moldauern und Bulgaren. Unſer Vaterland heißt „Njemezkaja Semlja" (das Land der Stummen) oder auch Germanija.

**) Man nennt dieſen Theil von Finnland, der ſchon ſeit längerer Zeit, d. h. früher als das weſtliche Finnland, Ruſſiſch iſt, auch „Deutſch-Finnland".

*) Genau laſſen ſich dieſe Zahlen gar nicht angeben, weil die Ruſſiſchen Gouvernements-Berichte alle Ruſſiſche Unterthanen als Ruſſen aufführen, ohne auf ihre Nationalität Rückſicht zu nehmen, und die Zählungen der Deutſchen Kirchen nur ihre Pfarrkinder in Anſchlag bringen, ohne die vielen Nichteingepfarrten zu berückſichtigen. Alle die von uns angegebenen Zahlen ſind natürlich nur runde Zahlen, wie ſie uns hier nöthig waren. Die Gründe, warum wir ſie etwas höher ſtellten, als ſie in den Ruſſiſchen Berichten erſcheinen, könnten wir nöthigenfalls näher auseinanderſetzen.

**) Unter den übrigen 470 ſind nur wenige Engländer, Franzoſen, Italiäner und Spanier.

Digitized by Google

völkerung des ganzen Staats zu 62 Millionen rechnet, dem Staate eben ſo viele höchſte Beamte, als 14 Millionen Nicht-Deutſche. Im Senate ſaßen in demſelben Jahre 10 Deutſche. Unter 300 bei Hofe als Staatsdamen, Hoffräulein u. ſ. w. angeſtellten Damen fanden ſich 40 Deutſche Familien-Namen. — Unter den Damen war alſo das Verhältniß für die Deutſchen etwas ungünſtiger wie $1:7\frac{1}{2}$. Keinem Zweige des Staatsdienſtes geben die Deutſchen mehr hervorſtechende Talente, als dem Militair, und faſt die Hälfte aller ausgezeichneten höheren Ruſſiſchen Generale ſind Deutſche. Wären die Deutſchen nicht ſo biegſam, wäre es ihnen nicht ſo leicht, ihre National-Intereſſen zu vergeſſen, ſich ihrer Nationalität zu entkleiden und, das Weſen der fremden Nation ſich aneignend, in dem Geiſte dieſer zu verfahren, ſo könnte man ſagen, Deutſche gouvernirten das Land. Wie wäre es, wenn jene 130 vornehmſten Beamten Engländer wären?

Keine der Deutſchen Provinzen Rußlands giebt dem Staate mehr ausgezeichnete Diener, insbeſondere Militairs, als Eſthland. Der Adel dieſes Ländchens iſt arm, dabei ſind, wie man behauptet, ſeine Familien immer ſehr groß und kinderreich. Die Söhne widmen ſich daher meiſtens dem Staatsdienſte. Die Nähe der Hauptſtadt mag auch das Ihre dazu beitragen.

Kurland zeichnet ſich in dieſer Hinſicht am wenigſten aus. Es iſt eine der jüngſten Acquiſitionen Rußlands, erſt ſeit 45 Jahren mit ihm vereinigt. Dabei herrſcht noch viel Wohlhabenheit unter ſeinem Adel und ein gewiſſer damit verbundener unabhängiger Sinn, der die Kurländer vom Staatsdienſt fern hält und ſie das freie ungebundene Leben auf ihren Gütern im Kreiſe ihrer Familien vorziehen läßt.

(Fortſetzung folgt.)

Frankreich.

Zwei Soireen im 17ten Jahrhundert.

(Schluß.)

Condé hatte bald die Geduld verloren: mit dem ganzen Ungeſtüm des Siegers von Rocroy eilt er auf Cotin zu, macht ſich Bahn durch die doppelte Reihe der ihn umgebenden Anhänger und ergreift ihn beim Arm: „Herr Abbé, ich möchte einmal auch von Ihnen eine Predigt hören....“ — „Aber, Monſeigneur.... Sonntag.... im Louvre“, ſagte Cotin, der übrigens wohl verſtanden, was der Prinz wollte. — „Nein, nein“, entgegnete dieſer lebhaft; „ich meine eine Predigt.... Sie verſtehen mich.... wie die erſte, über einen durchs Loos beſtimmten Gegenſtand. In der Kapelle des Königs habe ich Sie oft gehört, ſehr oft, Herr Abbé.“ Es war klar, daß dieſes ſehr oft ſo viel war wie zu oft. Cotin verbeugte ſich: „Morgen, wenn Monſeigneur befehlen....“ — „He, meine Herren!“ rief der Prinz mit der Stimme eines Waffenherolds, „morgen will uns der Herr Abbé Cotin eine improviſirte Predigt zum Beſten geben.“

Der Abbé war nicht etwa ein Neuling in der ſchweren Kunſt der Improviſation. Er hatte Witz, viel Witz, und wenn der Witz kein Genie iſt, ſo kann er doch noch am beſten ſeine Stelle einnehmen. Cotin hatte ihn oft genug erprobt, und wenn ihm etwas fehlte, ſo war es wenigſtens nicht das Selbſtvertrauen. Trotzdem war er nicht ohne Beſorgniß; eine dunkele Ahnung ſagte ihm, daß der Vergleich nicht zu ſeinem Vortheil ausfallen würde. Sein junger Nebenbuhler hatte mit Stolz und Freude die Idee einer ſo rühmlichen Prüfung aufgenommen, während er ſich kaum faſſen konnte. Boſſuet aber hatte, indem er ſich auf den ſchrecklichen Abend vorbereitete, von Stunde zu Stunde ſeine Angſt ſteigen ſehen, während der Andere, von Bewunderern umgeben und im Voraus bekomplimentirt, ſich bald beruhigte; und als die Stunde kam, ſtand er ganz heiter da mit aufgerichtetem Kopf und ſtrahlendem Geſicht und verſicherte, daß er erſt um neun Uhr erwacht ſey, um zu zeigen, wie wenig er ſich geängſtigt habe, worauf noch der Vicomte de Turenne mit einem ungläubigen Lächeln bemerkte, daß es noch ſchöner geweſen wäre, wenn er bis zum Abend geſchlafen hätte und, wie Alexander, erſt im Moment der Schlacht erwacht wäre.

Das Loos wurde wieder gezogen; nur war es diesmal eine Dame, die junge und ſchöne Gräfin von Lafayette, welche dem Redner den Zettel überreichte. Cotin war ſchon nicht mehr ſo ruhig, nichtsdeſtoweniger glaubte er ſich verpflichtet, der Gräfin ein Kompliment zu machen, und ſagte ihr mit dem größten Gleichmuth: „Madame, wenn eine Dame von Ihrem Werth ihrem Ritter einen Degen überreicht, ſo hält er ſich für unüberwindlich; aber ich glaube nicht, daß es ſich mit dem Schwerte des göttlichen Worts eben ſo verhalte, ſo ſchön auch die Hand iſt, die mich ſo eben damit bewaffnet hat....“ — „Ein ſchlechter Anfang, Herr Abbé“, ſagte eine ſtrenge Stimme; „bringen wir nicht Gott und den Teufel zuſammen.“ Cotin zitterte und ſchwieg; das war die Stimme des Herrn von Montauſier, und der arme Abbé war nicht ſehr begierig, mit einem Mann, deſſen gerader Verſtand ihn mehr als einmal zum Schweigen gebracht, ſich in weitere Erörterungen einzulaſſen. Ueberdies fühlte er von Sekunde zu Sekunde ſeine Sicherheit ſchwinden. Eine Viertelſtunde war ihm Zeit gelaſſen, ſeine Gedanken zu ſammeln, und das that ihm ſehr Noth; aber wenn er dieſe Gunſt annahm, ſtellte er ſich von vorn herein unter den, der ſie verſchmäht hatte. Was thun? Die Augen feſt auf den Zettel geheftet, nähert er ſich langſam der Thür, bleibt ſtehen, kommt wieder zurück, wird abwechſelnd roth und blaß. Endlich ſiegt die Klugheit, er will heraus.... Da begegnen ſeine Augen denen des Prinzen von Condé; er ſieht, wie ſich derſelbe an ſeiner Verlegenheit weidet, und dieſer ſtumme Triumph bewirkt, daß er die beiden Stufen ſeiner kleinen Kanzel auf einmal überſpringt.

Das Orakel ſollte ſich hören laſſen. Jede Unterhaltung, jedes Geräuſch ſchweigt. In einem Augenblick iſt die Verſammlung bereit, zu hören oder vielmehr zu applaudiren, denn dieſe beiden Worte waren Synonyma, ſobald es ſich um Cotin handelte; und wenig fehlte, daß die Beifallsbezeugungen ſchon anfingen, als er mit ſeiner ſüßlichen Stimme die Worte ſeines Textes las: „Ich bin Euer Vater, ſagt der Ewige.“ — „Ein hübſches Thema! ein charmantes Thema!“ flüſterten leiſe die Damen.

Dafür war auch der Abbé Cotin ein charmanter Mann! Er hatte beinahe 40 Jahre, aber man hätte ihm kaum dreißig zugetraut. Man mußte ihn ſehen mit den langen, lockigen Haaren, dem kleinen Schnurrbart, um den ihn die eleganteſten Herren des Hofes beneideten, und den blauen Augen, die ihm von der Königin Mutter ein Kompliment eingebracht hatten; dazu kam noch ſein Kanonikat von Bayeux, tauſend Thaler Penſion aus der Chatoulle des Kardinals und eine Menge anderer Vortheile, welche die Geſchichte nicht aufbewahrt hat. Außerdem hatte er eine Stimme, die, obwohl ohne alle Kraft und Würde, wenigſtens nicht graziöſer ſeyn konnte. Ich habe ein ſchlechtes Sonnett geſehen, das ihn lobt und wo der Verfaſſer ſich nicht ſcheut, von ihm zu ſagen, wie Homer vom alten Neſtor:

> Et votre voix, plus douce que le miel,
> Coule en flots purs, etc.

Bei allem dem mußte er doch etwas zu ſagen haben, und das war gar nicht der Fall. Das Thema, das er zu behandeln hatte, gehörte zu denen, die fruchtbar ſcheinen und es auch wirklich ſind, denen aber nur durch Arbeit oder durch Genie beizukommen iſt: man glaubt im Anfang, man werde nie damit fertig werden; man ſpricht fünf Minuten.... und es findet ſich, daß man Alles geſagt hat. Dies begegnete auch unſerem Redner.

Sein Anfang war nicht ſchlecht. Er zeigte recht hübſch, wie viel Tröſtendes und Edles dieſer durch Natur und Religion zugleich ausgeſprochene Gedanke hat, daß Gott der Vater aller Weſen iſt. Die Ideen, die Worte ſchienen ihm reichlich zuzuſtrömen; das Ave Maria ward mit Enthuſiasmus hergeſagt. „Nun, mein Herr“, ſagte eine Dame zu einem ihrer Nachbarn, der an dem Erfolg zu zweifeln ſchien, „was ſagen Sie dazu?“ — „Was ich dazu ſage, Madame? Ich meine bloß, daß man nicht mit mehr Grazie ſein Korn vor dem Dreſchen eſſen kann.“ — „Was wollen Sie damit ſagen?“ — „Sie werden mich bald verſtehen.“

Und in der That, der Redner hatte in ſeinem Anfang Alles geſagt, Alles verbraucht. Er hatte entweder an die Fortſetzung nicht gedacht, oder er hatte keinen anderen Ausweg gewußt, genug, er merkte bald, daß er fertig war, ehe er angefangen, daß er ſein Exordium nur wiederhole, daß er ſich in einem Zirkel drehe, mit einem Wort, daß er nahe daran ſey, ſtecken zu bleiben. Stecken bleiben! Fragt den Advokaten, den Prediger, Jeden, der einmal öffentlich ſprach, ob es eine größere Pein giebt, als die, nicht mehr zu wiſſen, was man ſagen ſoll, ſein Gehirn unter die Preſſe zu bringen, ohne daß man etwas herausbekommt. Nein; der Soldat, der ſeine letzte Patrone verſchoſſen hat und ſich noch zwanzig Feinde auf den Ferſen ſieht, iſt nicht übler daran, als der Redner, der ſeinen letzten Gedanken verbraucht hat: er nimmt ihn noch einmal vor, er ſtreichelt ihn, er überladet ihn mit Synonymen.... aber auch das hat ein Ende! er weiß es, er fühlt es.... das iſt die Situation des Archidiakonus Frollo, wie er mit zerriſſener Soutane an der Rinne hängt, welche unter ſeiner Laſt nachgiebt und ihn dem Abgrund zuwirft.

Das Schweigen verdoppelte ſich; Aller Augen richteten ſich auf Cotin mit einer Angſt, die von Theilnahme zeugt, aber nur um ſo peinlicher iſt. Bald hörte man ihn kaum, und bald ſchrie er mit einer donnernden Stimme, wie die Furchtſamen, welche ſingen, um ihre Furcht zu verſtecken.... Boſſuet! Boſſuet! Du warſt ſchon hinlänglich gerächt.

Gott weiß, wie das abgelaufen wäre, wenn ihm nicht eine Dame, die ihm ſehr gewogen war, den ungeheuren Dienſt erwieſen, einen Nervenanfall zu bekommen. In einem Moment ging Alles drunter und drüber: der Redner ſprang von der Kanzel herab, die er beinahe umgeſtürzt, um der Frau von ** zu Hülfe zu kommen. Er ſpielte ſeine Rolle ſo gut, und überdies waren ſo viele Perſonen bei ſeiner Sache betheiligt, daß man das Glückliche, das dieſer Zufall für ihn hatte, nicht bemerken wollte. „Wie Schade“, ſagten dagegen ſeine intimſten Freunde und Freundinnen, „wie Schade, daß dieſe Unterbrechung eingetreten iſt!“ — „Er blieb ſtecken“, ſagte der Prinz von Condé leiſe. — „Ich hab' es wohl gemerkt“, ſagte Turenne. — „Wir wollen einmal ſehen, wie er den Faden wieder anknüpfen wird.“ — „Man muß ihm eine Viertelſtunde Zeit laſſen.“ — „Nein; er muß den Kelch der Strafe für ſeine böſe Zunge auf die Neige leeren.“ — „Ei, laſſen Sie uns liebreicher ſeyn als er.“ Und als der Redner zurückkam, rief man von allen Seiten, daß es nicht mehr als billig wäre, ihn Athem ſchöpfen zu laſſen. Cotin ließ ſich nicht bitten; Frau von Rambouillet öffnete ihm ihr Kabinet, und aus den funfzehn Minuten, die man ihm bewilligte, wurden faſt vierzig. Der Zwiſchenakt dauerte etwas lange, aber man hütete ſich, dies zu bemerken, und Cotin fand ſein Auditorium ſo aufmerkſam, ſo wohlwollend wieder, als er es verlaſſen.

Digitized by Google

Dieſes Mal brachte er einen Plan mit, einen Plan, der nach den Regeln Quintilian's und Ariſtoteles ausgearbeitet war, was freilich nicht immer nach den Regeln der Beredſamkeit heißt, Seine Rede war in drei Kapitel abgetheilt; jedes Kapitel hatte drei Unterabtheilungen, jede Unterabtheilung zwei parallele Ideen, Alles genau auf einem kleinen Zettel notirt, den er im Aermel mitbrachte und geſchickt vor ſich hinlegte. Aber bei der erſten Geſticulation, die er machte, flog der unglückliche Zettel weg und fiel zu den Füßen einer Dame, die aus Güte oder Malice ihn aufhob und ihm wiedergab. Cotin erſtickte vor Verdruß; er hätte ihn in tauſend Stücke zerreißen, er hätte ihn zwiſchen den Zähnen zermalmen mögen, dieſen unſeligen Zettel, der ihm eine ſolche Schmach zugezogen und den er nun nicht mehr zu brauchen wagte. Ob er ſeinen Plan im Kopfe wiederfand? Davon ſchweigt die Chronik; was wir wiſſen, iſt, daß er ohne neues Hinderniß das Ziel ſeines Laufs erreichte, der freilich nicht ſehr lange dauerte; denn in weniger als zwanzig Minuten hatte er ſein letztes Amen geſprochen. Daher ſahen auch ſeine beſten Freunde ziemlich verlegen aus. Man drückte ihm die Hand, ohne ein Wort zu ſagen, und dieſes ſtumme Kompliment hatte viel Aehnlichkeit mit einer Beileidsbezeugung. Es konnte keine Unterhaltung zu Stande kommen: Einige fürchteten, laut aufzulachen; Andere, und das war die bei weitem größere Zahl, hatten eher Luſt, zu weinen; Alle fühlten dieſelbe Unbehaglichkeit, denſelben Wunſch, eine ſo traurige Soirce enden zu ſehen. Der Prinz war einer der Erſten, die ſich entfernten: gut und großmüthig, wie immer, wollte er die Demüthigung Cotin's nicht weiter treiben. Bald ward die Flucht allgemein: vor acht Uhr waren keine zwölf Perſonen im Salon mehr.

Und Cotin? fragt Ihr. Cotin brachte wahrſcheinlich eine ſehr ſchlechte Nacht zu; aber der kennt den Geiſt jener Zeit ſchlecht, der da glaubt, daß dieſe Niederlage ſeinem Ruf ſehr ſchadete. Zwei Tage hatten genügt, die tiefſten Eindrücke der Beredſamkeit im Hotel de Rambouillet zu verwiſchen, und zwei Tage genügten, um Cotin wieder zu heben. Der Eine blieb in ſeinem Collége, und der Andere nahm wieder ohne Oppoſition das Scepter des Geſchmacks und der Mode in die Hand. Aber einige Jahre ſpäter war Cotin noch immer der Abbé Cotin, während Boſſuet ſich ſchon „Monſeigneur, der Biſchof von Condom“ nennen ließ, bis er ſpäter der Biſchof oder, wie gewöhnlich geſagt wird, der „Adler von Meaux“ ward.

(Biblioth. Univ.)

Thiers, nach Cormenin's Schilderung.

Kein vornehmes Knie ſchaukelte Herrn Thiers in ſeiner Kindheit. Arm geboren, bedurfte er des Glücks; in Dunkelheit zur Welt gekommen, bedurfte er eines Namens. Von Begierden verzehrt, wie alle lebhaft Empfindenden, verdankt er den Anfang ſeiner Wohlhabenheit dem Herrn Laffitte, ſeinen Ruf aber ſeinem eigenen Talent. Indeß ohne die Revolution von 1830 würde Herr Thiers noch heute weder Wähler, noch wählbar, weder Deputirter, noch Miniſter ſeyn, ja nicht einmal Akademiker; er wäre in der Achtung einer literariſchen Coterie ergraut.

Es fehlt Herrn Thiers an Figur, an Schnitt, an Eleganz. Seine näſelnde Stimme zerreißt das Ohr. Der Marmor der Rednerbühne reicht ihm bis zur Schulter und verbirgt ihn faſt vor den Zuhörern. Dazu kömmt, daß Niemand an ihn glaubt, er ſelbſt nicht einmal, und ſeine ſprüchwörtlich gewordene Durchtriebenheit müßte das Bischen moraliſche Täuſchung vollends vernichten, wovon man ſich einnehmen laſſen könnte, wenn man ihn hört. Stiefmütterlich von der Natur behandelt, von Feinden und Freunden mit Mißtrauen betrachtet, hat er Alles gegen ſich, und doch, wenn dieſer kleine Mann ſich der Rednerbühne bemächtigt, iſt er dort ſo zu Hauſe und entwickelt ſo viel Geiſt, daß man ſich, in Ermangelung eines anderen Eindrucks, bloß daran ergötzt, ihn zu hören. Nicht daß er ſich in ſchlagenden Witzworten erginge, wie Dupin, nicht daß er den gewichtigen Ausdruck Odilon Barrot's, oder Mauguin's ſcharfen Spott, oder Sauzet's ſanft wallende Beredſamkeit, oder Guizot's hohe, logiſche Denkkraft beſäße; nein, er iſt ein Talent für ſich, das weder von nah' noch von fern irgend Jemanden gleicht. Seine Vorträge ſind keine Reden, es iſt ein bloßes Plaudern, aber lebhaft, glänzend, leicht, beweglich, voll Feuer, mit geſchichtlichen Erinnerungen, mit Anekdoten und feinen Betrachtungen durchwebt, und das Alles wird mit einer unvergleichlichen Sprachgewandtheit vorgetragen, abgebrochen, verbunden, aufgelöſt und wieder angeknüpft. Der Gedanke entſpringt in dieſem Kopfe ſo ſchnell, daß man glauben ſollte, er ſey ſchon geboren, ehe er noch empfangen worden. Die ungeheuren Lungen eines Rieſen würden nicht ausreichen, die Worte dieſes geiſtreichen Zwerges von ſich zu geben. Es ſcheint, die Natur, ſtets mitleidsvoll auf Entſchädigung bedacht, wollte bei ihm die ganze Kraft der Mannheit in das zarte Organ der Luftröhre zuſammendrängen. Sein Wort fliegt mit einer Leichtigkeit dahin, wie der Flügel des Kolibri, und dringt ſo raſch ins Mark, daß man ſich verwundet fühlt, ehe man noch weiß, woher der Streich kömmt. Zuweilen hält er plötzlich inne, um auf Unterbrechungen zu antworten, und dann ſchießt er ſeine Entgegnung mit verblüffender Sicherheit ab. Bietet eine Theorie mehrere Geſichtspunkte dar, falſche und richtige, ſo gruppirt er ſie, miſcht ſie unter einander und läßt ſie mit ſo geſchickter Hand vor Euch ſpielen und hin und wieder ſtrahlen, daß Ihr nicht Zeit habt, im ſchnellen Vorübergaukeln den Sophismus gewahr zu werden. Ich weiß nicht, ob die Regelloſigkeit ſeiner Improviſirungen, die unzuſammenhängende Anhäufung ſo vieler heterogener Sätze, das wunderliche Gemiſch all' dieſer Gedanken und Töne ein Erzeugniß der Kunſt iſt; aber von allen Rednern iſt er derjenige, der am leichteſten zu widerlegen, wenn man ihn lieſt, und am ſchwerſten, wenn man ihn hört. Er iſt der unterhaltendſte unſerer politiſchen Taugenichtſe, der ſcharfſinnigſte unſerer Sophiſten, der gewandteſte und blendendſte unſerer Gaukler.

Thiers liebt den Beſitz der Gewalt, nicht um der Gewalt ſelbſt, ſondern um des Wohlſtandes willen, den ſie gewährt. Guizot findet ſeinen Stolz, Thiers ſein Behagen darin. Da er zwei Drittheile ſeines Lebens hindurch die Genüſſe des Reichthums entbehrt hat, ſo weidet er ſich jetzt daran mit der Gier und Ichſucht eines Nimmerſatt. Thiers iſt ein geiſtreicher Dämon. Der Geiſt ſitzt ihm, möchte man ſagen, in allen Winkeln des Mundes und bis in die Nägelſpitzen hinauf. In ſeinem Weſen hat er viel Aehnliches mit Voltaire, gebrechlich, nervös, flüchtig, für jeden Eindruck empfänglich. Er iſt eigenſinnig und ſtörriſch wie ein Kind und will doch gravitätiſch ſeyn wie ein Philoſoph. Mehr Literat, als Staatsmann, und wiederum mehr Kunſtfreund als Literat, enthuſiasmirt er ſich gewaltig für ein Etruriſches Gefäß, wenig für die Freiheit. Seine ehemalige Begeiſterung für unſere großen Revolutionsmänner war nur die Aufwallung des Jünglings und Schülers, worin ſich, ihm unbewußt, der Aerger, damals noch nichts zu ſeyn, mit dem unbeſtimmten Drange, eine bedeutende Perſon zu werden, durch einander miſchte. Aber der Mißbrauch der Genüſſe, welche die Monarchie bietet, verweichlichte bald ſein Blut; er ſtieg in Abſätzen von vier zu vier Stufen die Treppe von der Dachſtube zum Salon hinab und wiegte ſich auf den ſchönen, golddurchwirkten Sophas, als hätte er nie anders geſeſſen; ein großer Herr aus Inſtinkt, wie Andere es durch Geburt und Gewohnheit ſind.

Aus Leichtſinn ein Zweifler in der Moral, in der Religion, in der Politik, in der Literatur und faſt in Allem, wird er durch keine Wahrheit tief ergriffen und lacht über jede aufrichtige, gründliche Hingebung an die Sache des Volks. Er gleicht einem Wandelſtoff, der an der Sonne in allen Farben ſchillert, ohne daß eine einzige ihm eigen iſt, und deſſen lockeres Gewebe ihn durchſichtig macht. Man frage ihn nicht nach ſeinen Ueberzeugungen; er zweifelt an Allem; man verlange nicht Proben der Mannhaftigkeit von ihm; ſein Temperament ſträubt ſich dagegen. Ihr wollt nicht, daß er ſpaße; aber wenn ihm nun Alles ſpaßhaft ſcheint! Ihr wollt nicht, daß er über Euch ſpotte; aber ſpottet er doch über ſich ſelbſt! Man vertraue ihm, wenn man will, die Marine an, oder den Krieg, das Innere, die Juſtiz, die Diplomatie; nur laſſe man keine Millionen zu ſeiner Verfügung, und beſonders keine Hunderte von Millionen, denn ſie würden wie Waſſer durch ſeine Finger rinnen. Mit der Leichtfertigkeit im Geldausgeben verbindet er eine eigene Art, darüber Rechenſchaft abzulegen, die nicht für Jeden iſt; er nennt dies ſehr artig die Kunſt, die Ziffern zu gruppiren.

Bei alledem habe ich ihn gern, dieſen natürlichen, lebhaften, ungezwungenen Plauderer. Er ſpricht mit mir, aber predigt nicht; es iſt nicht ewig derſelbe ſalbungsreiche Ton, wie bei den Brüdern der Doktrin. Auf die Länge betäubt er mich allerdings auch durch ſein Geſchwätz, aber gegen die oratoriſche Eintönigkeit, dieſe unaufhörliche Langeweile, die größte aller Qualen für einen Zuhörer, für einen parlamentariſchen Märtyrer, der ſie von Mittag bis ſechs Uhr Abends zu erdulden hat, iſt ſein Gezwitſcher immer noch eine Art von Erleichterung.

Thiers denkt, ohne ſich anzuſtrengen, er produzirt, ohne ſich zu erſchöpfen, er ſchreitet vorwärts, ohne zu ermüden, und er iſt der ſchnellſte Reiſende im Reiche der Gedanken, den ich kenne. Die Zeiten fliegen an ihm vorüber in ihrer Reihefolge und nach ihrer verſchiedenen Geſtalt, und die Natur, die ſich von Anderen aufſuchen läßt, kömmt ihm entgegen, ohne daß er ſie ruft, mit allem Glanze ihrer Herrlichkeit und mit aller Anmuth ihres Lächelns. Habt Ihr auf den Dampfböten, die unſere Ströme durchfurchen, das Glas geſehen, in welchem die Ufer ſich abſpiegeln? Pfeilſchnell ſieht es die zurückgeſtrahlten Dörfer, Kirchen, grünenden Wieſen, waldigen Gebirge, ſchäumenden Segel, die gelben Aehren der ruhigen Fluren, die Heerden des Thals, das Gewölk des Himmels, die Thiere und Menſchen an ſich vorüberfliegen. So auch Herr Thiers, dieſer parlamentariſche Spiegel, der die Leidenſchaften der Anderen zurückſtrahlt und ſelbſt keine hat, der weint und keine Thräne im Auge fühlt, der ſich mit Dolchſtichen durchbohrt und keinen Tropfen Blutes verliert. Alles eine bloße Komödie, aber welch' ein Schauſpiel und welcher Schauſpieler! Welches Naturell! Welche Geſchmeidigkeit! Welche Nachahmungskraft! Welch' unerwartete Tonbiegungen! Welch' durchſichtiger, glänzender Styl! Welch' reizende Nachläſſigkeit der Rede! Du täuſcheſt mich, Schauſpieler, und willſt mich täuſchen; Du ſpielſt Deine Rolle herrlich, doch iſt es nur eine Rolle; ich weiß das Alles, und dennoch laſſe ich mich von Deiner Verführung hinreißen, ich kann nicht anders; ſo lange Du ſprichſt, bin ich wie bezaubert, und ich höre den Irrthum aus Deinem Munde lieber, als die Wahrheit aus dem Munde eines Anderen.

Oft iſt mir Thiers vorgekommen wie eine gebildete, geiſtreiche Frau, die, auf der Rednerbühne ſitzend, nicht ſtehend, über tauſenderlei Dinge zierlich hin und her ſchwatzte, mit leichter Anmuth von einem Gegenſtande zum anderen überſpringend, ohne daß man die Arbeit ihres Geiſtes auf ihren in ewiger Bewegung bleibenden Lippen gewahr würde. Er iſt elaſtiſcher als

Digitized by Google

die feinſte Sprungfeder. Mit ſeinem Thema dehnt er ſich aus oder zieht ſich zuſammen, läßt ſich herab oder ſchwingt ſich empor. Wie eine Spirale windet er ſich um jegliche Frage, von der niedrigſten bis zur höchſten. Er ſteigt hinan, herunter, wieder hinauf, klammert ſich an die Aeſte, verkriecht ſich im dichteſten Laubwerk, kömmt zum Vorſchein, verſchwindet und macht tauſend Gauklerſprünge mit der behenden Leichtigkeit eines Eichhörnchens.

Ich weiß es zwar nicht, aber ich möchte es behaupten, daß Herr Thiers, wenn man ihm nur nach Tiſche eine kleine Weile zur Vorbereitung gönnt, ſehr wohl im Stande iſt, drei Stunden hinter einander über Baukunſt, Poeſie, Rechtsweſen, Marine und Strategie zu ſprechen, obgleich er weder Baumeiſter, noch Dichter, noch Rechtsgelehrter, noch Seemann, noch Krieger iſt. Er hat ſeine älteſten Büreau-Chefs in Erſtaunen geſetzt, wenn er mit ihnen über Verwaltungsſachen diskurirte. Ich übertreibe nicht; welches Thema man auch behandeln mag, nie wird man ihn in Verlegenheit ſehen. Schöne Kunſt, Kanäle, Landſtraßen, Finanzen, Handel, Geſchichte, Preſſe, Transcendental-Politik, Straßen-Angelegenheiten, Theater, Krieg, Literatur, Religion, Städteweſen, Sitten, Vergnügungen, große und kleine Dinge, Alles iſt ihm gleich. Er iſt auf Alles vorbereitet, weil er es auf Nichts iſt. Er ſpricht nicht wie die anderen Redner, denn er ſpricht wie Jedermann. Die Redner bereiten ſich mehr oder weniger vor, er aber ſpricht aus dem Stegreif. Die anderen Redner deklamiren, er aber plaudert, und wie ſoll man auf der Hut ſeyn vor Einem, der wie wir ſpricht und beſſer als wir und irgend Jemand! Die anderen Redner laſſen immer ein Stückchen Kothurn hinter der Couliſſe zurück, und im Spiegel ſieht man die Federn ihres Helmbuſches flattern. Zu Herrn Thiers aber kann man kommen, wenn er eben aus dem Bett ſpringt, und zu ihm ſagen: „Machen Sie ſchnell, der Saal füllt ſich, das Publikum wird ungeduldig und wartet auf Sie; nehmen Sie Ihre Maſke und ſpielen Sie, was Ihnen beliebt, den Miniſter, den General, den Künſtler, den Puritaner, nur ſpielen Sie." Er wird ſich nicht ſo viel Zeit laſſen, ſich die Stirn zu trocknen und ein Glas Waſſer zu trinken; er bringt nicht einmal ſeinen Anzug in Ordnung; er betritt die Bühne, kleidet ſich an, ſchminkt oder maſkirt ſich vor den Zuſchauern, er improviſirt die Charaktere, ſpinnt den Dialog an, löſt die Knoten und lernt ſeine Rolle im Spielen; oft giebt er auch zwei Rollen zugleich, wendet ſich um, wirft ſeine Maſke fort und greift nach einer anderen; und ſtets derſelbe, iſt er doch ſtets ein Anderer, ſtets in einer Rolle, ſtets ein vollendeter Schauſpieler.

Herr Thiers iſt im Stande, vierzehn Stunden hinter einander ununterbrochen zu arbeiten, und dann kann man wieder einen Monat lang ſeiner Bequemlichkeit auch nicht einmal eine Unterzeichnung abgewinnen. Er mag ein guter Miniſter für das Parlament ſeyn, für die Verwaltung aber iſt er es nicht. Selten ſind ſolche Mundhelden auch große Staatsmänner. Oft begegnet es ihnen, daß ſie etwas ſagen, was ſie nicht hätten ſagen ſollen, oder umgekehrt. Sie ſind gewöhnlich eitel, unbeſonnen, vorſchnell und hochfahrend. Treibt man ſie zum Sprechen, was ſie nie ablehnen, ſo gerathen ſie in die Schlingen der Indiscretion. Für Staatsmänner iſt größere Zurückhaltung erforderlich.

Jede Regierungsform hat ihre Mängel. Unter einer Repräſentativ-Regierung werden die Majoritäten nur von den Rednern geleitet, und durch die Majoritäten allein werden die Miniſter geſchaffen. Jeder einflußreiche Miniſter muß reden können, aber nicht jeder beredte Miniſter kann auch zugleich Staatsmann ſeyn. Colbert und Sully waren keine Redner, ſie hätten in unſerer Zeit nicht Miniſter ſeyn können. J. J. Rouſſeau vermochte vor einer Verſammlung nicht zwei Sätze ordentlich zu Stande zu bringen. Talleyrand wäre in Verlegenheit geweſen, hätte er länger als eine Viertelſtunde in den Kammern ſprechen ſollen. Chateaubriand ſtottert, und Montesquieu würde es in der Debatte gewiß mit dem unterſten Advokatenſchreiber nicht haben aufnehmen können. Dupin giebt doch einen tüchtigen Präſidenten ab und verſteht es prächtig, das Wort zu führen und zu raiſonniren; aber um den grünen Miniſterteppich würde er nicht zwei zuſammenhängende Gedanken vorzubringen wiſſen, er würde in fünfundvierzig Minuten fünfundvierzigmal anderer Meinung ſeyn. Thiers hat mehr Haltung; er iſt nicht ſo ſchwankend, nicht ſo kauſtiſch, nicht ſo wetterwendiſch. Er wird nicht Epigramme aus ſeinen Maximen machen. Er wird ſeine Kollegen nicht mit einem Witzwort tödten. Beſitzt er aber den für die Leitung der Staatsangelegenheiten ſo nothwendigen Sinn für organiſchen Zuſammenhang, für Ordnung, Ausdauer und Weisheit? Würde er nicht gar zu leicht der Herrſchaft eines Syſtems, der Grille einer Idee weichen? Würde er nicht bald zu unentſchloſſen, zu wankend, bald zu ungeſtüm und zu entſchieden ſeyn? Ueberflügelt ſeine Hitze nicht ſein Urtheil? Würde er ſich nicht eher durch die Größe der Dinge anziehen laſſen, als durch ihren Nutzen, durch das Abenteuerliche mehr als durch das Mögliche? Er glaubt nicht an die Hingebung der Tugend, nicht an die Wunderwerke der Ehre; ſein Glaube beſchränkt ſich auf die Macht des Goldes; dies Gold vergeudet er tonnenweiſe, wenn es gilt, irgend einen Triumphbogen zu bauen oder irgend eine thörichte Eroberung zu machen. Er weiß nicht, daß ein voller Schatz der Lebensſaft und das Blut des Volkes iſt, daß dieſes koſtbare Blut geſchont werden muß, daß die Sparſamkeit die erſte der öffentlichen Tugenden und daß, Alles in Allem genommen, die beſte Regierung diejenige iſt, welche am wenigſten koſtet. Guizot und ſeine Schule haben unſere Seelen ausgetrocknet, Thiers und ſeine Schule würden unſere Taſchen leeren. Der Eine würde uns das Bischen Tugend, der Andere das Bischen Geld, welches uns geblieben, noch vollends rauben.

(Etudes sur les orateurs parlementaires.)

Mannigfaltiges.

— Göthe und Schiller. Zwiſchen beiden Dichtern zieht ein Franzöſiſcher Kunſtrichter, Henri Blaze, in einem längeren Artikel über den zweiten Theil des „Fauſt", den die Revue des deux mondes mittheilt, folgende Parallele: „Göthe iſt vielleicht der einzige große Dichter, den die Phantaſie nicht willkürlich fortgeriſſen hat; in Göthe liegt eine Kraft, welche die Phantaſie bemeiſtert, mag man ſie nun reine Vernunft, Selbſtſucht, geſunder Menſchenverſtand oder anders nennen, vorhanden iſt ſie jedenfalls. Die unſterbliche Fee muß über ſich ein menſchliches Geſetz anerkennen, welches ihren Flug mäßigt und ſie lenkt. Hier iſt es, wo wir Franzoſen mit Recht den Antheil an Göthe's Genius, der uns gebührt, in Anſpruch nehmen können. Es wäre zu viel geſagt, wenn man behaupten wollte, Frankreich habe einen eben ſo großen Einfluß wie Deutſchland auf die Bildung dieſes außerordentlichen Geiſtes geübt, und ohne uns würde dieſer glänzende Name der Welt nicht geſchenkt worden ſeyn; aber wenn man ſieht, daß Göthe während ſeines ganzen Lebens einen vertrauten Umgang mit den Geiſtern des 17ten Jahrhunderts unterhält, welche die an ihm gerühmte Gabe in einem ſo hohen Grade beſaßen, wie nie wieder ſeit den Zeiten des Alterthums, ſo darf man wohl annehmen, daß Frankreich auf die Entwickelung dieſes ungeheuren Geiſtes eingewirkt habe, und für unſer Vaterland einen Theil dieſer Ruhmsfülle anſprechen. Göthe hat den Franzoſen entlehnt, was, wie er wohl wußte, ihm Deutſchland nicht geben konnte. Göthe's Poeſie in ihrer imponirenden Harmonie geht aus dem Verein des ruhigen und nüchternen Verſtandes, den wir im höchſten Grade beſitzen, und aus einem angeborenen Gefühl der Farbe, des Bildes, der Form, wie aus einer unſtillbaren Sehnſucht nach dem Idealen und Göttlichen, die uns immer fremd geblieben iſt, hervor. — Schiller dagegen iſt eine durchweg Deutſchere Natur; ein reich begabter Geiſt, allen edlen und großen Empfindungen offenſtehend, den die Gefühle fortreißen, ohne daß er ihnen Widerſtand zu leiſten vermochte. Schiller ſingt eine endloſe Hymne, während welcher alle ſeine Empfindungen Form annehmen, ohne daß er ſich der Arbeit des Geſtaltens bewußt werde. Thekla, Piccolimini, Wilhelm Tell, Don Carlos, die Jungfrau von Orleans verkörpern ſeine Sehnſucht nach Liebe, Freiheit und Ruhm; es ſind Schiller's Thränen, die auf Thekla's Augenliede erzittern, Schiller's Stimme, welche aus der Bruſt der begeiſterten Jungfrau oder des liebenden Carlos hervortönt. Durch den vorherrſchenden, lyriſchen Charakter geht die Wahrheit verloren, und alle Geſtalten Schiller's ſind nach ſeinem Bilde gemacht. Betrachtet man ſie, ſo ſcheinen ſie immer eine Aehnlichkeit mit ſeinem melancholiſchen, ſanften Geſichte, ſeinen blonden Haaren zu haben. Die Liebe ſtrömt aus ſeinem Herzen wie aus einem übervollen Gefäße; ein unaufhörliches Bedürfniß, ſein Inneres auszuſchütten, beherrſcht und beſeelt ihn. Er iſt wie der junge Adler, der die Sonne mit dem Schlage ſeiner Flügel begrüßt. Alles Hohe und Reine zieht ihn an, und er folgt ſo ſehr dem Zuge ſeines edlen Herzens, daß er zuweilen zu fürchten ſcheint, die nachfolgende Reflexion möchte die Reinheit ſeiner Begeiſterung trüben; er iſt der edle Menſch in ſeiner idealſten Geſtalt. In Schiller tritt in der That der Künſtler gegen den Menſchen zurück. Göthe dagegen läßt ſeinen Kopf über die unergründlichen Tiefen des Gefühls gebieten. Schiller giebt nichts von ſeiner Menſchheit auf; er lebt als Gatte, Dichter, Bürger; bald im Himmel der Ideen, bald auf der Erde weilend, von ſchöner Zuneigung und glücklicher Wirklichkeit umgeben, hat er nicht, wie der Weimarſche Jupiter, ſeinen Fuß auf einen Granitblock geſetzt. Er liebt, er ſingt, er betet, er begeiſtert ſich leicht, und im Fieber der Begeiſterung hört er oft auf, Künſtler zu ſeyn, ſeinem Werke gegenüber, um Menſch zu ſeyn, der Geſellſchaft gegenüber. Unter den Charakteren ſeiner Umgebung neigt er ſich nur denen zu, deren begeiſterter und offener Charakter ſeinem eigenen entſpricht. Daraus entſpringt bei Schiller ein beſtändiger Enthuſiasmus, der ihn über die Pfade der ruhigen Beobachtung hinausreißt, eine Art Subjektivität, welche ihn beſtändig perſönlichen Einflüſſen unterwirft. Göthe zieht ſich auf den Gipfel ſeines Genius zurück, um von hier aus die Menſchheit zu beobachten; Schiller wohnt dagegen unter den Menſchen. Welche Sympathie man auch für den berühmten Dichter des Wallenſtein und der Jungfrau empfinden mag, ſo muß man doch der unbeſtreitbaren Ueberlegenheit Göthe's huldigen. Der Eine unterliegt den Geſetzen ſeines Gegenſtandes, der Andere beherrſcht ihn; der Eine verwickelt ſich in den Fäden ſeines Gewebes, der Andere, auf ſeinem ehernen Schemel ſitzend, ordnet ſie nach Bequemlichkeit mit ſeinen mächtigen Fingern. Von Schiller kann man ſagen, daß er im Werke befangen iſt, von Göthe, daß er außer und über demſelben ſteht."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 70. Berlin, Mittwoch den 12. Juni 1839.

Frankreich.

Die Preſſe während der Revolutionszeit.

Erſter Artikel.

Unſtreitig iſt der „Moniteur“ die beſte Quelle für die Revolutions-Geſchichte, und auch die anderen Franzöſiſchen Zeitungen von 1787—1798 ſind eine koſtbare Fundgrube von Aktenſtücken für denjenigen, der es unternimmt, die Geſchichte dieſes düſteren Zeitabſchnittes zu ſchreiben. Gewiß findet man in den Büchern die Geſchichte der Thatſachen, aber die Zeitungen ſind die Geſchichte der Ideen. In ihren Spalten findet man die vermuthlichen Gründe der Erhebung des Volks, ſeiner Bemühungen, den Thron Ludwig's XVI. umzuſtürzen, ſo wie die Erklärung der ſtürmiſchen Scenen, deren Schauplatz der National-Konvent war, und die bedeutſamſten Beweggründe zu den Metzeleien und Proſcriptionen. Marat's und Hébert's Einfluß auf die rohe Volksmaſſe während der Schreckenszeit bedarf kaum noch einer Erwähnung. Der „Publiciste Parisien“ des Erſteren und der „Père Duchesne“ des Anderen läuteten die Sturmglocke der Empörung. „Iſt der „Père Duchesne“ heute in Wuth?“ das war die erſte Frage, die der Pariſer Bürger that, wenn er ſich mit den Tagesbegebenheiten bekannt machen wollte. Selten traf es ſich indeß, daß der „Père Duchesne“ guter Laune war, wenn er nicht am Tage vorher einige Köpfe unter dem Beile der Guillotine hatte fallen ſehen. Täglich begab er ſich in ſeinen Klub, um einige Ariſtokraten, Feinde des allgemeinen Wohls, zu denunziren oder um einen Aufſtand für die erſte beſte Gelegenheit zu organiſiren. Als die republikaniſchen Armeen an den Gränzen Europa's gegen die vereinten Kräfte Europa's kämpften, waren die Zeitungen und Journale ein mächtiger Bundesgenoſſe der Central-Regierung. Alle Blätter des „Père Duchesne“ wurden den Soldaten regelmäßiger als der Sold und die Bekleidung zugeſendet. Der Menſch lebt ja nicht allein vom Brodte. Die letzten Artikel wurden im Lager geleſen und erörtert, und ſie haben ſpäter viel zu den Siegen der republikaniſchen Heere beigetragen.

Im Konvente hatten die gemäßigten Parteien eben ſowohl ihre Vertreter wie die überſpannten. Briſſac, Condorcet, Roland und die bedeutendſten Girondiſten waren Journaliſten. Nach ſeiner Ausſtoßung aus dem Jakobiner-Klub ließ Camille Desmoulins den „Vieux Cordelier“ erſcheinen, in welchem er in glühenden und beredten Worten das Unglück ſeines Vaterlandes beklagte. Aber auf Seite der gemäßigten Partei war die Zahl der Journale ſehr beſchränkt im Vergleich zu denen, welche täglich aus der Mitte der politiſchen Fanatiker aufſchoſſen. Es gab kein bedeutendes Mitglied des Konvents, keinen Führer der Jakobiner, der nicht ſein Journal gehabt hätte, in welchem er gegen den König, den Adel, die Geiſtlichkeit oder ſeine eigenen Meinungsgenoſſen loszog. Wenn man einen Blick auf die zahlloſen wüthigen periodiſchen Blätter, wie das „Journal de la Montagne“, die „Aristocratie enchaînée und muselée“, das „Echo du Palais-Royal“, das „Journal des Jacobins“ wirft, ſo begreift man die Proſcription der Girondiſten, die Lyoner Metzeleien, die Ertränkungen zu Nantes und die September-Mordſcenen.

Einige Schriftſteller unſerer Zeit haben es für angemeſſen erachtet, die Franzöſiſche Revolution als das Werk einiger wuthentbrannten Charaktere, einiger überſpannten Geiſter darzuſtellen. Sie haben Robespierre und Danton auf einen Thron erhoben, von welchem dieſelben auf das Chaos der Revolution niederblicken. Dennoch iſt nichts lächerlicher, denn damals war die Thatkraft eine allgemeine Gabe, und keiner dieſer Menſchen hätte ſie zurückdämmen können. Als ſie dieſelbe in ihrem ſchrecklichen Aufſchwunge aufzuhalten verſuchten, verſchwand ihr Einfluß und ihre Volksthümlichkeit, und ſie fielen ſelbſt als Opfer einer höheren Gewalt, ſie wurden vom Strudel fortgeriſſen. Warum wurden die Girondiſten in die Wälder getrieben und wie wilde Thiere gejagt? Weil ſie zu gemäßigt waren. Warum wurde Danton, deſſen mächtige Stimme das Zeichen zu den September-Metzeleien gab, vor das Revolutions-Gericht geſchleppt? Weil er geſtammelt hatte und, als die Gelegenheit da war, ſich nicht als Mann zeigte; Camille Desmoulins wurde von demſelben Schickſale getroffen. Robespierre ſelbſt würde ſich länger gehalten haben, wenn er nicht zuletzt eine gewiſſe Neigung für die Grundſätze der Ordnung und Mäßigung hätte blicken laſſen. Die Partei, welche ihn ſtürzte, ſah mit Schrecken, daß er nahe daran war, von ſeinen Genoſſen eine ſtrenge Rechenſchaft der Gräßlichkeiten zu fordern, welche ſie auf ihren Miſſionen in den Departements begangen hatten. Es iſt wohl erwieſen, daß Robespierre es gethan haben würde, wenn er länger gelebt hätte.

Diejenigen, welche nur ſeine demagogiſchen Ausſchweifungen kennen, würden über die Prinzipien erſtaunen, welche er acht Monate vor ſeinem Tode angenommen hatte, als er ſchon nicht mehr zu den Ultra's gehörte und die neuen Männer über ihn hinausgegangen waren. Das ſcheint phantaſtiſch und unglaublich, obgleich es wahr iſt.

Es würde leicht ſeyn, die Proben von der Gewalt des revolutionnairen Dranges zu vervielfältigen. Die Blätter der Zeit wimmeln davon, und es iſt intereſſant, zu ſehen, welche Lobeserhebungen ſie dem Patriotismus und der Thatkraft der Redner ertheilen, welche ihre fanatiſchen Anſichten verfochten. Das ſicherſte Mittel, populair zu werden, war, wo möglich, Marat und Hébert an Wuth zu überbieten. Dieſe beiden Männer waren lange Zeit Ideale, denen jedes Konvents-Mitglied nacheiferte. Marat's und Hébert's Haß gegen das Königthum hatte zuletzt einen ſolchen Grad von Ueberſpanntheit erreicht und ſprach ſich auf eine ſo merkwürdige Weiſe aus, daß es damals keinen Politiker gab, der ihnen nicht nachzuahmen verſuchte oder ihr Opfer zu werden befürchtete; ſo ſehr beherrſchten ſie das Volk.

In dem Artikel, der den „Vieux Cordelier“ einleitete, finden wir nachfolgende Stelle, die eine friſchere Anſchauung von dem Geiſte der Franzöſiſchen Revolution gewährt, als Alles, was man darüber geſchrieben hat. Camille Desmoulins hatte die Berg-Partei aufgegeben, um zu Prinzipien der Ordnung und Mäßigung zurückzukehren. Die Stelle heißt: „Unſere Feinde haben kein anderes Mittel mehr, als das, welches der Römiſche Senat anwendete, nachdem er ſich von der Fruchtloſigkeit ſeiner Umtriebe gegen die Grachen überzeugt hatte. Er wählte daſſelbe, wie Saint-Réal ſagt, um die Patrioten zu verderben. Es beſtand darin, daß er einen Tribun dingte, um über alle Vorſchläge des Grachus hinauszugehen. Wenn dieſer einen populairen Antrag machte, ſo mußte jener einen noch populaireren machen und ſo die Prinzipien und den Patriotismus durch die Prinzipien und den bis auf die Spitze getriebenen Patriotismus ertödten.“ —

Wenn man wiſſen will, wie weit die Ueberſpanntheit dieſer Prinzipien ging, ſo muß man die Zeitungen und Schmähſchriften jener Zeit leſen, welche die Werke von Thiers und Mignet in unſeren Tagen wieder ins Leben gerufen. Buchez und Roux haben in ihrer parlamentariſchen Geſchichte einige Auszüge daraus gegeben, aber ſie ſcheinen nicht immer die populairſten Schriften benutzt zu haben. Eine vollſtändige Sammlung aller revolutionnairen Erſcheinungen zuſammenzubringen, dürfte freilich ſeine großen Schwierigkeiten haben. Viele ſind mit den Parteien untergegangen, denen ſie dienten; andere haben nur in den Departements cirkulirt. Manche konnten ſich die Subſkribenten nur unter dem Siegel des Geheimniſſes verſchaffen, wenn ſie nicht in die Hände des rothen Mannes der Guillotine fallen wollten, denn es war für einen Römer zur Zeit der Republik nicht mit mehr Gefahr verbunden, ein Purpurkleid zu haben, als für einen Franzöſiſchen Bürger, gewiſſe geächtete Journale zu empfangen. Beim Durchſuchen einer zahlreichen Sammlung von Zeitſchriften haben wir einige Nummern der „Feuille du Jour“ gefunden, welche über der erſten Spalte mit rothen Buchſtaben die Worte führen: „Bürger, willſt Du Dein Abonnement fortſetzen? Der alte Redacteur iſt um einen Kopf kürzer gemacht.“

Ein General der Napoleoniſchen Armee *).

Das Schloß Maulevrier, einſt der Aufenthalt des großen Colbert, war eine Beute der Flammen geworden, und die Mord-

*) Der Herausgeber des New-Monthly-Magazine, dem dieſer Artikel entlehnt iſt, bemerkt in einer Note: „Die folgende Erzählung iſt buchſtäblich wahr, ſelbſt in ihren geringfügigſten Details — die beiden Perſonen, welche in derſelben die vornehmſte Rolle ſpielen, wollen aus einem leicht zu erklärenden Zartgefühl ihre wahren Namen nicht genannt wiſſen; daher wir ihnen nur falſche Namen beigelegt haben.“

Digitized by Google

brenner tanzten mit wahnſinniger Freude um das Feuer, das ſie angezündet hatten.

Nahe dem Schauplatze der Zerſtörung ſaß ein junger republikaniſcher Offizier unter einem alten Baume und ſah mit Thränen im Auge den Exceſſen zu, welche ſeine Soldaten begingen. Plötzlich kam ein Offizier vom Generalſtab herangeſprengt und überreichte ihm einen Brief. Der junge Mann erbrach das Siegel und las den Inhalt, was ihm bei dem Schein der zerſtörenden Flammen nur allzu leicht wurde. Dann ſprach er, dem Ueberbringer zugewendet: „Sage dem General Kleber, daß meine Compagnie längſtens in einer Stunde auf dem Marſche ſeyn ſoll, und daß ich ſeinen Befehlen pünktlich nachkommen werde.“

Der Adjutant gallopirte weiter; der junge Capitain aber gürtete ſeinen Degen um, ging auf die Republikaner los, die um das krachende und einſtürzende Gebälk eine Art wilder Sarabande tanzten, und befahl, zum Aufbruche zu trommeln. Die ganze Mannſchaft ſchaarte ſich; allein die Soldaten waren betrunken, und die Unter-Offiziere befanden ſich in jenem Paroxysmus kannibaliſcher Freude, der den Tyrannen Nero erfüllt haben ſoll, als er Rom in Flammen aufgehen ſah. Unter der Laſt ihrer Waffen taumelnd, ſtrauchelten ſie über die glühende Aſche; allein das Wort „Vorwärts“, mit feſter Stimme geſprochen, hatte doch endlich die gewünſchte Wirkung.

Wohin es gehen ſollte, wußten ſie nicht, und ſie kümmerten ſich auch wenig darum. Gegen fünf Uhr des Morgens war der Ort ihrer Beſtimmung erreicht. Sie hatten auf dem ganzen Wege, faſt ohne Unterbrechung, die Marſeillaiſe geſungen; ſie hatten geflucht, geſchworen, geläſtert und allerlei andere nicht minder ergötzliche Dinge gethan, um ihrer Trunkenheit Meiſter zu werden. Der Capitain allein ſchritt ſchweigend vor dem ſittenloſen Geſindel her, das ſeiner Obhut empfohlen war. Das erſte Wort, das über ſeine Lippen kam, war „Halt!“ und in demſelben Augenblick ſtanden die Truppen vor einem jener reizenden Landhäuſer, die man in den romantiſchen Wäldern der Vendee ſo häufig antrifft. Keine Vormauer verwehrte den Zugang; das Haus war mit einer ſchlichten Hecke umgeben, und im Innern herrſchte eine ſo friedliche Stille, als hätte der Bürgerkrieg dieſes Aſyl noch ganz verſchont gelaſſen. „Soll ich zum Angriff trommeln, Bürger Marcel?“ fragte der Trommelſchläger. — „„Nein““, erwiederte der Capitain; „„ich gehe allein in dieſes Haus.““ Er ſtieg über den Zaun, klopfte ſtark an die Pforte und rief: „Im Namen der Republik — öffnet!“

Eine alte Dienerin ließ den Capitain ein und geleitete ihn nach einem koſtbar möblirten Zimmer. „Bürgerin“, ſprach Marcel, „General Stofflet und ſein Stab haben einen Theil der Nacht hier verweilt. Sind ſie noch anweſend, ſo ermahne ich Dich, im Namen des Geſetzes ſie auszuliefern; ſind ſie aber bereits fort, ſo befehle ich Dir, mir zu ſagen, wohin?“ Die Alte erblaßte — ihre Lippen zitterten — ein Gemiſch von Schmerz und Ueberraſchung malte ſich in ihren Zügen. Endlich ſprach ſie mit erzwungener Faſſung: „Mein Herr (ſie war nicht gewohnt, Bürger zu ſagen), ich kann zu Gott ſchwören, daß kein Menſch in dieſem Hauſe iſt, diejenigen ausgenommen, die ein Recht haben, hier zu ſeyn.“ — „„Wohl““, verſetzte Marcel; „„ſo geh' und laß alle Perſonen, die unter dieſem Dache ſind, vor mir erſcheinen.““

Die Alte ging, wie ihr geheißen war, und der Capitain beſchaute ſich unterdeß alle die koſtbaren und geſchmackvollen Möbel, welche den Salon ſchmückten. Nach einer Viertelſtunde trat eine ſchöne, Ehrfurcht gebietende Frau, begleitet von zwei reizenden jungen Töchtern, in das Gemach.

Ehe wir fortfahren, erlauben wir uns, dem Leſer über Capitain Marcel einige nähere Auskunft zu geben. Er war ein geborener Pariſer, und ſein Vater ein obſkurer Handwerker in einem der obſkurſten Viertel der Stadt. Der Sohn hatte das Handwerk ſeines Vaters erlernt. Vermuthlich würde er bis an ſeinen Tod unbekannt geblieben ſeyn, hätte nicht die Revolution ſeine Geiſtes- und Seelenkräfte in einer ganz anderen Sphäre entwickelt. Jung, hochherzig und enthuſiaſtiſch, wie er war, ſchloß ſich Marcel den Männern der Revolution an. Sein Patriotismus dürſtete nicht nach Blut; auch gehörte er nicht zu denen, die bei Gründung der Republik nur ihre eigene Wohlfahrt im Auge hatten. Die Revolutions-Gräuel der Hauptſtadt erregten ſeinen Abſcheu und beſtimmten ihn, auf dem Schlachtfelde ſein Glück zu ſuchen. Er focht als Freiwilliger bei Valmy und dann bei Fleurus — ein Befehl des Konvents ſchickte ihn nach der Vendee, wo er ſich als tüchtiger Offizier und edler Menſch das Vertrauen des Generals Kleber erwarb.

Das Erſcheinen der Witwe und ihrer beiden Töchter, in deren Blicken man die Furcht las, die jede Uniform in jenen Tagen des Schreckens einflößte, machte einen tiefen Eindruck auf Marcel. „Bürgerinnen“, ſprach er mit ehrerbietigem Ernſte, „ich erfülle nur meine Pflicht als Soldat. General Stofflet und ſeine Stabs-Offiziere ſollen vergangene Nacht in dieſer Gegend zugebracht haben; und zwar nennt man Ihr Haus als das einzige, in welchem er Quartier finden konnte. Ich freue mich, daß die Unterſuchung mir übertragen worden iſt, denn ich hoffe, die Strenge der Befehle, die ich empfangen, ſo viel als möglich mildern zu können.“ — „„Wir wohnen hier allein““, ſprach die Dame; „„meine Töchter und ich. Wir leben ſo zurückgezogen als möglich und ganz abgeſchnitten von den Unruhen, die ein Bürgerkrieg in ſeinem Gefolge hat. Zweifeln Sie an meinen Worten, ſo ſteht es Ihnen frei, in meinem Hauſe Nachſuchung anzuſtellen.““

In Marcel's männlichem Antlitz malte ſich einen Augenblick ſein Unwille bei dem Gedanken, daß er in der Eigenſchaft eines Spions oder Polizei-Agenten hier war. Frau von Souland bemerkte dieſen edeln Unwillen und wußte ihn zu ſchätzen. „Ihre Verſicherung“, ſprach der Capitain, „iſt mir ſchon genug; vielleicht darf ich Sie aber bitten, meiner Compagnie ein paar Stunden lang Obdach und einige Erfriſchungen zu geben — wir ſind die ganze Nacht marſchirt, und die Soldaten bedürfen einiger Ruhe.“ — „„Dieſe Gemächer““, verſetzte die Dame, „„ſtehen Ihrer Compagnie zu Dienſten; „„ich will meiner Dienerſchaft die Weiſung geben, für Alles zu ſorgen, was Ihnen angenehm ſeyn dürfte. Mir und meinen Töchtern wird es aber doch unverwehrt ſeyn, während Ihres Aufenthalts in unſeren Gemächern zu bleiben?““

Marcel bewilligte ihr Geſuch mit freundlicher Miene. Kaum hatten die Damen den Saal verlaſſen, als die hungrigen Streiter der Republik hereinſtürzten und über die kalten Speiſen und den Wein herfielen, die man ihnen reichlich ſervirte. Einer von ihnen, den man allgemein für einen geheimen Agenten Carrier's hielt, warf ſich in einen prachtvollen mit Sammet überzogenen Armſeſſel, ſtreckte ſeine über einander gelegten Beine weit aus und ſprach: „Das iſt Alles gar ſchön und angenehm; wir thun uns auf Unkoſten dieſer Ci-devants recht gütlich; allein der eigentliche Zweck, weshalb wir gekommen, darf auch nicht überſehen werden — dieſer feurige Wein und dieſe leckeren Speiſen ſagen uns nichts von Stofflet — Deine Ordre, Capitain, iſt peremptoriſch — dieſes verdächtige Haus iſt ein zu ſicherer Schlupfwinkel — es muß verbrannt werden!“ — „„Meine Ordre““, verſetzte Marcel, „„iſt allerdings ſtreng genug; allein ſie lautet nur dahin, daß ich Stofflet ausfindig machen ſoll, und es iſt unſere Schuldigkeit, dieſes Mannes um jeden Preis habhaft zu werden und ihn der Republik auszuliefern. Aber in dieſem Hauſe wohnen drei ſchuldloſe Frauenzimmer, die mir unmöglich ſo geantwortet hätten, wie ſie gethan, wenn ſie von Stofflet mehr wüßten, als wir. Nein — nein, ſie haben uns gut bewirthet; wir ſind jetzt Alle wieder friſch und marſchfähig — laß uns aufbrechen!““ — „Mit Nichten, Capitain“, ſprach der muthmaßliche Agent; „dazu iſt jetzt noch keine Zeit. Glaubſt Du im Ernſte, daß dieſes reichliche Frühſtück, mit dem wir ſo freundlich bewirthet worden ſind, nur für eine Dame von mittleren Jahren und ihre beiden Töchter bereitet worden iſt? — Gewiß hat man noch andere Perſonen erwartet — und was ſagſt Du dazu, Capitain?“ Mit dieſen Worten überreichte er Marcel einen Brief des Abbé Bernier an Stofflet und ſetzte mit verſtärkter Stimme hinzu: „Dieſen Brief fand ich auf einem der Tiſche dieſes Saales. Er iſt vor drei Tagen datirt, und was ſteht darin? — „„Frau von Souland wird Ihnen meinen Brief einhändigen, ſobald Sie angekommen ſind.““ — Und was folgt daraus, Capitain? Meines Bedünkens nichts Geringeres, als daß General Stofflet allerdings vergangene Nacht hier geweſen iſt, und daß die ehrenwerthe Ariſtokratin ihm das Schreiben eingehändigt hat. Vielleicht ſah er von jenem Fenſter aus die Flammen des Schloſſes Moulevrier — ſie dienten ihm als Warnungs-Signal — er iſt entflohen und hat ſchon einen großen Vorſprung. Kameraden! habt kein unzeitiges Erbarmen — des Vaterlandes Wohl geht über jede andere Rückſicht! Es iſt unſere Pflicht, dafür zu ſorgen, daß der Tyrann hier nie wieder ein Aſyl finden kann!“

Die halb trunkenen republikaniſchen Soldaten verſtanden den Sinn dieſer Worte nur zu gut — ſie ſäumten nicht, dem Winke des herzloſen Ungeheuers Folge zu leiſten. In zwei Minuten waren ſie durch das ganze Haus zerſtreut — Einige ſtürzten in die oberen Gemächer, Andere erbrachen die Keller, und jeder Winkel wurde durchwühlt und geplündert. Die roheſten Flüche, die unzüchtigſten und abſcheulichſten Geſänge hallten in dem Gebäude wieder. Die unglückliche Frau von Souland und ihre zitternden Töchter hörten ſelbſt in dem abgelegenen Zimmer, wo ſie ſich eingeſchloſſen hatten, das Gebrüll der zügelloſen Bande. Die Töchter, welche von dem Grauſen des Bürgerkrieges ſchon öfter Zeugen geweſen, ſuchten ihre vortreffliche Mutter zu tröſten und zu ermuthigen. „Wir werden bald ohne Obdach ſeyn“, ſprach die ältere Tochter; „aber in unſerem Elend und in unſerer Verbannung kann uns der Gedanke glücklich machen, daß wir einen der edelſten Vertheidiger der Königlichen Sache beherbergt haben.“ Frau von Souland drückte ihre beiden Kinder mit Thränen an ihr Herz.

Plötzlich hörte man die Bluthunde ſchreien: „Stecket das Haus in Brand! Scheucht den Fuchs mit Rauch aus ſeinem Schlupfwinkel!“ Und ſogleich ſtürzten Alle hinaus, machten Fackeln, wozu ihnen die rings um das Schloß wachſenden Geniſte Material gaben, legten an verſchiedenen Stellen Feuer an und umringten dann das Gebäude in einiger Entfernung, um keinen Menſchen aus den rauchenden Trümmern entwiſchen zu laſſen. Sobald die zerſtörende Flamme an den Mauern emporloderte, eilte die unglückliche Frau von Souland auf den Balkon über dem Eingang. Ihre beiden Töchter hatten ſich in einem Zuſtande halber Bewußtloſigkeit an ihre Arme feſtgeklammert. „Um Gottes Willen“, rief ſie mit verzweifelter Stimme, „ſtellt eine Leiter an — nicht für mich — nicht für mich — für meine armen Kinder! O, rettet ſie!“ Bei dieſen Worten hob ſie eines der theuren Kinder vom Boden auf, um das Mitleid der Mordbrenner zu erregen. Carrier's Agent lächelte teufliſch. „Capitain“, ſprach er, „ich hätte wohl Luſt, auf dieſe royaliſtiſche Brut

Digitized by Google

anzulegen.“ — „„„Der Erſte, welcher feuert, iſt des Todes“““, donnerte Marcel in wüthender Erbitterung. „„„Er fällt durch meine Hand!“““ In demſelben Augenblick fielen zwei Schüſſe, und im nächſten lagen zwei von den drei Opfern auf dem Balkon in ihrem Blute. Marcel ſtürzte gegen den Mann des Volkes los, der dieſe That gethan hatte, und ſchrie: „Böſewicht, Du haſt Deine gräßliche Abſicht erfüllt — jetzt erfülle ich die meinige.“ Mit dieſen Worten hielt er die Mündung ſeines Piſtols dicht an den Kopf des Barbaren, drückte los, und der Mörder war eine Leiche.

Dies war ein verzweifelter Schritt. Die kaltblütige Feſtigkeit Marcel's und der Anblick des gefallenen Ungeheuers hatten eine mächtige Wirkung auf die Soldaten — ſie ſtarrten voll Erſtaunen vor ſich hin, murrten aber nicht. „Es waren Drei“, rief Marcel; „nur Zwei von ihnen ſind gemordet! Bürger, helft mir die Dritte aus den Flammen retten!“

Die Soldaten gaben ihre Bereitwilligkeit einſtimmig zu erkennen. Der Balkon wurde erſtiegen — Marcel ſtürzte an den Leichen der gemordeten Opfer vorbei und mitten ins Haus; er bahnte ſich ſeinen Weg über die krachenden Balken und durch den dicken Rauch, welcher die entfernteren Seiten des Gebäudes noch füllte. Eine ſchauerliche Unthat war begangen, und Marcel hatte geſchworen, die brennenden Trümmer nicht eher zu verlaſſen, bis er die unglückliche Waiſe, die noch übrig war, dem Verderben entriſſen hätte. Vergebens war ſein Bemühen — er konnte keine Spur von dem Mädchen entdecken; die Flammen ſchlugen empor; ſeine Lage wurde immer gefahrvoller. Endlich, als der letzte Hoffnungsſtrahl ſchon verbleichen wollte, entdeckte er am Ende eines Korridors, den die Flamme jetzt erſt ergriff, eine am Boden liegende weibliche Geſtalt. Mit einem Sprunge befand er ſich an der Stelle, wo ſie lag; ſie war bewußtlos und leichenkalt, aber ſie athmete noch. Marcel richtete ſie auf, nahm ſie in ſeine Arme und eilte über den brennenden Flur zurück, bis er den Balkon wieder erreicht hatte. Zu ihrem Glücke konnte die Arme nicht bemerken, daß die Flammen ſchon an den blutbefleckten Leichnamen ihrer Mutter und Schweſter nagten, über welche ihr edler Retter hinwegſchreiten mußte. Die Leiter, auf welcher Marcel hinangeſtiegen war, wurde von den Leuten unten feſt gehalten, und Marcel brachte das ſchuldloſe Geſchöpf glücklich hinab. Jetzt floß ſein edles Herz über; Dankbarkeit trat an die Stelle der Unerſchrockenheit und Thränen ſtürzten aus ſeinem Auge.

„Freunde“, ſprach er zu den Soldaten, „laßt uns das Werk der Sühne, welches ſo glücklich begonnen iſt, auch vollenden — laßt uns dieſes hülfloſe Mädchen beſchützen, die ſonſt nirgends mehr Schutz finden kann.“ Der Aufruf hatte ſeine Wirkung — das arme Geſchöpf war nicht mehr eine Ariſtokratin, eine Royaliſtin — ſie war eine verlaſſene Waiſe, die der Capitain vom Tode errettet hatte. Alle zeigten ſich mit Marcel einverſtanden. Der edelherzige Mann wachte mit brüderlicher Sorgfalt über dem jugendlichen Schützling und ſtellte ſeinen Kameraden vor, daß es gebieteriſche Nothwendigkeit ſey, die Unglückliche von dieſer Scene des Schreckens zu entfernen, ehe ſie aus dem Zuſtande wohlthätiger Bewußtloſigkeit, in welchem ſie ſich befand, wieder erwacht ſeyn würde. Man legte ſie auf eine Art von Bahre und trug ſie behutſam von dannen. Endlich erwachte ſie — ein Augenblick, dem ihr Retter mit klopfendem Herzen entgegengeſehen. (Fortſetzung folgt.)

Rußland.

Die Deutſchen in Rußland.

(Fortſetzung.)

Lievland ſteht zwiſchen Kurland und Eſthland in der Mitte. Wenn auch ſeine Adeligen ſich nicht ſo entſchieden alle dem Staatsdienſte weihen, wie die Eſthland's, ſo glänzen doch auch die meiſten ſeiner ausgezeichneten Namen in den höchſten Chargen.

Es iſt freilich der Adel dieſer Provinzen, der vorzugsweiſe zu den höchſten, namentlich militairiſchen und diplomatiſchen Chargen gelangt. Doch iſt er es keinesweges ausſchließlich; vielmehr wetteifern mit ihm die Söhne der Prediger und Kaufleute in der Erlangung hoher Ehrenſtellen. Barklay de Tolly war nicht der einzige Rigaſche Kaufmanns-, und der ausgezeichnete Corps-General Grabbe nicht der einzige Lievländiſche Paſtoren-Sohn, ſo wie Rüdiger nicht der einzige aus dem Advokatenſtande, die auf dieſer Bahn weit gelangten.

Es iſt kein zweites Land in Europa, das, mit Rückſicht auf ſeine bisherigen Zuſtände, ſo viel Neues ſchafft und in ſo fortſchreitender Ausbildung begriffen iſt, wie Rußland. Es bedarf daher der klugen Köpfe und thätigen Arme in hohem Grade, und Jeder, der Hand anlegen kann, iſt ihm willkommen. Hierzu kommt, daß die Ruſſen, die unter ſich nur Adel und Bauern kennen, den gebildeten Deutſchen, den ſie doch unmöglich zu den Letzteren rechnen können, faſt durchweg als zum Adel gehörig anſehen, er mag nun von Geburt ihm angehören oder nicht. Aus beiden Urſachen wird wenig nach der Geburt des Deutſchen gefragt und nach den Ahnen, die ſeine Vorhallen zieren, vielmehr werden nur ſeine eigenen Talente in die Waagſchale gelegt. Da ferner die Fach-Eintheilung der Geſchäfte in Rußland eben ſo wenig ſcharf iſt, als die Sonderung der Stände, und dort vielmehr ein Uebergehen aus der Kavallerie zur Infanterie, aus der Artillerie zur Garde, aus dem Militair zum Civil, aus dem Adminiſtrativfach zur Geſetzgebung, aus dem Forſtfach ins Bergwerk ſehr leicht iſt, ſo iſt es auch ziemlich einerlei, nicht nur wer, ſondern auch wo man die Stufenleiter der Ehren zu erklimmen beginnt. Man widmet ſich nur eben im Allgemeinen dem Dienſt, tritt ein, wo man die nächſte Gelegenheit findet, ſchreitet vor und vor, und hat man Talent, Energie und Regſamkeit, ſo kann man ſicher darauf rechnen, zu hohen Würden zu gelangen.

Die zunächſt aus dem Auslande eingewanderten Deutſchen haben freilich noch anfangs mit gar mancherlei Hinderniſſen zu kämpfen, mit der Akklimatiſirung des Körpers und Geiſtes, wie der Erlernung der Sprache u. ſ. w., um vorwärts zu gelangen. Aber wenn ſie ſich durch ihre Tüchtigkeit einigermaßen Ruf und Freundſchaft erworben haben, ſo werden gewiß dermaleinſt ihre Söhne, denen ſie mit Rath zur Seite gehen können und die mit der beſſeren Kenntniß Rußlands den Vortheil verbinden, einem tüchtigen Deutſchen Vater nahe geſtanden zu haben, es weit bringen. Die Söhne aus Deutſchland eingewanderter ausgezeichneter Aerzte, Profeſſoren, Ingenieure oder Bergleute haben immer mit ziemlicher Sicherheit auf eine glänzende Zukunft zu rechnen.

In Deutſchland ſeufzt wohl mancher arme gedrückte Geiſt am niedrigen Schreibertiſche; manches ausgezeichnete Talent quält ſich auf der dornigen engen Felſenbahn vergebens. Der tüchtigen Menſchen ſind ſo viele, und der Eine hindert den Anderen. In Rußland dagegen fühlt ſich der thatluſtige Deutſche wie in einem anderen Elemente, das ihn trägt und hebt. Man bedarf ſeiner. Er ſieht ſich aufgeſucht. Alles ordnet ſich ihm leicht unter. Sein Deutſchthum allein ſchon giebt ihm ein Gewicht, das er in ſeinem Vaterlande, wo alles Nichtdeutſche mehr gilt, nicht in ſich fühlte, und ſo ſteigt er ſicher und raſch empor.

2) Der Einfluß der Deutſchen als Gelehrte, Aerzte u. ſ. w.

Wenn etwas des Deutſchen eigenthümliches Fach iſt, ſo iſt es die Wiſſenſchaft. Es iſt daher natürlich, daß er dieſe in Rußland, wo man ſo leicht des Deutſchen Verdienſte anerkennt, vor allen Dingen geltend mache. Vor den Kenntniſſen und der Gelehrſamkeit eines Deutſchen hat daher jeder Ruſſe durchweg eine ſolche Achtung, daß er gleich von vorn herein ohne Weiteres die Segel vor ihm ſtreicht. Und wenngleich dem Anſchein nach in neuerer Zeit, wo auch unter den Ruſſen nicht wenige Forſcher und Gelehrte ſich hervorzuthun angefangen haben, dieſe gute Meinung vom Deutſchen etwas vermindert zu ſeyn ſcheint, ja die Ruſſen, im freudigen Bewußtſeyn, auch etwas geleiſtet zu haben, ſchon hier und da anfangen, ſich aufs hohe Pferd zu ſetzen und auf ihre bisherigen Lehrmeiſter herabzuſehen, ſo iſt dies doch nur ſcheinbar, dauert nur ſo lange, als ſie unter ſich ſind, und dem Deutſchen gegenüber nehmen ſie gern Hut und Maske ab.

Die beiden in der Achtung des einheimiſchen wie auswärtigen Publikums am meiſten hochgeſtellten gelehrten Inſtitute Rußlands ſind die Dorpater Univerſität und die Petersburger Akademie. Beide ſind ganz auf Deutſchem Fuß eingerichtet und von Deutſchen Gelehrten geleitet. An der Univerſität zu Dorpat ſind ſämmtliche Profeſſoren — mit einer einzigen Ausnahme — Deutſche, und bei der Petersburger Akademie gehören ebenfalls die ausgezeichnetſten Namen unſerer Nationalität an. Auch auf den übrigen fünf Ruſſiſchen Univerſitäten findet man neben den Ruſſiſchen wenigſtens einige Deutſche Profeſſoren, und auch bei denſelben gehen gewöhnlich immer die ausgezeichnetſten Leiſtungen von einem Deutſchen Namen aus.

Die Univerſität Dorpat hat wohl entſchieden von allen dieſen wiſſenſchaftlichen Inſtituten den ausgedehnteſten Wirkungskreis. Ein Dorpater Profeſſor iſt in ganz Rußland ein Weſen, dem man den größten Reſpekt erweiſt und bei deſſen Namen und Titel man ſich an Alles, was der Parnaß Glänzendes und Blendendes hat, zu erinnern ſcheint. Es iſt überall eine Empfehlung, in Dörpt*) ſtudirt zu haben, und jährlich ſendet dieſe Univerſität eine große Partie von geſchulten Leuten, Aerzten, Predigern, Lehrern und Profeſſoren aus, die ſich in dem großen Reiche vertheilen.

Vor allen Dingen iſt die Univerſität Dorpat die Pflanzſchule und das Treibhaus für die Ruſſiſchen Profeſſoren. Nicht nur werden häufig junge Privat-Docenten und außerordentliche Profeſſoren von dort nach Ruſſiſchen Univerſitäten ins Innere als ordentliche Profeſſoren verſetzt, ſondern es exiſtirt hier auch ein eigenes ſogenanntes Profeſſoren-Inſtitut, in welchem junge Leute gleich von vorn herein planmäßig zu akademiſchen Lehrern ausgebildet werden.

Faſt noch wichtiger aber erſcheint ſie als Bildungsſchule der Aerzte, mit denen ſie ganz Rußland verſieht. Jährlich gehen von Dorpat eine Menge junger Deutſcher Mediziner aus, die ſich in den Städten des Innern oder als Hausärzte bei Ruſſiſchen Großen niederlaſſen. Die vornehmſten Aerzte in allen größeren Städten ſind durchweg Deutſche, entweder von Dorpat ausgegangene oder aus Deutſchland eingewanderte. Auch die Leib-Aerzte des Kaiſers und der Kaiſerlichen Familie ſind faſt ſämmtlich Deutſche.

Die Prediger und Theologen, die von Dorpat, für das Innere von Rußland beſtimmt, ausgehen, ſind natürlich nur zunächſt dazu berufen, die dort befindlichen Deutſchen Gemeinden als Seelenhirten zu leiten. Das Vertrauen aber, das der Ruſſe dem

*) Ruſſiſcher Name für Dorpat.

Digitized by Google

Deutſchen ſchenkt, führt ihn überall über ſeinen nächſten Wirkungskreis hinaus; und ſo insbeſondere den lutheriſchen Prediger, der natürlich vorzüglicher Hochachtung genießt. Die Deutſchen Prediger im Innern Rußlands kommen daher mit ſo mancherlei Menſchen in Verbindung, erhalten ſo vielfache Aufträge und Geſchäfte, die zu ihrem Amte gar keine Beziehung haben, daß ihre Stellung dadurch eine ganz eigenthümliche und in vieler Hinſicht ſehr bedeutungsvolle wird.

Im Lehrfache und als Hofmeiſter hatten früher die Franzoſen vor den Deutſchen den Vorrang. Allein jetzt ſind die Deutſchen Lehrer und Erzieher mehr geſucht, als die Franzöſiſchen. Im Jahre 1832 waren in Petersburg nach dem Journal des Miniſteriums des Innern 157 Lehrer aus dem Auslande, unter ihnen 85 Deutſche; die übrigen, außer einigen Engländern, meiſtens Franzoſen und Schweizer. — Zu jenen 85 konnte man aber noch faſt eben ſo viel inländiſche Deutſche Lehrer fügen. — Im Innern Rußlands findet man jetzt entſchieden mehr Deutſche an der Spitze von Privat-Schulen und Erziehungs-Anſtalten, als Franzoſen, und in den meiſten Häuſern der Ruſſiſchen Großen iſt einem Deutſchen die Leitung der Kinder-Erziehung übertragen, während oft ein Franzoſe nur noch als Gehülfe erſcheint. An der Spitze faſt aller von der Kaiſerin Maria in den Haupt- und Gouvernements-Städten geſtifteten und für die Bildung der Ruſſiſchen Frauen ſo äußerſt thätigen ſogenannten Fräulein-Inſtitute (instituts des demoiselles nobles) ſtehen Deutſche Damen, in der Regel höchſt gebildete Frauen aus Liefländiſchen adeligen Familien. Eben ſo findet man an Ruſſiſchen Gymnaſien und Lyceen weit häufiger Lehrer Deutſcher Zunge, als von irgend einer anderen nicht-Ruſſiſchen Nationalität.

3) Die Deutſchen als Kaufleute, Handwerker, Künſtler u. ſ. w.

Wie viel Bedrücktes, Schiffbrüchiges und Ausſichtsloſes hat ſich nicht ſchon in Lübeck eingeſchifft, hat, unter Furcht und Hoffnung ſchwebend, die Oſtſee durchkreuzt und iſt in Rußland zu Brod und Ehren gelangt. Schneider, Schuſter, Maurer, Weber, Maler, Muſiker ſtranden alle Jahre eine Menge in Petersburg an, und ſieht man ſich nach einiger Zeit nach ihnen um, ſo findet man ſie hier oder dort an der Wolga oder am Schwarzen Meer, in Sibirien oder am Kaukaſus wohlbeſtallt, ſatt, rundlich und zufrieden. Wie manches Kleeblatt Deutſcher Lumpaci-Vagabunden überſchritt ſchon die Ruſſiſche Gränze und bekleidete und begraſte ſich nachher hier ſo, daß es, des Vaterlandes uneingedenk, ſich im Lande der Lothophagen dünkte.

Deutſche Waare, Deutſche Arbeit ſtehen in Rußland in ſo hohem Anſehen, daß ein Deutſcher Handwerker gewiß ſchon ein äußerſt arger Pfuſcher ſeyn muß, wenn es mit ihm nicht vorwärts geht. Die Deutſchen Handwerker in Petersburg leben wie in Abraham's Schoße. Und ein Tiſchler- oder Schneider-Talent, das in Deutſchland vielleicht höchſtens ſein ordentliches Zimmerchen und ſein anſtändiges Auskommen hätte, lebt dort im Ueberfluß und prächtigen Wohnungen, die oft den Paläſten der Vornehmen nicht nachſtehen. Unſer Schneidermeiſter wird dort zum tailleur-marchand, unſer Mühlenbauer macht ſich zum Mechanikus, und unſer Tiſchler etablirt alsbald ein elegantes Möbel-Magazin, während der Tuchſcheerer nicht lange ſäumt, eine Tuchfabrik zu errichten und mit ſeinen eigenen Waaren die Meſſen zu beziehen. Es giebt in Petersburg Tiſchler, die ſich Millionen zuſammenhobelten, Schneider, die ſich Paläſte zuſammennähten, Klavierbauer, die ihre Töchter an Ruſſiſche Generale verheiratheten, und Schuſter, deren Luxus den Neid manches Deutſchen Barons erregen könnte. — Anfangs arbeiten dieſe Leute ſelbſt. Haben ſie aber erſt etwas Kapital, ſo nehmen ſie Ruſſen in ihren Sold, die ihnen billige und gute Dienſte leiſten, und leiten dann nur noch als Fabrikherren deren Beſchäftigungen. Wie in Petersburg, ganz eben ſo iſt es auch in den größeren Städten der Provinzen. Auch hier fühlen und benutzen die Deutſchen Handwerker ihre große Ueberlegenheit über die Ruſſen, werden wohlhabend, leben im Ueberfluß und kommen, vermöge der guten Meinung, die man von ihnen hegt, und der Bildung und Redlichkeit, die man bei ihnen vorausſetzt, mit Klaſſen der Geſellſchaft in Berührung und ſehen ſich in Kreiſe gezogen, denen ihre Stellung in Deutſchland ſie nie nahe brachte. Die Deutſchen dünken ſich ein Metall von edlerem Schlage als die Ruſſen, und dieſe beſtärken ſie durch vielfache Anerkennung in dieſem Glauben. Eine junge gebildete Deutſche Handwerkstochter im Innern Rußlands wirft ſchon ihre Augen auf Orden und Epauletten, die ihr in Deutſchland ganz unerreichbare Sterne waren. Nichts iſt häufiger als Heirathen zwiſchen armen Deutſchen und reichen Ruſſen, und man findet manchen Herrn Meyer oder Müller, deſſen Frau eine geborne Fürſtin G . . . oder K . . . iſt, und manche Fürſtin X. oder Y., die bei der Nadel ihres Deutſchen Vaters aufwuchs.

Das große Vertrauen, das die Ruſſen der Gewiſſenhaftigkeit und Ehrlichkeit der Deutſchen ſchenken, kann dieſe nur ehren, und es wäre ſchön, wenn ſie dies Vertrauen immer rechtfertigten. Gewöhnlich trauen die Ruſſen dem Deutſchen viel mehr zu als ihren eigenen Brüdern, und wenn ein Ruſſe Jemanden etwas recht Gewichtiges und Werthvolles anzuvertrauen hat, oder wenn er eines aufrichtigen und intimen Freundes Rath bedarf, wählt er gewiß eher einen Deutſchen zu ſeinem Vertrauten, als einen Ruſſen. Wo daher im Inneren Rußlands ein Deutſcher ſich anſäſſig macht, den ſeine Vermögensumſtände und Geſchäfte ein wenig unter die Menſchen bringen, da ſieht er ſich bald zum leitenden Mittelpunkte einer Menge von Angelegenheiten und Geſchäften erhoben und tritt oft als Adelsmarſchall an die Spitze der umwohnenden Gutsbeſitzer, oder wird doch als geiſtreicher Geſellſchafter, als talentvoller Sänger und Whiſtſpieler die Zierde und der Tonangeber in ſeinen geſelligen Kreiſen.

Die jetzt aufblühenden Fabriken im Innern Rußlands haben auch häufig Deutſche Fabrikmeiſter an der Spitze. Von Deutſchen Kaufleuten findet ſich die größte Kolonie natürlich in St. Petersburg, wenn man nämlich von Riga, Libau, Wiborg u. ſ. w., welches ja völlig Deutſche Plätze ſind, abſieht. Doch ſind auch ſonſt in allen anderen Ruſſiſchen Seeplätzen, in Archangel, Odeſſa u. ſ. w., mehrere Deutſche Häuſer. Unter jenen Petersburger Deutſchen Kaufherren, die entſchieden das Hauptcorps und den Kern der ganzen Petersburgſchen Kaufmannſchaft bilden, finden ſich Bürger aus allen Deutſchen Handelsſtädten, insbeſondere aus den Ruſſiſchen Oſtſeeplätzen Eingewanderte. Alte Petersburger Stamm-Häuſer giebt es wohl kaum unter ihnen. Da ihre Söhne gewöhnlich entweder zu ehrenreicheren Gewerben übergehen oder ſich mit dem Reichthum ihrer Väter außer Landes zurückziehen, ſo kann man dieſe Kolonie als in beſtändiger Erneuerung begriffen anſehen. Die alten Etabliſſements verſchwinden ſchnell, und es treten immer neue an ihre Stelle. Uebrigens zeichnen ſich die Deutſchen Kaufleute Petersburgs durch große Humanität, eine feinere Artigkeit im Weſen und Benehmen und eine kosmopolitiſchere Bildung aus, als unſeren einheimiſchen Kaufleuten ſonſt eigen zu ſeyn pflegt. Sie nehmen in Rußland, wo ſich Alles mehr miſcht und aſſimilirt, als bei uns, mit Beibehaltung ihres trefflichen Deutſchen Fonds, eine gewiſſe Politur an, in der offenbar die Slawen ihre Lehrer waren. Im Inneren Rußlands giebt es aber, was bemerkenswerth iſt, gar keine Deutſche Kaufleute, weder ſolche, die den großen inneren Handel betreiben, auf den Meſſen und in den Goſtinnoi Dwor's, noch den kleineren Krämerhandel auf den Märkten und in den Buden. Dieſer Handel iſt bei den beſonderen Natur-Verhältniſſen des Landes zu eigenthümlich, als daß hier Fremde mit den Ruſſen wetteifern könnten. Dazu haben die Ruſſen, denen ſonſt alles Genie zum großartigen überſeeiſchen Handel abgeht, ein ſo höchſt merkwürdiges Talent im Klein-Kram, daß ſie hier alle Konkurrenz der Deutſchen völlig ausſchließen und die Kaufmannſchaften der Ruſſiſchen Städte, die im Goſtinnoi Dwor verſammelt ſind, einzig und allein und ausſchließlich aus Ruſſen und zwar nur aus eigentlichen Großruſſen beſtehen. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Mittelalterliche Studien. Ein wichtiges und anziehendes Werk zur näheren Kenntniß des Mittelalters iſt ſo eben in Italien erſchienen. Herr Luigi Cibrario in Turin, früher bereits durch hiſtoriſche Arbeiten bekannt, hat eine Monographie „über den Staatshaushalt des Mittelalters" herausgegeben *). In drei Büchern behandelt der Verfaſſer darin den politiſchen, den ſittlichen und den ökonomiſchen Zuſtand des vom Ende des fünften bis gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts reichenden tauſendjährigen Zeitabſchnitts, welchen wir das Mittelalter zu nennen pflegen. Natürlich iſt es zunächſt Italien, das der Verfaſſer dabei im Auge hat, doch auch auf andere Länder wirft er gelegentlich einen belehrenden Ueberblick. In dem erſten Buche werden vornehmlich die Einflüſſe erörtert, welche die Invaſion der Barbaren auf das Leben und die Geſittung der ehemaligen Römer gehabt; die Begründung des Feudal-Syſtems, ſo wie der kirchlichen und der ſocialen Hierarchie, der Urſprung der Gemeinden und das Völker- oder Fauſtrecht, wie Krieg oder Frieden es mit ſich brachten, werden dargeſtellt. Im zweiten Buche iſt es die Macht der religiöſen Ideen und deren Einfluß auf viele Inſtitutionen des Mittelalters, wie namentlich Klöſter und Ordensbrüderſchaften, was erläutert wird. In vier Kapiteln ſpricht der Verfaſſer von dem häuslichen Leben, von den Feſten, ſo wie von dem Zuſtande der Wiſſenſchaften und Künſte bei den Völkern jener Periode. Das dritte Buch endlich, welches die ökonomiſchen Zuſtände beſchreibt, dürfte wohl die meiſten neuen Aufſchlüſſe enthalten, da der Verf. hierbei aus Chroniken und Handſchriften geſchöpft hat, die bisher noch wenig bekannt ſind. Intereſſant möchten beſonders die Tabellen ſeyn, die uns über die Preiſe des Getraides, der Hausthiere und vieler anderen Dinge, namentlich Handarbeiten ꝛc., aus dem Zeitraume vom Jahre 1289 bis zum Jahre 1397 mitgetheilt werden und die der Verfaſſer aus den in den Archiven von Piemont befindlichen Dokumenten geſchöpft hat. Wir bekommen dadurch einen Begriff von dem Zuſtande des Ackerbaues und des Gewerbfleißes im Mittelalter, von dem Werthe, den die Tagearbeit damals gehabt, und von den verſchiedenen Abſtufungen, wonach Prieſter und Laien, Krieger und Magiſtratsperſonen beſoldet und hochgehalten wurden. Dem Hiſtoriker wie dem Statiſtiker bietet das Werk des Herrn Cibrario eine Fundgrube von neuen Materialien dar.

*) Della economia politica nel medio evo. Libri III. — Turin, Bocca, [illegible].

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 71. Berlin, Freitag den 14. Juni 1839.

England.

Biſchof Goodman und ſeine Zeit *).

Der Biſchof Goodman, welcher in der Zeit der Königin Eliſabeth und des Königs Jakob I. lebte, gehörte zu jenen gewiſſenhaften Männern, die in der einen Kirche ſeine Pfründen verzehren, während ſie ihr Seelenheil in der anderen ſuchen. Er bekleidete die Würde eines Anglikaniſchen Biſchofs; aber ſein Hang zum Katholizismus war ſo offenkundig, daß man ihn deshalb bei dem Könige verklagte. Unter anderen Dingen wurde ihm zur Laſt gelegt, daß er ein Kruzifix zu Windſor wieder aufgerichtet und verſchiedene Stellen dieſes Kruzifixes mit Bildniſſen des Erlöſers geſchmückt habe **). Alle übrige Beſchuldigungen überwog aber Laud's Zeugniß; denn Goodman hatte dieſem geiſtlichen Würdenträger auf der Synode vom Jahre 1640 peremtoriſch erklärt, ſein Gewiſſen erlaube ihm nicht, die neuen kanoniſchen Satzungen zu unterſchreiben. Vergebens bedeutete ihm Laud, eine ſo überraſchende Weigerung könne in einer Zeit, wie der damaligen, dem Klerus und der Kirche nur ſehr nachtheilig ſeyn. Goodman blieb hartnäckig und mußte, nachdem er, wie es die Sitte erheiſchte, drei Mal ermahnt worden, in das Staats-Gefängniß wandern. Der Herausgeber des vorliegenden Werkes giebt ſich Mühe, uns zu beweiſen, daß Biſchof Goodman ſehr wohl glauben konnte, was er glaubte, und verwerfen, was er verwarf, ohne darum ein ſchlechter Proteſtant zu ſeyn; aber gewiß hat ihn hier ſein edelmüthiger Eifer irre geleitet. Goodman war ohne Zweifel ein Krypto-Katholik, und nicht etwa ein bloßer Eklektiker in Sachen des Glaubens. Er liebte den Pomp des katholiſchen Gottesdienſtes, vertheidigte die Werkheiligkeit und erklärte noch in ſeinem letzten Willen, jedes andere Bekenntniß könne nur inſofern zum Heile führen, als es mit den Lehrſätzen der Römiſchen Kirche übereinſtimmte.

Wir wollen dem Biſchof ſeine ſubjektiven Grundſätze nicht zum Vorwurfe machen — von dieſen brauchte er nur ſeinem Schöpfer Rechenſchaft zu geben. Mit großem Rechte aber können wir ihm vorwerfen, daß er der einen Kirche zugethan war und aus den Fonds der anderen ſeine Taſchen füllte. Er beging damit ein Verbrechen an beiden Kirchen und einen doppelten Verrath an dem gerechten Fürſten, in deſſen Dienſt er ſtand. Laſſen wir aber dieſen Punkt, der ſeinen perſönlichen Charakter betrifft, jetzt auf ſich beruhen und heben wir einige Stellen ſeiner Denkwürdigkeiten aus, um dem Leſer zu zeigen, wie angenehm, launig und verſtändig der Biſchof ſchreiben konnte, obgleich ſein Stil an der ſchleppenden Unbehülflichkeit des Zeitalters laborirte.

Im Verlaufe der ſogenannten großen Rebellion bemeiſterten ſich die Inſurgenten des Hauſes Goodman's und warfen ſeine Bücher und Papiere auf die Gaſſe. Der Biſchof bezog eine Privat-Wohnung in Weſtminſter, wo die Rache des Volkes ihm weniger anhaben konnte, und verfaßte daſelbſt vorliegendes Memoire, eine Art von Histoire de son Temps, worin man eine größtentheils chronologiſch geordnete Auswahl von Begebenheiten und Charakterzügen findet, die zu Ergänzung des Gemäldes jener Epoche intereſſante Beiträge liefern. Wir entdecken in dieſen Memoiren keinen Parteigeiſt, oder wenigſtens nicht mehr Spuren deſſelben, als man in den Schriften einer Perſon, deren Anſichten eine entſchiedene Richtung genommen, vernünftiger Weiſe vorausſetzen kann.

Die folgende daraus entlehnte Erzählung iſt ſo echt dramatiſch und einem der Spaniſchen Schwert- und Mantelſtücke ſo frappant ähnlich, daß wir nicht umhin können, ſie ganz mitzutheilen. Der Graf von Eſſex war nach dem Tode ſeines Schwiegervaters Walſingham (1590) bei der Königin Eliſabeth wieder in Gunſt getreten, und er glaubte, das Vertrauen ſeiner Gebieterin wirkſamer zu erhalten, wenn er den Leibarzt Ihrer Majeſtät in ſein Intereſſe zöge. Laſſen wir jetzt den Biſchof erzählen:

„Graf Eſſex ſprach nun mit Dr. Lopez, dem Arzte der Königin (einem Portugieſiſchen Juden von Geburt), und ſagte ihm, daß die Königin viele Feinde habe — die Spanier haßten ſie — die Papiſten thäten ihr jedes Leid an, das in ihren Kräften ſtände; ſie ſey alt und kinderlos, und doch hinge die ganze Wohlfahrt des Reiches von ihrem Leben ab. Es wäre unmöglich, alle Pläne der Feinde zu entdecken und alle ihre Anſchläge im Einzelnen zu vereiteln; wohl aber dürfte man hoffen, daß alles Unheil abgewendet werden würde, wenn Ein Individuum ihr Vertrauen in ſich zu konzentriren verſtände. „Nun aber", ſagte Eſſex, „wüßte ich keinen Menſchen am Hofe, der dieſem Geſchäfte beſſer gewachſen wäre, als Ihr, Dr. Lopez. Gehet alſo zur Königin und bittet ſie um Erlaubniß, den Plan ins Werk ſetzen zu dürfen." — Lopez entgegnete: „„Dieſes Unternehmen, Mylord, iſt ſehr gewagt; Ihr ſtehet jetzt bei der Königin in Gunſt; allein wir wiſſen nicht, wie lange Ihr dieſer Gunſt Euch erfreuen werdet. Ihr könnt ſterben, und alsdann ruht die ganze Verantwortung auf mir. Geſtattet mir wenigſtens etwas Bedenkzeit."" — Unterdeß eröffnete Eſſex der Königin ſein Vorhaben; Lopez that ein Gleiches, ſobald er eine ſchickliche Gelegenheit fand. Die Königin ſagte ihm, es ſey nicht ſeines ärztlichen Amtes, in ſolcher Art zu praktiziren; jedoch wolle ſie ihm die Sache anheimſtellen; und gelänge es ihm, ihr einen Dienſt zu erweiſen, ſo ſolle er nicht unbelohnt bleiben. — Nun machte ſich Lopez daran und ſchrieb an verſchiedene ſeiner Freunde in Spanien und in Portugal, daß er, obgleich in England ſeßhaft, ſeiner Vorliebe für das Vaterland nicht entſagen könnte — daß es ihn ſehr ſchmerzte, die großen Verluſte, die ſein Vaterland erlitte, mit anſehen und davon Zeuge ſeyn zu müſſen, wie die Königin jedes Mittel ergriffe, um ſeinen Landsleuten Vortheile abzugewinnen — daß er gern Alles, was ſeine Kräfte vermöchten, thun wollte, um dem Vaterlande nützlich zu ſeyn. Er gelobte, es würde ihm keinen Skrupel machen, ſelbſt einen Mord zu begehen, wenn er damit das Leben vieler hundert würdiger Perſonen erhalten könnte, und wär' es auf Koſten ſeines eigenen Lebens u. ſ. w. Diejenigen, an die er ſchrieb, ließen ſich ſeine Anerbietungen ganz wohl gefallen, ermuthigten ihn und verſprachen ihm eine gute Belohnung. Es entſpann ſich nun eine ſtarke Korreſpondenz; ſo oft Lopez wichtige Mittheilungen erhielt, ſetzte er zuerſt die Königin und dann den Grafen Eſſex davon in Kenntniß; darauf ging Eſſex an den Hof und berichtete der Königin das Nämliche; die Königin aber lachte ihm ins Geſicht, weil ſie Alles ſchon erfahren hatte. So wurde der Graf mehrmals getäuſcht und beſchämt; und in Folge deſſen entſpann ſich zwiſchen ihm und Dr. Lopez große Feindſchaft. Ohne Zweifel ſpielte Eſſex dem Doktor manchen empfindlichen Schabernack; denn als Lopez eines Tages in Windſor mit Don Antonio, einem vornehmen Portugieſen, und mit dem flüchtig gewordenen Secretair des Königs von Spanien (welche Beide in Windſor wohnten), ſchmauſte und zechte, ließ er ſich gegen Eſſex in bitteren Schmähungen aus, machte geheime Krankheiten namhaft, von denen er ihn kurirt habe, und ſuchte ihn auf alle Weiſe zu blamiren. Sobald aber Lopez ſich entfernt hatte, gingen die Beiden ſtracks zu dem Grafen, an deſſen Gunſt ihnen gelegen war, und berichteten ihm alle die unanſtändigen Reden des Doktors. Der Graf entbrannte von Zorn und beſchloß, ohne Verzug ſich zu rächen. Er ſagte der Königin, daß Lopez ein ausgemachter Schurke ſey, der in dringendem Verdacht ſtehe, mehrere Perſonen, darunter auch ſeinen (des Grafen) Schwäher vergiftet zu haben, auch zweifle er nicht, daß derſelbe ſaubere Patron den Schurken auf beiden Seiten ſpielen und ſich's einfallen laſſen könnte, Ihre Majeſtät ſelber zu vergiften. Wirklich vermochte ſeine Ausſage ſo viel über die Königin, daß Dr. Lopez als Hochverräther arretirt und in den Tower geſchleppt wurde. Als er daſelbſt ſich befand, ſchickte er verſchiedene Botſchaften an die Königin und appellirte an die Weisheit Ihrer Majeſtät. Die Königin antwortete ihm huldreichſt, er ſolle wegen deſſen, was er ihr offenbart, nicht in Nachtheil kommen; wenn aber ſonſt Etwas ihm zur Laſt gelegt würde, ſo müſſe er ſich verantworten. Im Verlaufe des Prozeſſes fand man ihn ſchuldig; er aber betheuerte ſeine Unſchuld vor Gott und offenbarte nicht die Geheimniſſe, von welchen er und die Königin allein wußten. Er wurde von neuem in den Tower gebracht und ſchrieb nun mehr Bittſchriften, als jemals, an die Königin. Auf alle dieſe Supplikea erfolgten gnädige Antworten:

*) The Court of King James the First etc. (Der Hof König Jakob's I.; von Dr. Godfrey Goodman, Biſchof von Glouceſter.) Nach dem Original-Manuſkripte zum erſten Male herausgegeben durch John Brewer. 2 Bände. London, 1839.

**) Das Kreuz wurde in jener Zeit von den ſtrengen Puritanern als ein Emblem des Papſtthums betrachtet. Nicht geringeren Abſcheu hatten ſie vor allen religiöſen Bildern, was leider manchen Denkmälern der Kunſt verderblich geweſen iſt.

Digitized by Google

die Königin verſicherte ihm, kein Haar ſeines Hauptes ſolle gekrümmt werden; ſie ermahnte ihn zu Geduld und Zufriedenheit, indem ſeine Haft gewiß nur kurze Zeit dauern würde; doch müſſe die Ehre des Staats gerettet werden. — Nun muß ich aber bemerken, daß Leute, die im Tower gefangen ſitzen, ohne eine von der Königin unterſchriebene Vollmacht nicht entlaſſen oder gerichtet werden dürfen. Damals war Popham durch Einfluß und Verwendung des Grafen von Eſſex die erſte Juſtizperſon an der Kings Bench geworden; dieſer Popham ließ den Dr. Lopez auf Anſtiften des Grafen nach der Kings Bench in Southwark bringen, woſelbſt man ihn fragte, was er gegen die über ihn verhängte Todesſtrafe einzuwenden habe? Lopez entgegnete, er appellire an die Weisheit und Güte der Königin — freilich eine ſchlechte Appellation. Als man ihn endlich von dort auf den Richtplatz führte, wollte er eine Rede halten und das Volk mit dem ganzen Prozeſſe bekannt machen. Ein Theil der verſammelten Zuſchauer rief: „Sprecht nur!“ Andere riefen: „Schweigt!“ und ſo verging die Zeit, bis man die Leiter wegzog, ohne daß Jemand ein Wort von Allem verſtand, was er ſagte. Nachdem Lopez gehängt war, machte ſeine Frau eine Eingabe an die Königin, um den Beſitz ſeiner Güter nicht zu verlieren; die Königin überließ ihr Alles, ohne die geringſte Kleinigkeit abzuziehen.“

Das Manuſkript, welches dem erſten Bande des vorliegenden Werkes zum Grunde liegt, gehört zur Bodleyaniſchen Bibliothek; allein man weiß nicht, wer es daſelbſt niedergelegt hat, und ſelbſt Goodman's Autorſchaft ergiebt ſich nur aus ſtarken inneren Gründen und einer Notiz von der Hand des Biſchofs Barlow. Der zweite Band enthält eine Sammlung werthvoller Briefe, und das ganze Werk iſt mit Portraits, die nach Original-Gemälden gravirt worden, geſchmückt. Vielleicht werden wir bei einer anderen Gelegenheit auf dieſes Werk zurückkommen.

R u ß l a n d.

Die Deutſchen in Rußland.

(Schluß.)

4) Die Deutſchen als Ackerbauer.

Ein Deutſcher kann in Rußland in Bezug auf ſeinen rechtlichen Zuſtand unter dreierlei verſchiedenen Verhältniſſen leben. Erſtlich als Ruſſiſcher Unterthan, als welcher er dann ganz wie ein Ruſſe behandelt wird und Alles zu leiſten und zu entrichten hat, was dieſer leiſtet; dann als „Ausländer“ (Inostranez); als ſolcher iſt er ein ſehr privilegirter Bürger, genießt alle commoda des Staates, ohne irgend ein incommodum, ſtellt keine Soldaten, giebt keine Abgaben, etablirt ſich, wo und wie er Luſt hat, treibt was er will, wird nicht zu den Laſten und Aemtern der Kommune gezogen und verbleibt in dieſem Zuſtande ſo lange als es angeht, ſucht ihn auch noch, wo möglich, auf ſeine Kinder zu vererben, die er ebenfalls als Ausländer anſchreiben läßt, indem er dabei die dann und wann erſcheinenden Befehle, daß alle Ausländer den Unterthanen-Eid leiſten ſollen, auf alle Weiſe zu umgehen ſucht.*) — Endlich drittens als Koloniſt. Die fremden Koloniſten, die unter Katharina und beſonders unter Alexander ins Land gerufen wurden, machen einen ganz eigenthümlichen Stand im Reiche aus, der freilich etwas weniger privilegirt iſt, als der der Ausländer, aber doch immer noch viele Vorzüge vor den übrigen Unterthanen voraus hat, — weniger Abgaben, keine Conſcription, eigene Gerichte, geſonderte Verwaltung u. ſ. w.

Entſchieden die meiſten dieſer Deutſchen Kolonieen ſind ackerbauend. Nur ſehr wenige wurden zur Hebung oder Begründung gewiſſer Manufakturzweige, z. B. der Tuchweberei, des Seidenbaues ꝛc. angelegt. Rechnet man alle Deutſchen Ackerbauer in Rußland zuſammen, ſo geben ſie ungefähr eine Bevölkerung, die der des Großherzogthums Weimar gleichkommt, dabei beſitzen ſie aber eine Menge von Grund und Boden, deſſen Ausdehnung der Oberfläche des Königreichs Hannover nicht um Vieles nachgiebt.

Sie ſtehen ſämmtlich unter einem eigenen Kolonial-Departement, das früher unter der Leitung des Miniſteriums des Innern, jetzt aber unter dem Miniſterium der Domainen ſteht. Unter dieſem Departement in Petersburg ſtehen nun verſchiedene ſogenannte Comités, welche die zuſammenliegenden Kolonieen in den verſchiedenen Gegenden des Reichs gouverniren, z. B. ein Comité für die Neu-Ruſſiſchen Kolonieen, ein Comité für die Kolonieen an der Wolga u. ſ. w.

Die unter der Leitung eines ſolchen Comité ſtehenden Kolonieen ſind wieder in ſogenannte Gebiete getheilt, deren jedes ſein eigenes Oberſchulzen-Amt, ſo wie endlich jede Kolonie ihr eigenes Schulzen-Amt hat.

Alle Deutſchen Kolonieen in Rußland werden als in einem Verbande ſtehend betrachtet, und wenn ein Koloniſt im Kaukaſus oder an der Wolga beſtraft wurde, ſo wird das Erkenntniß auch in den Kolonieen am Dnieſtr bekannt gemacht. Auch ſonſt bekümmern ſie ſich eine um die andere und erfahren viel von einander, indem z. B. Prediger aus der Krim nach Beſſarabien verſetzt werden, oder die am Aſowſchen Meere Schulmeiſter aus Sarepta verſchreiben. Manche Deutſche Bettler und Abenteurer treiben ſich von Kolonie zu Kolonie herum. Auch übertragen ſich gewiſſe Sitten und Gebräuche zuweilen weit und breit von einer Kolonie zur andern. Natürlich kann das Band, das dieſe Kolonieen zuſammenhält, bei den ungeheuren Entfernungen kein enges und ſtarkes ſeyn. Allein es iſt doch bemerkenswerth, daß ſich überhaupt noch irgend etwas der Art nachweiſen läßt.

Natürlich ſind die Koloniſten in den verſchiedenen Gegenden des Reichs ſehr verſchieden dotirt. In Süd-Rußland bekamen ſie in der Regel 60 Deſſätin Landes für jede Familie und einen ſogenannten Vorſchuß. Dieſer Vorſchuß beſtand aus 2 Kühen, 2 Ochſen, 2 Pferden, dem nöthigſten Ackergeräth und einer kleinen Summe Geldes, welches Alles den Kolonieen als ſpäter abzutragende Schuld debitirt wurde. Die 60 Deſſätin Landes werden als ein untheilbares Landgut angeſehen, für welches die Koloniſten dem Kaiſer Zins zahlen; jetzt jährlich für jede männliche Seele bis etwa 14 Rubel (5 Thaler). Alle Deutſchen Koloniſten des ganzen Reichs mögen dem Fiskus leicht nahe an 2 Millionen Rubel eintragen. Das Landgut darf nicht unter mehrere vertheilt werden, auch kann es nur mit Erlaubniß und unter Aufſicht der Obrigkeit veräußert werden. Aber es dürfen ſich wohl mehrere Familien gemeinſchaftlich darauf niederlaſſen, wenn ſie ſich darauf nähren können.

Jedes Gebiets-Amt muß für die Abgaben aller unter ihm ſtehenden Kolonieen aufkommen. Und eben ſo muß jede Kolonie die auf ſie repartirte Summe zahlen und mag ſehen, wie alle einzelne Koloniſten der Gemeinde gerecht werden.

Der Zuwachs der Bevölkerung der Deutſchen Kolonieen nimmt an dem mächtigen Aufſchwunge der ganzen Bevölkerung des Ruſſiſchen Reichs Theil. Vielleicht geht ſie in einer noch ſchnelleren Progreſſion vor, als dieſe. Aus den Regiſtern und Bevölkerungs-Liſten der meiſten Kolonieen geht eine Verdoppelung ihrer Seelen-Anzahl ſeit den letzten 25—30 Jahren hervor. Auf den meiſten der anfänglich einzelnen Familien angewieſenen Höfe ſitzen jetzt ſchon mehrere Familien. Und außerdem ſiedeln ſich jährlich eine Menge Leute aus den Kolonieen in die Städte über, wo ſie als Handwerker, Schenkwirthe u. ſ. w. in die dortige Bürgerſchaft eintreten.

Man hat die Deutſchen Koloniſten aus zwiefachem Grunde ins Land gerufen: theils um dem Ackerbau des Landes aufzuhelfen, und damit ſie den benachbarten Ruſſen in manchen Stücken als Beiſpiel vorleuchten möchten, beſonders im Gartenbau und einer geregelten, rationellen Landwirthſchaft, — theils aber auch, um nur überhaupt wüſtes Land mit Einwohnern zu verſehen und dem Reiche gute und nützliche Unterthanen zu verſchaffen.

Natürlich hat man nun die Frage erörtert, ob die Kolonieen den Erwartungen, die man von ihnen hegte, entſprochen. Was den erſten Punkt betrifft, ſo iſt man im Allgemeinen der Meinung, daß die Kolonieen als Lehrer der Ruſſen gar nicht wirken. Der gemeine Ruſſe, ſagt man, haßt den Deutſchen. Und dies allein ſchon hält ihn ab, irgend etwas nachzumachen, was ihm dieſe vormachten. Und außerdem hängt der Ruſſe ſo ſehr an ſeinen alten Gewohnheiten und ſeinem hergebrachten Schlendrian, daß er ſich nie oder nur ſchwer entſchließt, irgend Etwas anders zu machen, als es ſeine pradi (Vorältern) machten. — Im Ganzen mag dies auch wahr ſeyn. Allein es kommt hier Alles auf den Grad an, ſowohl des Haſſes, als der Indolenz. Und da ſcheint mir denn nun der Haß der Ruſſen doch durchaus nicht ſo glühend zu ſeyn, daß ſie deswegen Alles verſchmähen ſollten, was von den Deutſchen kommt. Es bethätigt ſich dieſer Haß im Ganzen ſehr wenig, da der Ruſſe dem Deutſchen eigentlich nirgends in den Weg tritt und, ſeine Ueberlegenheit anerkennend, ihm faſt überall nachgiebt. Es iſt alſo dieſer Haß wohl nur ein ſehr verborgenes und in den Hintergrund tretendes Gefühl. Eben ſo auch ſcheint mir die Redensart: „tak i Njemtzi sdalajut“ (So machen es ja auch die Deutſchen), die man oft zu hören Gelegenheit hat, eine Widerlegung der Meinung, daß die Ruſſen durchaus nichts von den Deutſchen annehmen wollten. Die Anhänglichkeit an die alten Gewohnheiten iſt freilich groß beim Ruſſiſchen Bauer, wie überhaupt bei jedem gemeinen Manne. Und wenn man durch die den Deutſchen Kolonieen benachbarten Ruſſiſchen Dörfer reiſt, ſo ſcheint allerdings in ihrer Bauart, in der Behandlung des Viehes, in der Haltung der Felder und Gärten keine Verbeſſerung und Veränderung im Vergleich mit entfernten Ruſſiſchen Dörfern ſtattgefunden zu haben. Wenig mag es ſeyn, das kann man zugeben. Allein, um Spuren zu entdecken, muß man mehr nachſpüren, als es auf einem bloßen Durchfluge möglich iſt. Und die meiſten Reiſenden, die über dieſe Dinge urtheilten, machten weiter nichts als einen flüchtigen Durchflug. Daß die in der Nähe von Deutſchen Koloniſten wohnenden Ruſſen mehr Kartoffeln bauen, als die übrigen, wird allgemein zugegeben. Schon dies iſt ein großer Vortheil. Sollte dies aber das Einzige ſeyn, was die Ruſſiſchen von den Deutſchen Ackerbauern lernen? Wenn überhaupt nur nachweisbar iſt, daß Etwas übergeht, ſo geht gewiß auch mehr über. Es wäre mir nicht ſchwer, noch manche Spuren von dieſem Mehr nachzuweiſen, wenn es mich hier nicht zu weit führen würde.

Die zweite Frage, ob das Ruſſiſche Reich mit unſeren 250,000 Landsleuten eine ſchätzenswerthe Acquiſition guter Unterthanen gemacht habe, kann wohl nicht anders als entſchieden bejaht werden. — Die Deutſchen ſind in den Süd-Ruſſiſchen Steppen die einzigen Bewohner, die auf wirkſame Mittel gegen die Heuſchrecken denken und deren Verwüſtungen ein Ziel ſtecken. Sie ſind die Hauptausrotter der Schlangen, die früher in dieſen Gegenden ſo häufig waren und denen noch jetzt der Kleinruſſe ein Aſyl in ſeiner Wohnung eröffnet. Wenn Hungersnoth im

*) Zum Theil mag wohl die große den Ruſſen ſo eigenthümliche Gaſtfreiheit Urſache davon ſeyn, daß die Ausländer bei ihnen ſo hoch angeſchrieben ſtehen. „On inostranez“ (Er iſt ein Ausländer), das klingt in den Ohren eines Ruſſen ſchon immer halb und halb ſo, als wie „er iſt ein Edelmann.“ —

Digitized by Google

Lande iſt, kommen in der Regel die Ruſſen zu ihren Deutſchen Nachbarn und deren Magazinen und erlangen von ihnen die Mittel zu ihrer Exiſtenz. Die Deutſchen bebauen gewöhnlich noch außer ihren eigenen Aeckern viele müßig liegende Ländereien der umwohnenden Ruſſen, denen ſie ſie abpachten. Sie bleiben nie mit der Entrichtung ihrer Abgaben im Rückſtand. Sie verwenden ihre Kapitalien, wenn ſie ſolche erlangen, in nützlichen Unternehmungen. Darum konnte auch ein Deutſcher Steppen-Koloniſt mit Recht ſagen, was er zu meiner großen Freude mir mit Stolz ſagte: „Wenn unſer Kaiſer in dieſes Land kommt, ſo muß er ſich freuen und uns zugeſtehen, daß er uns Deutſchen die Kultur dieſer Steppen verdankt.“

Wie weit es Deutſche Koloniſten in Rußland bringen und wie nützlich ſie dem Staate durch Erwerbung und Anſammlung großer Kapitalien auf einem früher unkultivirten Boden werden, davon hier nur aus den vielen Beiſpielen, die man anführen könnte, ein frappantes. Es giebt in den Deutſchen Kolonieen am Aſowſchen Meere einen Mennoniten, der arm aus Preußen ins Land kam, jetzt aber durch ſeinen Fleiß, Induſtrie und Unternehmungsgeiſt ein ſo wohlhabender Mann geworden iſt, daß man ihm ein Vermögen von 2 Millionen Rubel Banko giebt. Auf ſeinen großen Landbeſitzungen hat er über zehn Deſſatinen mit Wäldern angepflanzt, nach denen die Steppen ſo ſehr verlangen. Er beſitzt eine Heerde von 20,000 Schafen, deren verfeinerte Wolle die Blüthe des Aſowſchen Handels befördert. Und mehr noch: er hat auf ſeinem Grund und Boden eine ganze Kolonie für bisher nomadiſirende Tataren angelegt, denen er den Ackerbau lehrte, und die ihm jetzt dafür danken, daß er ſie aus Hamaxobiten zu Agrikulteren umſchuf, und ihn als ihren Wohlthäter verehren. Koloniſten mit 12,000 Schafen und mehreren tauſend, ja bis 7000 Ochſen wurden mir mehrere namhaft gemacht. Allerdings giebt es auch Arme. Allein Bettler und Unverſorgte finden ſich auf keiner Deutſchen Kolonie in Rußland. Freilich iſt dies nicht Alles lauteres Verdienſt des Deutſchen Fleißes und der Deutſchen Sittſamkeit, ſondern auch des günſtigen Elementes, in das ſie ſich hier verſetzt ſahen. Es wird, wie geſagt, den Deutſchen leicht, ſich unter den Ruſſen zu fördern.

Alle Deutſche Kolonieen, die ich in verſchiedenen Gegenden des Reichs zu ſehen Gelegenheit hatte, waren ordentlich, zum Theil elegant gebaut. Nirgends war eine Unzufriedenheit mit ihren Verhältniſſen, leider keine Spur von Heimweh nach ihrem alten Vaterlande zu bemerken, und von einem Druck der Zeiten, von dem man in Deutſchland ſo viele Klagen hört, keine Rede. Freilich haben die Leute Manches durchmachen müſſen, bis ſie zu ihrem jetzigen behaglichen Zuſtande gekommen ſind, und den einwandernden Vätern der jetzt des Lebens ſich freuenden Söhne wurde nicht Alles ſo leicht.

Die wohlhabendſten von allen Deutſchen Kolonieen in Rußland liegen am Aſowſchen Meere, an den Ufern des kleinen Milchfluſſes (der Molotſchnija). Dieſe Kolonieen wurden hauptſächlich von Mennoniten gegründet und bevölkert, die aus Preußen auswanderten. Der Ruhm vom Reichthum und vom Luxus der Molotſchna — man redet ſo davon, als wenn dieſer Name eine Provinz bedeute — geht weit und breit. — Ihre Dörfer ſind prächtig gebaut, ihre häusliche Einrichtung iſt ſo gemächlich, wie ſie irgend ein Landbauer auf dieſer Erde ſich wünſchen kann. Ihre Wein-, Obſt- und Gemüſe-Gärten ſind erſtaunlich groß; ihre Heerden und Aecker noch größer. Auch mehrere Induſtriezweige haben ſie in der Steppe einheimiſch gemacht. Namentlich ſind ſie nicht unbedeutende Tuchweber, die mit ihren Produkten die Meſſen von Charkow, Odeſſa u. ſ. w. beziehen. Ihr Milchvieh iſt vortrefflich, und es wird daſſelbe ſo weit verhandelt, als bei uns das Schweizer-Vieh. Als der ſelige Kaiſer Alexander auf ſeiner letzten Reiſe nach Taganrog durch die Molotſchna kam, rief er, über alle die blühenden Dörfer verwundert, zu ſeinen Begleitern ſich wendend, aus: „Kinder, nun brauchen wir ja nicht mehr nach Deutſchland zu reiſen; denn wir haben ja mehr als Deutſchland in unſerem eigenen Reiche!“

J. G. Kohl.

F r a n k r e i ch.

Ein General der Napoleoniſchen Armee.

(Fortſetzung.)

Eine dunkle Erinnerung an alle die Gräuel, von denen ſie Zeuge geweſen, regte ſich alsbald in ihr. Sie richtete ſich auf der Bahre empor — ſie ſchaute um ſich und ſah, daß man ſie wie eine Gefangene fortſchleppte. Dann barg ſie ihr Geſicht in den Händen und rief voll Verzweiflung: „Mutter! Mutter!“ „Fräulein“, ſprach Marcel, „beruhigen Sie ſich; Sie ſind in vollkommenſter Sicherheit.“ — „„Aber ach!““ rief das unglückliche Mädchen, „„wo iſt meine Mutter? wo meine Schweſter? O, bringt mich zu ihnen! — Warum bin ich allein? — wohin führt man mich? Warum bin ich verlaſſen und ohne Schutz?““ — „Sie ſind nicht verlaſſen“, ſprach Marcel mit ſanfter Stimme; „Sie haben einen Beſchützer in Ihrer Nähe, der von heute an immer über Sie wachen wird — einen Freund, den das Unglück Ihnen zugeführt. Ich bin dieſer Freund — zittern Sie nicht — Sie haben nichts zu fürchten.“ — „„Aber meine Mutter! meine Schweſter!““ wiederholte das unglückliche Mädchen, das kaum noch wußte, wer mit ihr geſprochen. — „Ach!“ entgegnete Marcel, „ein ſchweres Loos hat Sie getroffen, Ihre Mutter und Schweſter ſind nicht mehr, Ihr friedlicher Wohnſitz iſt zerſtört, Sie ſelbſt ſind wie durch ein Wunder am Leben erhalten. Ich ſchwur, Sie zu retten, und ich habe es gethan. Ich habe meine ganze Standhaftigkeit nöthig, um dieſe Leute in Ordnung und Zucht zu erhalten. Ich bitte Sie um Ihrer ſelbſt willen, entmuthigen Sie mich nicht durch den Anblick Ihres Schmerzes, trocknen Sie Ihre Thränen, unterdrücken Sie Ihre Seufzer. Wir werden noch vielen Schwierigkeiten begegnen, und daß wir ſie beſiegen, hängt von Ihrem Entſchluſſe ab.“

Fräulein von Souland war noch ſehr jung, aber verſtändig genug, um einzuſehen, daß der Capitain ihr einen weiſen Rath gab. Es koſtete ihr ſchreckliche Kämpfe, den Ausbruch ihres Schmerzes zurückzuhalten; aber ſie vertraute ſich unbedingt der Leitung des Fremden, den ihr Schickſal ſo ſehr zu intereſſiren ſchien. Der erſte Ort, wo ſie ankamen, und wo Marcel für die Waiſe ein ſchickliches Aſyl zu finden hoffen konnte, war Chatillon, welches Städtchen von den Vendeern und den Truppen des viel gefürchteten Weſtermann ſchon zwei Mal genommen und wieder genommen war. Marcel hatte daſelbſt im Hauſe einer achtbaren Wittwe vor einiger Zeit logirt; und er verlor nun keinen Augenblick, Fräulein von Souland der mütterlichen Sorge dieſer Dame anzuvertrauen.

Das Schickſal des armen Weſens erregte vom erſten Augenblick an das warme Mitgefühl der Wittwe, die ſelbſt während des Bürgerkrieges ſchwere Leiden erdulden müſſen. Marcel verließ hier ſeine theure Schutzbefohlene, die ihren edlen Retter nicht eher vollkommen zu würdigen wußte, bis die Zeit ihr alle die Schreckniſſe enthüllte, die mit dem Tode ihrer Mutter und Schweſter verknüpft geweſen.

Seine unausgeſetzte kriegeriſche Thätigkeit im Dienſte des jungen Frankreich geſtattete Marcel in mehreren Jahren nicht, die Waiſe zu ſehen; doch verlor er ſie keinen Tag aus den Gedanken — die Scene der Zerſtörung ſchwebte ihm beſtändig vor der Seele. Immer ſah er das ſchöne todtenbleiche Antlitz des unglücklichen Mädchens, als er ſie mit Gefahr ſeines eigenen Lebens durch die Flammen forttrug — im Kontraſte mit der heiteren Freundlichkeit, die von demſelben Antlitze ſtrahlte, als ſie ihn kurz vorher in Begleitung ihrer Mutter unter demſelben Dache bewillkommnete. Endlich brachten ihn die Schickſale des Krieges wieder in die Nachbarſchaft von Chatillon. Marcel war unterdeß zum Range eines Brigadiers geſtiegen. Sobald er ſeine Truppen untergebracht hatte, eilte er nach dem Hauſe der Wittwe — dem Aſyle ſeiner Geliebten. Er fand ſie in ihrer einfachen Trauerkleidung liebenswürdiger, als ſie ihm jemals in ſeinen ſchmeichelndſten Träumen erſchienen war. Er näherte ſich ihr mit ehrerbietiger Zärtlichkeit, und Thränen füllten ihr Auge, als ſie die Hand ausſtreckte, um ihn zu bewillkommen.

„Ach“, rief ſie, ihre Aufregung mühſam bekämpfend, „wie dankbar bin ich Ihnen für dieſen Beſuch! Erſt nach unſerer Trennung fühlte ich ganz, wie viel ich Ihnen verdanke; glauben Sie mir, die Erinnerung an Ihre edelmüthige Handlung wird nie in meinem Herzen verlöſchen.“

„„Jene Ereigniſſe““, entgegnete Marcel, „„ſind meinem Gedächtniß eben ſo tief eingeprägt, und weder Zeit noch Raum können ſie tilgen. In der finſteren Stunde des Todes und der Gefahr ſchwur ich, Ihr Beſchützer zu ſeyn — dieſer Eid iſt in Gottes Buch eingetragen! Sie ſehen einen Bruder vor ſich, der nur Ihre Bedürfniſſe und Wünſche kennen möchte, um für erſtere zu ſorgen und letztere zu erfüllen. Machen Sie mich ſtets zum Vertrauten Ihrer Hoffnungen und Bekümmerniſſe, wohin das Schickſal mich auch führen möge; und iſt mir auch das Glück verſagt, Ihre Schickſale mit Ihnen zu theilen, ſo wird es wenigſtens der höchſte Zweck meines Lebens ſeyn, für Ihr Wohl Sorge zu tragen. Die Ereigniſſe jenes ſchrecklichen Tages haben uns unzertrennlich an einander gekettet.““

Thränen entquollen dem großen glänzenden Auge des Fräuleins; und wenn Marcel nicht weinte, ſo fühlte er wenigſtens eben ſo tief. Sie gelobte ihm, keinen Schritt im Leben ohne ſeinen Rath zu thun und ihn ſtets von Allem, was ſie betraf, zu unterrichten. Er freute ſich über ihre Bereitwilligkeit, ſeinen Wünſchen zu entſprechen, und ſchied endlich mit ſo tiefer Bewegung, als wäre dieſer Abſchied der letzte geweſen.

Ein paar Tage darauf wurde General Marcel nach Italien beordert. Beide hielten ihr gegebenes Verſprechen. Sie ſchrieben einander, ſo oft die Gelegenheit ſich traf; aber dieſe Gelegenheiten wurden im Fortgang des Krieges immer ſeltener.

Als die Ruhe in der Vendee hergeſtellt war, kam die verwaiſte Tochter der gemordeten Frau von Souland, da ſie nicht zu den Emigrirten gehörte, wieder in den Beſitz ihres väterlichen Grundſtücks. Ihre Anſprüche auf daſſelbe waren durch Marcel, der, als einer der ausgezeichnetſten Offiziere bei der Italiäniſchen Armee, das Vertrauen des erſten Konſuls in hohem Grade erworben hatte, kräftig unterſtützt worden.

Marcel folgte ſeinem Chef von Italien nach Aegypten, von Aegypten nach Frankreich. Er wurde mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft; aber ſein Intereſſe für Fräulein von Souland blieb ungeſchwächt. Ihre Briefe, in denen ſich die Reinheit ihres Herzens und der Adel ihrer Seele ſo unzweideutig malten, waren ihm während ſeiner langen und an Beſchwerden reichen Feldzüge der ſüßeſte Genuß. Zeit und Abweſenheit hatten den Charakter ſeiner Zuneigung zu der liebenswürdigen Waiſe umgewandelt, und er beſchloß, ſobald die Umſtände es erlauben würden, ihr ſeine Liebe zu geſtehen und um ihre Hand ſich zu bewerben.

Dieſer Augenblick kam früher, als er erwartet hatte. Nach

Digitized by Google

einer achtjährigen Trennung benutzte Marcel die kurze Periode eines Friedens mit den Feinden Frankreichs und eilte zu dem Gegenſtande ſeiner zärtlichſten Neigung.

Er erreichte den Ort ihres Aufenthalts — Alles war ſtill und friedlich — keine Spur von dem alten Gebäude war mehr zu ſehen — nichts, was an Mord, Blut und Flammen erinnerte — eine neue maleriſche Villa hatte die Stelle der alten eingenommen. Die Bäume prangten in ihrem Blüthenſchmuck — die Vögel ſangen lieblich — die Luft war mit ſüßen Düften gewürzt.

Sobald der Name des General Marcel in ihre Ohren drang, eilte die Beſitzerin dem theuren Freunde entgegen, warf ſich in ſeine Arme und drückte ihn an ihr Herz.

„Ich verſprach", rief er mit halb erſtickter Stimme, „ich verſprach, zu Ihnen zurückzukehren, und ich habe Wort gehalten. Das Glück hat mir gelächelt, das Schickſal iſt mir günſtig geweſen — ich bin reich und hoch geſtellt; und was meine Geſinnung gegen Sie betrifft, ſo bin ich noch derſelbe, der ich war, als wir bei Chatillon ſchieden — der ich in jener Stunde geweſen, die wir in Vergeſſenheit begraben wollen."

„„Und gewiß verdienen Sie jede Auszeichnung, die man Ihnen zuerkannt, im höchſten Grade"", ſprach Fräulein von Souland. „„Kommen Sie — laſſen Sie ſich nieder in dem Hauſe, das Sie mir zurückgegeben, und wo Sie Ihr Leben wagten, um das meinige zu retten.""

Der General ſetzte ſich an ihrer Seite nieder und betrachtete mit Entzücken das ſchöne Antlitz, dem die Zeit einen noch ſanfteren und zärtlicheren Ausdruck gegeben hatte. Er nahm ihre Hand, drückte ſie an ſeine Lippen und ſprach, indem er die Freundin näher zu ſich hinzog: „Acht Jahre lang habe ich eine ſchmeichelnde Hoffnung in mir genährt — Sie allein können dieſe Hoffnung zur Wirklichkeit machen. — Mein künftiges Glück liegt in Ihrer Hand; denn ſeit acht Jahren liebe ich Sie von ganzer Seele."

„„O, General!"", ſprach Fräulein von Souland, „„täuſchen Sie ſich ſelbſt nicht — verwechſeln Sie nicht das Intereſſe, das meine Schickſale in Ihrem Herzen geweckt haben mögen, mit einem Gefühle anderer Art.""

„Seyen Sie innig überzeugt", ſprach Marcel, „mein Gefühl iſt Liebe — die reinſte und aufrichtigſte Liebe zu Ihnen."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Taſſo, Göthe und Monti. Die zu Wien in Italiäniſcher Sprache erſcheinende Zeitſchrift „Rivista Viennese" enthält in einem ihrer letzten Hefte ein intereſſantes Aktenſtück, nämlich das Fragment einer Ueberſetzung von Göthe's Torquato Taſſo, von dem berühmten Italiäniſchen Dichter Vincenzo Monti. Wenn Voltaire durch die Ueberſetzung des „Mahomet" von Göthe und Racine durch die Uebertragung der „Phädra" von Schiller ſich geehrt fühlen konnten, ſo iſt unſerem Göthe wohl eine nicht geringere Huldigung durch die Arbeit Monti's zu Theil geworden, der zu den größten lyriſchen Dichtern des neueren Italiens gezählt ward. Das Allermerkwürdigſte bei der Sache iſt aber, daß Monti — kein Wort Deutſch verſtand. Er hatte ſich eine wortgetreue proſaiſche Ueberſetzung machen laſſen und danach ſein Bruchſtück bearbeitet, das bisher noch nicht im Publikum bekannt worden iſt. Gleichwohl übertrifft daſſelbe an Schönheit alle ſpäter erſchienenen Italiäniſchen Ueberſetzungen und es darf dreiſt dem Originale gegenübergeſtellt werden, wie wir es hier mit einem Theil der erſten Scene thun, um unſeren Leſern eine recht anſchauliche Probe mitzutheilen. Daß das Italiäniſche hier und da einer Zeile mehr bedarf, als das Original, thut der Treue keinen Eintrag; die Wort auf Wort und Vers auf Vers paſſenden Ueberſetzungen ſind nicht immer die beſten.

Erſter Aufzug. Erſte Scene.	**Atto primo. Scena prima.**
Gartenplatz, mit Hermen der epiſchen Dichter geziert. Vorn an der Scene zur Rechten Virgil, zur Linken Arioſt.	Giardino con busti dei poeti epici. Sul dinanzi della scena alla destra Virgilio, alla sinistra l'Ariosto.
Prinzeſſin. Leonore.	*La Principessa Eleonora d'Este, ed Eleonora Sanvitale, Contessa di Scandiano.*
Prinzeſſin. Du ſiehſt mich lächelnd an, Eleonore, Und ſiehſt dich ſelber an und lächelſt wieder. Was haſt du? Laß es eine Freundin wiſſen! Du ſcheinſt bedenklich, doch du ſcheinſt vergnügt.	*Princ.* Tu ridendo mi guardi, Eleonora, Te medesma riguardi, e poi di nuovo Sorridendo. Che hai? Dillo all'amica; Tu pensosa mi sembri ma contenta.
Leonore. Ja, meine Fürſtin, mit Vergnügen ſeh' ich Uns Beide hier ſo ländlich ausgeſchmückt. Wir ſcheinen recht beglückte Schäferinnen, Und ſind auch wie die Glücklichen beſchäftigt: Wir winden Kränze. Dieſer bunt von Blumen, Schwillt immer mehr und mehr in meiner Hand; Du haſt mit höherm Sinn und größerm Herzen Den zarten ſchlanken Lorbeer dir gewählt.	*Eleon.* Sì, Principessa mia, m'è dolce cosa Qui mirarci ambedue di boschereccì Abiti adorne. Qui sembiam due care Felici pastorelle, ed in felice Opra occupate, in tessere ghirlande. Questa di pinti e varii fior pomposa Tra le mie dita tuttavia più cresce; Tu con più alto senno e cor più grande Di quel tenero alloro prescegliesti Le pieghevoli frondi.
Prinzeſſin. Die Zweige, die ich in Gedanken flocht, Sie haben gleich ein würdig Haupt gefunden, Ich ſetze ſie Virgilien dankbar auf. (Sie kränzt die Herme Virgil's.)	*Princ.* I ramoscelli Ch'io distratta intrecciava, han qui trovato Subito un capo che di loro è degno, Ed ecco che Virgilio io n'incorono, Come detta il cor grato.
Leonore. So drück' ich meinen vollen frohen Kranz Dem Meiſter Ludwig auf die hohe Stirne. (Sie kränzt Arioſtens Herme.) Er, deſſen Scherze nie verblühen, habe Gleich von dem neuen Frühling ſeinen Theil.	*Eleon.* Ed io depongo Di Lodovico sull'altera fronte La mia ghirlanda già compita e bella. Abbiasi tosto il suo tributo e i fiori Di questa primavera, egli leggiadro Padre di grazie ognor recenti e vive.
Prinzeſſin. Mein Bruder iſt gefällig, daß er uns In dieſen Tagen ſchon auf's Land gebracht; Wir können unſer ſeyn, und ſtundenlang Uns in die goldne Zeit der Dichter träumen. Ich liebe Belriguardo, denn ich habe Hier manchen Tag der Jugend froh durchlebt, Und dieſes neue Grün und dieſe Sonne Bringt das Gefühl mir jener Zeit zurück.	*Princ.* Gentil fu molto il mio fratel, d'averne In questi giorni addotte a la campagna. Qui possiamo esser nostre, e lungamente Sognando immaginarci de' poeti Al secol d'oro trasportate la mente. Belriguardo m'è caro. Io qui non pochi Lietamente passai giorni sereni Della mia prima giovinezza, e questa Nuova verzura e questo sol nel petto L'amica e dolce impression mi sveglia Di quei tempi felici.
Leonore. Ja, es umgiebt uns eine neue Welt! Der Schatten dieſer immer grünen Bäume Wird ſchon erfreulich. Schon erquickt uns wieder Das Rauſchen dieſer Brunnen. Schwankend wiegen Im Morgenwinde ſich die jungen Zweige. Die Blumen von den Beeten ſchauen uns Mit ihren Kinderaugen freundlich an. Der Gärtner deckt getroſt das Winterhaus Schon der Citronen und Orangen ab, Der blaue Himmel ruhet über uns, Und an dem Horizonte löſt der Schnee Der fernen Berge ſich in leiſen Duft.	*Eleon.* Aggiungi ancora, Che un nuovo mondo ne circonda. Questa Di sempre verdi piante ombra gradita Già ne rallegra il cor. Già ne ricrea Di questi ruscelletti il mormorio. L'auretta del mattin commuove ed agita Le giovinette frondi. I tremolanti Occhi de' fiori per le aiuole sparsi Ci guardano amorosi. Il giardiniero Sicuro e lieto agli odorosi aranci Della casa brumal già leva il tetto. Sopra noi aperto sta l'azzurro cielo, E dai gioghi lontani in vapor lieve Si sciolgono le nevi.
Prinzeſſin. Es wäre mir der Frühling ſehr willkommen, Wenn er nicht meine Freundin mir entführte.	*Princ.* Assai più grato Di primavera mi saria l'arrivo, Se dall'aspetto dell'amica mia Non m'involasse.
Leonore. Erinnre mich in dieſen holden Stunden, O Fürſtin, nicht, wie bald ich ſcheiden ſoll.	*Eleon.* In queste ore gioconde Non rammentarmi che da te degg'io Dividermi fra poco, o Principessa.
Prinzeſſin. Was du verlaſſen magſt, das findeſt du In jener großen Stadt gedoppelt wieder.	*Princ.* Quello che tu lasciar qui devi, a doppio Ti fia renduto nella gran Firenze.
Leonore. Es ruft die Pflicht, es ruft die Liebe mich Zu dem Gemahl, der mich ſo lang' entbehrt; Ich bring' ihm ſeinen Sohn, der dieſes Jahr So ſchnell gewachſen, ſchnell ſich ausgebildet, Und theile ſeine väterliche Freude; Groß iſt Florenz und herrlich: doch der Werth Von allen ſeinen aufgehäuften Schätzen Reicht an Ferrara's Edelſteine nicht. Das Volk hat jene Stadt zur Stadt gemacht, Ferrara ward durch ſeine Fürſten groß.	*Eleon.* Verso il consorte, che di me fu privo Sì lungamente, me il dover richiama, Mi richiama l'amor. Gli reco il figlio In quest'anno del par velocemente Educato e cresciuto, e la paterna Gioja con lui dividere m'è dolce. Grande, nol niego, e splendida è Firenze, Nondimeno ai tutti gli adunati Suoi tesori il valor quel non pareggia Della ricchezza Ferrarese. Il popolo Quella città fe' grande, e dee Ferrara Tutta a' Principi suoi la sua grandezza.
Prinzeſſin. Mehr durch die guten Menſchen, die ſich hier Durch Zufall trafen und zum Glück verbanden.	*Princ.* Di piuttosto agli onesti abitatori Qui dal caso raccolti e qui congiunti A vivere felici.
Leonore. Sehr leicht zerſtreut der Zufall, was er ſammelt. Ein edler Menſch zieht edle Menſchen an Und weiß ſie feſt zu halten, wie ihr thut. Um deinen Bruder und um dich verbinden Gemüther ſich, die eurer würdig ſind, Und ihr ſeyd eurer großen Väter werth. Hier zündete ſich froh das ſchöne Licht Der Wiſſenſchaft, des freien Denkens an, Als noch die Barbarei mit ſchwerer Dämm'rung Die Welt umher verbarg. Mir klang als Kind Der Name Hercules von Eſte ſchon, Schon Hippolyt von Eſte voll ins Ohr. Ferrara ward mit Rom und mit Florenz Von meinem Vater viel geprieſen! Oft Hab' ich mich hingeſehnt; nun bin ich da. Hier ward Petrarch bewirthet, hier gepflegt, Und Arioſt fand ſeine Muſter hier. Italien nennt keinen großen Namen, Den dieſes Haus nicht ſeinen Gaſt genannt. Und es iſt vortheilhaft, den Genius Bewirthen: giebſt du ihm ein Gaſtgeſchenk, So läßt er dir ein ſchöneres zurück. Die Stätte, die ein guter Menſch betrat, Iſt eingeweiht; nach hundert Jahren klingt Sein Wort und ſeine That dem Enkel wieder.	*Eleon.* Agevolmente Quanto seppe adunar, disperde il caso. Nobil alma a se l'altre attragge e lega E, qual voi fate, ne conserva il core. A te d'intorno e al tuo fratel si stringono Alme degne di voi, come di vostra Chiara stirpe immortal degni voi siete. Qui la bella s'accese inclita luce De' liberi pensieri e del sapere, Mentre del mondo ancora una gran parte La barbarie opprimea sotto un pesante Crepuscolo nebbioso. Ancor bambina All'orecchio sonarmi alto sentia D'Ercole d'Este e d'Ippolito il nome, Molto esaltar solea Ferrara a Roma E Firenze il mio padre, ed io qui spesso Desiai di trovarmi. Ecco vi sono. Qui fu Petrarca gentilmente accolto, Carezzato ed amato, ed Ariosto Qui scoprì la natura e la dipinse. Non conta Italia un peregrino ingegno, Cui non sia stata di cortese ospizio Liberal questa casa. Util fu sempre Aver le soglie ad un gran Genio aperte. Se d'un dono ospital largo gli sei, Ei ten lascia un più bello. È santo il suolo, Che dal piè d'onorato uomo si calca. Di quanto ei disse e oprò dopo cent'anni La memoria risuona anche al nipote.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 72. Berlin, Montag den 17. Juni 1839.

Malta.

Von Frankreich nach Malta.

(Aus einem Briefe de Ségur-Dupeyron's an den Doktor Pariſet.)

Ich habe Ihnen verſprochen, von mir zu ſchreiben, und ich benutze dazu meinen erſten längeren Aufenthalt; danach mögen Sie ſich einige Regelmäßigkeit in meiner Korreſpondenz verſprechen.

Ich bin in Athen, und da Ihnen mein Reiſeplan bekannt iſt, ſo wiſſen Sie nun auch, daß ich noch nicht den Fuß auf den Boden Aegyptens geſetzt, auf das Land, an welches Sie ſo gern zurückdenken. Was ich Ihnen jetzt zu ſagen habe, wird vielleicht nicht ſo viel Intereſſe für Sie haben, als was ich Ihnen von Kahira ſchreiben werde; doch bis dahin werden ſie ſo gütig ſeyn, ſich mit dem zu begnügen, was ich ſeit meiner Abreiſe von Marſeille geſehen und gehört habe.

Wir waren an hundert Perſonen auf dem Königl. Dampfboot „le Scamandre"; unter uns waren einige junge Pariſer, die durch die Lektüre von See-Romanen mit enthuſiaſtiſchen Vorſtellungen vom Meer und der Marine erfüllt waren; dieſe Leute waren ganz außer ſich vor Entzücken, als die Matroſen den Anker lichteten und wir auf den ruhigen Gewäſſern des Hafens hinfuhren, und mitleidig belächelten ſie diejenigen, welche die Furcht hinderte, dem Meer und ſeinen Stürmen zu trotzen. Dieſe ſchönen Damen alle und die jungen Elegants, die Sie im Sommer von Ihren Fenſtern am Enghien-See, in rothe Wollhemden gekleidet, die Segel ohne Geſchick auf- und einziehen ſehen, ſind faſt lauter See-Kandidaten, die, ſobald der Winter da iſt, ans Mittelländiſche Meer kommen, um ihre maritime Bildung auf einer Fahrt von 36 bis 48 Stunden zu vollenden; bei der Rückkehr ſind ſie dann wahre Meerwölfe und Jean Barts.

„Wie, mein Herr", ſagten ſie zu mir, „Sie gehen nach Aegypten, nach Griechenland, nach Konſtantinopel, nach dem Schwarzen Meer? O, Sie Glücklicher!" — „Ach, meine Herren, ich wäre noch viel glücklicher, wenn ich ſchon zurück wäre; das Meer iſt gar zu beſchwerlich." — „Aber, mein Gott, wie kann man am Bord eines Dampfboots von 160 Pferde Kraft ſeekrank ſeyn; das iſt unbegreiflich!" — Während dieſes Geſprächs fuhren wir über die Spitze der Catalans hinaus und kamen in die Rhede von Marſeille, wo die Woge noch ziemlich ſchwach ging.

„Guten Abend, meine Herren, ich gehe in die Kajüte; ich kenne kein beſſeres Mittel gegen die Seekrankheit, als die horizontale Lage." — „Der arme Menſch", ſagten ſie gewiß nach meinem Weggehen, „warum hat er ſich nicht erſt auf dem Enghien-See geübt? In der erſten Zeit litt ich auch an Erbrechen; aber jetzt iſt das vorbei, ich bin an das Meer gewöhnt."

Nach einer Stunde ward es im Zimmer heiß, und ich ſtieg aufs Verdeck, um ein wenig friſche Luft zu genießen. Niemand war da, als die Mannſchaft, welche die Segel zu beſorgen hatte; denn der Wind ward ſtärker, das Barometer ſank, Alles ließ einen Windſtoß erwarten, und man machte ſich bereit, gegen eine aufgeregte See zu kämpfen. Unſere neugebackenen Seeleute waren verſchwunden; aus Vorſorge, oder weil ſie nicht anders konnten, hatten ſie zur horizontalen Lage die Zuflucht genommen. Auf dem Verdeck war es ganz ſtill, und das Kommando des Offiziers hatte nicht mehr mit müßigem Geſchwätz zu kämpfen, um zu den Matroſen zu dringen.

Drei ganzer Tage hatten wir eine ſehr unruhige See, und drei ganzer Tage herrſchte ein Schweigen auf dem Verdeck, das nur in den Eßſtunden unterbrochen ward und durch einige Engliſche Paſſagiere, die durch Nichts abgehalten werden konnten, ihr Roſtbeef zu eſſen und Bordeauxer Wein zu trinken.

Endlich ankerten wir bei Livorno, wo das Meer ſo ruhig iſt, wie im Marſeiller Hafen. Ich verließ meine Kajüte, und ein Jeder that muthig desgleichen. Mehrere wollten, nachdem ſie einmal ans Land geſtiegen waren, ſich nicht aufs neue der Seekrankheit ausſetzen; Andere wagten es, bis Civita Vecchia zu bleiben, was ihnen Gelegenheit gab, die Wirkſamkeit des von mir angegebenen Mittels funfzehn Stunden länger zu erproben.

Von Civita Vecchia nach Malta war das Meer ruhig. Nach 48ſtündiger Fahrt ſahen wir die Felſen der Inſel Gozzo und bald darauf den tiefer liegenden Boden des alten Melita, und um halb neun Uhr Abends ankerten wir bei herrlichem Mondſchein mitten unter den zahlloſen Batterie-Linien, welche den Hafen der ehemaligen Ritter vertheidigen. Wir fanden ein Engliſches Geſchwader von fünf Linienſchiffen, die mit Widerwillen eine 21tägige Quarantaine hielten; da wir von Frankreich kamen, durften wir unmittelbar mit dem Lande verkehren, und wir ließen uns das nicht zweimal ſagen. Wenn man eine Stadt zum erſten Male im Mondenſchein ſieht, erſcheint Alles in unbeſtimmt gigantiſchen Umriſſen; die Gebäude ſehen größer aus, die dunkeln Theile treten ſtark hervor, und die Punkte, wo das Licht hinfällt, ſind doch nicht ſo ſtark erhellt, daß man die Einzelnheiten der Architektur leicht unterſcheiden könnte. Es giebt Städte, die man an hellem Tage, und andere, die man nur bei Nacht ſehen muß. Die Stadt Valette rechneten wir erſt zu den letzteren; ſie ſchien in der Stunde, wo wir ſie beſuchten, ſich am vortheilhafteſten auszunehmen: ihre großen Paläſte, ihre auf- und abſteigenden Straßen, die Paſſagen durch die Felſen hindurch, die Zugbrücken und die düſteren Thorgewölbe, die Laternen der Schiffer, die auf die Leute warten, welche ſich von Lavalette nach der „ſiegreichen Stadt" auf der anderen Seite des Hafens begeben wollen, die Geſänge einiger verſpäteten Menſchen, die über die einſamen Straßen wandern, die abgemeſſenen Schritte der Schottiſchen Patrouillen, dies Alles macht, daß man ſich an einen phantaſtiſchen Ort, in eine Todtenſtadt verſetzt glaubt, wo hier und da einige leidende Seelen irren, die ſich wie im Leben geberden. Bei Tage geſehen, verliert Lavalette von ſeinem Charakter nichts; es iſt voller Paläſte, ein Venedig ohne Kanäle. Lavalette liegt auf den beiden Abhängen eines Hügels und ſtellt alſo ein doppeltes Amphitheater dar. Auf der Spitze des Hügels ſteht die Kirche der Ritter und die „Herbergen" oder vielmehr die Palais für Caſtilien, für die Provence u. ſ. w.; denn jede Zunge des Ordens hatte ihren Palaſt, in welchem die güterloſen Ritter derſelben wohnten; die Anderen hatten ihre eigenen Häuſer. Auf dieſer Höhe ſteht auch der Palaſt des Großmeiſters, der gegenwärtig von einem Engliſchen Gouverneur bewohnt wird, und dem Palaſt gegenüber eine Kaſerne, auf deren Façade eine Inſchrift zu leſen iſt, welche beweiſt, daß die vielgerühmte Beſcheidenheit der Engländer dem Hochmuthstaumel der Eroberung nicht immer widerſteht. Das Herz klopft einem Franzoſen, wenn er nach Malta kommt; überall ſieht er Sieges-Denkmale mit Franzöſiſchen Namen beſchrieben. Wenn man Ihnen einen alten Degen zeigt, der dem Feind Verderben brachte, ſo iſt es ein Degen, den eine Franzöſiſche Hand ſchwang; zeigt man eine reiche, berühmte Rüſtung, ſo iſt es die eines Lavalette, eines del' Ile-Adam; wenn Sie in die Kirche Sankt Johann treten, die mit den Meiſterſtücken Michel Angelo's, Carravaggio's und Carraccio's geziert iſt, ſchreiten Sie über einen Marmorboden, auf dem die Wappen der Ritter in tauſend Farben dargeſtellt ſind; unter jedem Wappen ſteht eine Grabſchrift, im Kampfe gefallen, gefallen, nachdem er geſiegt, gefallen, indem er die Ungläubigen angriff. Man geht mit Scheu weiter, man fürchtet, den Marmor der Gräber zu entweihen, die Skelette der Helden zu beleidigen und ſie ſo drohend, wie ſie dem Feind entgegentraten, emporſteigen zu ſehen. Wenigſtens die Hälfte dieſer Helden gehörte der Auvergner, der Franzöſiſchen und der Provençaliſchen Zunge an.

So groß auch die Einkünfte des Ordens waren, begreift man doch im erſten Augenblick nicht, woher ſie die Mittel hatten, ſo viel Paläſte, ſo viel Befeſtigungen zu errichten. Beſonders ſind die letzteren ſehr bedeutend und zahlreich, und zu ſo vielen Werken gehörte eine unermeßliche Artillerie. Was die Spanier in Oran, was die Engländer in Gibraltar thaten, hat mich höchlich überraſcht; aber dies Alles iſt nicht mit dem zu vergleichen, was die Ritter in Malta gethan haben. Auch hat man, trotz des Elends, das in dem Lande herrſcht oder geherrſcht hat, mit weniger Koſten, als anderswo, alle dieſe Baſtionen und Gebäude errichten, Straßen durch Berge anlegen und ein Arſenal für eine Land-Armee und ein anderes für ein Flottenheer gründen können. Freilich mußten die zweihunderttauſend unthätigen Hände, die immer beſchäftigt ſeyn wollten, die Arbeit in Malta weniger theuer machen, als anderswo. Uebrigens hat ſich der thätige und verſtändige Sinn der Ritter nicht bloß in Malta gezeigt. Als ſie im Jahre 1319 Rhodus eroberten, fanden ſie es in Trüm-

Digitized by Google

mern; der Großmeiſter Foulques de Villaret ließ die Stadt und das Schiffs-Arſenal wieder aufbauen. Die Befeſtigungswerke waren ſo zahlreich und geſchickt angelegt und die Ritter ſo tapfer, daß die Türken vierzig Jahre und Armeen von 100,000 Mann brauchten, um die Inſel zu erobern und obendrein den Rittern bei der Uebergabe eine der ehrenvollſten Capitulationen bewilligen mußten.

Der Malteſer-Orden hat, wie alle religiöſe Orden, viel Spott erfahren. Der Menſch iſt immer ſo; er verachtet, was früher einmal ſehr bedeutend war, wenn es auch jetzt unnütz iſt. Es giebt wilde Völker, welche die Greiſe tödten, weil ſie nicht mehr kämpfen können, aber ſie ſpucken ihnen wenigſtens nicht ins Geſicht, ehe ſie ſie tödten. Was wäre aus dem Handel des Mittelmeers geworden, wenn der Malteſer-Orden nicht geweſen wäre? Nehmen wir an, die Türken hätten Malta im 16ten Jahrhundert erobert; dann hätte ſich dort ein Barbareskenreich gebildet, wie in Algier und Tunis, und die Inſel wäre das furchtbarſte Korſarenneſt geworden. Als der Orden, wie Alles, was in der Geſchichte erſcheint, zu altern begann und ein mönchiſches Wohlleben die Begeiſterung der erſten Ritter verdrängt hatte, diente der Orden noch dazu, den Poſten, den er zu vertheidigen hatte, unberührt zu erhalten; die Türken gedachten der früheren Siege und wagten es nicht, den alten Löwen anzugreifen, der zwar keine Beine mehr hatte, um zu laufen, aber doch noch Zähne, um ſich zu wehren.

Als die Ritter Rhodus räumen mußten, flohen ſie auf die Inſel Candia, welche der Republik Venedig gehörte und wo ſie nicht für immer bleiben konnten. Candia war auch zu groß für die Kräfte des Ordens und konnte alſo nicht genügend von ihm vertheidigt werden. Karl V. gab ihnen Malta und ſtellte ſie ſo als Vorhut auf zur Bewachung des Feindes, der Sicilien gegenüber lag. Um dieſe Zeit hatte Karl V. den Plan, ſich aller Häfen der Afrikaniſchen Küſte zu bemächtigen und dadurch die Flottenausrüſtung der Seeräuber zu hindern. Auf dieſen Zweck beſchränkt, war der Plan groß und edel; aber Karl V. wollte aus dem Mittelländiſchen Meere einen Binnenſee ſeines Kaiſerreichs machen; er beſetzte auch die meiſten Häfen der Berberküſte, konnte aber Algier nicht erobern. In dieſer Lage der Dinge waren natürlich die Fürſten, in deren Gebiet der Orden Sankt Johann's von Jeruſalem Güter hatte, ganz zufrieden damit, daß der Orden die ihm von Karl gemachte Abtretung annahm; denn ſie brauchten ihre Einwilligung nur unter der Bedingung zu geben, daß die Ritter in Bezug auf die chriſtlichen Mächte die ſtrengſte Neutralität beobachteten.

Es war beſonders von 1530 bis 1571, d. h. in den erſten 40 Jahren ſeiner Niederlaſſung, wo der Malteſer-Orden gegen die Türken zu kämpfen hatte. Nach 1571 hatte die Chriſtenheit eine Zeit lang Ruhe; denn Don Juan hatte die große Schlacht bei Lepanto geliefert, in der die Türken über zweihundert Galeeren, mehr als 30,000 Menſchen und 12,000 chriſtliche Sklaven verloren, daher man, wie Sie wiſſen, von Don Juan d'Auſtria daſſelbe geſagt hat, was ſpäter von Johann Sobieski: Fuit homo missus a Deo, cui nomen erat Joannes.

Später ward die Politik weniger religiös und mehr weltlich. Venedig hatte ſchon Bündniſſe mit den Türken geſchloſſen; es wollte lieber im Frieden Geld verdienen, als im Kriege daſſelbe ausgeben. Franz I. folgte ſeinem Beiſpiel, und die Könige von England folgten Franz I.; ſo trat der Orient unter der Türkiſchen Herrſchaft mit dem Occident in Verbindung. Von da ab war die Energie des Ordens gelähmt; er mußte fürchten, wenn er die Türken angriff, Frankreich oder England zu beleidigen. Als die Völker Europa's in Indien und Amerika ihre Kolonieen gegründet hatten, kamen ſie häufiger in feindſelige Berührung mit einander, und die Kanonenſchüſſe auf dem Ocean fanden ihr Echo auf dem Mittelmeer. England, Frankreich und Holland bewarben ſich ſelbſt um das Bündniß der Barbaresken. Wir gaben oft den Paſchas von Algier, Tunis und Tripolis Schiffe und Kanonen, und auch von England und Holland wurden dieſe Paſchas oft mit Angriffs- und Vertheidigungsmitteln verſehen. Wie verderblich war dieſe Politik des Augenblicks! Mit denſelben Kanonen und Schiffen griff man die Fahrzeuge der Länder an, von welchen jene geliefert worden. Es ward ſo arg, daß England und Frankreich abwechſelnd gegen die Regentſchaften ſich rüſteten, bis wir 1830 in Algier faſt nur Franzöſiſche Kanonen erobert haben!

Ich habe von den Franzöſiſchen Erinnerungen auf Malta geſprochen, aber nur von denen, welche aus der Zeit des Ordens ſtammen. Auch die Franzoſen, welche Bonaparte auf ſeinem Zuge nach Aegypten zum Schutz der Inſel zurückgelaſſen, haben ſich Ruhm erworben. Es waren nur 4000 Mann, die nicht ausreichten, alle Punkte der Inſel zu vertheidigen; ſie zogen ſich daher in ein Fort zurück, welches den Eingang des Hafens beherrſcht. Hier hielten ſie eine lange Belagerung aus, da ſie aber keine Hülfe bekamen, kapitulirten ſie nicht ohne Ehre. Den 6000 Engländern, die auf der Inſel jetzt ſtehen, würde es eben ſo gehen, wenn die Engländer nicht Herren des Meeres wären. Doch wer weiß, ob ſie dies nach der Erfindung der Dampfböte immer bleiben werden.

Als ich nach Malta kam, erwartete man daſelbſt die verwittwete Königin von England, die in einem milderen Klima ihre Geſundheit wieder herſtellen will. Von den Engländern leben Viele den Winter über in Malta. Malta iſt auch in Hinſicht der Temperatur Nizza vorzuziehen, es iſt nur zu weit vom Kontinent entfernt und erfordert eine Fahrt von wenigſtens fünf Tagen. Darum habe ich mich auch ſchon gefragt, wie es kommt, daß die Aerzte an unſer Korſika noch nicht gedacht. Korſika hat einen ſchönen Golf, den ich geſehen habe und der mit Bergen von den eigenthümlichſten Formen umgeben iſt; die Feigenbäume der Berberei und die Aloes wachſen auf der Inſel, wie in Afrika, und dienen dem Lande zur ſchönſten Zier. An dieſem Golf liegt, von einer dichten Reihe hoher Hügel vor Winden geſchützt, die Stadt Ajaccio, eine ſchöne Stadt mit großen Straßen, ſchönen Plätzen und klaren Quellen. Selten einmal fällt hier das Thermometer auf den Gefrierpunkt, und das nur ſehr früh am Morgen und auf eine oder zwei Stunden. Nie dauert der Regen hier länger als einige Stunden. Man kann, ſo ſehr man auch das Gegentheil glaubt, ohne die geringſte Furcht das Land durchreiſen, wenn man in Korſika nur Fremder iſt und ſich nicht in die Vendettas der Eingebornen miſcht. Man kann in achtſtündigem Ritt die gigantiſchen Forſten von Aitonne und Vizzavone beſuchen; das ſind Kolonnaden von ſchlanken, ſchmalen Tannen, die zehn bis zwanzig Quadrat-Lieues einnehmen. In ſechs Stunden kann man an die Quellen der Gravona gehen, eines Fluſſes, der auf einem Lauf von 6 Lieues von einer Höhe von tauſend Mètres herabfällt und einen fortwährenden Waſſerfall bildet, und in etwas längerer Zeit erreicht man Baotelica, die Korſiſche Schweiz, wo man die ungeheuren Kaſtanienbäume bewundern kann, die ſo alt ſind, wie die Inſel. Endlich kann man ſich mit Jagd und Fiſchfang beſchäftigen, denn Beides iſt in Korſika ſehr häufig.

In Ajaccio lebt ſich's herrlich; man findet hier artige Häuſer und eine unvergängliche hiſtoriſche Erinnerung; beſonders empfehlenswerth aber iſt eine heiße Schwefelquelle, drei Viertelmeilen von der Stadt, die in einer Menge von Leiden gute Dienſte leiſten ſoll. Dieſe Quelle hat ſich ſeit einigen Jahren bewährt, und es möchte gerathen ſeyn, darauf aufmerkſam zu machen. Wenn ein armer Kranker im Winter Schwefelbäder braucht, ſo ſchicken Sie ihn in die künſtlichen Bäder, die es in Paris giebt, bedauern es aber, daß ihm die Jahreszeit nicht erlaubt, nach den Pyrenäen oder anderswohin zu gehen. Gut, ſchicken Sie ihn nach Ajaccio, verordnen Sie ihm die Bäder von Caldaniccia: da kann er jeden Tag auf einer herrlichen Straße den Golf entlang hinfahren, im herrlichſten Wetter und bei einer Temperatur, in der das Zuckerrohr, der Kaffee und der Theebaum wächſt.

Nizza ſteht Ajaccio in vieler Beziehung nach, aber nach Nizza braucht man nicht eine Seefahrt von 24 Stunden zu machen. Malta dagegen hat weder die Schönheiten, noch die heißen Quellen Korſika's; aber ſelbſt wenn es mehr bieten möchte, als wirklich der Fall iſt, würde es doch von Marſeille zu weit entfernt ſeyn, und man müßte ſchon darum Korſika vorziehen. So mögen denn die Aerzte jeden Winter tauſend bis zweitauſend Kranke nach Korſika ſchicken; ſie werden dadurch zur Civiliſirung des Landes beitragen, indem ſie es bereichern, und den Kranken eine Erleichterung verſchaffen, die ſie anderswo erſt im Juni, d. h. nach fünf- bis ſechsmonatlichem Leiden, finden konnten.

De Ségur-Dupeyron.

F r a n k r e i c h.

Ein General der Napoleoniſchen Armee.

(Schluß.)

„„„Ach!““ ſchluchzte das tief erſchütterte Mädchen; „„erlauben Sie mir, daß ich Sie wie eine Schweſter liebe und wie des edelſten Bruders Ihrer gedenke. — Sie waren und ſind mein theuerſter Freund. Durch Ihren Einfluß und Antheil an meinem Schickſal bin ich reich geworden, mein Familien-Gut iſt mir zurückgeſtellt; aber hören Sie mich an — ein Vetter, mit dem ich in der Zeit unſeres Glückes verſprochen war, und der für die Königliche Sache ſtritt und blutete, iſt aus langer Verbannung arm und entblößt heimgekehrt — er bewirbt ſich um meine Hand. Meine ſelige Mutter nahm mir wenige Stunden vor ihrem Tode das Verſprechen ab, daß ich ſeine Gattin werden wollte. Ihre Worte tönen noch in meinem Ohr. — Darf ich mein Gelübde verletzen?““

„Nein!“ ſagte Marcel mit möglichſt feſter Stimme. Seine Wangen waren bleich, ſeine Lippen zitterten, und Thränen ſtanden ihm in den Augen.

„Theures Fräulein!“ ſprach er; „ſeyen Sie glücklich! Dieſes Glück Ihnen zu ſichern, war die Aufgabe meines Lebens. — Ich hatte gehofft, es zu theilen — dieſe frohe Ausſicht iſt dahin.“ Darauf erhielt ſein Geſicht einen anderen Ausdruck, und er fuhr mit gezwungener Munterkeit fort: „Doch — unter Einer Bedingung: ich muß meinem Mitbewerber vorgeſtellt ſeyn — Ihre Heirath muß unverzüglich ſtattfinden. Laſſen Sie mir wenigſtens die Genugthuung, Sie ihm zu übergeben; laſſen Sie ihn den Segen aus der Hand des Bruders empfangen, den die Vorſehung Ihnen geſchenkt hat.“

Dieſer Kampf war für den edelmüthigen Marcel zu heftig — Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen. Fräulein von Souland weinte bitterlich.

„Kommen Sie“, ſprach der General; „ſeyen wir nicht, wie Kinder — mein Opfer iſt gebracht — für mich iſt der Gram unnütz, und Sie haben keine Urſache dazu. Sagen Sie mir, wo ich den beglückten Gegenſtand Ihrer Liebe finden kann — wir müſſen Freunde werden.“

Das Fräulein gewährte dem General ſeine Bitte, in der eine ſo edle Selbſtverleugnung ſich ausſprach. Zwei Stunden ſpäter ſtand der General dem royaliſtiſchen Emigranten gegenüber.

Digitized by Google

„Mein Herr“, ſprach Marcel, als er in das geräumigſte Zimmer eines der unſcheinbarſten Häuſer trat, „ich dürfte Ihnen wohl nicht ganz unbekannt ſeyn. Ich bin General Marcel. Fräulein von Souland, die ich einſt von einem gräßlichen Tode errettete und die mir theurer iſt, als mein Leben, ſagt mir, daß Sie mit ihr verſprochen ſind; für mich iſt Alles, was ſie ſagt, ein Befehl, ſogar dieſes traurige Wort, welches meine liebſten Hoffnungen ganz vernichtet. Hier ſteh' ich vor Ihnen, Sie um Entſcheidung in dieſer Sache zu bitten; denn ich würde eine länger dauernde Ungewißheit nicht ertragen können.“

„„Herr““, ſprach der begünſtigte Liebhaber, „„Ihre Geſchichte, die ſo wunderbar und ſo innig mit der meiner Couſine verknüpft iſt, war mir ſchon längere Zeit bekannt — Ihre edle Freimüthigkeit zwingt mich, ganz aufrichtig zu reden. Ich habe Ihre ganze Korreſpondenz mit meiner Braut geleſen; ſie konſultirte mich bei jedem Briefe, der an ſie beſtimmt war, und ich hatte oft Gelegenheit, die edle Uneigennützigkeit Ihrer Neigung zu bewundern. Was Sie heute gethan, beweiſt, wie richtig meine Meinung von Ihnen geweſen.““

„Wohl“, verſetzte der General; „unter ſolchen Umſtänden muß Ihnen daran gelegen ſeyn, Ihre Hochzeit baldmöglichſt zu feiern — warum haben Sie ſo lange damit gezögert?“

„„Ehe meine Braut Sie wieder geſehen und Ihnen über Alles Aufklärung gegeben hatte, fühlte ſie ſich nicht frei genug, einen ſo entſcheidenden Schritt zu thun. Sie wollte durchaus erſt Ihre Einwilligung haben. Sind Sie bereit, General, Ihre edelmüthigen Handlungen mit dieſem Segen zu krönen?““

„Ja“, ſprach Marcel tief bewegt; „allein es muß gleich geſchehen. — Ich habe Faſſung gewonnen. — Begleiten Sie mich zu Fräulein von Souland — mein Opfer iſt gebracht, allein ich kann nicht dabei verweilen. Kommen Sie — laſſen Sie es heute geſchehen — hören Sie ihr Jawort in meinem Beiſeyn.“

Sie gingen mit einander nach der Wohnung des Fräuleins; das Verlöbniß wurde erneuert, und es fehlte nur noch die hochzeitliche Weihe, um das Glück des jungen Paares vollſtändig zu machen. In weniger als einer Woche führte Marcel das Fräulein von Souland zum Trau-Altar. Er blieb ruhig und gefaßt; kein Seelenkampf wurde in ihm bemerklich, bis die Trauung vollzogen war.

„Sie werden glücklich ſeyn“, ſprach er mit klopfendem Herzen und feuchtem Auge, als die Neuvermählten ihm gegenüberſtanden. „Sie müſſen glücklich ſeyn — dies iſt meine liebſte Hoffnung, mein angelegentlichſter Wunſch. — Ich habe Sie, Madame, mit dem Manne Ihrer Wahl vereinigt geſehen — leben Sie wohl, und denken Sie zuweilen an den unglücklichen Marcel.“

Herr und Frau von Caſſan — denn Fräulein von Souland war jetzt Frau von Caſſan geworden — ſtürzten ihrem edeln Wohlthäter weinend in die Arme. Er umarmte ſie zärtlich; allein der Anblick ihres Glückes koſtete ihm zu viel. Er ging wieder zur Armee.

Eilf Jahre verfloſſen ſeit dieſer edlen Aufopferung und ſchmerzlichen Trennung — eilf Jahre kriegeriſcher Thätigkeit. Marcel focht im Weſten und Norden — bei Auſterlitz und vor Saragoſſa — bei Wien und an der Moskwa. Er wurde Diviſions-General und erhielt den Titel eines Grafen. Sein Briefwechſel mit Frau von Caſſan erlitt in dieſer Periode, wie man ſich denken kann, große Unterbrechungen; allein die wenigen Briefe, die er empfing, machten ihm Freude, weil ſie von dem ehelichen Glücke des Paares und von der dankbaren Geſinnung des Mannes zeugten.

Aber die ganze Herrlichkeit des Grafen Marcel und ſeines Gebieters ſollte durch Wellington's gewaltigen Arm zertrümmert werden; das Brittiſche Heer beſiegte, unaufhaltſam vordringend, die erleſenſten und kampfgeübteſten Streiter des Uſurpators, und die Niederlagen der Franzöſiſchen Truppen folgten einander Schlag auf Schlag. Ausländiſche Krieger überflutheten den lange jungfräulich gebliebenen Boden Frankreichs.

Alle dieſe Wechſel des Glückes beunruhigten Herrn und Madame Caſſan nur in ſo weit, als Graf Marcel dabei betheiligt ſeyn konnte. Sie hatte geſchaudert bei den Gefahren, die er auf Rußlands Schneefeldern und über den Fluthen der Bereſina beſtehen müſſen; allein ſie fürchtete noch weit mehr die Wirkung, welche der Sturz des Kaiſers, der ihn geehrt und ausgezeichnet, auf ſein Gemüth haben mußte.

Der auf Uſurpation gegründete Kaiſerthron ſtürzte; aber Graf Marcel war Einer von den ſtreng gewiſſenhaften, unbeugſamen Anhängern Napoleon's, die ſich kühn an das Wrak ſeiner Dynaſtie feſtklammerten. Er verließ Fontainebleau nicht eher, bis kein Kaiſer mehr in Frankreich war.

Während der eilf Jahre, die ſeit dem Tage verſtrichen, an welchem Marcel jenes edle Opfer gebracht, war eine große Veränderung in ihm vorgegangen. Die Liebe erfüllte ſein Herz nicht mehr; obgleich ſeine Freundſchaft und Hochachtung für Madame Caſſan ſo tief und innig blieben, wie vordem. Auch ſein Ehrgeiz hatte eine andere Richtung genommen. Er fühlte die Annäherung des Alters und die Nachwirkungen vieler empfangenen Wunden — er wurde ernſt und gedankenvoll und bald wendete ſich ſein Geiſt einer anderen — der politiſchen Sphäre zu.

Das Glück verließ ihn auch in dem neuen Berufe nicht; und um die Zeit der Thronentſagung Napoleon's war Graf Marcel ſo hoch geſtellt als ein Unterthan es nur ſeyn kann. Mit dem Sturze des Uſurpators verlor Marcel ſeine neue Würde; und von jetzt an waren Herr und Madame Caſſan die einzigen Weſen, an denen er noch Intereſſe nahm. Was aber für ihn ein Gegenſtand tiefen Schmerzes war — die politiſche Umwälzung in Frankreich — mußte dies nicht ſeine Freunde, als echte Royaliſten, mit jauchzender Freude erfüllen? „Nein“, ſprach er zu ſich ſelbſt, „es ſey fern von mir, daß ich die Ruhe und das Glück des würdigen Paares mit eigenem Trübſinn und Mißmuth ſtöre!“ Er beſchloß, ſie nicht wieder zu beſuchen und nicht mehr an ſie zu ſchreiben.

Die Stille, welche auf die Rückkehr der Bourbonen folgte, wurde, wie Jedermann weiß, durch das Mißvergnügen des Militairs und durch Bonaparte's Entweichung von Elba gar bald unterbrochen. Man kann ſich leicht denken, daß Graf Marcel, den der Ex-Kaiſer ſo hoher Gunſt gewürdigt hatte, ſich beeilte, die Rückkehr ſeiner Adler an Frankreichs Küſten zu begrüßen.

Noch vor Bonaparte's Entweichung war Herr von Caſſan, der Gemahl des ehemaligen Fräulein von Souland, nach Paris berufen worden, und hatte zur Belohnung für Alles, was er im Dienſte der Königlichen Sache erlitten, ein nicht unwichtiges Amt erhalten. Unterdeß kamen die hundert Tage — ihnen folgte der glorreiche Triumph Wellington's bei Waterloo und die Verbannung des Generals Bonaparte. Welches Schickſal drohte aber dem Grafen Marcel, der gleich ſeinem Gebieter verwundet und überwunden wurde? Man beſchuldigte ihn der Theilnahme an einer geheimen Verſchwörung, die wir hier nicht weiter zu beleuchten brauchen, deren Folgen aber Frankreich lange zu beklagen hatte.

Sobald Frau von Caſſan erfuhr, daß ihr Beſchützer, er, dem ſie Leben und Beſitzthum verdankte, in Gefahr ſchwebte, ſagte ihr Herz ihr, wie ſie handeln ſollte. Herr von Caſſan bekleidete ſein verantwortliches Amt in Paris; ſeine Gattin aber wohnte auf dem Lande, mit der Erziehung ihrer Kinder beſchäftigt. Sie riß ſich von dem trauten Kreiſe los und fuhr mit Extra-Poſt nach der Hauptſtadt. Als ihr Mann ſie erblickte, errieth er gleich den Beweggrund ihrer plötzlichen Ankunft.

„General Marcel“, ſagte er, „iſt ſchwer angeklagt — Du biſt gekommen, um ihn zu befreien. — Ich will Dir Hülfe leiſten; aber ich ſage Dir, daß es mit ihm nicht beſſer ſteht, als mit Ney oder Labédoyère. Er hat bittere perſönliche Feinde an der jetzigen Regierung. Ich brauche Dir nicht erſt zu verſichern, daß er wenigſtens auf Einen Freund rechnen kann.“

Frau von Caſſan konnte auf dieſe großmüthige Aeußerung nur mit einem Händedruck antworten. Sie beſchloß, keine Zeit zu verlieren, um den Aufenthalt des Freundes zu entdecken. Dies war jedoch keine leichte Aufgabe. Bei Marcel's alten Waffengefährten wurde ſie mit Kälte angehört; und erkundigte ſie ſich nach Mitteln, die einen guten Erfolg wahrſcheinlich machen konnten, ſo erhielt ſie keine Antwort. Endlich, als ſie ſchon nahe daran war, an der Möglichkeit des Gelingens zu verzweifeln, entdeckte ihr einer der früheren Adjutanten des Generals, der ſeinem Chef noch mit Liebe anhing und an der Lauterkeit ihrer Abſichten keine Zweifel hegte, den Namen der Perſon, welche, trotz aller Wachſamkeit der Polizei, den Muth gehabt hatte, dem Angeſchuldigten ein Aſyl zu geſtatten. Nur mit großer Behutſamkeit und Vorſicht gelangte Frau von Caſſan an den bezeichneten Ort.

Sobald der Graf ſie zur Thür der Dachſtube, in welcher er verſteckt war, hereintreten ſah, fuhr er von ſeinem ärmlichen Lager empor, ſtürzte ihr entgegen und rief mit freudeſtrahlendem Antlitz: „Jetzt kann das Schickſal mir nichts mehr anhaben! Ich kümmere mich um nichts mehr — Sie haben mich nicht verlaſſen, und ich bin befriedigt.“

„„Ach!““ rief Frau von Caſſan; „„was habe ich denn für Sie gethan? Ich bin nicht durch Flammen und Gefahr hierher gekommen — habe nicht dem Tode getrotzt, um Ihr Leben zu retten, wie Sie an jenem verhängnißvollen Tage für mich gethan. Ich komme nur, um, wo möglich, eine alte Schuld abzutragen. Werden Sie wohl Ihr Leben derjenigen anvertrauen, die Ihnen das eigene Leben verdankt?““ — „Gütiger Engel“, ſprach der General, auf die Kniee fallend; „Ihrer ſchweſterlichen Sorge — Ihrem Eifer — Ihrer Einſicht vertraue ich mich von ganzem Herzen.“ — „„So folgen Sie mir — noch in dieſem Augenblick — in der nächſten Stunde kann es ſchon zu ſpät ſeyn — Fouché's Schergen kennen ſchon ihren Aufenthalt.““ — „Wo ſoll ich aber hingehen?“ ſagte der General, die Entſchloſſenheit ſeiner Freundin bewundernd. — „„Zu uns; in meines Gatten Haus einſtweilen, und dann mit uns auf unſeren friedlichen Landſitz — da werden Sie ſicher ſeyn. Ney, Labédoyère und die Uebrigen, welche an den neueſten Ereigniſſen Theil genommen, erwarten ihr Urtheil. Ich will Sie von einem ſchmählichen Tode retten — es iſt meine Pflicht, mein Recht — Sie gehören mir an, denn Sie ſind unglücklich!““

Die Equipage ihres Gatten, die in der anſtoßenden Straße wartete, förderte ſie Beide nach deſſen Wohnung. Da Herr von Caſſan dem Hauſe der Bourbonen unzweideutig ergeben war, ſo hatte ſein politiſcher Gegner in ſeinem Hauſe nichts zu befürchten, bis er ihn mit günſtiger Gelegenheit nach der Vendee mitnehmen konnte. Der Verſchwörer vom 20. März begleitete ſeine heldenmüthige Beſchützerin und ihren Gatten nach ihrem Landſitze.

Marcel gewann ſeine verlorene Heiterkeit im Kreiſe der edelſten Freunde allmälig wieder. Er wohnte hier unter dem Namen eines entfernten Verwandten der Frau von Caſſan, der viele Jahre emigrirt geweſen. Sein Name wurde nachmals in die Amneſtie mit eingeſchloſſen, die der König aus freien Stücken

Digitized by Google

bewilligte. Als aber die Ereigniſſe vom Jahre 1830 diejenigen, die man 1815 verworfen hätte, zu Macht und Anſehen brachten, wies Marcel jedes praktiſche Amt, das man ihm zuweiſen wollte, von ſich.

Er lebt noch jezt — vorgerückt an Jahren und von zahlreichen Wunden mehr als vom Alter gebeugt. Die meiſte Zeit verbringt er in Frau von Caſſan's Familienkreiſe, und oft gedenken dieſe vortrefflichen Freunde ihrer früheren Schickſale. Dieſe Erinnerungen füllen ihr Auge mit Thränen; wie ſeltſam aber auch die Ereigniſſe waren, auf welche ſie öfter zurückkommen, — jedenfalls dienen ſie zum Beweiſe, daß es in dieſer großen und geräuſchvollen Welt noch etwas Beſſeres und Herrlicheres giebt, als der Ruhm — das Mitleid mit Unglücklichen.

(N. M. M.)

Die Preſſe während der Revolutionszeit.

Zweiter Artikel.*)

Wollte man eine Märtyrer-Geſchichte der Preſſe entwerfen, ſo würde dieſe Zeit reiche Beiträge dazu liefern. Wir wollen indeß nur die Blätter derſelben aufſchlagen, um einige Proben daraus zu geben.

1) „Actes des Apôtres", herausgegeben von Pelletier, Champcenetz, Lauraiguais, Rivarol, Régnier, d'Aborme, Béville, Langlois, Bergaſſe und Anderen; ſie beginnen 1789 und wurden im Oktober 1791 zu Grabe getragen, in Gemäßheit eines Königlichen Befehls. Der Proſpektus zeigt das Motto:

Quid domini facient, cum talia audent fures?
Liberté, gaité, démocratie royale.

Die erſte Lieferung iſt datirt vom Jahre 0 der Freiheit und betitelt: Die „Actes des Apôtres, begonnen am Tage der Todten und beendigt am Tage der Reinigung." Das Werk beſteht aus 10 Bänden und 11 Nummern, im Ganzen 311 Nummern. In Nummer 28, S. 13 heißt es: „Ludwig war vor einem halben Jahre Herr von 24,000,000 Unterthanen, und jetzt iſt er der einzige Unterthan von 24,000,000 Königen. Jetzt fragt es ſich nur, wie dieſe Nation von Potentaten die Gränzen von ſo vielen Reichen abſtecken wird, und wie der Unterthan ſo vielen Königen gehorchen ſoll?"

2) „Actions Héroïques", von Léonard Bourdon und Thibaudeau, im zweiten Jahre der Republik, 5 Nummern.

3) „A Deux Liards, à deux liards mon journal!" ... Begann am 1. Oktober 1791 und hörte am 11. Auguſt 1792 auf. Mit Nummer drei nahm es den Titel an: „le Babillard national, journal à deux liards". Mit Nummer zehn erſcheint wieder der frühere Titel. Im Ganzen zählte es 7 Monate von 30 Nummern und einen von 27. Es beginnt folgendermaßen: „Mir ſollen wenige Zeilen genügen, um mich mit den Arbeiten der National-Verſammlung bekannt zu machen. Sie hat ihr Debüt auf dem Theater der Reitbahn gemacht, am 1. Oktober 1791, im dritten Jahre der Empörung, in gemeiner Sprache im Jahre 1791; ſodann hat ſie ihre Vollmachten in zwei Tagen geprüft, dreimal geſchworen, den König, die National-Garde, das Publikum gehöhnt, die Miniſter geſchmäht und 150,000 Fr. gewonnen. Die Verſammlung hat darauf verzichtet, ehrenwerth und geehrt zu ſeyn. Es iſt erfreulich, zu ſehen, daß ſie ſich ſelbſt Gerechtigkeit widerfahren läßt. Unſere Revolutionnaire ſind ſtolz darauf, daß die Welt ſich ſo weit für ſie intereſſirt, daß ſie Alle gehängt zu ſehen wünſcht."

4) „L'Aristocratie enchainée et surveillée par le peuple". Der Titel ſagt wohl genug.

5) „Le Défenseur de la Constitution", von Max. Robespierre; 12 Hefte, vom 1. Juni bis zum 10. Auguſt 1792. Das Journal wurde dann fortgeſetzt bis zum 15. März in 22 Lieferungen unter dem Titel: „Briefe Max. Robespierre's, Mitglied des Franzöſiſchen National-Konvents, an ſeine Kommittenten".

6) „Déjeuner patriotique du Peuple", vom 20. Januar bis zum 3. April 1791.

7) „Le Démocrite Français", von Madame Reynert, vom 8. Ventoſe bis zum 8. Prairial des Jahres VII; 88 Nummern.

8) „Echo du Palais Royal" oder „Courrier des Cafés"; 1790. Motto: In nova fert animus. Probe: „In den letzten Tagen hat man in der Nähe des Louvre ein äußerſt gefährliches wildes Thier entdeckt. Die Naturforſcher behaupten, es ſey daſſelbe, was die Alten Miniſterium nannten. Es hat eine verführeriſche Stimme und einen verſchlungenen Gang; Alles, was es anfaßt, wird in Gift verwandelt; obgleich ſeine Geſtalt anziehend iſt, ſtößt ſie doch Schrecken ein. Diejenigen, die es verſchlingen will, ſucht es einzuſchläfern, und wenn es ſie betäubt ſieht, zerfleiſcht es ſie. Seit einigen Monaten richtet es große Verwüſtungen an. Man hat bemerkt, daß es eine entſchiedene Vorliebe für junge Früchte hat, beſonders für einen Baum, der aus Neu-England hierher verpflanzt iſt. Dieſer ſeltene Baum hat die koſtbare Eigenſchaft, eingeroſtete politiſche Uebel auszurotten u. ſ. w."

9) „Journal de la Liberté de la Presse", von Baboeuf, vom 17. Fructidor des Jahres II bis zum 5. Floréal des Jahres IV; 43 Nummern. In der letzten Nummer heißt es: „Alles iſt erſchöpft; das Schreckens-Syſtem gegen das Volk iſt an der Tagesordnung. Es iſt nicht mehr geſtattet, zu ſprechen; es iſt nicht mehr geſtattet, zu leſen; es iſt nicht mehr geſtattet, zu denken. Es iſt nicht mehr vergönnt, zu ſagen, daß man leidet; es iſt nicht mehr vergönnt, zu wiederholen, daß wir unter der Herrſchaft der ſchrecklichſten Tyrannen leben. Es iſt nicht mehr erlaubt, ſeinen Schmerz auszudrücken, wenn unſere Henker uns zerfleiſchen, wenn ſie ſtückweiſe unſere zuckenden Glieder zerreißen; es iſt nicht mehr erlaubt, dieſe Barbaren um weniger ſchreckliche Qualen zu bitten, um weniger ausgeſuchte Martern, um einen milderen und raſcheren Tod. Es iſt nicht mehr erlaubt, zu ſagen, daß die Konſtantinopolitaniſche Geſetzgebung, im Vergleich mit den Verordnungen unſerer machthabenden Senatoren, gemäßigt und milde iſt u. ſ. w."

10) „Journal de la Savonette Républicaine", von Labenette, wie der Titel ſagt, zum Gebrauch unwiſſender Deputirten und ſolcher, die das Vaterland verrathen wollen. Es erſchien Ende 1792 und 1793; 18 Nummern. Probe: „Meiner Treu, ich halte es nicht mehr aus! Heißt das nicht, auf eine ſchmachvolle Weiſe mit unſerer Leichtgläubigkeit ſpielen? Die Armee unter Dumouriez, welche 12,000 Mann aus ſechs Dörfern verjagt hat, war alſo unſichtbar? Eine ſolche Kriegführung iſt mir nie vorgekommen. Der Lump dringt nur darum in das feindliche Land und läßt keine Garniſon hinter ſich, weil er unſere Truppen zwiſchen zwei Feuer bringen und durch ſeine Niederlage den fremden Truppen Gelegenheit geben will, auf Paris vorzudringen, in das ihnen die Hungersnoth und die Entführung des Königs nach dieſem ſchrecklichen Schlage Eingang verſchaffen müſſen."

11) „Journal de Louis XVI. et de son peuple" oder „le Défenseur de l'Autel, du Trône et de la Patrie"; 9 Bände. Angefangen im Jahre 1790 und eingegangen mit dem Schluſſe der konſtituirenden Verſammlung. Dieſe Zeitſchrift iſt kaum noch aufzufinden. Sie iſt ganz im Geiſte ihres Motto's: „Ein einziger Gott, ein einziger König", gehalten.

12) „La lanterne de Diogène", Jahr XII, drei Nummern. Probe: „Von Freiheit der Preſſe kann nur dann die Rede ſeyn, wenn man denjenigen, welche die Macht in Händen haben, ungeſtraft mißfallen darf. Sonſt iſt ſie eine Chimäre."

13) „Journal des Amis", von Claude Fauchet, Biſchof von Calvados, vom 1. Januar bis zum 15. Juni 1793; 2 Bände. Dieſe Zeitſchrift, die jetzt ſelten aufzutreiben iſt, begann während der Zeit des ſchrecklichen Kampfes zwiſchen der Gironde und der Partei, die am 31. Mai 1793 triumphirte. Man findet in derſelben werthvolle Nachweiſe.

(Schluß folgt.)

*) S. Nr. 70 des „Magazins".

Mannigfaltiges.

— Janin's Schriften. Die neueſte Sammlung von Jules Janin's Bagatellen iſt unter dem Titel „Katakomben" (Les Catacombes) erſchienen, vermuthlich nur, damit ſich die Leſer über die Wahl des Titels, der in der That nicht die entfernteſte Beziehung zum Inhalt hat, die Köpfe zerbrechen. Auf ſeine eigene Lebensbeſchreibung folgt unmittelbar die des berüchtigten Marquis von Sade, eines Urenkels der von Petrarka gefeierten Laura von Sade, der nicht bloß dieſer Ahnfrau, ſondern auch des Namens Menſch überhaupt unwürdig war. Die Verworfenheit dieſes Schriftſtellers, der es ſich zur Aufgabe geſetzt hatte, durch ſeine ſchmutzigen Schriften ganz Frankreich, und beſonders das weibliche Geſchlecht, eben ſo zu entſittlichen, wie er und ſeine Genoſſen es bereits waren, wird zwar von Janin auf verdiente Weiſe gebrandmarkt, doch klebt ſelbſt an dieſer Darſtellung noch immer Etwas von der ekelhaften Brutalität des Gegenſtandes, und wir möchten uns um keinen Preis entſchließen, ſie für die Leſer des „Magazins" in unſere keuſche Deutſche Mutterſprache zu übertragen. Um nicht immer als leichtfertiger Feuilletoniſt zu erſcheinen, giebt uns Herr Janin in dieſen Bändchen auch von ſeinen klaſſiſchen Gymnaſial-Studien eine Probe, indem er Martial, Petronius und Apulejus zum Gegenſtande einer geiſtreichen Phantaſie macht. Nebenbei wird auch über Beethoven, Albrecht Dürer und Holbein — man ſieht, Janin iſt mit einemmale ein Verehrer der Deutſchen Kunſt geworden — über Marie Antoinette und die früh verſtorbene Herzogin Marie von Württemberg, über Alfred Johannot und George Sand, kurzum „über Alles und noch einige andere Dinge" geſprochen. In Belgien ſollen bereits drei verſchiedene Nachdrucker damit beſchäftigt ſeyn, dieſe „Katakomben", jeder auf ſeine Weiſe, recht tüchtig auszubeuten.

— Philoſophiſches. In Paris iſt ſo eben eine „katholiſche Philoſophie der Geſchichte" (Philosophie catholique de l'histoire) vom Baron Alex. Guiraud erſchienen. Der Revue de Paris zufolge, hätte der Verf. in den bibliſchen Sagen die hiſtoriſche Formel aller Doktrinen aufgefunden, welche die Wiſſenſchaft anerkennt. Auch eine eigene Kosmogonie ſoll der Verf. aufſtellen, doch wird ſowohl hierüber, als über jene myſteriöſe „hiſtoriſche Formel", in der uns vorliegenden Anzeige nichts Näheres geſagt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 73. Berlin, Mittwoch den 19. Juni 1839.

Frankreich.

Geſchichtliche Gegenſätze unſerer Zeit.

Von Lerminier.

Die Größe unſerer Zeit iſt eine unbeſtreitbare Thatſache, aber eine ungewöhnliche, denn ſie beruht auf einem Widerſpruche. Der Glaube und der Zweifel theilen ſich in die Gegenwart, und ſie kämpfen um die Herrſchaft in dem Menſchen und in der Welt der Erſcheinungen. Der Glaube ruht auf dem Grunde der Dinge; der Zweifel fällt über die Form und die Mittel her. So glaubt in der politiſchen Welt die Geſellſchaft an ihre Zukunft und ihre Kraft; und das Bewußtſeyn, welches ſie über ſich ſelbſt erlangt hat, läßt die Furcht nicht aufkommen, daß ſie eines gewaltſamen Todes ſterben oder langſam hinſiechen werde. Wird aber die Frage nach der beſten geſellſchaftlichen Verfaſſung, in welcher ſich dieſes unzerſtörbare Leben manifeſtiren ſoll, aufgeworfen, ſo tritt der Zweifel ein. Wir, die wir ſo viele Reihen individueller Charaktere und geſellſchaftlicher Geſtaltungen auf einander haben folgen ſehen, wir ſcheinen kaum noch an die Menſchen und die Inſtitutionen zu glauben; ohne Vertrauen laſſen wir ſie gewähren und ſich fortbilden, wie wir ſie ohne Ueberraſchung fallen ſehen.

Bemerkenswerth iſt es, daß wir Alle über die Grundgeſetze einig, über die daraus abzuleitenden Folgerungen ſehr verſchiedener Anſicht ſind. Wer beſtreitet, daß die Franzöſiſche Geſellſchaft weſentlich demokratiſch iſt? Welcher Schriftſteller, welcher Publiziſt hat nicht anerkannt, daß die Demokratie die hervorſpringendſte Erſcheinung von allen iſt, in deren Mitte wir leben? Aber wie äußert ſich dieſe Demokratie? Muß ihr Fortſchritt beſchleunigt oder gehemmt werden? Muß nicht ihr Umſichgreifen nach der Entwickelung ihres Geiſtes geregelt, ihre Macht nach der Summe ihrer Kenntniſſe und Einſichten abgemeſſen werden? Ueber alle Fragen der Zeit, der Form, der Wege und Mittel ſind wir um ſo verſchiedenerer Anſicht, als wir im Grunde Alle dieſelbe Ueberzeugung nähren. Unſere Meinungsverſchiedenheit erſcheint um ſo größer, als die Unterſchiede geringer ſind, und unſere Leidenſchaften ſind oft um ſo entbrannter, als die Fragen geringfügiger, die Schattirungen unmerklicher ſind. Indeß giebt es Augenblicke, wo der Geiſt, wieder zu der Ruhe gelangend, welche die unerläßliche Bedingung des Begriffs der Wahrheit iſt, das Unbegründete dieſer Zwiſtigkeiten und Befehdungen erkennt, wo er begreift, daß der Entwickelung der Geſellſchaft, wie der Natur, ewige Geſetze vorgeſchrieben ſind, welche weder zurückgedrängt noch beſchleunigt werden können, und daß die menſchliche Thätigkeit, welche im Einklange mit dieſen Geſetzen ſo mächtig und ſo edel erſcheint, ihre Würde und ihre Macht verliert, wenn ſie gegen dieſelben anzukämpfen verſucht.

Es giebt noch einen Grund, welcher beim Anblick unſerer politiſchen Kämpfe und Zuckungen auf die Lippe des Denkers ein Lächeln des Zweifels und des Unglaubens lockt; es iſt dies das Bewußtſeyn des Fortſchritts ſelbſt, welchen die Menſchheit durch die Uebung ihrer geiſtigen und phyſiſchen Kräfte erſtrebt, dieſes Fortſchritts, der auch die moraliſchen Schwierigkeiten, die uns beengen, auf eine ſiegreiche Weiſe löſen muß. Wenn man bedenkt, daß in Zukunft die Unterſchiede, welche die verſchiedenen Theile deſſelben Standes, welche die Völker und die beiden Halbkugeln von einander ſcheiden, nach einem nicht zu berechnenden Verhältniſſe abnehmen müſſen, daß dieſe Umgeſtaltung eine immer wachſende Steigerung der Bevölkerung und der Production herbeiführen muß, ſo kömmt man dahin, die Gegenwart als einen Durchgangspunkt, als einen Uebergang, deſſen Folgen man ſich gefallen laſſen muß, aber für den man ſich eben nicht ſehr begeiſtern wird, zu betrachten. Unſtreitig muß man dieſe Stimmung des Geiſtes und dieſe Aufforderung zur Gleichgültigkeit und Trägheit bekämpfen, aber wir können ihr Daſeyn nicht hindern und ſie nicht abhalten, auf unſer Gefühl und unſere Vernunft einzuſtürmen.

Die Aufgabe der Vernunft iſt es alſo jetzt, ſich zwiſchen der Gleichgültigkeit und dem Fanatismus, zwiſchen der Entmuthigung und der Ueberſpanntheit einen Weg zu bahnen. Die Wiſſenſchaft, eine allſeitige Würdigung der Vergangenheit wie der Elemente, welche die Geſellſchaft bilden, eine lebhafte Vorahnung der zukünftigen Größe des Menſchengeſchlechts können für die Fragen der Gegenwart eine ungerechte Geringſchätzung einflößen, gegen die man ſich waffnen muß. Der Menſch iſt nicht da, um ſich von den Fragen, die ſeine Zeit bewegen, auszuſchließen, um ſich den Sorgen und Geſchäften zu entziehen. Auf der anderen Seite müſſen Unwiſſenheit, unreife Anſichten, falſche Anſchauungen leidenſchaftliche Erbitterung erzeugen, die nur mit der Unwiſſenheit ſelbſt aufgehoben werden kann, durch Berichtigung der Vorurtheile, durch weitere Verbreitung des Unterrichts. Die Gleichgültigkeit in politiſcher Beziehung muß alſo durch die Uebung der Vernunft ſelbſt bekämpft werden, und denen, die da wiſſen, muß geſagt werden, daß ſie auch wollen müſſen; diejenigen, die da nicht wiſſen, müſſen belehrt werden, denn der politiſche Fanatismus wird durch das Licht verſcheucht.

Man darf ſich weder verwundern noch ſeufzen, wenn man in den Reihen des Volkes, in die das Licht noch nicht gedrungen iſt, ungerechte Anklagen gegen gewiſſe geſellſchaftliche Einrichtungen, gegen gewiſſe Regierungsformen vernimmt. Das Volk beſchuldigt nur, weil es nicht genug weiß; man unterrichte es beſſer, und es wird anfangen, gerecht zu werden. Man kläre es auf und zeige ihm auf eine einfache Weiſe, was im Leben des Menſchen und der Geſellſchaften nothwendig, was möglich iſt; man laſſe es mit Händen greifen, daß ſein Glück oder Unglück nicht von dieſer oder jener geſellſchaftlichen Einrichtung abhängt; daß die Bedingungen der Arbeit, der Wohlſtand der Arbeiter, der Reichthum der Nation aus höheren Urſachen herfließen als aus dem Getriebe der Parteien, und daß die friedlichen Fortſchritte der Geſellſchaft mehr Glück verbreiten, als ihre Zerwürfniſſe und ihr Umſturz. In dem allgemeinen Zuge der Welt, Alles einer vernünftigen Erörterung zu unterwerfen, darf man keine halbe Maßregeln ergreifen, noch da einen Haltpunkt machen wollen, wo es nicht angeht. Da man angefangen hat, ſich an die Vernunft des Volks zu wenden, ſo muß man dieſe Vernunft auch würdig behandeln, glauben, daß ſie Alles begreifen kann, und zwar nicht bloß die groben Thatſachen, ſondern auch die feineren und weniger augenfälligen Wahrheiten, wenn ſie nur im Grunde klar ſind. Glaubt man z. B., daß es ſehr ſchwer ſeyn würde, ungebildeten, aber geradſinnigen Menſchen begreiflich zu machen, wie weit die Kraft gewiſſer politiſcher Formen reicht, und wo ihre Ohnmacht beginnt? Was man vernünftiger Weiſe von ihnen erwarten kann, und was ſie unfähig ſind, zu leiſten? Wollte man leugnen, daß dieſe Unterſcheidungen von der Vernunft des Volkes gefaßt werden können, ſo würde man die Staatswiſſenſchaft zur Unthätigkeit verdammen, und durch eine traurige, aber nothwendige Konſequenz würde man zu dem Schluſſe gelangen, daß es beſſer ſey, wenn das Volk gar nichts, als wenn es halb wiſſe, und daß es im Geſchick des menſchlichen Geſchlechts liege, auf den Widerſinn hinauszukommen. Dieſer Fall kann aber nicht eintreten, und die Wiſſenſchaft wird über den politiſchen Fanatismus triumphiren, wie ſie über den religiöſen den Sieg davongetragen hat. Wie hat es der Menſchengeiſt angefangen, um das Anſehen der Vernunft im Reiche der Ideen und der religiöſen Leidenſchaften wieder aufzurichten? Als der chriſtliche Glaube die modernen Nationen, ſo zu ſagen, aufgeſäugt und ihnen die erſten Begriffe der Sittlichkeit beigebracht hatte, blieb er eine Zeit lang im Beſitze einer abſoluten Herrſchaft; es war die Folge und der Preis ſeiner Wohlthaten, daß man ihn eine Zeit lang als die einzige und heilige Quelle der möglichen Neigungen und Gedanken des Menſchengeſchlechts hinnahm. Allmälig fand man indeß Zeugniſſe eines früheren Lebens, Spuren einer Geſchichte, welche nicht den Stempel des Evangeliums trug, Bruchſtücke, welche keine Aehnlichkeit mit dem chriſtlichen Urbilde boten. Zugleich ſtiegen neue Gedanken in einzelnen Menſchen auf, und die Eigenthümlichkeit des modernen Denkens erzeugte ſich in dem Augenblicke, wo die weltliche Majeſtät des Alterthums wieder aus dem Grabe erſtieg. Anfangs erkannte man weder das gemeinſchaftliche Band noch die beſondere Bedeutung beider Bewegungen; aber dieſelben gingen immer fort, und das war das Weſentliche. Später fing man an, aus den Arbeiten der neueren Philoſophie und der Gelehrſamkeit den Schluß zu ziehen, daß das Denken nicht vom chriſtlichen Glauben abhänge, und daß die Wahrheit, ſowohl die metaphyſiſche als die moraliſche, auf welcher das Leben des Menſchen und der Völker ruht, eine ſelbſtſtändige ſey.

Digitized by Google

Manche Kämpfe ſind geliefert worden, um uns in den Beſitz dieſes Anfangs-Reſultates zu ſetzen; aber wir haben es erreicht, und in Frankreich ſind wir vom religiöſen wie vom antireligiöſen Fanatismus befreit. Wer wollte jetzt noch gegen die Religion eifern, da dieſe, ohne Einfluß auf die Politik und auf das bürgerliche Geſetz, der glücklichen Verpflichtung unterworfen iſt, nicht über die Spendung der himmliſchen Segnungen hinauszugehen! Wann hat man bei den Philoſophen eine unparteiiſchere, wohlwollendere Würdigung des Chriſtenthums gefunden? Sie begreifen am beſten die Verdienſte und den Geiſt deſſelben, und wenn ſie auch nicht an deſſen abſolute Wahrheit glauben, ſo laſſen ſie ihm wenigſtens volle Gerechtigkeit widerfahren. Was jetzt einem Angriffe auf das Chriſtenthum ähnlich ſieht, findet keinen Anklang mehr, weil jetzt die Religion nur noch einen wohlthätigen Einfluß hat. Sie erzieht die Kinder des Volkes, tröſtet die Armen, heilt die kranken und wunden Seelen. Warum ſollte man ſie in der Erfüllung dieſer frommen Pflichten ſtören? Es giebt indeß noch andere Bedürfniſſe, deren Befriedigung die Geſellſchaft ſucht; ſie fordert eine kräftige Nahrung für die gebildeten Geiſter und für die neuen Generationen, welche zum Genuſſe, zum Gebrauche des Lebens heranwachſen; für die Zweifel und Beſorgniſſe, welche daſſelbe erfüllen, will ſie eine vernünftige Erklärung, eine befriedigende Löſung. Dieſe Aufgabe fällt unſtreitig der Philoſophie zu, welche nicht mehr die Religion zu bekämpfen, ſondern ſich ſelbſt zu organiſiren hat. Alle Beſtrebungen unſeres Jahrhunderts ſind rationaliſtiſch; der Rationalismus iſt überall, in unſeren politiſchen und bürgerlichen Geſetzen, in unſeren ſtaatswiſſenſchaftlichen Theorieen, in der Staats-Verwaltung, in der Richtung unſeres Denkens und unſerer Sitten, in der Literatur. Nur iſt derſelbe mehr noch der Macht und dem Inſtinkte nach, als im klaren Bewußtſeyn und in allgemein anerkannter Weiſe vorhanden. Es kommt alſo darauf an, alle zerſtreute Elemente deſſelben zu ſammeln, ſie einander zur Seite zu ſtellen und diejenigen zu entwickeln, welche noch nicht deutlich und beſtimmt genug hervorgetreten ſind, um daraus einen mächtigen Organismus zu bilden, der feſt durch ſeine zuſammenhaltende Kraft, beweglich durch einen ins Unendliche möglichen Fortſchritt ſeyn würde. Das moderne Denken muß alſo in Gemeinſchaft mit dem chriſtlichen Glauben an dem Werke der Geſellſchaft arbeiten; es darf nicht vergeſſen, daß es im Geiſte der alten Philoſophie lag, die Staats-Religion als ſymboliſche Form der Ideen ſelbſt gelten zu laſſen. Sokrates beauftragte Kriton vor ſeinem Tode, dem Aeskulap einen Hahn zu opfern. Seneka brachte dem befreienden Jupiter eine Libation dar, als er ſich die Adern öffnete. Dieſe Repräſentanten der Philoſophie ſchienen den Göttern keine Vorwürfe machen zu wollen, und durch dieſe Achtung vor den Altären legten ſie ein glänzendes Zeugniß der Allmacht des Gedankens ab.

Gewiß wird die Zeit kommen, wo die Arbeiten der neueren Philoſophie umgeſtaltend auf den Glauben einwirken werden, aber man darf der Zeit nicht vorgreifen. Im vergangenen Jahrhundert ging die Philoſophie zum nothwendigen Angriff über, jetzt muß ſie ſich neben die Religion hinſtellen, und ſpäter wird ſie auf dieſe einen unvermeidlichen Einfluß üben. Wenn der Menſch die Früchte ſeiner Arbeit pflücken will, ſo darf er ſich weder in Erinnerungen an die Vergangenheit, noch in eitlem Sehnen nach einer fernen Zukunft verzehren. An die Gegenwart muß man ſich halten, wenn man ihr etwas abringen will; auf dieſe muß man ſeine ganze Thatkraft übertragen, um deſto mächtigere Reſultate zu erzielen. In dieſem Entſchluſſe liegt das Unterpfand des Sieges; ſo entgeht man der Niederlage und behauptet das Terrain, welches geſchickte Anſtrengungen erobert haben. Will man nun mit Unparteilichkeit den ſittlichen Zuſtand Frankreichs prüfen, ſo wird man erkennen, daß es zugleich katholiſch und rationaliſtiſch iſt, daß es den Kultus und das Raiſonnement, die Traditionen der Kirche und die Ironie des philoſophiſchen Zweifels liebt. Wir Alle ſind Zöglinge der Proſa Boſſuet's und Voltaire's, und im Grunde ein raiſonnirendes Volk. Dieſe rationaliſtiſche Natur, welche unſere National-Eigenthümlichkeit bildet, will in ihrer Tiefe erforſcht, in ihren Grundlagen erkannt ſeyn.

In der Literatur zeigt ſich dieſelbe Theilung zwiſchen dem Zweifel und dem Glauben. Wir glauben an den Zauber des Schönen, und ein unwiderſtehlicher Zug treibt uns an, demſelben nachzuforſchen; aber wir ſchwanken unſicher auf dem Wege hin und her, der zu demſelben führt. Was iſt aus den Theorieen und dem Fanatismus geworden, mit dem ſich der neuerungsſüchtige Romantizismus waffnete? Alle Formen, alle Kunſtſtücke, aus denen man eine neue Kunſtreligion bilden wollte, ſind in Rauch aufgegangen, und es iſt nichts geblieben, als die unvergängliche Liebe des Schönen. Der Grund iſt kein anderer, als daß Mode-Launen nie zur dauernden Herrſchaft gelangen. Als ſich gegen Ende des ſechzehnten Jahrhunderts die Engliſche Romantik zu einer ſo ſchönen Blüthe entfaltete, war ſie die natürliche Frucht des Bodens; der Deutſche Geiſt erzeugte ſie mit naiver Kraft; die hiſtoriſchen Verhältniſſe riefen ihr Erſcheinen hervor. Daher wurde auch Shakeſpeare der Engliſchen Literatur, was Homer der Griechiſchen, eine unerſchöpfliche Quelle, ein ewiges Vorbild. Wenn die Deutſche Romantik nicht, wie die Engliſche Muſe, den unſchätzbaren Vortheil der Initiative hatte, ſo war ihre Entwickelung, obſchon derſelben das Siegel der metaphyſiſchen Reflexion aufgedrückt wurde, nicht weniger natürlich. In Frankreich iſt der Romantizismus erſt nach drei Literatur-Perioden, die durch Montaigne, Corneille und Rouſſeau bezeichnet ſind, aufgekommen; er war nichts Weſentliches, nichts Naturwüchſiges, ſondern etwas Zufälliges, Gemachtes. Er war gleichſam eine Uebergangsſtufe, auf welcher die Tragik und das Groteske ſich verjüngen und auffriſchen zu können glaubten. Es iſt hier indeß nur von den Theorieen und den theoretiſchen Anſprüchen, nicht von den glänzenden Productionen einiger Geiſter erſten Ranges die Rede. Dieſe Productionen bleiben und nehmen einen Platz neben den Meiſterwerken der drei früheren Perioden ein; aber das Syſtem, welches eine neue Literatur unter uns aus der Erde ſtampfen wollte, iſt vom Schauplatz abgetreten.

Frankreichs geringſter Ruhm wird es nicht ſeyn, daß in unſerem Jahrhundert einige Zweige ſeiner Literatur in einem bis dahin unbekannten Glanze ſtrahlten. In der Ode, der Elegie, der philoſophiſchen wie der religiöſen, im Epos iſt Herrliches geleiſtet worden, Größeres, als man bisher dem Franzöſiſchen Geiſte zugetraut hatte. Aber an dieſen Ruhm hat das Syſtem wenig Anſprüche, und das Publikum iſt davon ſo überzeugt, daß es einem klaſſiſchen Meiſterwerke ſeinen vollen Beifall ſchenken würde, wenn ein ſolches erſchiene. Wir haben nicht die Liebe zum Schönen verloren, ſondern es iſt nur vom Aberglauben der Form befreit worden, wie wir Gott der Hülle der menſchlichen Vorſtellungen entkleiden, wie wir das geſellſchaftliche Glück von den politiſchen Formalitäten unterſcheiden.

Die Theilung zwiſchen dem Glauben und dem Zweifel iſt darum ſo ſehr hervorzuheben, weil ſie den Gang der Begebenheiten und das Handeln der Menſchen erklärt. Da der Glaube der Individuen an die Geſammtheit der Realität geknüpft iſt, nicht an eine einzelne Erſcheinung, ſo nimmt derſelbe andere Geſtalten an und ſchlägt verſchiedene Wege ein, um zu demſelben Ziele zu gelangen. Wenn die Menſchen glauben, daß die Verhältniſſe neue Pflichten bedingen, daß ein geſellſchaftliches Element mehr als ein anderes der Unterſtützung und Befeſtigung bedarf, ſo werfen ſie ſich auch auf das, was ihnen als das Nothwendigſte erſcheint, ohne die Gefahr zu achten. Montesquieu ſchildert uns Karl den Großen, wie derſelbe unaufhörlich ſein weites Reich durchzog und überall Hand anlegte, wo etwas zuſammenzuſtürzen drohte. Es giebt keinen nur halbwege kräftigen Geiſt, der nicht der Wirklichkeit gegenüber dieſelbe in ihrer Geſammtheit zu umfaſſen ſtrebte und nicht dahin eilte, wo das Intereſſe der Geſellſchaft ſeine Energie und ſeine Aufopferung zu erfordern ſcheint. Was folgt aber daraus? Da die Thaten des Menſchen nur auf einander folgen und ſeine Kraft beſchränkt iſt, da man nicht eine Sache erfaſſen kann, ohne nicht wenigſtens augenblicklich eine andere zu verabſäumen, ſo werden Einige glauben, Andere zu glauben ſcheinen, daß die Aufopferung der Vergangenheit die Bedingung neuer Thaten iſt, und daß man keinen neuen Weg einſchlagen kann, ohne den alten abzubrechen. Dieſer Uebelſtand iſt unvermeidlich, und diejenigen, welche ſich der Oeffentlichkeit der That und des Gedankens weihen, müſſen ihn tragen. Sie werden nicht vergeſſen, daß die Wichtigkeit der Ideen und ihrer Repräſentanten nach der Lebhaftigkeit der Erörterungen abgemeſſen werden muß, welche ſie veranlaſſen, und daß in unſerer Zeit die Verleumdung einer der gewöhnlichſten Begleiter des Ruhmes iſt. Die gränzenloſe Verbreitung von halben Kenntniſſen unter der Menge, das heilige Recht Aller, zu ſchreiben, machen die Aufgabe des Denkers zu einer ſehr ſchwierigen, und man könnte die Freiheit der Preſſe bitten, nicht die Freiheit des Gedankens zu erſticken. Aber dieſe Uebelſtände wollen getragen ſeyn, und an die Stelle des Glaubensmuthes, der die Geiſter im Mittelalter befeuerte, muß der geiſtige Muth treten.

(Schluß folgt.)

Die Preſſe während der Revolutionszeit.

(Schluß.)

14) „Le Publiciste Parisien" — „l'Ami du Peuple", von Marat. Wie der Titel ſagt, eine politiſche, freie und unparteiiſche Zeitſchrift, von einer Geſellſchaft von Patrioten herausgegeben und von Marat redigirt. Sie erſchien zuerſt am 12ten September 1789 mit dem Motto: Vitam impendere vero. Mit der ſechſten Nummer nahm ſie den Namen „Ami du Peuple", oder „le Publiciste Parisien" an. Dieſe Zeitſchrift wurde verſchiedentlich nachgedruckt. Im „Ami du Peuple" erſchien Marat's Portrait von ihm ſelbſt entworfen. Man findet hier ein langes Verzeichniß ſeiner moraliſchen Eigenſchaften und Tugenden wie derer ſeiner Familie; er ſtellt ſich als Opfer der Willkür, der Eiferſucht der gelehrten Körperſchaften, der Akademieen, des Hofes, der Großen hin, er, der rechtliche Mann, deſſen Abſichten immer rein geweſen ſind, der ſein ganzes Leben nur über das Glück des Volks nachgeſonnen hat und deſſen Thaten ihm unverdiente Verfolgungen zugezogen haben.

15) „Duchesne", von Hebert, 7 Hefte; angefangen im Jahre 1791. Dieſes Journal zeichnet ſich gegen das andere „Père Duchesne" dadurch aus, daß es am Ende jeder Nummer zwei Oefen zeigt, von denen einer gewöhnlich umgeſtürzt iſt; dies iſt der wahre Père Duchesne. Es hat viele Nachahmer gefunden. Auszüge aus dieſer Zeitſchrift dürften kaum nöthig ſeyn, und man wird uns für unſere Zurückhaltung Dank wiſſen.

16) „La Lanterne magique nationale", von Mirabeau dem Jüngeren; 1790, vier Nummern. Nummer 1, Seite 1 heißt es: „Da iſt ſie, meine Herren und Damen, die laterna magica! Sie werden ſehen, was Sie nie geſehen haben, was die Morgenröthe der Freiheit allein ans Licht fördern konnte: nämlich den Despotismus und die Ariſtokratie, den Despoten und die

Digitized by Google

Ariſtokraten, die von der Nation behandelt werden, wie einſt der Teufel vom heiligen Michael. Sie werden ſehen die kriegsmuthigen Bürger, die Helden der Baſtille, die leichten Truppen der Vorſtädte Saint-Antoine und Saint-Marcel, die Jäger der Barrieren, die in Sapeurs umgewandelten Kapuziner, die Damen der Nation und die entſchleierten Nonnen, überhaupt die ganze patriotiſche Armee, und den berühmten Kopfabſchneider, und das Châtelet, und die Laterne und alle Wunder der Revolution; mit einem Worte, Sie werden ſehen, was Sie ſehen werden; das Sehen koſtet nichts; wer nicht zufrieden iſt, bekömmt das Geld zurück u. ſ. w."

Wir kommen jetzt zu einem Schriftſteller, deſſen Name, trotz Allem, immer nur mit Ehrfurcht ausgeſprochen worden iſt; es iſt Camille Desmoulins, dieſer reine, enthuſiaſtiſche, gefühlvolle Jüngling. Er war einer der thätigſten Führer der Pariſer Inſurrection und ſetzte ſich an die Spitze der einzigen ehrenvollen Volkserhebung, der Erſtürmung der Baſtille. Am 12. Juli war das Gerücht verbreitet, Necker, der damalige Abgott, ſey vom Hofe und von Verſailles verbannt. Damals war das Palais-Royal das politiſche Forum der Hauptſtadt und Frankreichs; in einem Augenblick war es von Studenten und Bürgern aller Klaſſen gefüllt, welche dies wichtige Ereigniß auf verſchiedene Weiſe deuteten. Plötzlich ſtürzt ein junger Menſch aus der Menge hervor, beſteigt einen Tiſch und haranguirt das Volk. Das war Camille Desmoulins' erſtes Auftreten. Das intereſſante Bruchſtück, welches hier folgt, iſt dem Briefe entnommen, welchen Camille Desmoulins wenige Tage vor ſeinem Tode an ſeine Frau ſchrieb. Daſſelbe lautet:

„Im Gefängniſſe des Luxembourg, am 2. April um fünf Uhr Morgens.

„Der wohlthätige Schlaf hat mein Leiden unterbrochen. Wenn man ſchläft, iſt man frei; man empfindet ſeine Gefangenſchaft nicht; der Himmel erbarmt ſich meiner. Vor einem Augenblicke ſah ich Dich im Traume; ich umarmte Dich, Horace und Daronne, aber unſer Kleiner hatte ein Auge durch einen Fluß verloren, und der Schmerz darüber erweckte mich. Das Gefängniß umfing mich wieder. Es war ziemlich dunkel, und da ich weder Dich ſehen, noch Deine Antworten hören konnte, denn Du und Deine Mutter, Ihr ſprachet mit mir, ſo ſtand ich auf, um mich mit Dir zu unterhalten und um Dir zu ſchreiben. Als ich aber mein Fenſter öffnete, ſchlugen die ſchrecklichen Eiſenſtäbe, die Riegel, welche mich von Dir trennen, alle meine Seelenſtärke nieder. Ich zerfloß in Thränen, oder beſſer, ich ſchluchzte laut auf, indem ich in meinem Grabe ſchrie: Lucile! Lucile! o, meine theure Lucile! wo biſt Du? Geſtern Abend empfand ich eine ähnliche Bewegung, und mein Herz brach zuſammen, als ich im Garten Deine Mutter bemerkte. Maſchinenmäßig ſtürzte ich gegen die Eiſengitter; ich faltete die Hände, um ihr Mitleid anzuflehen, ihrer, die, wie ich überzeugt bin, im Innern erſeufzt. Geſtern erkannte ich ihren Schmerz an ihrem Taſchentuche und an dem Schleier, den ſie niederfallen ließ, da ſie dies Schauſpiel nicht ertragen konnte. Wenn Ihr kommt, bitte ſie doch, mit Dir etwas näher zu rücken, damit ich Euch beſſer ſehen kann. Es iſt keine Gefahr damit verbunden, wie ich glaube. Meine Brille taugt nichts, und ich wünſchte, daß Du mir eine ähnliche kaufteſt, wie ich vor einem halben Jahre hatte, keine ſilberne, ſondern eine von Stahl mit zwei Bügeln, welche ſich an den Kopf anlegt. Du magſt Nummer 15 fordern. Aber vor Allem beſchwöre ich Dich bei unſerer ewigen Liebe, ſchicke mir Dein Portrait. Der Maler möge ſich meiner erbarmen, der ich nur leide, weil ich mit Anderen zu viel Mitleid gehabt habe. In dem Grauſen meines Gefängniſſes wird der Tag, an welchem ich Dein Portrait erhalte, für mich ein Tag der Wonne und des Entzückens ſeyn. Unterdeß ſchicke mir eine Haarlocke, damit ich ſie auf mein Herz lege. Meine theure Lucile! ich bin jetzt wieder wie in der Zeit unſerer erſten Liebe, wo Jemand mir ſchon intereſſant ſchien, wenn er nur von Dir kam. Als geſtern der Bürger, der Dir meinen Brief brachte, zurückkehrte, war meine Frage: „Du haſt ſie alſo geſehen?" wie ich ſonſt zum Abbé Landreville ſagte, und ich betrachtete ihn, als wenn an ſeinen Kleidern, an ſeiner Perſon etwas von Deiner Gegenwart, etwas von Dir haftete. Er iſt eine mitleidige Seele, weil er Dir meinen Brief übergeben hat. Ich werde ihn, allem Anſchein nach, Morgens und Abends ſehen. Dieſer Bote unſerer Schmerzen wird mir ſo theuer, wie ſonſt vielleicht der Bote unſerer Freuden. In meinem Zimmer habe ich eine Spalte entdeckt, ich habe mein Ohr angelegt, ich habe einen Seufzer gehört; ich wagte einige Worte und hörte die Stimme eines Kranken, welcher litt. Er fragte nach meinem Namen, und ich nannte ihn.

„O, mein Gott!" rief er, auf ſein Bett zurückſinkend, aus, und ich erkannte die Stimme Fabre's d'Eglantine. „Ja, ich bin Fabre, ſagte er; aber Du hier? Alſo iſt es zur Contre-Revolution gekommen." Wir wagen indeß nicht, mit einander zu ſprechen, aus Furcht, dieſen ſchwachen Troſt zu verlieren und getrennt zu werden; er hat ein heizbares Zimmer, und auch mein Zimmer würde ganz erträglich ſeyn, wenn ein Gefängniß es ſeyn könnte. Du, theure Freundin, weißt nicht, was es heißt, eingekerkert zu ſeyn, ohne zu wiſſen, weshalb, ohne zur Unterſuchung gezogen zu werden, ohne eine Zeitung zu haben. Das heißt leben und todt zu gleicher Zeit ſeyn, das heißt exiſtiren, um zu fühlen, daß man in einem Sarge iſt. Man ſagt, die Unſchuld ſey ruhig, muthig; aber, meine theure Lucile, oft iſt meine Unſchuld gebeugt wie die eines Gatten, eines Vaters, eines Sohnes. Wenn mich Pitt oder Coburg ſo hart behandelten! aber meine Kollegen! aber Robespierre, der meinen Verhaftsbefehl unterzeichnet hat! aber die Republik, für die ich ſo viel gethan habe! Das iſt der Preis, den ich für ſo viele Tugenden und Opfer empfange. Als ich hierher kam, ſah ich Hérault-Séchelles, Simon, Ferroux, Chaumette, Antonelle; ſie ſind weniger unglücklich. Mich, der ich mich ſeit fünf Jahren dem Haß und der Gefahr für die Republik geweiht hatte, mich, der ich meine Armuth während der Revolution bewahrt habe, der ich Niemandes Verzeihung anzuflehen habe, als Deine, meine theure Lolotte, und die ich auch erhalten habe, weil Du weißt, daß mein Herz, trotz meiner Schwächen, Deiner nicht unwerth iſt, mich werfen die Menſchen, welche ſich meine Freunde nannten, welche ſich Republikaner nennen, ins Gefängniß, als wenn ich ein Verſchwörer wäre. Sokrates trank den Schierling, aber er hatte zum wenigſten den Troſt, ſeine Frau und ſeine Freunde zu ſehen. Wie viel ſchlimmer bin ich daran! Der größte Verbrecher würde zu hart geſtraft ſeyn, wenn er einer Lucile anders als durch den Tod entriſſen würde. Aber ein Verbrecher wäre nie Dein Gatte geworden, und Du haſt mich nur geliebt, weil ich immer nur für das Glück meiner Mitbürger wirkte. Man ruft mich — — So eben haben mich die Kommiſſarien des Revolutions-Gerichtes verhört. Sie haben mir nur die Frage vorgelegt, ob ich gegen die Republik konſpirirt hätte. Welcher Hohn! Ich ſehe, welches Schickſal mich erwartet. Lebe wohl, meine Lucile, meine theure Lolotte, mein armes Schäfchen; ſage meinem Vater Lebewohl. An mir ſiehſt Du ein Beiſpiel der Grauſamkeit und Undankbarkeit der Menſchen. Meine letzten Augenblicke werden Dich nicht entehren. Du ſiehſt, daß meine Furcht begründet, meine Ahnung richtig war. Ich habe eine durch ihre Tugenden himmliſche Frau geheirathet; ich bin ein guter Gatte, ein guter Sohn geweſen; ich würde ein guter Vater geworden ſeyn. Ich nehme die Achtung und das Beileid aller wahren Republikaner, aller Menſchen, ich nehme die Tugend und die Freiheit mit mir. Ich ſterbe im vierunddreißigſten Jahre, aber es iſt keine gewöhnliche Erſcheinung, ſeit fünf Jahren ſo viele Abgründe überſchritten zu haben und noch zu leben. Ruhig ſtütze ich mein Haupt auf das Kiſſen meiner zu zahlreichen Schriften, welche indeß alle dieſelbe Philanthropie, den Wunſch, meine Mitbürger glücklich zu machen, athmen. Ich ſehe wohl, daß die Macht faſt alle Menſchen trunken macht, und daß Alle wie Dionys von Syrakus ſagen: „Die Tyrannei iſt eine ſchöne Grabſchrift." Aber tröſte Dich, trauernde Witwe! Die Grabſchrift Deines Camille iſt ruhmwürdiger; es iſt die des Brutus und Cato. O, meine theure Lucile, ich war geboren, Verſe zu machen, der Vertheidiger der Unglücklichen zu ſeyn, Dich glücklich zu machen. Ich hatte eine Republik geträumt, welche allgemein geliebt worden wäre. Ich wollte nicht glauben, daß die Menſchen ſo roh und ſo ungerecht ſeyen. Wie hätte ich glauben können, daß einige Scherze gegen Kollegen, welche mich herausgefordert hatten, das Andenken an meine Dienſte tilgen würden? Ich weiß, daß ich als Opfer dieſer Scherze und meiner Freundſchaft für Danton falle. Ich danke meinen Mördern, daß ſie mich mit ihm und Philippeaux ſterben laſſen, und da unſere Kollegen uns feig verlaſſen und ihr Ohr Verleumdungen geliehen haben, ſo kann ich ſagen, daß wir als Opfer unſeres Muthes, die Verräther zu entlarven, und unſerer Wahrheitsliebe fallen. Wir können das Zeugniß mit uns in das Grab nehmen, daß wir als die letzten Republikaner ſterben. Verzeihe, theure Freundin, mein wahrhaftes Leben, welches ich verlor, als man uns trennte, wenn ich mich mit meinem Andenken beſchäftige. Ich ſollte mich vielmehr bemühen, es Dich vergeſſen zu laſſen, meine Lucile! mein Täubchen! Ich beſchwöre Dich, rufe mich nicht mit Deinem Geſchrei; es würde mir das Herz zerreißen. Lebe für meinen Horace, ſprich mit ihm. Du magſt ihm ſagen, was er nicht hören kann, wie ſehr ich ihn geliebt haben würde. Ungeachtet meiner Hinrichtung glaube ich, daß es einen Gott giebt. Mein Blut wird meine Schwächen, die Fehler der Menſchlichkeit auslöſchen, und, was ich Gutes habe, meine Tugenden, meine Freiheitsliebe wird Gott belohnen. Ich werde Dich einſt ſehen, o Lucile! o Aennchen! Bei meiner Gefühlsempfänglichkeit kann der Tod, der mich vom Anblick ſo vieler Schrecken befreit, kein großes Unglück ſeyn." —

17) „Journal de la Ville et des Provinces" oder „le Modérateur", von Herrn von Fontanes, vom 1. Oktober 1789 bis zum 10. Auguſt 1792; 5 Bände. Am 18. April 1790 kam es in die Hände von Herrn von Charmois und nahm das Motto an: Deo, patriae et regi. Probe: „Die Conſtitution iſt kaum ins Leben getreten, und ſchon ſprechen Viele ihre Unzufriedenheit aus, daß es noch Mißbräuche giebt. In unſerem armen Frankreich geht man nun einmal von einem Aeußerſten zum anderen. Und wenn auch die Conſtitution als vortrefflich anerkannt wäre, könnten die Mißbräuche doch beſtehen. Alle überſpannte Anſichten entſpringen daraus, daß man immer die Mißbräuche mit den Dingen verwechſelt hat. Die Revolution war nur dadurch nothwendig geworden, daß die Mißbräuche ſo ſehr an die Stelle der Regierung getreten waren, daß man ſie für die Regierung hielt. Die jetzigen Unzufriedenen verabſcheuen die Conſtitution nur darum, weil ſie die Anarchie, die aus ihrer Nichtausführung hervorgeht, für die Conſtitution ſelbſt halten."

Zur Vervollſtändigung dieſer Anführungen wäre noch hinzuzufügen, daß Herr Deschiens zahlreiche Notizen über die Revolutionspreſſe geſammelt hat. Er hat die Journale aller Meinungen, aller Parteien in 3052 Kartons und Bänden geſammelt. Die Zahl aller Zeitſchriften, welche unter verſchiedenen Namen erſchienen ſind, beläuft ſich auf ungefähr 1800 von 1789 bis 1829,

Digitized by Google

die wiſſenſchaftlichen und in den Departements erſcheinenden Zeitſchriften eingerechnet. Im Anfange der Revolution haſchten die Journaliſten nach den abſonderlichſten und unanſtändigſten Titeln, um das Volk zu locken. Hier folgen einige: „L'Ane de Balaam", „L'Arlequin", „Le Babillard", „La Bouche de fer", „Ça fait toujours plaisir", „C'est incroyable", „Le Chien et le Chat", „Le Cochon de Saint-Antoine", „Le Contre-poison", „Le Déjeuner", „Encore un", „Entendons nous", „Finissons donc", „Cher père", „Le Fouet national", „Il n'est pas possible d'en rire", „Je m'en f...", „Je m'y perds", „Je perds mon état", „Faites-moi vivre", „Le Juif errant", „Le Lendemain", „Le Martyrologe national", „Methusalem", „La Grande Ménagerie", „Pendez-moi, mais écoutez-mois", „La Pique nationale", „La Puce à l'Oreille", „La Queue à M. Necker", „Le Sans-culotte", „Sans-quartier", „Sacré gâchis", „Les souliers de l'Abbé Maury", „Les Jupons de Madame Angot", „Le Tailleur patriote", „Les trois Bossus" und viele andere. (Revue britannique).

Bibliographie.

La Turquie nouvelle. — Von L. P. B. d'Aubignosc. Erſter Theil. 7½ Fr.
Don Luis, hist. du dernier héritier de Don Juan. — Von Beaumont-Vaſſy. 7½ Fr.
De l'éducation au XIXe siècle. — Von P. Chareau. Erſte Abth. Zweite Aufl. 3 Fr.
Études sur les historiens du Lyonnais. — Von F. L. Collombet. Erſte Lief. Lyon.
Catalogue raisonné des monnaies nationales de France. — Von G. Cambrouſe. 4. 40 Fr.
Les mille et un souvenirs etc. Recueil d'anecdotes véritables etc. — Von Desforges. 5 Bde.

England.

Schiffs-Rettungs-Apparate.

Im Jahre 1785 erhielt Herr Lukin ein Patent für das erſte Rettungsſchiff; die Schiffsverſchanzungen waren außen angebracht und mit leeren Kaſten oder doppelten Seitenwänden verſehen. Daſſelbe hielt ſich vortrefflich auf dem Waſſer, aber es hatte den Uebelſtand, daß die äußeren Seitenwände zu leicht ſanken, wodurch das Fahrzeug unbrauchbar wurde. Dieſer Verſuch war alſo unfruchtbar geblieben, als im Jahre 1789 an den Küſten Northumberlands und Durhams „l'Aventure" am Ufer ſcheiterte und die ſämmtliche Bemannung von den Wellen zerſchmettert wurde. Es bildete ſich nun ein Ausſchuß, welcher Preiſe auf die Erfindung von Rettungsſchiffen ausſetzte.

Greathead reichte am 30. Januar 1790 ſein unverſenkbares Boot ein, in welchem der bedeutendſte Fehler des von Lukin erfundenen glücklich vermieden war. In den erſten vierzehn Jahren wurden mit Hülfe deſſelben dreihundert Perſonen auf einem einzigen Punkte der Britiſchen Küſte, im Hafen von Tynarmouth, gerettet. Sein Plan wurde angenommen, und der Erfinder fand beim Parlament die ſchmeichelhafteſte Aufmunterung.

Das Schiff von Greathead enthält geſchloſſene, mit Luft gefüllte Räume. Dieſe Apparate, welche bei einer großen Ausdehnung nur ein geringes Gewicht haben, vermögen das Schiff beſtändig über dem Waſſer zu halten, ſelbſt wenn es ſtark beladen iſt. Je nachdem das Waſſer es überfluthet und niederdrückt, erhebt es ſich wieder und ſteigt empor. Oeffnungen, welche auf dem Grunde angebracht ſind, laſſen das augenblicklich einſtrömende Waſſer wieder abfließen. Unter gewöhnlichen Umſtänden dient das durch dieſe Oeffnungen einſtrömende Waſſer bis zu einer gewiſſen Höhe als Ballaſt.

Das Fahrzeug, welches 30 Engliſche Fuß lang, 10 Fuß breit iſt und in der Mitte 3 Fuß 3 Zoll tief geht, läuft an beiden Enden in ein Vordertheil aus. Dieſe Einrichtung iſt nöthig, um den Wellen auszuweichen, wenn ſie ſich zerſchlagen, und um raſcher vorwärts zu kommen. Zwei Hochbootsleute ſitzen an beiden Enden des Schiffes und werden durch Ruderer unterſtützt. Zwei oder drei Menſchen durchſchneiden auf dem kleinen Fahrzeuge die Wellen und trotzen allen Schwierigkeiten, um, oft in der Mitte der Nacht, den Schiffbrüchigen zu Hülfe zu eilen.

Seit einer ziemlichen Reihe von Jahren ſind die Küſten Großbritaniens mit Rettungsböten verſehen, und andere Küſten haben dies Beiſpiel zum Muſter genommen; aber mit der Zeit ſind manche Verbeſſerungen vorgeſchlagen und angenommen worden. Eine gewiſſe Anzahl hermetiſch verſchloſſener, mit Luft gefüllter Fäſſer würde dieſelbe Wirkung hervorbringen, wie die Röhren, welche dem Schiffe von Greathead Luft zuführen; ſie würden das Fahrzeug über dem Waſſer erhalten, ſelbſt wenn die Wellen eindrängen. Die Fäſſer haben überdies den Vortheil, den Bau des Rettungsbootes ſehr zu erleichtern. Ein Boot, an deſſen beiden Enden Fäſſer angebracht würden, wäre dadurch ohne Weiteres ein Rettungsboot, und die Mannſchaft eines beſchädigten Schiffes könnte ſo ans Land gelangen. Die Laſt, welche ein auf dieſe Weiſe auf der Oberfläche des Waſſers ſchwebendes Schiff tragen kann, hängt von der Beſchaffenheit des Schiffes ab. Ein Schiff wird ſich mehr oder minder gut über dem Weſſer erhalten, je nachdem das Volumen der eingeſchloſſenen Luft größer oder geringer iſt. Erſetzt man die Luft durch ein leichteres Gas, ſo wird die Lage des Bootes noch günſtiger, und ſeine Tragfähigkeit ſteigert ſich. Herr Francis aus New-York hat die Anwendung des Waſſerſtoffgaſes vorgeſchlagen und ein Schiff von 9 Mètres Länge und etwas mehr als einem Mètre Breite erbaut, bei welchem er ſich dieſes Gaſes bedient hat. Im Innern laufen vierzehn Röhren von 3 Mètres Länge vom Kiele zum Oberdeck. Dieſelben enthalten mehr als 5 Kubikfuß Gas und können einer Laſt von 2000 Kilogrammen das Gegengewicht halten, wenn das Schiff mit Waſſer gefüllt iſt. An den Seiten der Barke ſind 20 Seile befeſtigt, welche nöthigenfalls 100 Perſonen mit derſelben tragen können. Die untere Oeffnung zum Ausſtrömen des Waſſers leert das Schiff ſo ſchnell, wie ſechs Menſchen mit hohlen Schöpfkellen es kaum thun könnten.

Man hat vorgeſchlagen, an Bord aller Schiffe Rettungsböte oder wenigſtens alle Beſtandtheile eines Rettungs-Apparates zu bringen. Mancher könnte fürchten, daß die Einſchiffung eines Rettungs-Apparates mit Gefahr verbunden ſeyn möchte, weil im Augenblicke der Noth die Rettung des ganzen Schiffes eher in Betracht kommt, als die Rettung eines einzelnen Menſchen. Wir glauben indeß nicht, daß die Anweſenheit einer Rettungs-Maſchine die Matroſen in ihrer Pflichterfüllung lähmen müſſe, und wir ſind der Anſicht, daß, wenn der Matroſe Alles zur Rettung des ihm anvertrauten Schiffes aufbieten muß, der Schiffsherr die Verpflichtung hat, für die Rettung der Mannſchaft zu ſorgen. Im Falle der Gefahr können die Böte, welche vom Schiffe nach dem Ufer und umgekehrt abgehen, nicht unter allen Umſtänden angewendet werden. Der Zuſtand des Meeres kann ihre Annäherung und ſelbſt die der Rettungsböte hindern.

Für ſolche außerordentlichen Fälle hat der Capitain Manby Rettungs-Wurfgeſchoſſe erfunden. Eine vom Ufer aus geworfene Bombe fährt über das Schiff hinweg; an derſelben iſt eine Leine befeſtigt, deren eines Ende am Ufer feſtgehalten wird. Dieſe Leine bringt eine Verbindung zwiſchen dem Schiff und dem Ufer zu Stande.

Die Dunkelheit, welche oft in ſtürmiſchen Nächten herrſcht, erſchwert nicht ſelten die Rettungsverſuche. Man hat deshalb angefangen, das Meer durch Raketen zu erhellen. So erkennt man die Lage des geſcheiterten Schiffes und die Richtung, welche das Rettungsboot einzuſchlagen hat.

Die neueſte Erfindung auf dieſem Gebiete iſt die, welche der Capitain Norie im Jahre 1837 bekannt gemacht hat. Er ſchlug kupferne Röhren von 6 Zoll Durchmeſſer und 6 Fuß Länge vor, welche unter den Sitzen der Schaluppe angebracht werden ſollten, um immer in Bereitſchaft zu ſeyn. Im Jahre 1830 ſchlug der Capitain Lillycrap vor, die Baken, welche in den Engliſchen Häfen in ſo großer Anzahl vorhanden ſind, in Rettungsbaken durch Anbringung von Latten umzuwandeln. Dieſe Latten ſollten in gewiſſen Abſtänden durchlöchert ſeyn, damit man ſie mit der Hand faſſen könne. Der erſte Verſuch wurde in Portsmouth gemacht, und ſchon im erſten Monate wurde die Mannſchaft eines untergehenden Schiffes dadurch gerettet. Jetzt findet man in den meiſten Engliſchen Häfen ſolche Rettungsbaken.

In Frankreich wurden die erſten Rettungs-Apparate erſt ſehr ſpät eingeführt. Die erſten Bemühungen eines Mannes, der hierauf ſein ganzes Leben und ſein Vermögen verwendete, Herrn Caſtera's, ſchreiben ſich vom Jahre 1826 her; aber die erſte Barke zu dieſem Zwecke wurde erſt im Jahre 1833 erbaut. Seitdem ſind eine Menge Rettungsböte längs der Küſte aufgeſtellt worden.

In Belgien wurde ein ſolcher Dienſt durch Königliche Verfügung vom 30. Oktober vorigen Jahres organiſirt. Stationen wurden zu Oſtende, Nieuport, Blankenberg und Heyſt errichtet. Auf jeder Station muß wenigſtens ein Boot mit allen Rettungs-Apparaten verſehen ſeyn. Dem Aufſeher der Station iſt eine Haubitze zur Abſchießung der Geſchoſſe zur Verfügung geſtellt.

(Brit. Papers.)

Mannigfaltiges.

— Irländiſche Zuſtände. Herr Guſtav von Beaumont, derſelbe, der in Verbindung mit einem anderen Franzoſen, dem Herrn von Tocqueville, zwei vortreffliche Werke über Nord-Amerikaniſche Inſtitutionen und namentlich über die Demokratie in den Vereinigten Staaten herausgegeben, hat jetzt ein Buch über ein anderes, wenn auch geographiſch uns nicht ſo fern liegendes, doch geiſtig und ſittlich uns noch viel fremderes und unbekannteres Land geſchrieben. Sein „Irland in ſocialer, politiſcher und religiöſer Beziehung"*) hat in England ſelbſt ſo viel Aufſehen gemacht, daß jetzt ſchon eine vollſtändige Ueberſetzung des Buches vorbereitet wird und die meiſten Londoner Blätter Auszüge daraus mittheilen. Wir denken auch, ſpäter noch darauf zurückzukommen.

— Equipagen-Rangordnung. Vor dem Opernhauſe in St. Petersburg herrſcht der ſeltſame Gebrauch, daß nach beendigter Vorſtellung kein mit zwei Pferden beſpannter Wagen vorfahren darf, bevor nicht alle mit vier Pferden beſpannte Equipagen abgefertigt ſind. Eben ſo haben dann wieder die Zweiſpänner vor den Einſpännern den Vorzug. Mancher Fremde iſt darum genöthigt, um nicht gar zu lange warten zu müſſen, mit einem Luxus von vier Pferden, an den er bis dahin nicht gedacht hat, nach der Oper zu fahren.

(Lond. and Paris Observer.)

*) L'Irlande Sociale, Politique et Religieuse. — Von G. von Beaumont. Paris, 1839.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 74. Berlin, Freitag den 21. Juni 1839.

England.

Zur Geſchichte der Liebhaber-Theater.

(Nach dem New Monthly Magazine.)

I. In Italien.

Wir haben bekanntlich Bücher, in welchen ein ganz ſpezieller Gegenſtand behandelt und doch de omnibus rebus et quibusdam aliis die Rede iſt. Bayle ſpricht in ſeinen „Gedanken über Kometen“ von Jeſuiten und Janſeniſten, vom Nimweger Frieden, von Kreuzzügen, Dämonen und unzähligen anderen Dingen, und der gelehrte Biſchof Berkeley benutzt ſeine „Abhandlung über Theerwaſſer“ dazu, die Leſer mit den Prinzipien der Attraction und Repulſion, der Geſchichte von Iſis und Oſiris, der Anima Mundi Plato's und der Lehre von der Dreieinigkeit bekannt zu machen. Mit viel geringerem Mißbrauch dieſer Freiheit, als jene Philoſophen ſich erlaubt, würde man in einer Geſchichte der Liebhaber-Theater nicht bloß von der Entſtehung des Drama überhaupt ſprechen, ſondern man könnte auch an die glänzenden Namen, die von Zeit zu Zeit die Annalen der Liebhaber-Theater zieren, eine ſo reiche Fülle von Anekdoten und biographiſchen Notizen anknüpfen, wie ſie wenige Gegenſtände bieten. Was wir hier geben, iſt nicht ſo umfaſſend; es ſoll nur eine kurze Skizze von der Entſtehung der Liebhaber-Theater ſeyn.

Die Griechen hatten kein Liebhaber-Theater; den erſten Urſprung deſſelben müſſen wir bei den Römern ſuchen. Dieſe hatten eine Art ſatiriſcher Dramen, genannt Atellanae oder Exodia, in welchen, wie uns Livius erzählt, nur Patrizier-Jünglinge und keine gewöhnliche Hiſtrionen auftraten. In dieſer ariſtokratiſchen Ausſchließlichkeit iſt ſchon Etwas, was an die ſpäteren Liebhaber-Theater erinnert.

Als die dramatiſche Poeſie unter den Italiänern wieder auflebte, blieb ſie lange nur auf Privat-Theater beſchränkt. Gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts ſchenkte der Dichter und Gelehrte Politian ſeinen Landsleuten die erſte originelle Italiäniſche Tragödie, und der „Orfeo“ ward vor Lorenzo il Magnifico unter dem Beifall aller ſchönen Geiſter und Damen von Florenz geſpielt. Politian's Beiſpiel fand bald Nachahmung, und Kardinal Bibienna nahm ſich des Italiäniſchen Luſtſpiels an, indem er zu Ehren der Herzogin von Mantua das ſchlüpfrige Stück Calandra ſchrieb, welches in den Privat-Gemächern des kunſtliebenden Leo X. im Vatikan aufgeführt wurde. Das waren luſtige Zeiten, wo Kardinäle Poſſen ſchrieben und Päpſte Zuſchauer waren! Unter den Italiäniſchen Großen, welche dramatiſche Beluſtigungen gaben, zeichneten ſich die Herzöge von Ferrara aus. Der Plan zu ihrem Hoftheater, das auf demſelben Ort ſtand, den heute die Chieſa Nuova einnimmt, ging von Arioſto aus, der ſeine Stücke für dieſe Bühne ſchrieb. Und ſo groß, ſagt Gibbon in ſeinen „Alterthümern des Hauſes Braunſchweig“, war die Begeiſterung für die neue Kunſt, daß ein Sohn Alphon's I. es nicht verſchmähte, einen Prolog auf dieſer Bühne zu ſprechen. An dem Hofe von Ferrara wurde die Schäfer-Komödie, jenes romantiſche Arkadien, in welchem jede Wahrheit und Einfachheit der Natur zu Grunde geht, erfunden und ausgebildet. Für dieſen Hof ſchrieb Taſſo ſeinen „Aminta“, und Leonora, die Schweſter Alphon's II., konnte auf ſich die Sprache einer Leidenſchaft beziehen, welche den Verſtand des Dichters, der ſie liebte, zerrüttete. Aber unter allen Bühnen-Dilettanten jener Zeit iſt derjenige, auf welchen die Freunde des Liebhaber-Theaters am meiſten ſtolz ſeyn können, der große Nicolo Machiavelli. Ein ganz zufälliger Umſtand ſoll ihn mit der Bühne in Verbindung gebracht haben. Schon als Jüngling beehrt mit dem vertrauten Umgang der Medici's, machte er eines Tages dem Kardinal Medici, nachherigem Leo X., die Geberden und lächerlichen Bewegungen einiger Florentiner vor; der Kardinal lachte und ſprach den Wunſch aus, die Thorheiten ſeiner Mitbürger nach Ariſtophaniſcher Weiſe durch Spott auf der Bühne gegeißelt zu ſehen. Auf dieſe Anregung ſchrieb Machiavelli ſeine „Mandragola“, der er raſch hinter einander die „Clizia“ und zwei andere Komödien folgen ließ. Er ließ ſeine mimiſchen Talente bei der Aufführung ſeiner Stücke mitwirken, und ſein Spiel war ſo treffend, daß Kardinäle und Päpſte, wie er ſelbſt ſagt, „ſich vor Lachen die Seiten halten mußten.“

Die Theater-Dilettanten von Vicenza erbaten ſich von ihrem Mit-Akademiker Palladio einen Plan zu einem Theater für klaſſiſche Stücke, und in dem ſchönen Bau, zu dem er ihnen den Riß gezeichnet, ward im Jahre 1585 die Tragödie Oedipus geſpielt, wo die Rolle des blinden Königs von dem dramatiſchen Dichter Luigi Groto gegeben ward. Lorenz von Medici, der glückliche Herr einer glücklichen Stadt, des ſchönen, ruhmreichen Florenz, ſchrieb zur Vermählung ſeiner Tochter, der ſchönen Maddalena, ein heiliges Drama, „San Giovanni e San Paolo“, welches auf einer im Garten ſeines Palaſtes errichteten Bühne von ſeinen eigenen Kindern aufgeführt ward.

Cinthio, der Novelliſt, dem Shakeſpeare einige ſeiner Intriguen entlehnt hat, ließ in einem Privat-Theater in ſeinem Hauſe die berühmteſten ſeiner Tragödien mit glänzenden sceniſchen Decorationen aufführen. Chiabrera, der von ſeinen Landsleuten der Pindar Italiens genannt wird, war Mitglied einer klaſſiſchen Geſellſchaft in Rom, die ſich die „Humoriſten“ nannte und damit beſchäftigte, Komödien zu ſchreiben und darzuſtellen. Die Sala, in der ſie zuſammenkam, war noch zu Muratori's Zeiten vorhanden. Salvator Roſa war ein unübertrefflicher Komiker: über die Rollen, die er in den alten Komödien gab, ſoll ſich die ewige Stadt krank gelacht haben. Der Herzog Annibale Marcheſe, der im Jahre 1740 die Regierung von Salerno niederlegte und ſich in das Kloſter der heiligen Väter des Oratoriums in Neapel zurückzog, ſchrieb ſeine heiligen Dramen für das Privat-Theater dieſes Kloſters, von deſſen Aufführungen das Oratorium oder die bibliſche Oper Urſprung und Namen hat. Endlich ſpielte Alfieri, der Stolz des neueren Italiäniſchen Theaters, ſeine eigene Antigone in Rom, gründete dann ſein kleines Theater in Piſa und nahm endlich beim Feſt der Illumination in Piſa von den Brettern Abſchied.

Bibliographie.

- Adam's St. Peter. — Von Sherman. 25 Sh.
- Ashdowne's, Mary, seasons of life. — 8½ Sh.
- Blunt's lectures on the history of Elisah. — 5½ Sh.
- Bonnechose's history of France. — 7½ Sh.
- Broughton's six years residence in Algiers. — 12 Sh.
- Browning's history of the Hugenots. — Dritter Theil. 10½ Sh.
- Buddicom's sermons on the life of Abraham. 2 Bde. 14 Sh.
- Carlisle's account of foreign orders of Knighthood. 20 Sh.
- Caunter's poetry of the Pentateuch. 2 Bde. 30 Sh.
- Chrysostomi homiliae in Matthaeum, e Field. 3 Bde. 42 Sh., auf großem Papier 4 Pfd. 4 Sh.
- Faulkner's history of Hammersmith. — 21 Sh., auf großem Pap. 42 Sh.
- Geraldine, a tale of conscience. — Drittes Bdchen. 6 Sh.
- Haliburton's Nova Scotia. — 2 Bde. 20 Sh.
- Handbook for travellers in Denmark. — 12 Sh.
- History and progress of missionary societies. — 2 Bde. 26 Sh.
- Howard's science of drawing. — Erſte Abth. 4 Sh.

Frankreich.

Geſchichtliche Gegenſätze unſerer Zeit.

(Schluß.)

So natürlich es im Mittelalter war, aus der Religion den Mittelpunkt alles Denkens zu machen, eben ſo unvermeidlich iſt es in unſeren Tagen, alle Fragen und Erörterungen auf die Philoſophie zurückzuführen. Was wir hier Philoſophie nennen, iſt indeß nicht dieſes oder jenes Syſtem, ſondern die unbegränzte Freiheit des Gedankens, das abſolute Recht der Vernunft. Ein ſonderbarer Umſtand verdient, hier bemerkt zu werden: die Toleranz iſt jetzt auf Seite der Philoſophen, der Zorn und die Intoleranz in den Reihen derjenigen, welche ihre Vernunft einer äußeren Autorität unterordnen. Alle diejenigen, welche glauben, daß die Vernunft das Recht hat, Alles zu prüfen und den Zweifel zum Ausgangspunkte der Wiſſenſchaft zu machen, ſind voll Mäßigkeit und Menſchlichkeit, welche Voltaire als das erſte Kennzeichen eines Denkers erachtete. Sie vertheidigen freimüthig die Ueberzeugungen, welche ſie durch die Arbeit des Denkens errungen haben, aber ſie begreifen auch, daß man ſich anderen Anſichten anſchließen kann. Diejenigen dagegen, welche die Vernunft dem Glauben unterwerfen, kämpfen mit Wuth und Erbitterung und würden ihre Gegner gern in den Bann thun. Dieſe rohe Intoleranz findet man nicht nur bei den Anhängern des Alten, nicht nur bei denen, welche das Mittelalter, das alte

Digitized by Google

Frankreich und den alten Glauben zurückſehnen, ſondern auch bei denjenigen, welche am eifrigſten eine neue geſellſchaftliche Ordnung herbeiwünſchen. Mancher Demokrat, welcher verachtungsvoll auf die politiſchen Einrichtungen der Gegenwart blickt, hat ſich nicht nur dem Joch der katholiſchen Orthodoxie unterworfen, ſondern zürnt auch, daß Andere den freien Gebrauch ihrer Vernunft bewahren wollen. Dieſe Verwirrung der Begriffe iſt eben ſo ſeltſam als beklagenswerth. Wie dem aber auch ſey, der charakteriſtiſche Unterſchied, welcher die religiöſen, politiſchen und literariſchen Schulen und Parteiungen trennt, wird immer der Gegenſatz zwiſchen Vernunft und Glauben, zwiſchen der Freiheit des Forſchens und dem Haften am geſchriebenen Buchſtaben bleiben.

Die philoſophiſchen Schulen haben zwei gemeinſchaftliche Prinzipien: die Unabhängigkeit der Vernunft und den Gebrauch der Vernunft zur Erforſchung des geſellſchaftlichen Glücks. Ihr innerer Zwieſpalt kann dieſe nothwendige Uebereinſtimmung nicht verdecken, denn dieſer iſt nur ein bürgerlicher Krieg des menſchlichen Geiſtes in derſelben Partei, ein bürgerlicher Krieg, der ſie nicht abhält, ſich gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu kehren. Alles, was nicht dem unbeweglichen Katholizismus zufällt, gehört der Philoſophie an, und der Rationalismus kann ſagen: „Wer nicht gegen mich iſt, der iſt für mich.“ Er beutet Brouſſais' phyſiologiſche Unterſuchungen aus, wie die geſchichtlichen Forſchungen des Eklektizismus, und er weiß das Anwendbare und Wahre aus Saint-Simon's und Fourier's ſocialen Speculationen herauszuziehen. Zuweilen ſind freilich kühne Denker verblendet genug geweſen, gegen die Philoſophie zu Felde zu ziehen, während ſie im Dienſte derſelben ſtanden; aber ſolche Declamationen ſind eben ſo wenig gefährlich als neu. Will man wiſſen, wie im vergangenen Jahrhundert Mirabeau's Vater von den Philoſophen ſprach? In einem Briefe vom Januar 1780 ſchrieb er: „Was dieſen wahnſinnigen Thoren zu Vincennes betrifft (ſeinen Sohn), ſo iſt das Alles nur die geſchwätzige Philoſophie des großen Vielleicht, ſchwülſtige Phraſen der ſchlechten Subjekte, unverſchämte Reminiſcenz. Drei oder vier Thoren, wie Diderot, d'Alembert, Rouſſeau oder andere Strohmänner, mit Flittern bekleidet, deren Bibliothek das Inventarium des Thurms von Babel iſt, und welche meiſtens nichts Eigenthümliches als ihre Unverſchämtheit haben, ſind das Magazin aller dieſer neueren philoſophiſchen Verſchrobenheiten, die in Saint-Lazare oder Charenton ganz an ihrer Stelle ſeyn würden.“ — Und dennoch hat Mirabeau's Vater, welcher die Reihe der Schmähungen gegen die Philoſophen eröffnete, nichts gegen ſie ausgerichtet. Ueberhaupt wäre es Zeit, daß dieſe unſeligen Mißverſtändniſſe endlich aufhörten, und daß die verſchiedenen Mitarbeiter an der Geſellſchaftswiſſenſchaft ihre Verdienſte gegenſeitig würdigen lernten. Betrachtet man mit Unparteilichkeit die Arbeiten, welche die Denker aller Schulen ſeit dreißig Jahren zu Tage gefördert haben, ſo wird man eine Summe von Kenntniſſen und eine praktiſche Tendenz herausfinden, welche für die Zukunft nur heilbringend ſeyn können.

Auch in der Literatur hat ſich der philoſophiſche Geiſt Bahn gebrochen und auf den Bildungsgang der größten Geiſter einen unverkennbaren Einfluß geübt. Herrn von Chateaubriand's Glaubensmeinungen haben in der letzten Zeit ein ſo rationaliſtiſches Gepräge erhalten, daß er erklärte, das Chriſtenthum ſey nicht mehr der feſtgeſchloſſene Kreis Boſſuet's, ſondern ein Kreis, der ſich nach der Entwickelung der Geſellſchaft ausdehne, der nichts einenge und das geiſtige Licht nicht abſperre. Victor Hugo, der Correggio unſerer Poeſie, iſt von den Eingebungen eines royaliſtiſchen Chriſtenthums zu den lyriſchen Erhebungen eines pantheiſtiſchen Idealismus übergegangen. Aber der Dichter, bei welchem ſich dieſe Umgeſtaltung am deutlichſten offenbart hat, iſt unſtreitig Lamartine. Scheint es doch faſt, als ob neben dem Sänger der „Méditations“ und „Harmonies“ ein anderer Dichter mit demſelben Namen und demſelben Genius erſtanden wäre, um einen ganz neuen Weg einzuſchlagen. Die Metamorphoſe iſt ſo plötzlich und vollſtändig geweſen, daß ſich das Publikum gar nicht darein finden konnte. Beſonders das letzte Gedicht iſt deshalb mit einer unverzeihlichen Leichtfertigkeit aufgenommen worden. Wäre jenſeits des Rheins ein Dichter von Lamartine's Berühmtheit mit einem Werke hervorgetreten, welches eine ganz neue Lebensanſchauung enthielte, es wäre mit der gewiſſenhafteſten Aufmerkſamkeit geprüft worden. In einer kürzlich gedruckten Vorrede behandelt nun Herr von Lamartine die Poeſie mit der höchſten Verachtung. Aber ſollte man darin nicht den Unwillen des gekränkten Dichters erkennen, der Niemand hat die Genugthuung geben wollen, ihn an Ironie und Ungerechtigkeit zu übertreffen.

Bei einer Abſchätzung der geiſtigen Einflüſſe, die jetzt in Frankreich wirkſam ſind, darf man deſſen Beziehungen zu fremden Völkern nicht überſehen. Immer iſt Frankreich anderen Nationen bereitwillig entgegengekommen, immer hat es ſein eigenes Leben durch dieſe Wechſelbeziehung wieder aufgefriſcht. Im Mittelalter war es Frankreich, welches den erſten Anſtoß zu den Kreuzzügen gab und eine der ſchwierigſten Rollen in denſelben übernahm. Im dreizehnten Jahrhundert theilte es mit Venedig die Eroberung Konſtantinopels, nahm Griechen in die gelehrten Anſtalten zu Paris auf und ſandte Franzoſen nach Klein-Aſien. Im funfzehnten Jahrhundert legte es den Grund zu dem Europäiſchen Staaten-Syſtem durch Karl's VIII. Zug über die Alpen; es entlehnte nun den Italiäniſchen Staaten ſeine Künſte und ſeine Politik. Später erhielt es eine eigene Literatur durch die Aufnahme des Griechiſchen und Römiſchen Geiſtes. Im vergangenen Jahrhundert lauſchte es begierig auf die Unterweiſungen der Engliſchen Philoſophie, und die Engliſche Verfaſſung fand zahlreiche Anhänger. Jetzt müſſen Frankreichs Blicke vorzüglich nach Deutſchland und dem Orient gerichtet ſeyn. Dieſe wechſelſeitigen Beziehungen ſind kein Hinderniß für die Ausbildung ſeiner Individualität, ſondern ſie legen vielmehr ein glänzendes Zeugniß für dieſelbe ab. Aber gerade wegen dieſer ſtark ausgeſprochenen Selbſtſtändigkeit wäre es zu wünſchen, daß Frankreich etwas von Deutſchlands Gedankentiefe, von ſeiner praktiſchen Ausdauer, von deſſen idealiſtiſchem Schwunge aufnähme. Wenn es dem Galliſch-Romaniſchen Stamme gelingt, ſich dem Deutſchen und Orientaliſchen Geiſt zu aſſimiliren, ſo wird derſelbe neue Unterpfänder der Größe und Dauer erhalten.

Wir können indeß nicht von Deutſchland und ſeinen Beziehungen zu Frankreich ſprechen, ohne des ſchmerzhaften Verluſtes zu gedenken, den beide Länder kürzlich erlitten haben. Eduard Gans iſt der Wiſſenſchaft entriſſen worden, bald nachdem er ſein vierzigſtes Jahr überſchritten hatte. Vor eilf Jahren gaben wir für Frankreich eine Analyſe ſeines Erbrechts und bemerkten, auf welche glänzende Weiſe er die Hegelſche Philoſophie auf die Jurisprudenz übertragen habe. Später wurde uns das Glück zu Theil, den beredten Schriftſteller perſönlich kennen zu lernen und in Berlin, Wien und Paris Zeuge ſeiner glänzenden und geiſtreichen Unterhaltungsgabe zu ſeyn. Gans war eben ſo groß als Redner wie als Schriftſteller, und er entfaltete in der Unterhaltung eine leidenſchaftliche Lebendigkeit und eine nie verſiegende Redefülle. Aber ſeine Liebe zu den Ideen war ſo groß und ſeine Fruchtbarkeit ſo unerſchöpflich, daß er ſie beſtändig und überall ausſchüttete. In ihm war etwas von Diderot's Geiſt. Sein Vortrag war höchſt beredt, ſein Ausdruck treffend und voller Wärme. Wir haben ihn gehört und geſehen, welchen Zauber er durch die Macht des Worts übte. Der Aufenthalt in Paris war ihm beſonders werth, und er kannte faſt Alles, was die Literatur und Geſellſchaft hier Berühmtes und Bedeutendes hatte. Selbſt in Berlin, wo die Intelligenz ſo viele Repräſentanten hat, wird es ſchwer ſeyn, ihn zu erſetzen.

Zu welcher Nation man auch gehöre, man muß die Verbindung und gegenſeitige Abhängigkeit, in welcher die Gedanken und Intereſſen der verſchiedenen Völker Europa's zu einander ſtehen, anerkennen. Im Grunde befinden ſich alle in derſelben Lage, welches auch im Uebrigen ihre Regierungsform ſeyn mag. Alle leben unter Inſtitutionen, die durch die unbewußte Kraft barbariſcher Sitten, der Feudalität und des Katholizismus begründet worden ſind. In der Folge der Zeiten haben dieſe Inſtitutionen mit ſpäter aufgekommenen Ideen und Bedürfniſſen zu kämpfen gehabt. Daher die großen Kämpfe, deren Schauplatz Deutſchland im ſechzehnten, England im ſiebzehnten, Frankreich am Ende des vergangenen und im Beginn des laufenden Jahrhunderts war. Wie können jetzt die Völker neue Eroberungen mit den älteren Errungenſchaften vereinen? Müſſen ſie nicht einſehen, daß gerade durch ihren Sieg ſich die Lage geändert hat? Die Reflexion über die geſellſchaftlichen Verhältniſſe iſt jetzt überall hingedrungen, und hat ſich nicht weniger derer bemächtigt, die das Alte zu erhalten wünſchen, als derer, die nach Neuerungen ſtreben. Die wahre Politik beſteht darin, die allmälige Umbildung der Inſtitutionen, nicht ihre gänzliche Zerſtörung zu verfolgen. Die Zukunft der Europäiſchen Elemente liegt nicht in der Entwurzelung aller geſchichtlichen Elemente, ſondern in der ruhigen Weiterentwickelung derſelben. In der moraliſchen wie in der phyſiſchen Welt kann der Menſch nichts vernichten, ſondern bloß verändern, umgeſtalten. Alles, was Leben in ſich trägt, bewahrt daſſelbe unter anderen Formen, und jede wirkliche Macht geht ſtärker und lebenskräftiger aus ungerechter Verfolgung hervor. Die geſellſchaftliche Pflicht eines Jeden iſt daher, der Verwirklichung der Prinzipien nachzuſtreben, welche für ſicher gelten, um das Glück aus der Wahrheit abzuleiten. Lerminier.

Bibliographie.

Mémoires de chimie appliquée à l'industrie etc. — Von M. J. Girardin Rouen.
Le vaisseau fantome. — Von Marryat; überſetzt von Defauconpret. 2 Bde. 15 Fr.
Nouvel essai idéologique. — Von M. de Nigris. Elbeuf. 2½ Fr.
Nouvelle méthode de chant. — Von M. Perino. Aus dem Italiäniſchen überſetzt von A. L. Blondeau. 6 Fr.
Lettre sur la fièvre militaire. — Von A. Robert.
Mémoire sur la filature de la soie. — Von Robinet. Mit 7 Kpfrn. 4½ Fr.
Hist. des relations commerc. entre la France et le Brésil. — Von H. Eug. 7½ Fr.
Jeanne d'Arc. — Von Fr. von Schiller; überſetzt in Verſen von Madame C. Pavlof.
Deleytar. — Von Eug. Sue. 2 Bde. 15 Fr.
Journées mémorables de la révol. franç. etc. depuis 1787 jusqu'en 1804. — Vom Vicomte von Walſh. 1ſter und 2ter Theil. 15 Fr.

Italien.

Zwei neue hiſtoriſche Romane. *)

Man hae geſagt, die hiſtoriſchen Romane Walter Scott's hätten Thierry und Guizot zu ihren Geſchichtswerken den erſten Impuls gegeben: dies könnte ſo viel heißen, daß jene Romane Veranlaſſung zu den genauen Unterſuchungen geweſen wären, die man nachmals über die Urkunden des Alterthums angeſtellt.

*) La Capanna del Vaccaro und Adelaide, Regina dei Longobardi. Der Artikel, den wir hier geben, iſt nach der in Mailand erſcheinenden, ſichtlich vorwärts ſtrebenden Rivista Europea bearbeitet.

und zu jenen logiſchen Folgerungen, die aus den Begebenheiten ſelbſt, aus den auf dieſelben bezüglichen Geſchichten oder Fabeln und aus den Bewegungen der Völker gezogen worden, deren Handlungen, wie ſehr auch durch die Umſtände modifizirt, das charakteriſtiſche Gepräge der Periode tragen mußten. Dieſe Behauptung kann wahr und falſch ſeyn; in jedem Falle adele ſie den hiſtoriſchen Roman. Es iſt ſehr wohl möglich, daß dieſelbe Urſache, welche Thierry's und Guizot's Geſchichtswerke erzeugt, auch die hiſtoriſchen Romane ins Daſeyn gerufen habe; denn der Menſch iſt von Natur geneigt, die Urſache der Wirkung ſo nahe als möglich aufzuſuchen, und eben daher geſchieht es oft, daß man eine Wirkung, die früher von derſelben Urſache erzeugt worden, zur Urſache ſpäterer Wirkungen macht. Um ein Beiſpiel zu geben: wie vielen Urſachen haben nicht die Hiſtoriker den zweimaligen Sturz jenes Mannes zugeſchrieben, den ein ſcheidendes und ein anbrechendes Jahrhundert mit Staunen betrachteten? Bald mußte es die Beſitznahme der Pyrenäiſchen Halbinſel ſeyn — bald ſeine eiferſüchtige Wuth auf England — bald die Verſetzung ſeiner Rieſenmacht in ein eiſiges Klima — die Geiſtesverwirrung eines Generals — der Abfall eines anderen u. ſ. w. u. ſ. w. Und doch — konnte nicht eine und dieſelbe wirkende Urſache ſeinen Thron ins Daſeyn rufen und wankend machen?

Es wäre ſehr wohl denkbar, daß die Neugier oder Wißbegier unſerer Generation den hiſtoriſchen Roman und die moderne Geſchichtſchreibung ins Daſeyn gerufen hätte. Der Skeptizismus, in welchem die vorige Generation ſich wiegte, kann auf die gewiſſenhaften Forſchungen eines Thierry und Guizot großen Einfluß gehabt haben; und die Faulheit zu eigenem Forſchen, die an dem jetzt lebenden Geſchlechte ſich kundgiebt, hat jene Neugier vielleicht zu einem weſentlichen Prinzip des ſocialen Lebens geſtempelt.

Die Wißbegier hat die Geiſter unſerer Mitmenſchen in jedem Sinne angeregt; ihr verdanken wir unſere rieſigen Fortſchritte in den Naturwiſſenſchaften, die Vervollkommnung der Schifffahrt, die Eröffnung neuer Bahnen und Communications-Wege durch Schranken, welche die Natur ſelbſt aufgerichtet zu haben ſchien, um ein Volk von dem anderen zu trennen. Ganz ähnliche Erſcheinungen laſſen ſich im Gebiete der Literatur bemerken; und man darf dreiſt behaupten, daß Walter Scott's hiſtoriſche Romane ein moraliſches Bild der Anwendung des Dampfes auf die Schifffahrt ſind. Bleiben wir bei derſelben Metapher, ſo erſcheinen uns Thierry und Guizot als Erfinder der moraliſchen Maſchinen und Sicherheits-Ventile, womit man die koſtbaren und raſchen Gefäße der Intelligenz verſieht, welche über den finſteren Ocean vergangener Jahrhunderte fördern. Iſt es nun gegründet, daß die moraliſchen Mittel hinſichtlich ihrer Veredlung mit den phyſiſchen faſt gleichen Schritt halten: welches unendliche und lebhafte hiſtoriſche Licht wird alsdann durch raffinirte moraliſche Mittel, die der materiellen Vortrefflichkeit der Dampf-Maſchinen entſprechen, in die Geiſter der Menſchen ſtrahlen? Dies iſt aber ein Heraustreten aus der charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeit unſerer Generation: das Vergangene gehört der Neugier an, das Zukünftige dem Nachdenken. Und vielleicht hat der hiſtoriſche Roman die Aufgabe, künftigen Generationen eine vermittelnde Rolle zu ertheilen, indem er die Vergangenheit an die Gegenwart knüpft und erſtere als Zukunft erſcheinen läßt.

Die „Hütte des Kuhhirten“ (Capanna del Vaccaro) und „Adelaide, die Longobarden-Königin“ (Adelaide, regina dei Longobardi), zwei Romane, mit denen wir ganz neulich beſchenkt worden, haben beide ihren hiſtoriſchen Boden in Italien. Da ſie in zwei Epochen ſpielen, die faſt neun Jahrhunderte aus einander liegen, ſo widmen wir ihnen vereint unſere Betrachtung, um den Zweck des hiſtoriſchen Romans beſſer erörtern zu können.

Der Titel „Hütte des Kuhhirten“ dürfte wohl manchen gewiſſenhaften Romanen-Leſer irre leiten, d. h. er wird zwar Kuhhirten in dem Buche erwarten, und auch wohl eine Hütte, die etwa irgend einer ausgezeichneten Perſon als Zufluchtsort dient, oder in welcher man große Dinge vorbereitet; höchſt wahrſcheinlich wird er aber nicht glauben, daß er mit Kuhhirten viel zu thun bekommt. Der ſehr heroiſche Charakter des erſten Theiles läßt ihn ſogar völlig den Titel vergeſſen; aber im zweiten findet er ſich, zu ſeiner unangenehmen Ueberraſchung, wirklich unter Kuhhirten.

Der Titel des anderen Romans: „Adelaide, Königin der Longobarden“, verheißt uns ein Gemälde jenes kriegeriſchen Germaniſchen Volkes, deſſen Gebeine ſeit acht bis zehn Jahrhunderten in der Erde modern. — Eitele Hoffnung! Die vornehmſten Helden ſind Ausländer, die Uebrigen Italiäner; und ſtammen ſie wirklich aus Longobardiſchem Geſchlechte, ſo iſt wenigſtens nicht angegeben, ob ſie echte oder durch Vermiſchung ausgeartete Longobarden ſind.

In der Epoche des erſtgenannten Romans war ganz Italien wild bewegt. Feindliche ausländiſche Heere bekämpften ſich auf ſeinem Boden. Venedig hatte aufgehört, zu exiſtiren; Ankona hatte ſich unabhängig erklärt. In Rom war ein Franzöſiſches Heer eingerückt, und Toskana gehörte ſchon ſo gut als zu Frankreich. Die Liguriſche Republik hatte eine demokratiſche Form angenommen und hielt es mit den Franzoſen. Der König von Sardinien war von den Franzöſiſchen Heeren hart gedrängt. Pius VI. ſaß als Gefangener in der Certoſa von Florenz. Das Cisalpiniſche Land zerbröckelte ſich in kleine politiſche Congregationen. Die Herzoge von Modena und Parma waren nicht mehr. Alle Bevölkerungen erhoben ſich, einige zu Gunſten des neuen und andere zur Vertheidigung des alten Syſtems.

Die Handlung unſeres Romans beginnt mit dem Rückzuge des Grafen Ruggero Damas nach Orbatello, auf der Straße nach Rom. Veranlaßt wurde dieſer Rückzug durch die Niederlage, welche General Mack an der Spitze von 40,000 Mann gegen ein Franzöſiſches Heer erlitt, das kaum 8000 Streiter zählte. Dieſer glänzende Sieg der Franzoſen (unter General Macdonald) erfolgte am 20. Dezember 1798. Während nun Damas ſeinen ſchönen Rückzug ausführte, ergriff Andrea, der ehrliche Hüter von dreihundert halbwilden Kühen (ungefähr acht Miglien von Corneto, in der Seelandſchaft des Römiſchen Gebiets), ſeine Maßregeln, um mit Heerde und Tochter in den Wald zu ziehen und der harmloſen Hütte Lebewohl zu ſagen. Aber die Schnelligkeit, mit welcher die Franzoſen Damas' Nachtrab ereilten, und das Gewehrfeuer, das man in Poggio Martino's Hütte ſchon hören konnte, beſtimmten den guten Hirten, ſeine Heerde ihrem Schickſal zu überlaſſen und nur mit ſeiner Tochter und den übrigen Hirten in den Wald zu fliehen. Jedermann weiß, daß die Neapolitaner den Franzoſen in jener Gegend tapfer die Spitze boten und auf ihrem weiteren Rückzuge bis Orbatello, wo ſie ſich einſchifften, nicht mehr geſtört wurden.

Als der Angriff der Franzoſen zurückgeſchlagen war, kehrten die friedlichen Hirten in ihre Hütte zurück. Bald hörten ſie eine ſonore Stimme, die ihnen zurief: „Macht auf, gute Leute!“ Es war Spadolino, der ihnen eine Trophäe aus dem Kampfe, einen verwundeten Franzoſen, überbrachte. Der ſchöne junge Mann ſehnte ſich in ſeinem traurigen Zuſtande nach ſeiner Mutter, während eine gefühlvolle Schöne (obgleich Kuhhirtin) zu Häupten des Bettes ſaß. Man begreift leicht, daß der verwundete junge Held — ein Lieutenant, ſeines Namens Latour — auf das weiche Herz der reizenden Pflegerin einen tiefen Eindruck machen mußte.

Der Leſer würde aber weit vom Ziele ſchießen, wenn er ſich einbildete, die idylliſche Jungfrau ſey bis zu jenem Tage ganz ohne Anbeter geblieben. Ludovico Bardi hatte nicht erſt nöthig gehabt, von einem feindlichen Speere an der Bruſt verwundet zu werden, um für die reizende Karolina in Liebe zu erglühen, und es iſt ſehr unwahrſcheinlich, daß ſeine ſchmachtenden Seufzer in ihrer Bruſt gar keinen Anklang gefunden haben ſollten. Einem Dritten pochte auch das Herz, wenn er des Mädchens gedachte; und dieſer war nichts Geringeres, als der Hüter Poggio Martino's, ein ganz ungeſchlachter Bauerburſche, aber für weibliche Schönheit gar nicht unempfindlich. Als vierten Liebhaber endlich lernen wir den oben erwähnten Spadolino kennen.

Pietro Toni (dieſes war Spadolino's eigentlicher Name) hatte eine gewiſſe Marianna geliebt, die ſich daneben von einem gewiſſen Odoardo den Hof machen ließ; Erſterer beſaß eine ſtarke Doſis Eiferſucht, und war außerdem kurz angebunden — er beſann ſich alſo nicht lange und ermordete die untreue Kreatur ſammt dem Nebenbuhler. Ein Ober-Chirurg, Namens Valmy, war in die Falle des Mörders gerathen, und wurde wieder in Freiheit geſetzt, um dem gefangenen Latour ſeinen wundärztlichen Beiſtand zu leiſten.

Die Vorſehung friſtete zwar Latour's Daſeyn, verſagte ihm aber die Gelegenheit, der Welt zu verkünden, welchen Schatz von Dankbarkeit er in ſeinem Buſen bewahrte; denn es war ihm vorbehalten, den Mann zu tödten, der ihn geheilt, und den hinrichten zu laſſen, der ihn auf blutigem Wahlplatz aus den Haufen der Erſchlagenen hervorgezogen hatte. Valmy verliebt ſich zu ſeinem Unglück in Karolina und findet zu ſeinem noch größeren Unglück keine Gegenliebe. Er will ſie durchaus beſitzen. Aus dem Lager vor Civitavecchia ſchickt er einen vertrauten Boten mit einer Kutſche und einem Briefe, in welchem er Rudolf Latour's Handſchrift nachgeahmt hat. Das arme Mädchen befand ſich damals in Corneto bei ihrer Tante Preziosa. Die Sehnſucht, den Geliebten zu ſehen, kann eine noch zarte Jungfrau etwas unvorſichtig machen, und wir wollen ihr darum nicht zürnen; daß aber ſogar die gute dicke Preziosa in den Köder beißt und obendrein aus erzdummer Neugier, d. h., um zu erfahren, ob es ſich beſſer reiſen läßt, wenn man zu Fuß geht, oder wenn man fährt, iſt viel ſchwerer verzeihlich. Doch wollen wir auch Dame Preziosa entſchuldigen, zumal, da ihre Albernheit kein größeres Unheil zur Folge hatte, als einen verbrannten Heuboden, einen derben Naſenſtüber, den ihr ehrlicher Criſpignano erhielt, und endlich noch einen Degenſtoß, der Herrn Valmy durch den Leib fuhr. Spadolino kämpft als Räuber gegen die Franzoſen, wird von Latour gefangen genommen und auf ſeinen Befehl erſchoſſen.

Karolina hatte eine Baſe, Namens Gioconda, und auch dieſe rührte das Herz eines Franzöſiſchen Kavallerie-Offiziers, der Clomber hieß. Dieſer gute Mann war aber mit zwei Fehlern behaftet: er wollte gern von möglichſt vielen Damen geliebt ſeyn und ließ gern ſein Portefeuille mit Liebesbriefen aus Vergeßlichkeit allerwärts liegen. Der erſte Fehler machte die gute Gioconda faſt raſend vor Zorn; und der zweite hatte einmal die Folge, daß Karolina vor Schrecken in Ohnmacht fiel; denn ſie fand unter ſeinen Briefen die (falſche) Nachricht von Latour's Tode.

Auch ein frommer Pater Paſſioniſto gehört zu den Figuren des Romans; und man muß geſtehen, daß ein gründlicher hiſtoriſcher Roman ohne eine Perſon dieſer Art nicht wohl beſtehen könnte. An der Intrigue ſelbſt hat unſer Pater zwar keinen Antheil, wohl aber an der Löſung des Knotens; denn es fehlte um ein Haar, ſo wäre durch ſeine Schuld eine Metzelei ſtatt einer Hochzeit erfolgt. Um aber die unglückliche Intervention des Pa-

ter Paſſioniſta recht zu begreifen, muß man wiſſen, daß Latour ſeiner geliebten Karolina drei Geſchenke machte: eine goldene Spange, einen koſtbaren Ring und einen Wechſel von 10,000 Franken. Das erſte Geſchenk erhielt ſie, als ihr Verehrer von Andrea's Hütte abzog, um nach Viterbo ins Hospital zu gehen — das zweite bei Gelegenheit eines Madonna-Feſtes in Corneto, an welchem Tage die Eheverlöbniſſe ſtattfinden — das dritte aber am Vorabende der blutigen Schlacht an der Trebbia, in welcher dem edeln Jüngling ſehr leicht etwas Menſchliches zuſtoßen konnte. Wer ſollte nun denken, daß dieſer 10,000 Franken-Wechſel unſeren Latour beinahe um ſeine Geliebte und ſogar um ſein Leben gebracht hätte? — zwei große Uebel, von denen das letztere bekanntlich ganz unheilbar iſt. Die Gewinnſucht findet ſelbſt in dem ſchlichteſten und einfältigſten Herzen Eingang; Andrea, Karolinens Vater — der die erwähnte Summe unter ſeine Obhut bekommt — ſetzt ſich in den Kopf, ſeine Kühe zu verlaſſen und Handels-Speculationen zu unternehmen; allein er fährt dabei ſo unglücklich, daß er am Ende bis über die Ohren in Schulden ſteckt. Lodovico Baedi, deſſen wir ſchon als eines alten Liebhabers der Karolina gedacht haben, kommt plötzlich in die Lage, dem armen Banquerottier mit einer Summe von 2000 Scudi aushelfen zu können; allein er will es nur unter der Bedingung thun, daß Karolina ſeine Ehegattin werde — ein Dienſt iſt ja des anderen werth! Da erſcheint nun der ehrwürdige Pater Paſſioniſta und ermahnt Karolinen beichtväterlich weiſe, dem Wohlthäter ihres Vaters ihre Hand nicht zu verweigern. Aber ſiehe da! Latour wird ein zweites Mal von ſeinen Wunden geheilt; er reiſt eilig nach Corneto und langt am Vorabende der Hochzeit im Hauſe ſeiner Geliebten an. Die beiden Gegner duelliren ſich; aber Keiner bleibt auf dem Platze — Latour wird Karolinens Gemahl.

Die Beſchreibungen mehrerer Seelandſchaften, inſonderheit der Maremma Romana, welche Herr Daſti ſeinem Romane einwebt, ſind gar nicht ohne Verdienſt; auch verſteht er die Kunſt, militairiſche Evolutionen eben ſo genau als lebendig darzuſtellen. Der Dialog iſt fließend und hat, wo die Situationen gut gewählt ſind, eine kräftige Natürlichkeit, die in hiſtoriſchen Romanen immer großes Lob verdient. Minder gut gelingt dem Verfaſſer die Auswahl ſeiner Situationen, unter denen wiederum die erdichteten ſchlechter ſind, als die hiſtoriſchen und halb hiſtoriſchen.

Der Zweck des Romans iſt nicht ganz klar; denn wir möchten die Maxime am Schluſſe, „das ſind die Folgen weiblicher Launenhaftigkeit und Unbeſtändigkeit", ungern dafür erklären.

In der Epoche, in welcher „Adelaide, Königin der Longobarden", ſpielt, war Italien im Süden von den Sarazenen bedrängt, im Norden und Weſten von den Ungarn tyranniſirt und beinahe in ſeiner ganzen Ausdehnung von Parteiwuth zerrüttet. Als Erzähler verdient Herr Signori, der Verfaſſer der „Adelaide", rühmende Anerkennung. Sein Stil iſt lebendig, energiſch, phantaſiereich und dabei immer reich und fließend.

Wir ſchließen mit einigen Winken über die Charaktere und die Epochen der vorliegenden Romane. Beide Verfaſſer ſcheinen wenig daran gedacht zu haben, daß ſie in Italien und für Italiäner ſchrieben. In den Schöpfungen Beider ſind die achtbaren Perſonen Ausländer und die Böſewichter Italiäner. Die „Hütte des Kuhhirten" hat, ſtreng genommen, weder Helden noch Charaktere aufzuweiſen; aber derjenige, welcher die Stelle des Heros vertritt, iſt ein Franzoſe, und der ſchlechteſte Kerl im ganzen Buche unſer Landsmann. Eben dieſe Bemerkung dringt ſich uns auf, wenn wir „Adelaide" leſen: Lottario iſt ein Provençale, Adelaide eine Burgunderin, Otto ein Deutſcher; die Verräther und Böſewichter aber, mögen ſie nun verſtockt oder bekehrbar ſeyn, ſind Italiäniſchen Stammes. Aber noch abgeſehen von dieſer Unziemlichkeit, ſo finden wir den Hang unſerer Romantiker, moraliſche Ungeheuer zu ſchaffen, überhaupt ſehr tadelnswerth, und um ſo mehr, als wir mit wirklichen Verbrechern ſchon zum Ueberfluſſe verſorgt ſind.

Die Epochen beider Romane waren überſchwenglich fruchtbar an Begebenheiten; jene miſchte alle Elemente der Geſellſchaft zu einem Hexenbrei durch einander und ſtreut die Saaten neuer Schöpfungen aus; dieſe reißt gewaltſam nieder und erbaut Neues, ohne die Fundamente anzutaſten. Das zehnte Jahrhundert gleicht einem mächtigen Erdbeben, das die Berge erſchüttert, Felſen losreißt und gewaltige, toſende Ströme entfeſſelt, die Alles, was der Menſch gebaut und gepflegt, in ihrem Strudel fortreißen. Aber dieſelben Gewäſſer befruchten auch wieder den alten Boden; der Staub der zertrümmerten Felſen miſcht ſich mit dem zerriſſenen Erdreich; die Saaten werden junge Keime, und die ganze Natur erſteht wieder zu friſchem, lachendem, duftendem Leben, wie blühende Wieſen nach einem Sommerregen. Das achtzehnte Jahrhundert iſt die zurückgehaltene Wuth der Natur, welche endlich losbricht, ein tiefer und ungeheurer Krater, der mit donnerndem Gebrüll ſich entladet. Die Erde ſpaltet ſich in ihren Grundfeſten, und die ſprudelnden Lavaſtröme, die ſchwefligen Dämpfe, die glühenden Felſentrümmer, welche ihr Schoß auswirft, überdecken, verhüllen, verwandeln die bisherige Ordnung der Dinge und ſchaffen, wie durch Zufall, eine neue.

Es ſcheint aber nicht, als wären unſere beiden Novelliſten der großen Weltſchickſale ſich bewußt geworden, welche die von ihnen gewählten Epochen in ihrem Schoße bargen. Der Eine verweilt in den Wildniſſen der Römiſchen Maremma, während die ganze moraliſche und phyſiſche Natur in konvulſiviſchen Zuckungen liegt; der Andere intereſſirt ſich mit ſolcher Parteilichkeit für das Loos einiger Individuen, daß er wenig danach frage, ob ſie den Fuß in brennende Dorngeniſte ſetzen oder durch heiße Blutſtröme waten. Und doch, wo giebt es zwei andere Epochen, die an Ereigniſſen fruchtbarer geweſen wären und mehr Weltſchickſale in ihrem Schoße geborgen hätten! In jenem mittelalterlichen Zeitalter tritt der Alemanne auf den Rumpf des Franken; Herzoge, Markgrafen und Städte erlangen eine gewiſſe Unabhängigkeit, welche darin beſteht, daß ſie entweder Souveraine wählen oder für gewählte und gefallene Monarchen Partei nehmen können. Ein Papſt wird eingekerkert und ermordet. Der Fürſt von Rom wird zum Papſte gewählt, und die geiſtliche Macht paart ſich mit der weltlichen. In Mailand entſteht ein Schisma für die Wahl Manaſſe's, des Uſurpators vieler Kirchen. Campone und Ildebrando, die Mönche von Farfa, ſpielen ihre gräßliche Rolle. Der Abt Dagiberto, welchen Alberico dorthin ſendet, wird von ſeinen Mönchen vergiftet: das Herzogthum Toskana kommt in neue Hände; und neben allem dem blühen in jenem Zeitalter die Zweikämpfe und Gottesurtheile. In der neueren Epoche wird ein Papſt entthront, in Gefangenſchaft gehalten; die Bourbonen flüchten nach Italien. Karl Emanuel entſagt ſeiner Krone; die alten Italiäniſchen Republiken ſtürzen zuſammen, und es ſtreben neue empor, die wieder zertrümmert werden. Auf ihren Ruinen erhebt ſich ein neuer merkwürdiger Thron — Heere von den verſchiedenſten Nationen bekämpfen einander auf Italiſchem Boden — Sekten, Parteien und Empörungen erſchüttern die ganze Halbinſel — Männer von großer hiſtoriſcher Bedeutung zeigen ſich, fallen, erheben ſich wieder und gehen unter in den Schickſalen Italiens.

Vielleicht ſind beide Epochen einander noch näher verwandt, und die ungeheure Entfernung der einen, die allzu große Nähe der anderen laſſen uns nur gewiſſe vorragende Punkte bemerken, die in beiden übereinſtimmen. Jedenfalls glauben wir behaupten zu können, daß zwei wohl dramatiſirte, in dieſen Epochen ſpielende Romane einander gegenſeitig ergänzen würden. Welchen Zauber dürfte die charakteriſtiſche Sprache zweier verſchiedenen Völker, die auf demſelben Boden geboren und erwachſen ſind, und von denen das eine den Saamen künftiger Bildung ausſtreut, das andere aber die ſchon vollkommen gereiften Früchte pflückt, auf das Gemüth des Leſers üben! (Rivista Europea.)

Mannigfaltiges.

— Indiſche Spitzbuben. Von der Geſchicklichkeit der Hindus haben wir bisher vielfache Beweiſe durch ihre in Europa umherreiſenden Jongleurs, ſo wie nicht minder durch ihre Bajaderen erhalten, die unter Anderem, während ſie ſich zehn Minuten lang kreisförmig auf demſelben Punkte herumdrehen, aus einem langen Stück Muſſelin eine auf einem Palmbaum ſitzende Taube zu winden verſtehen. Eine dritte ſehr geſchickte Klaſſe von Hindus iſt die der Spitzbuben. Gegen die Gewandtheit dieſer Indiſchen Cartouche müſſen alle Diebe von Paris und London, ſo große Meiſter dieſe auch ſeyn mögen, die Segel ſtreichen. Man hatte einem Engliſchen Offizier in Oſtindien erzählt, die Verſchmitztheit dieſer Kerle gehe ſo weit, daß ſie ſich anheiſchig machten, eine Matratze zu ſtehlen in dem Augenblicke, wo er darauf ſchlafe. Der Offizier ging eine Wette ein, daß dies unmöglich ſey, und beſtimmte eine der nächſten Nächte zur Ausführung des Streiches. Der Hindu vom Stamme der Colleries, der ſich dazu anheiſchig gemacht hatte, wartete einen Moment ab, wo der Offizier eben eingeſchlummert war, und trug nun, leiſe auftretend, auf einer Schüſſel einige Kräuter in das Zimmer, die er anzündete und deren Dampf gleich dem Opium eine einſchläfernde Wirkung hat. Als er merkte, daß der Offizier etwas feſter ſchlafe, fing er an, dieſen an der Seite mit einem Strohhalm zu kitzeln. Der Schläfer bog ſich maſchinenmäßig vor der etwas unangenehmen Empfindung zurück, die jedoch nicht ſtark genug war, um ihn zu wecken. Durch dieſe unwillkürlichen und bei fortgeſetztem Kitzeln immer ſtärker gewordenen Bewegungen gab er dem Spitzbuben Spielraum, die Matratze allmälig zu lüften und nach und nach ſo hervorzuziehen, daß der Offizier endlich auf der hölzernen Pritſche lag und weiter ſchlief, während Jener mit ſeiner Beute davonging.

— Homöopathen in Frankreich. Um von den Wirkungen der Homöopathie einen Begriff zu geben, erzählt ein Franzöſiſches Blatt (welches allenfalls auch in Irland erſcheinen könnte), daß ein Menſch, der am Säufer-Wahnſinn (Delirium tremens) litt, durch ein Zehnmilliontel Gran Terpentin-Eſſenz vollkommen kurirt worden, und daß ein kürzlich angeſtellter homöopathiſcher Generalſtabs-Arzt die ganze für die Franzöſiſche Armee nöthige Apotheke in einer Tabacksdoſe bei ſich trage.

Das mit dem 30ſten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieſer Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 75. Berlin, Montag den 24. Juni 1839.

Frankreich.

Geſchichte der großen Oper zu Paris.

Von Fetis.

Italien iſt das Geburtsland der neueren Muſik; von dort aus wanderte im ſechzehnten Jahrhundert dieſe Kunſt, wie alle ihre Schweſtern, zu den anderen Europäiſchen Nationen. Italiäner ordneten an den meiſten Höfen die Feſtlichkeiten und fanden hier gewiſſe Arten von Tänzen vor, die mit Geſpräch und Geſang vermiſcht waren und die man Ballets nannte. Auf dieſen Stoff verwandten ſie zuerſt ihre Melodieen. So komponirte Baltaſarini im Jahre 1581 das große „komiſche Ballet der Königin“, welches zur Hochzeit des Herzogs von Joyeuſe in Paris mit außerordentlichen Koſten aufgeführt wurde. Das Ballet war damals etwas ganz Anderes als heutzutage, nämlich eine Art von encyklopädiſchem Gedicht, in welchem die ſämmtlichen abſtrakten Begriffe der ſcholaſtiſchen Philoſophie eine Rolle ſpielten, eben ſo wie in den Romanen des Mittelalters, und worin die mythologiſchen Gottheiten ſich nur ſchüchtern blicken ließen. Italien war zu jener Zeit ſchon weit voraus; es hatte bereits wirkliche Opern, ſowohl ernſte, nach dem Muſter der antiken Tragödien, wie komiſche, den bei den Alten ſo beliebten Intermezzo's nachgeahmt. In Frankreich dagegen hinderte das Ballet, ein Ueberreſt der Witzſpiele des Mittelalters, lange Zeit das Aufkommen der Oper, einer dem Alterthum nachgebildeten Form, die der Auferweckung der Wiſſenſchaften in Italien ihren Urſprung verdankte.

Durch Mazarin's Vermittelung wurde die Oper aus ſeinem Vaterlande nach Frankreich verpflanzt. Eine durch ſeine Bemühungen gebildete Truppe führte im Jahre 1645 auf dem Theater Petit-Bourbon eine Operette, „die thörichte Verſtellung“, auf, deren Textbuch ſpäter von Regnard zu einer Komödie unter dem Namen „die Thorheit der Verliebten“ bearbeitet wurde. Im Jahre 1647 kam eine noch beſſere Geſellſchaft über die Alpen herüber und gab mehrere Opern, von denen „Orpheus und Eurydice“ einen unbeſchreiblichen Enthuſiasmus erregte. Dieſer Erfolg brachte eine große Bewegung in der Franzöſiſchen Literatur hervor; Corneille ließ 1650 ſeine „Andromeda“, eine mit Geſang vermiſchte Tragödie, aufführen und bahnte dadurch dem Operndichter Quinault den Weg, wie er ihn durch den „Lügner“ dem Luſtſpieldichter Molière gebahnt hatte. Der Organiſt von St. Honoré, Cambiet, ſetzte bald darauf ein vom Abbé Perrin für ihn verfaßtes Textbuch in Muſik, „das Schäferſpiel“ betitelt, welches die erſte Franzöſiſche Oper war. Man gab es auf dem Dorfe Iſſy, und nur Eingeladene wohnten der Aufführung bei. Mazarin nahm dieſen erſten durch das Beiſpiel der Fremden angeregten einheimiſchen Verſuch unter ſeinen Schutz. Doch blieb Vorzug und Ueberlegenheit noch lange auf Seiten der Italiäner, die 1660 bei den Hochzeits-Feierlichkeiten Ludwig's XIV. den „verliebten Herkules“ auf dem in den Tuilerieen von dem berühmten Vigarani von Modena, dem Anordner aller Verſailler Feſte, erbauten Theater aufführten.

Im Jahre 1669 erhielt Perrin, der Verfaſſer des Schäferſpiels, durch ein Patent die Erlaubniß, Operntheater einzurichten, um ſeine Dichtungen öffentlich ſingen zu laſſen; 1671 führte er zum erſtenmal eine Franzöſiſche Oper, „Pomona“, öffentlich auf; die Vorſtellung fand in der Straße Mazarin im Ballſpielhauſe ſtatt; die Partitur dieſer und der darauf folgenden Oper „die Leiden und Freuden der Liebe“ war von Cambiet geſchrieben, das Textbuch der letzteren aber von Gilbert. Durch die Zwiſtigkeiten, welche unter den Adminiſtratoren der Truppe bei der Vertheilung der Einnahmen ausbrachen, gelang es Lully, ſich der Direction zu bemächtigen; dieſer neue Beſitzer des Privilegiums vertauſchte den Ballſpiel-Saal der Straße Mazarin mit dem der Straße Vaugirard und führte hier am 5. November 1672 „die Feſte des Amor und des Bacchus“ auf, wozu er die Muſik komponirt und Quinault den Text verfaßt hatte. Der Hof und die Mode begünſtigten den neuen Direktor, und als Molière 1673 geſtorben war, bewilligte der König den Saal des Palais-Royal für Lully's Geſellſchaft.

Länger denn hundert Jahre blieb die Oper in dieſem Saal, und man könnte eigentlich ſagen, daß ſie hier begründet ward und auch zu ihrer ſchönſten Blüthe gelangte. Lully war ein Florentiner von Geburt, hatte aber von früh an in Frankreich gelebt und ſeine Laufbahn als Küchenjunge in Dienſten der Mademoiſelle von Montpenſier begonnen. Er kannte genau den Charakter und Geſchmack der Franzoſen und beſaß jene Begeiſterung und ſchöpferiſche Kraft, die ſeinem Vaterlande immer ſo eigen waren. Aus dieſer Vermiſchung der Italiäniſchen Muſik mit dem Franzöſiſchen Geſchmack, die bei ihm ganz unwillkürlich ſtattfand, erwuchs eine ganz eigene Gattung, deren Elemente ſich, trotz aller ſpäteren Umwälzungen, bis auf uns fortgepflanzt haben, und die wir deshalb mit Recht als ganz Franzöſiſch betrachten, weil ſie nicht einzig und allein dem fremden Genius ihren Urſprung verdankte. Die Italiäniſche Melodie, nach dem Maßſtab der Ariette zugeſchnitten und mit dem erhabenen Styl der lyriſchen Declamation verbunden, iſt die Grundlage der Lullyſchen Muſik. Und iſt das eigentlich nicht auch der allgemeine Charakter aller Tonſetzer, die wir ſeitdem als Franzöſiſche betrachtet haben? Eine Erfindung, welche Lully zur Ehre gereicht, iſt die der Ouvertüren, mit welchen er ſeine Opern einleitete. Die Italiäner kannten dieſe Art von Muſikſtücken durchaus nicht und waren auch ſo wenig im Stande, dergleichen zu arbeiten, daß man Lully's Ouvertüren lange Zeit ſelbſt in Italien als Einleitung zu den Opern der ultramontaniſchen Meiſter benutzte. Dieſe Neuerung wurde ſpäter in Deutſchland, dem ſie vorzugsweiſe zuſagte und welches darin den Keim zu ſeinen Symphonieen fand, immer mehr ausgebildet. Wir können dies hier nur andeuten, indem man daraus bereits erſehen kann, daß die Franzöſiſche Muſik eine Art Mitteldring zwiſchen der Italiäniſchen und Deutſchen Tonkunſt iſt.

Lully hatte bei ſeinen Lebzeiten in Frankreich das Monopol der Compoſition ganz allein; nur ſeine eigenen Werke wurden auf ſeinem Theater aufgeführt. Sein Vorgänger, Cambiet, ſah ſich genöthigt, ſein Vaterland zu verlaſſen, wo ſein Talent keinen Anklang fand. Karl II., der zu London in Allem dem Verſailler Hofe nachahmte, gab ihm eine Anſtellung an ſeinem Hofe. So überträgt eine Nation ihre Civiliſation auf die andere; Frankreich gab an England, was es ſelbſt von Italien empfangen hatte. Während der vierzehn Jahre, wo Lully die Königliche Oper leitete, ließ er 16 von ihm komponirte Opern aufführen; 4000 Franken zahlte er für Textbücher an Quinault, der ſie ihm faſt alle lieferte; außerdem ſchrieb er noch die Muſik zu 25 Balletten, welche damals nur noch Einſchiebſel waren und zur Ausſchmückung der Komödien und anderen Schauſpiele bei den Hoffeſten dienten. Ludwig XIV. ſelbſt tanzte in Lully's Balletten, und der Hofſtaat folgte ſeinem Beiſpiel; auch erklärte der König in dem Patent, durch welches die Königliche Oper begründet wurde, daß Niemand deshalb ſeines Adels verluſtig ginge, wenn er unter die Künſtler einträte, mit denen der König ſelbſt gewetteifert habe. Dieſem Dekret verdankten mancher Edelmann und manches Edelfräulein eine Berühmtheit in der Oper, welche ihnen ihre hohe Geburt niemals verſchafft hätte, und die Kirche durfte die Sänger und Tänzer nicht exkommuniziren, weil Perſonen vom höchſten Range darunter ſeyn konnten. Wenn die für den Hof arrangirten Ballette in Paris aufgeführt wurden, ſo traten die Herren vom Hofe, welche die Rollen in Verſailles gegeben hatten, oft auch im Palais-Royal darin auf, und um ihnen dies Vergnügen zu erleichtern, tanzte man bis um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts mit einer Maske vor dem Geſicht. Erſt 1681 aber erſchienen Frauen auf dieſem privilegirten Theater; bis dahin waren ihre Rollen von Knaben vorgeſtellt worden. Lully, der dieſe Neuerung nur mit großer Mühe durchſetzte, ſtarb 1687.

Nach ſeinem Tode wurde ſeine Opern-Gattung von ſeinen Kindern Louis und Jean Louis Lully und von ſeinen Schülern Colaſſe und Marin Marais fortgeſetzt, und der Florentiner Teobaldo, der in derſelben Schule gebildet war, kam ihnen mit der Gluth der Empfindung zu Hülfe, die ſeinem Geburtslande ſo eigen iſt. Doch hatte ſchon eine erſte Umwälzung in der Königlichen Oper ſtattgefunden. Als Lully die Oper auf Koſten des Ballets hob, hatte er, dem Geiſte ſeines Jahrhunderts folgend, das den Alten abgöttiſch huldigte, ſich der Form der Griechiſchen Tragödien zu nähern geglaubt. Bald machte ſich jedoch eine Reaction geltend, und Lamothe brachte das Ballet wieder zu Ehren; da er ſich aber gleich fern von den Spitzfindigkeiten des Mittelalters und den mythologiſchen Nachahmungen halten wollte, ſo verfiel er in den Fehler der Seichtheit. Sein „galantes Europa“, welches er 1697 aufführen ließ, war nichts als ein langes Schaugepränge von Koſtümen und Schmuck; die damaligen Kritiker

tadelten, daß man in demſelben nur tanze, um zu tanzen; das Publikum aber zollte dieſer neuen Gattung großen Beifall. Campra, deſſen Debüt die Muſik dieſes Stücks war, ſchrieb nachher noch 18 Opern; aber ſeine Partituren, ſo wie die ſeiner Nebenbuhler, waren den Compoſitionen Lully's ſo ähnlich, daß die Zuſchauer ſehr bald langweilig fanden, was ſie anfangs bewundert hatten. Die Opern-Direktoren richteten ſich mit erſtaunlicher Schnelligkeit zu Grunde und folgten eben ſo raſch auf einander. Um ihre Geſchäfte wieder zu heben, kam der Regent, welcher die Muſik liebte und ſelbſt Compoſitionen von ſich aufführen ließ, auf den Einfall, Maskenbälle anzuordnen; es wurden deren vom 11. November bis zum Schluß des Karnevals wöchentlich drei gegeben; doch auch dieſes Mittel erwies ſich bald unzulänglich, und man mußte auf etwas Anderes denken.

Händel, den die Engländer als einen der Ihrigen in Anſpruch nehmen und den man als den Vater aller großen Tonſetzer Germaniſchen Urſprungs betrachten kann, war dem Kurfürſten von Hannover, als derſelbe den Engliſchen Thron beſtieg, nach London gefolgt. Dieſer berühmte, aus Sachſen gebürtige Mann, der in Italien unter dem Namen Il Sassone, der Sachſe, bekannt iſt, war in jenem Lande geweſen und verſtand ſich auf die Italiäniſche Muſik; er berief Sänger aus Italien an das Opern-Theater ſeines zweiten Vaterlandes. Dieſe machten dort großes Aufſehen, ihr Ruf drang nach Frankreich, und der Regent wünſchte ſie in Paris zu hören. Er ſtarb aber in demſelben Jahre, wo er einen Kontrakt mit ihnen abgeſchloſſen hatte, der nach ſeinem Tode nicht in Ausführung kam. Frankreich zog es vor, ſich bei ſeiner alten Muſik zu langweilen, als ſich für eine fremde zu intereſſiren, und noch öfter ſpricht ſich dieſer Widerſtand aus, der eigentlich um ſo unerklärlicher iſt, da Lully, den man für den Begründer der Franzöſiſchen Muſik hält, doch ſelbſt ein Zögling der Italiäner war.

Rameau kannte die Italiäniſche Muſik und hatte ſie auch vollkommen begriffen. Er nahm ſich der Oper an, die faſt ganz verlaſſen war und in ertödtender Monotonie dahinſiechte; doch hatte er viel Mühe, ſich geltend zu machen; „Hippolyt und Aricia", womit er 1733 zuerſt auftrat, wurde anfänglich ſehr kalt aufgenommen. Das Ballet „das galante Indien", „Caſtor und Pollux" und „Dardanus" begründeten endlich ſeinen Ruf, und er wurde als der Reformator der Muſik geprieſen, wogegen ſich freilich die Verehrer Lully's auflehnten. Rameau ſiegte indeß über ihre Oppoſition, und bald fand man Lully's Compoſitionen, die noch immer aufgeführt wurden, viel zu dürftig und ſchleppend neben der lebhafteren und berechneteren Declamation des Komponiſten des „Dardanus".

Als Rameau ungefähr zwanzig Jahre lang die Oper beherrſcht hatte, beriefen die Direktoren dieſes Theaters, um den abnehmenden Enthuſiasmus des Publikums wieder etwas anzuregen, Piemonteſiſche Sänger, die allerhand Zwiſchenſpiele aufführten, wovon „die Magd als Herrin" von Pergoleſe, 1752 zuerſt gegeben, ganz beſonders gefiel; die zwölf komiſchen Opern, die ſie nach und nach auf die Bühne brachten, vollendeten Rameau's Niederlage. Sie wurden kräftig durch eine neue Generation, die Encyklopädiſten, unterſtützt, die damals in Frankreich über Alles im Reiche des Gedankens und des Geſchmacks zu entſcheiden hatten. Obgleich von Marmontel mehrere Textbücher für Rameau verfaßt waren, ſo gehörte er doch zu den erſten Gönnern der Italiäniſchen Gattung; Diderot war ganz auf ihrer Seite, und ſein Freund Grimm ſchrieb zu ihren Gunſten kleine Pamphlete, die von Geiſt und Witz ſprühten. Rouſſeau, der damals ſeine Laufbahn begann, wirkte für ſie durch ſeine Beredſamkeit und ſein Beiſpiel. Drei Monate nach der Ankunft der Buffi, wie man ſeitdem alle Italiäniſche Sänger nannte, wurde „der Wahrſager des Dorfes" in Fontainebleau und das Jahr darauf mit vielem Beifall in Paris gegeben; Rouſſeau hatte nach dem Beiſpiel der Italiäniſchen Sänger den Geſang an die Stelle der Declamation treten laſſen, und man iſt ihm vielen Dank ſchuldig, daß er auch in dieſer Hinſicht ſein Jahrhundert zur Vervollkommnung führte. Sein Brief über die Franzöſiſche Muſik, der damals erſchien, war eine treffliche Zuſammenfaſſung aller Punkte der ſchwebenden Frage, er gefiel aber den Muſikern der Oper nicht, und die Erbitterung gegen die Italiäner ſtieg ſo ſehr, daß man 1754 dieſe ruhmgekrönten Sänger wieder verabſchiedete. Doch übertrug man alle Opern, die ſie aufgeführt, ins Franzöſiſche und gab ſie auf dem Theater des Marktes St. Germain, welches die Wiege der komiſchen Oper wurde. So iſt alſo auch dieſe letzte Gattung, welche man heutzutage als die volksthümlichſte unter allen Arten Franzöſiſcher Muſik betrachtet, ebenfalls nichts weiter als ein direkter Abkömmling der Italiäniſchen Kunſt, und Gretry, der einige Jahre ſpäter ſo originell auftrat, iſt nichts Anderes, als ein Zögling der Buffi, für welche Grimm und Rouſſeau kämpften, wie Lully einſt der Schüler jener Sänger war, die Mazarin aus ſeinem Vaterlande herbeirief.

Rameau überlebte dieſe Italiäniſche Invaſion und hielt ſich nicht für geſchlagen; bis 1760 fuhr er fort, zu komponiren, aber ſeine Werke gefielen durchaus nicht mehr. Was thaten nun die Direktoren der Königlichen Oper? Sie nahmen Lully's Opern wieder vor und wählten die beſten davon aus; da wurde das Theater zur Einöde. Doch ein glücklicher Zufall kam dem Publikum zur Hülfe; während die Oper dahinſtarb, erhob ſich das Ballet aus dem Dunkel, zu dem es bis dahin verdammt war, und ſchmückte ſich mit neuem Glanze; dies Mal verbündete ſich Deutſchland mit Italien, um dieſe Veränderung ins Werk zu ſetzen. Noverre, das Haupt der Stuttgarter Schule, die Gardel's, deren Vater Balletmeiſter des Königs von Polen war, und die aus Florenz gebürtige Familie Veſtris brachten dieſe Umwälzung zu Stande. Die Anzüge, das Spiel, Alles wurde verbeſſert; zu den Tänzen fügte man die Pantomime; man ſuchte mehr Handlung, mehr Intereſſe, mehr Ausdruck hineinzulegen, und während das Drama durch Diderot und Sedaine kraftvoll im Theatre-français ſich Bahn brach, wollten dieſelben Geiſter auch die Oper zwingen, ähnliche Neuerungen in ihren Schoß aufzunehmen. Philidor, einer der größten Schachſpieler ſeines Jahrhunderts, der ganz Europa durchreiſt war, um ſich mit den größten Spielern zu meſſen, ließ ſich in Paris nieder und ſchrieb nach den Erinnerungen aller von ihm gehörten Muſikſtücke eine Menge von komiſchen Opern, deren Reminiszenzen für die Königliche Oper doch große Neuigkeiten waren.

Am 6. April 1763 brannte das Opern-Theater im Palais-Royal ab. Bis zur Wiederherſtellung des alten Saales, welche ſich durch die Unterhandlungen des Herzogs von Orleans mit der Stadt Paris, die ſchon ſeit langer Zeit Eigenthümerin des Privilegiums der Königlichen Oper war, ſehr in die Länge zog, überſiedelte ſich die Oper in die Tuilerieen. Erſt am 26. Januar 1770 wurde der neue Saal mit dem „Zoroaſter" von Rameau eröffnet. Aber die Muſik dieſes Meiſters war ſchon ſeit langer Zeit veraltet, konnte alſo auch auf dieſem verjüngten Theater nicht wieder zur Blüthe kommen, von dem bald kühne Neuerer Beſitz nahmen, welche die Oper weit über die von Lully und Rameau geſteckten Gränzen hinausführten. In jener Zeit ſtand die komiſche Oper weit über der großen Oper; Philidor's, Monſigny's und Gretry's Werke hatten mehr Melodieen, mehr Ausdruck und mehr wahre Muſik, als alle jene emphatiſchen Compoſitionen der Königlichen Oper. Dieſe beſaß damals im Verein mit dem Theatre-français das ausſchließliche Privilegium aller Schauſpiele von Paris; ſie war es, bei der die Gaukler um Erlaubniß einkommen mußten, wenn ſie ihre Kunſtſtücke in Paris zeigen wollten; ſie hatte der Italiäniſchen Komödie, die von Zeit zu Zeit in Frankreich erſchien, und der komiſchen Oper beſondere Privilegien ertheilt, und in dieſe beiden Theater verſchanzten ſich die von ihr verachteten Neuerungen, dort warteten die Italiäner und jene Meiſter, die ſich von der alten Muſik losgejagt hatten, auf einen glücklichen Zeitpunkt, um die ſich noch immer vertheidigende große Oper mit Sturm zu nehmen. Philidor und Monſigny hatten ſchon Breſche in dieſelbe geſchoſſen, als Gretry ſich zu ihnen geſellte und, ſchon ruhmgekrönt, mit „Cephalus und Prokris" jene Bühne zuerſt betrat. Gluck wohnte den Proben dieſer Oper bei.

Verſteht die jetzige Generation wohl Gluck's Verdienſte zu ſchätzen? Der Enthuſiasmus und die Streitigkeiten, die er zur Zeit unſerer Väter erregte, ſind ganz verklungen, und ſelbſt die Unparteiiſchſten wiſſen nicht recht, wie ſie ihn beurtheilen ſollen. Seine Muſik, die einſt ſo viele Herzen rührte und ſo viele Geiſter entzündete, iſt jetzt in Frankreich zu demſelben Stillſchweigen verdammt, in das durch ihn Lully und Rameau verſanken. Dem verſtändigen Hörer aber ſcheinen die nur ſelten noch in Konzerten aufgeführten Compoſitionen des Schöpfers der „Armide" doch ein beſſeres Schickſal zu verdienen, und wenngleich die Inſtrumentation ſeitdem ſo große Fortſchritte gemacht hat, daß ſeine Begleitung veraltet klingt, iſt nicht die Macht ſeines Geſanges und die Erhabenheit ſeiner Melodieen bis jetzt unübertroffen? Gluck wurde 1716 in einem Deutſchen Dorfe geboren. In Böhmen wuchs er auf und wanderte als Waiſe bettelnd nach Wien, wo er ſtudirte. Von dort ging er nach Italien, wo er mehrere Opern mit Erfolg aufführen ließ, und begab ſich dann nach England, wurde aber von Händel, der damals noch lebte, nicht ſonderlich beachtet. Er kehrte nach Wien zurück, und immer unermüdet mit dem Schaffen neuer Opern beſchäftigt, lebte er theils hier, theils in Italien. Ein Anderer hätte geglaubt, damit für ſein Leben genug gethan zu haben, für ihn aber war es erſt der Anfang ſeiner Laufbahn. So viel Arbeiten ſtählten nur immer mehr dieſen unverwüſtlichen Genius; er harrte noch des günſtigen Augenblicks, um in ſeiner ganzen Kraft hervorzutreten. Seine herrlichſte Schöpfung war „Iphigenie in Aulis", 1774 zuerſt in Paris aufgeführt. Marie Antoinette, der er Muſikunterricht gegeben, hatte ihn nach Frankreich berufen; ſie verſchaffte ihm eine Anſtellung bei der Königlichen Oper, und die Popularität, deren ſie ſich anfänglich erfreute, beſeitigte alle Hinderniſſe und Vorurtheile. Als er nur erſt freien Spielraum hatte, riß Gluck durch die Gewalt ſeiner Muſe das Publikum mit ſich fort.

(Fortſetzung folgt.)

England.

Zur Geſchichte der Liebhaber-Theater.

II. In Frankreich.

In Frankreich gingen, wie in Italien, die Anfänge des Drama's von Liebhaber-Theatern aus; nur waren hier Gelehrte und Perſonen von Rang und dort niedere Bürger und Prieſter die erſten Schauſpieler. Eine Geſellſchaft von Franzöſiſchen Privat-Schauſpielern, die ſich den Namen „Enfans sans Soucy" gaben, wurde im Anfang der Regierung Karl's VI. gegründet und blühte noch nach einem Jahrhundert zur Zeit, als Franz des Erſten poetiſcher Kammerdiener, Marot, der Erfinder des rondeau, lebte. Sie beſtand aus jungen vermögenden Leuten der mittleren Klaſſen, und die glänzendſte Zeit dieſer luſtigen Brüderſchaft war

Digitized by Google

die milde Regierung Ludwig's XII., der ihre Scherze ertrug, auch wenn ſie gegen ihn ſelbſt gerichtet waren. Unter der Regierung Ludwig's XIII. hatte Kardinal Richelieu ein Theater in ſeinem Palaſt und ließ darin Stücke aufführen, an denen er, wie Voltaire erzählt, ſelbſt Theil nahm.

Doch erſt unter der folgenden Regierung fing das Franzöſiſche Liebhaber-Theater an, vom Königthum begünſtigt zu werden, und ermuthigt durch das Beiſpiel des großen Monarchen, traten die ausgezeichnetſten Perſonen der Zeit darin auf. Wenn auf dem Privat-Theater der Frau von Maintenon Eſther oder Athalie gegeben wurde, ſo ſah man daſelbſt eine Galerie von hiſtoriſchen Portraits. Ludwig und ſeine heilig geſprochene Maitreſſe ließen ſich Racine's bombaſtiſche Verſe von den Höflingen und von den Staatsmännern und Generalen Frankreichs vordeklamiren. Im Jahre 1702 wurde die Tragödie Athalie vor Ludwig aufgeführt; die Joſabat wurde von der Herzogin von Burgogne und die Rolle Abner's von dem liederlichen Herzog von Orleans, dem ſpäteren Regenten, gegeben.

Unter der folgenden Regierung zeichnete ſich ein anderer Herzog von Orleans, der Enkel des Regenten und der Vater Egalité's, durch ſeine Talente als Komiker aus. Im Schloſſe dieſes Theater-Herzogs, in Bagnolet, war eine regelmäßige Bühne eingerichtet, und die Annalen der Franzöſiſchen Skandal-Chronik erzählen viel von ſeinen Theaterfeſten in Villers Cotteret. Der Charakter des Franzöſiſchen Liebhaber-Theaters unter Ludwig XIV. war ſtreng und tragiſch geweſen; unter dem neuen Monarchen ward es allegoriſch und unſittlich. Dies hing natürlich mit dem Einfluß der Frau von Pompadour zuſammen. Die Königliche Favorite hatte eine gute Eigenſchaft: ſie liebte Literatur und Kunſt. Da ſie ſelbſt eine ausgezeichnete Schauſpielerin war, ſo freute ſie ſich, wenn ſie ihren Königlichen Liebhaber durch ihr Spiel bezaubern konnte. Theatraliſche Unterhaltungen waren in den petits apartemens ſehr häufig, und ein kleines Theater war mit dem einſt ſo ſchönen und jetzt zerſtörten Château de Belle-Vue an den Ufern der Seine verbunden, das der erlauchte Liebhaber ſeiner Maitreſſe geſchenkt. Hier verſuchte ſie durch dramatiſche Darſtellungen den Mißmuth, der den König zuweilen ergriff, zu zerſtreuen. Franzöſiſche Schriftſteller beſchreiben die Aufführung der Oper Venus und Adonis daſelbſt, in welcher der Monarch den liebenswürdigſten der Sterblichen, die Maitreſſe die ſchönſte der Göttinnen darſtellte. In Belle-Vue gab Frau von Pompadour den Prinzeſſinnen Frankreichs ein dramatiſches Feſt. Das Stück, das man aufführte, war „Les Trois Cousines", wo der Herzog von Orleans Delorme und Frau von Pompadour die Rolle der Collette ſpielte, und als dieſe gewandte Maitreſſe des Königs, bedeutungsvoll nach ihrem Liebhaber hinſehend, die Worte ſang:

„Mais pour un amant chéri
Tromper tuteur ou mari,
La bonne aventure", u. ſ. w.

„kann man ſich leicht denken", ſagt Collé, „was in dem Herzen aller Zuhörer in dieſem Augenblick vorging!"

Voltaire unterſtützte zuweilen dieſe Feſte durch ſeine Feder. Um den glücklichen Feldzug des Königs im Jahre 1745 zu verherrlichen, ſchrieb er ſeine heroiſche Oper „der Tempel des Ruhms", in welcher die Maitreſſe die Hauptrolle ſpielte. Der Dichter war bei der Aufführung zugegen, und am Schluß, unfähig, ſein Entzücken zurückzudrängen, drückte er den Monarchen in ſeine Arme und rief: „Trajan!" (der Name der erſten männlichen Rolle) „erkennen Sie ſich ſelbſt!" Der Frau von Pompadour hat die Franzöſiſche Bühne viel zu verdanken, und glaubwürdige Franzöſiſche Schriftſteller behaupten, ſie habe durch ihr Patronat den dramatiſchen Geſchmack ihrer Nation ausgebildet. Sie bewirkte, daß die Oper und das Theater von der Regierung unterſtützt und unter ihre unmittelbare Leitung geſtellt ward, und daß die Schauſpieler in der Geſellſchaft eine ehrenvollere Stellung einnahmen, als bisher.

Doch ſo ſchön auch dieſe königlichen und herzoglichen Schauſpiele geweſen ſeyn mögen, ſo waren doch die Darſtellungen, die um dieſelbe Zeit in weniger hohen Kreiſen gegeben wurden, viel intereſſanter. Zu dieſen gehört das kleine Theater Voltaire's in Paris, wo er die Rolle des Cicero in ſeinem „Geretteten Rom" gab. Seine Schauſpiele in Ferney und die luſtigen Soupers von hundert Couverts, die er dann gab, zogen Gäſte aus einer Entfernung von zwanzig Lieues in der Runde herbei. In Berlin ſpielte er Tragödie mit den Brüdern und Schweſtern des großen Friedrich, und während ſeines Aufenthalts in Paris ward ein großes Zimmer über ſeiner Wohnung in ein Theater verwandelt, in welchem ſeine Nichten mit Le Kain ſpielten. Es iſt bekannt, daß Voltaire der Erſte war, der auf die Talente dieſes großen Helden aufmerkſam machte; aber das weiß man nicht, daß ihn der Zufall Le Kain's Genie unter einer Geſellſchaft von Dilettanten erkennen ließ. Rouſſeau hat ſo gut wie der Philoſoph von Ferney den Kothurn verſucht, aber nicht einmal Frau von Epinay konnte einen Schauſpieler aus ihm machen. Er begnügte ſich damit, gegen die Schauſpiele von Ferney heftig loszuziehen.

Der Krieg huldigte nicht weniger als die Philoſophie den Liebhaber-Theatern unter der Regierung des „Vielgeliebten". Eine Schauſpielergeſellſchaft begleitete den Marſchall von Sachſen auf allen ſeinen Feldzügen. An dem Abend vor ſeinem Siege in Rancoux fand, wie immer, eine Vorſtellung ſtatt, an deren Schluß Madame Favart, die Maitreſſe des Marſchalls und zugleich die erſte Schauſpielerin, ankündigte, daß die Schlacht am anderen Tage die Vorſtellung für den folgenden Abend hindere; am nächſtfolgenden Abend jedoch würden ſie die Ehre haben, aufzuführen „Le Coq du Village!"

Marmontel ſpricht von den Aufführungen im Hauſe des Herrn de la Poplinière, des reichen Financiers zu Paſſy; doch die glänzendſten dramatiſchen Soireen jener Zeit waren die des Fräulein Guimard, jener berühmten Operntänzerin, die mit dem feinſten Geſchmack und der reinſten Menſchenliebe die ſchamloſeſte Libertinage verband. Keine Frau zog ſo ſehr die Aufmerkſamkeit aller Klaſſen auf ſich, als dieſe berühmte Courtiſane und Künſtlerin. Ihr Palaſt, ihr Boudoir, ihre Equipagen, ihre Diener ſetzten durch ihre Pracht ganz Paris in Erſtaunen. Wenn ſie in ihrem Wagen, in deſſen Wappen ein von den Grazien getragener und von Venus gekrönter Myrtenzweig zu ſehen war, durch die Straßen fuhr, feſſelte ſie die Blicke aller Vorübergehenden. Sie gab wöchentlich drei Soupers, wo ſie ihren Geſchmack an Prunk, belles lettres und geſelliger Heiterkeit vollkommen befriedigen konnte. Das erſte beſtand aus dem Adel; das zweite ward von Schriftſtellern, Künſtlern und Literaten beſucht, die ihrem Genie huldigten, und das dritte hatte einen Charakter, deſſen Beſchreibung uns der Anſtand verbietet. Als ſich Dlle. Guimard von der Bühne zurückzog, wo ſie lange ohne Nebenbuhler geherrſcht, ahmte ſie den prunkenden Aufwand jener Griechiſchen Courtiſanen nach, die Pyramiden bauten oder öffentliche Spiele gründeten; ſie errichtete zwei Liebhaber-Theater, deren eines im glänzendſten Styl erbaut war, in Pantin. Hierhin lud ſie ihre Freunde und gewann die dramatiſchen Koryphäen der öffentlichen Theater für ihre Bühne, für welche Marmontel einige ſeiner „Proverbes dramatiques" ſchrieb. Dieſe Unterhaltungen waren ſo bezaubernd, daß die Behörden ſich genöthigt ſahen, die Schauſpieler von dem Beſuch derſelben abzuhalten, weil ſie ihre öffentlichen Functionen darüber verſäumten. Unſer Raum erlaubt uns nur, an das Liebhaber-Theater des Herrn Trudaine zu erinnern, auf deſſen Brettern das Stück „Les Accidens ou les Abbés", das ſein eigener Verfaſſer, Collé, für zu lasciv hielt, um es mit ſeinen übrigen Werken abdrucken zu laſſen, deſſenungeachtet im Beiſeyn zweier Franzöſiſcher Biſchöfe geſpielt ward.

Das ſpätere Schickſal der unglücklichen Königin Marie Antoinette ſteht in ſchneidendem Gegenſatz zu den früheren Luſtbarkeiten in Marly und Trianon, wo die Beluſtigungen des Hofes darin beſtanden, die Sitzungen des Pariſer Parlaments in komiſcher Pantomime zu parodiren. Einer von den Prinzen ſpielte die Rolle des Präſidenten, und Dillon, Beſenval, Segur und Andere die übrigen Räthe. In einer von dieſen luſtigen Sitzungen ward die Rolle des General-Prokurators von einem Jüngling gegeben, der damals die Zukunft, zu der er beſtimmt war, nicht errieth, — La Fayette. Der Graf von Artois ward ein geſchickter Seiltänzer, um an den Ballets, welche dieſen Pantomimen folgten, Theil nehmen zu können. Ueberdrüſſig der Jeux de Société, ſuchten dieſe Theaterliebhaber etwas Ganzes darzuſtellen, und die Königin ſelbſt fand ſo viel Geſchmack daran, daß ſie in der „Gageure imprévue" und dem „Devin du village" die Soubretten gab. Sie widmete ihre Morgenſtunden dem Einſtudiren ihrer Charaktere und nahm bei Michu, einem Schauſpieler der Italiäniſchen Komödie, Unterricht. Der unglückliche Ludwig und ſein Bruder widerſetzten ſich dieſer Lieblingsleidenſchaft; der König ſoll am erſten Abend, als ſeine Frau auftrat, gezíſcht haben, aber ſie lachte und ſpielte den nächſten Abend wieder.

Bibliographie.

The gentleman of the old school. — Von James. 3 Bde. 31½ Sh.
Keightley's history of England. Zweites Bdchen. 7 Sh.
Lindley's key to botany. — Neue Ausgabe. 5 Sh.
Lodge's genealogy of the Peerage for 1839. — 21 Sh.
Maunderville's voyages and travaels. — Von Halliwell. 8 Sh.
Müller's Dorians. — Ueberſetzung. Zweite Aufl. 2 Bde. 26 Sh.
Musket's wrongs of the animal world. — 8 Sh.
Portraits of living divines. — Herausgegeben von Iſaacſon. 4. 12 Sh., proofs 21 Sh.
Foreign weekly Review. — Nr. 1. 8 Pence.
G. W. M. Reynold's Grace Darling. — Eine Erzählung. 6 Sh.
Scott's sermons, with life by Dr. Burr. 10½ Sh.
Sidney's life of Sir R. Hill. — 12 Sh.
Taylor's manual of ancient history. — Zweite Aufl. 10½ Sh.
Marlboro's life and memoir of the court of Queen Anne. — Von A. Thomſon. 2 Bde. 28 Sh.
Literal Translation of the apostolic epistles. — 12 Sh.
Transactions of the royal society of literature. Vol. III. p. 2. 4. — 21 Sh.
Wilbraham's travels in the Caucasian provinces of Russia. — 18 Sh.
The Workwoman's guide. — Von einer Lady. 4. 21 Sh.

B e l g i e n.

Lüttich's Entſtehung.

Der Urſprung der Stadt Lüttich geht bekanntlich bis ins ſechſte Jahrhundert hinauf. Als der heilige Monulphus ſich eines Tages von Maſtricht nach Dinant begab, machte er in einem Thale Halt, in welchem am Ufer eines Baches, Legia genannt, einige Strohhütten umher zerſtreut lagen. Die Ueppigkeit des Orts ſtand in grellem Widerſpruch mit dem traurigen Anblick der Bewohner. Ueberraſcht von den Schönheiten, die er von allen Seiten gewahrte, rief der Biſchof von Tongern aus, es werde hier dereinſt eine mächtige Stadt ſich erheben, und ließ zu Ehren des heiligen Cosmus und des heiligen Damian ein kleines Bethaus daſelbſt bauen.

Es dauerte nicht lange, ſo erfüllte ſich die Prophezeiung des Biſchofs. Die Gläubigen, die nach Gebet ſich ſehnten, ließen ſich rings um die beſcheidene Kapelle nieder. Unter dem Episkopat

Digitized by Google

des heiligen Lambertus ſtieg die Zahl der Pilger noch mehr. Dieſer Biſchof ſelbſt zog ſich öfters nach Lüttich zurück, wo er in einer kleinen an das Bethaus angebauten Eremitenzelle ſich einſamer den Andachtsübungen hingeben konnte. Hier war es, wo er von dem Verräther Dodo und deſſen Helfershelfern umgebracht wurde. Die Kunde von dieſer abſcheulichen Miſſethat verbreitete ſich bald durch die ganze Umgegend; man eilte, die von dem Märtyrerblut benetzten Oerter zu beſuchen, und von dem Augenblick an ward Lüttich von Tag zu Tage bedeutender und bevölkerter. Bis dahin war es nur ein ärmliches Dörfchen geweſen, doch unter dem Nachfolger des heiligen Lambertus, der ſeinen Wohnſitz dort nehmen zu müſſen glaubte, verwandelte der Flecken ſich in eine ziemlich reiche Stadt; die Gränzen wurden weiter ausgedehnt; man erbaute eine Kirche zu Ehren des unglücklichen Märtyrers, deſſen Andenken ſich treu unter den Gläubigen bewahrte; dann umgab man den Ort mit dichten Mauern und krönte dieſe mit hohen Thürmen, um die Zugänge zu ſchützen. Schon im achten Jahrhundert umfaßte die Stadt den ganzen Raum zwiſchen der heiligen Kreuzkirche oder dem Sylveſter-Schloß, der St. Georgen-, der St. Katharinen-Kirche und der Sauvenière. Wenn den Chroniken zu glauben iſt, ſo wäre die Begründung des Schöppenthums, dieſer erſten Kommunalbaſis, bis in die Zeiten des heiligen Hubertus zurückzuverſetzen, welchem auch die erſte Umwallung der Stadt zugeſchrieben wird

Dann kam Karl der Große und bewilligte den Lüttichern koſtbare Privilegien und ein Banner, auf welchem das Bild ihres Schutzheiligen geſtickt war. Die Normannen fügten zwar kurz darauf der heranwachſenden Stadt furchtbaren Schaden zu, aber ſie erholte ſich bald wieder von dieſem Unheil und blühte nur noch mächtiger und herrlicher empor. Da ihre Mauern beſſeren Schutz darboten als die Ebene, ſo ſtrömten die armen Landleute haufenweiſe dorthin, und ſo erhielt ihre Bevölkerung ſtarken Zuwachs. Auch die Wiſſenſchaften, eine Frucht der friedlichen Regierung und des aufgeklärten Geiſtes der erſten Biſchöfe, verbreiteten ihren Glanz über ſie, denn unter dem Epiſkopat des Eraklus, um die Mitte des zehnten Jahrhunderts, beſaßen Lüttich und ſeine Diöceſe zahlreiche, überaus blühende und in den benachbarten Gegenden in hohem Ruf ſtehende Schulen. Dieſer Prälat, ſo ſagen die Benediktiner, wollte, daß man der Jugend und den anderen Ungebildeteren die Dinge auf hunderterlei Art umwende und entwickle, bis ſie dieſelben begriffen hätten, und er that dies ſelbſt ſehr häufig mit der größten Freundlichkeit; die Fortſchritte ſeiner Schüler lagen ihm dermaßen am Herzen, daß er, da er ſich in Geſchäften Kaiſer Otto's II. und Bruno's, Erzbiſchofs von Köln, öfter von ſeiner Kirche entfernen mußte, während dieſer Zeit den Lehrern und den Zöglingen kleine ſelbſt verfertigte Gedichte zuſchickte, um ihren Wetteifer anzufeuern.

Unter Notger nahm Lüttichs Wohlſtand noch mehr zu. Aus einer adligen Familie in Schwaben entſproſſen, trat dieſer Fürſt, nachdem er in dem berühmten Kloſter von St. Gallen ſtudirt hatte, als Lehrer bei der Staveloiſchen Schule ein, die damals in großem Rufe ſtand. Einige Zeit darauf ward er an Otto's Hof berufen und erhielt das Bisthum Lüttich, welches durch den Tod des von den Lüttichern tief betrauerten Eraklus erledigt war. Der Nachfolger eines ſolchen Fürſten hatte eine ſehr ſchwierige Aufgabe, und doch brachte Notger es dahin, daß ſein Vorgänger über ihn vergeſſen wurde. Es iſt unbeſchreiblich, wie unter dieſer Regierung die Denkmäler ſich erhoben, die Stadt ſich erweiterte, die Studien blühten und die Gerechtigkeit des Herrn in Anſehen ſtand! Zuvörderſt wurde die Schaar Heinrich's von Marlagne, dieſes berüchtigten Räubers, der Lüttich unter Eraklus mehr als einmal verheert hatte, von Notger angegriffen und zerſprengt, und als die Ruhe endlich wiederhergeſtellt war, bot der Biſchof Alles auf, um ſeine Diöceſe von Tag zu Tage bedeutender zu machen. Er vereinigte die Grafſchaft Huy mit ſeinem Gebiet und umgab die Städte Thuin und Foſſes mit Mauern; er ließ hier und da Andachtshäuſer für verſchiedene Orden bauen, und vermöge der Gunſt, deren er am Hofe der Ottonen genoß, erlangte er für jedes dieſer Klöſter, ſo wie für ſich ſelbſt, ausgezeichnete Privilegien und reiche Schenkungen.

Vorzüglich aber war Lüttich der Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit, und er dachte fortwährend an deſſen Verſchönerung. Zuerſt ließ er die Kathedrale reſtauriren, die in Trümmer zu fallen anfing, und das Domherren-Kollegium wurde durch ihn ſehr verſtärkt; dann baute er mehrere Kirchen und zog Kanäle durch die Stadt, um den Handel zu erleichtern, der bereits viel Volk nach Lüttich lockte. Und als das Jahrtauſend herannahte, mit welchem, wie überall verkündigt wurde, das Ende der Welt eintreten ſollte, da, während Alles in Sorgloſigkeit um den nächſten Tag lebte, verſäumte Notger keine Gelegenheit, ſeine Schätze zu vermehren und ſeine Macht zu befeſtigen. Beſonders ſuchte er ſich derer zu entledigen, die durch ihren ſteigenden Reichthum dereinſt ſein eigenes Anſehen zu gefährden drohten, und er wußte dies Ziel ſtets geſchickt zu erreichen. Hier ein Zug, der nächſt der Einnahme von Chevremont als Beweis dienen kann, wie er in ſolchen Fällen zu Werke ging.

Es lebte um dieſe Zeit zu Lüttich ein Ritter, Namens Radus Desprez. Dieſer mächtige Herr beſaß auf der Anhöhe zwiſchen der St. Peters- und der St. Martins-Kirche ein Schloß, Sylveſter genannt, welches die ganze Stadt beherrſchte. In den Händen eines ehrgeizigen und aufſätzigen Vaſalls konnte ein ſo wichtiger Punkt dem Biſchofe großen Schaden bringen; es mißfiel ihm daher gewaltig, jene finſteren Thürme über ſeiner guten Stadt ſchweben zu ſehen, und er dachte nur darauf, wie er ſie fortſchaffen könnte. Als Notger nun einſt genöthigt war, nach Deutſchland zu ziehen, forderte er den Ritter Radus, als Lehnsmann von Lüttich, auf, ihn dorthin zu begleiten, und dieſer willigte auch gern ein. In ihrer Abweſenheit aber, die nicht weniger als zwei Jahre währte, ließ Robert, der Neffe des Biſchofs, in deſſen Auftrage die Veſte des Herrn Desprez niederreißen und legte daſelbſt den Grund zu einem neuen Gotteshauſe, ſpäter die heilige Kreuzkirche benannt. Der Biſchof kehrte endlich mit ſeinem Lehnsmanne Radus zurück; wie nun dieſer von der Höhe des Cornillon-Berges mit den Augen in der Ferne nach ſeinem Schloß ſpähte und es nicht erblickte, da rief er: „Meiner Treu, Herr Biſchof, ich weiß nicht, ob ich träume oder wach' bin, aber ich pflegte doch von hier aus mein Haus Sylveſter zu ſehen, und heute ſehe ich es nicht, ſondern es ſcheint mir, als ſtehe da ein Kloſter an ſeiner Stelle.“ — „Nun, nun, ereifert Euch nur nicht, mein lieber Radus“, antwortete Notger begütigend, „ich habe allerdings aus Eurem Schloß ein Kloſter machen laſſen, aber Ihr ſollt nichts dabei verlieren. Mein Vetter Robert, der Propſt von St. Lambertus, beſitzt herrliche Güter jenſeits der Maas; auch gehören ihm die großen Wieſen, die ſich von den Ecoliers bis zur Boverie erſtrecken; ſie ſollen fortan Euer ſeyn, und dem Propſte will ich die kleine Stadt la Sauvenière geben.“ Radus mußte gute Miene zum böſen Spiel machen und zufrieden ſeyn mit dem, was der Biſchof ihm anbot.

Gleich nach der Abtragung des Sylveſter-Schloſſes ließ Notger den Umkreis der Stadt erweitern; er rückte die Wälle bis Pablemont und bis jenſeits der von ſeinem Vorgänger erbauten St. Martins-Kirche hinaus und ſpickte ſie mit ſtarken Thürmen. Nachdem er die Stadt von dieſer Seite gegen einen Handſtreich geſchützt hatte, unternahm er andere große Bauten in ihrem Innern und ſtarb nach einer langen Regierung mit Hinterlaſſung eines Andenkens in den Herzen des Volks, welches nicht ſo bald erloſch. Notger kann gewiſſermaßen als der eigentliche Gründer der Stadt Lüttich betrachtet werden, denn er vergrößerte ihren Umfang bedeutend und legte den Grund zu ihrem ſpäteren Glanze.

(J. d. L.)

Mannigfaltiges.

— Matroſen des „Vengeur“. Eines der ſchönſten Franzöſiſchen Bilder, die wir bisher auf den Kunſt-Ausſtellungen in Berlin geſehen, war der Untergang des Franzöſiſchen Linienſchiffes „le Vengeur“ von Lepoittevin. Bekanntlich datirt dieſes Ereigniß aus dem Jahre 1794, wo in einer Seeſchlacht, den Engländern gegenüber, die Mannſchaft des „Vengeur“ einen heldenmüthigen Untergang der Uebergabe ihres Schiffes an die Engländer vorzog. Einige Matroſen wurden indeſſen von den Letzteren noch gerettet und als Gefangene nach England geführt, wo ſie jahrelang in den „Hulks“ ſchmachteten. Gegenwärtig berichten nun die Franzöſiſchen Zeitungen, daß von dieſen Matroſen noch ſechs Veteranen am Leben ſeyen. Ihre Namen ſind Cerclé, Prevaudeau, David, Favier, Torchut und Mannequin. Sie ſind ſämmtlich nahe an 70 Jahr alt und leben kümmerlich von ihrer Hände Arbeit zum Theil in dem Städtchen La Tremblade und zum Theil auf dem Lande in der Bretagne.

— Weibliche Unſchlüſſigkeit. In dem Feuilleton eines Pariſer Journals erzählt der Vicomte Delaunay: „Wir kennen eine Dame, die überaus unſchlüſſiger Natur iſt und die, wenn ſie in einem reichen Mode-Magazin ſich befindet, vor lauter Unentſchloſſenheit darüber, ob ſie dieſen oder jenen Stoff, dieſe oder jene Farbe, dieſes oder jenes Muſter wählen ſoll, endlich nach unzähligen Entſcheidungen und Widerrufungen funfzehn Ellen gewöhnlichen Gros-de-Naples von aſchgrauer Farbe ſich abſchneiden läßt. Es ſcheint ihr am Ende nämlich ein geringeres Opfer, auf alles Schöne, was ſie bis dahin geſehen, zu verzichten, als ſich noch länger der fürchterlichen Marter ihrer unentſchiedenen Wahl auszuſetzen. So ſpaßhaft nun auch dieſe Unſchlüſſigkeit iſt, wird ſie doch noch durch folgenden Charakterzug einer anderen Dame übertroffen: Eine Engländerin kam kürzlich zu dem bekannten Juwelier Foſſin in Paris, um ein Hochzeitsgeſchenk für eine ihrer Nichten zu kaufen. Der Juwelenhändler legte ihr ſeine ſchönſten und koſtbarſten Schmuckſachen vor und ſuchte ihr die Vorzüge jedes einzelnen Geſchmeides recht anſchaulich zu machen. Die Engländerin war voller Bewunderung für die ſeltenen großen Perlen, die glänzenden Diamanten und die ausgezeichneten Gold-Arbeiten. Ihre Blicke können ſich kaum trennen von der Pracht und der geſchmackvollen Anordnung der Sachen. Endlich ruft ſie: „Ah, jetzt weiß ich, was ich ihr ſchenken werde“.... „Dieſe Halskette vielleicht, Madame?“ — „Nein!“ — „Dieſe Ohrgehänge?“ — „Nein!“ — „Dieſes Armband?“ — „Nein, ich werde ihr in London einen Wagen kaufen.“

Das mit dem 30ſten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieſer Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 76. Berlin, Mittwoch den 26. Juni 1839.

Spanien.

Reiſebilder aus dem ſüdlichen Spanien*).

Der Verfaſſer des kürzlich in London unter dem Titel „Ein Sommer in Andaluſien" erſchienenen Werkes ſcheint auf die Sammlung und Anordnung des darin enthaltenen Materials großen Fleiß verwendet zu haben. Es iſt augenſcheinlich aus der Feder eines Mannes gefloſſen, der die von ihm beſchriebenen Gegenſtände und Scenen mit kritiſchem Blicke beobachtete; denn Alles, was er uns mittheilt, trägt das Gepräge friſcher und unmittelbarer Eindrücke. Einige Auszüge werden den Leſer am beſten in Stand ſetzen, die Methode des Verfaſſers zu beurtheilen. So oft auch Spaniſche Stiergefechte beſchrieben worden ſind, ſo glauben wir doch, daß man die folgende Scene aus einem derſelben, bei welchem Herr Bentley Zuſchauer war, mit Intereſſe leſen würde; denn ſie lehrt uns, wie ſtreng das Spaniſche Volk darauf ſieht, daß der Picador in ſeiner Ehrenſache mit den Stieren die vorgeſchriebenen Regeln nicht verletze.

— — — „Juan Pinto, der erſte Picador in den Schranken, mußte einen Angriff des vierten Stiers beſtehen; ſtatt aber ſeine Lanze, wie ſich's gebührt, dem Gegner zwiſchen die Schultern zu ſtoßen, traf er ihn weiter unten, gerade vor der rechten Schulter. Dieſer Stoß hätte den Stier ſo übel zurichten können, daß er dem Publikum keinen ferneren Zeitvertreib gewährt haben würde; und Pinto mußte deshalb eine Fluth von Verwünſchungen über ſich ergehen laſſen. Vergebens proteſtirte er dagegen — vergebens ſuchte er ſich zu entſchuldigen: ſeine Stimme verhallte in dem lauteren Geſchrei der ſelbſt konſtituirten Richter. Pinto ritt auf die Loge des Gouverneurs zu und appellirte; allein der Tumult dauerte fort, und unſer Picador mußte ſeine Ehre mit der That zu retten ſuchen. Die Läſterungen des Volkes hörten ſelbſt dann nicht auf, als er im nächſten Rencontre niedergeworfen wurde und unter dem Bauche ſeines Pferdes lag. Er hatte mit ſeinem ungeſchickten Stoße einen gar zu empfindlichen Verſtoß gegen die Geſetze der Tauromachie begangen."

Folgende Stelle mag uns von den Comforts Spaniſcher Gaſthäuſer einen Begriff geben:

— — — „Morgens neun Uhr erreichten wir Boena, in welche Stadt wir durch eine Mauerlücke einzogen. Das Wirthshaus war nicht beſſer, als wir aus dem elenden Anſehen des ganzen Ortes abnehmen konnten. Ein großes Zimmer im Erdgeſchoß diente zu doppeltem Zwecke — an dem einen Ende deſſelben wurde gekocht und gebraten, während am anderen die Maulthiere, die Eſel und ganze Schwärme von Hühnern ihr Rendezvous hatten. Sobald wir abgeſtiegen waren, ſah ich mich gleich nach einem Frühſtück um; denn ich hatte in ſiebzehn Stunden keine Speiſe zu mir genommen. Anfangs war nichts zu haben; allein die Moza (Magd) ſchaffte uns in ziemlich kurzer Zeit ein leidlich gutes Frühſtück, das aus hartem Speck, Eiern, Brod und recht gutem Weine beſtand. — Auf einer Treppe gelangte ich zu den Gemächern des oberen Flurs, die, mit Ausnahme einiger Stühle, aus Binſen, deren Sitze kaum einen Fuß hoch über dem Boden waren, keine Spur von Möbeln aufzuweiſen hatten. Die Wände waren weiß angeſtrichen, und der Fußboden beſtand aus einer gleichfalls weißen Maſſe, die ſo hart wie Stein, kühler als Holz und wohlfeiler als Ziegeln oder Backſteine iſt**). Eine am Boden liegende Matratze diente mir als Bett. Dieſe Matratze war, wie in Spanien gewöhnlich, der Aufenthalt vieler tauſend geſchäftiger Inſekten, die, nachdem ſie auf dem dicken Felle eines Spaniers vergebens ſich geplagt, die ſubtilere Haut des Engländers mit deſto größerem Erfolge bearbeiten. Ihre Geſchicklichkeit im Blutlaſſen iſt wirklich ſo groß, daß ein Ausländer in Spanien während ſeines ganzen Aufenthalts keine Schröpfköpfe und keines Doktor Sangrado bedarf. Trotz meiner kleinen Peiniger, ſchlief ich, der dreizehn Stunden auf Roſſes Rücken zugebracht hatte, feſt und ſüß bis drei Uhr Nachmittags, um welche Zeit das Diner angekündigt ward. — Als ich unten ankam, rief Einer von der Geſellſchaft: Miren Ustedes! las pulgas! los chinches! le han chupado como abogados! (Da ſehen Sie nur, meine Herren! die Flöhe haben ihn wie Advokaten ausgeſaugt!) Unſer Speiſeſaal war ein kleines, weiß angeſtrichenes Zimmer im Erdgeſchoß. Ein niedriger Tiſch und ein paar zerbrochene Sitze, die man nicht Stühle nennen konnte, bildeten das Mobiliar. Rund um den Tiſch lagen eine Anzahl ſchwarzer Brodte; Meſſer waren nicht vorhanden, aber die Reiſenden erſetzten dem Mangel mit ihren Taſchenmeſſern und Raſirmeſſern. Die Suppe war Brodſuppe (sopa de pan), d. h. in Waſſer eingeweichtes Brod mit einer reichen Zuthat von Knoblauch. Keiner der Gäſte erhielt einen Teller, mich allein ausgenommen, da ich ein Fremder war; alle Uebrigen ſtießen ihre hölzernen Löffel gleichzeitig in die Schüſſel und förderten den dampfenden Inhalt nach ihrem Munde. Auf die Suppe folgte eine große und tiefe Pfanne mit Puchero, einem Gemengſel von allerlei Vegetabilien mit verſchiedenen Stücken faſerigen Fleiſches, Speck und einem ungeheuren Huhn als Zugabe. Das Huhn wurde von Luis, einem der Maulthiertreiber, der die Rolle des Ceremonienmeiſters bei Tiſche übernahm, mit bloßen Händen in Stücke geriſſen und dann vermittelſt ſeines Meſſers und Löffels noch ferner zertheilt. Die Spaniſche Höflichkeit gegen Fremde erlaubte Keinem, mit Eſſen anzufangen, bevor meine Schüſſel gefüllt war; dann aber dachte Jeder nur an ſich. Die Erbſen wurden mit Löffeln verzehrt und die Stücke des Geflügels und Rindfleiſches mit bloßen Fingern ergriffen oder mit der Spitze des Scheermeſſers harpunirt. Nur zwei Gläſer hatte man uns bewilligt, obſchon unſere Geſellſchaft aus acht Perſonen beſtand; das Waſſer und der Wein kamen in irdenen Krügen auf den Tiſch. Als wir den Wein geleert hatten, füllte man den Krug wieder aus dem ledernen Schlauche, der von Cordova an unſer Begleiter geweſen war. Den Schluß des Diners bildete ein Gericht Orangen. Luis ſtocherte ſich die Zähne mit dem ſpitzen Ende ſeines Scheermeſſers und bereitete ſich dann einen zierlichen Cigarrito. Die Meiſten von der Geſellſchaft folgten ſeinem Beiſpiele."

Von der Naivetät der Spaniſchen Juſtiz wird uns Folgendes berichtet: „Die Chancilleria oder der große Gerichtshof für die ſüdliche Hälfte Spaniens befindet ſich auf der Plaza Nueva (in Granada). Als ich die Stadt bereits verlaſſen hatte, erzählte man mir, über dem Haupt-Eingang des Gebäudes befinde ſich folgende Inſchrift in großen goldenen Buchſtaben: Aqui la verdad se niega. (Hier verleugnet man die Wahrheit.) In dem großen Gerichts-Saale iſt ein Menſch abgebildet, der ſplitternackt oder, wie die Spanier ſich ausdrücken, „im anerſchaffenen Leder" einhergeht und ein Bündel Akten unter dem Arme trägt. An ſeinen Mund ſind folgende Worte geſchrieben: „Ich, der den Prozeß gewonnen, habe nur noch das nackte Leben; wie mag es mit demjenigen ſtehen, der ihn verloren hat?"

Zu den intereſſanteſten Partieen des Werkes gehören die ſehr gelungenen Schilderungen der alten Paläſte und Moſcheen Mauriſcher Fürſten, doch ſind dieſe ſchon ſo häufig mit Feder und Pinſel ſkizzirt worden, daß Herrn Bentley's Erzählung von einem Spaniſchen Rob Roy mehr Intereſſe gewähren dürfte, als ſeine Beſchreibung der Alhambra ſelbſt.

„José Maria war urſprünglich ein armer Pachter in einem Dorfe bei Antequera, der, da es mit ſeiner Oekonomie nicht vorwärts wollte, das profitablere und in Spanien ehrenvollere Gewerbe eines Schmugglers ergriff. In einem Scharmützel mit Militair erſchoß er einen Soldaten. Nach dieſer That floh er in die Wälder. Vagabunden ſtrömten ihm aus verſchiedenen Gegenden zu und riefen ihn als ihren Hauptmann aus. Bald wurde er das Schrecken des ganzen ſüdlichen Spaniens. Sein Hauptquartier befand ſich in den ſteilen Gebirgen von Ronda, unweit Grazalema, allein er wanderte durch ganz Andaluſien, und ſeine Bewegungen waren ſo raſch und geheimnißvoll, daß er bald gleichzeitig überall zu ſeyn ſchien, bald nirgends gefunden werden konnte. Man erzählt, ein Engliſcher Lord ſey mit dem ausdrücklichen Vorſatze, die Bekanntſchaft José Maria's zu machen, nach Spanien gekommen. Er hatte in den Gegenden, wo der Räuber gewöhnlich hauſen ſollte, lange vergebens herumgeſucht und endlich, an dem Erfolge verzweifelnd, den Weg nach Madrid eingeſchlagen, als ihm José plötzlich zwiſchen Carmona und Ecija perſönlich aufwartete und zum Danke für die Aufmerkſamkeit, die der Lord ihm bewieſen, deſſen ganzes Gepäck wegnahm. José hatte verſchiedene Methoden, Geld zu erheben. Gewöhnlich ſchickte er Abgeordnete an die Gutsherren und Pachter auf dem Lande, und forderte eine ſehr bedeutende Summe, die Drohung hinzufügend,

*) A Summer in Andalusia. Von Richard Bentley. 2 Bde.
**) Hatte der Verf. bis dahin noch kein Eſtrich geſehen?

Digitized by Google

daß er im Weigerungsfalle ihre Häuſer niederbrennen und ihre Ländereien verwüſten würde. Man ſagt, er habe ſeine Drohungen immer ausgeführt, jedoch ſelten einem Individuum Gewalt angethan, und auch dann nur, wenn die Leute ſich zur Wehr ſetzten. Eine andere Taktik José's war ſo verwegen, daß ſie vielleicht nur in Spanien, wo die Polizei ſo nachläſſig iſt, guten Erfolg verſprechen konnte. Der Räuber ſtellte ſich mit ſeiner wohlbewaffneten und wohlberittenen Mannſchaft an der Landſtraße auf, bisweilen im Angeſicht einer großen Stadt, und verweilte daſelbſt Tage lang, jeden Reiſenden überfallend und die reichſten und vielvermögendſten Perſonen fortſchleppend, um ein gutes Löſegeld zu bekommen. — Die Macht dieſes Räubers wurde auf die Länge ſo furchtbar, daß die Poſt-Fuhrwerke ihm eine Art von Steuer zahlen mußten, um verſchont zu bleiben, und einzelne Reiſende ſich Päſſe von ihm verſchafften, um ſein Gebiet ohne Fährde durchwandern zu können; denn er herrſchte in Andaluſien eben ſo unumſchränkt, wie Ferdinand in Madrid, und war recht eigentlich der „Herr des Landes", wie die Bauern ihn nannten. Er ſpielte dieſe Rolle über zehn Jahre (von 1823 bis 1833). Von Zeit zu Zeit ſchickte man Truppen gegen ihn; allein es gelang ihm ſtets, ihnen auszuweichen oder ſie glücklich abzuwehren. Das Räthſel, warum er ſo lange ungeſtraft ſein Weſen getrieben, dürfte ſeine Löſung zum Theil darin finden, daß viele Lokal-Behörden, von Furcht oder Intereſſe angeſpornt, ihm Vorſchub thaten und die ganze Bauernſchaft ſeinen Unternehmungen guten Erfolg wünſchte; denn da José Maria keinem Bauern jemals ein Leid zufügte, vielmehr dadurch, daß er den regulären Truppen Widerſtand leiſtete, ein Schutzherr des Schleichhandels wurde, bei welchem faſt alle Landleute im ſüdlichen Spanien betheiligt ſind, erwarb er ſich große Zuneigung und Verehrung. Er wurde in der That für einen Helden angeſehen, denn ein wildes Abenteurer-Leben, wie das ſeinige, wobei es Beute in Ueberfluß und keine läſtige Steuern giebt, hat in den Augen der Bewohner des niederen Andaluſiens, welche die Geſetze des Mein und Dein niemals recht verſtanden haben, einen wunderbaren Zauber. — Wie lange José dieſe Macht und Autorität behauptet haben würde, iſt ſchwer zu ſagen, allein er entſchloß ſich endlich, wie andere große Männer, zur Abdankung. Im Jahre 1833 eröffnete er Unterhandlungen mit der Königin, der er ſeine Bande aufzulöſen gelobte, wenn ſie ihm vollſtändige Amneſtie und außerdem die beſoldete Charge eines höheren Polizei-Offizianten zuſichern wollte. Die Königin bewilligte ſein Geſuch; allein José Maria bekleidete das legitime neue Amt nur kurze Zeit; denn als er bald nach Antritt deſſelben den Verſuch machte, einige ſeiner früheren Kameraden, die in eine Meierei ſich geflüchtet hatten, zu ergreifen, ſtreckte ihn beim Aufbrechen der Thür ein Flintenſchuß entſeelt zu Boden."

F r a n k r e i c h.

Geſchichte der großen Oper zu Paris.

(Fortſetzung und Schluß.)

Italien hatte ſeinen Theil an den Neuerungen, die Gluck in der Oper einführte; es iſt ein Melodieen-Reichthum in allen ſeinen Schöpfungen, aber auch eine Kraft des Ausdrucks und eine ſo echt dramatiſche Wirkung, wie man ſie nicht leicht in den Werken der ultramontaniſchen Meiſter antrifft. Nach dieſer Seite hin entwickelte Gluck einen Keim, der offenbar in dem wurzelte, was man Franzöſiſche Muſik nannte. Die pathetiſche Declamation war Lully's und Rameau's ganzes Verdienſt; da ſie ſich nur darauf beſchränkten, ſo kamen ſie auch in den Fall, höchſt langweilig zu ſeyn und die Wirkung ihres einzigen Elementes noch möglichſt zu beſchränken. Gluck verſtärkte dieſe Wirkung, indem er jenes Element durch den Kontraſt der Melodie unterſtützte und außerdem noch aus all den Hülfsquellen befruchtete, welche die Deutſche Inſtrumentirung ihm bereits zu Gebote geſtellt hatte. Diejenigen, welche ſich in den letzten Jahren einer neuen Invaſion der Italiäniſchen und Deutſchen Muſik widerſetzten, ſahen in Gluck die vollkommenſte Perſonifizirung jener Franzöſiſchen Muſik, als deren Vernichter man ihn zu ſeiner Zeit betrachtete, und deren echte Meiſter in den Augen ſeiner Gegner nur Lully und Rameau waren. Wenn wirklich die Franzöſiſche Muſik etwas für ſich Beſtehendes iſt, ſo kann ihr allerdings Gluck als ein treffliches Vorbild dienen; aber vergeſſen wir nur nicht über das Reſultat die Urſachen. Daß ein gewiſſer pathetiſcher, leidenſchaftlich bewegter Ausdruck, die Mitte haltend zwiſchen den funkelnden Melodieen der Italiäner und der tiefen, gewaltigen Harmonie der Deutſchen, eine beſondere Gattung der Muſik für Frankreich bilden kann, deren Wunder der Genius der Nation in Zukunft vielleicht noch ans Licht fördern wird, das will ich gern glauben, und ich bin ſtolz darauf. Aber man bedenke auch, daß dieſe Gattung ſtets von der Deutſchen und von der Italiäniſchen abhängen wird, daß ihre Mittel ſich in demſelben Verhältniß wie die der beiden letzteren Gattungen vermehren werden, und daß es den Quell ihrer Lebenskraft verſtopfen hieße, wenn man dieſe beiden ganz verbannen wollte.

„Orpheus", „Alceſte" und „Armide" ſteigerten Gluck's Ruf bis zum höchſten Gipfel, doch fanden auch dieſe ſchönen Arbeiten ihre Gegner, denn die Lulliſten intrigirten fortwährend und waren darüber entrüſtet, daß man neue Muſik auf dieſelben Texte zu komponiren wage, die ihr Meiſter ſchon im vorigen Jahrhundert bearbeitet hatte. Doch ein anderes gefährliches Unwetter drohte von einer anderen Seite her. Die ausſchließlichen Anhänger der Italiäniſchen Muſik waren auch nicht zufrieden geſtellt. Eine Oper von Sacchini, „die Olympiade", ins Franzöſiſche überſetzt, wurde durch Gluck's Einfluß von der großen Oper zurückgewieſen und nachher auf dem Italiäniſchen Theater gegeben. Man fand die Melodie reicher als die des Deutſchen Komponiſten, und Gluck, der auch auf alle ſeine Leidenſchaften die Lebhaftigkeit ſeines Genius übertrug, verbot die Aufführung der Oper nach der vierten Vorſtellung derſelben. Ein anderer Feind jedoch, dem er nicht beikommen konnte, trat ſchon ſeit längerer Zeit gegen ihn auf; es war Piccini, den die Dubarry zuerſt dem Schützlinge Marie Antoinettens entgegenſtellen wollte und den die Anhänger der Italiäniſchen Muſik aufrecht zu erhalten ſuchten, als durch den Tod Ludwig's XV. der Einfluß der Favoritin ſeine Bedeutung verlor. Marmontel, der immer an ihrer Spitze ſtand, nahm es über ſich, Piccini in die Königliche Oper einzuführen. Die Oper „Roland", deren Text er für dieſen Meiſter gearbeitet hatte, wurde 1778 mit glänzendem Erfolg aufgeführt, und kaum hatte die Italiäniſche Muſik ſich einen Weg in die Oper gebahnt, ſo bemächtigte ſie ſich derſelben auch bald gänzlich. Piccini's und Paeſiello's Compoſitionen wurden hier von Italiäniſchen Sängern aufgeführt, und als de Viſmes, der Direktor der Oper, um dieſe Kühnheit auszugleichen, den „Theſeus" von Lully wieder einſtudiren ließ, wurde die Oper unbarmherzig ausgepfiffen.

Ein ſchrecklicher Kampf entſpann ſich nun zwiſchen den Anhängern Gluck's und Piccini's. Deutſchland und Italien wetteiferten in der Perſon dieſer Beiden mit einander vor den Augen der Nation, die am beſten über ihre Streitfragen richten konnte. Auf alle mögliche Art angegriffen und vertheidigt, mußten ſich die beiden Häupter wohl mit einander verfeinden. Man verſöhnte ſie jedoch wieder und ließ eine Art von Herausforderung an ſie ergehen, die ſie Beide annahmen. Ein Jeder von ihnen erhielt ein verſchiedenes Textbuch, das denſelben Titel, „Iphigenie in Tauris", führte. Gluck's Partitur wurde 1779 aufgeführt, und der Komponiſt hatte darin ſo viel Gelegenheit, die ganze Kraft und wilde Größe ſeines Genius zu entfalten, daß ſein Nebenbuhler, von ſolchem Erfolge eingeſchüchtert, erſt zwei Jahre nachher auf den Kampfplatz zu treten wagte. Als Piccini's „Iphigenie" 1781 erſchien, hatte Gluck, durch das Fiasko ſeines letzten Werkes „Echo und Narziß" entmuthigt, ſeine Laufbahn aufgegeben und ſich nach Deutſchland zurückgezogen. Piccini's zarte, ſüße Melodieen erſchienen ſehr nichtsſagend neben der mächtigen Erinnerung an Gluck's „Iphigenie".

Den 8. Juni 1781 zerſtörte abermals eine Feuersbrunſt, nach einer Aufführung des „Orpheus", den Saal der Königlichen Oper, der ein Jahrhundert lang das Palais-Royal zum Sammelplatz aller Müßiggänger, aller Abbé's und Zeitungsſchreiber gemacht hatte. In Zeit von einigen Monaten erbaute man nahe an der Porte St. Martin ein Theater, das danach benannt wurde und worin nun die Oper ihre Vorſtellungen gab. In dieſem Saal feierte Piccini ſeinen ſchönſten Triumph. Hier ſang 1783 Demoiſelle St. Huberti ſeine „Dido", ſo vollendet, wie man ſie ſeitdem nicht wieder auf dieſem Theater hörte. Für dieſe Sängerin, welche durch Gluck aufs Theater gekommen war und die ſich nur nach und nach durch fleißiges und anhaltendes Studium ausbildete, hatte Piccini die Partie geſchrieben und ſie mit all dem Glanz, der Schönheit und dem Melodieen-Reichthum ausgeſtattet, womit die Komponiſten ſeines Geburtslandes ſo verſchwenderiſch umgehen. Italien war nun im ausſchließlichen Beſitz der Königlichen Oper, und ſeine berühmteſten Meiſter traten nach und nach dort auf. Auf Piccini folgte Sacchini, der, in Neapel geboren, erſt die Welt durchzogen hatte, bevor er nach Paris kam, wo er ſeinem Ruhm die Krone aufſetzte; mit ſeiner „Chimene" debütirte er hier. Die Franzöſiſchen Muſiker konnten kaum noch einen Erfolg in der Oper erringen, ſeitdem alle dieſe berühmten Ausländer dort ihren Kampfplatz hatten. Gretry ſelbſt, den Sachverſtändige noch jetzt den Molière der Muſik nennen, war mehrmals durchgefallen; 1784 machte ſeine „Karavane" einiges Glück, deren Textbuch der Graf von Provence verfaßt haben ſoll.

Gluck hatte Schüler hinterlaſſen, die, ſeinen Gegnern zum Trotz, ſich bemühten, ſeinen Ruhm fortzupflanzen. Von Salieri, dem vorzüglichſten derſelben, wurden mit großem Beifall „die Danaïden" aufgeführt, die er in Wien unter den Augen ſeines Meiſters komponirt hatte und die anfangs auch unter Gluck's Namen gegeben wurden. „Phädra" und „die Horazier" von demſelben Tonſetzer nahm man kälter auf; deſto beſſer gefiel ſein „Arur", zu welchem Beaumarchais den Text gedichtet hatte. Des größten Erfolges erfreute ſich aber in jener Zeit doch Sacchini, deſſen „Oedip zu Kolonos" für ein Meiſterſtück in lyriſch-dramatiſcher Hinſicht galt. Leider konnte aber der Verfaſſer ſich nicht an der Bewunderung des Publikums weiden, weil er bald nach der Aufführung dieſer Oper ſtarb. Die Gegenpartei war nun entwaffnet, und von jener Zeit an blieben die Anhänger der Franzöſiſchen Muſik ganz ohne Einfluß. Eine Oper von Paeſiello, „Theodor", aus dem Italiäniſchen überſetzt, wurde ohne Hinderniß auf der Königlichen Oper einſtudirt.

Cherubini, der ſich ſchon in Italien ausgezeichnet hatte, trat zuerſt 1788 mit ſeinem „Demophon" auf. Er war kein ausſchließlicher Anhänger der Methode ſeines Vaterlandes, überhaupt war auch ſeit Gluck jener kraftvolle Ausdruck, den er eingeführt hatte, zum Geſez für alle große Komponiſten geworden, und ſelbſt die Italiäner ſahen ſich genöthigt, das Unbeſtimmte,

Digitized by Google

Verſchwommene ihrer Melodieen zu mäßigen, um auf der Bühne Beifall zu erringen. Noch in demſelben Jahre kam eine Italiäniſche Truppe, die in London geſungen hatte und die vorzüglicher als alle bis dahin gehörte war, nach Frankreich und gab Vorſtellungen auf dem Verſailler Theater. Auch ein Deutſcher, der Abt Vogler, kam nach Paris, und ſein „Demophon" verdrängte durch eine mächtigere Inſtrumentirung die gleichnamige Oper Cherubini's.

Als durch die Revolution alle Privilegien aufgehoben wurden, ward es den Italiänern geſtattet, ſich unter dem Patronat der Oper in Paris hören zu laſſen. Ihre Truppe verließ den Tuilerieenſaal und bezog ein Theater in der Straße Feydeau, das für ſie gebaut war. In der Oper wurden abwechſelnd Deutſche und Italiäniſche Compoſitionen aufgeführt, darunter die „Antigone" von Zingarelli und die „Cora" von Mehul. Als während der Revolution, im Jahre 1791, die Königliche Oper ihren Namen in National-Oper veränderte, las man zuerſt die Namen der Sänger auf den Theaterzetteln, und als die politiſchen Kämpfe ſich immer mehr ſteigerten und immer ſchrecklicher um ſich griffen, diente die Oper faſt ausſchließlich dazu, den Eifer und die Begeiſterung unter den Bürgern anzufachen. Hymnen, Volkslieder und patriotiſche Scenen folgten ſich nun auf dieſer Bühne, die bis dahin nur von den friedlichen Olympiſchen Göttern war heimgeſucht worden, und dieſe Schauſpiele wurden dem Volke meiſt unentgeltlich geboten. Als die Künſtler des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts zuerſt die Oper ins Leben riefen, glaubten ſie dadurch die alten Griechiſchen Tragödien wieder herzuſtellen. Die Revolution nahm dieſen Gedanken auf und bildete ihn noch weiter aus; nicht allein die Kunſt der Griechen, ſondern auch ihre Sitten und ihre Feſte wollte man nachahmen. Bei allen Volksfeſten ſpielte die Oper eine Hauptrolle, und auch das Ballet, welches erſt durch das Wiederaufblühen des Alterthums in den Hintergrund getreten war, wurde wieder gehoben und war ein unumgänglich nothwendiges Beiwerk aller republikaniſchen Feierlichkeiten. Das Feſt des höchſten Weſens war weiter nichts, als ein großes Ballet, in welchem Religionsgebräuche und Kunſt ſich vor den Augen des Volkes und im Angeſichte des Himmels vermiſchten, wie einſt zur Zeit der Athenienſiſchen Feſte. Die Künſtler der Oper nahmen hier, wie bei allen politiſchen Aufzügen, den erſten Rang ein; ſie wurden gewöhnlich auf Wagen umhergezogen, auf welchen ſie ſingend, nach dem Vorbild der Alten, die Geſtalten zu veranſchaulichen ſuchten, deren Koſtüm ſie trugen.

Der Aufführung fremder Werke trat jezt kein Hinderniß mehr in den Weg. Die „Hochzeit des Figaro" von Mozart, von Notaris überſezt, wurde 1793 aufgeführt, doch wußte man dieſe bewunderungswürdige Muſik nicht recht zu würdigen; „Horatius Cocles" von Mehul gefiel beſſer. Noch einmal veränderte die Oper ihre Behauſung; von der Porte St. Martin zog ſie 1794 in den Saal Louvois, den ihr die Comédie-française abtrat, und nahm den Titel „Theater der Künſte" an. Hier nun verdrängte der Abſchiedsgeſang von Chenier und Mehul die Marſeillaiſe, die ſeit mehreren Jahren bei jeder Vorſtellung geſungen wurde, die aber nach der Reaction des Thermidor als das Unterſcheidungszeichen einer Epoche galt, die man gern in Vergeſſenheit bringen wollte. Mehul war faſt der einzige Komponiſt, der in der Oper während des langen muſikaliſchen Interregnums gefiel, das bald nach der großen Schreckens-Erſchütterung eintrat.

Am 24. Dezember 1800, berühmt durch die Exploſion der Höllenmaſchine, wurde in der Oper Haydn's „Schöpfung" aufgeführt. Obgleich das Gerücht von der Gefahr, welcher der erſte Konſul ſo eben entronnen war, ſich im Theater verbreitete, ſo hörte man doch mit Andacht und Bewunderung dies herrliche, noch unübertroffene muſikaliſche Meiſterwerk an, und die Deutſche Muſik trug den glänzendſten Sieg davon. Nach Mehul kam Kreutzer in Aufnahme, und 1801 wurde Mozart's „Zauberflöte", auf eine unwürdige Weiſe verſtümmelt, unter dem Namen „Myſterien der Iſis", aufgeführt, und zwar mit glänzendem Erfolg. Von Winter, dem Komponiſten des „unterbrochenen Opferfeſtes", wurde 1802 „Tamerlan" gegeben. Ein Deutſcher, Herr Kalkbrenner, der viel mittelmäßige Muſik von ſeiner Arbeit aufführen ließ, ſezte Mozart's „Don Juan" 1805 in Scene. Die Veränderungen aber, die er an dieſem unſterblichen Meiſterwerk ſich erlaubte, entſtellten es faſt gänzlich und ſind gewiß die größte Schmach, die man der Kunſt nur immer zufügen konnte.

Man hatte während der Revolution aus ſchon vorgefundenen Elementen ein Geſangs-Konſervatorium gebildet, und man wartete mit Neugier und Ungeduld auf die Früchte dieſer Schule. Catel war der erſte Tonſezer, der aus derſelben hervorging; ſeine „Semiramis", die 1802 gegeben wurde, gefiel ſehr durch ihre Inſtrumentirung, in der man den Einfluß der Deutſchen auf die Muſikſtudien Frankreichs erkennen konnte; doch der Mangel an Melodieen bekundete eine geringe Berückſichtigung der Italiäner, die ſeit Sacchini nichts Großes geleiſtet hatten. „Anakreon bei Polykrates", von Cherubini, trug dieſelben Merkmale an ſich. Die „Barden" von Leſueur, 1804 aufgeführt, erregten, zur Ehre der Franzöſiſchen Schule, großen Enthuſiasmus. „Trajan" von Perſuis gefiel ebenfalls; die darin vorkommenden Anſpielungen auf das Kaiſerthum trugen indeß viel zu ſeinem glänzenden und anhaltenden Erfolge bei.

Zur rechten Zeit half Italien der Franzöſiſchen Oper wieder mit dem aus, was ihr fehlte, und was Deutſchland ihr nicht geben konnte, mit der Melodie. Ein Italiäniſches Theater war in Paris gegründet worden, von dieſem ging Spontini zur komiſchen Oper, und nachher zur großen Kaiſerlichen Oper über. Im Jahre 1807 wurde hier die „Veſtalin" mit dem Beifall aufgenommen, den ein Meiſterwerk verdient; eine weniger glänzende Aufnahme erhielt zwei Jahre ſpäter „Ferdinand Cortez", doch war es immer noch ein glänzendes Meteor unter all den Compoſitionen der Schüler und Direktoren des Konſervatoriums. Dieſe Schule ſtellte ſich bis auf einen gewiſſen Punkt der Deutſchen Muſik gleich, und mit Hülfe derſelben fing ſie an, eine wenig Geiſt verrathende Abneigung gegen die Italiäner an den Tag zu legen, die nur unter verſchiedenen Formen ſich von dem Tage an beſtändig erneuert hatte, wo die Franzoſen von den Italiänern Muſik lernten. Sie verſchanzte ſich hinter die großen Namen Gluck, Haydn und Mozart, um alle die Nachfolger Paeſiello's, Piccini's, Sacchini's und Spontini's verächtlich zurückzuſtoßen. Statt den Aufſchwung der Franzöſiſchen Muſik zu begünſtigen, erneuerte man ſo alle jene Vorurtheile, durch welche dieſelbe in Stocken gerathen war.

Eine der wichtigſten hiſtoriſchen Begebenheiten der Reſtauration ſteht in enger Beziehung zur Oper, denn 1820 wurde der Herzog von Berry beim Hinausgehen aus einer Vorſtellung ermordet. Der Saal Louvois wurde eingeriſſen, und auf ſeinen Trümmern ſollte ein Denkmal errichtet werden, das aber nicht zu Stande kam. Die Oper ward nach der Straße Lepelletier verlegt, wo ſie bis dieſen Augenblick geblieben iſt. Obgleich dieſe neue Bühne erſt kurze Zeit errichtet iſt, ſo hat ſie doch ſchon zwei wichtige Umwälzungen in ihrem Schoße erlebt. Die von dem Konſervatorium geächtete Italiäniſche Muſik hat wieder Beſitz von der Oper genommen. Roſſini, der die Melodie, welche immer die ſchwächſte Seite der Franzöſiſchen Muſik und die verachtete Feindin der Franzöſiſchen Muſiker war, zu einer vor ihm unbekannten Macht erhob, hat ſich durch die ſiegende Kraft ſeines Genius auf allen Europäiſchen Theatern Bahn gebrochen, und ſo konnte auch die große Oper von Paris ihm nicht verſchloſſen bleiben. Die „Belagerung von Korinth" und „Moſes" waren, ſo zu ſagen, die Präludien, mit denen der Meiſter ſich hier verſuchte. Sein größtes Werk und vielleicht auch ſeine lezte Arbeit war „Wilhelm Tell"; dieſe herrliche Compoſition, in welcher Gluck's kräftiger Geiſt weht, mitten unter einem Melodieenfluſſe, wie ihn Italien vielleicht nie wieder hervorbringen wird, wurde nicht gleich auf eine für den Meiſter ermuthigende Weiſe vom Publikum aufgenommen. Der Enthuſiasmus, den ſie ſpäter erregte, vermochte die Wunden nicht zu heilen, die ihre erſte Aufnahme ſchlug; könnte aber das Schweigen, welches Roſſini ſeitdem beobachtet, nicht vielleicht auch einen anderen Grund haben? Der Impuls, den die Franzöſiſche Muſik durch ihn erhielt, hat ſich in allen Gattungen derſelben fühlbar gemacht; die komiſche Oper, welche die Buffi von 1752 ins Leben gerufen hatten, bekam durch ihn einen neuen Aufſchwung. Von Roſſini angeregt, begründete Auber das Wiederaufblühen der zweiten lyriſchen Bühne von Paris, und wie Mehul und Gretry verſuchte er es, ſich bei der großen Oper Eingang zu verſchaffen, wo der „Stummen von Portici" ſo lebhafter und dauernder Beifall zu Theil wurde. Während Roſſini auf dieſe Weiſe die Franzöſiſche Oper wieder belebte, trat ihm eine andere Muſik in den Weg, die ſeinem Vorgänger immer Troz geboten hatte, und die ihn dagegen ſtudirte und ſich anzueignen ſuchte, ohne daß ſie deshalb ihren urſprünglichen Charakter einzubüßen fürchtete. Die Deutſche Muſik, von der ich hier ſprechen will, hatte nach Gluck, Haydn und Mozart andere Künſtler-Generationen hervorgerufen, welche neue Ideen, Formen und Gewalten über Frankreich zu verbreiten trachteten; dieſe, an deren Spitze natürlicherweiſe ſich Beethoven und Weber ſtellten, waren zuerſt für unſer Konſervatorium, das doch nur ihren Vätern ſein Daſeyn verdankt, ein Gegenſtand der Verachtung und des Spottes. Doch erhielten ſie bald die Oberhand, weil ſie im Publikum von der Begeiſterung der ganzen Jugend Frankreichs unterſtüzt wurden, welche für ſie die philoſophiſche Propaganda der Encyklopädiſten des vorigen Jahrhunderts zu Gunſten der Italiäner erneute. Der Konzert-Verein war das erſte Heiligthum, in dem man ſie hören und bewundern konnte. Eine Deutſche Truppe machte uns während ihres dreijährigen Aufenthalts in Paris mit dieſen Meiſterwerken einer für uns ganz neuen Poeſie und Gattung bekannt. Da erſchien Meyerbeer, und obgleich er ſeltſamerweiſe ſeine Deutſche Schwermuth in den Fluthen des Italiſchen Genius gebadet hatte, ſo begrüßte doch Paris in ihm den Geſandten jener neuen von Beethoven und Weber hervorgerufenen Kunſt. So erklärt ſich der Erfolg „Robert des Teufels" und jener der „Hugenotten", ſo wage ich auch, das Schweigen Roſſini's zu erklären.

Das iſt jezt unſer Standpunkt. Italien und Deutſchland befinden ſich auf unſerer Bühne; ſie meſſen ſich mit einander ohne Erbitterung, doch nicht immer ohne Lärm. Außerhalb der Königlichen Oper haben beide mächtige Stützen: erſteres das Italiäniſche Theater, deſſen Meiſterwerken der gerechte Beifall der eleganten und ariſtokratiſchen Welt zu Theil wird; lezteres die Konzerte des Konſervatoriums, wo ſich die Gelehrten, die Kunſtverſtändigen und die Jugend verſammeln. Betrachtet man die Mittel, über welche eine jede der beiden Schulen gebietet, ſo ſteht die Wagſchale faſt gleich; aber ihre vorzüglichſten Repräſentanten ſind ſich offenbar ungleich, und der Genius des Führers giebt der Italiäniſchen Seite das Uebergewicht. Mit ſo reichen, fruchtbaren, mächtigen Elementen müßte eine geſchickte Direction Wunder wirken können. Indem Frankreich ſolchergeſtalt abwechſelnd von dem Italiäniſchen und von dem Deutſchen Genius etwas in ſich aufnimmt, kann es ſich eine muſikaliſche Originalität zu eigen machen, aber es muß beide Beſtandtheile mit ſeinem

Digitized by Google

Geiſt und mit dem ihm eigenthümlichen Pathos durchdringen und beherrſchen.

England.

Zur Geſchichte der Liebhaber-Theater.

III. In England.

In Italien und Frankreich gab es früher Liebhaber-Theater, als öffentliche; in England dagegen hatte man ſchon ſehr früh beſoldete Schauſpieler. Erſt unter der Regierung Jakob's I. war es, wo Liebhaber-Theater aufkamen und Hof und Adel an den Schwänken Theil nahm, jenen reichen, phantaſtiſchen Schauſpielen, auf welche die Vere's, die Derby's, die Bedford's, die Clifford's, die Arundel's und andere hiſtoriſche Namen ſo viel Glanz werfen und die durch Johnſon's und Milton's Federn in unſerer Literatur unſterblich geworden ſind.

Der Hof der Gemahlin Jakob's, Anna von Dänemark, hat ſich vorzüglich durch die Aufführung der Johnſonſchen Poſſenſpiele ausgezeichnet. In der zwölften Nacht des Jahres 1605 ward ſein „ſchwarzer Schwank" mit einer Pracht aufgeführt, von der uns die 3000 Pfund Koſten nur einen ſchwachen Begriff geben. Die Hauptrollen ſpielten die Königin, die Gräfin Lucy von Bedford und zehn andere Hofdamen, welche die Mohren darſtellten und, wie Sir Dudley Carleton uns erzählt, „Geſichter und Arme bis zum Ellenbogen ſchwarz gefärbt hatten." „Aber Nichts", fügt er hinzu, „ſtand ihnen ſo gut, als ihr eigen Roth und Weiß."

Der „Hymensſchwank", der „Schönheitsſchwank", der „Schwank der Königinnen", der „Gegenſchwank der Hexen" und viele andere folgten einander, an welchen kein gemeiner Schauſpieler Theil nehmen durfte. In dem „Oberonsſchwank" fand man, wie Sir John Finnet erzählt, „den kleinen Herzog Karl (Karl I.) mitten unter den feenhaften Tänzern." Die „Jagd auf Kupido", die im Jahre 1608 zu Lord Harrington's Vermählung aufgeführt ward, koſtete jedem von den elf Herren, die darin mitſpielten, 300 Pfund.

Die Unruhen im Staat und die Sorgen Karl's I. verbannten faſt alle theatraliſche Vergnügungen von dem Hofe während ſeiner Regierung; doch fanden ſie eine Zuflucht in den Häuſern des Adels. Zwei Schwänke, die damals gegeben wurden, werden die Namen derjenigen, die darin auftraten, unſterblich machen, die „Arcades" und der „Comus" von Milton. Das erſtere wurde von den Kindern der verwittweten Gräfin von Derby auf ihrem Landſitz Harefield Place gegeben, und das andere von den Söhnen und Töchtern des Grafen von Bridgewater in Ludlow, der damaligen Reſidenz des Lord Präſidenten von Wales im Jahre 1634.

Der letzte Verſuch, dieſe Art von geſelligen Vergnügungen zu erneuern, fand unter Karl II. ſtatt, wo die beiden künftigen Königinnen, Maria und Anna, nebſt vielen adligen Perſonen beider Geſchlechter, den Schwank „Calliſto", der von Crowne geſchrieben war, bei Hofe aufführten und wo der unglückliche Herzog von Monmouth unter den Tänzern erſchien.

Von Karl II. bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts bietet das Engliſche Théâtre de Société wenig Intereſſe. Maskeraden kamen gleichzeitig mit dem Hauſe Braunſchweig auf und waren während der Regierungen der beiden erſten George im faſhionabeln Leben äußerſt beliebt. Sie waren ein Lieblings-Vergnügen Georg's II., der ſich oft unter die mehr als 2000 Perſonen ſtarke Menge der Subſcriptions-Bälle in Ranelagh und dem Opernhauſe zu miſchen pflegte. Auf einer ſolchen Maskerade war es, wo der König, der ein altes Engliſches Kleid anhatte, ſich an einer Geſellſchaft ergötzte, welche ihn aufforderte, ihr am Theetiſch aufzuwarten.

Lady Dalkeith, die Tochter des großen Herzogs von Argyle, brachte die Engliſchen Liebhaber-Theater wieder in Schwung. Sie ſammelte 1748 eine Geſellſchaft Schottiſcher Großen um ſich, und das erſte Stück, das ſie aufführen ließ, war die „Rache", wobei der Prinz und die Prinzeſſin von Wales zugegen waren. Walpole ſagt, „daß die Darſtellung nicht ausgezeichnet war." Derſelbe Schriftſteller erzählt, daß im Jahre 1751 das Unterhaus ſich vertagte, damit die Geſetzgeber Drury-Lane beſuchen könnten, wo Othello von einem Herrn Delaval und ſeiner Familie gegeben wurde, welche das Theater zu dieſem Zweck gemiethet hatten. Der Zudrang der eleganten Welt war ſo ſtark, daß die Lakaien-Galerie mit blauen Bändern geſchmückt ward, um ſie aufzunehmen.

Als der Prinz und die Prinzeſſin von Wales von dem Hofe ihres Vaters verbannt wurden, war es unter dem Adel, der damals in der Oppoſition war, Sitte, ihnen glänzende Feten zu geben. Zu dieſem Zweck brachte die Herzogin von Queensberry Liebhaber-Theater zu Stande, wo der Liebling dieſer Königlichen Perſonen, Lord Bute, ſeine ſchönen Beine, auf die er nicht wenig ſtolz war, als Lothario zeigen konnte. Nächſtdem iſt das merkwürdigſte Liebhaber-Theater jener Zeit das in Winterslow, wo keine geringere Perſon auf der Bühne des Lebens, als Charles James Fox, den Horatio in der „ſchönen Büßerin" und Sir Harry in „High Life below Stairs" gab.

Noch iſt aus der Vergangenheit das Liebhaber-Theater in Richmond Houſe zu nennen, welches Pitt ſelbſt beſuchte und um deſſentwillen einmal die Sitzung des Unterhauſes abgekürzt ward. An dieſem Abend brachte die Schauluſt Fox, Pitt und Sheridan in eine Miethkutſche zuſammen.

Um dieſelbe Zeit, wo die Liebhaber-Theater in England wieder Mode wurden, regte ſich ein ähnlicher Geſchmack unter den höheren Ständen in Irland. Im Jahre 1759 ward eine Reihe ſolcher Vorſtellungen in Lurgan gegeben, in der Grafſchaft Armagh, dem Sitz des berühmten Mitglieds des Iriſchen Parlaments, William Brownlow. Dieſer Bühne verdankt die dramatiſche Literatur den Volksſchwank „Midas", bei deſſen Aufführung der Verfaſſer Kane O'Hara die Rolle des Pan gab. Dieſen Darſtellungen folgte im nächſten Jahr eine Art theatraliſchen Jubiläums in Caſtletown, dem Sitz des Herrn Thomas Conolly, wo nach der Aufführung des erſten Theils von Heinrich IV. ein Epilog von Huſſey Burgh geſprochen ward, einem der ausgezeichnetſten Rechtsgelehrten, die Irland je hervorgebracht. Um dieſelbe Zeit gab Irlands einziger Herzog, Leinſter, ſeine fürſtliche Wohnung in Cartown zu einer Reihe von dramatiſchen Vorſtellungen her, wo der Diakonus Marly den Lockit in der „Bettlers Oper" gab, was hernach der Erhebung dieſes ausgezeichneten Mannes zum Biſchof von Waterford keinen Eintrag that.

Zu den intereſſanteſten Irländiſchen Liebhaber-Theatern des vorigen Jahrhunderts gehört das, welches im Jahre 1774 auf den Landſitzen des Sir Hercules Langriſhe und des Herrn Flood zu Stande kam, wo die beiden berühmten Redner Grattan und Flood zuſammen auf der Bühne erſchienen und, indem ſie die beiden feindlichen Häuptlinge Macbeth und Macduff darſtellten, eine Art poetiſcher Vorübung zu ihrem künftigen politiſchen Kampf hatten. Grattan's Name kommt dann wieder bei einem Liebhaber-Theater im Jahre 1776 vor, wo er nach einer Aufführung des „Comus" auf dem Landſitz David Latouche's einen von ihm ſelbſt verfaßten Epilog in Verſen ſprach. Im Jahre 1785 bildete ſich ein Liebhaber-Theater in Slanes Caſtle, unter deſſen Schauſpielern der Name Lord Edward Fitzgerald's aufgeführt wird. Im Jahre 1802 gründete der verſtorbene Richard Power, „ein Mann, der ſich nie einen Feind machte, noch einen Freund verlor", wie der beredte Oberrichter Buſhe von ihm ſagte, ein Liebhaber-Theater in Kilkenny, wo jährlich mit geringen Unterbrechungen bis zum Jahre 1819 Vorſtellungen gegeben wurden, an welchen die Herren Grattan, Curran, Thomas Moore, Corry u. ſ. w. Theil nahmen. Mit dieſer Theater-Geſellſchaft zu Kilkenny endete die Zeit, die man die geſellige Periode von Irland nennen kann. (N. M. M.)

Mannigfaltiges.

— Shakeſpeare's Heinrich V. Durch die Bemühungen Macready's iſt dieſes Drama vor einigen Tagen zum erſtenmale (wenigſtens in der neueren Zeit) auf dem Coventgarden-Theater in London aufgeführt worden. Dem Stücke fehlt es bekanntlich an einer eigentlich dramatiſchen Intrigue. Heinrich V., deſſen Jugendjahre uns ſo ergötzlich in den beiden Abtheilungen Heinrich's IV. vorgeführt werden, tritt darin als der Held von Azincourt auf; ihm gegenüber erblicken wir Karl VI. und den Franzöſiſchen Hof. Kämpfe und Verhandlungen um die Anſprüche Englands auf die Herrſchaft über Frankreich bilden den Kern dieſes abwechſelnd in beiden Ländern ſpielenden Drama's, in welchem zwar noch Falſtaff's Compagnie, nicht mehr aber der tapfere Sir John ſelbſt, den Humor der Schenken Alt-Englands repräſentirt. Dagegen fehlt es nicht an reichen Aufzügen, prächtigen Belagerungs- und Schlacht-Scenen, Feſtlichkeiten aller Art; dieſe ſind durch einen kernigen Dialog und durch einen Chor verbunden, der zu Anfang jedes Aktes wiederkehrt und, wie in der Griechiſchen Tragödie oder wie in Schiller's „Braut von Meſſina", die Begebenheiten hiſtoriſch erläutert, ſie durch ſeine Betrachtungen hervorhebt und endlich die Moral zu der Fabel liefert. Nun hat Macready Muſik, Malerei und Koſtümirkunſt aufgeboten, um dieſes Drama ſo würdig als möglich in Scene zu ſetzen und den Engländern einen vollſtändigen Begriff von dem Leben ihrer Altvordern im Mittelalter zu liefern. Die Muſik zu den Chören hat Herr T. Cooke komponirt; die Decorationen lieferte der berühmte Maler Stanfield, und in Betreff der Koſtüme, Wappen und Waffen ward Alles in Anſpruch genommen, was die Kunſtkammer des Tower und was die älteſten Chroniken Erläuterndes dazu an die Hand geben. Die Worte des Chors wurden von Herrn Vanderhoff geſprochen, während lebende Bilder und Decorationen, Geſänge und Märſche die obligate Begleitung lieferten. Macready ſpielte den König Heinrich V. und ſoll auch in dieſer Beziehung einen großartigen Eindruck hervorgebracht haben. Eine Scene dieſes Stückes haben wir übrigens kürzlich in Berlin geſehen, nämlich auf A. Schrödter's Gemälde, wo Capitain Fluellen den würdigen Piſtol zwingt, den Lauch aufzueſſen, den Jener als Feldzeichen auf ſeinem Hut getragen hatte.

Das mit dem 30ſten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieſer Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußiſchen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieſes Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz ſo wie im Auslande bei den Wohllöbl. Poſt-Aemtern.

№ 77. Berlin, Freitag den 28. Juni 1839.

Frankreich.

Die Vendeer-Hochzeit.

Von J. Janin.

Baudelot von Dairval war der Enkel des Cäſar Baudelot, der in den Memoiren der Herzogin von Orleans, der Mutter des Regenten, erwähnt wird. Dieſe Fürſtin, welche mit den erſten Namen Frankreichs ſo verächtlich umgegangen iſt und welche weder ihren Sohn noch ihre Enkelinnen geſchont hat, ſpricht von Cäſar Baudelot mit allem Lobe, und Saint-Simon, dieſer ſkeptiſche und ſpöttiſche Edelmann, läßt ihm ebenfalls alle Gerechtigkeit widerfahren. Es iſt alſo ſehr natürlich, daß der junge Heinrich es einem ſolchen Namen ſchuldig zu ſeyn glaubte, ſich in die Vendee zu begeben, um dort mit den Waffen in der Hand Proteſt gegen die Ausſchweifungen der Revolution einzulegen. Baudelot zog in die Vendee aus keinem anderen Grunde, als weil damals einem Manne von ſeinem Namen und ſeiner Stellung nichts Anderes übrig blieb; er ſchlug ſich, wie man ſich dort ſchlug, weder mehr noch weniger; er war der Freund Cathelineau's und aller Anderen; er kämpfte Rieſenſchlachten mit und lachte und ſang, wenn er ſich gut geſchlagen hatte und das Aechzen der Verwundeten nicht mehr vernahm. Welch' ein Krieg war das! Aber es iſt nicht meine Sache, eine ſchon ſo oft und mit ſo verſchiedenen Farben entworfene Schilderung noch einmal vorzunehmen. Es iſt weder meine noch Eure Sache, die Heldenthaten Baudelot von Dairval's zu erzählen oder zu hören.

Ich will Euch bloß ſagen, daß er, als er eines Tages mit zwölf ſeiner Kampfgefährten von einer Abtheilung der Blauen überfallen wurde, ſein Häuflein raſch verſammelte. „Meine Freunde", ſagte er, „das Haus iſt umzingelt; fliehet Alle; ſuchet unſeren Führer Cathelineau zu erreichen. Ich bleibe und vertheidige die Thür; zehn Minuten werde ich mich allein ſchon halten können. Sie ſind Dreihundert und würden uns Alle erwürgen. Lebt wohl, meine Braven! Denket an mich. Heute iſt die Reihe an mir; Euch trifft ſie morgen."

In dieſen wunderbaren Zeiten und in dieſem wunderbaren Kriege wunderte man ſich über nichts. Die heroiſchen Kämpfe, welche in den eleganten Kriegen ſo häufig ſind, kamen den Menſchen gar nicht in den Sinn. In einem Vertilgungskriege, wie dieſer es war, hatte man keine Zeit zu Seelengröße, und man hüllte ſich in kein heroiſches Gewand; der Heroismus erſchien ganz nackt und roh. Da alſo die Soldaten Baudelot's ihren Führer ſo ſprechen hörten, ſo dachten ſie, daß er ganz Recht habe, und gehorchten ihm ohne Weiteres, wie er es ihnen geheißen hatte. Sie zogen ſich über das Dach zurück und nahmen die Frauen und Kinder mit ſich. Baudelot, der an der Thür geblieben war, machte einen Lärm wie ein ganzes Bataillon, kommandirte, ſchrie, klirrte mit ſeiner Flinte. Die Blauen waren auf ihrer Hut, und Baudelot hielt ſich in der Defenſive, ſo lange ihm noch ein Laut zu Gebote ſtand.

Als ihm aber die Stimme verſagte und als er ſeine Mannſchaft in Sicherheit glaubte, wurde der unſchuldige Jüngling dieſer Finte müde; es wurde ihm unheimlich, einen Trupp zu kommandiren, der nicht da war, und ohne einen Laut weiter von ſich zu geben, verrammelte er ſetzt die Thür. Nachdem er wie Zehn geſchrieen hatte, verrichtete er nun die Arbeit von Zehnen. Das dauerte einige Minuten. Bald fing indeß die Thür an zu krachen, und die Blauen feuerten durch die Fugen. Baudelot wurde nicht verwundet, und da er in ſeiner Mahlzeit unterbrochen worden war, ſo ſetzte er ſich wieder an den Tiſch, verſpeiſte ruhig ein Stück Brod und Käſe und leerte dazu einen Krug Geſindewein, in der Ueberzeugung, daß dies ſeine letzte Mahlzeit ſey.

Endlich war die Thür geſprengt; die Blauen drangen ein. Sie brauchten einige Minuten, um die Thür von allen Hinderniſſen zu befreien und um im Pulverdampfe die Gegenſtände zu erkennen. Die Soldaten der Republik ſpähten blutdürſtig nach dem bewaffneten Haufen, der ihnen ſo lange Widerſtand geleiſtet hatte. Wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie ſtatt der Männer, deren Stimmen ſie deutlich gehört zu haben glaubten, nur einen ſchönen Jüngling von ſchlankem Wuchſe mit ruhigem Geſichtsausdrucke am Tiſche ſitzen und ein Stück Brod eſſen ſahen! Die Sieger blieben ſtehen, ſtumm vor Erſtaunen, und Baudelot hatte Zeit, ſein letztes Glas zu leeren und ſeinen letzten Biſſen zu eſſen. „Ihre Geſundheit, meine Herren!" ſagte er, indem er das Glas an ſeine Lippen führte. „Die Garniſon dankt Ihnen für die Friſt, die Sie ihr gelaſſen haben." Er ſtand auf, und gerade auf den Capitain zugehend, fuhr er fort: „Mein Herr, ich bin allein im Hauſe und augenblicklich bereit, mich hinter den Buſch dort zu begeben." Das war Alles, was er ſagte. Zu ſeinem großen Erſtaunen wurde er nicht auf der Stelle erſchoſſen. Vielleicht war er in die Hände von Rekruten gefallen, die noch zu ſehr Neulinge waren, als daß ſie nicht hätten vierundzwanzig Stunden warten ſollen; vielleicht imponirte ihnen auch ſein keckes Auftreten, ſeine Kaltblütigkeit, und ſie ließen ſich auch durch eine Anwandlung von Scham abhalten, einen einzelnen Menſchen zu würgen, ſie, die dreihundert Mann ſtark waren.

Man begnügte ſich alſo, dem Gefangenen die Hände zu binden und ihn geknebelt nach einem Wohnſitz in der Umgegend von Nantes zu führen, der einſt ein elegantes Herrenhaus geweſen war, den aber der Krieg in eine Feſtung umgeſchaffen hatte. Der Beſitzer des Hauſes war Niemand anders, als der Führer der Blauen, der Baudelot gefangen und gebunden hatte. Derſelbe, ein Edelmann der Bretagne, hatte ſich gleich anfangs der Revolution angeſchloſſen. Baudelot von Dairval wurde in das Verließ des Schloſſes, d. h. in den Taubenſchlag des Edelhofes, eingeſperrt. Die durch den Krieg verſcheuchten Tauben hatten den gefangenen Chouans Platz gemacht. Das Gefängniß hatte indeß einen friedlichen und gemüthlichen Anſtrich bewahrt, und noch war es mit glänzendem Schiefer gedeckt, noch ſchwebte die ſchwirrende Wetterfahne auf demſelben; die Oeffnungen, durch welche die Tauben ausflogen, mit Eiſenſtangen zu verwahren, hatte man gar für überflüſſig erachtet. Hier wurde Baudelot verwahrt.

Im erſten Augenblick ſchien es ihm originell, im Taubenſchlag eines ländlichen Wohnſitzes eingekerkert zu ſeyn. Er wollte, ſobald es anginge, eine Romanze mit Guitarrenbegleitung daraus machen. Während er darüber nachſann, hörte er den Ton einer Violine. Es war ein fröhlicher Marſch. Baudelot ſtützte ſich auf ſeinen Arm, und indem er mit ſeiner Schulter das Stroh an der Mauer aufhäufte, gelang es ihm, eines der Löcher des Taubenſchlages zu erreichen. Nun ſah er ein vollſtändiges Feſt, einen langen Zug junger Leute und ſchöner Damen in weißen Kleidern, vor denen die Dorf-Muſikanten herzogen. Der Zug war munter; Jeder gab ſich der Freude hin. Die Scene des Feſtes war der Fuß des Taubenſchlages oder, wenn man lieber will, der Fuß des Thurmes. Im Vorbeigehen ſchaute ein junges Mädchen aufmerkſam empor; ſie war weiß und ſchlank; ihre Miene hatte etwas Träumeriſches. Baudelot ſah jetzt, daß man wohl wußte, daß ein Gefangener da ſey, und während der Zug ſich entfernte, fing er an, die Arie aus Richard: „In einem finſtern Thurme u. ſ. w." oder etwas Aehnliches zu pfeifen; denn er war ein junger Mann, der in allen Uebungen und Romanzen wohl bewandert war, der eben ſo gut mit einem Schwerte wie mit einer Guitarre umzugehen wußte.

Der Hochzeitszug ging vorüber, oder vielmehr, es war nicht ganz eine Hochzeit, ſondern erſt die Verlobung. Baudelot fuhr in ſeinem Geſange fort. Plötzlich hörte er ein Geräuſch an ſeiner Thür; ſie wurde geöffnet. Es war der Herr des Hauſes. Unter Hugo Capet war er Marquis geweſen; jetzt nannte er ſich Hamelin ſchlechtweg. Er war ein Blauer und ſonſt ein ehrenwerther Mann, nur daß er der Republik mit Leib und Seele angehörte. Ihr hatte er ſeinen Degen, ſein Schloß geliehen; weiter nichts. Er war nicht niederträchtig und grauſam geworden. Am Morgen des Tages, der ſich zu Ende neigte, war der Capitain Hamelin, denn die Republik hatte ihn dazu gemacht, benachrichtigt worden, daß in ſeinem Pachthofe ſich Chouans gezeigt hätten. Dieſe Nachricht hatte ihn veranlaßt, ſich an die Spitze einer Truppen-Abtheilung zu ſtellen und ſeine Verlobung um einige Stunden aufzuſchieben. Als nun der Chouan Baudelot in Sicherheit gebracht worden war, kehrte der Capitain Hamelin zu ſeinem Verlobungsfeſte zurück.

Der Capitain Hamelin war nicht ſo ſehr Capitain der Blauen, daß er ganz und gar die alten gaſtfreundlichen Sitten der Bretagne vergeſſen hätte; er glaubte ſich alſo verpflichtet, ſeinem Gefangenen einen Beſuch abzuſtatten, während die Gäſte zu

Digitized by Google

Tiſche gingen. „Was kann ich thun, um Sie zu verbinden?“ fragte er. — „Geſtatten Sie mir den Gebrauch einer meiner Hände, wenn es Ihnen beliebt.“ — „Ihre beiden Hände ſollen losgebunden werden“, ſagte Hamelin, „wenn Sie mir verſprechen wollen, keinen Verſuch zur Flucht zu machen. Bevor Sie aber dies Verſprechen abgeben, bedenken Sie wohl, daß Sie morgen um ſechs Uhr unfehlbar nach Nantes abgeführt werden.“ — „Und unfehlbar um acht Uhr erſchoſſen werde“, fragte Baudelot. Der Capitain ſchwieg. „Wohlan!“ ſagte Baudelot, „laſſen Sie mir die Hände frei, und wenn ich nicht anders befreit werde, ſo gebe ich Ihnen mein Wort als Edelmann und Chriſt, wie eine Taube, welcher die Flügel beſchnitten ſind, hier zu bleiben.“ Der Capitain Hamelin mußte lächeln und ließ ſeinem Gefangenen die Hände losbinden. Hierauf fragte er denſelben noch, ob er vielleicht im Fall des Todes noch Verfügungen treffen oder ein Teſtament machen wollte, und er konnte dieſe Frage nicht ohne eine gewiſſe Rührung thun.

Baudelot, der die Erſchütterung ſeines Gaſtfreundes ſah, faßte deſſen Hand und ſagte: „Das Wort Teſtament macht auf mich einen ſchmerzlicheren Eindruck, als das andere Wort: der Tod zu Nantes; das Wort: „„Machen Sie Ihr Teſtament““, hat mir den Tod aller der Meinigen wieder ins Gedächtniß zurückgebracht. Ich habe Niemand, dem ich meinen Namen, mein Schwert, meine Liebe und meinen Haß vermachen kann, denn weiter beſitze ich nichts. Dennoch muß es wohl der Mühe werth ſeyn, über ſein Vermögen zu verfügen, über das Grab hinaus großmüthig zu ſeyn, ſich während des Schreibens ſeine letzten Wohlthaten, die Thränen der Freude und des Schmerzes, die man nach ſeinem Tode fließen laſſen wird, vorzuſtellen. Das iſt ehrenvoll und ſüß, nicht wahr Capitain? Doch ſprechen wir nicht davon.“ — „Ich werde Ihnen zu eſſen ſchicken“, ſagte Hamelin. „Es iſt gerade mein Verlobungsfeſt und mein Tiſch etwas beſſer beſtellt als gewöhnlich; meine Braut ſoll Sie ſelbſt bedienen.“

Baudelot bemerkte an einem der oberſten Löcher ſeines Gefängniſſes ein Tauſendſchönchen, welches luſtig im Winde ſchwankte. Er pflückte das Blümchen und reichte es dem Capitain. „Bei uns“, ſagte er, „iſt es üblich, der Braut ein Verlobungsgeſchenk zu machen; übergeben Sie ihr dies auf meinem Gebiet aufgeblühte Blümchen. Und jetzt guten Abend. Schicken Sie mir zu eſſen, denn ich habe Hunger und ſehne mich nach Ruhe.“

Man brachte dem jungen Vendeer zu eſſen. Das junge Mädchen, welches ihn bediente, war eine niedliche Bretagnerin mit weißen Zähnen, roſigen Lippen, träumeriſcher Miene; ſie bediente Baudelot mit ungewöhnlicher Aufmerkſamkeit und ließ ihm nicht Raſt und nicht Ruhe, bis er nicht von dieſer Schüſſel gekoſtet, von jenem Weine getrunken hatte. Das Mahl war prächtig. Es war faſt wie in der alten Zeit, als die geflügelten Bewohner des Thürmchens die Broſamen auflaſen, die vom Feſtmahle abfielen. Als das junge Mädchen ihm Champagner einſchenkte, fragte Baudelot: „Wie heißt Du, mein Kind?“ — „Marie“, antwortete ſie. — „Gerade wie meine Couſine“, ſagte Baudelot. Hier hätte ihn denn doch beinahe ſein Herz in Stich gelaſſen, als er an ſeine ſchöne hingeſchlachtete Anverwandte dachte, aber er ſchämte ſich, in Gegenwart eines Kindes zu weinen, dem die Thränen in den Augen ſtanden. Da er nichts Anderes ſagen konnte, ſo reichte er ihr das Glas.

Das Glas war voll, und in dem Glaſe perlte der Champagner, und auf daſſelbe fiel der letzte Strahl der Sonne. Wir dürfen unſere Enkel nicht täuſchen, denn nichts iſt wahrer, als daß der Champagner immer geſchäumt hat und der Frühling immer gekommen iſt, auch während der Schreckenszeit. Als Baudelot ſein Glas voll ſah, ſagte er zu Marie: „Du haſt kein Glas, Marie.“ — „Ich habe keinen Durſt“, ſagte ſie. — „O!“ erwiederte Baudelot, „dieſer perlende Wein kann nicht von einem Menſchen allein getrunken werden; ſeiner Natur nach iſt er geſellig und weilt gern unter frohen Gäſten. Thue mir alſo den Gefallen, meine niedliche Bretagnerin, das Glas mit deinen Lippen zu benetzen, wenn Du willſt, daß ich vor meinem Tode noch Champagner trinken ſoll.“ Bei dieſen Worten reichte er ihr das Glas, und ſie neigte ſich ſchon demſelben entgegen, als das Wort Tod alle ihre niedergehaltenen Gefühle zum Ausbruch brachte; reiche Thränen floſſen in das Glas. „Auf Deine Geſundheit, Marie!“ ſagte Baudelot und trank den Wein und die Thränen auf Mariens Geſundheit.

Jetzt fielen das Waldhorn, die Hoboe und die Violinen ein. „Was iſt das?“ fragte der Jüngling, indem er ſein Glas niederſetzte und plötzlich vom Enthuſiasmus zum Lächeln überging. „Gott verzeihe mir's“, ſagte er, „es iſt ein Ball.“ — „Ach!“ ſeufzte Marie, „es iſt ein Ball; meine junge Herrin wollte nicht tanzen, aber ihr Mann und ihr Vater haben darauf beſtanden. — Sie wird dieſen Abend ſehr unglücklich ſeyn.“ — Hier rief der junge Vendeer aus: „O, meine gute Marie, wenn Du gut biſt, ſo thue mir das zu Liebe; geh, laufe, fliege, ſage Deiner Herrin, daß der Graf Baudelot von Dairval, Oberſt der Chevaux-legers, um die Erlaubniß bittet, ihr ſeine Huldigungen darzubringen. Oder ſage das lieber nicht, wende Dich lieber an meinen Wirth und ſage ihm, daß ſein Gaſt ſich langweilt, daß das Getöſe des Balls ihn im Schlafe ſtört, daß die Nacht lang und kalt iſt, daß er Barmherzigkeit üben wird, wenn er einen jungen Mann den traurigen Betrachtungen ſeiner letzten Nacht entreißt; daß ich ihn im Namen des Himmels bitte, mich zu ſeinem Balle zuzulaſſen, daß ich ihm mein Ehrenwort verpfändet habe, keinen Verſuch zur Flucht zu wagen. Sage ihm das Alles, Marie, ſage ihm, was Dir in den Sinn und in das Herz kommen wird. Sprich etwas laut, damit Dich Deine Gebieterin hört. Wenn ich dann die Einladung zum Ball erhalte, dann ſchicke mir den Kammerdiener Deines Herrn, ſage ihm, daß er mir weiße Wäſche und Puder bringt. In dem Schloſſe muß noch etwas Puder ſeyn. Sage ihm auch, daß er mir einen Anzug ſeines Herrn bringt und einen Degen, um mich für dieſen Abend zu ſchmücken; ich werde ihn nicht aus der Scheide ziehen. Aber geh, Marie, geh, mein Kind!“

Einige Augenblicke ſpäter erſchien der Kammerdiener des Capitain's Hamelin im Taubenſchlage. Dieſer Kammerdiener war eine alte biedere Seele, die dem Puder und der alten Sitte treu geblieben war und ſich nach der Ariſtokratie zurückſehnte. Mit der Franzöſiſchen Revolution hatte er viel von ſeiner Wichtigkeit verloren. Zwar war er Mitglied des Munizipal-Raths geworden, aber in dieſer hohen Stellung vermißte er gar ſehr den vertrauten Umgang mit den hohen Perſonen, die er in ſeiner Jugend angekleidet hatte. Daher hatte er auch dem Puder, den Handkrauſen und den geſtickten Weſten, trotzdem daß er zum Munizipal-Rathe gehörte, ewige Treue geſchworen. Er brachte dem Gefangenen einen vollſtändigen Anzug ſeines Herrn, den dieſer ſich hatte machen laſſen, als er noch Marquis war, um an den Hof zu gehen, zu einer Zeit, wo es noch einen König und einen Hof gab. Das war ein ſchöner und prächtiger Anzug, weiße Wäſche und feine Schuhe. Baudelot's Wirth hatte nichts vergeſſen, nicht einmal die Parfums und Eſſenzen. Baudelot vertraute ſeinen Kopf dem Kammerdiener, der ihn mit aller Sorgfalt ſchmückte, nicht ohne tiefe Seufzer auszuſtoßen. Baudelot war jung und ſchön, aber er hatte ſich ſchon lange nicht geſchmückt. Als er ſich nun wieder geſchmückt, friſirt, mit ſorgfältig geſtutztem Barte ſah, konnte er ſich eines Lächelns nicht enthalten, und er mußte an die ſchönen Nächte, die er auf den Opernbällen in Geſellſchaft des Grafen Mirabeau verbracht hatte, zurückdenken. Auch der Degen wurde ihm übergeben, als er ſeine Haft verließ; zugleich wurde ihm ſein Verſprechen, denſelben nicht zu ziehen, in Erinnerung gebracht. Es war Nacht, als er durch den Garten auf den Ballſal zuſchritt.

Zu dem Balle waren die ſchönſten revolutionairen Damen der Provinz eingeladen. Aber bekanntlich ſind die Damen nicht in dem Grade revolutionair, daß ſie nicht einiges ariſtokratiſches Mitgefühl für einen jungen, braven, eleganten Kavalier, der am folgenden Tage hingerichtet werden ſoll, bewahrten. Der Verlobungsball begann eben. Die Verlobte war Fräulein von Mailly, die Nichte jener Mailly, welche ſo hoch in der Gunſt der Frau von Maintenon ſtand. Sie war ein junges blondes Mädchen, die, allem Anſchein nach, nur ſehr ungern in dieſer Zeit der Aechtung an dem Tanze Theil nahm. Sie war traurig und niedergeſchlagen, und ihre Jugendfreundinnen theilten ihre Traurigkeit und ihre Niedergeſchlagenheit. Niemals hatte man in der Bretagne ein ſo düſteres Feſt geſehen; es herrſchte eine allgemeine Verſtimmung. Sogar die jungen Leute bemühten ſich nicht, den ſchönen Damen zu gefallen, und kaum hatte der Ball begonnen, als auch ſchon allgemein das Ende deſſelben herbeigewünſcht wurde.

Da öffnete ſich plötzlich langſam die Saalthür, und alle Blicke richteten ſich aus einem unbekannten Grunde dorthin. Nun ſah man durch die halbgeöffnete Thür, wie eine Geiſter-Erſcheinung, einen jungen Edelmann, eine untergegangene Geſtalt der Geſellſchaft, einen ſchönen, lachenden, geſchmückten Offizier eintreten. Dieſe Erſcheinung bildete einen wunderbaren Kontraſt mit der Verdroſſenheit der Geſellſchaft und der langſam und feierlich ſich öffnenden Thür. Männer und Frauen, wie eingefleiſchte Blaue ſie auch im Grunde ihres Herzens ſeyn mochten, wurden von dem liebenswürdigen Benehmen eines der Ueberbleibſel der alten Franzöſiſchen Geſellſchaft überraſcht. Und in der That, dieſer geächtete Jüngling, welchen der Tod morgen erwartete, welcher ſich in ein republikaniſches Feſt ſtürzte, um den Tanz und die geſellſchaftliche Freude zu beleben, welcher dieſen Abend nur daran dachte, liebenswürdig zu ſeyn und den Frauen zu gefallen, getreu ſeinem Berufe als Franzöſiſcher Edelmann, — er war eine liebenswürdige Erſcheinung.

Kaum war Baudelot in den Saal getreten, als er auch nur daran dachte, ſich den Freuden des Balls hinzugeben. Er forderte alſo gleich die Frau auf, welche man zuerſt auffordert, wenn man in der Stimmung, zu lieben, iſt. Es war das junge blonde, zarte Mädchen, welches er ſchon im Garten bemerkt hatte. Sie nahm die Aufforderung des Jünglings ohne Zögern und mit zuvorkommender Freundlichkeit an, denn ſie wußte ja, daß der republikaniſche Tod, der unbezähmbarſte von allen, hinter ihm ſtand und die Hand nach ihm ausſtreckte. Als die Männer ſahen, daß er an der Schwelle des Todes tanzte, da errötheten ſie über ihre Verdroſſenheit; alle Frauen wurden aufgefordert. Dieſe nahmen wieder die Hände der Tänzer an, weil ſie Baudelot tanzen ſehen, ihm näher ſeyn wollten. So erhielt der noch vor kurzem ſo traurige und freudenleere Ball plötzlich einen feſtlichen Anſtrich. Baudelot ſeinerſeits ging ganz in dieſes konvulſiviſche Vergnügen auf; er war der Einzige in der Geſellſchaft, der ſich auf eine ungezwungene Weiſe ergötzte, deſſen Lächeln nicht erkünſtelt war. Er war der eigentliche König des Feſtes, nicht der Bräutigam, nicht die Braut, ſondern er, der Bräutigam des Schaffots. Ueberall war er, die alten Damen ehrfurchtsvoll, die jungen bewundernngsvoll und freundlich grüßend, mit den Männern die tolle Sprache der Jugend führend; ſogar den Violinen gab er neue Melodieen an, und er ſpielte ſelbſt eine Sarabande von Lully.

Digitized by Google

Je mehr Baudelot ſich der unbefangenen und herzlichen Freude hingab, deſto mehr vergaß er die Nacht, die immer weiter vorrückte, und je ſpäter es wurde, deſto mehr ſchauderten die Frauen zuſammen, denn Baudelot's Gegenwart allein entfernte ſchon jede Ausſicht auf Rettung. Man wußte, daß ihn ſein Wort ſtärker feſſelte, als es Ketten vermocht hätten. Und übrigens that ja auch Jeder ſeine Schuldigkeit, Baudelot und Hamelin. Hamelin, indem er Baudelot zum Feſte zog, that dem Wohlfahrts-Ausſchuß keinen Schaden, und der Wohlfahrts-Ausſchuß verlor kein Haar von Baudelot's Haupt. Dieſer war nie ſo leidenſchaftlich und liebeglühend geweſen. Als er zum dritten Male mit der Königin des Fiſtes, mit der blonden Braut, tanzte, fühlte er ihre kleine Hand in der ſeinigen erzittern, und auch er bebte; denn als er einen Blick auf das Mädchen warf, ſah er ſie bleich und erſterbend. „Was fehlt Ihnen, Eleonore?“ fragte er; „was fehlt Ihnen? Aus Barmherzigkeit für Ihren Tänzer, zittern Sie nicht und werden Sie nicht bleich.“ — Sie wendete ſich zu den Fenſtern, deren Vorhänge leiſe ſchwankten, und zeigte ihm den erſten Schein des Tages. „Was thut's?“ ſagte Baudelot; „der Tag bricht herein. Ich habe die ſchönſte Nacht meines Lebens genoſſen. Ich habe Sie geſehen und Sie geliebt, und ich kann es Ihnen ſagen, denn Sie wiſſen wohl, die Todten lügen nicht. Nun leben Sie wohl, Eleonore. Seyen Sie glücklich und empfangen Sie den Segen des Chouans.“ — In der Bretagne war es Sitte, ſeine Tänzerin beim letzten Contre-Tanz auf die Stirn zu küſſen. Baudelot that es, und Eleonore wurde ohnmächtig. Aber ſie war ſo leicht gebaut, daß ihr Körper unbeweglich in ſeiner Lage blieb, und ihre Stirn auf Baudelot's Lippen haftete.

Als Eleonore wieder zu ſich kam, geleitete ſie Baudelot an ihren Platz. Nun hieß ſie dieſen, ſich an ihre Seite zu ſetzen, und ſagte zu ihm: „Es iſt Alles zum Aufbruch bereit; ſchon ſchirrt man die Pferde an. In zwei Stunden biſt Du todt; alſo fliehe! Wenn Du willſt, gehe ich mit Dir. Man wird dann nicht ſagen, daß Dich die Furcht wegtreibt. Wenn Du nicht allein oder mit mir entfliehſt, ſo lege ich mich unter die Räder des Wagens, und Du wirſt über meinen entſeelten Leichnam hinwegfahren.“ Das ſprach ſie leiſe, faſt lächelnd, ohne Baudelot anzuſehen. Baudelot hörte nicht darauf, aber er betrachtete ſie mit einer unausſprechlichen Freude. Als ſie geendet hatte, erwiederte er: „Sie wiſſen wohl, daß das nicht geht. Wenn ich frei wäre, ſollten Sie keinen anderen Gatten als mich haben; aber ich gehöre Niemand, weder mir, noch Ihnen. Alſo lebe wohl, mein lieber Engel, und wenn Du mich liebſt, ſo gieb mir dieſe Blume, die ich Dir aus meiner Haft geſchickt habe; gieb ſie mir wieder, Eleonore! das Blümchen hat Deinen Buſen geſchmückt; es wird mir im Tode nahe ſeyn.“

Plötzlich ertönte draußen ein lautes Geräuſch von Reitern und Pferden. Faſt inſtinktartig deckten alle Frauen Baudelot mit ihrem Körper; aber es waren Baudelot's eigene Soldaten, die ihren Führer befreien wollten. Sie waren im Garten und riefen: „Baudelot! Baudelot!“ Das Erſtaunen der Chouans war groß, als ſie ihren Führer, den ſie mit Ketten belaſtet glaubten, in der Mitte ſchöner Frauen, feſtlich aufgeputzt ſahen. Baudelot's erſte Frage war: „Waret Ihr im Taubenſchlage?“ — „Ja“, lautete die Antwort; „mit dem haben wir angefangen. Jetzt giebt's weder Taubenſchlag noch Tauben.“ — „Wenn es ſich ſo verhält“, ſagte Baudelot, „ſo bin ich meines Worts entledigt und frei. Dank, meine Braven.“ — Hierauf zog er ſeinen Hut ab und ſagte mit ſanfter Stimme: „Madame, empfangen Sie die Dankſagungen Ihres Gefangenen.“ Baudelot forderte einen Wagen. Man ſagte ihm, daß draußen einer angeſpannt ſtehe. Jetzt bemerkte auch Baudelot ſeinen Wirth, der mit ſeinen eigenen Stricken gebunden war. „Capitain Hamelin“, ſagte er, „Dienſt für Dienſt; nur erlauben Sie mir, Ihre Bande zu zerſchneiden, ſtatt ſie zu löſen. Sie ſollen Niemand mehr dienen.“ Als Eleonore ſich von ihrer Ueberraſchung erholt hatte, fuhr Baudelot fort: „Capitain Hamelin, wir leben in einer traurigen Zeit, welche beſonders für Verlöbniſſe ſehr ungünſtig iſt. Man weiß niemals, ob man nicht am Morgen durch einen Feind, den man bewachen ſoll, oder am Abend durch eindringende Feinde geſtört wird. Schieben Sie alſo gefälligſt Ihre Hochzeit auf. Ihre Braut bittet Sie ſelbſt darum. Mein edles Fräulein, erlauben Sie uns armen Chouans, Sie nach Ihrem Schloſſe zurückzugeleiten?“

Bald jagten die jungen Chouans im Galopp davon. Die armen Kinder, ſie ſollten die Sonne nicht lange mehr ſehen! Sie alle wurden an demſelben Tage und in derſelben Schlacht, in welcher Cathelineau, der Vater, fiel, getödtet. Es giebt indeß Menſchen, denen der Tod nichts anhaben kann. Baudelot von Dairval wurde nicht getödtet, obgleich er die Vendee nicht einen Augenblick verließ. Als ſein Vaterland nicht mehr mit Blut überſchwemmt war, heirathete er Eleonore von Mailly, und der Capitain Hamelin unterzeichnete den Kontrakt als Munizipalitäts-Adjunktus.

Jules Janin.

Italien.

Der Graf Giraud und Alberto Nota.

Von Scribe.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts, als Picard, Etienne und Duval das Scepter der Komödie in Frankreich führten, tauchten in Italien zwei neue Talente auf, welche auf dem bei uns von Molière, bei ihnen von Goldoni gebahnten Wege mit feſtem Schritt weitergingen. Es ſind dies Alberto Nota und der Graf Giraud.

Ich werde mit dem Letzteren anfangen, der uns faſt angehört. Er ſtammt von einer urſprünglich franzöſiſchen Familie ab, und ſeine Komödie, der Ajo nell' imbarazzo, welche auf mehreren Theatern von Paris mit vielem Beifall aufgeführt wurde, hat ihn volksthümlicher als ſeinen Nebenbuhler gemacht und ihm bei uns faſt das Bürgerrecht verliehen. Giraud war für die Komödie geboren, und ſein Beruf ſiegte über alle Hinderniſſe. Geboren zu Rom, erzogen im Schooße einer ſtrengen und frommen Familie, mußte Alles, was er ſah, ihn vom Theater abwenden. Die Strenge ſeines Vaters, die Pedanterie und Unwiſſenheit ſeiner Lehrer hatten ihm die Wiſſenſchaften und die Künſte verhaßt gemacht. Das wollte man und war beſtändig bemüht, ſeinen Sohn auf fromme und aſcetiſche Uebungen hinzurichten; aber unglücklicher Weiſe fiel ein Buch in die Hände des jungen Schülers. Dieſes Buch war ein Band von Goldoni, der das ganze Werk der Lehrer verdarb. Von dieſem Augenblicke an dachte der junge Giraud nur an das Theater.

In ſeinem vierzehnten Jahre hatte er noch kein Theater geſehen, und die erſte Vorſtellung, welcher er beiwohnte, war die einer Poſſe, welche im Refektorium eines Benediktiner-Kloſters dargeſtellt wurde. Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß hier nur Männer ſpielten. Das zweite Stück, welches Giraud ſah, wurde in einer Mädchen-Penſion von Frauen aufgeführt, welche, ohne ihre Kleider abzulegen, einen Degen an die Seite ſteckten und einen dreieckigen Hut auffetzten, wenn ſie in Männerrollen auftraten. Der junge Giraud hatte Unglück und war noch nicht dazu gekommen, eine ordentliche Komödie zu ſehen, was ihn indeß nicht abhielt, ſolche im Geheimen zu ſchreiben, bis ihm der Tod ſeines Vaters, der in ſeinem ſechzehnten Jahre ſtarb, erlaubte, ſich ſeiner Neigung ungehindert zu überlaſſen.

Nach einigen Jahren ausdauernden Studiums von Molière und Goldoni, trat der Graf Giraud mit ſeinem erſten Werke, l'Onestà non si vince, hervor, welches nach einander in Rom, Bologna und Ferrara aufgeführt wurde. Ueberall wurde dem jungen Dichter lauter Beifall zu Theil, und dieſer erſte Erfolg ſpornte den Dichter zu neuen Bemühungen an; in den nächſten zwei Jahren erſchienen ſechs neue Komödien von ihm, und ſeit dieſer Zeit glänzte er als Luſtſpieldichter erſten Ranges.

Vor Allem ging ſein Beſtreben dahin, den Zuſchauer zu ergötzen und zu erheitern, und er faßte überall nur die komiſche und heitere Seite auf. Molière ſtrebte freilich noch nach etwas Anderem und ließ aus den burleskeſten und gewagteſten Situationen eine belehrende und moraliſche Idee hervorgehen. Giraud ahmte übrigens nach, was er in ſeiner Nähe ſah, und entnahm einen großen Theil ſeiner Sujets Anekdoten der damaligen Zeit. Ein Abenteuer, welches ſich zu Rom zugetragen hatte, gab ihm die Idee zu ſeinen Gelosie per equivoco, ein anderes die zu ſeiner Casa disabitata. Die Conversazione al bujo verdankte er der Erinnerung an eine Liebſchaft mit einer jungen Wittwe, und man behauptet ſelbſt, daß er in ſeinem beſten Stücke, im Ajo nell' imbarazzo, ſeinen Vater und ſeinen Lehrer nach der Natur gezeichnet habe.

Nachdem er in einigen ſeiner Werke die ſentimentalen und romantiſchen Schöpfungen, die überſpannten Dramen, welche damals in Deutſchland und theilweiſe auch in Frankreich ſo beliebt waren, verſpottet hatte, wollte er zeigen, daß dieſe Gattung die leichteſte von allen ſey, und er verfaßte zu dieſem Zwecke l'Ingenua ingannata, l'Innocente in pericolo und la Frenetica compassionevole. Bei dieſer Streiferei auf ein fremdes Gebiet wollte er indeß nicht ſeine ihm eigenthümliche Weiſe aufgeben, und er verſuchte, das Lachen mit den Thränen, das Komiſche mit dem Ernſten zu vermiſchen. Der Erfolg ſeiner Stücke täuſchte ihn nicht über ihren Werth. Er geſtand ſelbſt, daß dieſer Verſuch glücklicher als klug geweſen ſey, und gab bald dieſe Baſtard-Gattung auf, um zum reinen Komiſchen zurückzukehren. Da indeß die meiſten Dinge nicht frei von Mißbrauch bleiben, ſo kann man ſagen, daß er auch hier oft zu weit ging und, um der Menge zu gefallen, mit ſtarken Farben auftrug.

Sehr ſelten verfiel in dieſen Fehler ſein Nebenbuhler, Alberto Nota. Dieſer hing mehr der Moral als der Heiterkeit an und ähnelte etwas den jungen Leuten, welche die Frauen zwar wegen ihres vernünftigen und geſetzten Betragens nicht zu tadeln wagen, denen ſie aber gern zuweilen ein kleines Unrecht vergeben würden.

Geboren zu Turin am Ende des vergangenen Jahrhunderts, zeigte Alberto Nota ſchon früh eine lebhafte Neigung für Molière und Goldoni. Ungeachtet er die Rechte ſtudirte, verfaßte er in ſeinem funfzehnten Jahre eine Komödie in fünf Akten. Es war damals die Zeit Napoleon's, und Piemont gehörte zu Frankreich. Nota wurde Subſtitut des Kaiſerlichen Prokurators zu Vercelli, und dieſes Amt hielt ihn nicht ab, ſeiner Neigung für die Poeſie zu folgen. Schon hatte er die Marquiſe von Gange gedichtet, welche wenig Glück machte. Im Jahre 1808 ließ er dann i primi Passi al mal Costume, im Jahre 1809 il Progettista, il nuovo Ricco und etwas ſpäter eines ſeiner beſten Werke, il Filosofo celibe, aufführen.

Nota hatte eine Ehe aus Neigung geſchloſſen, welche nicht ſo glücklich war wie die Ehen auf dem Theater. Er theilte hierin das Schickſal Molière's. Die Störung ſeines häuslichen

Digitized by Google

Glücks trieb ihn aus ſeinem Vaterlande und gab ſeiner Seele einen Anflug von Traurigkeit, welchen faſt alle ſeine Werke abſpiegeln. Napoleon's Fall zwang ihn, nach Turin zurückzukehren. Es könnte ſcheinen, als ob die traurigen Begebenheiten, deren Zeuge er war, ihn hätten zu Tragödien begeiſtern müſſen; aber der komiſche Dichter findet überall eine komiſche Seite heraus. Am glücklichſten iſt er, wenn er Italien nicht verläßt, weniger, wenn er in fremde Länder ſtreift. Hier iſt er nicht mehr an ſeiner Stelle, und er fühlt ſich beengt, wie der Bewohner der Provinz in der Hauptſtadt.

Zu Neapel ließ er im Jahre 1817 die Donna ambiziosa und zu Turin im Jahre 1818 die Lusinghiera aufführen; etwas ſpäter in derſelben Stadt la Costanza rara, die ihm nichts als Kummer und Verfolgungen eintrug. In dieſem Stücke gab nämlich ein Franzoſe zu verſtehen, daß der ſtrenge Winter in Rußland wenigſtens zur Hälfte an dem Unglück der Franzöſiſchen Armee Schuld ſey. Der Ruſſiſche Geſandte erhob dagegen Reclamationen, und das Stück wurde verboten. Ein anderes Mal wurde ſein Stück, la Fiera, verboten, weil ein Schauſpieler ſich die Freiheit genommen hatte, einige Stellen zu improviſiren. Eine genauere Prüfung erwies indeß die Unſchuld Nota's, und das Stück wurde wieder erlaubt.

Nota's hervorſtechende Eigenſchaft iſt die Einfachheit und Natürlichkeit; in ſeinen Werken findet man nichts Anſtößiges, nichts Unwahrſcheinliches, nichts Uebertriebenes. Nirgends ſucht er den Effekt auf Koſten der Wahrheit, und man findet bei ihm weder Ueberraſchungen noch Theater-Coups. Er hat freilich auch die mit dieſen Eigenſchaften verbundenen Fehler. Die Einfachheit des Sujets bringt es mit ſich, daß die Löſung meiſtens vorausgeſehen werden kann; die Regelmäßigkeit der Handlung ſtreift oft an Kälte. Wie der Graf Giraud für komiſche Stoffe, ſo hat er eine beſondere Vorliebe für ernſte. Er ſucht nicht den Zuſchauer zum Lachen zu bringen, ſondern das Lachen kömmt von ſelbſt, aus der Entwickelung und dem Gegenſatze der Charaktere. Wie Molière, ſucht er das Komiſche in der Situation, und wie Regnard, ſucht der Graf Giraud es in Wortſpielen und Witzen. Giraud hat mehr Geiſt, Nota mehr Verſtand. Der Erſte gefällt mehr beim erſten Anblick, der Andere gewinnt bei jeder Vorſtellung. Der Verfaſſer „des Hofmeiſters in Aengſten" hat die Originalität voraus, der Verfaſſer „des ehrloſen Philoſophen" den moraliſchen Zweck. Giraud's Stil iſt zuweilen verworren und inkorrekt, aber lebendig, maleriſch. Nota's Ausdrucksweiſe ermangelt der Wärme, aber ſie iſt klar, anmuthig, elegant, und keiner ſeiner Vorgänger hat korrekter und reiner geſchrieben.

England.

Zur Witterungskunde.

Der Engliſche Geiſtliche Evereſt glaubt, das Geſetz gefunden zu haben, nach welchem dieſelbe Temperatur der Jahre und dieſelbe Witterung in beſtimmten Perioden wiederkehrt. Schon früher hat dieſer Gelehrte eine Menge Beobachtungen und Unterſuchungen über das Klima von Indien herausgegeben und dadurch nicht bloß über die meteorologiſchen Phänomene dieſer großen Halbinſel ein helleres Licht verbreitet, ſondern auch einiges zur Löſung der Frage beigetragen, ob die Wechſel, welche dieſe Phänomene überall darbieten, ganz zufällig und willkürlich, oder ob ſie einem beſtimmten periodiſchen Geſetz unterworfen ſind.

Unter Anderem hat er den bedeutenden Einfluß, den die Mondphaſen auf die meteorologiſchen Verhältniſſe in Delhi und Kalkutta ausüben, in einer früheren Arbeit dargethan und dann die Hypotheſe aufgeſtellt, daß die vollſtändige Umlaufszeit der Temperatur-Veränderungen in den verſchiedenen Jahren drei Mondcykeln oder 36 Jahre betrage.

Die Wahrheit dieſer Annahme auf direktem Wege zu prüfen, war nicht möglich, weil alle meteorologiſche Studien verhältnißmäßig noch ſehr jung ſind; doch Herr Evereſt verſuchte, dies auf einem Umwege zu erreichen. Es gelang ihm nämlich nach vielen Anſtrengungen, ſich von den verſchiedenſten Gegenden des Indiſchen Gebiets die Liſten der Getraide-Preiſe jedes Jahres, ſo hoch hinauf als möglich, zu verſchaffen. Dieſe Dokumente, obgleich zahlreich und voller Intereſſe, ſind doch nicht ſo vollſtändig und befriedigend, als man wünſchen könnte; die meiſten gehen nicht über das Jahr 1806 hinauf; zwölf Liſten reichen bis 1792, fünf bis 1750 und nur zwei bis 1723. Auch konnten ſie nicht aus öffentlichen und authentiſchen Regiſtern, ſondern nur aus den Rechnungsbüchern der Kaufleute und anderen ähnlichen Quellen genommen werden, und daher ſind ſie nicht durchaus zuverläſſig, beſonders für die älteren Epochen. Auch muß man bedenken, daß, da die vollkommene Oberherrſchaft der Engländer in Indien erſt ſeit dem Jahre 1806 datirt, vor dieſer Zeit das Land ſich im Zuſtand des Fauſtrechts befand und beſtändig von Armee-Corps durchzogen ward, welche unter der Anführung von Condottieris das Land verheerten und plünderten. Oft wurden auch die Kornhändler von den verſchiedenen Regierungen gezwungen, ihre Waare zu einem Preiſe zu verkaufen, den ihre Willkür oder das Geſchrei des hungernden Pöbels ihnen vorſchrieb.

Nachdem Herr Evereſt alle dieſe Umſtände, durch welche die Angaben über die Fruchtbarkeit eines Jahres ſo unſicher werden, offen dargelegt, theilte er ſeine Liſten in fünf große Linien nach den verſchiedenen Breitegraden, unter welchen ſie angefertigt worden; von dieſen fünf Linien nahm er den mittleren Durchſchnitt, den er graphiſch darſtellte. Um zu ſehen, ob die Annahme einer Periode von 36 Jahren ſich hier beſtätige, ſetzte er, da der Umfang der Ziffern nicht mehr erlaubte, die 21 erſten Jahre des 36jährigen Cyklus, der von 1759 bis 1815 geht, alſo die Jahre von 1759 bis 1779 unter einander und eben ſo die erſten 21 Jahre des von 1815 ab folgenden Cyklus, alſo die von 1815 bis 1835, und in der That fand ſich, daß die beiden Linien, die hieraus entſtanden, einander ziemlich parallel waren, oder mit anderen Worten, daß die Getraide-Preiſe in den Jahren von 1759 bis 1779 auf ähnliche Weiſe geſtiegen und gefallen ſeyen, wie in den Jahren 1815 bis 1835, und daß demnach die Temperaturwechſel in dem Anfangs-Cyklus der einen Periode dem der folgenden entſprechen.

So ſchwierig der Gegenſtand und ſo unvollkommen natürlich das Verfahren iſt, hegt doch Herr Evereſt die Ueberzeugung, daß in den Temperatur-Veränderungen der verſchiedenen Jahre eine gewiſſe Regelmäßigkeit ſtattfindet, und darum wünſcht er, daß man die direkten Beobachtungen vervielfältige und überall authentiſche Regiſter von den Getraide-Preiſen halte, indem er glaubt, daß dieſe Mittel zur Löſung einer Frage führen könnten, welche nicht bloß für den Gelehrten Intereſſe hat, ſondern auch in der politiſchen und ſocialen Oekonomie außerordentlich wichtig wäre.

Mannigfaltiges.

— **Mehmed Ali unter den Schwarzen von Sennaar.** Als der Vicekönig von Aegypten im vorigen Jahre eine Reiſe nach den Bergwerken von Fazoglu (ſpr. Faſoljü) in den Hochlanden des oberen Nillaufs unternahm, kam er auch nach Sennaar, dem Zweiſtußgebiete (Meſopotamien), wo einſt das alte Meroe geſtanden, deſſen Denkmäler noch jetzt in einigen impoſanten Ruinen vorhanden ſind, das jedoch ſeit Jahrtauſenden keine Kultur mehr geſehen. Die Ulemas und Sheiks der ſämmtlich zum Islam ſich bekennenden ſchwarzen Einwohner von Sennaar begrüßten den Paſcha, indem ſie ihm Ehrenkleider, als das übliche Gaſtgeſchenk, brachten. Mehmed Ali nahm dieſe Gelegenheit wahr, den ſchwarzen Herren einige Moral zu predigen und ſie zur Nachahmung der Aegyptiſchen Kultur aufzufordern, einer Kultur, die freilich, ſo weit ſie die Fellahs und andere nichtprivilegirte Einwohner Aegyptens betrifft, eben nicht ſehr beneidenswerth iſt. Indeſſen konnte der Vicekönig dieſe Schattenſeite ſeines Civiliſations-Gemäldes mit Recht hier ignoriren, eben ſo wie er auch von den Spuren einer tauſendjährigen Kultur, die ſich in dieſen wilden Landſchaften findet, keine Notiz nahm. Der didaktiſche Vortrag, den er bei dieſer Gelegenheit hielt, iſt in der That ungemein charakteriſtiſch, und wir theilen ihn hier nach dem Berichte mit, der über die Reiſe des Paſchas in Türkiſcher und Franzöſiſcher Sprache in Kahira erſchienen iſt. Mehmed Ali ſagte: „Die Völker der anderen Welttheile waren einſt wild, wie ihr; ſie hatten Führer, und durch beharrliche Arbeit gelang es ihnen, ſich zur Bildung zu erheben. Ihr habt einen Kopf, ihr habt Hände, wie ſie, folgt alſo ihrem Beiſpiele, arbeitet, und ihr werdet euch auch zu ihrer Bildung aufſchwingen. Ihr werdet große Reichthümer erwerben und Genüſſe koſten, die ihr jetzt wegen eurer tiefen Unwiſſenheit nicht einmal ahnet. Euch fehlt nichts, um dies zu erreichen. Ihr habt große Länderſtrecken, Wälder und Thiere; die Bevölkerung iſt zahlreich, die Männer ſind ſtark, die Weiber fruchtbar. Bis heute hattet ihr noch keinen Führer; jetzt habt ihr einen ſolchen gefunden. Ich ſelbſt bin dieſer Führer; ich werde euch der Civiliſation, dem Glück entgegenzutreiben wiſſen. Die Welt iſt in fünf Theile getheilt; der, den ihr bewohnet, heißt Afrika. In allen Gegenden, mit Ausnahme der eurigen, ſchätzt man den Werth der Arbeit, man hat Liebe am Guten und Nützlichen, man iſt dem Handel mit Leidenſchaft zugethan, denn er bringt Reichthum, Genuß, Ruhm; doch dies ſind Worte, deren Bedeutung ihr nicht einmal verſteht. Aegypten iſt nicht ſehr groß, aber durch die Arbeit und die Induſtrie ſeiner Bewohner iſt es reich und wird es noch mehr werden. Die entfernten Nationen kennen es. Das Land Sennaar aber, das noch zwanzigmal größer iſt als Aegypten, erzeugt faſt gar nichts, weil ſeine Einwohner faul ſind, als wären ſie todt an Leib und Seele. Wiſſet, daß die Arbeit Alles bringt, und daß man ohne ſie nichts erlangt." Se. Hoh. verſuchte (ſo fährt der Aegyptiſche Bericht fort), als er dies ſagte, ihnen dieſe Fundamentalmaxime begreiflich zu machen. Durch Erzählungen und ihnen verſtändliche Gleichniſſe wußte der Vicekönig ſie von dem Nutzen des Ackerbaues und des Handels zu überzeugen. Sie geſtanden ein, daß ſie in einer vollkommenen Unwiſſenheit lebten, und äußerten den Wunſch, Aegypten zu ſehen. „Sehen iſt eins und verſtehen ein anderes", erwiederte Se. Hoh., „wollt ihr eure Kinder nach Aegypten ſchicken, ſo werde ich ſie ernähren und kleiden, ſie ſollen in den Schulen, die ich gründete, unterrichtet werden, und wenn ſie groß geworden und Kenntniſſe erlangt haben, dann wird es mir die größte Genugthuung ſeyn, ſie wieder in eure Arme zurückzuſenden." Alle Scheiks verſprachen, ihre Kinder nach Aegypten zu ſchicken, und der mächtigſte Sheik des Landes, Abd-El-Kader, ſagte: „Hoheit, ich habe keine Kinder, aber ich ſchicke dir den Sohn meines Bruders."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Digitized by Google